



Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag

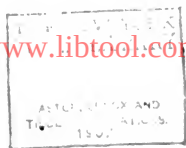
www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn

*DF

Westermanns

www.libtool.com.cn



Jahrbuch

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

www.libtool.com.cn

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen.

Ein Familienbuch

für

d a s g e s a m m t e g e i s t i g e L e b e n

der Gegenwart.

Fünfundvierzigster Band.

Der vierten Folge erster Band.

October 1878 bis März 1879.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1879.

45. Band.

von
October
1878

bis
März
1879

Westermann
illustrirte deutsche
Monatshefte

herausgegeben
von

Friedrich Spielhagen.

Braunschweig

Druck und Verlag von George Westermann.

www.libtool.com.cn



Verzeichniß der Mitarbeiter

am

fünfundvierzigsten (der vierten Folge ersten) Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Auerbach, Berthold, in Berlin, 50, 319. — Bartsch, Karl, in Heidelberg, 62. — Bibra, Ernst v., in Nürnberg †, 91. — Brauu, Karl, in Berlin, 106, 211, 365, 481. — Bret Harte, Francis, in Eresfeld, 542. — Dahn, Felix, in Königsberg, 70. — Dorublüth, Friedrich, in Rostock, 251. — Frommann, F. A., in Jena, 643. — Geibel, Emanuel, in Lübeck, 463. — Gumprecht, Otto, in Berlin, 77, 703. — Hamu, Wilhelm Ritter v., in Wien, 626. — Hilfer, Ferdinand, in Cöln, 554. — Hopfen, Hans, in Berlin, 401. — Jeusen, Wilhelm, in Freiburg i. B., 1. — Klar, Alfred, in Prag, 343. — Lewald, Fanny, in Berlin, 116. — Lindner, Albert, in Berlin, 594. — Lingg, Hermann, in München, 515. — Lorm, Hieronymus, in Dresden, 657. — Möllhausen, Balduin, in Potsdam, 466. — Pauli, Gustav, in Dresden, 351. — Pecht, Friedrich, in München, 776. — Polakowski, H., in Berlin, 599. — Raabe, Wilhelm, in Braunschweig, 137, 269. — Reuleaux, Franz, in Berlin, 505. — Riegel, Herman, in Braunschweig, 331. — Rohlfz, Gerhard, in Weimar, 195. — Schasler, Max, in Andofstadt, 490. — Siebert, F., in Jena, 240. — Spielhagen, Friedrich, in Berlin, 60, 752. — Tempelkey, Eduard, in Koburg, 529. — Turgenjew, Iwan, in Paris, 717. — Valentiner, W., in Mannheim, 717. — Vincenti, Carl v., in Wien, 766. — Vogt, Karl, in Genf, 123, 231. — Wirth, Max, in Wien, 617.

Inhalt

des fünfundvierzigsten (der vierten Folge ersten) Bandes.

Ein Ion. Novelle von Wilhelm Jensen, 1.
Wie der Großvater die Großmutter nahm. Eine Rhein-
ländische Erzählung von Berthold Auerbach, 50.
Weißt noch? Gedicht von Friedrich Spielhagen, 60.
Goethe und Marianne Willemer. Von Karl
Vartsch, 62.
Das Angepül der See. Eine Studie von Felix
Dahn, 70.
Die Beethovens'sche Cinsonie. Von Otto Gum-
precht, 77.
Von Brasilien nach Chile um Cap Horn. Von
Ernst v. Bibra, 91.
-Deutsche Städtebilder. Von Karl Braun-Wiesbaden,
106, 211, 365, 481.
Aus römischen Ateliers. Von Hann Lenz, 116.
Reptilien und Vögel aus alter und neuer Zeit.
Von Karl Vogt, 123, 231.
Literaturbrief, 132, 261, 523, 651, 781.
Deutscher Adel. Erzählung von Wilhelm Raabe,
137, 269.
Die Erbtheilung. Dramatische Skizze von Iwan
Turgenjew, 177.
Durch den dunklen Welttheil von F. M. Stanley.
Von Gerhard Rohls, 195.
Ueber Schlaf und Traum. Von F. Siebert, 240.
Der Tabak als Genußmittel. Von Friedrich Dorn-
bluth, 251.
Ein Sinnbild und ein Geschichtsbild aus dem Volks-
leben. Gespräch auf der Kunstausstellung. Von
Berthold Auerbach, 319.
Witz und das Witz. Museum in Brüssel. Von
Herman Kiegel, 331.
Karl Gyon Ebert und seine gesammelten Werke.
Von Alfred Klar, 343.
Pagab. Von Gustav Pauli, 351.
Reizigkeit des Kunsthandels, 386.
Am den Engel. Novelle von Hans Hopfen, 401.
Des Horatius sechste Satire des zweiten Buches.
Uebersetzt von Emanuel Geibel, 463.
Die altamerikanische Völkerwanderung. Von Balduin
Möhlmann, 466.
Ueber harmonische Farbenverbindungen. Von Max
Schöller, 490.

Ein Epilog zur Pariser Welt-Ausstellung. Von
Franz Reuleaux, 505.
Deutsche Dichtung während des dreißigjährigen
Krieges. Von Hermann Lingg, 515.
Spät gefunden. Novelle von Eduard Kempelley, 529.
Die Erbin aus Red Dog. Humoristische Erzählung
von Bret Harte, 542.
Fector Verlag. Von Ferdinand Hiller, 554.
Aus dem dramatischen Atelier. Eine Indiscretion
von Albert Lindner, 594.
Die Pflanzen-Systeme. Von F. Polakowski, 599.
Neue assyrische Entdeckungen. Von Max Wirth, 617.
Skizzen von der Pariser Weltausstellung. Von
Wilhelm Ritter von Hamn, 626.
Johann Diederich Gries. Eine biographische Skizze
von F. J. Frommann, 643.
Gurica. Novelle von Hieronymus Form, 657.
Die Berliner Opern- und Concertsaison. Von Otto
Gumprecht, 703.
Die Spectralanalyse. Von B. Valentiner, 717.
Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich
Spielhagen, 752.
Arabische Studenten und die neuere Religionsbe-
wegung im Islam. Von C. v. Vincenti, 766.
Hirth's „Normenschatz der Renaissance“. Von Friedrich
Pecht, 776.
Literarische Notizen: Rafael's Sixtinische
Mabonna. Von M. Steinla. — Der zoologische
Garten in Berlin. — New original map of the
island of Cyprus, by Henry Kiepert, 135.
Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege. Von
Dr. Fr. Sander. — Die ersten Mutterpflichten
und die erste Kindespflege. Von Ammon. —
Das Kind und seine Pflege. Von Jüsti. —
Diphtherie und Group. Von Franz Seif, 136.
Geschichte der Philosophie. Von Kirchner. — Pier-
gärtnerei. Von Jäger. — Allgemeine Hütten-
kunde. Von Dürr, 264.
Züchtungsmittel der Pflanzen. Von Kunze. — Die
gesammelten Naturwissenschaften. — Kosmos. Von
Otto Caspari. — Am Anfang schuf Gott Him-
mel und Erde. Von Dr. L. Meyn. — Ueber
Gott, Geist und Unsterblichkeit. Von Dr. Eduard

- Pöwenhardt. — Die Elemente der Metaphysik. Von Dr. Paul Deussen. — Dogmatismus und Skepticismus. Von Dr. Paul Kannengießer. — Werden und Vergehen. Von Carus Sterne. — Die Principien der Biologie. Von Herbert Spencer, 265.
- Grundlinien der Psycho-Physik. Von Langer. — Die Statistik und die Socialwissenschaften. Von Emilio Morpurgo. — Entwicklungsgeichte der Vorstellungen von Zuständen nach dem Tode. Von Edmund Spieck. — Die Idee eines goldenen Zeitalters. Von Pfeiderer, Arthur Schopenhauer. Von D. Busch, 266.
- Kant's Kritik der reinen Vernunft. Von Dr. A. Kohrbach. — Der lebensfreudige Zeus. Von Dr. A. Wülfke. — Die biblische Schöpfungsgeschichte. Von Dr. F. Reusch. — Naturgeschichte des Teufels. Von Dr. Karich. — Euripides. Von Donner. — Die alten Lieber des Horatius in neuem Gewande. Von Köster. — Leijing: Bibliothek von Christian Redlich. — Briefe und Documente aus der Zeit der Reformation. Von Kraft. — Meyer's Handlexikon des allgemeinen Wissens. — Die Rundschiff. Von Soennedden. — Russlands Geschichte und Politik. Von Kleinschmidt, 267.
- Juristische Schriften des früheren Mittelalters. Von Hermann Jitting. — Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes. Von David Müller. — Das Patentrecht für das deutsche Reich vom 25. Mai 1877. Von Dr. A. Klottermann, 268.
- Grundlinien einer Philosophie der Technik. Von Ernst Kapp, 398.
- Die menschliche Arbeitskraft. Von Jäger. — Der Rheinfall bei Schaffhausen. Von Samuel Fleischer, 400.
- Der Junker. Von Edmund Hofer. — Das Buchstabirbuch der Leidenschaft. Von Otto Roquette, 656.

Namen- und Sachregister

zum fünfundvierzigsten (der vierten Folge ersten) Bande.

- Abel, Deutscher. Erzählung von Wilhelm Raabe, 137, 269.
- Angepfl, Das, der Ete. Eine Studie von Felix Zahn, 70.
- Atelier, Aus dem dramatischen. Eine Indiscretion von Albert Lindner, 594.
- Ateliers, Aus römischen. Von Johann Lewald, 116.
- Bagdad. Von Gustav Pauli, 351.
- Berlioz, Hector. Von Ferdinand Hiller, 554.
- Braut, Von, nach Chile am Cap Horn. Von Ernst v. Vibra, 91.
- Dichtung, Deutsche, während des dreißigjährigen Krieges. Von Hermann Kling, 575.
- Ebert, Karl Egon, und seine gesammelten Werke. Von Alfred Klar, 343.
- Engel, Um den. Novelle von Hans Hopfen, 401.
- Enrica. Novelle von Hieronymus Vorn, 657.
- Entdeckungen, Neue ägyptische. Von Max Birt, 617.
- Epilog, Ein, zur Pariser Welt-Ausstellung. Von Franz Reuleaux, 505.
- Erbin, Die, aus Red Dog. Humoristische Erzählung von Bret Harie, 542.
- Erbscheidung, Die. Dramatische Skizze von Iwan Turgenjew, 177.
- Erinnerungen aus meinem Leben. Von Friedrich Spielhagen, 752.
- Gartenverbindungen, Ueber harmonische. Von Max Schaller, 490.
- Goethe und Marianne Willemer. Von Karl Partsch, 62.
- Gries, Johann Diederich. Eine biographische Skizze. Von J. J. Frommann, 643.
- Kunsthandels, Neuigkeiten des, 386.
- Literaturbrief, 132, 261, 523, 651, 781.
- Literarische Notizen. Ammon: Die ersten Mutterpflichten, 136.
- Baumgarten: La France contemporaine, 654.
- Beckmann, E.: Fritz Reuter-Galerie, 390.
- Böhm: Geschichte der Pädagogik, 262.
- Boos: Thomas und Felix Platter, 655.
- Busch, E.: Arthur Schopenhauer, 266.
- Gaspari, Otto: Kosmos, 265.
- Gotta, B. v.: Die Geologie der Gegenwart, 527.
- Deussen, P.: Die Elemente der Metaphysik, 265.
- Dieserweg, A.: Ausgewählte Schriften, 524.
- Donner: Euripides, 267.
- Dürre: Allgemeine Hüttenkunde, 264.
- Ebers, G.: Aegypten, 386.
- Erdmann, D.: Immanuel Kant's Prolegomena, 134.
- Erdmann, B.: Die Axiome der Geometrie, 264.
- Epe, A. v.: Das Reich des Schönen, 651.
- Jitting, P.: Juristische Schriften des früheren Mittelalters, 268.
- Jriele, R.: Thierbilder, 390.
- Jüsch, L.: Das Kind und seine Pflege, 136.
- Garten, Der zoologische, in Berlin, 135.
- Sindely, A.: Geschichte des dreißigjährigen Krieges, 526.
- Stünzberg, F.: Spinoza's theologisches Tractat, 134.
- Saefel, E.: Freie Wissenschaft und freie Lehre, 653.
- Handzeichnungen deutscher Meister, 390.
- Sänselmann, L.: Gauß, 527.
- Hofer, E.: Der Junker, 656.
- Höhnes, Chr.: Der letzte Constantin von Helica hemaus, 263.
- Holland: Deutsche Minnefänger in Bild und Wort, 392.

- Hornwig: Moraltiche Briefe, 652.
 Jäger: Die menschliche Arbeitskraft, 400.
 Jäger: Kiergärtnerrei, 264.
 Jakobson, P.: Dante Alighieri, „Das neue Leben“, 784.
 Kaunengieser, P.: Dogmatismus und Scepticismus, 265.
 Kapp, C.: Grundlinien einer Philosophie der Technik, 398.
 Karich: Naturgeschichte des Teufels, 267.
 Kehr, C.: Geschichte und Methodik des deutschen Volksschulunterrichts, 523.
 Kiepert, H.: New original map of the island of Cyprus, 135.
 Kirchner, Ar.: Geschichte der Philosophie, 264.
 Kleinschmidt: Rußlands Geschichte und Politik, 267.
 Klopp, C.: Leibniz' Werke, 132.
 Klostermann, A.: Das Patentrecht für das deutsche Reich, 268.
 Köster: Die alten Lieder des Horatius, 264.
 Kraut: Briefe und Documente aus der Zeit der Reformation, 267.
 Krause, A.: Kant und Helmholtz über den Ursprung und die Bedeutung der Raumanschauung, 528.
 Krell, P.: Die Glässer der Malerei, 386.
 Künke: Schutzmittel der Pflanzen, 265.
 Langenberg, G.: Ernst Moriz Arndt's Briefe an eine Freundin, 133.
 Langer: Grundlinien der Psycho-Physik, 266.
 Löwenhardt, G.: Ueber Gott, Geist und Auferstehlichkeit, 265.
 Meun: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, 265.
 Meyer: Handlexikon des allgemeinen Wissens, 267.
 Mörike, G.: Gesammelte Schriften, 781.
 Morpurgo, G.: Die Statistik und die Socialwissenschaften, 266.
 Müller, T.: Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes, 268.
 Naturkräfte, Die, 262.
 Naturwissenschaften, Die gesammten, 265.
 Neblich, Chr.: Leijung: Bibliothek, 267.
 Pfeleiderer, G.: Die Idee eines goldenen Zeitalters, 266.
 Pleischer, S.: Der Rheinfall bei Schaffhausen, 400.
 Pöschinger, H.: Pantweien und Pantpolitik in Preußen, 262.
 Reusch, R.: Die biblische Schöpfungsgeschichte, 267.
 Rohrbach: Kant's Kritik der reinen Vernunft, 267.
 Roquette, O.: Das Buchhaberbuch der Leidenschaft, 656.
 Sanber, R. A.: Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege, 136.
 Scherr, J.: Germania, 388.
 Scheuren, G.: Am deutschen Rhein, 390.
 Schmelter, G.: Die Ueberbürdung auf den höheren Lehranstalten, 524.
 Schneidewin, M.: Die homerische Naivetät, 652.
 Schwind, M. v.: Die schöne Melusine, 394.
 Schwind, M. v.: Das Märchen von den sieben Raben, 394.
 Seig, J.: Diptherie und Group, 136.
 Soenneden: Die Kunstschritt, 267.
 Spencer, H.: Die Principien der Biologie, 265.
 Spieh, C.: Entwicklungsgeichichte der Vorstellungen von Zuständen nach dem Tode, 266.
 Spiller, Th.: Das Leben, 528.
 Steinla, M.: Rafael's Eirtiniische Nabouna, 134.
 Sterne, G.: Werden und Vergehen, 265.
 Strauß, D. R.: Poetisches Gedebuch, 261.
 Sybel: Geschichte der Revolutionszeit 1789 bis 1800, 524.
 Wänjche, A.: Der lebensfreundige Jesus, 267.
 Zöllner, Ar.: Wissenschaftliche Abhandlungen, 263.
 Sporn: und Concertsaal, Die Berliner. Von Otto Gumprecht, 703.
 Pflanzen-Systeme, Die. Von H. Polakowski, 599.
 Renaissance, Hirth's Normenschatz der. Von Friedrich Becht, 776.
 Reptilien und Vögel aus alter und neuer Zeit. Von Karl Vogt, 123, 231.
 Satire, des Horatius seichte, des zweiten Buches. Uebersezt von Emanuel Geibel, 463.
 Schlaf, Ueber, und Traum. Von R. Siebert, 240.
 Stützen von der Pariser Welt-Ausstellung. Von Wilhelm Ritter von Hamn, 626.
 Sinfonie, Die Beethoven'sche. Von Otto Gumprecht, 77.
 Sinnbild, Ein, und ein Geichichtsbild aus dem Volksleben. Gespräch auf der Kunstausstellung. Von Berthold Auerbach, 319.
 Spät gemunden. Novelle von Guard Tempelton, 529.
 Spectralanalyse, Die. Von W. Valentiner, 717.
 Städtebilder, Deutsche. Von Karl Braun-Wiesbaden, 106, 211, 365, 481.
 Studenten, Arabische, und die neuere Religionsbewegung im Islam. Von G. v. Vincenti, 766.
 Tabak, Der, als Genußmittel. Von Friedrich Dornblüth, 251.
 Ton, Ein. Novelle von Wilhelm Jensen, 1.
 Völkerwanderung, Die altamerikanische. Von Valbun Wollhaußen, 466.
 Weißt noch? Gedicht von Friedrich Spielhagen, 60.
 Welttheil, Durch den dunklen, von H. M. Stantley. Von Gerhard Koblitz, 195.
 Wie der Großvater die Großmutter nahm. Eine Rheinländische Erzählung von Berthold Auerbach, 50.
 Wierg und das Wierg-Museum in Brüssel. Von Herman Kiegel, 331.



E i n T o n.

Novelle

von

Wilhelm Jensen.

Der Nachtwind ging durch die Straßen einer großen Universitäts- und Provinzhauptstadt im östlichen Deutschland. Er kam in eifigen Stößen von den russischen Flachlanden; es war zwischen Spätherbst und Winter, der Morgen hatte das ferne Gebirg im Süden der Stadt mit erstem Schnee bedeckt gezeigt. An den Ecken der Plätze und Gassen flackerten die Gaslaternen, hie und da strahlte noch das Schaufenster eines Ladens von ruhigerem Licht, die meisten waren bereits dunkel. Die Besizer derselben hatten Anlaß genug, sich auf keine Einnahmen mehr Rechnung zu machen; Wagen rollten noch dann und wann einer spät beginnenden, vornehmen Gesellschaft zu, doch nur wenig Fußgänger belebten die Straßen mehr und unter diesen keine, welche den Eindruck erregen konnten, als Käufer in ein

reiches Geschäftslocal eintreten zu wollen. Sie bestanden aus Studenten, die eilig einer „Kneipe“ zinstrebten, und aus Leuten, welche den nämlichen Zweck verfolgten, von jenen indeß trotzdem nicht mit der vollen, eigentlich solcher Absicht in ihren Augen stets gebührenden Achtung betrachtet, sondern unter dem Sammelbegriff des „Philistertums“ zusammengefaßt wurden. Die weiblichen Wesen, die sich ab und zu dazwischen gesellten, schieden sich gleichfalls in zwei leicht von einander zu trennende Gattungen. Dienstmägde, manchmal mit, manchmal ohne Begleitung eines Anbeters, kehrten in bloßem Kopfe raschen Schrittes von einem Gewerbestand nach Hause und warfen ihr flatterndes Haar mit einem ostentativ mißächtlichen Ruck zurück, wenn sie hie und da langsam auf dem Trottoir dahinvandelnden Angehörigen ihres Geschlechts begegneten. Einige der letzteren

ranstchten mit langer Seidenschleppe fürstlich über den Asphaltbelag der breiteren Straßen; vielleicht erwiesen sich im Tageslicht die wehenden, gelben Straußfedern ihrer Hüte als unecht oder abgetragenerwaschen, der Sammet ihrer pelzverbräunten, eleganten Mantillen als aus der Trödlerbude stammend, aber in der gegenwärtigen Beleuchtung erfüllte Alles voll auf seinen Zweck, wie falsche Perlen im Mondglanz.

Eine der Genannten hielt jetzt auf der breiten Straße einer Vorstadt unsern einer Gasflamme ihren Fuß an und schien von der Ordnung ihrer Bekleidung in Anspruch genommen. Etwa ein Duzend Schritte vor ihr stieg ein hoch und kraftvoll gewachsener junger Mann, in einen Mantel gewickelt, von Statuen besetzter Sandsteintreppe eines vornehm zurückliegenden, hellerleuchteten, offenbar zur höchsten Aristokratie der Stadt gehörenden Gebäudes herab. Er hatte sich unter dem Portal eine Cigarre angezündet, gähnte laut und schritt rauchend vorwärts. Als er an die Laterne gelangte, schlug die neben derselben Beschäftigte den Schleier von ihrem Gesicht zurück und sah ihn an. Dies Thun schien ihn in Verwunderung zu setzen, denn er blieb unwillkürlich stehen und murmelte mit einem verdrossenen Lachen:

„Fühlst du dich so sicher?“

Sie that, als besäßen die Worte für sie keine Geltung, doch im nächsten Augenblicke fügte er spöttisch hinzu:

„Wahrhaftig, du hast nicht Unrecht, kannst bei der Excellenz drüben mit anklopfen, und alles blane Blut dort wird wenigstens dem, was in deinen Kleidern steckt, keine Concurrenz machen. Es ist schade, daß ich dich nicht früher gesehen, sonst hätte ich dich als meine Cousine bei ihnen eingeführt.“

Er lachte und ging an ihr vorbei über die Brücke des mit gelbem Wasser an-

geschwollenen Flusses, der das vornehme Quartier der Vorstadt von dem engeren Gassengewirr der Altstadt trennte. Von einem Thurm schlug es elfte Vollstunde; er stand still und blickte zu dem schwarzen Himmel über sich auf; es begann leise, doch wie mit kleinen vereinzelten Eisnadeln zu regnen. Durch die leere Gasse kam ihm ein Schritt entgegen, hielt an und eine Stimme fragte:

„Wenn das ehrsame Gas nicht lügt, ein Wolf — Graf Hertwold Gebfattel?“

Das Letztere war zweifelnder hinzugefügt, denn der Angesprochene hatte eine halbe Wendung gemacht, die seine Züge aller Beleuchtung entrückte. Er schien unschlüssig, ob er Neigung zu einer Erwiderung hege, drehte jedoch ziemlich rasch den Kopf wieder und versetzte:

„So verdient das Gas eine Prämie vor den Sternen, Franz Einschütz — wohin?“

„Ich könnte dich fragen, woher?“

Die Entgegnung ergab vertraute Stellung der Beiden zu einander. Hertwold Gebfattel warf den Rest seiner Cigarre zu Boden, daß der Wind die Funken durch's Dunkel fortschnob, und öffnete seinen Mantel.

„Aus höchsten Regionen, Freund; der prinzliche Stern aus der Comödie funkelt mir auf der Brust.“

Seine Armbewegung hatte eine weiße Halsbinde und salonmäßigen Gesellschaftszug darunter offenbart; Einschütz erwiderte:

„Du kommst aus der großen Soiree bei deinem Oheim? Schon? Andere Leute, sah ich, fuhren kamm vor einer Stunde erst hin.“

„Andere Leute haben andere Zungen, Ohr- und Augennerven, carissime; das solltest du als Mediciner im achten Semester billigerweise wissen. Die Schminke, welche meine Tante auf den — wie heißt ihr's? — Zochbogen trug, ließ sie

wie ein junges Mädchen von höchstens einem halben Jahrhundert erscheinen, und in Wirklichkeit zählt sie schon fünf- und vierzig. Meine Frachtschwänze hatten es satt, sich länger unter das blühende Joch zu biegen; ich habe überhaupt alle Pariser Roben, Voden, cachirte und decollectirte Schlüsselbeine satt und dafür einen höchst gemeinen, aber desto naturwahreren Durst. Willst du mir behülflich sein, ihn umzubringen, gilt's mir in deiner Gesellschaft gleich, wo, obschon ich wiederum am meisten Neigung verspüre, mich meines Durstes unter der anregenden Unterhaltung einiger Gassenlehrer und Holzhaider zu entledigen.“

Graf Hertwolff Gebjattel legte den Arm in denjenigen seines Universitätsfreundes, der, während sie vorwärts schlenderten, lachend erwiderte:

„Der Unverbesserliche! Ich fürchte, die Schminke würde deine hochgeborene Tante nicht vor einer Ohnmacht geschützt haben, wenn sie dich gehört hätte. Im Uebrigen kann ich dir deine Semesterrechnung comptant zurückgeben, denn du solltest als achtemesterlicher Jurist, Cameralist, angehender Staatsmann und Diplomat billigerweise wissen, daß die menschliche Gesellschaft sich in verschiedene Rubriken mit verschiedenen berechtigten Eigenthümlichkeiten theilt, und wer sich in Gefahr begiebt, hat ein Recht, darin umzukommen. Wenn du für den Rest dieses angenehmen Tages mit meiner Rubrik vorlieb nehmen willst, so komm. Es scheint, dein Geschmack hat auch in dieser Richtung einige Wandlung erlitten, denn du pflegtest früher um die jetzige Tageszeit durch andere Verpflichtungen in Anspruch genommen zu sein. Du weißt, ich bin kein Moralsprediger von Beruf, aber erlaube mir beizufügen, daß ich mich nicht nur um meinethwillen, sondern mehr noch für dich freue, wenn du dahingekommen, daß dir die Gesellschaft eines Franz ge-

nügend anzureicht, anstatt einer Franziska. *Mi dir äger*, ist der Spruch eines alten Weltweisen, der in naturhistorischen vermuthlich nicht gerade absonderlich bewandert war, allein nichtsdestoweniger erklärte sich die Medicin heutzutage mit seinem Grundsatze durchaus einverstanden, und eine vernünftige Philosophie —“

„Bitte, verschone mich mit den übrigen sogenannten Wissenschaften; es reicht mir grade aus, daß ich mich mit deinem Satze einverstanden erkläre; ob er weise oder närrisch ist, läßt mich durchaus gleichgültig. Ich habe heut' Hunger, Durst und sonstige Begehr, nicht vor dreitausend Jahren und nach keinem Compendium der Medicin oder Philosophie, sondern nach meinem Magen und meiner Kehle. Es ist das Etwas, was die anständige Welt einen gemeinen Geschmack heißt, und denjenigen, der ihn besitzt oder vielmehr offen zur Schau stellt, pflegt sie ohne Euphemismus ein verlorenes Subject zu nennen. Ich weiß das Alles und habe es, ehe ich mündig war, von meinen Eltern wie von der ganzen Sippe oft genug zu hören bekommen, um es für den Rest meines Daseins behalten zu können. Nur würdest du mir einen Gefallen thun, nicht darin den Grund der von dir wahrgenommenen ‚Wandlung‘ zu suchen, und du würdest diese Dienstleistung noch wesentlich erhöhen, wenn du mir die weiblichen Endungen deines dir in der Taufe beigelegten Vornamens oder derjenigen Anderer meiner Mitchristen nicht ins Gedächtniß zu rufen trachtet müchtest. Ich habe auch dafür wieder meine Gründe, die für mich ausreichen —“

Franz Einspüß blieb stehen, legte die Hand auf den Arm des Sprechers und fiel ihm ins Wort:

„Für eine so rasche Veränderung vermag ich mir nur einen Grund zu denken.“

„Dann vermuthete ich, daß deine Gedanken etwas einfach sind. Und dein Grund?“

„Verliebtheit — Liebe, wenn du es lieber hörst, wirkliche, für eine Standesgenossin oder wenigstens ein dir an Bildung ebenbürtiges Mädchen.“

Ein fast etwas unschön hartes, ironisches Lachen antwortete ihm.

„Du sprichst, als hätte nicht ich, sondern du sechzehn maßlose Äußen hinter dir und ständest im Begriff, dich für deine edle Nachkommenschaft als Siebzehnter an ihre glorreiche Kette anzuschmieden. Mein Grund ist von niedrigerer Herkunft, aber trotzdem noch älteren Ursprungs; denn schon Hamlet spricht von ihm, und ich glaube, daß ich einige Millionen Vorfahren in seiner Richtung besessen. Liebe? Zum Handel mit diesem Artikel oder zum Heirathen und zur Vermehrung der Seelenzahl unseres Erbbaßs ist nur Einer erforderlich, der die Absicht und die Mittel dafür besitzt; das Andere ergiebt sich von selbst. Aber zur Liebe gehören Zwei. Deine Wissenschaft mag eine andere Meinung darüber hegen; ich halte in meiner Unkenntniß, welche die Welt mir darin bis heute bewahrt, dafür, daß es etwa mit ihr steht wie mit dem Trinken, zu dem nach meiner Erfahrung die Lippen und der Wein nöthig sind. Wie denkst du über den letzteren Fall hier, amice?“

„Daß du vermuthlich deinen Wunsch nach Gassenkehrern und Holzhackern drunten befriedigen würdest,“ versetzte der Gefragte. „Wenigstens scheint der Gassenhauer als tönendes Aushängeschild ihre Anwesenheit zu verkünden.“

Die beiden nächtlichen Wanderer hatten vor einer, vom Trottoir der engen, dunklen Straße ziemlich steil in eine Kellerwirthschaft abwärts führenden Treppe innegehalten, über die ein dreifach zusammengefügtes Gemenge für Auge, Ohr und Geruchssinn heraufkam. Dem letzteren deutete zunächst starker Spirituosendunst Bestimmung und Rang der unterirdischen

Localität, von deren Zugang aus eine, röthlichen Nebel durchglühende Lampe kaum ausreichendes Licht zum Unterscheiden der halbschattigen Stufen emporwarf. Den dritten Sinn begrüßte mit ebenbürtiger Anziehungskraft ein heraufhallendes Durcheinander von Saitengeklimmer und heiserem, nach jeder Minute von Gellatsch und Beifallsgeschrei übertäubtem weiblichen Gesang. Graf Hertwolt hatte eine Gesichtsbewegung von der ihm entgegenbrodelnden Luft ab gemacht, welche trotz seiner vorherigen Äußerungen unverkennbar Etwas wie aristokratischen Widerwillen bekundete, allein auf die Erwiderung seines Gefährten gab er rasch zur Antwort: „Damit du dich überzeugst, daß es mir nicht nur hie und da mit Einem, sondern mit Allem, was ich sage, Ernst ist —“ und stieg, seine Worte bethätigend, ohne weitere Entgegnung abzuwarten, die Treppe hinunter. Einäschüß folgte ihm, den kraftvollen Bau des Voranschreitenden ins Auge fassend, mit einem halblachenden Gemurmel nach: „Zedenfalls sind mir da drunten die Streckmuskeln deiner Arme zur Begleitung wünschenswerther, als alle deine sonstigen Qualitäten,“ und sie erreichten in der nächsten Minute die offenstehende Thür der Schenkräumlichkeit. Diese war umfangreicher, als sich von oben vermuthen ließ, des dichten Tabaksdampfes halber beim Eintritt kaum nach allen Richtungen zu übersehen, und entsprach gleichfalls in Bezug auf die darin befindliche Gesellschaft nicht der gehegten Erwartung. Ein Gemisch verschiedenartiger Stände nahm die Stühle um isoliert stehende Tische ein; farbige Mützen und Bänder kennzeichneten eine Studentengruppe; jüngere Kaufleute, Handwerker, Unteroffiziere füllten vorwiegend den Raum, in welchem nur stellenweise Gefichter, Behaben und Kleidung rohere Elemente verriethen. Die Anwesenden bildeten alle Bestandtheile einer „gemischten“

Gesellschaft, in der jedoch die reichlich genossenen Getränke, wie es schien, bereits seit längerer Zeit die Standes- und Berufsunterschiede ziemlich zu nivelliren begonnen. Dasjenige, was ihnen offenbar den gemeinsamen Anlaß zu dem Besuch der Wirthschaft gab, bestand aus einer an der Rückwand des großen Gelasses etwas erhöhten Holzrampe, auf der einige flitterhaft aufgeputzte Frauenzimmer mit Harfen neben sich saßen und die während der Pausen des Spiels von einem Komiker untersten Ranges zu einer Theaterbühne umimprovisirt wurde. Wenn die Späße desselben beendet waren, griffen zwei der Harfenistinnen sogleich mit oft kreischender Dissonanz wieder in die verstimmten Saiten, die dritte jedoch trat mit einem Zinnteller von der Estrade zwischen die Gäste hinunter und nahm den ihr unter Lachen, Gespött, complimentirenden und zweideutigen Redensarten gespendeten, aus kleinster Münze bestehenden Lohn der Kunstleistungen ihrer Collegen in Empfang.

Die beiden neu hinzugelangenenden Studenten ließen sich in einem unbefestigten, halbüberdämmerten Winkel nieder, und Hertwoltz Gebfattel bethätigte die Wirklichkeit seines Durstes durch das rasche Herabstürzen einiger großen, mit schäumendem Bier gefüllten Gläser. Man sah an der Art seines Trinkens, daß er auch darin Uebung besaß und sich vermuthlich vor keinem Wettkampf auf diesem Gebiet studeutischer Bravourleistung zu scheuen brauchte. Doch das dritte Glas, das die Kellnerin ihm brachte, schob er mit ähnlicher Handbewegung zurück, wie sein Mund auf ihre ziemlich unverhüllt aufdringliche Ansprache erwiderte, und ohne auf seine Umgebung noch auf die Vorgänge der Spieltribüne zu achten, vertiefte er sich in ein halbblaut geführtes Gespräch mit seinem Begleiter, wenigstens soweit von Seiten des letzteren die Erwiderungen er-

theilt wurden; aus dem Munde Gebfattel's flog manchmal, unbekümmert darum, ob Gelärm oder aufmerksame Stille in dem Local herrschte, ein lautes, zumeist spöttisches, ringshin vernehmliches Wort. Es war die Kraft der Jugend, die sich an ihm kundthat, doch nicht ihre Fröhlichkeit oder schäumender Uebermuth; was er sprach und dachte, trat hart und schroff zu Tage, ein trotziges Selbstbewußtsein, das Alles um sich her geringschätzte, doch zugleich in anscheinend seltsamem Widerspruch sich selbst in diese allgemeine Schätzung einbegriff. Unfraglich besaß er seinem augenblicklichen Genossen gegenüber etwas Ueberlegenens; er hatte selbst gedacht, wie es schien, sogar am meisten über sich selbst, und das Ergebnis war ihm nach allen Richtungen dergestalt entgegengetreten, daß er es nur mit einem jargonischen Lachen zu umkleiden vermochte.

Einige Mal hielt der Komiker, der jetzt eine an groben Zweideutigkeiten reiche Farce zur Darstellung brachte, dies Gelächter für ein besonderes Beifallszeichen und verneigte sich geschmeichelt in die Richtung, aus der es erscholl. Dann aber ließen Aeußerungen Hertwoltz's keinen Zweifel, daß sie nicht dem Spiel galten, sondern dasselbe gleichgültig unterbrachen, und die entfernter Sitzenden riefen laut: „Stille!“ herüber. Er schien nicht zu bemerken, daß die Anforderung ihm galt, bis Einschlüß ihn zuflüsterte: „Du bist gemeint.“ Doch der Angesprochene warf die Schulter zurück: „Was geht mich dies johlende Gefindel an?“ — „Sie wollen hören und haben ein Recht darauf.“ — „Wenn's das ist, ich bezahle für sie Alle —“

Gleichzeitig griff der Sprecher in die Tasche und begleitete sein Wort mit der That. Die zu den beiden Harfenistinnen gehörige dritte, welche bisher weder mitgespielt noch gesungen hatte, war wieder mit dem Zinnteller von der Estrade herab

und zunächst an den Tisch der beiden neuen Gäste getreten. Sie erschien jünger als ihre Gefährtinnen, deren plump aufgetragene Schminke das Alter derselben nicht beurtheilen ließ; ihr volles, malerbraunes Haar erregte ebensowenig Zweifel an seiner Echtheit, wie die Farbe des blassen, gegenwärtig jedenfalls beinahe apathisch-ausdrucksleeren Gesichts. Sie erinnerte an ein überwachtes, müdes Bettelkind, das mit Schlaf in den Augen, doch ohne Traumbilder der Seele, mechanisch seiner geschäftsmäßigen Hantirung nachkam. In anderer Gewandung als dem dürrstigen, bis an den Nacken hinaufgeschlossenen, abgetragenen Kleide hätte sie vielleicht die sprichwörtliche Schönheit, mindestens den Reiz der Jugend besessen; so bedurfte eine Erkenntniß derselben forschender und feiner organisirter Augen, die Niemand auf sie verwendete. In schreiend lächerlichem Gegensatz zu ihrer ganzen Erscheinung stand ein breiter, prahlerisch gleißender Halsknecht aus Talnigold und großen blauen und rothen Steinen wohlfeilster Glasimitation. Es war nicht viel psychologischer Scharfsinn erforderlich, um die ziemlich sichere Enthüllung aufzustellen, daß derselbe nicht ihr Eigenthum sei, sondern ihr nur von den Genossinnen angehängt worden, um die Trägerin wenigstens für den Abend einigermaßen ebenbürtig herauszuputzen.

Wie erwähnt, herrschte eine Art Halblicht in der Ecke, in welche die Einsammlerin augenblicklich trat, und sie that dies in der nämlichen Weise, wie zuvor an allen anderen Tischen, mit lässig herabfallenden Lidern, stumm, nur durch eine Geste ihrer kleinen Hand zum Beitrag anfordernd. Hertwols' Gebfattel hatte einen neugierigen Thaler hervorgezogen und warf denselben gleichgültig auf den Teller, indem er während der Handbewegung das Gespräch mit seinem Nachbar fortsetzte. Das Mädchen hatte bereits

eine gewohnheitsmäßige, leichte Dankesverbeugung gemacht, als der Klang des fallenden, schweren Geldstücks unwillkürlich ihre langen Wimpern emporhob. Sie blickte zum ersten Mal den Geber, der das Gesicht nicht auf sie verwandte, an, und ein sonderbares Aufzucken ging durch den Hintergrund ihrer Augen, ein halb starrer und halb zitternder Strahl, nicht des Erwachens, sondern als fülle sich der Schlaf unter den Lidern mit einem Traumbild, das ihren Blick und Körper reglos festgebannt hatte. Sie blieb unbeweglich stehen, nur der Teller in ihren Händen flog leicht hin und her, daß die darauf liegende Münze mit leisem Ton klorre.

Nun sah der junge Graf an. „Was willst du noch? Hast du mehr erwartet?“

„Nein, es ist zu viel.“

Ihre Lippen brachten es mit halbem Stottern hervor, und ihre Finger legten den Thaler auf den Tisch vor den Geber zurück.

„So behalt's für dich und laufe dir noch ein paar Armbänder dazu für deine fürstliche Pracht. Glaubst du, daß ich Geld zurücknehme, das deine Hand angefaßt hat?“

Sie fuhr zusammen und blickte eine Secunde lang auf ihre Hand nieder. Dann fragte sie leise:

„Soll ich dafür singen?“

„Lieber tanzen; das wird deine Reize noch mehr zu Tage fördern.“

Er drehte sich gelangweilt ab; sie stand noch einen Moment unschlüssig, griff darauf plötzlich wie mit krampfhafter Hast nach dem vorher verweigerten Geldstück und ging weiter. Doch jetzt mit völlig geschlossenen Lidern, einer Nachtwandlerin gleich, die sich vermittelst anderen Sinnes als des der Augen zwischen den Tischen hindurchbewegte; dabei hielt sie den funkelnden, offenbar nen ans der Präge gekommenen Thaler fest mit den schmalen Fingern ihrer Linken umklammert. Ans

der Studentengruppe, an die sie hinangetreten, legte jetzt ein junger Mann ihr den Arm mit frechem Druck um die Hüften; sie ließ es einen Augenblick reglos geschehen, dann schlug sie, von einem sichtbaren Schauer überlaufen, rücksichtslos mit dem scharfen Rand des Zinnschneiders auf seine Hand, so daß er diese mit einem Schmerzensston von ihr fahren ließ, während ihre eingesammelten kleinen Münzen klirrend auf den Boden rollten.

„Bist du toll geworden heut' Abend, Ratter? Was fällt dir ein?“ stieß der Student aus. Seine getroffene Hand zeigte einen roth aufschwellenden Streif, und in gleicher Weise schwoh das Blut ihm in die Schläfen; aber seine Kameraden lachten, und halb machte er offenbar, sich den Schmerz vorbeißend, gute Miene zum bösen Spiel, halb mochte seine ziemlich vorgerückte Weinkaune ihn die Sache anders als in nüchternem Zustande auffassen lassen. So blickte er mehr erstaunt als angebracht auf das Mädchen; neben ihm lachte ein Mund: „Die Renata hat's wichtiger in den Fingern, als man's den dünnen Fingerchen ansieht, Gundbrecht,“ und ein Anderer rief, sein Glas hebend: „Prosit, Ratter, du beißt ja famos, und nach dem Abdruck sind deine Zähne besser gerathen, als deine Haut.“

Es war aus den Anreden ersichtlich, daß die „Renata“ und „Ratter“ Genannte den Umstehenden des Tisches, die muthmaßlich ihr abendliches Stammquartier in dem Keller besaßen, schon seit längerer Zeit bekannt sei, und Gundbrecht legte dies noch dadurch an den Tag, daß er seinen anfänglichen verwunderten Worten hinzufügte: „Bist du eine Märchenprinzessin seit gestern geworden, Ratter, oder eine Blindschleiche, daß du dich ohne Augen hier zwischen uns herumirrgst?“

Renata gab auf Alles keine Antwort. Sie hatte sich gebückt und sammelte die

verstreuten Kupfer- und Silbermünzen wieder auf. Statt ihrer erwiderte der nächste Nachbar des Fragstellers:

„Eine Prinzessin nicht, aber vielleicht eine halbe Gräfin in spe. Wenigstens hält sie da einen silbernen Talisman zwischen den Fingern, den ihr vorhin eine hochgeborene Hand hineingesteckt. Deine Hand war vorschneller und weniger freigebig, das ist die Anthologie ihres heutigen rothen Striches.“

Er deutete auf den Thaler in der Linken des knieenden Mädchens.

„Von wem?“ fragte der Angeredete gleichgültigen Tons und ebenso mechanisch mit den Augen umherschweifend.

„Von deinem Freunde Gebfattel.“

Die Bezeichnung hatte ihrer Betonung nach etwas unverkennbar Spöttisches, und eine Röthe, welche gleich darauf Gundbrecht ins Gesicht schlug, sprach deutlich aus, daß ihm jetzt erst nachträglich der Auftritt und seine Abfertigung durch das Mädchen das Blut in stürmische Wallung trieb. Er sah in die gedeutete Richtung, und der Zufall wollte, daß im nämlichen Moment auch Hertwolf Gebfattel und zwar mit einem kurzen Auflachen ihm das Gesicht zuwandte. Die Rothe flammte noch dunkler in Gundbrecht's Schläfen, und er versetzte, durch die augenblickliche Stille laut vernehmlich:

„Von ihm? Du wirst mich nicht für so betrunken halten, daß ich mich mit dem in eine Concurrenz einlassen sollte!“

Dabei bückte er sich mit einer ostentativen Geiste nach der knieenden Renata:

„Mach' dich fort, Dirn'!“

Doch er hob gleich die Stirn zurück, denn vor ihm fragte eine scharfe Stimme:

„Ich verstand Sie nicht völlig. Was thun Sie nicht?“

Die Augen des Gefragten wichen in der ersten Secunde ein wenig unschlüssig von dem Blick des mit rascher Bewegung

auf ihn zugetretenen jungen Grafen ab, dann erwiderte er, kaltblütig die Achseln zuckend:

„Ich verstehe Sie noch weniger; ich thue, was mir zu thun beliebt.“

„So bedaure ich, daß es Ihrer Natur entspricht, Unschickliches zu thun.“

„Ich halte es nicht für unschicklich, wenn ich die neueste Creatur eines stadtbekannten Lotterbuben behandle, wie's ihm und ihr geziemt.“

Der Sprecher, den seine Besinnung unverkennbar unter der Doppelwirkung des Weines und der Erregung des Zusammenstoßes mit einer von ihm gehassten Persönlichkeit verlassen, streckte abermals rasch die Hand aus und ergriff den halb unter dem Kleide hervorblidenden Fuß des Mädchens, so daß Renata mehr vor Schreck als Schmerz einen Schrei ausstieß und in die Höhe flog. Allein gleichzeitig traf der Fuß Gebjattel's den niedergeredeten Arm seines Gegners und schleuderte denselben mit heftigem Stoß zurück.

„Nehmen Sie das als Antwort, nicht in meinem Namen, sondern in dem dieses Geschöpfes, dessen Namen ich nicht kenne und das ich zum ersten Mal sehe. Aber so häßlich und abgeschmackt sie dasteht, war sie es mir in diesem Augenblicke werth, meinen Fuß für sie in Bewegung zu setzen. Sie versteh'n mich, es geschah nicht um meinethwillen.“

Mit einem verächtlichen Zucken um die Mundwinkel drehte Hertwolff Gebjattel sich ab und schritt ruhig an seinen Tisch zurück. Gumbrecht war bestimmungslos aufgesprungen, seine Hand tastete nach einem Gegenstande umher, um mit demselben sofort körperliche Vergeltung für die ihm zugefügte Beschimpfung zu üben, doch seine Gefährten hielten ihn, und ein Durcheinander ihrer Stimmen wies auf die überlegene Körperkraft seines Gegners, die Bedenklichkeit derartiger Revanche

unter der gemischten Gesellschaft des Locals und auf das durch seine studentische Stellung ihm gebotene Verfahren hin. Leiser redend, tauschte die Gruppe eine Weile eifrig ihre Meinungen aus; Renata war stehen geblieben und blickte starr in die Cat hinter, wo Gebjattel gleichmüthig mit seinem Freunde plauderte. Das Harpengeklimper hatte wieder begonnen; langsam, ihrer Pflicht, weiter einzusammeln, innegebend, schritt das Mädchen jetzt an die Estrade zurück. Doch that sie's auf dem Umweg, den sie gekommen, und als ihr Kleid den Tisch des jungen Grafen streifte, blieb sie abermals wie eingewurzelt stehen.

Er hob widerwillig den Kopf: „Was willst du?“ Sie murmelte erschreckt: „Nichts,“ und ging. Gleich darauf trat einer der Studenten mit höflichem Gruß an die Weiden hinan und tauschte leise Worte mit Hertwolff Gebjattel, der ihn ebenfalls mit zuvorkommender Artigkeit empfing und nach einigen Augenblicken an seinen Freund Einschütz wies. Dieser besprach sich etwa fünf Minuten mit dem Aufkömmling, dann begab der Letztere sich zurück, und kurz nachher verließ die Studentengruppe den Kellerraum. Es war spät, und auch die Mehrzahl der übrigen Gäste brach allmählig auf; kaum die Hälfte der Tische zeigte sich noch besetzt. Renata war zu den beiden Harfenistinnen zurückgekehrt und beredete etwas mit ihnen, wozu sie anfänglich den Kopf schüttelten, dann geringschätzig die Achsel zuckten. Franz Einschütz hatte eine Weile, in Gedanken vertieft, vor sich hinansgeblickt und wendete sich mit den Worten an Gebjattel:

„Er betonte, daß die Schwere und Deffentlichkeit der Beleidigung Gumbrecht dazu genöthigt habe, aber ich hätte an deiner Stelle trotzdem keine Pistolensforderung angenommen.“

„Warum nicht?“

„Dein oder sein Leben für eine solche

Person zu riskiren; es hat obendrein etwas Lächerliches, denn Jeder wird sich ein Vergnügen daraus machen, zu erzählen, Graf Hertwoltz Gebiattel habe sich für eine Bänfelsängerin geschossen.“

„Ich versichere dir, es ist mir völlig gleichgültig, ob ich ihm eine Kugel durch das Stirnbein jage oder er mir. Wenn ich vernünftig darüber nachdenke, wäre mir das Letztere vielleicht angenehmer, jedenfalls aber die hübsche Nachrede, deren du Erwähnung gethan, der beste Spaß an der Sache. Meine Tante würde in einen anderen Welttheil reisen müssen, um dem Affront dieser Neuigkeit zu entgehen; in Italien oder Spanien würde sie sich nicht sicher halten. Das wäre doch noch ein artiges Pour-prendre-congé-Verdienst, das ich mir um die Menschheit erwürbe. Der Gedanke an sie hat etwas auf die Kiefer Wirkendes; somit, ich müßte sonst die Unhöflichkeit begehen, in deiner Gesellschaft zu gähnen. Auf wann hast du abgemacht?“

„Am nächsten Sonntag um sechs Uhr früh. Du hast Recht, ich glaube, deine euphemistische Schöne will uns sonst auch noch etwas vorträgzen.“

Die Unterredung zwischen Renata und ihren beiden Gefährtinnen war durch eine gleichgültig-gelangweilte Zustimmung der letzteren beendet worden, und das Mädchen trat an den Borderrand der Rampe. Hinter ihr knisterte etwas zu Boden, ihre Hand hatte plötzlich das unechte Halsband gefaßt, die Schnur desselben mit einem kurzen Ruck durchrissen, und die bunten Glassteine rollten von Niemandem beachtet über die Bretter. Man sah jetzt, daß der bettelhafte Schmuck viel, den größten Theil zu dem von ihr erregten Eindruck beigetragen; sie nahm sich anders aus, ihre dürftige einfache Kleidung hob sie für feinere Augen sogar vortheilhaft von dem abgemagerten Flitterbehang ihrer geschmückten Colleginnen ab.

Einen Augenblick stand sie mit tief niedergeschlagenen Lidern, dann hub sie mit leiser, unsicherer Stimme an zu singen, doch ebenfalls ohne die Wimpern in den Zuhörerraum aufzuheben.

Die Art und der Inhalt ihres Gesanges ergaben sogleich den Grund, weshalb die anderen Mitglieder der Tribünengesellschaft zu ihrem Vorhaben gering-schätzig die Achseln gezuckt hatten. Es war kein Thema für die in dem Keller-local Versammelten, bot ihnen weder Stoff zum Lachen, noch zweideutige Belustigung sonstiger Art. Ja, es durchklang den dicht mit Tabaksdampf und Alkoholdunst angefüllten Raum fast wie eine Profanation, von der man nicht begriff, wie sie an diesen Ort und auf diese Lippen gelange. Halb vernehmlich, mit den fast geschlossenen Augen selbst beinahe wie im Traum erscheinend, sang sie das Heine'sche Lied:

„Mir träumte von einem Königskind
Mit nassem, blauen Wangen;
Wir saßen unter der grünen Lind'
Und hielten uns lieb umfassen.“

Der letzten Verszeile gelang es, die Aufmerksamkeit eines Theiles der noch Anwesenden wieder zu erregen, welche derselben in irgend einer geweckten Erwartung mit einem wiehernden Gelächter accompagnirten.

„Warst du's, Mitter? Blau genug bist du auch dazu!“ rief eine Stimme; eine andere: „Fortfahren!“

Einschüß und Gebiattel waren zum Fortgehen von ihrem Tisch aufgestanden. Der Letztere hielt jetzt, mit dem Blick durch den Raum schweifend, noch einmal an und sagte zu seinem Begleiter gewendet:

„Es ist erfreulich, zu seh'n, was für eine Bestie die Menschheit ist! Warte noch!“

„Willst du etwa dies Absiechern zu Ende hören?“

„Nein, nur sehen, wie sie enttäuscht wird und zu grunzen anfängt.“

Er blieb, die Augen auf die Gesichter um sich her heftend, an den Tisch gelehnt stehen, und die Sängerin fuhr fort:

„Ich will nicht deines Vaters Thron
Und nicht sein Scepter von Gold;
Ich will nicht seine demantene Krone,
Ich will dich selber, du Golde!“

Die Enttäuschung der Hörer hatte sich bereits vollzogen; sie gähnten, lachten und achteten nicht mehr auf die letzte Strophe, welche die Sängerin begann:

„Das kann nicht sein, sprach sie zu mir,
Ich liege ja im Grabe —“

Die Stimme des Mädchens hatte sich eigenthümlich verändert; es lag etwas Geisterhaftes in den tiefen, langsamen Tönen, so daß sich der Blick des jungen Edelmannes, der seine Absicht, den Keller zu verlassen, jetzt auszuführen begann, unwillkürlich einen Moment zu ihr aufhob. Doch dann schritt er weiter, dem Ausgang zu, und streckte die Hand nach der Thür.

„Und nur des Nachts komm' ich zu dir,
Weil ich so lieb — so lieb — dich habe —“

Pötzlich hielt Hertwols Gebjattel inne, seine Hand glitt von dem Thürgriff ab und seine Stirn flog wie von einem elektrischen Schläge getroffen herum. Durch den Raum ging wieder das Gekurre der lachenden und schwagenden Lippen, aber einen Augenblick hatte es das Gelärm mit allgewaltiger Uebermacht durchschritten, überklungen, daß es war, als ob es noch immer zitternd von den Wänden zurückhalle. War dies „so lieb“, diese Wiederholung „so lieb“ wirklich von den blassen Lippen der ärmlichen Erscheinung auf der rohgezimmerten Holzestrade gekommen? Wie ein plötzlicher, herzerschütternder Aufschrei aus der Tiefe eines Grabes herauf hatte es geklungen, so durchbebend, aufjauchzend, zu Tode befelgend, von einer süßen, goldaus-

strömenden Stimme, die ihren bisherigen mattschweren Ton für das eine Wort so wunderbar aufgeschwungen, als müsse durch magische Verwandlung an die Stelle der Bänkelsängerin secundenlang eine große, Alles hinreißende Künstlerin getreten sein. Hertwols Gebjattel starrte durch das bläuliche Dunstgewoge hinüber — nein, da stand sie ebenso wie zuvor auf der plumphen Ranpe, mit geschlossenen Lidern, sich langsam abwendend. Neben ihm fragte Einschütz:

„Hast du noch etwas vergessen?“

„Ich?“ Der Angeredete sah ihm wortlos ins Gesicht. „Nein.“

„So komm, die Lust ist mephitisch; hier — athme tief ein, von droben kommt Sauerstoff. Ich glaube, dein Kopf ist von dem Dunst unnebelt, und ich muß dich führen, daß du die Treppe wiederfindest.“

Es schien, als ob die Diagnose des Mediciners, der den Arm des Freundes gefaßt hatte, das Richtige getroffen, denn der Letztere ließ sich, wie zu selbständiger Orientirung unfähig, die steile Treppe hinaufführen. Im Vergleich mit der drunten herrschenden Atmosphäre war die herabströmende Nachtlust wenigstens für die ersten Athemzüge erfrischend und wohlthätig; auf der letzten Stufe droben kehrte sie indeß schnell ihren wirklichen Charakter heraus. Das Wetter hatte seine vorherigen unwirthlichen Eigenschaften noch winterlicher verstärkt; der Sturm setzte halb im Gefrierzustand befindlichen Sprühregen von den Dächern und durchschauerte die wärmste Schutzkleidung frostig bis ins Mark. Die beiden Wanderer schritten eilig durch die trübselig erhellten, jetzt völlig menschenleeren Gassen; nur Einschütz sprach ab und zu ein unerwidertes Wort.

„Der Winter kommt früh, dir scheint der Mund schon zugefroren,“ lachte er. „Uebrigens weißt du wohl, daß die

— wie hieß sie? Renata, glaube ich — die Person muß von Haus aus zu etwas Besserem bestimmt gewesen und durch Mißgeschick unter diese verkommene Bande verschlagen worden sein. Sie hat das Letzte wirklich mit einer gewissen Bravour und guten Mitteln geungen.“

„So?“

Es war das Erste, was Gebfattel entgegnete.

Sein Begleiter fiel ein:

„Die Structur von Gehörschnecken deiner Art muß interessant sein. Hast du denn wirklich keine Ohren?“

„Du weißt, keine so fein musikalisch organisirten wie du. Da geht dein Weg ab. Gute Nacht!“

„Ich begleite dich noch bis zu deiner Wohnung.“

„Nein — ich dulde es nicht bei dem Unwetter. Du könntest dir einen Katarrh deines Gehörganges zuziehen; du siehst, dein Umgang ist profitabel für mich, und ich würde untröstlich sein, wenn die Feinheit deines Gehörs durch meine Schuld litte. Also am Sonntag. Auf Wiedersehen!“

Hertwols Gebfattel verabschiedete sich mit ziemlicher, durch die Unbehaglichkeit des Wetters erklärter Hast von seinem Gefährten und schlug eine Straße zur Linken ein. Etwa eine Minute lang eiligen, hallenden Schritts, dann langsamer. Nun stand er still, horchte und wandte sich denselben Weg zurück. Dabei beschleunigte er seinen Gang wiederum, zuletzt lief er.

Von einem Thurm schlug es erste Morgenstunde, als er wieder an den Eingang gelangte, von dem die Treppe in das vorthin von ihm verlassene Kellerlocal hinabführte. Das nämliche Licht kam noch von drunten herauf, einige dunkle Gestalten schaukelten die Stufen hinan und verloren sich draußen in Regen und Sturm; hinter ihnen wiederum eine Anzahl, dann keine mehr. Es verging

eine geraume Zeit, bis sich die Treppe zum letzten Male belebte, heisere und keifende Stimmen verkündigten den Fortgang der Bänkelsängergesellschaft. Ihre Schuhe schlarrten herauf, in ihrem Rücken löschte der Wirth drunten das Licht.

Hertwols Gebfattel trat in den tiefen Schatten einer vorspringenden Hausdecke; nach einigen Augenblicken kamen die letzten Nachzügler an ihm vorüber. Ihre Stimmen klangen aneinanderd gemein durch die Halbfinsterniß der Straße, sie überschlugen die Abendennahme und zankten; der Komiker stieß mürrisch abgerissene Schimpfworte in das Gekreisch. Bald vereinigten sie sich indeß, gemeinsam Renata für den ihrer Ansicht nach lärglichen Ertrag des Abends verantwortlich zu machen. Obwohl es an die Fabel von dem Wolf erinnerte, dem das Lamm unterhalb das Wasser getrübt, stimmten sie darin zusammen, der alberne Gesang der „Ratter“ habe die Gäste verschendt. Das Mädchen ging ohne Erwiderung abgetrennt von ihnen inmitten der Straße; sie schwankte — man sah's, wenn sie an den trübsladernden Laternen vorüberkam — leise hin und her, als ob sie im Halbschlaf gehe, doch Sturm und Kälte übten offenbar keine Wirkung auf sie, denn sie hatte den verwachsenen Mantel, der ihr von den Schultern hing, nicht heraufgezogen, sondern wanderte mit unbedecktem Hals und Kopf. Unfern hinter ihnen folgte Gebfattel, das Geräusch des Windes und der Tropfen verschlang vollständig den Ton seiner Schritte. Die beiden Harfenistinnen hatten ihre Prunkgewänder um den Leib angerafft und schleiften mit rostgelben, zerfetzten Unterkleidern, die am Saum eine breite Spitze trugen, durch den Schmutz. Das Unwetter steigerte ihre Verbrossenheit, und es war ihnen eine Genugthuung, wenigstens Jemanden zu haben, an dem sie dieselbe anzulassen vermochten. Der junge Graf verstand

nicht Alles, was sie sprachen, nur Bruchstücke schlugen ihm ans Ohr von einem dummen Geschöpf, das der Mutter hinterm Kochtopf wegelaufen, weil es auch eine Künstlerin zu sein geglaubt habe. Doch sie wollten die unnütze Kröte nicht länger mit durchfüttern.

„Eine heulende Unke!“ warf der Komiker ein.

Sie könne seh'n, wie sie sich selber durchfresse, freilich Butter werde ihre Käsehaut sich nicht ausß Brot verdienen. Renata ging schweigend wie zuvor, sie schien nichts von den ihr gestenden Worten zu hören. Auch ihre Hand hielt das ärmliche Kleid aufgerafft, daß im Laternenlicht ein schlichtes weißes Röschchen und die überraschend schmalen Füße darunter hervorsahen. Nun hielt die Truppe in engem Gäßchen vor einem düstern, baufällig verkommenen Hause inne. Eine Angel, kreischte und nochmaliger Hader erhob sich. Die beiden Sängerinnen wollten das Mädchen anschießen; weniger aus Theilnahme als aus Verdruss über den Aufenthalt sprach endlich ihr männlicher Begleiter ein ärgerliches Nachgebot.

„So nimm du sie mit!“ sagte eine der ersten höhniisch; „wir wollen keine Ratter mehr am Busen.“

Die Thür schlug zu und Alles ward still, nur der Wind pfiß und der Regen klatschte. Nach einer Minute trat Hertwolf Gehsattel an die Spelunke und suchte nach der daran befindlichen Hausnummer. Der verirrt Strahl einer von breiterer Straße her hereinsfallenden Laterne ließ dieselbe mühsam unterscheiden; zum ersten Mal durchfröstelte ihn ein kalter Schauer, er sah noch an den lichtlosen Fenstern des Hauses hinauf, wickelte sich fest in seinen Mantel und wandte sich eilig seiner Wohnung zu.

* * *

Es war letzte Lichtstunde des nächsten Sonntagnachmittags, der Himmel trieb mit Wolken, doch es regnete nicht, und die Bevölkerung der großen Stadt trieb vergnügungssüchtig unter der grauen, trüben Dede durch die Gassen. Im Allgemeinen aber kam der Zug aus den Wirtschaften der benachbarten Orte zurück, um sich in den vielfachen, schon mit Musikklangen lodenden Schenklocalitäten des dämmernden Häusermeers zu verlieren; hatte die Bewegung um Mittag nach allen Seiten von dem altstädtischen Kern fortbelebenden Wellen geglichen, so kehrte jetzt gleichmäßige Flut zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen durch alle Vorstädte heim. Sie stante sich häufig an schmaleren Wegstellen, so daß auch die Fuhrwerke nur im Schritt vorwärts zu kommen vermochten; eines derselben, ein dicht geschlossener Miethswagen, der von Norden herkam, sah sich sogar gezwungen, mehrere Augenblicke ganz in dem Strom der Menge anzuhalten. Das Gesicht des Mediciners Franz Einschütz blickte durch die Scheiben; er öffnete eine derselben und rief dem Kutscher zu, keinen Aufenthalt zu verursachen. Dieser hieb auf die Pferde, daß sie mit einem Satz ansprangen und das Gedränge schreiend auseinanderwich; allein gleich darauf ertheilte die Stimme des Studenten fast die gegenheilige Weisung von eben zuvor, und das Fuhrwerk setzte, obwohl die Bahn jetzt völlig frei vor ihm lag, seinen Weg in langsamem Schritt fort. Als der Wagen vor einem ansehnlichen Hause stillhielt, lag tiefes Dämmergrau um ihn. Franz Einschütz stieg aus, ein Mann in mittleren Jahren folgte ihm und sagte:

„Vorsichtig, mein junger Herr College; vorderhand ist das Wichtigste, daß die Blutung steht. Der Verlust ist durch den Zeitverlust, den mein Herbeiholen aus der Stadt mit sich geführt hat, bedeutend gewesen; die Herren Menstruarzte von

acht Semestern üben unfraglich bei Hieb-
wunden eine sachkundige Praxis aus,
doch in solchen Fällen thäten sie besser,
von vornherein für die Eventualität einer
Consultation bedacht zu sein. Wenn ich
bitten darf, daß Sie die linke Schulter
Ihres Freundes unterstützen.“

Franz Einschütz gehorchte der Anforderung
desselben, der sich durch Wort und Ver-
halten deutlich als Arzt kundthut, mit
etwas unruhiger, innerliche Erregung an-
deutender Hast; aus dem Wagen versehte
die Stimme Hertwols Gebieth's mit
einer Anstrengung, doch äußerst gleich-
müthigen, fast launigen Tones:

„Wenn Ihr Renommee es erheischt,
mich durchaus noch lebendig hinaufzu-
bringen, Doctor, so will ich Ihnen zu
Gesallen mein Bestes thun. Aber dan
lassen Sie mich zu dem Behuf auf eignen
Füßen gehen — hol' der Styx die Fortuna
mit ihrer alten Bleifugel! Warum hat
sie das Ding mir nicht um einen Zoll
tiefer zwischen die Rippen postirt, da
brauchte ich euch nicht erst zu bemühen,
sondern Charon nähme mit seiner Zolle
die Arbeit allein auf sich —“

Die Worte des Sprechers wurden von
einer heftigen Schmerzzuckung abgebrochen,
der Fuß, den er aufzusetzen versucht hatte,
glitt kraftlos am Trittbrett des Wagens
vorbei, und er duldete schweigend, daß seine
beiden Begleiter ihn vorsichtig aufhoben
und die Treppe zu seiner Wohnung hin-
auftrugen. Zwei mit aller selbstver-
ständlichen Behaglichkeit sorglosen Reich-
thums ausgestattete große Zimmer öffneten
sich, der Verwundete ward entkleidet, auf
das Bett des Schlafgemaches gelegt und
dort von dem Arzte nochmals genau
untersucht. Die bereits früher entfernte
Kugel war an der linken Seite hart unter
dem Schlüsselbein eingedrungen, hatte
dies theilweise zerquetscht, dadurch zu-
gleich jedoch eine Abweichung erlitten und
in einer Curve ihren Ausgang gegen das

Schulterblatt genommen. Daß eine Ver-
letzung der Lunge stattgefunden, war
durch einen bald eingetretenen, wenn auch
nicht bedeutenden Bluthusten offenbart
worden; die genaue Richtung des Schuß-
canals und damit die Ausdehnung der
Zerreißung des Lungengewebes ließ sich
nicht ermitteln. Franz Einschütz' medicini-
sche chirurgische Kenntnisse schlossen aus dem
Aufhören der Blutung, dem im Ganzen
nicht sehr geschwächten Gesamtbefinden
und der geistigen Regsamkeit des Ver-
wundeten, der sich jetzt mit ausgelassener
Luftigkeit die Ereignisse des Tages ins
Gedächtniß rief, daß keine ernsthaft be-
drohliche Gefahr vorliege. Der Arzt suchte
die Achsel zu der Prognose des Collegen,
sah in der übermüthigen Stimmung des
Patienten kein werthvolles Symptom,
sondern nur des beginnenden und sich
wahrscheinlich bald zu großer Heftigkeit
steigernden Fiebers, dem ebenso starke
Anspannung, vielleicht völlige Bewußtlosig-
keit nachfolgen werde, und ertheilte strikte
Behandlungsvorschriften. Vor Allem un-
gestörte körperliche und gemüthliche Ruhe
in sorgsam zu erhaltendem Halbdunkel,
häufig zu erneuernde Auflegung von Eis
auf die Wunde, bei etwaigem zu hohem
Anwachsen des Fiebers auch auf die
Stirn. Er fragte, wer dafür Sorge
tragen und die Wacht übernehmen
werde; Einschütz entgegnete, daß er selbst
das Zimmer nicht verlasse.

„Ihre Theorie ist sehr freundschaftlich
und lobenswerth, lieber Colleague,“ versetzte
der Arzt, „aber meine etwas weiter-
reichende praktische Erfahrung muß ihr
entgegenstellen, daß ein Einzelner dazu
nicht ausreicht, sondern eine Abwechslung
erforderlich ist. Sie würden vom Schlaf
überfallen werden, wo vielleicht das Leben
Ihres Freundes von Ihrem Wachen ab-
hinge. Der Sonntagabend bildet für die
Herbeischaffung solcher Hülfe immer den
ungünstigsten Zeitpunkt, allein ich werde

mich bemühen, daß ich, wenn auch nurtheilhaftig erst für die spätere Nacht, Jemanden als mitforschende Wärterin ansündig mache. Am vernunftgemäßesten und natürlichsten wäre es, sich an die hiesigen Verwandten des jungen Mannes —

Die Vorherfrage des Sprechers hatte sich bereits zu erfüllen begonnen. Gebjattell's Lippen waren nicht verstummt, doch sie redeten bei geschlossenen Lidern schon ab und zu in unverkennbar zusammenhangslosen Phantasien; jetzt indeß öffnete er einen Moment weit die Augen, blickte dem Arzt ins Gesicht und unterbrach ihn mit den heftig und klar verständlich ansgetroffenen Worten:

„Ich habe keine Verwandte, Doctor, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, wenn Sie mir eine Tante oder Cousine hierher ans Bett setzen, so springe ich auf der Stelle heraus, um ihnen in schädlicher Weise, wie die Anständigkeit meiner Familie es erfordert, bei mir die Honneurs zu machen. Horreurs würde ma tante ächzen — wie sagte er? Ein stadtbekannter Lotterbube — gieb Acht, Gundebrucht — da hinter deinem linken Vorderzahn kam's herans. Eins — zwei — Fener! Patsch, da liegt er — ich will ihn aufbewahren —“

Der wiederum in wirre Phantasien Zurückgefallene griff mit der Hand in die Luft über sich, als beabsichtigte er, etwas aufzufangen; der Arzt äußerte leiser: „Dann sehen wir davon ab und ich werde sehen, was meinen Bemühungen gelingt. Für diesen Fall nehme ich den Haarschlüssel mit mir, damit die Wärterin, die ich aufzutreiben hoffe, ohne Störung und Geräusch zu verursachen, Zugang zu Ihnen finden kann. Jede Aufregung zu verhüten, ist erstes Gebot. Bald nach dem Beginn des Tages spreche ich vor; sollte Unerwartetes eintreten, so schicken Sie zu mir. Auf Wiedersehen, Herr College.“

Er ging, Franz Einschnitt rückte sich

einen Lehnsessel ans Bett und erfüllte mit dem von der Hansinagd inzwischen herbeigeschafften Eisvorrath sorglich die ihm auferlegte Vorschrift. Das Fieber des Verwundeten steigerte sich offenbar mit dem Voranschreiten der Nacht, seine Schläfen brannten, seine trocknen Lippen nahmen sich würgisch Färbung an. Festgeschlossenen Auges trank er begierig von dem ihm an den Mund geführten Wasser, sprach irre Worte hinterdrein, und sein Kopf fiel haktlos und schwer auf die Kissen zurück. Die Gedanken des einsam neben dem Krankenbette Wachenden gingen schweifend ins Weite. Er dachte sich in die glänzende Lebensstellung des vornehmen, reichen, von allen Vorzügen des Daseins getragenen Freundes hinein und begriff die Verschiedenheit menschlicher Charaktere und ihres Begehrens nicht. Alles, was ihn selbst beglückt, zu völliger Wunschlosigkeit emporgehoben hätte, galt Jenem nichts, ward von ihm, wenn nicht verlacht und geschmäht, gleichgültig zur Seite gestoßen. Und das nicht aus momentanem Ueberdruß und Selbsttäuschung, sondern aus innerster Verneinung eines darin enthaltenen Wertes. Er wußte, die Aeußerung Gebjattell's, es sei ihm völlig gleichgültig, ob er seinen Gegner, oder dieser ihn tödte, war keine bedachtlose Bravourphrase gewesen. Er wußte auch, daß die Verwandten, die hocharistokratischen Eltern des jungen Edelmanns vergeblich alle Anstrengung erschöpft hatten, seine Sinnesart und seine Lebensführung zu beeinflussen und verzweifeln von jeder Hoffnung, ihn, der ihrem Machtgebot nicht mehr unterstand, zu ihren Anschauungen und Plänen zurückzugewinnen, abgelassen. Wie waren die räthselhaften Gehirnzellen unter dieser Stirn beschaffen, was gieng jetzt hinter ihr vor? Besaß das Leben überhaupt ein Glück, einen Reiz, den es auf sie auszuüben vermöchte? Der in ärnlichen Verhältnissen aufgewachsene junge Mediciner

seufzte und empfand zugleich einen Trost in dem Gefühl, daß trotz seinem äußeren Mangel die Welt für ihn reicher sei. Wie würde sie es erst sein, wenn ein gütiges Geschick ihn an die Stelle des Freundes versetzt hätte! Eine träumerische Weiterbildung dieser Vorstellung überkam ihn. Statt in einer mühevollen, aufreibenden, lang lohnenden Berufsstätigkeit der Zukunft sah er sich im mühelosen Genuß des Glanzes, der Fülle aller irdischen Güter. Wie aus schimmerndem Nebel, hinter dem die Sonne liegt, bildete sich ihm daraus eine Gestalt entgegen, die allmählig deutliche Züge annahm, ihm mit wunderbaren Augen ins Antlitz blickte. Eine junge Dame feinsten, aristokratischen Gesichtsausdrucks war's, ein Wesen von ätherischer Schönheit. Sie lächelte und streckte ihre vornehme schmale Hand nach ihm —

Franz Einschütz fuhr in die Höhe. Der Kranke hatte wie suchend die Hand gehoben und tastete fieberverworren umher. Nun erneuerte jener den bereits völlig zerschmolzenen Eisumschlag, führte den kühlenden Trunk an die durstenden Lippen. „Hab' Dank,“ murmelten diese halbblaut und einige Augenblicke nachher: „Du glaubtest nicht, daß ich daraus trinken würde, weil deine Hand es angefaßt. Gib es mir noch einmal!“ Einschütz setzte ihm das Glas nochmals an den Mund, er trank es leer und legte sich beruhigter zurück. Es ward wieder still, nur eine Thurmuhr schlug draußen. Der junge Mediciner horchte eine Weile durch das Schweigen der Nacht; im Hause und auf der Straße war Alles lautlos. Nach einiger Zeit kam vom Ende der letzteren Geräusch von Schritten und Stimmen; Lachen, Gesang, Ausrufe klangen herauf und verhallten vorüber. Es hatte das letzte Ausklingen der nächtlichen Sonntagsvergnügungen gebildet, auch für sie endete der Tag. Die Uhr schlug wieder; der junge Wärter blickte auf den ruhig

athmenden Freund und legte den Kopf gegen die Rücklehne des Sessels. Da schimmerte es um die verhängte Lampe abermals von glänzendem Nebel, aus dem mit Blitzeschnelle schon bekannte Formen, Züge, Augen hervortraten. Auch die vornehme schmale Hand war wiederum da, und mit wunderhohem Lächeln der Lippen streckte sie sich näher und berührte die Finger des mit fest geschlossenen Lidern tief und wonnenvoll aufathmenden jungen Bürgerjohans.

Die Glocke des Thurmes setzte draußen in den ihr gemessenen Zwischenräumen das Schlagen fort, Einschütz erwachte noch einmal so weit, daß er die Augen aufschlug und mit halbem Bewußtsein die Gegenstände, welche sein Blick traf, auch in seine Vorstellung aufnahm. Er sah den Bewunderten, von einem Arm sorglich gestützt, halb aufgerichtet aus dem Glase trinken, das ein über ihn gebengtes weibliches Wesen ihm an die Lippen hielt; dann bettete dasselbe ihn behutsam zurück, füllte, wäherlich die geeigneten Stücke aussondernd, die Compressen mit neuem Eis und befestigte sie leise und gewandt wieder auf ihrem Platz. Hertzvolles Gebiethen öffnete einen Moment die Augen und murmelte: „Das thut wohl,“ und der junge Mediciner murmelte ebenfalls in sich hinein: „Die Wärterin, die der Doctor geschickt, sie versteht offenbar ihre Vorschrist,“ und halb beruhigt, halb willenlos ließ er die traumschweren Lider herabfallen, vor denen als letztes Bild stand, wie die Abgesandte des Arztes, unverwandt ihren Blick auf den Kranken richtend, sich, in jeder Secunde zum Aufsprung bereit, an das Fußende des Bettes zurückgesetzt hatte. Als Franz Einschütz die Wimpern darnach wiederum hub, flog er verstört vom Sessel auf. Die Lampe brannte nicht mehr, und durch die zusammengezogenen Fenstervorhänge kam das Morgengraue des Novembertages. Vor seiner Phantasie

gankelten noch lebhaft Traumbilder umher und sagten ihm, daß er geschlafen haben müsse, doch er konnte keinen Anhaltspunkt dafür finden, wie lange, vermochte sich überhaupt erst langsam auf dasjenige, was seinem Einschlafen vorhergegangen, zu besinnen. Erschreckt gedachte er der Aeußerung des Arztes, daß eine Vernachlässigung der Pflege das Leben des Verwundeten in Frage stellen könne, und er wandte sich mit zitternder Hast der verabäumten Erneuerung des kühlenden Umschlags zu. Doch zu seiner Verwunderung war das Eis desselben nicht geschmolzen, sondern völlig, als ob es erst soeben frisch hineingelegt worden sei; als er umherblickte, überraschte ihn in gleicher Weise ein behagliche Wärme ausströmendes, im Ofen hell aufleuchtendes Feuer.

Seiner beführenden Hand erschien die Stirn Gebjattel's vollkommen fieberfrei; bei der Berührung schlug derselbe die Lider auf, sah dem Freunde einige Zeit lang ins Gesicht und sagte dann, ihn erkennend, wie enttäuscht: „Du —? Bist du's?“

Ein leises, senfzerartiges Aufathmen hob seine Brust hinterdrein und er fügte, den Blick nach dem tagerhellten Fenster drehend, hinzu: „Es kann ja nicht sein — nur des Nachts kommt sie zu mir.“

Sein Gesicht färbte sich dabei und es schien ihn mit erneuter aufregender Unruhe zu fassen, daß Einschuß versetzte: „Sprich und erzeuge dich nicht, du fängst wieder an, zu phantasiren. Schlafe, ich bin bei dir.“

Es zuckte leicht, fast ironisch nur die Mundwinkel des jungen Edelmannes, der Eintritt des Arztes unterbrach das Gespräch. Dieser besichtigte die Wunde und sprach sich über dieselbe wie über das Gesamtbefinden des Patienten äußerst befriedigt aus.

Der letztere fragte plötzlich: „Sie glauben also, Doctor, daß ich nicht sterben werde?“ und es brühte sich lebhaftes Er-

wartung mit geheimer Angst unternimmt in dem Ton der Stimme aus.

„Wenn Sie keine Thorheiten begehen, wozu Sie gestern Lust hatten,“ erwiderte der Arzt, „so ist die Prognose jedenfalls heut' schon eine bedeutend günstigere als gestern.“

„Nein, ich habe keine Lust mehr dazu,“ lächelte Gebjattel.

Er sah nachdenklich auf und schien noch eine Frage, für die er das Wort nicht fand, hinzufügen zu wollen, doch der Arzt kam ihm zuvor, legte ihm vor Allem strenges Verbot des Sprechens auf und begab sich mit Einschuß zum Niederschreiben eines Receptes in das durch einen Vorhang der geöffneten Flügelthür abgetrennte Nebenzimmer. Der junge Mediciner sprach hier seine Verwunderung über die gemüthlich umgewandelte Stimmung des Freundes aus, daß derselbe jetzt eine Aengstlichkeit vor dem Tod zu zeigen scheine, die mit seinem ganzen früheren Wesen bis gestern im vollsten Widerspruch stehe, so daß Einschuß sich durch dies Symptom mit besorgt ängstigt fühlte. Allein der Arzt lächelte:

„Dies braucht Sie ebensowenig zu erschrecken, Herr College, als Sie gestern Grund hatten, aus dem Gegentheil eine besonders günstige Muthmaßung zu entnehmen. In der Vollkraft der Gesundheit treibt die Jugend ein leichtes Spiel mit Leben und Tod, und tritt der Fieberbeginn einer Krankheit hinzu, so steigert er solchen Wahn, mit dem sie sich selbst betrügt. Aber die menschliche Natur ist, physiologisch und psychologisch betrachtet, überall so ziemlich die nämliche, und empfindet sie erst einmal, daß sie sich ohnmächtig, der Hülfe Anderer überliefert, auf dem Wege angekommen fühlt, dessen Beschreiten sie sich so leicht und gleichgültig vorgestellt, da kommt die Reaction und sie klammert sich ebenso krampfhaft an die Fortexistenz an, wie sie vorher das Leben als nichtsbedeutend zu achten und

abshütteln zu können vermeint hat. Das ist gleich bei Jugend und Alter, Dummköpfen und Philosophen, gemeinem und hochadligem Blut; Ihre Zukunftspraxis, Colledge, wird da auch noch hübsche Beispiele einsammeln. Uebrigens ist unter gewissen Umständen solche einmal als Exanthem aus der Seele herausgetretene Todesfurcht vielleicht das heilsamste Medicament als Prophylacticum für fernere Lebens eventualitäten. Nach meiner Ansicht droht indeß in diesem Falle keine Gefahr mehr, die Natur und meine Wärterin haben offenbar ihre Sache gut gemacht —“

„Ihre Wärterin —?“

Franz Einschütz wiederholte es verwundert, doch zugleich brach eine Röthe über sein Gesicht, denn im selben Augenblick kam ihm zum ersten Male eine dunkle Erinnerung an die schnell von seinen phantastischen Traum Bildern wieder überdrängte nächtliche Erscheinung am Bett des Kranken und er setzte stotternd eilig hinzu:

„Ja so — die Wärterin, die Sie geschickt — ich sage Ihnen besten Dank dafür — es war Ihnen also doch gelungen —?“

„Das Verdienst kann ich nicht gerade in Anspruch nehmen, im Gegentheil, wie ich vorher befürchtete, schiedte ich durchaus umsonst nach den mir bekannten geeigneten Adressen. Am Sonntagabend ist die Menschheit zusammen allen ihren, Nächstenliebe als einträglischen Beruf treibenden Personen toll, und ich rathe immer Jedem, sich so einzurichten, daß er nicht gerade um diese Zeit in irgend einer Weise hülflos bedürftig wird. Unter Umständen kann er während solcher Sabbathfeier mitten zwischen einigen hunderttausend Mitchristen verhungern, verbluten oder auf sonstige angenehme Manier unkommen, ohne daß zu Ehren des Tags eine Tasse Kaffee oder ein Glas Bier darum weniger verconsumirt wird. Manchmal indeß hat die

himmlische Vorsehung oder vielmehr der Zufall, den sie wohl als irdischen Vorgeordneten betraut hat, in solchen Situationen ein merkwürdiges Einsehen, und das war hier der Fall; denn als ich mich vergeblich bis Mitternacht beinahe mit dem Einsingen irgend einer alten Nachtens abgequält hatte, flog mir plötzlich die kleine Taube, die ich hergeschickt, von selbst ins Haus. In irgend einem Vergnügungsort war — von halb angetrunkenen Studenten, glaube ich — laut über den gestrigen Vorgang gesprochen, Namen, auch meiner darunter, genannt worden, und die junge Samariterin, die, nach ihrem Aeußeren zu schließen, allerdings wohl für einen guten Verdienst etwas dranzugeben Grund hat, kam noch spät in der Nacht zu mir gelaufen und frug, ob der Verwundete schon eine Wärterin habe. In der Noth, wissen Sie, frißt der Teufel Fliegen, und ich habe sie nicht erst lange auf ihre Berufsqualität examinirt, sondern ihr kurz gesagt, was zu thun sei, und hergeschickt. Also sie hat ihre Sache gut gemacht?“

„Ich habe sie gar nicht — sie war schon — ganz vortrefflich,“ verbesserte Einschütz sich. „Das Befinden des Kranken selbst zeigt es aufs deutlichste — ich meine, ich habe nur vergessen, sie zu fragen, ob sie heut’ Abend zurückkommt. Sie war schon fort, als es mir einfiel — wir mußten sonst nach einer andern —“

Der Arzt lächelte leicht:

„Es scheint, daß auch Sie eingesehen haben, Herr Colledge, daß meine praktische Erfahrung über die Nothwendigkeit einer Abwechslung nicht ganz unbegründet gewesen. Wir wollen also so fortfahren, und nach dem Eifer, den meine junge Dienstbeflissene gestern für ihren Beruf oder vielmehr wohl für den Lohn desselben an den Tag legte, zweifle ich nicht, daß sie sich heut’ Abend rechtzeitig wieder einstellen wird.“

Einschütz begleitete den Fortgehenden

auf den Corridor hinaus; durch den Spalt der etwas auseinander klaffenden Portiere hätten sie zu gewahren vermocht, daß der Kranke sich halb im Bett aufgestützt hatte und mit einem Glanz in den Augen, der die Anspannung seines Gehörs verrieth, auf ihre Unterredung hinüber horchte. Dann mochte die Anstrengung seine Kräfte doch erschöpft haben, denn als der Freund zurückkehrte, lag er wieder reglos ausgestreckt und schien zu schlafen, oder schlief wirklich; seine Züge ließen es nicht unterscheiden, ein eigenthümliches, halb traumhaftes Lächeln, das ihnen fremdartig stand, hielt seinen Mund sanft ausgeglättet und wich nicht von den ruhig athmenden Lippen, bis die frühe Dämmerung des Novembertags anbrach. Da begann sich allmählig wieder steigende Erregung bei ihm einzustellen, in welcher der junge Mediciner die Vorboten des mit der Abendstunde aufs Neue eintretenden Fiebers erkannte. Mehrfach wiederholte Gebjattell ungeduldig die Frage:

„Ist es noch immer nicht Nacht?“

Franz Einschütz wandte einige beruhigende Mittel an, die eine Weile ihren Zweck erreichten, dann jedoch erneuert werden mußten. So schritt der Abend vor, das Geräusch auf der Straße fing wiederum an sich zu legen, nach und nach ward es völlig still und der Verwundete schien in festen Schlaf gefallen. Doch plötzlich öffnete er die Augen und sagte aufstehend:

„Da —“

„Was? Du träumst, Freund,“ versetzte sein Wärter; allein gleich darnach tönte unten im Hause ein leises Schellen, leichter Schritt kam die Treppe herauf und es klopfte anmelend, kaum hörbar, an die Thür des Nebenzimmers. „Es wird die Wärterin sein,“ murmelte Einschütz halbblunt und machte eine Bewegung, hinüberzugehen, doch unerwartet streckte sich zugleich die Hand Gebjattell's nach

seinem Arm, hielt ihn und dazu sprach er mit unzweifelhaft klarstem Bewußtsein:

„Ja, sie ist es, ich hörte ihren Schritt auf der Straße. Willst du mir einen Gefallen thun, ihn sicherlich nicht abschlagen?“

„Warum sollt' ich —?“

„Versprich's mir!“

„Gewiß.“

„So geh' — du weißt, daß ausreichend für mich gesorgt ist — geh' auf eine Stunde von hier, unter Bekannte, ein Glas Wein zu trinken. Du bedarfst der Luft, andrer Umgebung, der Erholung —“

„Wozu? Wahrhaftig, nicht im mindesten —“

„Du hast's mir versprochen, und ich will's, fordere es von deiner Freundschaft als Entgelt für den reichen Dank, den ich dir schulde. Deine Weigerung würde mich aufregen, mir schaden.“

Er sagte es nachdrücklich, überzeugungsvoll; der Aufgeforderte fühlte, daß Widerspruch ungeeignet sei, fühlte gleichzeitig aus der in ihm geweckten Vorstellung in sich ein wirkliches Bedürfniß nach Bewegung und frischer Luft aufsteigen.

„Wenn du's durchaus verlangst,“ erwiderte er lächelnd; „von Bekannten werde ich wohl Niemanden mehr antreffen, aber ich will ein halbes Stündchen umherlaufen.“

„Hab' Dank und beeile dich nicht!“ Gebjattell drückte ihm die Hand und blickte mit aufleuchtenden Augen hinterdrein, wie der junge Mediciner ging. Im beinahe völlig verdunkelten Nebenzimmer traf dieser auf die hereingetretene, ruhig harrende Wärterin, belobte sie kurz für ihre Dienstleistungen in der verwichenen Nacht, ertheilte einige Anweisungen für seine kurze Abwesenheit und verließ das Haus. Die kühle Luft draußen that ihm wohl, er wanderte eilig mehrere Straßen entlang, es hatte elf Uhr geschlagen und das Leben war in den meisten Häusern

verstummt. Nur in der Mehrzahl der Wirthschaften pulsrte es noch fort; vor einer derselben hielt Einsjüh den Schritt an und horchte flüchtig auf herausklingende Stimmen. Dann murmelte er: „Ein Glas,“ und trat rasch in die Thür hinein.

Auch die junge Wärterin war durch den Vorhang der Thür des Krankenzimmers in das wie gestern von der verhängten Lampe ausgehende Halblcht eingetreten. Sie schritt geräuschlos auf den Behen und traf einige Vorkehrungen; ihr Blick schweifte dabei oftmals nach dem Bett hinüber, auf dem der Kranke mit festgeschlossenen Lidern bewegungslos dalag, doch es vergingen mehrere Minuten, eh' sie vorsichtig auf ihn zutrat und ihn halb vorgebeugt mit großen, stummen Augen betrachtete. Dann fuhr sie plötzlich erschreckt zusammen —

„Renata,“ sprachen die Lippen des vermeintlichen Schlafers laut und doch mit einem traumhaften Klang, „kommst du aus dem Grabe zu mir oder lebst du?“

„Ich?“ Das Mädchen zitterte wortlos vom Scheitel bis zum Fuß hinunter; nun stützte er den Kopf auf und sah sie voll an.

„Ja, du“ — sein Blick ging über die Zeiger der Wanduhr — „nein, es ist noch nicht Mitternacht — ich durste, gieb mir zu trinken.“

Sie faßte nach dem Glase, hielt es jedoch zögernd vor seinem halbausgestreckten Arm zurück.

„Was zauderst du?“ fragte er.

Ihre Stirn schüttelte sich langsam hin und her, und sie versetzte unschlüssig:

„Meine Hand hat es angefaßt —“

„So laß auch deine Lippen es vorher berühren, trink' daraus, damit ich sehe, daß du ein lebendiges Wesen bist.“

Der Ton, mit dem er es gefordert, ließ keine Weigerung zu, und ihre schwanfenden Finger führten das Glas an den Mund.

„Nun gieb!“ bat er; sie reichte es, und er trank und frag: „Weshalb kamst du zu mir?“

„Weil ich von Ihrer Verwundung hörte — und weil ich die Schuld dran trug — und weil es meine Pflicht war —“

Sie stockte, er fiel ein:

„Deine Pflicht, für mich zu wachen, der ich dich wie eine Vankelhänderbirne, wie ein verächtliches Nichts behandelt hatte? Warum deine Pflicht?“

Doch sie antwortete nicht, und er fuhr fort:

„Du sahst mich zum ersten Mal, woher erfuhrt du meinen Namen?“

Jetzt aber schüttelte sie wieder den Kopf.

„Ich kannte ihn lange und sah Sie nicht zum ersten Mal und Sie auch mich nicht. Nur zum ersten Mal wieder seit — vier Jahre sind's — und drum war's meine Pflicht —“

Hertwolt Gebfattel hatte sich höher aufgerichtet und blickte ihr staunend ins Gesicht.

„Du sprichst im Traum — ich dich gesehen? Wo?“

„Drüben, an den Bergen“ — ihre Hand deutete hinüber; — „auf dem Schloßhof Ihres Vaters. Sie waren fast ein Knabe noch, ein sehr junger, vornehmer Herr noch, meine ich, und Ihre Augen wußten nicht, daß sie mich sahen. Aber ich sah Sie, jeden Tag, viele Jahre lang, und einmal sagten Sie zu mir — das war noch früher, an einem Frühlingstag: Geh' mir aus der Sonne, du kleines, häßliches Ding du!“

Das blasse Gesicht Renata's hatte sich gefärbt, in den Zügen des Kranken prägte sich ein vergebliches Umherfinten aus; er entgegnete resultatlos:

„Und wer bist du?“

„Die Tochter des Verwalters aus Ihres Vaters Gut.“

„Des früheren, der gestorben ist? Er

war ein tüchtiger und ordentlicher Mann, sein Hans stand in gutem Ruf.“

Es war ihn ohne Absicht entfahren, er empfand erst, was darin lag, als ihre Stirn sich dunkel jetzt übergoss und ihr Mund mit einem Rucken erwiderte:

„In anderem, meinen Sie, als das Haus, in dem Sie mich getroffen. Als er starb —“ Sie hielt einen Augenblick inne: „Man muß leben, und ich war ein vernunftloses Geschöpf und hielt meine Hände für Magdarbeit zu gut. Er hatte mich lernen lassen, was dort möglich war, auch Musik und Gesang, und die Thorheit kam über mich —“

„Und du gingst heimlich deiner Mutter davon.“

„Woher wissen Sie's?“

Verwundert hasteten ihre Augen auf ihn, er setzte langsamer hinzu:

„Aber als du vor Fremden singen solltest, entfiel dir der Muth, und weil du zaghaft warst, klang deine Stimme unsicher, ohne Kraft und Ton, und du gefielst nicht. Die Hörer schmeichelten dir nicht, sie sagten, du seiest häßlich obenbrein und so wenig an dir zu sehen, als zu hören. Doch nach Hause konntest und wolltest du nicht zurück — in das Haus, das in so gutem Ruf gestanden — und du mußtest leben. So gingst du zu Andern, zu denen du im Anfang nicht gegangen wärest, eine Treppe abwärts, ohne zu wissen, daß mit jeder Stufe weiter hinunter nicht deine Stimme, sondern ein hübsches und freches Gesicht Beifallsklatschen und Lohn einerntet. Und allmählig kamst du bis in den Keller zu ihnen, bei denen ich dich traf, und je tiefer du kamst, desto mehr fiellst du an Werth und warst für sie und ihr Publikum nicht mehr gut genug, die Pfennige für sie einzusammeln. Du fühltest, daß du nur noch von ihrer Barmherzigkeit lebtest, aber du wußtest nicht mehr, ob es noch werth sei, davon zu leben —“

Nenata hatte den Blick starr auf den Sprecher gerichtet, ihre Lippen murmelten:

„Wer hat Ihnen das Alles gesagt?“

„Und dann war ich es, der dir das Grübeln über diese Frage überflüssig machte, denn durch meine Schuld verlorst du die letzte Gnade, mit der deine künstlerischen Beschüherinnen dein Dasein noch gefristet hatten, und sie sagten dir, wenn der Monat, die Frist, für die ihr euch wechselseitig verbunden, abgelaufen sei, mögest du gehen, wohin du wollest; sie hätten keine Lust, dich länger zu füttern.“

„Auch das — woher? — Sie wissen es, als ob Sie es gehört und gesehen,“ stammelte das Mädchen. „Nur nicht durch Ihre Schuld — durch meine —“

Der junge Edelmann fiel ihr ruhig ins Wort:

„Ich habe vorhin nicht bestritten, da du es so deutetest, daß ich ohne dein absichtsloses Zutun mich nicht in meiner gegenwärtigen Lage befinden würde; du wirst dafür nicht ableugnen, daß du ohne meine Anwesenheit an jenem Abend das Lied nicht gesungen hättest, welches das Mißfallen deiner Gefährten zum Ueberdruß steigerte, da es dich in deiner Unbranchbarkeit für ihre Zwecke zeigte. Kannst du es leugnen?“

Mit einer eigenartigen Spannung suchten Hertwoltz Gebfattel's Augen die ihrigen zu halten, aber sie wendete dieselben jetzt schon zur Seite und bedeckte ihr rothes Gesicht mit den Händen. Eine Minute lang schwieg er, dann zog er mit gleichmüthigem Ton gewissermaßen eine Summe des Vorhergesagten:

„Schuld um Schuld mithin, also wären wir quitt. Es bleibt übrig, daß dir ohne meine Dazwischenkunft und ihre Folgen vermuthlich binnen Kurzem kein anderer Gedanke geblieben wäre, als ins Wasser zu springen, um nicht mehr leben zu müssen. Dafür daß ich mir das Ver-

dienst erworben, dich vor dieser Maßregel zu behüten, nehme ich deine Dienstleistungen als Wärterin bis zu meiner Genesung an. Ich habe sie dir mit der Fortdauer deines Lebens im Voraus bezahlt und werde sie nachher in der üblichen Weise honoriren, wie sie Anspruch darauf haben —“

Das Knarren der sich öffnenden Thür des anstoßenden Zimmers unterbrach seine Worte, Franz Einschüßkehrte zurück. Er war nicht über die vorgesezte Zeit fortgeblieben, doch sein Gesicht sprach ziemlich deutlich, daß er dieselbe zu mehr als dem beabsichtigten einen Glase benutzt habe, und es sezte ihn weder in Veruruhigung noch Mitwunderung, den Freund wach und mit lebhaft gerötheten Schläfen anzutreffen. Seiner wissenschaftliche Diagnostik sah im Gegentheil ein gutes Zeichen in der blühenden Gesichtsfarbe des Verwundeten und er lachte:

„Ich hätte wahrhaftig nicht vorhergeglaubt, daß du noch in einer so guten Heilhaut stdest; intemperantiae juveniles pflegen in dieser Hinsicht keine besondere Prognose zu geben. Aber du siehst aus, als ob ihr euch mit Erbsen statt mit Bleipillen beworfen und könntest in der That ein skeptisches physiologisches Gemüth das Vorhandensein und den Eingriff der vis medendi eines unsichtbaren Schutzengels in die materia medica hinein conjecturiren lassen.“

Gebfattel lächelte: „Ich freue mich, es dir bestätigen zu können, daß es mir so gut geht, wie es dir erscheint, und bin mit der Thatfache zufrieden, ohne darüber zu grübeln, ob ich sie verdient oder nicht verdient habe, sie einer übernatürlichen oder natürlichen Heilskraft verdanke. Vertrauen an sie, glaube ich, ist das Wichtigste, und das habe ich. Aber mir ist's, als ob die frische Lust, die du eingefogen und die dir aus dem Gesicht strahlt, mir wohlgethan. Wo warst du?“

„Ich hörte zufällig beim Vorübergehen Stimmen von Bekannten im ‚Rautenkraut‘ und trat einige Augenblicke hinein, um —“

Der Sprecher stockte für einen Moment, Gebfattel ergänzte:

„Um deinen Durst zu stillen, natürlich; ich bat dich darum und hätte dir's nicht verziehen, wenn du mir den Wunsch nicht erfüllt, sondern schneller zurückgekommen wärst.“

„Nein, um — ich dachte, zu hören, ob deine Affaire bereits ruchbar geworden sei. So war's in der That, Alle redeten just davon, als ich eintrat, und leider, wie ich's dir damals vorhergesagt, hieß es allgemein, du hättest dich mit Gundebrucht um der Person im Keller willen geschossen. So kam ich dazu, länger zu bleiben, als ich gewollt, denn ich ereiferte mich über das abgeschmackte Gewäsch, daß ich ihnen erst ernsthaft auseinandersezen mußte, wie sinnlos das Gerede sei, du, Graf Gebfattel, habe dich wegen einer häßlichen, obskuren Kellerharfenistin —“

Die Zunge des jungen Mediciners brach plötzlich wortlos ab, und er starrte mit höchst verduhtem Ausdruck in die Züge Renata's, über deren vom Lampenlicht halb erhelltes Gesicht der Zufall zum ersten Mal seine Augen hingeleiten ließ.

„Kellerharfenistin —“ wiederholte er sein letztes Wort noch einmal gedankenlos — „wer ist — ist das die Wärterin, die der Doctor geschickt? Ich habe ihr Gesicht, dünkt mich, schon einmal — oder thut's der Punsj — das ist ja —“

„Ich weiß es nicht, Freund, wer oder was es thut,“ fiel Hertwols Gebfattel ein, „aber ich glaube, du wirst gut daran thun, deinen Punsj eine Weile auszuschlafen. Leg' dich drinnen auf's Sopha, du kannst mich der Wärterin hier ruhig überlassen. Sie versteht ihren Beruf und kommt vom Gut meines Vaters, auf dem,

wie du weißt, noch ziemlich in re die mittelalterliche Hörigkeit fortbesteht. So ist sie eigentlich meine Leibeigene in spe, und ihr liegt die Frohnpflicht ob, für mich zu sorgen. Gute Nacht, ich fühle mich köstlich müd' und will auch schlafen. Und wenn ich geschlafen habe, glaube ich, werde ich so gesund sein, daß ich die Freundschaftsopfer nicht länger annehmen und dich deinen Studien über die vis medendi nicht mehr entziehen darf. Vielleicht muß die Heilkraft von außen kommen, doch ich fühl's, wenn sie erfolgreich wirken soll, ist vor Allem wesentlich, daß sie sich innen einen Boden vorbereitet, der für ihr Wunderwerk geeignet ist. Möglicherweise kannst du deine Doctor-dissertation darüber schreiben und ich dir die Kranken- und Genesungsgeschichte dazu liefern. Schlafe fest, Sohn des Aesculap; seine Tochter vertritt so lang deine Stelle."

* * *

Nicht am nächsten Morgen schon, doch wenige Tage nachher verließ Franz Einschütz sein durch die Verwundung des Freundes improvisirtes Quartier und lehrte wenigstens für die Nacht in seine eigene Wohnung zurück. Am Vor- und Nachmittag hielt er sich indeß zumeist bei dem jungen Edelmann auf, der allerdings noch das Bett hütete, doch so rasche Fortschritte in der Besserung machte, daß der bald nur selten mehr vorsprechende Arzt sein äußerstes Erstaunen über die Schnelligkeit derselben aussprach. Die Verletzung der Lunge mochte von nicht bedeutender Ausdehnung gewesen sein, aber daß eine solche und damit eine bedenkliche Gefährdung stattgehabt, hatte der erste Tag als fraglos herausgestellt; so wies ihre Heilung wie die der Wunde überhaupt und des theilweise verletzten Schlüsselbeins auf eine in seltenem Maße vor-

handene vis vitalis, eine in sich kerngesunde körperliche Constitution des Patienten hin. Doch nicht minder fast schien es, als ob dieser von Tag zu Tag auf dem Krankenbett einen früheren anormalen geistigen Zustand mit überwinde. Er zeigte sich mit Nichts unzufrieden und ungeduldig; seine ehemalige Gleichgültigkeit für Alles hatte freundlichem Interesse, sein sonstiger mißachtlich gegen Andere und sich selbst gerichteter Sarkasmus einer milben und gerecht-vernünftigen Beurtheilung Platz gemacht. Er scherzte, statt zu spotten, alle Schrofheit und Bitterkeit war wie ein ihm nicht gehöriges Kleidungsstück, das er abgestreift, von ihm gewichen, sein Gemüth heiter wie seine Augen. Sogar seiner hochgeborenen Verwandten gedachte er mit fröhlicher Laune, ohne daß diese einen ägenden Beigeschmack besaß, und theilte denselben brieflich in humoristischer Form den Anfall, der ihn betroffen, mit, indem er zugleich des über den Anlaß dazu verbreiteten albernen Gerüchts Erwähnung that und in artiger Weise unverhehlt sein Bedauern ausdrückte, daß sein Ruf überhaupt zu derartiger Annahme Möglichkeit gegeben. Einschütz mußte mit Verwunderung oftmals und gern der Worte des Arztes gedenken, daß unter Umständen ein solches, zur Einklehr in sich selbst in vielleicht herangenahter letzter Stunde mahnendes Ereigniß das heilsamste Medicament als Prophylaxe für das fernere Leben bilden könne. Er erkannte den Freund kaum mehr, aber er freute sich aufrichtig seiner völligen Umwandlung, wenngleich er immer noch nicht an eine Dauerhaftigkeit derselben zu glauben vermochte. Seine Verhältnisse legten ihm möglichste Beschleunigung des Examens und damit in seinen Semestern den fleißigsten Besuch der Kliniken auf, für die er selbst in den übrigen Stunden des Tages bis zum Abend hin Pragis

zu üben hatte. So war seine Zeit, als er sich seinem Zukunftsberuf wieder zuzuwenden begonnen, aufs äußerste in Anspruch genommen und beschränkte ihn bald täglich auf einmaligen flüchtigen Einblick bei dem Freunde. Er wußte, daß er diesen beruhigt der Pflege seiner durch merkwürdige Zufallsverfettung an ihn gelangten Wärterin überlassen konnte; bei seinem letzten Besuch hatte der Arzt sich mit dem höchsten Lob über die Einsicht und Umsicht, das stille, gewandte und einnehmende Verhalten Renata's ausgesprochen und sie dringend aufgefordert, sich, sobald ihre Dienste hier entbehrlich geworden, bei ihm zu melden, da er ihr täglich zahlreiche Stellungen zu verschaffen im Stande sei, die ihm großen Dank der Kranken für eine so vorzügliche Pflegerin und ihr reichhaltigen Lohn eintragen würden. Unverkennbar hatte das Mädchen es vermocht, in seine tiefeingewurzelte Abneigung gegen das Geschlecht der Wärterinnen, die „alten Nachteulen“, die Möglichkeit einer Ausnahme zuzulassen; er betrachtete und rühmte sie mit einem nicht nur ärztlichen, sondern auch menschlichen Wohlgefallen und wiederholte sein Ansinnen so dringend, daß Hertwold Gesattelt fast etwas gereizt darauf entgegnete, er — der Doctor — scheine den Moment nicht abwarten zu können, an dem sie hier ihre Pflicht im Stich lasse. Doch zum Glück habe er — der dieser Hilfsleistung bedürftige — in kluger Voraussicht einen Contract mit dem seltenen Wärterin-Exemplar gemacht und werde denselben nun grade noch so lange verlängern, bis er selbst die volle Ueberzeugung gewonnen, daß er sie aus Nächstenliebe ohne eignen Nachtheil von sich lassen könne. Doch er vermöge zu versichern, seine Nächstenliebe sei im Allgemeinen gering und sein Egoismus im Speciellen sehr bedeutend.

Aus diesem letzteren, gründlich er-

wogener Vorsorge für sein eigenes Wohlergehen, entsprang offenbar auch die Sorgfalt, mit der er sich auf möglichste Schonung der Kräfte seiner Pflegerin bedacht zeigte. Er hatte derselben in seinem Wohnzimmer ein vortreffliches Lager auf dem Sopha einrichten lassen, auf dem sie gleichzeitig ihrer Gestalt genau angepaßte, warme, einfach-geschmackvolle Winterkleidung vorgefunden, der er die kurze Erläuterung beigefügt, daß er um seiner Bekannten willen es nicht dulden dürfe, sie länger in ihrer unpassenden ärmlichen Tracht in seiner Umgebung zu belassen. Den Werth des für sie Angekauften werde er sich später bei Auszahlung ihres Lohnes berechnen. Allerdings erwies sich die letztere Vorsorglichkeit von Tag zu Tag mehr als auf zu großer Hengstlichkeit für die schädliche Repräsentation seiner Wohnung begründet. Da der Arzt ausblieb und Franz Einschnitt immer seltener vorsprach, meldete sich vom Morgen bis zum Abend überhaupt keinerlei Besuch, so daß es den Vorkehrungen des jungen Edelmanns zum Trotz erschien, als ob derselbe gar keine Bekannte besitze, die an dem Fortschreiten seiner Besserung die geringste Theilnahme an den Tag legten. Doch diese sich stets unverkennbarer aufdrängende Wahrnehmung schien ebensowenig auch nur im Geringsten die fröhliche Laune des Genesenden zu beeinträchtigen. Der Tag ward ihm nicht zu lang; bald ließ er sich von Renata Erinnerungen seiner eigenen Vergangenheit, wie er als Knabe auf dem väterlichen Gut gelebt, wachrufen, die sie mit wunderbarem Gedächtniß besser als er selbst bewahrt. Dann ging ein eigenthümliches Leuchten durch den Hintergrund ihrer Augen, dem Strahlengezitter eines darin verborgenen Sternes ähnlich, als ob ein Traumbild vor ihnen schwebte, winke und zerrinne, wie damals, als ihr Blick in dem nächtlichen Kellerraum

plötzlich zum ersten Mal von dem Gesicht des gräßlichen Kindheitsgenossen festgebannet worden. Bald mußte sie ihm vorlesen, und er lag reglos und hörte stundenlang auf ihre leise Stimme, die sich nicht hervorwagte, aber überraschend doch kundthat, daß sie fast immer Alles richtig verstand, was sie las. Nur bei fremden Wörtern aus anderen Sprachen stockte sie manchmal, und der Hörer lächelte:

„Wie traurig ist deine Bildung zurückgeblieben, du weißt nicht einmal, was jeder Wadtsch aus der vornehmen Gesellschaft an den Fingern herunterplappern kann.“

Und allmählig zuckte es, wenn ein solches Wort kam, auch um ihren Mund von einem verhaltenen, ihr fremdartig stehenden Lächeln, daß er sie erstaunt fragte: „Wißt ihr's, die auch lachen und ihr Gesicht so verändern kann? Wie!“ und er streckte den Arm nach dem Buch — „nein, es ist mir allein zu schwer noch,“ und seine Hand hielt es mit der ihrigen zusammen, bis sein Auge das Wort fand, an dem sie gestockt, und seine Lippen es ihr vorsprachen. Dazwischen sorgte sie für sein Wohlbehagen, seine Mahlzeiten, bereitete ihm Alles einladend und anmuthig und schritt und hantierte stets geräuschlos, wie ohne körperliche Berührung der Gegenstände um ihn her. Es schien ihr dabei zur Gewohnheit geworden, oftmals wie an jenem Abend mit geschlossenen Augen zu gehen, doch so sicher und gewandt, als ob ein innerer Blick durch die Lider hindurch sie stets ans genaueste ihrem Ziel entgegenleitete.

„Hast du den sechsten, den Fledermaussinn?“ fragte er zuweilen verwundert; „warum gehst du so?“

„Man hört besser,“ versetzte sie, an ihm vorbei blickend, „für mich dürfte es immer dunkel sein.“

„Und was willst du besser hören?“

Eine Secunde wußte sie keine Antwort. „Was Sie mir auftragen.“

So ging der Tag, jeder Tag bis zur Dämmerung. Mit ihrem Herannahen ward Hertwolf Gebfattel von Ungeduld erfaßt, die er sichtlich zu bemeistern strebte, ohne wirkliche Herrschaft über sie zu gewinnen. Er äußerte kein Verlangen, stellte keine Anforderung an Renata, doch mit dem Einbruch des Zwielichtes begab sie sich wie in schweigender Uebereinkunft ins Nebenzimmer, setzte sich dort an den Flügel, spielte und sang. Auch das zuweilen leise, wie Alles, was sie that; durch die Vorhänge klang es an das Bett hinüber wie abendliches Stimmenconcert in Feld und Wald, wenn die Sonne den letzten Purpur von ihnen abstreift. Der Gesang des Mädchens besaß wenig von einer Kunstleistung, er war Natur, einfach und schmucklos wie diese, doch mitunter plötzlich und unerwartet auch von einer heraufquellenden, durch den Raum vibrierenden Fülle und jauchzenden Helle des Tones, den man nicht bei ihr vermuthet hätte, gleichwie der Blick nicht den tiefen Laut der Sehnsucht unter dem schlichten Federkleid der Nachtigall suchen läßt. Ohne Wort, wie sie begonnen, schloß Renata, wenn sie geendet, den Flügel, und in gleicher Weise gab der Hörer, als ob er nichts vernommen, durch keine Aeußerung Beifall oder Interesse überhaupt an ihrem Dämmerungsthum zu erkennen. Das tiefe Dunkel war gekommen, sie zündete die Lampe an und ging der Versorgung ihrer hausfütterischen Obliegenheiten nach, als ob diese von jeher ihren Lebensberuf ausgemacht. Man hätte sie für die Schwester, für die Frau des jungen Edelmannes halten können; nur wenn seine Stimme sie einmal unerwartet mit ihrem Namen anrief, schrak sie zusammen, wie wenn sie nachtwandelnd gegangen und verstört, ihrer Sicherheit beraubt, aus dem Traum aufgerissen

werde. Frühzeitig richtete sie ihm dann am Abend den Nachtrunk, stellte die Glode an sein Bett und verließ, ihm Gute Nacht wünschend, nach seinem Wunsch mit dem Licht das Zimmer. Doch löschte sie dasselbe fast sogleich nach ihrem Eintritt in das Nebengemach und legte sich, nur ihr Oberkleid abstreifend, auf das für sie bereitete Bett. Dann stützte Hertwols Gebfattel sich in dem feinen auf und horchte durch die geschlossene Portiere auf das leise Knistern und Rauschen, das von ihrem Lager noch herklang, hinüber. Manchmal rief er plötzlich mit halblauter Stimme:

„Renata — schläfst du schon?“

„Noch nicht, befehlen Sie etwas, Herr Graf?“ und ein stärkeres Geräusch ließ vernehmen, daß sie aufgesprungen sei und nach ihrem Kleide taste.

„Nein — bleib, ich glaube, daß ich im Traum gesprochen. Gute Nacht, Renata!“

Der November war gegangen und der December hatte bereits seine Mitte erreicht, als er sie eines Vormittags mit einem Auftrag fort sandte. Wie sie nach einer halben Stunde etwa zurückkehrte, entfloß ihr ein Laut der Ueberraschung, denn sie traf ihn zum ersten Mal außerhalb des Bettes in einem Lehnstuhl des Wohnzimmer sitzend. Ihr Erstaunen war so groß, daß sie, über sein Thun erschreckt, ihn geradezu zu tadeln wagte.

„Sie sind unvorsichtig und werden sich schaden; der Arzt hat Ihnen für lange den Gebrauch Ihres rechten Armes untersagt, und trotzdem haben Sie nun meine Abwesenheit benutzt und sich völlig allein angethan!“

Er sah ihr lächelnd ins Gesicht.

„Wer sollte mir denn dabei helfen? Hätte deine Abwesenheit etwas daran geändert? Ich habe deine Abwesenheit nicht benutzt, sondern sie veranlaßt, um es zu können. Aber schaden wird es deinem

Renomme als Wärterin nicht, denn ich kann dir versichern, ich fühle mich gesunder und kraftvoller als je in meinem Leben.“

Sie versetzte nichts, als ob sie nachträglich über die Kühnheit ihrer Lippen erschrocken, trat zur Seite und beschäftigte sich dort mit abgewandtem Gesicht. Sein Blick folgte ihr und sah, daß ein wahrnehmbares Zittern ihr vom Nacken durch den Körper herabließ; ihre schweigsamen Züge redeten den Tag hindurch von einer mit sich im Kampf begriffenen Unschlüssigkeit ihres Innern. Sie hatten stundenlang keine Worte mehr gewechselt; erst als die Dämmerung eingebrochen, sagte sie plötzlich, als ob er ihr soeben erst die vormittägige Erwiderung gegeben:

„Wenn Sie Ihre Gesundheit völlig wieder erlangt haben, Herr Graf, so sind meine Dienste hier jetzt werthlos und überflüssig geworden, und ich werde —“

Sie stockte einen Moment.

„Was wirst du?“ fragte er gleichgültig.

„Zu dem Herrn Doctor gehen, um ihm zu sagen, daß ich seinem Anerbieten Folge leiste, denn —“

„Man muß leben,“ ergänzte Hertwols Gebfattel. „Ist das der wirkliche Grund deines plötzlichen Fortwollens?“

„Mich dünkt, er ist — für mich — wichtig genug. Worin sollte er sonst bestehen?“

„Ich dachte, du fürchtestest vielleicht, dein längeres Hierbleiben könne den Leuten Anlaß zu Gerede, dich tränkender Verdächtigung geben.“

Es war so dunkel geworden, daß die Augen Beider gegenseitig ihre Gesichter nicht mehr unterschieden. Der Uhrpendel im Nebenzimmer tickte einige Tausend Mal durch tiefe Lautlosigkeit hin und her, dann erwiderte Renata:

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf — aber wenn — ich glaube nicht, daß es Leute giebt, die ein Vergnügen daran fänden, mich zu höhnen.“

„Dann scheint mir auch meine Annahme und der Grund deiner Eile hin-fällig,“ entgegnete der junge Edelmann gelassen, „und da ich meinen Zustand am besten selbst beurtheilen muß und das Gefühl habe, dich in der That noch nicht so plötzlich entbehren zu können, wollen wir ohne weitere Debatte das Abkommen dahin treffen, daß du bis nach Weihnacht bleibst. Es wird dann noch Zeit genug für dich sein, zum neuen Jahr eine dir wünschenswerthe Stellung zu finden. Du hast vergessen zu singen heut' Abend.“

Es war zum ersten Mal, daß er eine derartige, wenn auch indirecte Aufforderung an sie richtete, und ein besonderes Zusammentreffen, daß sie sich genöthigt hielt, diese erste abzuschiagen. Sie gab leicht stotternd, entschuldigend zur Antwort:

„Meine Stimme ist heut' — ich glaube, daß ich mich bei dem Ausgang erkältet — die Luft draußen war rauh —“

„Dann ein andermal, wenn deine Stimme sich bis zu deinem Fortgang noch erholt,“ antwortete er nachlässig. „Eigentlich ist meine Neigung, mich wieder zur Ruhe zu begeben, auch größer.“

Er stand auf, ging in sein Schlafgemach und schloß nicht nur die Portiären, sondern auch die Flügelthür desselben hinter sich zu. Das Mädchen trat ans Fenster und sah lange Zeit ins Dunkel hinaus, darauf setzte sie sich in der beinaß völligen Lichtlosigkeit an den Flügel, glitt leise mit den Fingern über die Tasten und sang ebenso leise, nur in Tönen, ohne verständliche Worte dazu. Nach einer Weile schenkte die Glocke Gebiattel's sie auf und rief sie ins anstoßende Zimmer.

„Ich möchte schlafen,“ sagte er, „laß die Thür wieder geöffnet, damit du hörst, wenn ich etwas verlange. Ich hoffe, daß dein Gehör nicht so von der Erkältung gelitten, wie deine Stimme.“

Sie that, was er geboten, kehrte zurück und legte sich, heut' auch ohne ihr Oberkleid abzustreifen, auf ihr Sopha. Es ward nachts still, und wohl eine Stunde verstrich, dann kam von ihrem Lager her ein leiszitternder Ton, wie gewaltjam unterdrücktes Schluchzen durchs Dunkel. Aber unmittelbar darauf scholl es auch durch die Thür:

„Du bist so laut heut', Renata; meine Nerven sind von dem ersten Aufstehen erregt und leicht gestört.“

Sie suchte ihre Stimme zu beherrschen:

„Soll ich die Thür wieder schließen?“

„Nein, aber ein Glas Wasser — kein Licht — meine Augen sind empfindlich.“

Sie kam hinüber, tastete nach dem Glas und sagte: „Hier.“

Seine Hand streckte sich in der Finsterniß aus, griff jedoch fehl und glitt, statt das Glas zu erfassen, über die herabgebogene Stirn und die Augen des Mädchens, von deren Wimpern sie sich senkt zurückzog. Dann trank er: „Hab' Dank! Ich war ungerecht, denn ich war's, der dich gestört. Es soll nicht mehr geschehen, begieb dich wieder zur Ruh' und schlafe.“

Er horchte auf das kaum vernehmliche Forthuschen ihrer Füße über den Boden, das Knistern der Leinwand drüben; mit ängstlich fest auf die Lippen zusammengepreßter Hand schloß sie ein. Doch früher als sonst, noch im ersten Morgenzwielicht stand sie auf, begab sich zum Waschen, zur Ordnung ihrer Kleider und ihres Haars in den dunkelsten Winkel des Zimmers und schloß darnach geräuschlos die Verbindungstür zu, in die sie von nun an nicht mehr ohne vorheriges Anklopfen eintrat. Dasselbe in umgekehrter Weise wie nach stillschweigender Abrede that er, schien sein Wohnzimmer als das ihrige zu betrachten, dessen Thür er nicht ohne Vorankündigung öffnete.

„Erlaube mir, zum Besuch zu dir zu

kommen," begrüßte er sie beim ersten Eintritt. „Mich dünkt, du hast die Nächte bisher äußerst unbequem verbracht; da ich deiner Nachts nicht mehr bedarf, kannst du dich zweckgemäßer einrichten, und durch unsere neue Abtheilung bist du in deinem Salon hier völlig ungenirt für die kurze Zeit, die noch übrig bleibt. Ich denke, daß ich zu unserer beiderseitigen Annehmlichkeit deinem Wunsche damit entgegengekommen bin, und du kannst dich beruhigt auf meine Wahrung deines Hausrechtes verlassen."

Er hatte es mit leichtthin scherzendem Ton gesprochen, sie erwiderte nichts darauf; nur ein flüchtig bitter um ihre Lippen spielender Zug schien stumm zu entgegnen, daß sie keinen Anlaß habe, in die Zuverlässigkeit seiner Aeußerung und seiner Discretion den geringsten Zweifel zu setzen. Dennoch brachte das nahe Beisammensein die Möglichkeit und auch die Ausführung einer absichtslosen Verletzung ihres „Hausrechtes" mit sich.

Es war am Tage vor Weihnacht, daß Gebjattel, früher als sonst aufgestanden, an die Thür klopfte und, da er ihren Hereinruf vernommen zu haben glaubte, öffnete. Mit einem klirrenden Gegenstande beschäftigt, hatte sie jedoch das Pochen nicht gehört und ihr Ankleiden noch nicht vollständig beendet, als er zu ihr eintrat. Trotzdem begriff er nicht, weshalb sie einen Laut des Schrecks ausstieß und sich mit hastiger Bewegung umdrehte, denn ihrer Toilette mangelte nichts, als daß sie ihr Kleid vorn am Halse noch nicht völlig geschlossen hatte, aus dessen Oeffnung bei ihrer raschen Wendung ihm das Aufleuchten eines an einer Schnur befestigten silbernen Medaillons, wie es schien, in die Augen fiel. Eilig mit fliegender Hand knöpfte sie das Kleid bis oben zu, eh' sie seinen Morgengruß erwiderte; er fragte, von ihrem Benehmen in Verwunderung gesetzt, unwillkürlich:

„Was trägst du da auf der Brust? Ein geweihtes Amulet etwa?"

Sie gab kurz Antwort: „Nichts," und fügte, da seine Frage bewies, daß er etwas gesehen haben müsse, schnell hinterdrein: „Ein Andenken an meine Kindheit."

„So." Sein Blick streifte noch einmal über die Hüfte, unter der sie den bere deten Gegenstand verborgen, und er fragte nicht weiter.

So kam der Morgen des Weihnachtsabendtags und verging, ohne jenes häufige Läuten der Thürglocke, ohne jene geheimnißvoll unruhige Hast, die er im Gefolge zu haben pflegt und ringsum in den Nebenhäusern auch mit sich brachte. In den beiden Zimmern Hertwols Gebjattel's rann der Tag gleich jedem andern dahin, von trübem Licht des schwer mit Wolken treibenden Himmels begonnen und fortgesetzt. Kein Anzeichen und keine Aeußerung that einer besonderen Bedeutung des Monatsdatums Erwähnung, nur einmal fragte der junge Edelmann Renata flüchtig, ob sie den Abend auszugehen wünsche.

„Wohin?" erwiderte sie und mit einem Ausdruck, welcher unzweifelhaft kundthat, daß sie wenigstens in dem Augenblicke der Besonderheit des Tages gar nicht gedachte.

Er versetzte: „Ich vermuthete — weil man den Weihnachtsabend doch gern in verwandtem oder vertrautem Kreise bei Freunden zubringt."

Ihre Brust hob sich unter einem heftig-trampartigen Athemzug, und sie entgegnete mit nicht beumeistertem Beben der Stimme:

„Seit vier Jahren habe ich den Abend nicht in einem solchen Kreise verbracht und bin nicht mehr daran gewöhnt. Doch wenn Sie ungestört zu sein wünschen, Herr Graf, und befehlen, daß ich fortgehe —?"

„Nein, du weißt, daß ich mich ziemlich

in der nämlichen Lage befinde; so eignen wir uns vortreflich zu gegenseitiger Gesellschaft für den Abend, oder vielmehr, ihn gerade in gleicher Weise zu verbringen, wie jeden andern. Außerdem ist es ja nach unserm Abkommen der letzte; ich gebe selbst zu, daß in meinem Zustand absolut kein Grund mehr vorliegt, dasselbe zu verlängern, und auch dir scheint die Lösung unseres Verhältnisses eine Erlösung von deinen Pflichten und, je näher sie gekommen, desto erwünschter zu sein. In der Natur der Sache und den Wohnungsbedingungen liegt es ebenfalls, daß eine Aenderung stattfinden muß — es wäre denn — ich war früher schon des Wirthshauslebens überdrüssig und bin durch die Gewöhnung der letzten Wochen auf den Gedanken gebracht worden — daß du mir auch künftig die Wirthschaft hier fortführtest, für welchen Fall, wie ich glaube, noch ein Zimmer zum Behuf deines Unterkommens im Hause zu erhalten sein würde.“

„Nein!“ Ihre Lippen und ihre Brust kämpften, sie hatte eine Falte ihres Kleides gefaßt und preßte ihre Finger darum zusammen. Dann wiederholte sie ruhiger: „Nein — ich danke Ihnen für das Anerbieten, Herr Graf — es ist eine Grobmuth, die mein fernerer täglicher Anblick Ihnen bald in Reue verwandeln würde, und ich — ich habe mich schon durch den Herrn Doctor anderswo —“

„Also reden wir nicht weiter davon. Es war nur ein flüchtiger Einfall; falls ich an seine Ausführung noch denken sollte, wird sich leicht eine Andere finden, ihn mir zu ermöglichen.“

Der Tag bot ein Gepräge, als ob das Jahr an ihm seine kürzeste Dauer mit besonderer Deutlichkeit kundthun wollte. Am Mittag begann es aus dem grauen Wolkengemenge zu schneien, erst leicht stänbend, dann in dicht und schwer herabwirbelndem Gestöber. Auf den Dächern

gegenüber und auf der Straße häuften die weißen Flocken sich in kurzer Zeit fußhoch und warfen, im Verein mit der verschleierten, sinkenden Tageshelle, ein eigenthümliches frühes Zwielicht durch die Fenster, ein traumhaftes Licht, das keine Tageszeit andeutete. Nach und nach schien die ganze Welt draußen verschwunden, die Scheiben wie aus einsamer Verlassenheit eines Hauses auf weitem, fern von aller menschlichen Nachbarschaft abtrennendem Felde hinauszublicken, an dem nur gleichmäßig weißer, wallender Mantel verhüllend vorüberfiel. Hertwold Gehattel stand am Fenster und schaute auf die Straße. Die Gestalten, die sich in derselben bewegte, die Spuren, welche sie anfänglich noch in dem tiefen Schnee hinterlassen, waren nicht mehr erkennbar; kaum unterschied der Blick noch in dem immer dichteren Flockengezwirre die grünen Spitzen eines Tannenbaums, die höher heraufragten, mit dem Jemand drunten unsichtbar eilig gegen Wind und Wetter ankämpfen mußte. Nun wandte der junge Edelmann sich mit plötzlichem Aufstehen um und sah ins Zimmer zurück. Er trat auf Renata, die, ihre geringen Habseligkeiten zusammenordnend, am Tisch stand, zu und sagte:

„Man täuscht sich manchmal selbst; der Weihnachtsabend ist doch anders als ein anderer, vielleicht besonders, wenn man ihn allein verbringt. Nacht es dir nicht auch den Eindruck, als befänden wir uns heute Nachmittag gar nicht in der Stadt, sondern irgendwo, ganz allein, wie wenn wir beide verirrt und hier wunderbar in einer menschenlosen Hütte zusammengekommen wären? Mich erinnert's an meine Knabenzeit auf dem Gut meines Vaters; da fiel der Schnee auch so — du weißt's ja, denn du sahst ihn damals ebenfalls, warst auf Steinwurfweite von mir hinter seinem weißen Mantel verborgen, ohne daß ich es wußte. Da hat uns ein Zufall heute

wieder wie damals, nur näher noch, zu einandergeführt; die Flocken sind nicht mehr zwischen uns, ich sehe dein Gesicht. Du hast mir manchmal von meiner eignen Kindheit erzählt, sprich mir heute am Weihnachtsabend in dieser einsamen Zelhütte von der deinigen, Renata. Deine Brust, sagtest du gestern, bewahrt ein Andenken an sie — laß mich —

Er stand dicht neben ihr und begleitete die letzten Worte mit einer Bewegung seiner Rechten, die sich nach der Seidenschnur um den Nacken des Mädchens ausstreckte und das daran befindliche silberne Medaillon, dessen Glänzen er am Tage zuvor einen Augenblick gewahrt, heraufziehen suchte. Einige Herzkschläge lang blieb Renata, als sei sie von der Berührung seiner Finger betäubt, reglos stehen, dann fuhr ihre Hand, wie elektrisch emporzuckend, in die Höhe und preßte sich beschützend auf die Brust, rang mit der feinen und drückte den Gegenstand, nach dem er getrachtet, zurück.

„Nein!“ stieß sie angstvoll aus — „lassen Sie — von meiner Mutter ist's, es hat für Niemanden Interesse — o ich bitte Sie, Herr Graf — lassen Sie — —!“

Er stand von seinem Vorhaben ab. „Sei unbesorgt, obwohl ich durch deine Pflege die Kraft wieder in meinem Arm fühle, wird er nicht an seiner Wohlthäterin wider Willen Gewalt üben. Aber vielleicht können wir auf andere Weise eine Einigung erzielen, einen Kauf abschließen — ich habe ihn im Grunde schon vor längerer Zeit abgeschlossen, am Vorabend des Tages, der mich in die Lage versetzte, von deiner Hilfe Gebrauch zu machen, der dich zu mir gebracht.“

Sein Arm zog sie mit sich an den Schreibtisch, aus dessen Schubfach er ein versiegeltes Blatt zog. Sie hatte seine Worte nicht verstanden, stand verwirrt neben ihm und stotterte:

„Was wollen Sie — haben Sie gekauft —?“

„Dies.“

Die sonderbare Schneehelle reichte noch aus, um die Schriftzüge auf dem Blatte, dessen Siegel er gebrochen, unterscheiden zu lassen. Sie bildeten nur wenige Zeilen von seiner Hand, testamentarischen Inhalts, in welchen er für den Fall einer tödtlichen Verwundung in dem ihm am andern Tage bevorstehenden Duell Renata eine beträchtliche Summe, zur Ausbildung ihrer Stimme, als Erbschaft zusprach. Ihre Augen blickten stumm, ohne alles Denken, oder mit sinnlos durcheinanderwirbelnden Gedanken auf die Schrift.

„Nun?“ fragte er, ihr diese entgegenhaltend, „bist du mit dem Tausch für das Andenken deiner Kindheit einverstanden?“

Seine andere Hand hatte sich wieder nach ihrem Nacken gehoben. Sie fand jetzt das erste rathlose Wort:

„Für mich? Sie dachten an mich, wenn Sie —? weshalb? Nein — niemals — um keinen Preis!“

Mit plötzlicher Fortbewegung entwand ihr Kopf seiner Fingern abermals die Schnur.

„Du forderst zu viel, mehr konnte ich nicht geben,“ sagte er kaltblütig. „Nun wohl — also nicht?“

Er hielt das Blatt, sah sie noch einen Moment zuwartend an und zerriß, als sie keine Antwort gab, die Schrift, deren werthlose Hälften zu Boden fielen. Das Mädchen stützte sich mit der Linken schwer athmend gegen den Schreibtisch; ihre Züge sprachen, daß sie einer Besinnungslosigkeit nahe war, sie stammelte mit unbewußten Lippen:

„Warum wollten Sie —?“

„Weil ich auch den Weihnachtsabend zu feiern, ein Geschenk für mich zu erhalten gedachte.“

„Aber warum wollten Sie —?“

„Weil ich das Angedenken kenne, das deine Brust verhehlt, weil es nicht dir allein, sondern mir mit angehört.“

Man sah, daß ihr alles Blut aus dem Gesicht nach dem stockenden Herzen zuströmte. Todesblaß, athemlos, mit irrflimmernder Angst im Blick starrte sie ihn an, wiederholte ihr Mund nur mechanisch noch einmal sein:

„Warum —?“

„Weil —“

Er blickte umher, trat schnell auf den Flügel zu, ließ die Hand leise über die Tasten fliegen und sang mit gedämpfter Stimme:

„Weil ich so lieb — so lieb — dich habe!“

Dann stand er wieder vor ihr, hatte den Arm um sie gelegt und fragte flüsternd bebenden Tons:

„Ist das der Preis für das Angedenken deiner Kindheit, Renata?“

Sie erwiderte auch jetzt nichts, doch regte sich auch nicht von ihm fort. Es war, als ob die Flocken draußen mit weißem Widerschein über ihr Antlitz herabrieselten; nun plötzlich färbte dies sich hastig wieder, glühte purpurn auf, ein Schauer durchrüttelte ihre schwächliche Gestalt, aber sie regte sich nicht. Seine Hand hatte die Knöpfe ihres Kleides am Halse geöffnet und zog an der seidenen Schnur den silbernen Gegenstand, den sie zum Gedenken trug, empor. Es war kein Medaillon, sondern ein funkelnder, neugeprägter Thaler, dessen von der Wärme ihrer Brust durchströmte, sie athmende Fläche er an die Lippen drückte. Dann drückte er die Lippen am Rand des geöffneten Kleides auf die bebende Brust selbst und flüsterte:

„Renata — kamst du zu mir, weil du seit Kindertagen so lieb — so lieb — mich hattest?“

Draußen trieben Wind und Schnee ihre Weihnachtslust fort, doch es war schon späte Abendstunde, als die Thür-

glode Hertwolf Gebfattel's zum ersten Mal gezogen wurde und einen Besuch noch anmeldete. Auf dem Flur stampfte ein Fuß lange die zu dichter Schichtung um ihn festgeballten Flocken ab, dann rief Franz Einschüh' Stimme beim Eintreten in das von einer verhängten Lampe dämmernd erleuchtete Wohnzimmer des Fremdes:

„Es war mir nicht möglich in der letzten Woche, darum wollte ich heut' am Weihnachtsabend wenigstens noch einmal bei dir vorbeisehen. Das ist ja ein Verhaun von Schneemannern bis zu dir, als haustest du hier auf Schneewittchens Schloß —“

„Warum auch nicht, Freund?“ erwiderte Gebfattel lächelnd, „es ist ja ein Kindermärchenabend heut.“

Der junge Mediciner gewahrte jetzt erst, daß sie sich nicht allein befanden. Verwundert sah er auf Renata und fragte:

„Bedarfst du doch noch der Wärterin? Ich glaubte, es ginge dir schon vollständig gut wieder —“

Doch ein Ausdruck unwidergebaren Verdrußes ging über seine Züge und brach seine Worte jäh ab. Hertwolf Gebfattel hatte den Arm um den Nacken der hocherröthenden Renata geschlungen und versetzte:

„Zum ersten Mal gut im Leben, Freund, wofür ich hier den Dank schulde. Nur irrst du dich, denn es ist keine Wärterin, sondern meine Braut, oder, wenn du's lieber willst, meine Frau.“

* * *

Man spricht auch in großen Städten nicht allein über die großen Vorgänge der Zeit und Welt, sondern legt auch wie in kleinen Orten seine Theilnahme an den kleinen Wechselfällen der Gegenwart und des Lebens näherer wie entfernterer Nachbarn an den Tag. Nur klingt die Einzelstimme nicht so vernehm-

lich aus dem verallgemeinerten Concert, das stärkere Geräusch der erhöhten Anzahl überläßt sie, in der sich reicher bietenden Auswahl täglicher „Nonbeautés“ verliert sie vielleicht rascher ihre Frische, ihr Interesse. Dennoch beschäftigte die Universitätsstadt, in der Franz Einschüp seinen Studien oblag, sich in bedeutendem Kreisumfang geraume Weile mit der verschiedenartigen Neuigkeit, welche der junge Graf Hertwold Gebfattel ihr seit dem Beginn des neuen Jahres dargeboten. Man verfolgte sein Thun, machte es zum Gegenstand eingehendster Erörterungen, führte gewissermaßen ein Tagebuch über ihn. Mehr als je zog er an öffentlichen Orten die Blicke auf sich, zogen diejenigen, denen er aus früherer Zeit bekannt war, einen Vergleich zwischen seiner einstigen und jetzigen Erscheinung, seinem Aussehen, Wesen und Benehmen. Es unterlag keinem Zweifel, daß diese Gegeneinanderhaltung einmüthig ihr Verdict zum Vortheil des Jetzt abgeben mußte, sogar wo dies widerwillig geschah. Aus den von nächtlich wüstem Treiben schlaff ermüdeten, hohlblidenden Bügen war ein dem kraftvollen Körperbau darunter entsprechendes jugendlich gesundes, leuchtendes Gesicht erstanden; die blasirt hochfahrende Art seines ehemaligen Auftretens hatte ruhiges Selbstbewußtsein, eine lächelnde Gleichgültigkeit gegen das Verhalten seiner früheren Genossen ersetzt. Jeder, der ihn ansprach, blickte ihm verwundert über die empfangene höfliche Entgegnung nach, die keinen Ton spöttischer Mißachtung oder wegwerfenden Dünkels enthalten; zum ersten Mal seit Semestern sahen die Hörsäle den jungen Edelmann, dem die Professoren zu ihrem Staunen plötzlich die glänzenden Zeugnisse über seinen geregelten Fleiß, seine Befähigung ertheilen mußten. Das bildete die eine Hälfte der städtischen Unterhaltung über Hertwold Gebfattel, die andere bewegte

sich um die mehr oder minder den theilnehmenden Kreisen unter einem Schleier verborgene Ursache, die causa movens der seltsamen Umwandlung desselben. So häuslich und still er sein Leben mit Renata verbrachte, zeigte er sich doch niemals mit dieser außer dem Hause, Niemand hatte sie mit Augen gewahrt, so daß sie für alle eine geheimnißvolle Persönlichkeit, gleichsam nur einen Begriff bildete, der sich selbst von der Phantasie nicht nach Wunsch körperlich gestalten und im Ganzen wie in seinen Einzelheiten debattiren ließ. Man erzählte, es sei eine Jugendliebe aus frühester Zeit; man wußte, sie hätten sich nie früher gesehen und ein plötzliches Auflodern von beiden Seiten habe sie zusammengeführt. Einige behaupteten, sie sei von einer feinen, eigenartigen Schönheit, wie sie ihm zum ersten Mal im Leben begegnet sein möge; Andere konnten das vollste Gegentheil versichern, und darin liege das Motiv des ganzen, nur scheinbar überraschenden Vorgangs, er sei der Hübschen überdrüssig gewesen und habe sich deshalb zur Abwechslung die Häßlichste ausgesucht, die er aufzufinden vermocht. Man habe überhaupt nur eine launenhaft anders gefärbte Episode seines gleichmäßig wüsten Lebens darin zu sehen, welche binnen Kurzem auch ihr Ende erreicht haben werde. Dem widersprachen Manche mit der beglaubigten Nachricht, er solle die Absicht hegen, sie zu heirathen, und Einzelne, die sich auf die sicherste Bürgschaft, die Mittheilungen Franz Einschüp, zu berufen im Stande waren, fügten hinzu, er würde jene Absicht schon ausgeführt haben, wenn er nicht genöthigt gewesen wäre, zur Eingehung der Ehe vorher die Einwilligung seines Vaters zu erwirken, für deren Erzielung er bereits gleich nach Weihnacht die erforderlichen, doch bis jetzt ergebnislosen Schritte gethan. Ueber die Möglichkeit eines derartigen Ausganges der geheimnißumhüllten An-

gelegenheit gingen die Beurtheilungen weit auseinander. Die Geschlechter schienen im Allgemeinen ihre Grundlagen vertauscht zu haben, denn die Mehrzahl der Männer betrachtete einen solchen Abschluß als das Befriedigendste und als trefflichste Bürgschaft für die Innerlichkeit und Andauer der Gesinnungswandlung des jungen Aristokraten, während die Damen in der Majorität über eine zeitweilige Liebschaft hinweg zu sehen vermocht hätten, doch eine eheliche Verbindung mit der in Rede stehenden Person — sie möge sein, wie sie wolle — so abscheulich und empörend für einen Grafen Gebfattel fanden, daß sie ihrer Hoffnung, diese unwürdige Verirrung, falls wirklich eine solche bestehen solle, durch unbeugbaren Einspruch der Eltern vereitelt zu sehen, nicht stark genug Ausdruck leisten konnten. In den Kreisen des Adels ward die letztere Frage überhaupt nicht discutirt. Man suchte dort die Achsel, lächelste und hielt dafür, daß es recht erfreulich sei, wenn unter Umständen, wie denen, in welchen Hertwold Gebfattel sich zu ruiniren gedroht, eine derartige Liaison sich als ein Heilkrant erweise, das ihn mit der Unberechenbarkeit medicinischer Wirkungen, gleichsam durch einen Uebergang, auf seines Standes und seiner Zukunft würdigere Wege zurückbringe. Und obwohl Franz Einschütz nicht in diese Kreise gehörte, theilte er die seiner Wissenschaft entlehnte Gleichnißanschauung derselben doch vollständig, erfreute sich aufrichtig an der auf den Freund geübten heilsamen Wirkung, gab sich indeß nicht der geringsten Besorgniß, keinem Zweifel darüber hin, daß derselbe, nach allen anderen Richtungen jezt in eine vernünftige Bahn einlenkend, nicht auch bald in sich selbst die Undenkbarkeit und Thorheit einer wirklichen Lebensverbindung mit der ehemaligen Kellerräuberin erkennen würde. Sein Zusammenkommen mit Gebfattel war theils

durch seine Examensstudien, theils durch die deutliche Empfindung, daß er in der gegenwärtigen „Episode“ dem Freunde überflüssig, um nicht zu sagen störend, erscheine, auf seltenste Begrüßung beschränkt worden. Doch wenn er zu einer solchen vorsprach, fand er Renata stets in der nämlichen stillen Weise entweder mit einer hausfräulichen Obliegenheit oder einem Buche beschäftigt; Glück und Zufriedenheit lag auf ihrem Gesicht wie auf dem ihres Gefährten, daß die berufsmäßige Psychologie des angehenden Arztes an sich selbst irre ward. Ihm kam jedesmal heimlich der Vergleich mit der feinen, aristokratischen Traumgestalt, die noch immer lebendig vor ihm stand, wie sie in der ersten Nachtwache am Bett des Verwundeten ihm vor den geschlossenen Lidern erschienen. Wie war es erklärbar, denkbar, daß der Hochgeborene, der sein Verlangen nach einer Verkörperung jener idealen Erscheinung zu richten, es erfüllt zu sehen vermochte, eine Wahl wie diese getroffen? Franz Einschütz sagte sich, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, daß er zu viel Geschmac, er, der Bürgerliche, zu viel aristokratischen Sinn besessen hätte, sich auch nur für flüchtige Dauer in Renata zu verlieben. Demgemäß betrachtete er die letztere mit den Augen der adeligen Standesgenossen des Freundes; sie besaß für ihn keinen selbständigen Werth, stellte nur ein Expectativmittel dar, dessen sich die gegenwärtige Behandlung mit Vortheil bedienen mochte, das aber von der Hand des Arztes mit einem besseren, einem wirkliche Heilkraft enthaltenden Specificum vertauscht werden müsse, sobald sich ein solches zur Anwendung darbiete.

Allmähig indeß erlosch, von Neuem überdrängt, das Interesse der Stadt und ihres Gesprächsaustausches an der „Liaison“ des Grafen Hertwold Gebfattel, die in einer langweiligen Unveränderlichkeit

beharrte und sich jeder Bereicherung durch weitere pikante Entwicklung entzog. Der Winter wechselte nach hergebrachter deutscher Art mit Wochen trüben Regentums, frostiger Kälte und verfrühten sonnenwarmen Tagen, aus denen Gehfattel von einem Ausgang fröhlich die ersten Beilchen für Renata heimbrachte und für ihn symbolisch, als das Herannahen auch des Frühlings ihrer gemeinsamen Hoffnung deuteud, an der Brust befestigte. Ihre Augen glänzten; freudestoeud frug sie:

„Hast du gute Antwort von deinem Vater —?“

Er verneinte, den Kopf schüttelnd: „Aber trifft sie nicht bald ein — ich bin selbständig.“

„Doch die Welt, Hertzvols!“

„Du bist meine Welt, Renata, was kümmert uns die andere?“

Schnell, wie gesagt, erwiesen die Frühlingstage sich als vorzeitig; eifriger Ostwind ließ die Beilchen, die sich hervorgewagt, farblos erstarren und scheuchte in der Stadt die Leute an den Gassenenden eilig in den Schutz der nach Westen blickenden Häuserreihen. Auf dem Trottoir vor diesen, besonders am breiten, von hohen Gebäuden und glänzenden Läden umschlossenen Hauptmarkt war es still und warm, denn die Sonne stand Tag um Tag in wolkenlosem Blau und bildete aus den vier Seiten des umfangreichen, in der Mitte noch ein Häuserviereck haltenden Raumes eine Art von Corso für die Lustbedürftigen, die dort hauptsächlich um die Mittagsstunde in dichter Anzahl hin und wieder schlenderten. Auch Franz Einschüh, der den Tag zumeist in dumpfen Räumen zu verbringen genöthigt war, gab sich, wenn sein Weg ihn über den Platz führte, halb der Behaglichkeit wegen, halb aus bewußten medicinischen Rücksichten jenem Genuß hin. So schritt er an einem der letzten März Tage durch den Sonnenschein des Marktes; zwei Damen,

eine ältere und eine hoch und schlank gewachsene junge, gingen langsam unmittelbar vor ihm. Er wollte an ihnen vorbeigehen, als die treibende Menge hinter ihm ohne sein Verschulden ihm einen Stoß versetzte, so daß sein Fuß, vorwärts strauchelnd, auf die kostbare Schleppe der jüngeren Dame trat. Diese wandte halb erschreckt den Kopf, und er stand im Begriff, eine rechtfertigende Entschuldigung zu seinen Gunsten vorzubringen, als seine Zunge unter ihrem Aublick ihm plötzlich den Dienst veragte. Er starrte ihr nur wortlos ins Gesicht, denn dies erschien ihm genau als das nämliche, das der lebendig in ihm reg' gebliebene Traum jener Nacht am Bett Gehfattel's ihm vorgezaubert; nur die Wangen, von der frischen Sonnenluft noch duftiger mit rothem Anhauch überflogen, die Augen glänzender, jeder Zug im lebenden Antlitz von unvergleichbarer, erhöhter Schönheit. Da er in seinem sprachlosen, unschuldigen Starren keinerlei Bewegung machte, den Fehltritt seines Fußes zu verbessern, sagte die Inhaberin der noch immer festgehaltenen Schleppe einige Worte in französischer Sprache zu ihrer Begleiterin, worauf diese ebenfalls Einschüh's das Gesicht zuwandte, ihn durch einen vornehmen Blick zur Besinnung brachte, daß er jetzt stotternd zurücktrat, und gleichgültig die Achsel zuckend mit ihrer Gefährtin den Weg fortsetzte. Er blieb einige Secunden, stumm nachblickend, festgebannt stehen, als zweifle er an der Wirklichkeit des eben Gesehenen, halte dasselbe nur für eine phantastische Erneuerung seines Traumbildes im vollen Sonnenlicht; dann kam ihm das Bewußtsein wachen Zustandes, und er stürzte vorwärts, um die weiter Geschrittene einzuholen, ihr zu folgen, sich über ihre Wohnung und ihren Namen zu vergewissern. Es schienen ihm Fremde zu sein, denn trotz der Größe der Stadt und ihrer Be-

wohnerzahl hätte er bei seinem langjährigen Aufenthalt ihnen sonst schon einmal begegnet sein müssen, und wußte, daß er auch früher dies Gesicht niemals übersehen haben könne, da es ihm zu jeder Zeit als Verkörperung eines höchsten Ideals entgegengetreten wäre. Doch in seinem Eifer war er verunreinigt an den Gefuchten vorbeigeist; es trieb und drängte in der Mittagstunde auf dem breiten Trottoir, er hatte das Ende der Quadratseite des Platzes erreicht und kehrte wider den Menschenstrom zurück, um der langsamer Gegangenen zu begegnen. Allein vergeblich, sie kam nicht; ein halb Duzend Mal eilte er von einer Ecke des Marktes zur anderen hin und wider; ebenso umsonst. Sie wußte in einen Kaufladen getreten sein, und er musterte das Innere der ganzen Reihe derselben durch die Scheiben, aber keiner zeigte ihre Gestalt. Wie ein Traum vor ihm erstanden, war sie wie ein Traum verschwunden. Er sagte sich, es sei vielleicht am besten so, denn nach ihrer ganzen Erscheinung und Art könne es jedenfalls auch nur ein wesensloser Traum sein, wenn sich seine Gedanken zu ihr hinaufzuheben wagten. Doch gleich darauf apostrophirte er sich ärgerlich, daß er ein alberner Tölpel gewesen, wie ein verdunkelter Esel dagestanden hätte, der allerdings am klügsten thue, ihr nicht wieder unter die Augen zu kommen, und ging, obendrein über den unnützen Zeitverlust verbroffen, mißmuthig nach Hause.

Seine beschränkten Mittel verstatteten ihm keinen studentischen Wohnungsflug wie Hertwolv Gebfattel, er besaß nur ein im dritten Stockwerk belegenes äußerst dürftig eingerichtetes Zimmer, in dessen Ecke eine simple Holzbettstatt andeutete, daß es ihm zugleich zum Schlafen und zum Tagesaufenthalt diene. Repetirend, von Büchern, Knochen, Fragmenten und sonstigen medicinischen Präparaten umgeben,

verbrachte er den Nachmittag in seiner Behausung und stand mit dem mäßig sinkenden Tage auf, um seiner klinischen Praxisübung nachzugehen, als draußen ein leichter Fußtritt suchend über die dunkle Treppe heraufkam, eine Stimme kurz bei der Hauswirthin Erkundigung einzog und gleich darauf ein Klopfen an seiner Thür erscholl. Mechanisch rief er Herein, und eine Dame öffnete, die zaudernd auf der Schwelle innehielt und einen Blick ins Zimmer warf, der deutlich die Vermuthung, daß sie fehlgegangen sein müsse, aussprach. Sie wollte sich bereits wieder zurückwenden, als Einschütz ihr mit der Frage entgegentrat, ob sie ihn etwa in polyklinischen Angelegenheiten suche? Sie versetzte:

„Ich suche einen Freund meines Sohnes, Herrn Einschütz — Franz Einschütz, glaube ich, — einen jungen Arzt, der aber hier nicht —“

„Der hier wohnt und vor Ihnen steht,“ fiel er ein.

Ihre Augen richteten sich auf ihn und gingen zugleich nochmals durch das Zimmer.

„Sie —?“

Es lag ihm etwas Bekanntes, schon Gesehenes in ihren Zügen, er dachte nach, als sie rascher und mit veränderter Stimme ergänzte:

„Seien Sie mir willkommen; ich bin die Mutter Ihres Freundes Hertwolv Gebfattel. Doch ich glaube, wir haben uns bereits gesehen, mich dünkt, heute Mittag auf dem Markt, als ich mit meiner Nichte ging.“

Es war mit vollendetster Liebenswürdigkeit, ohne jeden spöttischen Anflug gesprochen, als ob sie einer Begrüßung von gewöhnlicher, schicklichster Art Erwähnung gethan, und plötzlich erkannte Einschütz in der vor ihm Stehenden die ältere Begleiterin seines idealen Traumbildes, dem gegenüber er sich nur als „ein alberner Tölpel und verdunkelter Esel“ gezeigt. Er

erfuhr zugleich, daß dies ihre Nichte sei, und in der Verwirrung, die ihn gefaßt, kam ihm blickartig die Erinnerung, daß er früher einmal in einem photographischen Album Gebjattel's ein Bild gesehen, von dem Jener ihm auf seine Frage ironisch erwidert, es sei das einer hochgräflichen Cousine — kam ihm die Erkenntniß, daß dies Bild zweifellos ihm unbewußt den Anlaß zu seiner Traumercheinung gegeben und dadurch das Räthsel ihres wirklichen, lebendigen Vorhandenseins sich löse. Mit dunkler Röthe übergoßen, stotterte er:

„In der That, Frau Gräfin, ich hatte das Unglück — das Glück, meine ich — das Mißgeschick — aber unverschuldet. Nur daß ich nachher — ich weiß nicht, ob ich Sie bitten darf, Platz zu nehmen?“

Er warf eilig Bücher und Knochen von einem armseligen, mehrfach zerrissenen Sopha auf den Boden; die Mutter Gebjattel's entgegnete artig:

„Ich bitte Sie um die Erlaubniß, es thun zu dürfen. Es ist außerordentlich annehmend, so mit freier Rundsicht über die Dächer, gewissermaßen im Blau des Himmels zu wohnen, und meine Neigung würde in der Stadt solchem Logement auch den Vorzug geben. Aber uns nicht an Treppen gewöhnte Landleute ermüdet der ungewohnte Anstieg ein wenig.“

Sie setzte sich mit ihrem schwerrauschenden Kleide auf den defecten Ueberzug des Sophas, als sei sie, wenn auch nicht an städtische Treppen, doch durchaus nicht an andere Sitze gewöhnt, und fuhr lächelnd fort:

„Sie vermögen sich zu denken, Herr Doctor, weshalb ich eine Gelegenheit, die mich hierher in die Stadt geführt, mit großer Freude benutzt habe, zu Ihnen zu kommen. In der Duellaffaire und ihren Folgen haben Sie sich so sehr als Freund Hertwolt's — und wirkliche Freunde sind so selten — gezeigt, daß

wir Alle, und ganz besonders eine Mutter, Ihnen zu außerordentlichstem Danke verpflichtet sind. Es drängte mich, diesen einem vortrefflichen jungen Mann abzutragen, dessen Antheil an meinem Sohn sicherlich noch in ungeschwächtem Maße fortbesteht, obwohl dem Letzteren ja leider manche Eigenschaften mangeln, wenigstens zeitweilig ihm abhanden gekommen scheinen, welche Sie so allgemein geachtet und geliebt in allen guten Kreisen der Gesellschaft hinstellen.“

Franz Einschütz hatte seine Fassung einigermaßen zurückerlangt, doch diese erwartete und warme dankbare Anerkennung, die Auszeichnung seiner Persönlichkeit aus dem Munde des vornehmen Besuchs rüttelten die Worte, die er zu entgegen gedachte, wieder zu einiger Verwirrung durcheinander. Er versetzte:

„O gewiß, gnädige Frau — meine ganze Theilnahme, das Herzblut eines Freundes — ich verdiene keineswegs ein derartiges Lob, da es mir nicht gelungen — wir haben uns in letzter Zeit weniger —“

„Ich weiß — und Ihre ablehnende Bescheidenheit erhöht mir nur den Werth — welchen günstigen Einfluß Sie auf Hertwolt geübt haben, Herr Doctor,“ fiel die Gräfin ein; „ich vermag mir auch zu denken, was Ihre letzten Worte anzudeuten beabsichtigten. Ihre Sinnesart ist eine gefestigte, auf strengen Grundsätzen beruhende, und es mag etwas befremdlich erscheinen, wenn ich als Frau und Mutter den Eindruck regen könnte, das Vorliegende weniger rigorös als ein junger Mann zu beurtheilen. Aber Sie sind Arzt, dem gegenüber ich offen zu reden vermag, und wissen, daß man bei einer gefährlichen Erkrankung sich mit langsamen Besserungsfortschritten begnügen muß, gemeiniglich sogar Grund hat, solche einer scheinbaren plötzlichen Besserung vorzuziehen. Nicht wahr?“

„Meine Wissenschaft kann Ihnen nur beipflichten, Frau Gräfin — sicherlich,“ erwiderte der junge Mediciner, ohne den Zusammenhang desjenigen, dem er zustimmte, noch klar zu begreifen, doch erfrent, die Ungerwandtheit seines bisherigen Ausdrucks durch eine gefällige Entgegnung etwas in Vergessenheit bringen zu können.

„Ihre ärztliche Bestätigung ist mir von großem Werth. Weshalb sollte ich unter uns, deren Herzen meinem Sohne nahe stehen, ein Hehl daraus machen, daß derselbe in einen Zustand gerathen war, gegen den sein augenblickliches, wenn auch an sich nicht zu billigendes Verhalten einen bedeutenden Grad der Heilung erkennen läßt. Wir hatten ihn und unsern Lieblingswunsch, ihn mit seiner Cousine zu verbinden, fast verloren gegeben —“

Eine unwillkürlich hervorgestotterte Unterbrechung entzog Einsicht:

„Mit seiner — mit der Comtesse — der meine bedauerliche Ungeschicklichkeit heute Mittag —?“

Ein kurzer Augenaufschlag der Gräfin-Mutter ging über die wieder rothgewordenen Züge des Sprechers, ein Lächeln ihrer Lippen folgte und sie gab zur Antwort:

„Hätte meine Nichte gewußt, daß sie dem besten Freunde ihres zukünftigen Mannes gegenüber stand, würde sie den Zufall sicher nicht bedauerlich gefunden haben, sondern ihm äußerst dankbar gewesen sein. In ähnlicher Weise dankbar, wie ich — Sie müssen den Standpunkt, den wir vorhin eingenommen, im Auge behalten, Herr Doctor — es dem Mädchen bin, das ohne Frage beträchtlich auf den Besserungsfortschritt unseres gemeinsamen Patienten eingewirkt hat. Aus seinen Briefen geht unverkennbar hervor, daß diese Liaison durch eine Art von Nothwendigkeit bedingt war, wenn er dahin zurückgelangen sollte, die Hoffnungen,

welche wir noch auf ihn gesetzt, zu erfüllen. Er bedurfte einer gewissen Erhebung vor sich selbst, daß — ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, aber ich denke, Sie werden mich verstehen — daß nicht die ihm zu Gebot stehenden äußern Verhältnisse, sondern unabhängig davon seine eigene Persönlichkeit sich für die Erreichung seines Wunsches genügend erwies, und zu diesem Wiedergewinn der Selbstschätzung ist ihm das junge Mädchen behülflich gewesen. Ich sagte schon, sie kann unserer dankbaren und thätigen Anerkennung versichert sein, um so mehr, als sie als Zugehörige unseres Gutes von Kindheit auf bereits in einer Verbindung mit uns gestanden. Allein ebensowenig wird Ihnen, mein lieber Freund, ein Zweifel darüber bestehen, daß ihre Verdienste jezt an der Grenze eingetroffen sind, wo sie keine weitere heilsame Wirkung mehr zu üben im Stande sind, und daß der Arzt, der Freund, es als geboten halten muß, die zwecklos, ja schädlich werdende Verbindung zwischen ihr und Hertwoll zu lösen.“

„Unzweifelhaft, gnädige Frau — ich habe von vornherein — es war mir eine Unbegreiflichkeit — ist es mir verzeihlich — seitdem ich von Hertwoll's Hoffnung auf die Hand seiner Comtesse Cousine — seitdem erscheint es mir nicht mehr als ein psychologisches Räthsel, sondern als strafenswerth unwürdige Verirrung.“

Das Gesicht des Sprechers drückte überzeugungsvolle Erregung aus, doch die Gräfin verbesserte ihn mit lächelndem Kopfschütteln:

„Wir sind einig darüber, daß das junge Geschöpf nach ihrem Vermögen Gutes an ihm gethan; es kann deshalb von keiner Strafe für sie die Rede sein, im Gegentheil nur von Belohnung und Förderung. Bei Ihrem edlen Sinn weiß ich, daß auch Sie für sich eine Belohnung in dem Bewußtsein empfinden würden, auch

fernerhin noch zu dem Wohl Ihres Freundes und meiner Richte beigetragen zu haben, auf deren reichste Dankbarkeit Sie zu zählen vermöchten. Sie sagten zuvor, daß Sie Ihr Herzblut für Hertwoltz zu opfern im Stande seien; eine solche Forderung wäre gegen die menschliche Natur. Aber wenn Sie uns zu seinem künftigen Glück und dem seiner Cousine einen Dienst —

„Jeden, den Sie verlangen, Frau Gräfin, der in meiner Macht steht,“ bejahte Einschütz hastig. „Nur befürchte ich, daß Vorstellungen von meiner Seite keinen zum Ziel führenden Zugang mehr bei ihm finden.“

„Dennoch bitte ich Sie darum — das heißt — Sie begreifen, daß es mir als seiner Mutter nicht wohl möglich ist, ihn in Gegenwart des Mädchens in seiner Wohnung aufzusuchen. Der Dienst, welchen Sie uns leisten könnten, bestände deshalb darin, daß Sie sich morgen, etwa am Nachmittag, zu ihm begäben, ihn zu einem längeren Spaziergange veranlaßten, auf dem Sie Gelegenheit nähmen, ihm Ihre Anschauungen von der Nothwendigkeit einer jetzigen Aenderung vorzuhalten, und ihn alsdann unter einem Vorwande in unser Hotel führten, wo er mich unerwartet anträfe und ich ohne Störung allein mit ihm zu sprechen vermöchte. Sie würden vielleicht währenddessen die Gefälligkeit haben, in einem andern Zimmer meine Richte zu unterhalten, damit wir später gemeinsam unsere Bemühungen, ihn zu überzeugen, fortsetzen können.“

Die Gräfin war aufgestanden und reichte Franz Einschütz die Hand. Er entgegnete mit einem freudig stammelnden Ton:

„Sie machen mich über — Sie machen mich sehr unglücklich, daß ich nur in einer so nichtsbedeutenden Weise meine Freundschaft, meine dringendsten Wünsche an den Tag legen kann —“

„Gemeinsame Thätigkeit vollendet, und

auch der kleinste Beitrag ist werthvoll und sicher, sich nicht Vergeßlichkeit als Lohn einzutragen,“ antwortete die Mutter; „nehmen Sie für heut' noch einmal den Dank von mir und meinem Mann vorans, der es am dienlichsten erachtet hat, sich persönlich gänzlich außerhalb der Affaire zu halten und auf Ihre, mir so freundschaftlich gewährte Unterstützung zu rechnen. Er hofft, Ihnen später in unserem Hause oftmals seinen Dank selbst abtragen zu können, wenn Hertwoltz dort an der Seite seiner Frau und seines Freundes über seine heutige Verblendung lächeln wird. — Ich hätte beinahe vergessen, Ihre Güte auch noch als die eines leiblichen Arztes in Anspruch zu nehmen. Mein Kutscher, der arme Mensch, leidet an unerträglichen Zahnschmerzen, so daß er in letzter Nacht kein Auge geschlossen. Er hat mich gebeten, wenn ich ihm ein Mittel verschaffen könne, daß er wenigstens für die kommende Nacht etwas Ruhe findet —“

Einschütz setzte sich mit bereitwilliger Hast an den Tisch und schrieb ein kurzes Recept.

„Er besitzt allerdings eine Bärenmatur,“ lächelte die Gräfin, „an der eine zu gering bemessene Dosis wirkungslos abprallen würde.“

Der Schreibende änderte kopfnickend eine Ziffer auf dem Blatt, reichte dasselbe der Wartenden und erwiderte zuversichtlich:

„Ich büрге Ihnen, daß er danach schlafen wird, in wenigen Minuten, und fürs Erste so fest, daß man eine Kanone vor ihm abfeuern könnte, ohne ihn zu wecken.“

„Aber doch auch ohne daß er einen Schaden davon nimmt?“

„Gewiß; es wird nur einige Zeit dauern, bis er sich besinnt, wer er eigentlich ist, und was mit ihm vorgegangen.“

„Das mag er thun, wenn nur damit geholfen wird. Nehmen Sie herzlichen Dank auch dafür!“

Sie verabredete noch genau den Zeitpunkt, an welchem Einschütz am andern Nachmittag Gebfattel zum Fortgehen veranlassen solle; es war schneller dämmernd geworden, als der blaue Himmel vorher vermuthen ließ, und der junge Mediciner zündete ein Licht an und geleitete seinen vornehmen Besuch unter Entschuldigungen über die dunklen, engen und winkligen Treppen bis vor die Hausthür hinunter. Hier verabschiedete er sich mit tiefer Verbeugung, welcher die Gräfin mit einem liebenswürdigen: „Auf baldiges Wiedersehen!“ entgegnete. Das Licht flackerte in seiner Hand, wie er ihr nachblickte; die Kälte hatte sich gelegt, ein warmer Hauch kam aus Südwest und umschleierte den Himmel mit leichtem Flor, der den frühzeitigeren Einbruch der Dämmerung erklärte. Franz Einschütz stieg wieder zu seiner Wohnung hinan, warf einen Blick durch dieselbe und murmelte:

„Eine besonnene, vernünftige, hochgesinnte Frau, wie ich noch keine gesehen. Das ist das alberne Geschwätz der Leute, welche den Eltern Gebfattel's den Namen von hochfahrenden, in ihrem Rangstolz zu Eisgestalten erstarrten Aristokraten beilegen. Sie will das Glück ihres Sohnes, wie jede, die ein mütterliches Herz in der Brust trägt, und es gab nichts, was ihr zu dem Zweck gleichgültiger war, als ob sie auf einem Sammetdivan oder dem zerrissenen Sopha da sitze. Der wahre Adel besitzt eben auch den wahren Adel des Gefühls, im Uebermaß sogar; sie will nicht strafen, sondern noch lohnen. Hätte sie geahnt, welchen Lohn sie mir morgen Nachmittag bereitet — wie war es möglich, daß ich das Bild in Gebfattel's Album vergessen? Das Bild einer Frau, die dem Tölpel, der ihr auf die Schleppe trat, Dank im Herzen trug, ohne daß er es ahnte!“

* * *

„Deine Gesundheit erfordert es, ich muß dir als Arzt Bewegung in der frischen Luft verordnen, und du wirst mir Dank für den Gang wissen, wenn die gute Wirkung sich vielleicht auch erst später offenbart,“ sagte Franz Einschütz, in der letzten Lichtstunde des andern Tags mit Hertwoltz Gebfattel vor die Hausthür desselben tretend, und sie schritten miteinander unter dem schwer mit Wolken bedeckten Himmel durch die Gasse fort. Einzelne Tropfen leisen Sprühregens begannen herabzustäuben; der junge Edelmann blieb nach etwa dreißig Schritten stehen und äußerte:

„Das Wetter ändert sich, es wird gerathen sein, einen Schirm mitzunehmen.“

Er wollte noch einmal umkehren, allein sein Gefährte lachte:

„Es schadet nichts, wenn dir unterwegs der Kopf etwas gewaschen wird, im Gegentheil — du weißt: praesente medico — komm!“

Er zog den nicht weiter Widerstrebenden mit sich; in dem Augenblick, als sie die Straßenecke umbogen, rollte ein eleganter geschlossener Wagen, dessen Bedientensitz ein Jäger in grüner mit Gold bestickter Livree einnahm, vor das Haus, das die Weiden verlassen; Jener sprang ab, öffnete den mit blinkender Krone geschmückten Schlag und eine Minute später klopfte es an die Thür der Wohnung Gebfattel's. Verwundert hob Renata von ihrer Arbeit den Kopf und rief Herein, dann flog sie von ihrem Sitz empor und blickte zitternd, stumm und weiß erbläst in das Gesicht der eintretenden Dame, der Mutter Hertwoltz's. Ein hübsches Lächeln ging über die Züge der Letzteren, sie streckte ihre Hand vor und sagte:

„Darum erschrecken Sie, mein Kind? Ich sehe zu meiner Freude, daß Sie sich meiner erinnern, aber ich hätte Sie beinahe nicht erkannt. Wie groß und hübsch Sie geworden sind! und wie freundlich

und anmuthig Alles hier ausieht. Das ist keine verkommene, Horreur erregende Studentenvohnung, wie ich sie mit Degout gestern noch gesehen, sondern überall bekundet sich die Hand weiblichen Feingefühls — eben die Hand einer Frau. Sie werden roth, Liebste — wie artig Ihnen auch das steht — aber ~~wahrlich~~ ^{www.libriool.com.cn} Ihre Stirn braucht sich vor mir nicht zu senken. Wäre ich sonst hier? Ich war auch ein Mädchen, eh' ich Hertwold's Mutter ward; Sie haben mir nichts zu sagen, was ich nicht wüßte, denn ich weiß, wie man ihn lieben muß. Ich vernahm draußen, daß ich ihn verfehlt, aber ich habe ihm einen Boten nachgeschickt — um so besser eigentlich, denn so können wir zuerst unter vier Augen miteinander plaudern.“

Renata stand noch immer antwortlos und blickte, wie an der Wahrheit ihrer Sinne zweifelnd, scheu auf die Sprecherin, die sich in einen Sessel niedergelassen. Endlich brachte sie mühsam hervor:

„Frau Gräfin —“

„Weshalb so steif, mein Kind? Ist das Ihr Name für Hertwold's Mutter, wenn Sie an mich denken?“

„O mein Gott — wie soll ich?“ Die Worte kamen stammelnd von den Lippen des Mädchens, wie zwei helle Thränen gleichzeitig unter ihrer Wimper heraufzitterten — „kann ich — konnte ich anders denken, da alle Briefe Hertwold's bisher völlig unbeantwortet blieben?“

„Sie sind noch sehr jung, mein liebes Kind, und vergessen, daß Eltern älter und bedachtamer sind, erst abwarten, wie ernsthaft eine solche — Neigung, ein derartiger Entschluß ihres Sohnes sich herausstellt, eh' sie sich genöthigt halten, zu handeln. Gemeiniglich ist ihr Zuthun in solchen Fällen nicht erforderlich — zum Glück, meine ich, traf dies hier nicht ein oder vielmehr trifft es jetzt nicht mehr zu, denn ich hehle Ihnen nicht, daß wir uns anfänglich — nennen Sie es, aus

veralteten Rücksichten, doch wir waren einmal darin befangen — etwas gegen Hertwold's uns ausgesprochenen Willen gestraußt haben. Dann beredete ich meinen Mann, die Angelegenheit beruhigt in meine Hand zu legen; ich wollte kommen, wollte Sie sehen — ich habe mich ~~schuldig~~ ^{www.libriool.com.cn} gemacht, denn Hertwold ist durch meine Veranlassung heut' Nachmittag zu seiner Cousine fortgegangen, die mir bei der Hefahrt Gesellschaft geleistet —“

„Zu seiner Cousine?“ fiel Renata überrascht unwillkürlich ein — „er hat mir nichts davon — er ging ungern, sagte er mir, nur auf Zureden seines Freundes —“

„So vergaß er's wohl; weshalb sollte er es Ihnen sonst verschwiegen haben? Aber Sie vergessen, Liebste, daß ich gekommen bin, Sie gesehen habe, und —“

„O ich danke Ihnen — kann Ihnen nicht anders danken —“ das Mädchen kniete als Erwiderung auf die nicht zu Ende gesprochenen, nur durch den lächelnden Augenausdruck der Mutter Hertwold's ergänzten Worte, in volle Glücksthränen ausbrechend, vor der Gräfin nieder und bedeckte die Hand derselben mit Küssen. Doch diese richtete sie auf und versetzte heiter:

„Trübe deine schönen Augen nicht, mein Kind, daß Hertwold mir nicht Vorwürfe macht, denn wir wollen ihn überraschen — mein Wagen hält drunten — und wir fahren in mein Hotel, wo er uns plötzlich unerwartet zusammen antreffen soll. Komm, mein Herz — ist es hier so warm in Eurem traulichen Heim oder hat die erste Begrüßung mit dir mein Gemüth so erregt? Wenn du mir etwas Wein oder Wasser —“

„Gleich — o ich kann an so viel Glück noch nicht glauben — gleich, Frau Gräfin — Mutter —“

Renata war aufgesprungen, ging schwankenden Schrittes an ein Buffet,

füllte mit ungeschickt zitternder Hand ein Kelchglas und brachte es zurück.

„Und für dich?“ fragte die Empfängerin sorglich. „Mich dünkt, dein Herzklopfen bedarf dessen wohl eben so sehr, und es wäre nicht recht, scheint mir auch, wenn wir nicht zum erstenmal miteinander anstießen.“

Mit trunkenem Blick wendete das Mädchen sich zurück und füllte ein zweites Glas; unvermerkt schüttete die Gräfin rasch in das erste den Inhalt eines kleinen, aus der Tasche gezogenen Flacons, nahm der Wiederkehrenden den neugebrachten Kelch aus der Hand und hob ihn mit wartender Bewegung empor. Renata erfaßte das auf dem Tisch stehende Glas und jubelte zum ersten Mal laut: „Auf meine ewige Dankbarkeit!“ Sie stießen an, es klang freudig durchs Zimmer, dann standen die geleerten Gläser wieder auf dem Tisch und die beiden Frauen rüsteten sich zum Weggang. Auf der Treppe hielt Renata sich am Geländer fest. „Mir ist es wie trunken nach dem Wein,“ lächelte sie, „fast schwindelnd.“

Ihre Begleiterin erwiderte: „Dein Herzs Schlag berauscht dich, er hat wohl Grund dazu.“

Der grünuniformirte Jäger sprang herzu und riß den Wagenschlag auf. Es war dem Mädchen, als gewahre sie sein Gesicht wie durch einen Schleier; sie fragte mit leicht anstoßender Zunge: „Ist das nicht Robert, der Reitknecht, der schon zu meiner Kinderzeit auf dem Gute war?“

Der Jäger verbeugte sich mit einem respectvollen: „Ja, gnädige Frau“; ohne recht zu wissen, was sie that, stieg Renata vor der Gräfin in den Wagen. Dann kam ihr das Bewußtsein der begangenen Unschicklichkeit, sie machte eine Regung, wieder anzusteigen, doch jene wehrte ihr:

„Nein, bleib', dir gebührt der Ehrenplatz heut'. Ich gewahre eben, daß ich meinen Schirm droben gelassen —“

„Lassen Sie mich ihn —“ Das Mädchen

kam nicht weiter, die Lider fielen ihr halb über die Augen und sie murmelte nur unverständlich zu der Erwiderung ihrer Begleiterin, daß sie einen Moment warten möge: „Gern, — ich weiß nicht, warum, aber ich bin so müde —“

Die Gräfin begab sich die Stufen hinauf in das Wohnzimmer ihres Sohnes zurück. Sie nahm den Schirm, der am Sessel lehnte, ergriff darauf einige Flaschen vom Buffet, stellte dieselben neben die geleerten Gläser auf den Tisch, stürzte eine von ihnen um, daß der noch darin befindliche Inhalt die Decke und darauf liegende Bücher überschüttete; dann trat sie an den Schreibtisch. Auf einem Schubfach des letzteren steckte ein Schlüssel; sie öffnete mit diesem die verschiedenen Behälter, warf die darin angehäuften Papiere und werthlosen Gegenstände auf den Boden umher und nahm nur eine ziemlich schwer mit Gold gefüllte Börse nebst einigen kostbaren Brillantringen, die sie zusammen in ein Blatt einschlug und mit ihnen das Zimmer wieder verließ. Es dämmerte tief, als sie an den Wagen zurückkehrte, und Regen kündender Wind fuhr in Stößen durch die Straße. Der grüne Jäger harrete am Wagenschlag und sagte halblaut, doch mit etwas eigenthümlicher Betonung:

„Ich glaube, Frau Gräfin, die junge gnädige Frau waren so ermüdet, daß sie eingeschlafen sind.“

Die Angeredete versetzte:

„So begleiten Sie dieselbe, Sie wissen die Adresse. Ich habe meine Absicht geändert und gehe. Hier“ — sie reichte ihm das Papierconvolut, das sie noch in der Hand hielt — „das Eine ist zur Verstärkung Ihrer Auslagen, über das Andere sind Sie unterrichtet. Der Kutscher soll nicht ins Hotel zurückfahren; ich habe nichts mehr in der Stadt zu besorgen und die Comtesse und ich steigen an der Ecke des Marktplatzes ein, um

nach dem Gut heimzukehren. Sie bringen mir dann morgen Nachricht; er soll sich beeilen, es fängt an, zu regnen."

Der Jäger verbeugte sich: „Fran Gräfin können sich in jeder Hinsicht auf mich verlassen."

Sie spannte ihren Schirm auf und murmelte im Fortschreiten vor sich hin:

„Für solche Gehirnznfälle braucht man einfache Mittel, mein Sohn, ohne jede Aufregung und abjurden Eclat. Damit ist die Affaire aus und ich kann dir selbst das Weitere überlassen."

Der Wagen rollte durch Dunkel und Regen davon, in das Revier der altstädtischen Straßen hinein; nach etwa zehn Minuten hielt er in der engen, krummwinfligen Gasse vor dem düstern, baufälligen Hause, dessen Nummer Hectwölf Gebfattel im Laternenflackerlicht der Mitternacht ausgeleuchtet hatte, als er den Bewohnerinnen desselben dorthin nachgeschritten. Es waren noch die nämlichen, die über die Ankunft des Wagens unterrichtet sein mußten, denn die beiden Harfenistinnen standen wartend unter der Hausthür. Der Jäger sprang herab: „Sie schläft, helft mir sie hineintragen!"

Nach einigen Augenblicken fuhr der Kutcher mit leerem Gefährt rasch weiter und in einem anwidernden Erdgeschosfraum der Spelunke lag Renata reglos auf einem schmutzigen Sopha ausgestreckt.

„Was die Ratter sich mit ihrer Haut ein schönes Kleid verdient hat," sagte die Eine der beiden Bänkelsängerinnen, „wir wollen's in Verwahr nehmen, daß sie's nicht zerdrückt; wenn man schläft, braucht man keine Robe, mein Herz."

Sie löste das Kleid des Mädchens, das sie hin und her drehte und wendete.

„Bed' sie nicht auf," rannnte ihre Kollegin. — „Im Gegentheil, die Wirkung wird bald vergehn, bringt sie halb zum Bewußtsein," fiel der Jäger ein; „habt ihr für guten Trunk gesorgt?"

„Hier."

Die Andre kam mit einem Glas stark riechender Flüssigkeit; der Reitsknecht kostete davon und lachte: „Ihr trinkt wohl Arrak statt des Wassers hier?"

Den Bemühungen der mit dem Kleid Beschäftigten war es gelungen, dasselbe an sich zu bringen; sie betastete es noch und hängte es in eine zerlumpte Garderobenecke.

„Es gehört uns, so viel macht's zum wenigsten, daß die Ratter uns vorm Contractablauf durchgegangen."

Renata lag in ihren Unterkleidern, am Rande ihrer zur Hälfte unbedeckten Brust glänzte an der schwarzen Schnur der neu-funkelnde Thaler hervor. Die andre Harfenistin streckte die Hand nach ihm, doch der Jäger wehrte ihr.

„Laß deine Finger davon! der hat andern Zweck. Sie wacht auf und hat Durst, gebt ihr zu trinken!"

Die Schläferin hatte die Lider gehoben und sah starr und ausdruckslos empor, dann frug sie mechanisch, doch offenbar ohne Besinnung: „Wo bin ich?" —

„Bei uns, liebes Herz", antwortete ihre frühere Gefährtin, sie mit dem Arm aufrichtend, „du bist krank, hier ist Medicin, trink!"

Renata's Hand drückte sich instinctiv auf ihr Herz und sie murmelte:

„Krank, — hier thut's weh —."

Ihre Lippen schanderten, wie sie das Glas berührten, sie wollte „Nein" ansstoßen, doch ihr gebrach die Kraft zum Sprechen. Auch die, sich zu weigern; langsam flöste die Wärterin ihr zwischen den willenlos auseinander weichenden Zähnen den Trunk bis zum letzten Rest ein, und bewußtlos fiel der Kopf des Mädchens wieder zurück. Die andere Harfenistin trat ans der Ecke herzu und fragte mit plötzlich halb ängstlicher, halb mürrischer Miene:

„Und wenn wir unsre heilen Glieder dran riskiren — was haben —?"

Der Jäger ließ sie nicht ausreden, sondern

wideste sein Papier auf, zog die Börse hervor, warf ihr ein paar klingende Goldstücke zu und das Uebrige auf den Tisch. Die beiden Empfängerinnen balgten sich nun die Müuzen, dann streckten sie begierig gemeinsam die Hände nach den echten, strahlenziehenden Brillantringen, die mit dem Gold aus der Blatthülle hervorblickten. Doch der zeitige Inhaber derselben stieß sie ärgerlich zurück:

„Glaubt ihr, daß so etwas an eure Gaunerpoten paßt? Das soll von anderen Fingern in die Augen streichen.“

Und er bückte sich über das jetzt dunkelroth aufgeglühte Gesicht Renata's, streifte die funkelnden Ringe über ihre schmalen weißen Finger und rüttelte sie dann derb an der entblößten Schulter: „So, nun wird's Zeit aufzuwachen, mein Schatz, und sich lebenswürdig zu betragen.“

* * *

Es regnete; Hertwoll's Gehjattel und Franz Einschnitt kamen durch eine Vorstadtstraße zurück. Der Erstere sagte:

„Daraus daß ich deine lange Anseinerandersetzung, Ermahnung, Predigt — ich weiß nicht, wie ich es betiteln soll — bis zu Ende angehört, lieber Freund, magst du am besten die Grundlosigkeit deiner Sorge abnehmen, ich möchte wieder in mein früheres, mit Recht von dir als unwürdig bezeichnetes Leben zurückfallen. Ehemals, weißt du selbst, hätte ich solchen Mentor nicht ansprechen lassen, vielleicht weil ich in seinen Worten die Wahrheit als Stachel gefühlt; jetzt kann ich darüber lächeln. Aber ich weiß auch, daß du aus Freundschaft für mich gesprochen, deshalb habe ich dir nicht nur zugehört, sondern will dir sogar entgegen. Du begreift nicht, was ich an Renata gefunden, hast mir von der Schönheit meiner Cousine geredet, ziemlich confus, mir nur halb verständlich, zu welchem Zweck; desto klarer soll meine Antwort

sein. Sie ließe sich in einem Worte sagen: Meine Cousine hat ein Gesicht, und Renata hat eine Seele. Ich glaube, ihr Mediciner haltet dafür, daß in jedem Körper gleichmäßig eine solche, oder wie ihr es benennt, steckt, und für euer Secirwesser mögt ihr immer zu dem nämlichen Ergebniß kommen. Doch es giebt mit deiner Erlaubniß eine feinere Sonde, die ihr gemeiniglich nicht in der Verbandtasche mit euch herumtragt. Als Psychologen habt ihr zwar dafür ebenfalls ein Wort und heißt sie ‚Liebe‘, allein, verüble es mir nicht, ihr versteht euch darunter ein recht grobes Instrument. Möglicherweise kann dies derjenige am besten beurtheilen, der als Autodidakt oder Automedicus sich selbst damit behandelt hat. Es ist ein sehr ernsthaftes Wort, daß man sich selbst nicht kennt, und gar Mäucher lernt es nie, oder erst wenn es zu spät ist und keine Frucht mehr einträgt. Du hast noch einen weiten Weg dahin, lieber Freund; es klingt paradox, aber die verständigen Leute müssen gewöhnlich mehr Schritte zu dem Ziele machen, als — nun eben, als unsre Unvernunft. Man kann auf keinen richtigen Weg zurückgelangen, wenn man nicht zuvor in der Wildniß herumgeirrt ist und das dunkle Gefühl, die Sehnsucht als Begleiter in sich getragen, einen Stern zu finden, der als Führer nach jenem deute. Dann aber läßt sich der Verrirte auch von keinem Irrlicht, keinem selbstbetrügerischen Glanzschimmer täuschen; er weiß, ob der Strahl, dem er sich vertraut, ein Himmelsbote ist oder nicht. Woher er es weiß? Es ist nicht sein Verdienst, er hat sich die Kenntniß nicht ausgegrübelt, keine Wissenschaft und Arbeit sie ihm erworben. Doch vielleicht hat etwas in ihm seine Sinne geschärft, das der nicht kennt, der ruhig auf dem nie verlassenen, sicheren Wege blieb, — ein unheimliches Wangen, eine Todesmüdigkeit, aus der es ihn plötz-

lich durch übermächtige Anspannung geheimnißvoller, tief in ihm verborgener Naturkraft mit leuchtender Gewißheit aufjubeln läßt: dort — nur dort ist deine Rettung! Dann bedarf es nur eines Blicks, eines Hauchs, eines Tones — und du fühlst es über aller Klugheit, allen Zweifeln des armen, klügelnden Gehirns im seligen Schlag der Brust: Das ist die Hand, fasse sie — du bist gerettet. Das ist die Liebe, Franz Einschütz, die kein Antlitz von Raphael und kein Wappenschild braucht; die ihr Recht verlangt und jeden Widerstand fortlächelt, weil sie so lieb — so lieb — dich hat, daß keine Worte, nur ein Aufschrei der Seele sie den Sinnen erkennbar machen kann. Es giebt Leute, Freund, die Beifall dazu klatschen, daß sie den Ton mit Bravour gesungen, und nach Hause gehn, um sich zu Bett zu legen und ruhig die Nacht zu durchschlafen — sie waren nicht in der Wildniß zwischen grinsenden Gespenstern, wo ihr Mund, um sich zu betäuben, höhnisch auflachte und ihr Herz unter säulnissentquollenen Irzweisen in namenloser Angst und Sehnsucht nach einem Stern des Himmels schlug. Doch ich danke dir, denn du warst in jener Nacht bei mir, und deine Hand führte mich, ohne zu wissen, wohin. Heirathe du meine Cousine — wenn du ihr einen Fürstentitel und eine Million als Mitgift bringen kannst, werden ihre Eltern und sie selbst vielleicht deine Herkunft vergessen und einwilligen, ihr werdet vor Gott und meinen Standesgenossen wohlgefallig wandeln und das Bild deiner Frau in fernen Tagen die Ahnengalerie eures Geschlechtes zieren. Ich begehre nicht, mit meiner Frau darin aufgenommen zu werden; wir sind nur zwei Menschen, die nur so lang' sie athmen, mit einander glücklich sein und, wenn ihre Zeit vorüber, mit einander aufhören wollen, zu sein. Das wird mit oder ohne den Segen meiner hochgeborenen

Eltern geschehn und deine freundschaftliche Mahnung zur Einsicht gekommen sein, daß sie heut' ausichtsloser geworden, als dem stadtbekannten Lotterbuben Gumbrecht's gegenüber. Du sagtest, ich würde dir Dank für den Gang wissen, und du hattest Recht, denn ich hab' es zum ersten Mal in Worten zu sagen versucht, was mir noch immer als namenloses Glück in der Brust lag, und ich empfinde verdoppelt, was es für mich heißt, heimzukehren. Da biegt dein Weg ab; das Wetter ist fast wie in jener Nacht, als wir uns trennten, um uns auf der Mensur wiederzufinden; nur verkündete es damals den Anbruch des Winters und jetzt den des Frühlings. Auf Wiedersehen! Gute Nacht!"

Gebfattel machte eine Bewegung, an der Straßenecke, die sie erreicht hatten, abzubiegen, doch sein Begleiter faßte ihn zurückhaltend am Arm. Etwas verwirrt, mit unzusammenhängenden Worten, so daß der junge Edelmann verwundert nachfragte: „Was willst du?"

„Eine Ueberraschung, ich darf sie nicht verrathen, wenn ich nach deiner letzten Aeußerung auch wenig Hoffnung mehr —“ versetzte Einschütz stodend. „Aber ich habe Jemandem versprochen, dich in das Hotel zum Schwan —“

„Wich? Und für wen hast du derartig über meine geringe Persönlichkeit disponirt? Ich wüßte wahrlich Niemanden in der Stadt, bei dem ich ein solches Interesse für mich vermuthet hätte.“

Der Gefragte sah verlegen drein. „Wenn ich dich nicht anders veranlassen — du es vorher zu erfahren verlangst — es ist deine Mutter, die dich dort erwartet —“

„Meine Mutter?“ Es flog mit einem Tone äußersten Staunens aus Gebfattel's Munde. „Wie kommst du zu der Botschaft? Unmöglich hat sie ihren Fuß in dein Zimmer gesetzt, ohne in eine Ohnmacht zu verfallen —“

Er saug einen Augenblick umher, dann ging ein Lächeln über sein Gesicht.

„Jetzt verstehe ich deine demosthenischen Anstrengungen hent' Nachmittag, mein Theurer. Du warst ein Eclaircur und im Schwan ist das Hauptquartier, wo meiner der Generals Sturm warten sollte. Gut, ich habe nichts dawider, du hast mich zu fröhlicher Kampflust angeregt. Dießern wir ex improviso heut' Abend die Entscheidungsschlacht; wenn ich nicht siege, besiegt werde ich die Wahlstatt nicht verlassen. Doch ich hätte dir nicht so viel strategische Kunst zugetrانت; begieb dich in den Schwan voraus, junger Stabs-offizier, ich folge sogleich nach, wenn ich Renata mitgetheilt, daß sie sich nicht über mein Ausbleiben beunruhigt. Verlaß dich drauf, ich komme!“

Der Sprecher wandte sich rasch und eilte seiner Wohnung zu. Ein dichter Regen begann jetzt herabzufallen, doch er bemerkte es nicht, in freudiger Erregung lief er fast durch die Straße.

„Entweder so oder so,“ sprach er laut vor sich hin, „dann ist der Weg klar und damit das Ziel erreicht.“

Die dunkle Haustreppe hinauffliegend, trat er ohne zu klopfen in sein Wohnzimmer, auf der Schwelle noch rief er mit glücklicher Stimme: „Renata! Bereite dich auf Unerwartetes!“

Doch er erhielt keine Antwort aus dem lichtlosen Raum, nur schlug ihm statt dessen eine eigenthümliche Atmosphäre entgegen, die er seit langer Zeit nicht eingeathmet, ein Weindunst, der ihm unwillkürlich die Erinnerung an die letzte Nacht wachrief, die er in derartiger Luft verbracht.

„Renata!“ wiederholte er, „wo bist du?“

Allein Nichts erwiderte, auch nicht aus dem Schlafzimmer, dessen Thür er anriß. Er wußte nicht klar, was er that, sah erst, daß er eine Kerze angezündet,

als der Schein derselben über den Tisch des Wohngemachs hinsiel. Zwei leere Gläser und Flaschen standen darauf, die Decke, Bücher, der Teppich drunter schwammen in einer Flüssigkeit, deren scharfer Geruch den Dunst, welcher den Raum füllte, erklärte. Sein Blick ging ausdruckslos über das Ganze bis an den Schreibtisch, vor dem zerstreute Papiere am Boden lagen und seine Augen auf sich zogen. Dann gewahrte er die geöffneten Schubfächer und streckte mechanisch die Hand nach der Stelle, wo seine Börse, die Pretiosen gelegen. Sie waren fort und er sah sich, sein Bewußtsein sammelnd, um und irrte:

„Renata ist fortgegangen und in ihrer Abwesenheit eingebrochen worden. Es sind zwei Diebe gewesen, die aus den beiden Gläsern zu ihrem Geschäft getrunken. Weshalb und wohin ist sie gegangen?“

„Wohin? — Natürlich!“ Ihm kam es mit plötzlicher klarer Erleuchtung. Sie hatte — wer mochte wissen, woher? — aber sie hatte auch von der Abwesenheit der Mutter Hertwolfs vernommen, hatte gedacht — kindlich thörichte Dinge und Hoffnungen — und war dort, im Hotel. Unzweifelhaft, so unzweifelhaft, daß ein Lächeln über Gebfattel's Lippen flog:

„Armes, muthiges Weib, du hast eine schwere Stunde gehabt, hast sie vielleicht noch, und ich bin nicht bei dir!“

Er flog erschreckt, ohne mehr des Zustandes, in dem er sein Zimmer angetroffen, zu gedenken, auf und stürzte auf die Straße in Wind und Wetter zurück. Alle Menschen drängten und eilten dort im Dunkel, so daß sein Laufen nicht aufhiel, daß er Franz Einschnitt unterwegs kreuzte, ohne daß Einer den Andern gewahrte. Der junge Mediciner kam aus dem Hotel, wo er zu seinem sprachlosen Erstamen die Gräfin nicht angetroffen. „Die beiden vornehmen Damen seien bereits

abgerieft," hatte der Portier gesagt. So ging Einschnitt mechanisch, unklar im Kopf, nach Hertwold Gebfattel's Wohnung, erreichte diese ungefähr, als der letztere vor dem Schwan eintraf und nach seiner Mutter fragte. Der Portier ertheilte ihm die nämliche Antwort, zog aber zugleich ein Billet hervor, das die Frau Gräfin für den Herrn Grafen, wenn er nach ihr fragen sollte, hinterlassen. Gebfattel riß das Couvert mit fliegender Hast auf und las die wenigen Zeilen des Briefes:

"Lieber Hertwold!

"Ich war heute leider nur zu flüchtig in der Stadt, um dich begrüßen zu können; wir hoffen, dich bald dauernd draußen bei uns zu sehen. Die Veranlassung meiner schnellen Rückreise ist eine Affaire mit unserm Reitknecht Robert, dessen du dich erinnerst. Dein Vater telegraphirt mir, daß derselbe ihn bestohlen und sich vermuthlich hierher gewendet habe, wo sich eine frühere Entsliebschaft von ihm, eine Tochter unseres ehemaligen Verwalters, aufhalten soll. Sie ist damals aus dem Hause ihrer Mutter aus Gründen, die sich errathen lassen, fortgelaufen und haust, wie wir gehört, mit einigen Dirnen zusammen, die sich der Polizei gegenüber als Sängerinnen ausgeben. Mithin wird sich ihr alter Liebhaber gegenwärtig auch bei dieser mit ihr aufhalten und wenn du zufällig etwas darüber in Erfahrung bringen und den Dieb dem Gericht ausliefern könntest, würdest du durch Benachrichtigung erfreuen
deine Mutter."

"Lüge!" stieß Hertwold Gebfattel besinnungslos an, "tuchlose, höllische Lüge!" und starrte wild in das Gesicht des verdächtig dreinblickenden Portiers.

"Ich weiß nicht, Herr Graf —?" versetzte dieser, einen Schritt zurückweichend.

Der junge Edelmann hatte das Billet krampfhaft zwischen den Fingern zusam-

mengeknittert, nun zuckte es verächtlich um seinen Mund.

"Eine erbärmliche Lüge, für Tröpfe berechnet; ich danke dir für das Compliment."

Er glättete das Papier wieder aus und bewahrte es in der Brusttasche.

"Du wirst deine Abrechnung finden und war's auch nur für eine Warteerstunde der Qual, die du ihr —"

Abbrechend wandte er sich an den Portier:

"Ist in der letzten Stunde eine junge Dame, meine Frau, zu meiner — Mutter gekommen?"

Der Gefragte consultirte seine Uhr.

"Die Frau Gräfin sind schon seit über zwei Stunden abgereist. Ich habe nicht die Ehre, des Herrn Grafen Gemahlin zu kennen, aber heute Nachmittag ist keine Dame zum Besuch hier gewesen. Darf ich dem Herrn Grafen nicht vielleicht einen Schirm —?"

Gebfattel erwiderte nichts; er ging schwankend durch den niederströmenden Regen fort. Sein Kopf war etwas betäubt, unfähig zu denken, zu verbinden; nur seine Lippen wiederholten mechanisch: "Lüge — Lüge —". An eine Hauswand gelehnt, blieb er stehen, nahm den Hut von der Stirn und sah zum nachtschwarzen Himmel auf. Dann kam's ihm mit langjamer Besinnung und er sagte laut vor sich hinaus: "Renata — und brächten sie jeden Beweis, auf den alle Richter der Welt schuldig sprächen — und sähen meine Augen und hörte mein Ohr — ich antwortete ihnen, ihr lügt, ich glaube euch nicht, ich glaube nur an dich, Renata."

Es kam eine Art Selbstberuhigung über ihn aus dem feierlichen Ton, mit dem er es gesprochen, und mehr und mehr begann er die Herrschaft auch über sein Denken zurückzugewinnen.

"Ich werde dich finden, wohin sie dich gelockt, vielleicht mit Gewalt fortgebracht — wenn sie dich nicht —" ein eifriger

Schauer überließ ihn, doch er fügte kalt verachtungsvoll hinterdrein: „Nein, sie wären zu feig dazu und der Stammbaumschimpf des edlen Hauses ihnen doch eine Collision mit dem Criminalgericht nicht werth. Da sie dich nicht zu tödten gewagt haben, werde ich dich finden, Renata.“

Er besann sich noch einmal, wohin er sich wenden sollte, ob es gerathen sei, die Polizei in Kenntniß zu setzen und zur Nachforschung aufzufordern; dann trat ihm plötzlich eine Stelle aus dem Billet seiner Mutter wieder ins Gedächtniß.

„Weshalb das?“ murmelte er. „Sie bezweckte etwas damit, aber was? Renata wird nicht dort sein — doch zu welchem Behuf sucht sie, mich dorthin irre zu leiten? Wozu überhaupt die ganze Benachrichtigung?“

Hertwold's Gebieter schüttelte antwortlos auf die letzten Fragen den Kopf, allein zugleich erwiderte er sich, daß er vor der Hand ziellos und blind im Kreise herumtappe, in der gedenteten Richtung jedoch trotz Allem möglicherweise einen Anhaltspunkt finde, und instinctiv schlug er den Weg in das engere Gassengewirr der Altstadt ein.

Dort in der Spelunke, wohin sie schlafbetäubt gebracht worden, lag Renata nicht mehr in ihrem vorigen regungslosen Zustand, sondern das Licht einer rothdunstenden Lampe zeigte sie halb aufgerichtet und mit weitgeöffneten Augen auf dem Sopha sitzend. Das Paar hing ihr um Schläfen und Stirn herunter, neben ihr, sie an sich gedrückt haltend, saß der grüne Jäger. Er hatte den linken Arm um ihren entblößten Nacken geschlungen, mit der rechten Hand führte er ihr ab und zu sein Glas an die Lippen, lachte dazu und sprach ihr ins Ohr. Man gewahrte, daß sie mit diesem, doch nicht mit der Seele vernahm, was er redete; ihre Züge drückten ohnmächtiges inneres Ringen aus,

zur Besinnung, zu einem Willen zu gelangen, allein ein sichtbarer Schauer bei der Berührung durch seine Hand war Alles, dessen ihr Körper sich noch fähig zeigte. Nur jetzt ging zum ersten Mal eine Veränderung in ihren Augen vor, als träfe der Ton seiner Worte nicht das äußere Ohren, sondern dränge bis zu der erstarrten Tiefe ihres geistigen Verständnisses hinab. Ein Zittern der Lippen, ein Ausdruck des Irrsinns lief über ihr Gesicht, während der Jäger sagte:

„Trink, mein Schatz, und sei fidel! Solche Liebshaft mit dem hochgeborenen Herrn ist bald am Nest, das sollt' Euer-eins vorher wissen. Aber nobel ist dein Graf und hat dir eine gute Aussteuer drauf gezahlt. Sieh' da, die Füchse! Laß ihn seiner gräßlichen Cousine, in acht Tagen soll die Hochzeit sein. Ruhen thut's doch nichts, und beim Gericht schlägt's nicht mehr heraus, wenn du dich sperrst. Die Frau Mama und der Herr Sohn haben's gut eingefädelt, daß sie dich noch grad' loswürden, eh' die hochadelige Braut dich zu Gesicht bekommen und über ihre Vorgängerin die seine Nase gerümpft hätte. Pah, ich bin mit der Abmachung und der Mitgift zufrieden. Trink, Schatz, und sei's auch!“

Renata's Augen hasteten irr' auf den Goldstücken, nach denen seine Hand ge-deutet, die, als ob ein brennender Hauch aus ihnen zu ihr ausstrahle, vom Tisch glühten und gleißten. Dazu rang ihr Mund nach einem Laut und brachte ihn klanglos hervor. Ein Wort hatte ihr zerrüttetes Verständniß aufgefaßt, das wie greller Blickstrahl ihr dunkle Erinnerung aus der Seele heraufgefunkelt, und stammelnd wiederholte sie dasselbe:

„Cousine — —“

Dann stieß Renata einen markdurchschneidenden Schrei aus. Die Thür hatte sich unvermerkt, ohne daß vorher geklopft worden, rasch geöffnet, und auf der

Schwelle stand Hertwolf Gebfattel und starrte wie festgebannt auf die Gruppe des Zimmers. Mit einem Blick erkannte er den Reitknecht Robert, an dessen Halse an schwarzer Schnur ein neubligender Thaler auf die grüne Uniform herunterhing; er sah seine entwendete, goldgefüllte Börse auf dem Tisch, sah Renata, von deren Fingern die ihm gestohlenen Brillantringe flammten, halb entkleidet, vom Arm des Jägers schamlos umschlungen, die Gläser vor ihnen, und sie selbst mit gelöstem Haar, mit irreglühendem Gesicht — untäuschbar, zweifellos — betrunken. Das Zimmer drehte sich um ihn im Kreise, schwarzes Nichts löschte das Bild vor seinen Augen, die mit dem Kopf haltlos gegen die Wand schlugen. Er sah nicht mehr, daß der Jäger aufgesprungen war und halb in wirklichem, halb in geheucheltem Schreck: „Unädiger Herr —!“ stotterte. Er fühlte nur, daß im nächsten Augenblick etwas an ihm vorüber auf die Gasse hinausstürzte, dessen Berührung ihm die Lider wiederum aufriß, und nachstarrend erkannte er das weiße Unterleid Renata's. Nur secundenlang hatte die Betäubung gedauert und sein Bewußtsein kam zurück, sein Mund stieß aus: „Töge! Auch das! Alles! Renata!“ Doch die Lippe stockte ihm bei dem letzten Ruf. Warum flog sie bei seinem Anblick? Noch einen Moment stand er und suchte nach einer Erklärung dafür — nun flog er ihr nach. „Warum? Weil man auch sie belogen!“ Der Regen stürmte prasselnd durch die kurze lichtlose Gasse; hatte sie sich nach rechts oder links gewendet? Er eilte in der ersten Richtung, um eine Ecke und wiederum in andere Häuserwinkel; vergeblich. „Renata! Renata!“ Vergeblich. Sie hörte es nicht, denn sie lief schon weit drüben im Gassengewirr der anderen Seite mit pfeifender, odemloser Brust. Niemand gewahrte sie, staunte über ihre Kleidung,

denn Niemand war auf der Straße, und der sie umhüllende Regenmantel hätte auf wenige Schritte ihre weiße Gestalt verborgen. Auch sie sah nichts, wußte und dachte nichts. Ihr Mund wiederholte nur sinn- und tonlos das Wort: „Gousine —“: ein ungeheurer Nebel wogte durch ihren Kopf, wie durch einen ins Unendliche gedehnten leeren Raum, und zerrte doch an ihrem Gehirn darin. Aus der Besinnungslosigkeit stach nur ein dumpfer, dunkler Trieb, marterndem Schmerz des Kopfes und des Herzens, einer namenlosen Schande, einem Hohn-gelächter, das hinter ihr drein ihr im Ohr siedete, zu entinnen, und hielt ihre Füße aufrecht, daß diese sie weiter trügen durch Sturm und Wassersturz, blindlings gradans — weiter.

Vergeblich für den Augenblick; Hertwolf Gebfattel erkannte es, und halb wieder von Sinnesverwirrung gefaßt, stürzte er, nur auf einen Gedanken jetzt seine Denkkraft heftend, in die Wohnung der Bänkeljängerinnen zurück. Diesmal erschraf der grüne Jäger in Wahrheit und flog wie Espenlaub zusammen. Er hatte die Goldmünzen und Werthgegenstände auf dem Tisch zusammengerafft und stand im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als ihn an der Schwelle die Hand des jungen Edelmannes wie mit der eisernen Kraft eines Wahnsinnigen packte und ihm die Stimme desselben durch die Glieder bebt:

„Ich tödte dich, Schurke, wenn du nicht in einer Minute gestanden, wie du sie hierhergebracht!“

* * *

Dann war es eine Weile schon trübe Morgendämmerung gewesen, als auf einer der über den Fluß führenden Brücken ein Fußgänger stehen blieb und nach etwas schaute, das rechts hinüber unweit vom Ufer ans dem ziemlich hochgehenden

Wasser herauf sah. Bald blickte ein Zweiter und Dritter hinüber, ein schwarzes Häuflein sammelte sich.

„Es ist ein Ertrunkener.“

„Unfinn, es müßte denn vorher ein Betrunkener gewesen sein.“

„Weshalb?“

„Weil das Wasser an der Stelle kleinen bis an den Hals geht und weil Jeder, der bei Vernunft ist und sich ertränken will, sich nicht solchen Platz aussucht.“

„Und doch ist's ein Gesicht; er ist vielleicht im Dunkel grad'aus in den Fluß gelaufen und hat nicht wieder herausfinden können.“

Einige waren an der Böschung hintergelaufen, und eine Stimme rief zurück:

„Es ist kein Mann, sondern ein junges Mädchen.“

„Und todt?“

„Völlig, schon seit Stunden wenigstens; an der helfen keine Rettungsmittel mehr. Sie muß allerdings die Besinnung verloren haben, denn sonst hätte sie hier nicht zu verunglücken vermocht.“

Es war schon Polizei mit einer Tragbahre zugegen; sie hoben die Ertrunkene ohne Beschwerte aus der stromlos ruhigen, kaum vier Fuß tiefen Ufermulde des Flußbetts, deckten einen Mantel über sie und trugen sie fort. Die angesammelte Menge zerstreute sich so schnell, wie sie gekommen; Niemand folgte hinterdrein, der Vorgang war in der großen Stadt kein außerordentlicher und das momentane Interesse daran erloschen. Die Träger der Bahre, auch an derartigen Gang gewöhnt, wendeten sich methodisch dem klinischen Zeichenhause zu, vor dem eine Anzahl älterer Studenten der Medicin, auf den Beginn der Vorlesung wartend, zusammen stand.

„Was giebt's?“ fragte Einer die Kommenden gleichgültig.

„Eine Ertrunkene,“ und sie setzten ihre Last vor der noch geschlossenen Thür nieder.

Der erste Fragsteller nahm nachlässig den Mantel herab.

„Hat sie sich selbst umgebracht? Die Anatomie würde ihr augenblicklich recht dankbar für den Einfall sein.“

Auch die Uebrigen traten näher heran, dann stieß Franz Einschütz mit heftigem Schrei aus: „Nenata —!“

Sie lag reglos, weiß, doch mit ruhenvollen, von der manchmal dem Tode eigenthümlichen Schönheit übergoldeten Zügen. Schlafend, ein stilles, edles Antlitz, wie nur die Augen eines Menschen es erkannt, als sie lebte. Jetzt empfinden, sahen es Alle, und die handwerksmäßige Gleichgültigkeit der Umstehenden dem Tode gegenüber verstummte unwillkürlich, das vielleicht beabsichtigt gewesene neugierige oder frivole Wort blieb ungesprochen auf der Lippe. Nur nach einer Minute fragte vom Außenrand des Kreises eine Stimme, ob Einschütz sich hier befinde. Der junge Mediciner fuhr bei dem Klang zusammen und sah gleich darauf sprachlos, nur mit niederdeutender Hand in Hertwols Gebfattel's vor ihm auftauchendes Gesicht. Dies besaß keine Farbe, die hohlen Augen redeten, daß kein Schlaf sie zur Nacht berührt, doch sie sagten zugleich auch, daß ihr Inhaber von einer Kunde hiehergeführt worden, die ihn nicht mit dunkler, angstvoller Ahnung, sondern mit Gewissheit erfüllt. Einen Moment blickte er Franz Einschütz an, dann folgte er der Richtung, in welche die Hand desselben wies, und ohne Laut, ohne Regung seiner Züge kniete er vor der Todten hin. Er nahm das wirre, noch senkrecht hängende Haar Nenata's zwischen seine Hände, presste das Wasser herans und glättete es sorgsam an den Schläfen herab; er zog ihr einen der Ringe vom Finger, befestigte ihn an dem seinigen, hielt ihre Hände eine Weile in den seinen und legte sie darauf über ihrer Brust zusammen. Dann hob er ihre Lider, küßte ihre Augen

und sagte leise: „Du wußtest es — nur des Nachts komm' ich zu dir; du wußtest es, — weil wir so lieb uns hatten,“ und ruhig stand er auf und sah Franz Einschütz wieder an. Fast immer noch unfähig zu sprechen, stammelte dieser:

„Ich gebe dir mein Wort, daß ich nicht wußte, nicht ahnte —“

Doch Hertwulf Gebjattel unterbrach ihn.

„Du sagtest, ich würde dir Dank wissen, nimm ihn.“

Ohne Erregung, mit einer zornlosen, müden Stimme sprach er's, und langsam und müde hob sich seine rechte Hand dazu und schlug schwerfällig, matt abgleitend in das Gesicht des ehemaligen Freundes. Und noch einmal, als koste es ihn den Rest seiner Kraft, mühsam die Lippen öffnend, fügte er hinterdrein:

„Diesmal weißt du, denke ich, was mein Dank von dir heißt. Nur mußt du mir bis übermorgen Zeit geben, denn ich habe vorher meine Frau zu begraben.“ —

Auch der Morgen des dritten Tages kam, und es war der eines Sonntags, und er sah Hertwulf Gebjattel und Franz Einschütz an der nämlichen Stelle eines einsamen Waldbrandes, wo sie am Beginn des Herbstes zum Duell mit Gundbrecht zusammengetroffen. Auch Pistolen hielten sie wieder in der Hand, nur standen sie sich diesmal auf dreißig Schritte Entfernung gegenüber und warteten auf das Zeichen der Secundanten. Diese hatten den Zweikampf zu hindern gesucht, zu dessen Ausforderung die schwere, thätliche Beschimpfung in Gegenwart zahlreicher studentischer Zeugen nothgedrungen Franz Einschütz gezwungen hatte, aber alle Versuche zu anderer Lösung waren an schweigsamer Ablehnung Gebjattel's, die Beleidigung nur mit einem Wort zurückzunehmen, gescheitert. Auch jetzt noch erstrebten die Secundanten vergeblich letzte Anstellung

eines Vergleiches; der junge Edelmann schüttelte stumm und ruhig den Kopf und begab sich auf seinen Mensurstandpunkt. Einschütz antwortete dem Ueberbringer der Nachricht des gescheiterten Sühneversuchs:

„Mag er mich tödten, ich hab's um ihn und um sie verdient; auf meine Hand wird sein Blut nicht fallen.“

Der Himmel und die Secundanten hatten gewetteifert, den unvermeidlichen Kampf so ungefährlich wie möglich zu gestalten; der Zwischenraum der Gegner war so weit als denkbar bemessen, wenn er dem Vorgang nicht deutlich das Gepräge leerer Spielerei ausdrücken sollte; ohne Einspruch Gebjattel's war nur einmaliger Kugelwechsel gestattet. Er schien seines Zieles sicher zu sein, obwohl der bleierne Aprilfrühmorgen mit ziehenden Nebelstreifen fast ein Schleiergewebe zwischen den Gegnern anspann, daß sie kaum mehr als den Umriß ihrer Gestalten von einander gewahrten. Nun traten die Secundanten zurück und das Commandowort: „Feuer!“ erscholl. Beide Schüsse knallten gleichzeitig, der Rauch mischte sich einen Augenblick mit dem Nebeldunst, durch den der junge Mediciner aufrechtstehend hervortauchte. Doch im selben Moment rief eine Stimme: „Gebjattel ist getroffen!“

„Unmöglich!“ stieß Franz Einschütz hinzustürzend aus — „es ist unmöglich, ich habe in die Luft geschossen!“

Die Zeugen zuckten die Achseln und deuteten auf den jungen Edelmann nieder, der reglos ausgestreckt am Boden lag. Er hielt noch die entladene Waffe in der Hand; man riß ihm die Kleider über der Brust auf, ein glänzender Thaler rollte, an einer Schnur hängend, halb mit rothem, warmem Blut bedeckt, heraus. Nicht daneben war eine Kugel ihm durchs Herz gegangen, und Hertwulf Gebjattel war todt.



www.libtool.com.cn

Wie der Großvater die Großmutter nahm.

Eine Rheinländische Geschichte

von

Berthold Auerbach.

Jubeltag der goldenen Hochzeit! Das ist wohl schön; aber wißt ihr, was fast noch schöner und ergreifender ist?

Der Abend vor der Feier.

Da ist ein Gemisch von Freude und Bangen, von Erwartung und Erfüllung, eine neue Brautzeit.

So sitzt also am Abend der Doctor Richard Menz mit seiner Frau im Kreise der Kinder, der Schwiegeröhne, Schwiegersöhne und Enkel und auch drei Urenkel sind dabei. Neben dem Doctor steht sein ältester Schwiegersohn, der aus dem Städtchen gebürtige Baumeister Eberhard, beide Männer sind von gleich großem markiger Gestalt. Man sieht dem Doctor seine sechsundsiebzig Jahre nicht an, und er hat es nicht ungern, wenn man ihm betheuert, er könne für einen hohen Fünfiger gelten. Er ist ein großer stattlicher Mann, breit in den Schultern, ein derbes Gesicht mit starker Nase und wulstigen Lippen. Eine breite Schmarre auf der linken Wange läßt erkennen, daß er als Student die Waffe führte. Aus den grauen Augen sieht Verstand und Schelmerei und ruhige Beherrschung des Lebens.

Noch ist kein Haar von seinem Haupte gefallen, sein großer Kopf vielmehr dicht besetzt mit schneeweißen aufrechtstehenden Haaren. Die Großmutter ist eine zierliche Erscheinung, der man noch heute ansehen kann, was für ein feines, anmuthiges Geschöpf sie einmal gewesen sein mußte. Sie trägt eine Art Spizentuch als Haube, das Tuch ist unter dem Kinn gebunden und rahmt ein Gesichtchen ein, das wie aus Elfenbein geschnitzelt scheint; aber in diesem Gesichtchen ist eine beständige Beweglichkeit, und vor allem die dunkeln Augen flimmern und gehen rasch hin und her. Sie hat ein Urenkelchen auf dem Schoße sitzen, ein Mädchen von etwa drei Jahren, dessen runde Patschhändchen sie manchmal an die Lippen führt und sich damit die Wangen streichelt.

„Nun, Großmutter,“ begann ein junger Mann von wohlgepflegtem Aeußern, dem man es ansehen kann, daß er aus England herüber zum Familienfeste gekommen ist, „nun, Großmutter, du hast immer versprochen, du wollest uns einmal erzählen, wie der Großvater um dich gefreut hat; jetzt ist die beste Zeit.“

Alles vereinte sich mit dieser Bitte, und die Großmutter begann:

„Reinethwegen! Richard,“ sagte sie dann zu ihrem Mann gewendet, „wenn ich etwas nicht recht mehr weiß, hilf mir nach, aber lieber ist es mir, wenn du mich zuerst außerzählen läßt und dann hinzuthust, was noch fehlt oder unrichtig ist.“

„Also, liebe Kinder, ich bin hier geboren, habe hier gelebt und will hier sterben. In meiner Jugend ist nicht jeder junge Mensch und jedes junge Mädchen schon auf Reisen gewesen; einmal nach Angelheim oder gar nach Mainz reisen, das war ein Ereigniß, von dem man lange vorher und nachher erzählt hat. Doch, ich will euch nur sagen, damals war's schön, und jetzt ist es auch schön; die Welt muß immer anders werden, ihr werdet auch einmal sagen: in meiner Jugend war's schöner und lustiger; natürlich, weil eben jung sein schön und lustig ist. Das aber bleibt sich gleich, daß zwei Menschen einander von Herzensgrund lieb haben. Da mag die Eisenbahn pfeifen oder das Posthorn blasen oder der Nachtwächter rufen — den wir jetzt auch nicht mehr haben —, es ist Alles eins, das menschliche Herz bleibt eben das menschliche Herz, und ich wünsche euch, die ihr erst heirathen werdet, daß ihr eine so glückliche Liebes- und Brautzeit haben sollt wie wir, und was von Mißverstand und Kummer dazwischen kommt, soll auch so ausgehen wie bei uns. Und euch Verheiratheten wünsche ich, daß ihr eine so gute Ehe haben sollt wie wir. Ihr da,“ sie wendete sich an das Brautpaar, das abseits saß und morgen zur goldenen Hochzeit getraut werden sollte, „ihr da, glaubt mir: das erste Jahr der Ehe ist nicht das glücklichste; es geht bei aller Liebe und Güte doch schwer, sich in einander zu finden, den Eigenwille abzulegen. Aber, wenn man das erste Jahr recht gut angewendet hat, dann sind die anderen viel besser.“

„Aber da bin ich schon wieder einmal

im Erklären und Unterweisung geben, und ich will euch doch erzählen. Gut, ich will mich in Acht nehmen, und hört mir zu.“

„Meines Vaters Haus kennt ihr; es liegt drunten am Rhein, damals hat man noch vom Fenster aus ein Papierchen können in den Rhein fallen lassen, damals war der breite Damm noch nicht gebaut, der jetzt da ist, mit der schönen Lindenreihe und der Eisenbahn daneben. Mein Vater war Holzhändler, wie du auch, Peter, und die beiden Gärten, da wo jetzt das Victoria-Hotel steht, die waren voll von aufgeschichteten Borden und von Brennholz. Damals hat man noch nichts von Steinkohlen gewußt, und wenn ich an die alten Zeiten zurückdenke, rieche ich noch immer das harzige Holz, und höre das Klappern und Rollern der Scheite beim Aufschichten der Klasten — heut zu Tage heißt man's Raumn-Meter. Mein Vater war der beste Mensch von der Welt, gutmüthiger, rechtschaffener, getreuer hat's keinen gegeben. Aber einen Fehler hat er gehabt, und ich will, daß man auch mir einstmals meine Fehler nachsage, wenn ich todt bin; mein Vater hat nicht Nein sagen können, er hat tausendmal Dinge versprochen und gewährt, die ihm zum großen Schaden gewesen sind, und wenn er sie nicht hat erfüllen können, da haben die Menschen — denn so sind sie, sie vergessen, wenn man einmal ablehnt, daß man tausendmal zugegeben und sich aufgeopfert hat — da haben sie manchmal gesagt: ‚der Vennig ist ein harter Mann, und es ist kein Verlaß auf ihn.‘ Du lieber Gott! Mein Vater hart und kein Verlaß auf ihn! Jetzt also, wie ich 13 Jahre alt war, da ist meine Mutter gestorben, sie ist leider Gottes immer fräulich gewesen und in den letzten drei Jahren gelähmt, und mein Vater hat sie wirklich auf Händen getragen, er hat sie gehoben und gelegt und getragen wie ein klein Kind.“

„Mein Vater war ein bißchen ein

Freigeist; er hat die Franzosen gar gern gehabt, heißt das, er war ein guter Deutscher, aber er hat immer gesagt: „von den Franzosen kommt Alles, was frei ist, und wenn die Franzosen nicht gekommen wären, so wären wir noch Sklaven.“

„Meine Mutter aber war gar fromm, ich habe jeden Tag zur Messe gehen müssen und bin auch gern gegangen und habe auch für sie gebetet, und das hat mir gut gethan bis auf den heutigen Tag. Glaubt mir, Kinder, es giebt viele Menschen — euer Großvater selber ist ja so — die Nichts mit der Kirche zu thun haben, und sie können doch brav und glücklich sein, aber mir hat's eben gut gethan, es hat mir jeden Tag das Herz gestärkt, daß ich meine gute Kirche habe, und da wird Musik gemacht, und da weiß man Nichts von Streit und Sorgen, und Jedem gömmt dem Andern sein Theil an der himmlischen Seligkeit, und je mehr daran Theil haben, sie wird nicht minder, im Gegentheil immer größer.“

„Wenn ich aus der Kirche heimgekommen und zuerst mit meinem Gott in Ordnung bin, hat mir das Frühstück doppelt geschmeckt. Der Großvater hat mich nie da drin gestört, und wenn er auch ein Ungläubiger ist, er ist doch —“

Hier unterbrach der Doctor und sagte:

„Traudchen, du hast ja erzählen und nicht Lehren geben wollen.“

Es war ein milder herzinniger Ton in der Art, wie er das sagte, und die Großmutter nickte und bat, daß man ihr das Kind abnehme — das auf ihrem Schoß eingeschlafen war — und es zu Bett bringe. Sie hielt eine Weile inne, bis die Mutter des Kindes zurückkam, Niemand von den Versammelten sprach ein Wort, die Großmutter knüpfte sich ihre Spigenhaube wieder auf und zu, und als die Tochter eintrat, fuhr sie fort:

„Also, meine Mutter ist todt, und eine ältere Schwester meines Vaters, die Tante

Rise, die schon während der Krankheit der Mutter das Hauswesen geführt hatte, übernimmt dasselbe nun völlig.“

„Einmal, wie ich in der Kammer bin, höre ich, wie der Vater sagt, daß er nie mehr heirathe, und er hat das gehalten; er ist seinem Geschäfte nachgegangen und hat Abends seinen Schoppen getrunken im Lamm, das ist jetzt das Hotel de l'Europe, das war damals noch ein Fuhrmannswirthshaus, aber mit großen Schoppen, die heutigen Tags auch abgekommen sind.“

„Ich war gefirmt. Damals hat man noch Nichts davon gewußt, daß man Bürgerkinder in ein Institut oder in ein Kloster schickt, damit sie französisch und allerlei lernen; ich bin eben zu Hause geblieben und habe in der Wirthschaft geholfen und auch in unserem Bretterhandel. Das habe ich ganz gut verstanden; im Kopfrechnen ist mir Niemand zuvorgekommen — mit dem heutigen Geld komme ich freilich nicht mehr so zurecht.“

„Wie ich mir die Hände verbrüht habe, das wißt ihr.“

Das jüngere Geschlecht erklärte, daß sie es nicht wußten, und die älteren betheuereten, daß sie es gern noch einmal hörten. So fuhr denn die Großmutter fort:

„Eines Tages — ja den Tag werde ich nie vergessen — ich habe eine frische Schürze um, von blau- und weißbedrucktem Zeug, sie ist noch ganz glänzig mit einem Brustlaß, da gehe ich durch unsere Küche, wir haben einen Herd gehabt mit zwei Etagen, und da höre und sehe ich, wie ein Topf überläuft, ich eile also hinzu, nehme ihn heraus und will ihn anders stellen, da schwappt das kochende Wasser heraus und mir über die Hände. Da steht her, hier an den beiden Handgelenken könnt ihr noch die großen Narben sehen. Ich verbrenne mich schrecklich, meine Schürze hat sich in dem Riegel am Herd verfangen, und ich kann nicht davon, aber ich habe noch Geistesgegenwart genug

und schiebe den Topf wieder zurück und reiße mich los. In diesem Augenblick geht mein Vater durch die Küche, ich habe gar nichts gespürt als die Angst, daß mein Vater mich auszaunten wird. Ich stecke also die Hände unter die Schürze und halte mich steif. Der Vater geht durch die Küche und sieht mich an, und ich halte an mich, und er geht weiter, aber jetzt schrei' ich auf vor entsetzlichem Schmerz und falle geradestwegs in der Küche um.

„Man bringt mich in die Stube, und da zeigt sich, was geschehen ist. Der Doctor wird gerufen, das war der Vater von Richard, und ich habe geschrien, daß es die Schiffer am Rhein draußen gehört haben, und daß die Knechte aus dem Holzhof heraufgekommen sind. Der Doctor sieht mich an, und ich höre noch, wie er sagt: ‚Da wird nichts zu helfen sein, die Haut ist ab, und die nackten Sehnen sind sichtbar; das Kind ist verloren.‘ Er ordnet indeß Mittel, ich habe Alles gehört, was vorgeht, aber ich habe nicht reden können. Er deckt mir die Wunde mit Lappen zu, auf die eine Salbe geschmiert ist, und befiehlt, daß man immer von Minute zu Minute nasse Tücher auflegen solle, aber ja nicht in die offene Wunde, sondern nur auf die Salbe. Kaum hat man die Tücher aufgelegt, so sind sie heiß, und man muß sie abnehmen, um andere aufzulegen.

„Drunten auf dem Rhein hat gerade ein großes Floß gehalten, das nach den Niederlanden geht. Unser Holzknecht kommt mit dem Führer des Flosses, einem großen Mann mit einem weißen Bart und einer rothen Weste — ich sehe ihn noch vor mir — und unser Holzknecht sagt, der Schwarzwälder könne durch Sympathie alle Wunden heilen. Mein Vater aber sagt: ‚Ich leid's nicht. Wir Rheinländer glauben nicht an solche abergläubische Sachen.‘ Der Schwarzwälder mit dem weißen Bart und der rothen Weste geht also

wieder fort, und die Tante Rike sagt, man hätt's doch probiren können, weil doch sonst nichts mehr hilft. Der Vater aber ist böse geworden und sagt:

„So seid ihr Betschwestern, ihr glaubt zuletzt noch an alte Flöher.“

Ihr werdet selber noch sehen, was es mit dem Kirchenglauben der Tante Rike auf sich hat.

„Was ich gelitten, ich kann es nicht sagen, und der Vater ruft weinend:

„Das arme Kind hat's noch vor mir verleugnen wollen, und daß das Kind so Etwas hat verbeissen können, das hat's doch von mir.“

„Die ganze Nacht hat man mir die Umschläge gemacht, und ich habe gesehen, wie mein Vater hinterm Tisch sitzt und sich nicht rühren und regen kann und immer auf mich hinstarrt. Gegen Morgen habe ich wieder so entsetzliche Schmerzen, daß man nach dem Doctor schickt, aber der hat damals schon am Asthma gelitten und kann nicht kommen, glücklicher Weise ist aber sein Sohn Richard da, ein ganz junger Doctor, der sich damals eben erst im Städtchen niederlassen will.

„Nun müßt ihr wissen, ich hab' den Doctor jetzt nicht zum ersten Male gesehen; das Mannchen, seine Schwester, die nachmals an den Geschirrfabrikanten in Vorch verheirathet ist, sie ist ja die Schwiegermutter von dem Karpfenwirth in Mainz — die Karpfenwirthin will morgen auch kommen — also das Mannchen war meine Schulkameradin, und ich bin viel im Haus beim Doctor, und wir zwei Mädchen sind miteinander im Städtchen herumgetollt, so gut wie ihr es heute macht, und auf der Schloßruine — sie ist damals noch nicht wieder aufgebaut gewesen — haben wir Räuber gespielt mit den Buben, und die Buben haben uns gefürchtet.

„Das war nun freilich nach der Firmung jetzt vorbei und anders, wir sind still da-

heim geblieben, wie es sich für heranwachsende Mädchen gebührt.

„Der junge Doctor hat mich jedes Mal genedt, so oft er mir begegnet ist, hat mich nie anders geheissen als: Badsisch.“

„Also der kommt! Mitten in meinen Schmerzen sage ich mir: dem sagst du gar nichts, mit dem redest du kein Wort. Ja, liebe Kinder, es giebt zweierlei Geister in einem Menschen. Der Doctor Richard untersucht meine Wunde, und er schüttelt den Kopf mit seinen aufrechtenstehenden Haaren — sie sind aber damals noch ganz braun gewesen — und sagt: ‚Das ist der schwarze Brand.‘ Denn die Salbe war weggezogen, und die Leute haben mir das kalte Wasser auf die offene Wunde gelegt. Jetzt — er war eben von Berlin gekommen, man hat allgemein gesagt, er habe etwas Rechtes gelernt — ich sehe noch, wie er den Rock auszieht und mir die Salbe auflegt, die plötzlich von der Hitze erhärtet, und da hat er sie von Minute zu Minute mit Baumöl aufgelöst.“

„Er ist den ganzen Tag da geblieben und hat immer Alles selber gemacht, aber einmal höre ich, wie die Leute sagen: Ach Gott, sie ist todt, und ich hab's doch gespürt, daß ich's nicht bin, und hab's nicht sagen können, denn seht, das ist eine Strafe, eine harte, fürchterliche Strafe; in meiner kindischen Dummheit habe ich mit dem Doctor nicht reden wollen, weil er mich einen Badsisch geheissen, und jetzt, jetzt kann ich nicht reden.“

„Du hast nichts geredet, hast mich aber doch herzlich angesehen,“ unterbrach der Doctor.

„Laß mich ruhig weiter erzählen,“ beschwichtigte die Großmutter, die Hand darreichend. „Also man hält mich für todt. Ich hab' weiter nichts gewünscht, als wenn es nur wahr wär'. Ich bin aber wieder aufgewacht, und das erste Wort, das ich habe reden können, war: ‚Ich bin nicht todt,‘ und der Richard sagt

zu mir: ‚Ja wohl, Sie sollen leben und sollen gesund leben, und es wird Alles wieder gut.‘“

„Sollte man's glauben, Kinder, daß es mich am meisten gefreut hat, daß er Sie zu mir sagt? Er hat mich immer gedruzt, als wenn sich das von selbst verstände, und jetzt bin ich auf einmal eine erwachsene Respectsperson. Ja, Kinder, ich hab' eine Minute gar nicht mehr gewußt, daß ich krank bin, und ich will euch auch meine Krankengeschichte nicht weiter erzählen. Wie ein Wunder ist's Allen erschienen, daß ich mit dem Leben davon gekommen bin. Aber wie ich mich zum ersten Mal wieder aufrichten kann und meine Hände sind da an der Handwurzel ganz krumm, da hör' ich meinen Vater klagen und weinen fast noch ärger als damals, wo er mich todt geglaubt hat.“

„Der Doctor aber bernhigt mich und sagt mir: ‚Sie werden wieder Clavier spielen können so gut wie Eine.‘ Die Mühe, die er sich mit mir gegeben hat, ist gar nicht zu sagen. Und doch müßt' ich lügen, wenn ich sagen wollte, ich hätte ihn damals schon gern gehabt, und es wäre mir damals schon der Gedanke gekommen, den müßt du heirathen, wenn du groß bist. Mich hat nichts so sehr gefreut, als daß er mich so ehrerbietig wie eine große Person behandelt. Und ich habe auch gern zugehört, wie der junge Doctor meinem Vater erklärt, daß wir Deutschen nicht auf die Franzosen zu sehen haben, sondern selber aus uns was machen müssen. Einmal wie der Richard fortgegangen war, sagt mein Vater: ‚Der junge Doctor ist doch ein ganzer Mann,‘ und das hat mich gefreut, mehr wie wenn er mich selber lobte.“

„Nun habe ich noch lange liegen müssen, und der Doctor hat schöne Bücher und hat mir eins nach dem andern gebracht. Das erste, was er mir gebracht hat, war Schiller's Wilhelm Tell, und wie

ich's ausgelesen habe, fragt er mich, was ich davon denke. Ich weiß nicht mehr, was ich Alles gesagt habe, aber ich habe ihm geradezu meine Meinung gesagt. Er hat mir auch noch andere Bücher gebracht, gleich darauf die Lebensgeschichte von Joachim Nettelbeck. Seht, diese beiden Bücher — er hat sie mir nochmals geschenkt, sie stehen noch dort, und ihr werdet sie in Ehren halten — ihr könnt gar nicht denken, was mir in meinem Köpfchen da herumgegangen ist. Da ist der eine dort oben in den Schweizer Bergen, von wo unser Rhein herkommt, und der ist so tapfer und so gradeaus, und da ist der andere da drüben an der Ostsee, er hat viel Unglück in seiner Familie, aber wie brav, wie tüchtig, wie kerngesund ist er, und wie viel Gutes bringt er zu Stande. Der Doctor hat gelacht, hat aber doch dabei meine Hand gestreichelt, wie ich ihm gesagt habe: ich möcht' dabei sein und zuhören dürfen, wie der Tell und der Nettelbeck im Himmel mit einander reden. Und was für eine Religion der Tell gehabt hat, und was für eine der Nettelbeck gehabt hat, davon hat man damals gar nicht geredet. Es ist nicht so gewesen wie heutigen Tages, wo das das Erste ist, wonach man fragt; und ich meine, es wird auch wieder anders.

„Ja, ich muß aber weiter erzählen.

„Nun hat mir der Doctor immer ein Buch nach dem andern gebracht und mich über Alles ausgefragt, und ich einfältiges Kind hab' gar nicht gemerkt, wie er mich auskundschaftet und mich erzieht, und woher hätt' ich es auch merken sollen? Als ich wieder gesund war, hat er sich gar nicht mehr um mich bekümmert. Guten Tag, Jungfer Traudchen, guten Tag, Doctor, das war das Ganze, was wir Monate lang mit einander geredet haben, aber ich habe nun von Mannchen gewußt, wo seine Bücher sind, und habe

heimlich eins nach dem andern geholt und hab's wieder hingestellt. Der Schelm hat gethan, als ob er nichts davon wüßte, er hat's aber doch gewußt. Nun findet sich's, daß wir uns überall getroffen haben, wo wir hingegangen sind.

Bei den Gemüßfrauen am Markt, wenn ich eingekauft hab', da steht unversehens der Doctor und lacht, wie ich mit den Bauerweibern zu markten weiß. Beim Better Hutmacher, wo ich bei seiner Frau nähen und steppen lerne, tret' ich ein, da ist der Doctor da. In unserm Holzgarten, wo ich Bretter verkaufe und den Leuten zu sagen weiß, was sich gehört, da sehe ich auf, da steht mein Doctor am Zaun und macht große Augen. Könnt euch denken, daß ich was gemerkt hab', aber ich hab' nichts gesagt und er hat nichts gesagt.

„Es war im Frühling, da begegnet er mir einmal und sagt: ‚Gehen Sie nicht auch bald wieder einmal nach Saulsheim zu Ihren Verwandten?‘ Und da sag' ich: ‚Kann sein,‘ und wir gehen weiter.

„Am zweiten Tag geh' ich nach Saulsheim und hab' ein Körbchen am Arm und will Butter von dort mitnehmen. Ich sehe mich um, ob der Doctor nicht kommt. Er kommt nicht. Ich ärgere mich über ihn und sage: ich will nichts von ihm wissen. Aber wie ich bei den Verwandten in Saulsheim bin, da tritt der Doctor ein und sagt: ‚Was geben Sie mir, wenn ich Sie mitnehme und nach Haus begleite?‘ — ‚Gar nichts,‘ sage ich, ‚so wenig als ich von Ihnen was will.‘

„Wir gehen nun miteinander, und auf dem Wege war er so lieb und so gut, aber wir sind dabei so schnell gelaufen, ich weiß nicht warum, wir sind gelaufen, wie wenn uns Jemand triebe, und keins hat dem andern gesagt: wir wollen doch ruhiger gehen. Immer besser und herzlicher hat er gesprochen, aber gar nichts von der Liebe, kein Wort; nur

immer, wie es so schön sei, wenn man heiter und zufrieden; und damals zum ersten Mal hab' ich's gesehen, daß es ein gelehrter Mann ist, ein studirter, der ein rechtes Herz hat. Und wie ich heimgekommen bin, bin ich meinem Vater um den Hals gefallen und habe gesagt: „Vater, wenn ich einmal heirathe, muß es so einer sein wie der Doctor.“

„Mein Vater hat mir gesagt: ‚Das hat noch gute Weile, du bist noch ein Kind, schlag' dir ja solche Sachen aus dem Kopf.‘ Er hat das aber so gesagt, daß ich gesehen habe, er hat nichts dagegen, und warum soll er auch?“

„Nun hat's keine Lustbarkeit gegeben, keinen Tanz, keine Kirchweih, keine Rheinfahrt, wo ich nicht mit dem Doctor zusammen gewesen bin und die anderen Kameradinnen und Kameraden auch. Auf der Rheinau da droben — sie ist damals viel größer gewesen, und man hat damals von der Rheinregulirung noch nichts gewußt — da sind wir jungen Leute aus dem Städtchen so lustig gewesen wie die Vögel auf dem Baum und in den Hecken, und Alles in Ehrbarkeit und in einer Genügsamkeit, man kann sich das heutigen Tages gar nicht mehr so denken. Die lustigsten Streiche und Spiele hat der Doctor anzugeben gewußt, und damals hat er auch noch schön gesungen, und wir haben alle seine Studentenlieder von ihm gelernt. Die Tante Rike war arg böse darüber und hat immer gesagt: ‚Das geht nicht, es ist eine Schande, das schickt sich nicht, man kommt ins Geschrei,‘ und wie die Sachen alle heißen.

„Jetzt ist es also wieder Winter geworden.

„Eines Tages sagt mir der Doctor, daß er und seine Kameraden eine Schlittenfahrt machen wollen, und jeder hat sein Schäßchen dabei, und er will mich auch einladen. Damals zum ersten Mal hat er mir gesagt, daß ich sein Schäßchen

sei, und er hat Alles gesagt, und ich hab's gehört, wie wenn er's schon hundertmal gesagt und ich's schon hundertmal gehört hätte. Ich sag' nun: ‚Das geht nicht, mein Vater leidet's nicht und die Tante Rike erst recht nicht.‘ Was macht aber mein Doctor? Er schickt meinen Vetter, den jungen Gutmacher, der mich einladet, und der Doctor ladet den Schatz vom Gutmacher ein.

„Am dem Morgen, wo ich weiß, daß sie kommen, sag' ich's meinem Vater im Voraus, und der will eigentlich nicht Nein sagen, aber die Tante Rike sagt: Sie leide das nicht. Und weil mein guter Vater nicht Nein sagen kann, so setzt er seinen Hut auf und sagt: ‚Ich muß nach Gaulsheim, und wenn sie kommen, sagt die Tante, das ginge nicht, und du, Traudchen, sagst, du wärst nicht ganz wohl.‘

„Ich merke natürlich, daß er nicht Nein sagen kann, und ich renne schnell hinüber zum Nannchen und sage ihr, sie sollen schnell kommen, bevor der Vater nach Gaulsheim geht. Kaum bin ich wieder zurück und in der Küche, da hör' ich die jungen Leute schon die Treppe heraufkommen. Sie bringen dem Vater die Sache vor und drei ehrbare Mütter sind als Ehrenfrauen dabei. Der Vater sagt: ‚Es geht nicht, mein Traudchen ist krank.‘ Wie ich das in der Küche höre, geh' ich in die Stube, und der Vater sagt: ‚Nicht wahr, Traudchen, du bist nicht ganz wohl?‘ Er hat selber gelacht, wie er mich so gefragt, und ich hab' natürlich auch gelacht, und die Tante Rike hat ein böses Gesicht gemacht, hat aber nichts dagegen thun können, und kurz, was hat mein Vater machen wollen? Er hat's eben zugegeben.

„Am Nachmittag sind wir in zwei sechsspännigen Schlitten nach Bidesheim gefahren, wir waren sechs junge Paare und zwei Mütter dabei. In Bidesheim war schon Alles bereitet, und da haben wir Punsch getrunken, haben Pfänderspiele

gespielt, haben gesungen und getanzt, und Lustigeres kann's nichts geben, als wir gewesen sind.

„Jetzt war aber die Sache doch schon vor aller Welt am Tag, und wie wir hineingefahren sind in der Kälte — aber wir haben Alle gekühlt — da haben wir uns den ersten Kuß gegeben, und am Tag darauf ist der alte Doctor gekommen und da ist beschlossen worden, man macht noch nichts öffentlich, man wartet bis Ostern, da werde ich erst achtzehn Jahre alt.

„So! Jetzt meint ihr, es wäre Alles schön und glatt? Ja, jetzt kommt's aber erst.

„Ich bin natürlich unserm Herrgott dankbar, daß er mich so glücklich machen will, und bin so froh, daß ich das Haus von unserm Herrgott weiß und ihm da danken kann Tag für Tag. Den Kirchengberg hinan bin ich gegangen, wie wenn ich gar nicht ginge, es trägt mich Jemand, und die Orgel hat noch nie so schön geklungen und die heilige Handlung ist erst jetzt recht heilig.

„Eines Tages sage ich zu Richard: ‚Ich hab' dich‘ — wir haben uns heimlich gebuzt — ‚ich hab' dich noch nie in der Kirch' gesehen.‘

„Und du wirst mich auch nicht drin sehen,‘ sagt er.

„Das ist nicht dein Ernst.‘

„Das ist mein Ernst. Ich hab' nichts dagegen, daß du gehst —

„Bedau' mich recht schön, ich ließe mir's auch nicht wehren; aber du? hast du denn gar keine Seele und Seligkeit? glaubst du denn gar nichts?‘

„Ich glaub', daß du ein braves Mädchen bist und eine brave Frau wirst,‘ sagt er.

„Ich lasse mich aber damit nicht abspreiben und rede ihm ins Gewissen, was ich nur vermag, ich sag' ihm: ‚Du kannst doch mir zu lieb in die Kirche gehen.‘

„Ich thu dir zu lieb, was du willst,‘ sagt er, ‚ausgenommen eines, ich lüge nicht, und wenn ich das thue, so wär's gelogen.‘

„Ich rede ihm nun immer mehr zu, aber er lacht und sagt:

„Beweise du deine Liebe und Geduld, wie du meinen Unglauben erträgst, ich will sie beweisen, wie ich deinen Glauben ungestört lasse.‘

„War nun das nicht gut und getreu gesprochen? Aber ich hab's damals nicht verstanden und hab' ihm arg zugesetzt mit Einreden. Da sagt er:

„Du bist ein gutes Kind, du wirst doch nicht glauben, daß du mich belehren kannst? Ich hab' studirt —

„Und ich hab' nicht studirt,‘ sag' ich, ‚aber ich weiß doch, was sich vor Gott und den Menschen gebührt.‘

„Und in meinem Zorn lasse ich ihn stehen und rede nichts mehr mit ihm, und wie er andern Tags wieder kommt, gehe ich in meine Kammer und lasse mich nicht sehen, bis er fort ist.

„Jetzt, Kinder! Jetzt kommt meine Dummheit. Ich hab' der Tante Rike mein Glend vorgejammert. Sie hat den Doctor nie gern gehabt, er hat sie immer ausgelacht, wenn sie ihm über allerlei Leiden geklagt hat, und jetzt hat sie mir gestanden, daß sie den Doctor darum nicht möge, weil sie schon lange gewußt habe, was für ein Reker er sei. Sie hat mich natürlich in meinem Zorn bestärkt und hat mir gesagt, daß ich mir den Himmel verdiene, wenn ich den Doctor belehre, und daß ich Gott das Opfer bringen müsse, ihn aufzugeben, wenn er ein hartnäckiger Sünder verbleibe.

„Liebe Kinder! Zehn Tage lang habe ich kein Wort mit ihm geredet, und wenn ich ihn begegnet bin, habe ich wegesehen.

„In diesen zehn Tagen, Kinder! habe ich mehr gedacht als mein ganzes Leben vorher. Warum ist denn nicht Alles

gläubig auf der Welt? Was giebt's denn Besseres? Aber wenn er nicht gläubig sein kann, da kann er doch nichts dafür?

„Die Tante Rike hat mich natürlich noch mehr aufgehekt, aber sie hat's verdorben, weil sie gesagt hat, die Ungläubigen seien schlecht. Nein, das ist er nicht, er ist gut gegen alle Menschen, gegen hoch und nieder, bei Tag und Nacht, in Wind und Wetter. Aber warum ist er nicht gläubig? Warum leidet das Gott? Aber wenn Gott den Richard gläubig haben will, warum macht er ihn nicht dazu? Er ist doch allmächtig. O, Kinder! Ich bin fast selber eine Heilerin geworden, und ich habe in der Nacht geweint, weil er die Sündenschuld hat, daß ich auch ungetreu im Glauben werde.“

„Aus den hinteren Fenstern unseres Hauses sieht man nach dem Hause des Valentin, das ist ein Jude und ein braver und hat zwei Töchter. Da sehe ich jeden Mittag den Doctor ins Haus gehen und er bleibt lange und es ist doch Niemand krank im Haus. Was hat er da zu thun? Wer weiß, vielleicht heirathet er eine Jüdin. Warum nicht? Er hat ja gar keine Religion und er kann auch Jude werden, warum nicht? Es sind zwei nette Haustöchter da, besonders die eine.“

Ein allgemeines Gelächter unterbrach die Erzählerin, sie schante verwundert um, und der Schwiegersohn sagte:

„Mutter! Zwei nette Mädchen, besonders die eine! Das ist eben zum Lachen.“

„Meinetwegen! Laßt mich weiter erzählen und guckt mir nicht so auf die Worte. Ich werde bis morgen früh nicht fertig, wenn ich euch all die Plausen erzähle, die mir durch meinen dummen verwirrten Kopf gegangen sind. Ich gehe zum Rannchen und frage, was vorgeht, und sie erzählt mir, es sei arg, der Richard wolle als Doctor zu den Türken — es war damals auch ein Türkenkrieg.“

„Lieber Gott! Was habe ich Alles

angerichtet! Jetzt geht er zu den Türken und wird vielleicht ein Türke.“

„Wie ich heingehe, rumpelt eine Schicht Bretter in unserm Holzgarten zusammen, und ich hab' gemeint, die ganze Welt stürzt ein.“

„Ich hab' Tag und Nacht keine Ruhe mehr gehabt.“

„Ich würde es selber nicht glauben, wenn ich's nicht erlebt hätte. Die alten Narben brennen mich, und im Traume war ich wieder verbrannt und höre, wie sie sagen, ich sei todt, und ich kann nicht reden und da steht plötzlich Tante Rike vor mir und weckt mich zur Frühmesse zu gehen.“

„Also ich gehe um die Weihnachtszeit Morgens vor Tag in die Frühmesse, und was sehe ich? Den Doctor! Er hat einen schweren Schritt, natürlich, er geht auch zur Kirche, er hat seinen großen langen Mantel an mit dem Pelztragen. Er geht langsam, das ist die rechte Art von einem, der seine Sünde bereut. Ich gehe schneller und sage: ‚Guten Morgen, Richard!‘ Er sagt nichts. Ich denke: trugst du nur, ich thue nicht mehr mit. Ich leg' also meine Hand in seinen Arm. Er brummt was wie: ‚Aber, was ist das?‘“

„Ich sag' ihm: ‚Rede du nichts, mir ist das Herz so voll, hör' mich an, du bereust und ich auch, wir haben Beide geseht.‘“

„Wie ich das sag', schiebt er den Arm weg, und wer ist's? Der Pfarrer ist's, nicht der Richard. Könnt euch meinen Schreck denken. Aber er hat nicht lange gedauert. Der Pfarrer sagt, er habe gehört, warum ich mit dem Doctor entzweit sei, und seht, das war ein besonderes Glück, es war keiner von den Heßern und Brandstiftern, die noch Del ins Feuer gießen, im Gegentheil, er sagt mir:

„Wenn es wahr ist, daß der Doctor nichts von der Kirche wissen will, da könnte er erst recht grümmig dagegen werden, wenn er sieht, daß ein liebedes Herz ihn wegen Glaubenssachen verwirft,

und daran sind dann Sie schuld. Ich habe mehr Respekt vor ihm, der ehrlich von der Kirche wegleibt, als vor Vielen, Vielen, die zum Schein kommen. Hat unser Herrgott Geduld mit ihm, so müssen Sie sie auch haben.'

"So und noch viel hat der Pfarrer, der gute, in mich hinein geredet. Er ist leider todt; er ist in Constanx gestorben auf einem Besuch bei seinem Freunde, dem Bischof Wessenberg. Wenn er noch lebte, ließen wir uns morgen noch einmal trauen; so aber unterbleibt's. Eindringlich hat er damals mit mir gesprochen bis an die Kirchenthür und mich zum Frieden ermahnt, und ihr könnt euch denken, daß ich nie in meinem Leben frommer und glückseliger in der Kirche war als damals.

"Die Kirche war aus, was mache ich nun? Ich sehe das Fuhrwerk vom alten Doctor vor dem Hause des Notars. Ich frage den Kutscher — ich kenne ihn ja gut — ,Joseph, ist der alte Herr oder junge da oben?'

"Der junge Herr.'

"Wohin geht's?'

"Nach Büdesheim.'

"Ich sag' dem Kutscher, er soll dem Herrn nichts sagen, und setze mich in den Wagen. Ich sitze nicht lange, da kommt er, und ich sage nichts als: ,Guten Morgen, Richard,‘ und was wir dann mit einander geredet haben, das braucht ihr jaust nicht zu wissen, ich weiß es ja auch nicht mehr. Ich hab' ihm Alles erzählt, wie es vorgegangen ist, und wir fahren so die Straße dahin. Plötzlich läßt der Richard Halt machen und sagt: ,Das geht doch nicht, der Patient in Büdesheim hat keine Eile; ich bringe dich heim.‘ Er hat noch liebe Worte dazu gesagt, aber das braucht ihr jaust nicht zu wissen, und wie wir wieder an dem Hause des Notars vorbeikommen, sagt er: ,Da droben liegt der erste Knabe, dem ich zum Leben ge-

holfen habe,‘ und wißt ihr, wer das ist? Da unser Schwiegersohn, der Eberhard, und wir sind Väter bei ihm gestanden."

"Und wie war's denn mit den beiden Töchtern Valentin's, von denen die eine, wir wissen nicht welche, besonders nett?" fragte eine schelmisch dreinschauende junge Enkelin.

"Wir haben französische Conversationsstunde mit einander gehabt," erwiderte der Doctor.

Lächelnd fügte die Großmutter bei: "Und jetzt ist's genug, es ist schon Mitternacht. Hab' ich was vergessen, Richard?"

"Nein, nichts Besonderes," schloß der Doctor, reichte seiner Frau beide Hände und half ihr auf vom Stuhle; die Gesichtsfarbe hatte sie doch etwas ermüdet, aber ihr Auge glänzte hell, und die beiden Alten schauten einaander an mit einem Blicke, der alles Unausprechliche sagte.

"Jetzt laß mir auch ein Wort," sprach der Doctor und hielt die Hand seiner Frau. "Ich muß dir etwas sagen, was ich dir noch nie gesagt habe. Ich denke aber, es schadet jetzt nicht mehr, und du wirst auf deine alten Tage nicht stolz und nicht anders werden. Kinder! daß die Großmutter so den Schmerz hat verwinden und sich selbst hat beherrschen können, das hat mir schon damals gezeigt, daß sie ein stärker, fester Charakter ist bei all ihrer Zartheit, und es hat sich bewährt in tausend Fällen. Brachst nicht roth zu werden, Traudchen. Aber es steht dir gut, und nun gut' Nacht, ihr Alle, morgen ist auch ein Tag."

"Halt! Noch eine Minute Geduld!" rief der älteste Schwiegersohn, "jetzt ist also schon der Tag der goldenen Hochzeit angebrochen, und ihr stimmt Alle mit mir in den Wunsch ein: Möge die Mutter noch viele, viele Jahre unserm Vater so wie damals zurufen können: Guten Morgen, Richard!"



www.libtool.com.cn

W e i ß t n o c h ?

Von

Friedrich Spielhagen.

Weißt noch? — Es war zur Sommerzeit,
So just in diesen Tagen:
Am blauen Himmel hoch und breit
Die weißen Wolken ragen;
Auf heißen Feldern gold'ne Saat,
Da mäht man früh, da mäht man spät,
Und Erntewagen jagen.

Der rüst'ge Herr des Hauses muß
Mit den Minuten zeigen;
Von seiner jungen Frau ein Kuß,
Er kann ihn jetzt nicht zeigen:
„Da mag galant der Kuckuk sein!
Der Roggen noch nicht halb herein
Und todtreif schon der Weizen!“

Die junge Frau! Du warst so jung,
Die jüngste von uns Allen;
Und lebensfreudig auch genug
Und hatt'st dein Wohlgefallen
An unsrer Lust, an unserm Scherz;
Und gönntest uns aus vollem Herz
Der Herzen freistes Wallen.

Du warst so jung und warst so klug! —
Nach edler Frauen Weise,
Geblendet nicht vom Sinnentzug,
Unmerkbar, freundlich, leise —
So herrschtest du mit klarstem Sinn
Zu unsrer Aller Hochgewinn
In unserm bunten Kreise.

Denn voll von Gästen war das Haus,
Glich ganz dem Taubenschlage:
Sie flogen ein, sie flogen aus
Und nützen schönste Tage
Vom Frühroth bis zum Abendlicht;
Sie säen nicht, sie ernten nicht,
Sie leben sonder Plage.

Sie fliegen aus, sie fliegen ein,
 Die Heitern, Sorgenlosen:
 Es lockt so kühl der Buchenhain,
 Und Gartenlüste kosen;
 Im Tannenwald des Falken Schrei —
 O Leben froh! o Leben frei!
 Umtränzt mit rothen Rosen!

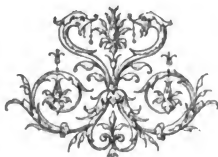
Weißt noch? — Wir wird das Auge naß,
 Den! ich der holden Stunden.
 Und nun? ward dürr das junge Gras?
 Sind ganz dahingeschwunden
 Der lecke Scherz, die helle Lust?
 Und statt der Rosen trägt die Brust
 Nur noch des Schicksals Wunden?

O nein! o nein! Als ich erschaut —
 An deines Hauses Laren —
 Dein Angesicht so süß und traut
 Unlängst nach so viel Jahren;
 Als ich dir hab' die Hand gedrückt
 Und in das Auge dir geblickt,
 Da hab' ich es erfahren:

Das war dieselbe güt'ge Frau,
 Die milde, liebe warme,
 Dasselbe Auge, glänzendblau,
 Trotz allem Leid und Harm,
 Trotzdem daß so viel Jahre flos'n:
 Schier fünfundzwanzig sind es schon —
 Daß sich ein Gott erbarme!

Dir war er hold! — Und auch ein Stüd
 Ist wohl von ihm geblieben,
 Der in der Jugend Ueberglück
 So rasch zum Haß und Lieben;
 Der stets sein Herz trug in der Hand,
 Die, ach! seitdem so manchen Band
 Vom Herzen ihm geschrieben.

Und deshalb meine ich fürwahr,
 Wir woll'n es also halten:
 Tren prüfen wir uns jedes Jahr,
 Ob wir noch ganz die Alten:
 „Weißt noch?“ — und zündet es, das Wort,
 Sind jung die Alten fort und fort —
 Das mag der Himmel walten!





Goethe und Marianne Willemmer.

Von

Karl Bartsch.

Das Verhältniß Goethe's zu Marianne Willemmer nimmt in den Beziehungen des Dichters zu den Frauen eine bedeutsame Stellung schon deswegen ein, weil es, mit einer gleich zu nennenden Ausnahme, das letzte seines Lebens ist. Und jene Ausnahme, die mitten in den Briefwechsel mit Mariannen hineingreift, ist gerade merkwürdig, weil sie uns ihre Verschiedenheit von dem Verhältniß zu Mariannen anschaulich macht. In die Zeit von 1822 und 1823 fällt Goethe's leidenschaftliche Liebe zu Ulrike von Levezow, die ihren verklärenden und den Dichter befreienden Ausdruck in der herrlichen „Trilogie der Leidenschaft“ gefunden hat. Goethe's Verhältniß zu Mariannen trägt nichts von einem tief leidenschaftlichen Charakter, sondern den einer herzlichen, innigen Zuneigung, die ihre naturgemäßen Schranken einerseits in der aufrichtigen Freundschaft und Hochachtung Goethe's für Willemmer, andererseits in der reinen Weiblichkeit Mariannens fand. Wir dürfen unbedenklich von einer Liebe im edelsten und schönsten Sinne reden, und die eigenen

Außerungen der beiden Liebenden be-
rechtigen uns dazu. Will man auch we-
niger Gewicht auf dichterische Außerungen
legen, weil hier Manches dichterische Frei-
heit und dichterischer Schwind sein kann,
so sprechen doch die Briefe selbst nicht
minder klar es aus, daß die innigste,
reinste Liebe die Beiden verbunden.

Es sind erst neun Jahre her, seit in
den „Preussischen Jahrbüchern“ ein geist-
voller Aufsatz Herman Grimm's die Auf-
merksamkeit auf die acht Jahre früher
gestorbene Freundin Goethe's lenkte und
ihre Beziehungen zu Goethe's Leben und
Dichten erörterte. Seit jener Zeit sah
man der Veröffentlichung des Briefwechsels
mit Spannung entgegen.

Nicht leicht konnte besseren Händen die
Herausgabe anvertraut werden als denen
Th. Creizenach's, der, selbst Frankfurter
und mit Frankfurter Beziehungen wie
Wenige bekannt, dazu den echt philo-
sophischen Sinn, dem auch das Kleine nicht
gleichgültig erscheint, und das feine und
gründliche Verständniß eines echten Goethe-
kenners mitbrachte. Man darf die An-
gehörigen der Frau von Willemmer beglück-
wünschen, daß der nach dem Tode Marian-

neuz auftauchende Vorschlag, die Veröffentlichung des Briefwechsels für die Zukunft unmöglich zu machen, d. h. die Briefe zu vernichten, nicht durchdrang. Es wäre ein Raub an dem geistigen Besitze unserer Nation gewesen, während jetzt die Herausgabe ein Geschenk ist, das die Familie unserer Nation macht, und wofür diese immer dankbar zu sein Ursache hat*).

Goethe selbst hatte Vorkehrung getroffen, daß noch bei seinen Lebzeiten Mariannens Briefe an ihn ihr in verschlossenem Packete überhandt wurden, mit der Bedingung, dasselbe erst nach seinem Tode („zur unbestimmten Stunde“) zu öffnen. Goethe's Briefe bewahrte Marianne aufs sorgfältigste in einem Glaskästchen auf, in welchem sie entfaltet und chronologisch geordnet lagen. Durch jene Fürsorge Goethe's sind wir in Stand gesetzt, den Briefwechsel im Wesentlichen vollständig zu kennen; ohne sie würden Mariannens Briefe wahrscheinlich in dem Goethe'schen Familienarchiv unzugänglich geblieben sein und uns damit der Einblick in das innerste Wesen der hochbegabten und hochbedeutenden Frau verschlossen bleiben.

Briefe von Mariannens Watten an Goethe besitzen wir, von einigen Postscripten abgesehen, nicht; sie sind entweder verloren oder wie so vieles Andere sequestrirt.

Bei der Sorgfalt, mit welcher Marianne Goethe's Briefe verwahrte, sollte man annehmen, daß wir des Dichters Briefe an sie vollständig besitzen. Gleichwohl ist dies nicht der Fall (der Ausdruck der Vorrede S. V ist daher mißverständlich); auf das Fehlen eines Briefes zwischen 58 und 59 (nicht zwischen 57 und 58) der Sammlung weist Ereignach selbst hin. Aber auch die Beziehung auf „jenes lebenswürdige Gedicht“ (S. 171) in einem Briefe Mariannens deutet auf eine Lücke hin. Da aus der Zeit von 1808 bis 1813 nur zwei Briefe Goethe's an Willemer vorliegen, so wird der Verlust von mehreren, wohl nur geschäftlichen Briefen Goethe's wahrscheinlich. Auch nach 1814 „empfieng Willemer einige bloß an ihn

adressirte Briefe geschäftlichen oder allgemeinen Inhalts, die abhanden gekommen sind“. Sie sind gewiß nicht von Mariannens Händen aufbewahrt worden, sondern werden wegen ihres geschäftlichen Inhalts von Willemer behalten worden sein, und so mag es sich wohl auch mit den zwei oben bezeichneten Lücken verhalten.

Jetzt erst, wo sämmtliche erhaltene Briefe und ihre dichterischen Beigaben in sauberem Drucke vorliegen, wo der Fleiß des Herausgebers — den zahlreiche Freunde dabei unterstützten, dem seine berühmte Gedächtniskraft ermöglichte, manche Mittheilung schon Verstorbener treu zu bewahren — alle erwünschte Aufklärung und Commentirung geliefert, jetzt erst können wir Mariannens Bedeutung ganz verstehen und die Entwicklung ihres Lebens und Geistes in ihrer bedeutendsten Epoche verfolgen.

Marianne, mit ihrem vollen Namen Marie Anna Katharina Therese, wurde am 20. November 1784 zu Linz in Ober-Oesterreich geboren. Ihr Vater, Mathias Jung, war Instrumentenmacher und starb früh. Ein Geistlicher, Welth, der des Kindes Anlagen bemerkte, gab ihr unentgeltlich Unterricht und führte sie in die Lectüre von Klopstock, Denis und Stolberg ein. Ein merkwürdiger Zufall war es, daß eines der Bücher, die ihr am frühesten in die Hände fielen, Goethe's Beschreibung des römischen Carnevals (in der Ausgabe von 1788) war. Von dem Eindruck, den die Lectüre auf sie machte, berichtet sie selbst 1830 (Brief 117) an den Dichter. Sie nennt es „ein prophetisches Vorspiel“ zu ihrem Leben.

Marianne widmete sich der Bühne; als vierzehnjähriges Mädchen traf sie mit ihrer Mutter in der Truppe des Balletmeisters Traub in Frankfurt a. M. ein. Auf dem Frankfurter Theaterzettel erscheint sie mit ihrem Namen zum ersten Male am 26. December 1798, wo sie in dem „unterbrochenen Opferfest“ von Winter die Diva gab. Damals sah sie Willemer (geb. 1760), zu jener Zeit zum zweiten Male Wittwer (seit 1796) und einer der angesehensten Bürger seiner Vaterstadt. Er trat 1800 mit der Wittwe Jung in Verhandlungen, welche zum Ziele hatten, Mariannen ganz der Bühne zu entziehen, deren sittlichen Gefahren er

*) Soeben bei der Correctur lese ich die Anzeige von dem Erscheinen der 2. Auflage des Briefwechsels, die nach dem Tode des trefflichen Herausgebers dessen Sohn, Dr. W. Ereignach, vollendet hat.

daß ihm lieb gewordene Mädchen nicht ausgeheckt wissen wollte. Marianne trat in sein Haus ein, ihr Verhältniß zu ihrer Mutter erfuhr aber dadurch keinerlei Störung, sondern blieb bis zum Tode derselben an Herzlichkeit und Innigkeit unverändert. Der Gedanke, das junge, im siebenzehnten Lebensjahre stehende Wesen zu seiner dritten Gattin zu machen, lag Willemers, der aus erster Ehe sogar schon eine ältere Tochter hatte, gewiß damals fern. Es war ein Act reinsten menschlichen Wohlwollens ohne jeden eigensüchtigen Nebengedanken, es war, wie Goethe am 3. October 1815 sich gegen Voissière äußerte, eine „Rettung“ für Mariannen.*) Der Schritt machte Aufsehen in Frankfurt, was in Anbetracht der damals noch herrschenden Ansichten über Comödiantenwesen nicht befremden kann. Marianne trug zur Verschönerung von Willemers's häuslichem Leben gleich von Anfang an wesentlich bei. Sie hatte ein auch von Goethe bemerktes Talent für künstlerische Ausschmückung des Daseins, das sich je länger je schöner entfaltete: sie „verstand es wie Wenige, das äußere Dasein durch Kunstübung zu verschönen, ja das gesellige Beisammensein zu einem Kunstwerke zu gestalten“. Dazu trug ihre dichterische Begabung, die gerade im Gelegenheitsgedichte sich so glücklich bethätigte, nicht wenig bei. Creizenach hat in das Buch interessante Proben davon verstreut.

Goethe's Beziehungen zum Willemers'schen Hause reichen mindestens ins Jahr 1797 zurück, wo der Dichter mit Christiane Vulpius und seinem Sohne August in Frankfurt war und bei Willemers's liebevolle Aufnahme fand. August von Goethe kam 1805 und 1808 in Willemers's Haus.

Das letztgenannte Jahr, in welchem Goethe's Mutter starb, leitete des Dichters Briefwechsel ein. Willemers hatte sich Goethe's Frau, die zur Regulirung der Erbschaft nach Frankfurt gekommen war, ebenso wie Fritz Schloffer**), sehr nützlich

erwiesen, und eine Dankschrift ist daher das erste Schreiben, das Goethe an Willemers richtet.

Aber erst 1814 sahen Beide sich wieder, erst 1814 sah Goethe Mariannen zum ersten Male. Am 25. Juli traf er in Frankfurt ein und blieb vier Tage bei Schloffer, um dann zur Cur nach Wiesbaden zu gehen. Am 10. September blieb er auf dem Rückwege noch zwei Wochen in seiner Vaterstadt, wiederum bei Schloffer wohnend, aber mit den Freunden auf der Gerbermühle viel verkehrend. Marianne war damals noch nicht Willemers's Frau, aber als Goethe von Heidelberg, wo er vom 24. September bis 9. October bei Voissière weilte, wieder nach Frankfurt kam, hatte Willemers inzwischen den bedeutamen Schritt gethan. Am 27. September fand seine Vermählung mit Marianne statt. Am 10. October traf Goethe in Frankfurt ein und blieb noch zehn Tage. Der Feier des ersten Jahrestages der Schlacht bei Leipzig wohnte er bei und sah die angezündeten Freudenfeuer auf den Höhen in Gesellschaft von Willemers's. Marianne hatte auf einer Karte die erleuchteten Punkte der Umgebung mit rothen Tüpfchen bezeichnet.

War schon in diesem Jahre der Verkehr ein inniger und herzlicher gewesen, so wurde er es in erhöhtem Maße im folgenden (1815), welches als der Glanz- und Höhepunkt in dem ganzen Herzensbunde anzusehen ist. Daher denn auch in der Darstellung der Ereignisse dieses Jahres der Herausgeber besonders ausführlich ist. Schon vor der Trennung im Vorjahre muß Goethe die Einladung Willemers's, diesmal bei ihnen auf der Gerbermühle zu wohnen, angenommen haben, denn in dem die erneute Einladung Schloffer's beantwortenden Schreiben (Goethe's Briefe S. 67) aus Wiesbaden schreibt er an Schloffer:

„Da es aber billig ist, daß bei wieder-

lichen Briefen Goethe's an Schloffer (1808 bis 1830) auch die Briefe des Dichters an Sophie la Roche (1772 bis 1775) enthalten, sei bei diesem Anlaß aufmerksam gemacht. Das Buch ist mit einer gelungenen Photographie des kugelförmigen Goethebildes von 1810 (im Visire des Herrn v. Vernus auf Stift Neuburg bei Heidelberg) geschmückt.

*) Eulwig Voissière I, 285: „So ist die Rettung der kleinen, lebenswürdigen Frau ein großes sittliches Gut.“

**) Auf die kürzlich erschienenen „Goethe-Briefe aus Fritz Schloffer's Nachlaß, herausgegeben von J. Frey“ (Stuttgart, 1877), welche außer sämt-

holter Erscheinung in meiner Vaterstadt sich die Wohlwollenden in die Eingnartirungslast liebevoll theilen, so habe ich nicht angestanden, schon früher das Anerbieten Hr. Geh. Rath Willemer's anzunehmen, da ich denn zu Ende dieses glücklich auf der wohlgelegenen Mühle einzutreffen und von da meine theuren Frankfurter Freunde fleißig zu besuchen hoffe."

Am 24. Mai 1815 war er nach Wiesbaden zur Cur abgereist, am 12. August Mittags traf er auf der Gerbermühle ein

Heidelberg zu kommen. Sie trafen am 24. September ein und blieben längstens bis zum 28.; denn am folgenden Tage kam Karl August an. Es war das letzte Zusammensein Goethe's mit den Frankfurter Freunden und die letzten Tage in Heidelberg vielleicht die schönsten und seligsten des ganzen Zusammenlebens mit ihnen.

Goethe's Lyrik ist in diesem Jahre fruchtbarer als in irgend einem anderen seiner Altersperiode. Ein gut Theil der Lieder des West-östlichen Divans ist auf



Marianne Willemer.

und blieb bis zum 8. September. Einen Glanzpunkt dieses Aufenthaltes bildete die Feier seines 66. Geburtstages; bei Tisch brachte Willemer unter freimaureirischen Formen des Gastes Gesundheit in 1748^{er} Rheinwein aus. Um auch Frankfurt's Kunstschätze genießen zu können, bezog Goethe am 8. September ein paar Zimmer im Rothen Männchen; am 15. kehrte er in Boiffere's Begleitung nach der Gerbermühle zurück und verweilte noch fünf Tage. Am 17. erfolgte die Abreise nach Heidelberg, wo auch Karl August am 22. eintreffen sollte. Da sich jedoch seine Ankunft verzögerte, so wurden Willemer's aufgefordert, nach

dieser rheinischen Reise entstanden und darunter viele Suleika-Lieder, in denen Goethe sich selbst hinter dem Namen „Hatem“ versteckt. So jenes Gedicht, das an die gespaltenen Blätter der Gingo Biloba die Frage knüpft, ob es eins ist, das sich in zwei Theile theilt, oder zwei, die sich aus eins verbinden, und dies auf die innigste Herzensverbindung mit der Freundin deutet. Goethe hatte von Frankfurt aus an Marianne ein Blatt der Pflanze geschickt und es wahrscheinlich mit dem Gedichte begleitet. Doch könnte es sein, daß das Gedicht erst in Heidelberg entstand, wo, wie berichtet wird, Goethe an einem der mit Willemer's verlebten

Tage im Schloßgarten Blätter der Gingo Biloba gebrochen hat.**) So berichtet Creuzer, der zugleich erzählt, daß ihm Goethe dann**) das Gedicht des Divans: „Dieses Baumes Blatt“, zugesandt habe. Im Heidelberger Schloßgarten sind mehrere Gingo Biloba, von denen jedoch keine noch in das Jahr 1815 hinaufreichen dürfte. Auf der Gerbermühle entstand das an Marianne gerichtete Lied des Divans: „Nicht Gelegenheit macht Diebe“, das erste, das, so viel wir wissen, von Marianne beantwortet wurde. Und dieses von Goethe in den Divan aufgenommene Antwortgedicht ist von einer hohen Vollendung, die beweist, wie die innige Zuneigung des Dichters auch die dichterische Kraft in Mariannen zur Reife gezeitigt hatte. In Heidelberg entstanden, wenn wir von dem Gingo-Biloba-Gedicht absehen, mehrere der Wechselgespräche zwischen Suleika und Hatem. Suleika's Antworten sind zum Theil wohl von Marianne verfaßt; sicher ist dies nach ihrer eigenen Aussage von dem einen, womit sie jenes von jugendlicher Liebesgluth erfüllte Lied Hatem-Goethe's beantwortete, das die Verse enthält:

Du beschämst wie Morgenröthe
 Zener Gipfel erste Wand,
 Und noch einmal fühlet Hatem (= Goethe)
 Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Nicht minder tiefe Liebe, wenn auch in weiblich gemäßigtem Tone, klingt aus Mariannens Antwort wieder:

Nimmer will ich dich verlieren,
 Liebe giebt der Liebe Kraft.
 Magst du meine Augen jieren
 Mit gewalt'ger Leidenschaft.
 Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,
 Wenn man meinen Dichter liebt,
 Denn das Leben ist die Liebe
 Und des Lebens Leben Geist.

Die beiden herrlichsten Lieder aber, die sie geschaffen, entstanden unmittelbar, nachdem sie von Goethe sich getrennt hatte, das eine, vom Ostwind, gebichtet wahrscheinlich am 23. September, nachdem wenige Tage vorher Goethe von der

Gerbermühle geschieden war, in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen, und in seiner ursprünglichen Fassung noch schöner als in der ihm von Goethe gegebenen — und das andere, unter dem Eindruck tiefsten Schmerzes über die Trennung, jenes im Divan wie eine Perle glänzende Lied an den Westwind, in welchem ihre tiefe, reine Liebe einen ebenso schönen Ausdruck gefunden hat wie ihre echt weibliche Bescheidenheit.

Nach der Trennung sehen wir zwischen den Liebenden dichterische Grüße hin und her wandern. Die Briefe sind zwar an Willemmer gerichtet, und dieser ist auch bis ins Jahr 1818, in welches der älteste von Marianne erhaltene Brief fällt, der allein Beantwortende; aber oft sind sie so gefaßt, daß sie an beide Gatten sich wenden.

Der Briefwechsel ist von der Trennung an bis zu Goethe's Tode ein ununterbrochener geblieben, wenn auch in einzelnen Jahren nur wenige Briefe gewechselt werden. Die Correspondenten befolgten den von Goethe selbst in einem Briefe (S. 310) betonten richtigen Grundsatz: „Eine Correspondenz, die dauern soll, muß nicht Zug für Zug gehen; man schiebe doch ja ein Blatt nach, um irgend ein Stodendes flott zu machen.“ Die Hoffnung auf ein Wiedersehen tritt immer und immer wieder in den Vordergrund; auf ein solches wurde von allen Theiligten schon im nächsten Jahre bestimmt gerechnet.

Die Reise wurde auch wirklich am 20. Juli Morgens 7 Uhr angetreten, in Gesellschaft von Hofrath Meyer, dem „Kunstmaler“, aber „nach zweifelhafte[r] Fahrt um 9 Uhr warf der Fuhrknecht höchst ungeschickt den Wagen um, die Achse brach, mein Begleiter wurde an der Stirn verletzt, ich blieb unverletzt“. Goethe war nicht zu bewegen, den unter so schlimmen Auspizien gemachten Versuch noch einmal zu wagen, die Reise wurde aufgegeben. Auch 1817 taucht bei Goethe die Lust von neuem auf, „den Weg dahin zu richten, wo Freundschaft und Neigung den reinsten Empfang versprechen“, aber die Aerzte rathen zu Böhmen, und er giebt ihnen schließlich nach. Von 1818 an, bemerkt Creuzernach, klingt die rheinische Episode langsam aus; Goethe beschränkt

*) Vgl. Mariannens eigene Aeußerung in dem Briefe 145, S. 302.

**) Creuzer giebt an — von Weimar aus, aber Parthev, wie Ulde in der Allgem. Zeitung 1877, Beilage 238 bemerkt, nennt vielleicht richtiger den folgenden Tag.

sich auf sein schön erweitertes häusliches Leben, bereichert seine Sammlungen und wendet sich mit vorwiegendem Eifer wieder dem antiken Kunstgeschmacke zu. Auf ein zwar nicht Erfalten, aber Ruhigerwerden deutet allerdings die Schlusswendung in dem Briefe vom 4. November 1818 hin: „Wenn Freunde und Freundinnen mir von Zeit zu Zeit ein Wort sagen, so wird es mir eine erfreuliche Winterlust seyn, auch manchmal ein Lebenszeichen von hier aus merken zu lassen.“ Dies „von Zeit zu Zeit“ ist, wie Frese (Goethebriefe, S. 87) bemerkt, in jenen Jahren eine bei Goethe beliebte Wendung, mit der er eine allmälige Einschränkung seiner Correspondenz einleitet. Doch bemerkt man leicht, wenn man die folgenden Jahre durchfliegt, daß in ihnen die Correspondenz mit Willemer's wieder viel eifriger und wärmer wird. Wenn der bei Creizenach unmittelbar auf jenen Novemberbrief folgende ein Brief von Mariannen ist, ihr ältester, wie der Herausgeber bemerkt, so ist das nicht ohne Zusammenhang mit jener größeren Wärme des Briefwechsels in den folgenden Jahren, namentlich im nächsten (1819). Nicht als wenn Marianne beabsichtigt hätte, durch ihr Eingreifen in den Briefwechsel denselben zu beleben — dazu war sie zu bescheiden —, aber für Goethe war dies Eingreifen ein Motiv, es regte in ihm die zur Ruhe gehende Correspondenz wieder lebhafter an. Daß Marianne zu solcher Ruhe noch nicht gelangt war, sagen ihre eigenen Worte: „Jener Froh- und Leichtsin, den Sie so lieblich an mir entschuldigten, ja sogar nothwendig fanden, kommt gewaltig ins Gedränge, und die wünschenswerthe Ruhe, von der man so viele Lobeserhebungen macht und die ich sehr begierig wäre kennen zu lernen, will sich noch immer nicht einfunden.“

Durch den Brief geht ein melancholischer Zug; hatte sie die Empfindung, daß in Goethe's Herzen eine Ruhe auf die Gehobenheit jener rheinischen Tage gefolgt sei? Die Feinheit des weiblichen Gefühles macht es wahrscheinlich, daß sie aus Wendungen, wie die am Schlusse jenes Novemberbriefes, eine gewisse Kühle herausgefunden. Der erste direct an Mariannen gerichtete Brief Goethe's folgt

auf jenen ersten Mariannens, aber nicht als Erwiderung darauf, sondern als Willemer auf der Reise nach Berlin am 26. März 1819 unerwartet bei Goethe eintrat. Gewiß hat auch dies Wiedersehen mit dem Freunde, bei dessen Eintritt der Dichter „die geliebte Freundin im Hinterhalt“ hoffte, zur Erwärmung und Menbelsung beigetragen. „Welche Seligkeit“, schreibt er bald darauf, „würde es für mich seyn, an dem freundlichen heiteren Maynstrom die theuren, wahrhaft geliebten Freunde wieder zu finden.“ So weiß denn Marianne auch wieder ein treffendes Wort des Wiedersehens zu sagen und malt ihm von Baden aus, wo sie sich aufhielt, die lodenden Reize des Ober rheins. Goethe's Antwort hierauf ist der merkwürdigste Brief des ganzen Buches, von einer Innigkeit, die die erste Zeile von der Anrede „allerliebste Marianne“ bis zur letzten, dem „frommen liebevollen Wunsch“ am Schlusse durchbringt, in dem „Du“ der Anrede, das allein in diesem Briefe angewendet ist, sich fühlbar macht und in der doppelten und dreifachen Versicherung, daß er jedes ihrer Gefühle herzlich und unablässig erwidere, gipfelt. Diesen Grad von Wärme hat kein anderer Brief, und Goethe selbst scheint hinterher ein Bedenken darin gefunden zu haben, da er hofft, man werde verzeihen, wenn er „zu aufrichtig“ gewesen.

Von nun an legt auch Marianne dem Dichter ihre tiefsten Empfindungen in ihren Briefen dar. Bei der Lectüre des Divan, der das Glück vergangener Tage ihr gebucht vor Augen führt, sucht sie sich über sich selbst klar zu werden. „Sie fühlen und wissen genau, was in mir vorging, ich war mir selbst ein Räthsel; zugleich demüthig und stolz, bejähnt und entzünd, schien mir Alles wie ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wieder erkennt.“ Mehr und mehr tritt auch jetzt ihre angeborene Heiterkeit und Munterkeit hervor, und daneben die liebevolle Fürsorge für alle Wünsche und Bedürfnisse des Dichters. Ja sie bittet ihn wiederholt, sie doch ja mit Commissionen zu beauftragen. Unter den Wünschen Goethe's spielen die Artischoden, eine Lieblingsfrucht des Dichters, eine große Rolle; sehr hübsche Beredungen hat er dafür, bald nennt er sie

„Stachelköpfe“ (S. 160), bald „Distelköpfe“ (S. 300) oder „Disteln“ in einem kleinen Gedichte (S. 301); Marianne braucht den Ausdruck „Stachelfrüchte“ (S. 269).

Lieder und Strophen wandern wieder hin und her wie in den beglückenden Tagen in Frankfurt, und an Wärme jenen kaum nachstehend, wenn auch das Schalkhafte und Tändelnde sich mehr in den Vordergrund stellt. Marianne hat wieder das volle beseligende Gefühl, seiner Liebe gewiß zu sein, und wenn sie ihn auffordert, die Beethovens'sche Composition des Liedes „An die Entfernte“ („So hab' ich wirklich dich verloren“) sich vorsingen zu lassen, so wünscht sie zugleich zu hören, nicht nur, daß es ihm Freude gemacht, sondern auch was er „sonst dabei gedacht haben“ möchte. In Prosa wie in Poesie lebt sie sich mehr und mehr in ihres Dichters Weise ein; die poetischen Bilderunterchriften (S. 173 f.) sind ganz in Goethe's Stil gehalten, ihre Prosa nicht minder (man vergleiche den Eingang des Briefes S. 204). Die Sehnsucht, den Freund wiederzusehen, findet ernten Ausdruck; ein in eine ungewöhnlich lange Schreibpause Goethe's fallender Brief spricht den Wunsch aus, ihn „nur auf einen Augenblick zu sehen“, sich bei ihm Rat's zu erholen; denn „nur Sie würden verstehen, was mir so unklar in meinem Kopfe schläft, durch Sie könnte ich vielleicht noch ganz vernünftig werden oder verständig, ich weiß nicht recht, wie man sagt“.

Goethe's rasch erfolgende Antwort auf dies Bekenntniß ist wieder, schon in der Anrede („Theuerste Marianne“), von gesteigerter Wärme. Aus diesem Briefe hatte Marianne die Hoffnung auf ein Wiedersehen geschöpft, dessen „Nothwendigkeit“ der Dichter selbst empfand. Aber schon sein nächster Brief, ein rechter Gegensatz zu dem vorigen und „in der unschreibseligsten Stunde“ geschrieben, klingt ganz anders. „Die Lust zu einem wirklich vorgehabten Ausfluge,“ heißt es hier, „um liebe Freunde zu besuchen, vermindert sich mit jedem Tage.“ So wagt auch Marianne keine bestimmte Hoffnung mehr anzusprechen, aber die Sehnsucht klingt doch an verschiedenen Briefstellen durch.

In einem für Goethe's Geburtstag be-

stimmten Briefe denkt sie des vor neun Jahren mit ihnen auf der Gerbermühle verlebten Tages. „Die Sonne färbt mit glühendem Purpur den Abendhimmel, der Main ist dunkelblau wie die Schatten, die Wolken sind beinahe grün, und der Berg ist ganz violett, ganz so wie damals; aber einer fehlt, der es betrachtet und deutet und andere dadurch beglückt.“ Merkwürdig stimmt dies mit einem von Creizenach angeführten Briefe überein, den Voßlere einen Monat später von der Gerbermühle aus an Goethe richtet: „Die Sonne, die schattigen Bäume, der Spiegel der Fenster, die Stadt, das Gebirge, die farbenreiche Abendröthe, Alles ist und glänzt wie damals — aber der Freund und Dichter fehlt, der diesem Leben durch seine frohe, geist- und lehrreiche Theilnahme einen höheren Schwung und doppelten Werth gegeben.“ Ich vermag diese auffallende Uebereinstimmung mir nicht anders zu erklären, als daß Marianne gegen V. ihre Empfindungen in ähnlicher Weise wie in ihrem Briefe an Goethe ansprach und daß V.'s Brief ihre Worte wieder spiegelt. Jenem Briefe Mariannens lag das schöne Gedicht „An Heidelberg“ bei. Sie hatte Heidelberg in dem Sommer 1824 wiedergesehen: „in welcher Bewegung, ist mir unmöglich zu sagen“, und dieser tiefen Bewegung giebt das Gedicht Ausdruck, das mit den Worten schließt:

Hier war ich glücklich, liebend und geliebt.

Wie auch in Goethe die Liebe zu der Freundin innig und tief fortlebte, davon giebt vier Jahre später jenes wunderbar weiche und tiefempfundene Gedicht Kunde, das er nach Karl August's Tode in stiller Zurückgezogenheit in Dornburg am 25. August 1828 dichtete, und dessen Beziehung auf Marianne erst jetzt klar wird, jenes Lied: „Dem aufgehenden Vollmonde“ überschrieben, mit dem Anfang: „Willst du mich jogleich verlassen?“ Wir erinnern uns, daß in Heidelberg 1815 die Liebenden am 24. September, der eine Vollmondnacht brachte, sich wieder sahen und die Verabredung trafen, in der nächsten Vollmondnacht einander im Geiste nahe zu sein. Mit Bezug auf diese nächste schreibt dann Goethe (am 26. October 1815), „umso mehr als es gerade

Vollmond war, vor dessen Angesicht Liebende sich jedesmal in unverbrüchlicher Reigung gestärkt fühlen sollen". Die gleiche Empfindung überkommt ihn jetzt, dreizehn Jahre später, beim Aufgehen des Vollmondes; die Erinnerung an die ferne geliebte Freundin, deren Liebe gewiß zu sein gerade in diesem Augenblicke ihm doppelt theuer sein mußte. Wie tief Marianne das Glück jener Tage nachempfand und wie dankbar sie dafür war, zeigen ihre Briefe immer aufs neue. In der damals erscheinenden Ausgabe letzter Hand, deren einzelne Bände ihr sogleich nach dem Erscheinen zugingen, sucht sie „mit späherndem Liebesseifer“ Bezüge auf Goethe's Erfahrungen und Gefühle, und dieses Sichaneignen aus den „Paradiesesquellen" erfrischt und erquickt ihr Leben. „Ich danke dem Geschick," schreibt sie, „für diesen Glanzpunkt meines Daseins, der ohne bittere Zugabe, rein und unvermischt meine späten Lebensstage zu erhellen vermag; dies ist ein Geschenk des Himmels weit über mein Verdienst." Die Lectüre von Goethe's naturwissenschaftlichen Werken wie die persönliche Anregung während seines Aufenthaltes in Frankfurt wurde für Mariannen ein Antrieb, die Naturumgebung schärfer zu beobachten, und so vermag sie ihm einzelne Beobachtungen mitzutheilen, die er

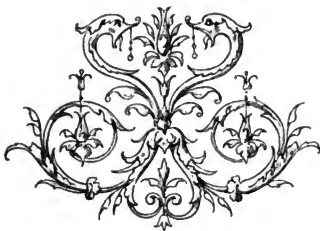
in seine Collectaneen einzutragen nicht verschmäht.

Die schönste dichterische Weihe hat das ganze Verhältniß, hat der ganze Briefwechsel in jenen tiefergreifenden Worten empfangen, welche Goethe dem Packet beilegte, das Mariannens Briefe enthielt:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Sägern, die's geschrieben —
Ginst mit heißem Verlangen
So erwartet, wie empfangen —
Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen;
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerschönster Zeit.

Man kann es nachfühlen, mit welcher überströmender Empfindung Marianne diese Zeilen las, als sie nach des Dichters Tode das bis dahin seiner Anweisung gemäß verschlossene Packet öffnete.

Ein Buch wie das vorliegende ist unererschöpflich reich und bietet der Betrachtung immer neue Gesichtspunkte, bietet auch zu Einzelbemerkungen Gelegenheit, die ich jedoch dem Herausgeber direct mitzutheilen vorzog. Ein solches Buch will nicht nur einmal gelesen sein, sondern verdient ein Begleiter und Freund zu werden. Und vor Allem soll es ein Freund unserer deutschen Frauenwelt werden, die in Mariannen eine der edelsten ihres Geschlechtes kennen und lieben lernt.





www.libtool.com.cn

Das Angespül der See.

Eine Studie

VON

Felix Dahn.

I.

Die Tage sind wohl lange dahin, da ich saß, ein träumender Knabe, an den walddrünen Ufern meiner rauschenden heimischen Vergäen: des melancholischen Walchensees etwa, oder des Chiensees, der stattliche Wasser hinabwälzt von seinen drei Inseln abwärts gegen Norden und gegen seinen Ausfluß, die tief strömende Elz.

Und doch weiß ich noch gut, welche Vorstellungen, welche Fragen die junge Phantasie am buntesten, am liebsten zugleich durchwogten, wann die Dämmerung leise heranzog über den See, wann die Glockentöne des Ave Maria zitternd und schwingend von dem stillen Kloster auf Frauenwörth herüber hallten nach dem Uferaum des Festlandes im Westen, wo ich in Farren und mosigem Grase ruhte, so still, so regungslos, daß oft ganz dicht bei mir das schlankte Reh des nahen Buchenschlages aus dem Walde trat und an den See, zu trauern aus der leis anrollenden Fluth. —

Ich sann und träumte — kann man's denken nennen —: was haben wohl Alles, wie vielerlei Dinge, lebend und todt, Naturgebilde oder von Menschen gewirkt, an den schweigend empfangenden Uferstrand, bald im Schaum und Gischt des Sturms, bald in kaum sichtbarem, leisem Bringen die ungezählten Jahrtausende lang, seit sie hier kommen und gehen, die Wellen des Sees herangespült? —

Manchmal trugen sie mir Blumen heran: nicht einzelne bloß, nein ganze Kranzgewinde, von Rosen und von weißen und blauen Schwertlilien zumeist — welche Hand hatte sie geflochten, diese wellengetragenen Gewinde? Ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß genau solche weiße und blane Schwertlilien in dem Garten der Nonnen wuchsen zu Frauenwörth. Hatte unbestimmte Sehnsucht die Blumen den Fluthen vertraut, wie weiland Theano gethan am blauen Griechen-See:

„Ziellose Grüße ruftend zu befallen“.

oder war ein Feini von Steier wieder im Land und galten ihm die schweigenden Boten?

Fast immer aber hatte das Spiel der Bogen die Geflechte gelöst, und nicht einen ewig in sich geschlossenem Kreis, eine dünne traurige Reihe bildeten die Rosen: — zerrissene Kränze, zerrissenes Glück. —

Aber nicht nur so lyrisch und so weich waren jene Träumereien des jungen Studenten: Natur und Geschichte drängten realistischere Wellenfindlinge heran.

Gar manchen zusammengebadenen Stein, den das Geröll des Uferandes auf und nieder wälzte, zerschlug der Hammer nicht vergebens: denn mitten in dem Kalksteingefüge fanden sich die scharfen, schwarzen, gekrümmten Zähne der Haie, welche, nach der ungeheuren Menge solcher Funde zu schließen, dieses weite Thalbecken, als es dereinst noch von der Salzfluth eines großen Meeres erfüllt war, in unglaublichen

Massen müssen bevölkert haben. Verweist sind seit unsagbaren Zeiten Fleisch und Grätengeripp jener Seeräuber, ihr Salzmeer ist einem Süßwassersee gewichen — aber unzerstört haben sich in schützbaren Umseining die spitzen, angelgleichen Waffen erhalten, mit welchen sie ihre Beute an denselben Orten zerfleischten, wo dormalen die Hirse vom Herren wörth an lichten Buchensprossen äßen. —

Jene urzeitlichen Ungethüme mahnten dann an jenes große Unthier, das, der Sage nach, noch in der Gegenwart sich bergen sollte in den Tiefen des Sees: ein ungeheurer, dem Kraken vergleichbarer Fisch, auf dessen breitem Rücken, als er einmal auftauchte, die Klosterfische gelandet und über die Aneignung der neuen Insel in Streit gerathen waren, bis zu ihrem Entsetzen das buschbewachsene Eiland sich schüttelte und langsam wieder in die Tiefe sank, daß die Fäbarden mit Noth in ihre Einbäume sich retteten.

Wie wäre es, träumte ich fort, wenn die Wellen dieses Fischlein heran trieben, oder, noch lieber, seinen festländischen Vetter, jenen feuer- und gifthauchenden Wurm, den „Tafel-Wurm“*) geheiß, welchen Franz von Robell und Ludwig Steub in Versen und Prosa so lang schon verfolgt und doch noch nie anders als im Traum zu Gesicht bekommen haben, etwa nach tieferem Trunk des besten Tellerans in der Clause zu Ruffstein. —

Von geschichtlichen Denkmälern und Ueberbleibseln hatten jene bajwarischen Wellen beim besten Willen nicht eben sehr mannigfaltige Ausbeute heranspülen können, wenn auch jene Bergthäler keineswegs immer so idyllisch geschichtslos waren, wie sie heute dem Reisenden erscheinen, welcher sie etwa mit dem Rheinthale vergleicht, dieser tief und mannigfach von dem Schritt der Weltgeschichte und reich wechselnder Cultur durchfurchten Heerstraße.

Es gab eine Zeit, da auch in dem Lande zwischen Elbe und Harz, zwischen Lech und Inn, zwischen Elbe und Donau jeder bequeme Flußübergang, jede beherrschende Berghöhe, jeder straßensperrende Felsenpaß mit starkem Wall und hohem Thurm geschmückt und verteidigt war:

von den massiven, wuchtigen Zinnen aber blickten braune Männer des Südens, umflattert vom Helmbusch auf stolz geschweiftem Kamm, und scharf spähte der Regionsadler hinüber nach dem düstern Bergwald.

Ans jenen Zeiten könnten die Wogen des Chiemsees wohl manche klingende Münze heraufschieben mit dem Stempel der Antonine und der kurzen inhaltsschweren Inschrift: „Invicta Roma“. War doch auch gerade hier, wo nimmehr bei dem malerischen und poesievollen Dörflein Seebuck eine Brücke über den Ausfluß des Sees, die Alz, sich wölbt, auf ragendem Hügel ein wohlbefestigter Wachtthurm errichtet mit breitmauriger Schanze, der den Flußübergang und die Legionenstraße nach dem nahen Zubavium (Salzburg) deckte.

Auch aus späteren Jahrhunderten hätte dieser See mit seinen beiden, von einem Mönchs- und einem Nonnenkloster bekronen Eilanden denkwürdige Erbstüde bergen und in eine glückliche Hand spülen mögen.

Zwar daß die beiden Inseln und Klöster ein unterirdischer Gang verbunden habe, gehört ebenjo gewiß der Sage an, wie die anmuthige Wendung des Hero- und Leander-Mythos, welche man hierher verlegt hat.

Aber geschichtlich ist, daß eines grauen karolingischen Tages in das Frauenkloster hier, vielleicht halb unfreiwillig, die Fürstin Hildegardis trat, Kaiser Karls des Großen Tochter: sie durchschritt vielleicht seufzend dasselbe uralte romanische Portal, das noch heute die Klosterkirche erschließt. Es läßt sich mancherlei denken über die Lebensbahn der Prinzessin, welche auf diesem kleinen Eiland abschloß; denn seltsam ging es her unter den Töchtern und Paladinen des großen Kaisers am Hofe zu Aachen. Wie wäre es, wenn die trauernde Verbannte mit zierlicher Karolinger Schrift ihre Memoiren auf geglättetes Pergament verzeichnet und in ein wohlgefügtes Broncefäßchen geschlossen hätte, das zuletzt, nach tausend Jahren, den Weg in das Wasser und in meine Hände gefunden hätte? Da würden wir wohl mehr erfahren von Kaiser Karl und seinen Helden, als uns der officöse Eginhard erzählen durfte.

II.

*) Wohl eher von „Tattern“, vgl. Tattermann, (Schmeller, S. 631) als von Tafe abgeleitet.

„Vom Fels zum Meer!“ — so darf ich, Kleines mit Großem vergleichend,

auch von mir sagen, den das Gesicht weit hinweg von den heimischen Bergen, von Kampenwand und Karwendel, von Wendelstein und Wetterstein, nach Ost-Nord-Ost vertragen hat, bis dahin, wo an der äußersten Spitze des Samlands, an dem Leuchthurm von Brüsterort, die baltische Meersfluth das geheimnißvoll-reizende Elektron wälzt.

Den mächtigsten Eindruck an Kraft und Großartigkeit machte mir bei dieser Bepflanzung nicht das Meer: sondern dieser preussische Staat, dessen granitferrige Stärke man erst dann kennen lernt, wenn man als mitarbeitendes Glied in demselben lebt.

Den zweitgewaltigsten Eindruck aber machte allerdings die baltische See, die bald mit stahlblauem Arm das Land umschlingt „wie erzgepanzelter Held blühen-des Weib“, bald wettergrau, groß und grausam, wie das Verhängniß, des Menschen Blick und Macht mit furchtbarer Ueberlegenheit begrenzt und bedroht.

Und dieses Gefühl bleibt, gegenüber den nordischen Meeren wenigstens, das überwiegende: die entsetzliche Ueberlegenheit einer fühllosen, blind verschlingenden Naturkraft: „groß, grau und grausam:“

An der Ost-See.

Das Meer! Wie grausam, groß und grau!

Wie öde der Düne Strand:

Kein Leben rings, so weit ich schau' —

Nur Wasser, Wellen, Sand.

Die Brandung rauscht, die Nebel sprüh'n: —

Mich schauert vor Einsamkeit:

O Berges-Heimath buchengrün —

Wie weit bist du — wie weit! — —

Ost habe ich mit Freunden in Nord und Süd den Vergleich zwischen Meer und Alpen gezogen: sind es doch die beiden einzigen tellurischen Größen, welche sich untereinander vergleichen lassen, denn unvergleichbar auch mit diesen größten Erden dingen wölbt sich das Segment des Universums, das uns zu schauen vergönnt ist, wölbt sich der Sternenhimmel, diese kosmische Größe, unendlich erhaben über den gewaltigsten Räumen von Midhgard, auch über Ocean und Bergesgipfel hin.

Die Berge haben den Vorzug, daß sie unsere eigne Thätigkeit, im Umherwandern und Emporklimmen, mehr herausfordern und gewähren lassen: wir kommen

allen ihren Details näher, während uns die See — denn Schwimmen und auch Rudern reicht nicht weit — zu einem unthätigen stillliegenden Aufstauen zwingt.

Den Eindruck unwirthbarer, aller Menschenkraft wehrender, öder Schroffheit machen wohl auch gewisse Bergpartien von eitel Fels oder Eis, aber umgekehrt ruht hier meistens die Naturkraft; sie geht nicht, wie die sturmfluthende See, im vernichtenden Angriff gegen den Menschen und seine Siedelungen vor: wenigstens sind solche Brandungen der Alpen, in Lawinen und Bergstürzen, seltene, nicht, wie die Meeresstürme, regelmäßige Bewegungen. —

Solche Vergleiche stellte ich wohl auch oft an, wenn ich einsam an dem Haß bei Villau oder Nenhäuser, viel lieber aber doch an der See, unter den ragenden Felsen von Worniken oder auf dem einsamen Straube bei Brüsterort gelagert, hinaus blickte in die immer wechselnde Fluth.

Aber meine Eigenart ist, scheint es, so überwiegend auf die Geschichte, auf den Menschen, die Völker und ihre Geschichte angelegt, daß meine Phantasie auf die Dauer nicht bei der Natur für sich allein, ohne Beziehung auf menschliche Staffage, zu verweilen vermag. Auch wenn wir uns die Erde und ihre Bevölkerung mit vorweltlichen Geschöpfen vorstellen wollen — unwillkürlich schleicht sich die Betrachtung ein, wie dieser — bei aller Ueberfüllung doch eigentlich für uns öde — Raum die künftige Bühne für den aus der Thierheit emporringenden Menschen bedeute.

Aber freilich, gerade die allerfrühesten Stadien dieser Entwicklungen, die sogenannte vorgeschichtliche oder urgeschichtliche Zeit der Menschheit, in der sie lernte das Feuer zu benutzen und selbst herzustellen, Steine und Knochen und Holz als Waffe und Gerath zu brauchen, sich gegen Kälte, Hitze, Wasser und Sturm zu schirmen, das Recht des Eigenthums auch nach verlorenem Besitz anzuerkennen — einer der bedeutendsten Marksteine im Fortschreiten der Menschen —: jene Perioden reizen die Phantasie des Dichters nicht minder als den Forschertrieb des Anthropologen: oft viel mehr als spätere complicirtere und deshalb minder lehrreiche Culturstufen. —

So kam ich denn auch bei meinen Träumereien am baltischen Meeresstrand, wie dereinst an den Ufern meiner baltischen Bergseen, am liebsten immer wieder auf die Vorstellung zurück, was Alles seit unvorbenklicher Zeit, seit Menschen an diesen Gestaden standen, das Herangetragene zu empfangen, diese Ostsee-Wellen in unaufhörlichem Bringen und Reichen, bald leise anrollend, bald stürmisch heranschleudernd, angespült haben aus Land.

Was sich dabei der laienhaften Betrachtung zunächst aufdrängt, wird von der Wissenschaft bestätigt: nämlich die große Einförmigkeit der Pflanzen- und Thierwelt in und an der Ostsee, die äußerst geringe Zahl von Gattungen im Gegensatz zu der reichen Mannigfaltigkeit derselben im Gebiet südlicher Meere: meilenweit ist der öde Sand der Küste bedeckt von dem stacheligen, gelb blühenden, stark duftenden Seegras in fast ausschließender Alleinherrschaft: und auch von Fischen, Muscheln, schwimmendem, krebshendem und fluchendem Seegethier, wie es aneinander geklebt in langen Schnüren von Seetang hängt, begegnen immer wieder nur die gleichen wenigen Arten, diese aber allerdings in einer unabsehbaren Menge von Exemplaren.

So ist das Angespül der See in diesen Naturgebilden sehr eintönig: selten wird etwa ein Seehund gefangen, der sich den Reken zu nahe gewagt. Des Raubvogels schrillen Ruf, der vortrefflich zur Gesamtstimmung passen würde, habe ich nie vernommen hier (doch sollen Seeadler horsten im Strandwald von Warneken); nur die weißen Möven treiben sich zahllos um auf Sand und Wellen. —

Freilich, ein wunderbares und geheimnißvoll anziehendes Ding tragen hier seit grauer Urzeit die Wellen aus Land, das feuchte Meerergold, Bernstein genannt, welches zuerst ein zweifelhaftes Licht über diese öden Gestade verbreitet und fremde südliche Kultur hierher gelockt hat: aber ich habe jenes schimmernde Räthsel bereits anderwärts besprochen*) und werde am Schluß meiner Betrachtungen das Rechtschicksal dieses wichtigsten Seeangespüls zu erörtern haben.

Nicht selten wirft die Fluth ueben den zahllosen Stüden und Körnern rohen Bernsteins auch aus diesem Stoff gearbeitetes Geräth von allerlei Art an den Strand: von diesen Handgebilden sind die merkwürdigsten die Götzenbilder und götzenähnlichen Amuletts, wie sie in den Sammlungen der Königsberger Gesellschaften und Vereine nicht selten vertreten sind.

Wir wissen nicht, welcher Race die Verfertiger, welcher die Berehrer dieser Götter angehörten — denn das müssen keineswegs dieselben sein —. Die Gestalt der Figuren sagt uns sehr wenig darüber: es sind immer männliche — nur in einem Fall, wenn ich richtig gesehen habe, weibliche — Körperformen, Arme und Beine nicht vom Kumpf geschieden, nur durch Abschleifung angedeutet, in einigen Fällen mit phallischen Attributen, nicht selten durchbohrt, um angereicht und als Schmuck oder Amulett getragen werden zu können: die Größe schwankt von 2 und 3 bis 8 und 9 Zoll.

Daraus ist also für Race und Bildungsstufe der Verfertiger oder Gläubigen keinerlei Schluß zu ziehen: denn viele Völker ganz verschiedener Abstammung und Bildungsstufe liebten und lieben es, ihre Götter in unvollkommener Menschengestalt nachzubilden und als Schutzmittel auf dem Leibe zu tragen.

Mehr lernen wir aus der Herstellungsart dieser heiligen Kunstwerke: sie sind nämlich sämmtlich ohne Anwendung von Metallwerkzeugen geglättet, geschliffen, geschnitten und durchbohrt: — keine leichte Arbeit an dem spröden harten Stoff — ihre Verfertiger lebten also noch in der ausschließenden Steinzeit: der Einwand, daß hier wie in andern Fällen auch nach Einführung neuerer, besserer Werkzeuge bei Herstellung dieser Gebilde aus sacralen Gründen nur die alten, der Urzeit angehörigen Geräthe (wie der herkömmliche archaische Stil) angewendet werden durften, ist doch ziemlich fernliegend und künstlich.

Damit sind also Phöniker, Kelten und Römer als Verfertiger der Götzen (als Handelsartikel) ausgeschlossen und, was ohnehin das Einfachste, Bewohner dieser Fundstätten des Bernsteins und zwar noch in ausschließlicher Steinzeit lebende, als Bildner und Anbeter der umgestalteten Götter anzunehmen.

*) Briefe aus Thule (Allgemeine Zeitung 1872).

Welcher Race aber diese alten Bewohner angehörten, vermögen wir nicht zu entscheiden; wenn sich aus einem der nunmehr auch in Ostpreußen entdeckten Pfahlbauten solche Funde heben lassen, dann fällt die Frage mit der freilich lebhafte besrittenen nach der Race- und Volkszugehörigkeit der Begründer der allerältesten Pfahlbauten zusammen. Ich halte mich hierüber jedes affirmativen Urtheils, protestire nur gegen die Annahme germanischen Ursprungs der Urpfahlbauten, und begnüge mich mit der Andeutung, daß die Vermuthung einer finnisch-tatarischen Einwanderung aus Asien vor der keltischen und germanischen durch keine mir bekannt gewordene Thatsache widerlegt scheint: auf diese finnischen Einwanderer wären dann die Pfahlbauten zurückzuführen: ob der vorgeschichtliche Mensch, der in dem heutigen Frankreich, Belgien und Schwaben das Wamuth gesehen und gejagt, noch älter als die finnischen Einwanderer und als antiochthon in Europa anzusehen sei, ist eine durch jene Hypothese nicht berührte Frage. —

Uebrigens vererben ältere Nationen und Culturstufen auf jüngere und fortgeschrittenere einen großen Theil ihres Cultur-Materials: eine Wahrheit, die man immer wieder außer Betrachtung läßt: wie man sich nach entdeckter Verwerthung des Metalls vielfach auch der Steinwaffen noch bediente, wie nach Erfindung der Feuerwaffe Pfeil und Bogen noch Jahrhunderte fortgeführt wurden, so mag manches Stück Bernstein Schmuck, also auch diese Hüfen, von — wir wollen sie so nennen — finnischen Pfahlbauern geschnitten und zuerst getragen, später auch von einwandernden Germanen, Preußen, Slaven erbeutet und nicht verschmäht worden sein. Hat man doch anderwärts in etruskischen, keltischen, germanischen Gräbern und in Preußen selbst, in Gräbern der Litthauer, aus später Zeit des Ordens, ganz ähnlich gearbeitete Stücke von Bernstein Schmuck gefunden. —

Aber genug endlich von diesem Meer-gold dämonischen Reizes, das immer aufs Neue die Phantasie anzieht und festhält.

Was diese Wellen von römischen Waffen, Münzen und Geräthen bergen mögen, das haben die Weltoberer nicht selbst hierher getragen: denn ob sie auch

das großartige Wagniß vollendeten, eine Kriegsflotte aus der Nordsee in die Elbe einlaufen zu lassen, mit welcher ein vom Rheine her quer durch ganz Deutschland vorgebrungenes Landheer „am vierhundertsten Meilenstein vom Rhein“ zusammentraf (im Jahre 5 unserer Zeitrechnung) — in die Rebel der Ostsee-Lästen haben sich die goldnen Adler der Legionen nie getaucht. Was man von römischen Dingen im Land und an der See findet, sind Beutestücke, oder aus dem Landweg eingeführte Handelswaaren: die Straße führte durch Schlesien, wie die Gräber unterwegs verstorbener Kaufleute darthnn.

Wohl aber könnte der Sand der Dünen Kriegsschiffe und Waffen germanischer Männer überthürmt haben und von ungefähr, wie diese wandernden Meereswüsten wechseln, wieder der Fluth freigegeben, daß sie erlautet das seit fast zwei Jahrtausenden entwöhnte Licht und das feuchte Element begrüßten und heran schwämmen auf den Wellen des Nordwinds.

Bekanntlich hat man vor noch nicht zehn Jahren im Sundevitt an der Nordsee ein Wikingerschiff gefunden, aufrecht stehend im Sande und mit allem Geräth fast unverehrt erhalten: vom Sturm verschlagen, von der schwer gereizten Küstenbevölkerung geheßt, hatten die kühnen Räuber das Fahrzeug, vielleicht in versteckter Bucht geborgen, ans Land gezogen und verlassen, sich in die Wälder flüchtend, in der Hoffnung der Wiederkehr zu Steuer und Mast, welche jedoch vergeblich der Männer hartten und des Meers. —

Lange Jahrhunderte hindurch trugen dann die Wellen dieser Küsten nur die ärmlichen Fischerboote der Litthauer und Masuren: manchmal blickte wohl der rothe Schimmer ihrer Opferfeuer aus den düstern Wäldern, wo des Perkunos einfache Altarsteine ragten, bis in die See hinein: die Leichenreste der geschlachteten Roffe und Gefangenen verschlang die Fluth. —

Aber es kam die Zeit, da die stahlgepanzten Deutschherren-Ritter ihre wiehernden Roffe in diesen Wellen badeten, durch alle die tiefen Flüsse und breiten Sümpfe, durch die öden Steppen und dichten Tannen dieses Landes verfolgten sie — hell flatterte der weiße schwarzgefrenzte Mantel über die Heide —

die pelztragenden Preußen unanfechtbar, bis die See weiteres Zurückweichen verwehrete: und hier kreuzte sich in letztem blutigen Kampf das Langschwert des Ritters mit der Holzkeule des verzweifelnden Samländers: flüchtend aus vorlerner Schlacht versenkten die Heiden ihre Schätze, ihre heiligen Gefäße in die Meerfluth, sie den Händen der ~~legenden Christen~~ zu entziehen: die Ostseewelle spült sie auf und nieder seit sechs Jahrhunderten und verhüllt die Geheimnisse eines ausgestorbenen eigenartigen Geschlechts. — —

III.

Aber, wenn nun wirklich die bringende Welle uns herantrüge, was die Phantasie zu schauen oder die Habgucht zu gewinnen begehrt: Bernstein, Schiffstrümmer, Waffen, Münzen, Schmud, Geräthe aus versenkten Königsschätzen, Waaren aus gestrandeten Schiffen oder, lebend oder todt, Ungethüme der See, wie stünde es mit dem Recht an diesem Angepül der See? Dürften wir einfach zugreifen und behalten, was uns, so schien es, der Meer-gott schenkend zugebacht? oder müßten wir es herausgeben? und wem? Dem Verlierer der Waaren, dem Eigenthümer des Bracks, wenn er uns bekannt ist, oder sich meldet und ausweist? oder haben wir das Angepül dem König von Preußen oder dem Eigenthümer des Bodens, auf welchem wir es gefunden, ganz oder theilweise, zu übergeben?

Auch diese Fragen knüpfen sich an das Angepül der See: und es ist lehrreich zu betrachten, wie verschieden die Völker und Zeiten sie beantwortet haben. Denn das Rechtsideal der Menschheit ist nicht minder wandelbar und wechselreich als ihr Schönheitsideal; in solcher Auffassung verliert das Rechtsstudium die ihm von Laien nachgescholtene Trockenheit: es wird das Recht zum Spiegel der Volkscharaktere und ihrer Culturentwickelungen.

Vor Allem ist dabei zu unterscheiden einerseits zwischen jenen Naturerzeugnissen der See, welche diese an den Strand spült, ohne daß sie vorher von einer Menschenhand ergriffen und angeeignet waren, und andererseits zwischen solchen Sachen, welche vor der Anstrandung schon in Eigenthum oder doch Besitz

von Menschen gewesen und durch den Verlust so wenig herrenlos geworden sind, wie wenn sie der Eigner auf der Landstraße verloren oder ein Windstoß sie entführt hätte.

Nach der Anschauung der Römer waren, wie das Meer selbst, so auch die Ufer des Meeres unfähig, im Eigenthum oder sonst in ausschließendem Recht von Einzelnen zu stehen; sie galten vielmehr als allen Menschen, auch Fremden, zu gemeinsamem Gebrauch bestimmt.

Eine gewisse Neigung, wenigstens in den Provinzen, an deren Boden der *populus romanus* durch Eroberung Eigenthum sollte gewonnen haben, die Küsten dem *Fiscus* zu eigen zu sprechen, ist nicht zu privatrechtlichen Consequenzen durchgedrungen.

Daraus folgt, daß an allen auf dem Meeresufer gefundenen, bisher herrenlosen Sachen Jedermann durch Occupation Eigenthum erwerben konnte, wie an anderen herrenlosen Dingen: die Tendenz, an einzelnen Erzeugnissen der See oder an gestrandeten Gütern für den *Fiscus* ein ausschließendes Aneignungsrecht in Anspruch zu nehmen, taucht zwar hin und wieder auf, kann sich aber gegenüber jenem Rechtsprincip nicht behaupten.

Anders empfand das Rechtsgefühl der Germanen: es betrachtete die Meeresufer einfach als vom Wasser bespülte äußerste Theile des Festlandes und konnte daher an denselben wie an jedem andern Theil des Bodens Privat-Eigenthum Einzelner, oder der Gemeinde, oder des Landesherren anerkennen.

Daraus ergab sich, daß dieser Eigenthümer jedem Andern das Betreten solcher Grundstücke untersagen und folgeweise allein, mit Ausschluß jedes Dritten, die Besitzergreifung und Aneignung des herrenlosen Angepüls vollziehen konnte.

Eine Trübung dieser ursprünglichen Auffassung ist es, wenn dem Grundeigenthümer auch schon vor Besitzergreifung Eigenthum an solchem Seeanwurf zugesprochen wird, wie wenn derselbe eine Frucht, ein organisches Erzeugniß des Strandbodens wäre und der Grundeigenthümer an solchen „Meeresfrüchten“ schon vor der Trennung und gesonderten Besitzergreifung Eigenthum hätte, wie etwa an der ungeschnittenen Kornfrucht eines Ackers, die als Theil des Grundstücks gilt.

So hatten, wie gesagt, häufig die Landesherren (freilich oft nur in Folge ihrer Annahme von allem Gemeindegut) das anschließende Occupationsrecht oder gar sofort, auch ohne einen auf die Aneignung gerichteten Willensact, durch die bloße Thatfache der Ansäulung Eigenthum an solchem Anwurf herrenloser Meereserzeugnisse.

Derartige Bestimmungen enthält z. B. über Treibholz, Seetang, aber auch über Vögel, Seehunde und Walfische die Gragas für Island, enthalten norwegische und schwedische Gesetze; pommersche und westpreussische Urkunden setzen einen ähnlichen Rechtszustand voraus; in Ostpreußen nahmen der Deutschherren-Orden und die Bischöfe von Samland und Ermland kraft kaiserlicher und päpstlicher Verleihungen Privateigenthum (nicht nur Territorialhoheit) in Anspruch an allem dem Orden durch Eroberung unterworfenen Boden (sofern derselbe nicht den Besiegten oder deutschen Ansiedlern von dem Orden zu Eigenthum belassen oder übertragen wurde), also auch an der Meeresküste. —

Wichtiger aber, um auch in solchen Gegenden, in welchen der Landesherr an den Meeresuferu Privateigenthum nicht hatte, ähnliche Rechte auskommen zu lassen, wurde noch das sogenannte „Strandrecht“.

Was nämlich die früher in Privateigenthum begriffenen und durch Schiffbruch zc. an den Strand geworfenen Schiffe, Schiffstrümmer, Waaren und Fahrhabe jeder Art betrifft, so muß man sich erinnern, daß ursprünglich der Schutz des Rechts, der Rechtsfriede, sich nach dem germanischen Princip des Genossenrechts nur auf die zu dem fraglichen Rechtskreis gehörigen Personen, also die Gesippen, Gemärker, später Land- und Staatsgenossen erstreckte; der Fremde aber war fried- und rechtlos: er konnte wie das wilde Thier des Waldes getödtet oder gefangen, das heißt, vernechtet werden und alle seine Fahrhabe verfiel der Aneignung durch bloße Besitzergreifung.

Später, als der „Volksfriede“ zum „Königsfrieden“ geworden, übte der Landesherr dies Recht der Vernechtung und

Aneignung aller auf sein Gebiet durch Sturm verdrängten oder ausgeworfenen Fremden und ihrer Fahrhabe; und es scheint nun, daß dies sogenannte „Strandrecht“ der Landesherren, das sich ursprünglich auf (fremde) Menschen und bereits in menschlichem Besitz gewesene Sachen bezogen hatte, mißbräuchlich über solches „Brad“ ausgedehnt wurde auf alle Art von Angespül der See, also auch auf die oben besprochenen Meereserzeugnisse, welche, ohne je vorher von Menschen occupirt gewesen zu sein, ausgeworfen wurden.

So wurden denn in Norwegen, Dänemark, Schleswig, England und Frankreich besonders Wale und Störe, die todt oder lebend antrieben, der Krone zugesprochen; nur ein Theil wurde wie bei echtem Brad dem redlichen Finder als Vergelohn zuerkannt, die Unterschlagung und das Behalten solcher Funde schwer gestraft; in Frankreich nahm der Landesherr auch andere Kostbarkeiten der See, Korallen und Bernstein, von diesem Gesichtspunkt aus für sich in Anspruch.

Es soll nun an dieser Stelle nicht untersucht werden, wie das von der Krone Preußen geübte Bernsteinregal sich zu den beiden betrachteten Rechtsentwicklungen verhält; in Westpreußen erscheint es als eine Abart des Fischereiregals, in Ostpreußen aber nicht als Ausfluß dieses oder des Bergregals, sondern als ein eigenartiges particularrechtliches Regal — dies ist wenigstens das Ergebnis einer Erörterung W. von Brünneke's — vielmehr hat diese Plauderei um Entschuldigung zu bitten, daß sie, fast lyrisch anhebend, in dem Ton eines juristischen Compendiums anklingt.

Aber unter den mancherlei Gedanken phantastischer, poetischer, geschichtlicher Färbung, welche dem einsamen Wanderer kommen, wie er an der Küste dahin schreitet, darf wohl auch die Frage auftauchen nach dem Anrecht auf das Angespül der See, welches — so möchte es dem Laien bedünken — zu willkürlicher Verschenkung an ihre Lieblinge, seinen Töchtern, den Wellen, der Meergott vertraut hat.



www.libtool.com.cn

Die Beethoven'sche Sinfonie.

Von

Otto Gumprecht.

Auf dreierlei Weise können wir die Bekanntschaft eines Orchesterwerkes machen: im Concertsaal, mit Hilfe des Clavierauszugs und durch das Studium der

Partitur. Diese verschiedenen Arten der Aneignung ergänzen sich aber gegenseitig, jede von ihnen weist gewisse Vorzüge auf, die den beiden übrigen abgehen. Die erste gewährt uns die Tonschöpfung in der ganzen Macht und Fülle der unmittelbar sinnlichen Erscheinung, die zweite den mit aller künstlerischen Reproduction verbundenen Reiz, die dritte endlich die Gelegenheit zu nachdentlicher Vertiefung in das Einzelne.

Den überwältigenden Gesamteindruck empfangen wir lediglich von der Ausführung im Concertsaale. Bei ihr handelt es sich für uns nur darum, hinzunehmen und zu genießen. Unaufhaltsam weiterströmend, durch die Pracht und Mannigfaltigkeit der Klänge Ohr und Gemüth berauschend, wehrt sie die Einmischung des reflectirenden Verstandes schlechthin ab. Wir haben hier weder die Zeit, noch sind wir in der Stimmung, zu fragen und zu prüfen. Unser ganzes Wesen geht auf in dem widerstandslos den Tönen hingegebenen Empfinden.

Diese reine Passivität hat etwas unendlich Beglückendes, ist aber weit entfernt, unser Verhältniß zur Kunst zu erschöpfen, von welchem sie vielmehr nur eine einzelne,

allerdings vollauf berechnete Seite ausmacht. Dem Genuß muß die Erkenntniß folgen, dem bloßen Empfangen die selbstthätige Aneignung, der seligen Trunkenheit des Gefühls das besonnene Urtheil des Verstandes.

Um uns in die Formen und den Geist eines die eingehendere Beschäftigung lohnenden Orchesterwerks tiefer zu versenken, bietet sich als nächstes und bequemstes Hilfsmittel der Clavierauszug dar. Zu ihm erscheint zwar die bunte Mannigfaltigkeit des Klangwesens zum eintönigen, schattenhaften Grau erblichen. Ja, nicht nur die ganze blühende Fülle des Colorits ist getilgt, sondern auch mancher feinere Zug in der Zeichnung, denn auf den Tasten fehlt es an Spielraum für die polyphoue Vielgestaltigkeit des Originals. Diese Einbußen werden jedoch durch die trauliche Nähe aufgewogen, in die wir nun zum Componisten treten. Abgestreift ist seiner Schöpfung aller instrumentale Brunk, wir sehen sie gleichsam im bescheidenen Hauskleide, können, ohne durch jenen geblendet zu werden, ihren rein musikalischen Gedankengehalt mit klarem, ruhigem Auge beschaun. Und dabei hat es keineswegs sein Bewenden; noch ein anderer Umstand kommt hinzu, zwischen ihr und uns das engste geistige Band zu knüpfen. Wir sind in den Stand gesetzt, selbst Hand anzulegen, dürfen die todtten Ziffern und Zeichen vor uns beleben, dem in ihnen schlummernden Gebilde der tondichtenden Phantasie die gebundene

Zunge lösen, es mit dem Herzblut unserer Empfindung tränken.

Die rechte Freude an der Kunst wird jedoch nicht beim Clavieranzug stehen bleiben, sondern von der Ueberzeugung zur Urschrift sich zurückwenden. Den vollen Einblick in den innersten Organismus, das zarteste Nerven- und Nervengeflecht eines auf das Zusammenwirken mehrerer Instrumente berechneten Werkes, gewährt allein das Studium der Partitur. Der Dilettantismus pflegt freilich schon bei dem bloßen Gedanken an ein scheinbar so trodenes und mühseliges Geschäft die Stirn zu runzeln. Ginge es aber in unserer musikalischen Jugenderziehung mit rechten Dingen zu, ihr müßte unendlich mehr als alle Fingerdressur die Pflege einer Fertigkeit am Herzen liegen, die den reichsten idealen Gewinn verbürgt. Statt in den Kreis der ausschließlich fachmäßigen Vorbereitung gewiesen zu werden, sollte das Partiturenlesen seinen wohlgesicherten Platz unter den allgemeinen künstlerischen Bildungsmitteln einnehmen.

Wer das Seinige gethan, auf die eben näher bezeichnete dreifache Art Besitz von der Wunderwelt unserer klassischen Instrumentalmusik zu ergreifen, der hat sich damit einen Schatz für das ganze Leben, die treueste Freundin und Genossin in guten und bösen Stunden gewonnen. Für ihn giebt es fortan keine Einsamkeit mehr, in jedem Augenblicke hängt es nur von seinem Willen ab, die holden, wohlbekannten Stimmen herbeizurufen und an dem inneren Ohr vorüberziehen zu lassen, die ihn im Concertsaal umrauscht, die er selber so oft aus den Saiten des Claviers geweckt, deren kunstvolles Gewebe sich ihm in der Partitur enthüllt. Nichts ist genußreicher als solcher rein geistige Verkehr mit den Tönen, als diese, lediglich auf das Gebot der Phantasie und wiederum bloß für sie veranstalteten lautlosen Ausführungen, bei denen wir die Rollen des Capellmeisters, des Orchesters und des Publikums in uns vereinigen.

* * *

Jahre lang hat der Schreiber dieser Zeilen die Beethoven'schen Sinfonien, die eine stärkere, erhebendere, nachhaltigere

Wirkung auf ihn geübt als irgend welche andere Offenbarung aus dem Reiche der Schönheit, nur im Clavieranzug gekannt. Als sie ihm zuerst in die Hand fielen, waren sie noch keineswegs Gemeingut der musikalischen Welt. Unser öffentliches Tonleben — in dem Menschenalter, das seitdem verstrichen, zum breiten, stolzen, Alles überfluthenden Strome angeschwollen — begann damals sich langsam und mühselig seinen Platz unter den geistig befruchtenden Mächten zu erkämpfen. Gedeignere Instrumental-Ausführungen wurden selbst dem großstädtischen Publikum bloß als seltene Festgaben geboten. Die Begründung der Berliner Sinfonie-Soiréen reicht z. B. nicht über die vierziger Jahre zurück. In den vornehmeren Concertsälen herrschte das Virtuositenthum, weiter hinab ergößte man sich an der oberflächlichsten Unterhaltungsmusik.

Kaum besser stand es um die häusliche Pflege der Kunst. Czerny, Kalkbrenner, Herz und eine ganze Schaar ähnlich gearteter, lebiglich im Dienste der Mode geschäftiger Talente sorgten für den Bedarf der Clavierspieler. Wer kräftigere Kost verlangte, hielt sich an Onslow und Hummel, ließ sich wohl auch von ihnen den Weg zu ihren Vorbildern, Haydn und Mozart, zeigen. Die Beethoven'schen Sonaten waren, einige wenige ausgenommen, dem Dilettantismus ein Buch mit sieben Siegeln. Man hatte zwar längst angefangen, die Orchesterwerke der Wiener Meister für das Clavier herzurichten, aber auch in dieser, jedem Bedürfniß zugänglichen Gestalt konnten sie bei der niedrigen musikalischen Durchschnittsbildung des großen Publikums zu keiner allgemeinen Verbreitung gelangen.

Wenn endlich dennoch unsere instrumentale Kunst in die Reihe der das moderne Leben beherrschenden und erfüllenden Culturelemente eingetreten, so hat sie damit jene volkserziehende Kraft und Bedeutung bewahrt, die stets dem Edlesten und Edelsten auf sämmtlichen Gebieten des Geistes innewohnt. Zu beispielloser Ausdehnung ist in den letzten beiden Jahrzehnten das Concertwesen geblühen. Während jetzt manche bescheidene Mittelstadt, die ehemals höchstens eine Liedertafel auf-

wies, sich eines wohlgeschulten Orchesters erfreut, gestaltet sich in den großen Metropolen jede Saison zum brausenden, vom Beginn des Herbstes bis tief in den Frühling hinein ununterbrochen fortgesetzten Musikfest, bei welchem, dem demokratischen Zuge der Gegenwart gemäß, keine Classe der Gesellschaft leer ausgeht. Sobald aber die Concertsäle ihre Thüren geschlossen, dann wandern mit den Menschen auch die Sinfonien Haydn's, Mozart's und Beethoven's ins Freie. Nichts bezeugt mehr den volkstümlichen Gehalt dieser Schöpfungen als ihre Einbürgerung in den Bier- und Kaffeegärten. Auch daheim ist unser Verkehr mit den Meistern ungleich allgemeiner und inniger geworden. Ihre Werke, in zahllosen, an Wohlfeilheit einander überbietenden Clavierbearbeitungen verbreitet, erklingen allenthalben, wo sich Hände auf den Tasten tummeln. Unermeßlich ist solchergehalt der Einfluß, welchen unsere, aus der tiefsten Innerlichkeit des deutschen Geistes und Gemüthes emporgeblühte Instrumentalmusik auf das künstlerische Empfinden und Genießen des heutigen Geschlechts übt.

* * *

So lange es eine musikalische Aesthetik giebt, hat man in den Gebilden der Tonkunst Form und Inhalt unterschieden und zugleich nie aufgehört, Widerspruch gegen solche Trennung zu erheben. Sie ist auch gewiß nicht im Wesen der Sache begründet, sondern zunächst von den nachahmenden Künsten nur herübergenommen.

Maler und Dichter, beide idealisiren die vorgefundene Wirklichkeit. Diese ist der Stoff, der, zu urbildlicher Schönheit verklärt, aus dem läuternden Feuer der künstlerischen Phantasie hervorgeht. Hier handelt es sich in der That um ein Doppeltes: um den Gegenstand und die Darstellung, den Inhalt und die Form. Die Musik will dagegen nichts Anderes zur Erscheinung bringen als sich selbst. Von der Außenwelt empfängt sie keine Vorbilder, ihr allein gehört an, was sie kündigt. Die sogenannte Tonmalerei bleibt freilich dabei nicht stehen, greift aber auch, wie schon der Name besagt, über das

rein Musikalische bereits hinaus und findet deshalb in der Gesellschaft des jugendlichen Wortes, es deutend und von ihm gedeutet, den angemessensten Spielraum, während sie, auf die Sprache der Instrumente beschränkt, zumeist in die schlimmsten Irrwege verlodt.

Dem äußeren Ohr bietet die Musik lediglich eine bunte Mannigfaltigkeit von Tönen. Das in ihnen waltende künstlerische Gesetz ist Object der geistigen, nicht der sinnlichen Wahrnehmung. Zwei Organe, ich möchte sie das Ohr und das Auge der Seele nennen, sind dabei die Vermittler: die nachempfindende Phantasie und die verständige Betrachtung. Was der einen als der innerste Stimmungsscharakter einer Composition, als die in ihr lebende und webende Poesie erscheint, stellt sich der anderen als kunstreiches Gefüge planvoll geordneter Tonreihen dar. Da hätten wir also doch wieder den kaum beseitigten Dualismus von Inhalt und Form, aber jetzt mit dem Unterschied, daß er sich uns als rein subjectiver Gegensatz zu erkennen gegeben. So aufgefaßt, ist er denn auch keineswegs bedeutungslos. Seine Berechtigung liegt in der eben näher bezeichneten Doppelnatur unseres Perceptionsvermögens begründet.

Wie wir gesehen, erweist sich der musikalische Eindruck als ein sehr verschiedenartiger, je nachdem er intuitiv oder durch die Reflexion vermittelt ist. Gerade deshalb läuft hier alle ästhetische Erziehung darauf hinaus, die Empfänglichkeit nach beiden Seiten hin gleich bereit und geschickt zu machen. Wir sollen uns weder an der Ansage des Gefühls allein, noch an dem bloßen Urtheil des Verstandes genügen lassen, sondern stets des alten Wortes eingedenk sein: „Zweier Zeugen Mund thut die ganze Wahrheit kund.“ Wie aus der gemeinsamen Bethätigung eines warmen Herzens und eines hellen Kopfes jedes echte Tonwerk hervorgeht, so sind es wiederum jene beiden, an die es sich wendet. Wer es unternimmt, die im Gemüth durch die Musik hervorgerufenen Bewegungen zu schildern, sieht sich fast immer an Bilder und Gleichnisse gewiesen. Diese sind auch ganz an ihrem Platze, sobald sie nicht als Programm dem Componisten untergeschoben werden,

sondern nur die durch ihn geübte Wirkung anschaulich machen sollen. Es handelt sich da um reine Thatfachen der Empfindung, welche der Diener des Denkens, das Wort, bloß in weiten Kreisen umschreiben kann. Alle solche Stimmungsmalerei ist häufig ein leeres Spiel der Phantasie gescholten worden, jedoch sicherlich mit Unrecht. Die innigen Beziehungen der Musik zum Gefühl leugnen wollen, heißt recht eigentlich, ihr das Herz aus dem Leibe reißen. Von jenem Zusammenhang, sowohl im Allgemeinen wie in jedem einzelnen Falle, uns Rechenschaft zu geben, ist aber eine unabweisbare Forderung der künstlerischen Wißbegier. Freilich dürfen wir keinen Augenblick vergessen, daß bei sämmtlichen Versuchen der Art nie mehr herauskommen kann als der Reflex eines Reflexes, als verschwimmende Schatten, die nicht einmal zunächst die Sache selbst, sondern einzig deren Wiedererscheinen in der Empfindung und auch diesen unzulänglich abspiegeln. Nicht verschleiert, jede genauere Definition abwehrend, steht hinter ihnen ein doppeltes „Ding an sich“, denn der Inhalt der Töne wird ebenso wenig ganz gedeckt und erschöpft durch unseren immer bis zu einem gewissen Grade subjectiv gefärbten Eindruck, wie der letztere durch den Begriff und dessen Zeichen, die Worte.

Doch genug der Allgemeinheiten, die lediglich den schwankenden Grund und Boden, auf dem sich jede musikalisch-ästhetische Erörterung bewegt, zur Anschauung bringen und folchergestalt den folgenden Betrachtungen als *captatio benevolentiae* dienen sollen. Wer, von den Beethoven'schen Sinfonien redend, seinem Thema nach allen Seiten hin gerecht zu werden sich vermäße, der dürfte keine der unzähligen Räthselfragen unbeantwortet lassen, welche die gerade in ihren beseligendsten Kumbungen so geheimnißvolle instrumentale Tonkunst an uns richtet. Diese anspruchslose Skizze will nicht so hoch hinans. Ihr muß es genügen, nur den einen oder anderen, hoffentlich der Beachtung nicht ganz unwerthen Gesichtspunkt hervorzuheben.

* * *

Der alte Richard verglich Haydn's Werke mit einem lieblichen Gartenhaus,

das Mozart zum Palast umwandelte, welchem dann Beethoven einen kühn anstrebenden Thurm aufsetzte. Das Bild ist gewiß kein glückliches und trifft nur so weit die Sache, als es von der in der Entwicklung unserer classischen Instrumental-Musik obwaltenden Continuität Zeugniß ablegen wollte. Viel eher könnte man sagen, daß die drei Meister sich unter einander verhalten wie der einfache Grundton, die weiche Terz und die erhabene Quinte, oder wie Kindheits-, Jünglings- und Mannesalter, oder, um mit David Friedrich Strauß („Der neue und der alte Glaube“) zu reden, wie Knospe, Blüthe und Frucht. Etwas ganz Aehnliches hat Niehl im Sinne, wenn er in dem jüngst erschienenen dritten Bande seiner musikalischen Charakterköpfe bemerkt:

„Jede Melodie erscheint unter drei Gesichtspunkten: nach der rhythmischen Bewegung (Verhältniß der Längen und Kürzen), nach dem Gesang (Intervallenfolge) und nach dem Periodenbau (Gliederung der Theile zum Ganzen). Bei den vollendetsten Melodien Haydn's, Mozart's und Beethoven's, den Idealgebilden classischer Melodik, finden wir diese drei Momente gleichberechtigt und gleich vollkommen zu harmonischem Ebenmaße in Eins gebildet. Demungeachtet hat jeder dieser drei Meister in je einem der drei gedachten Momente doch wieder seine auszeichnende Stärke. So Mozart im unnachahmlichen Wohlklang der Intervallenfolge — er singt am innigsten; Haydn in der sprudelnden Fülle und Energie des rhythmischen Lebens — er singt am frischesten; Beethoven im erweiterten großen und kühnen Zuge des Periodenbaues — er singt am gewaltigsten.“

Mit Zug und Recht nennen wir Haydn den Vater der Sinfonie wie überhaupt unserer gesammten heutigen Instrumentalmusik. Er war es, der die von Philipp Emanuel Bach in ihren Grundlinien festgestellte Sonatenform mehr und mehr schmiedigte und erweiterte, sie für das Streichquartett und die ihm verwandten Gattungen in Anspruch nahm, endlich in sie den vereinigten Spielreichtum des Orchesters hineinleitete und ihr zugleich einen echt volksthümlichen Charakter aufprägte. Verweisen wir zunächst einen

Augenblick bei dem letzten Punkte. Die naivste Freude an den Tönen hat seit jeher im Herzen des österreichischen Stammes gewohnt und in einer bunten Fülle der frischesten, wohlgemuthesten Sang- und Tanzweisen Ausdruck gewonnen. Dem unmittelbarsten Empfinden des Volkes sind diese melodischen Blüthen entsprossen. Keinen Theil hat an ihnen die bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hauptsächlich von italienischen Einflüssen beherrschte Kunst der Wiener Tonsetzer. Die große norddeutsche Schule, deren gewaltigste Vertreter Seb. Bach und Händel gewesen, verdankte ihre beste Kraft der treuen, liebevollen Pflege eines echt nationalen Elementes. An dem geistlichen Volksgesang, dem Choral, wuchs sie empor, der lutherische Cantor ist ihr Ahnherr. Auch die Wiener Schule, in der zweiten Hälfte des vorigen und dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts die anschließliche Trägerin der gesammten musikalischen Entwicklung, haftet mit allen ihren Wurzeln und Fasern im vaterländischen Grund und Boden. Ohne den von Italien heimgebrachten Erwerb der Bildung zu verlegen, schöpfte sie doch ihr eigenstes Vermögen aus der tiefsten Innerlichkeit des deutschen Gemüthes. Sie empfing von diesem die weltliche Volksweise als künstlerisch zu gestaltenden Urstoff, ihr Ahnherr ist der österreichische Spielmann.

Am sinnfälligsten tritt in den Menett'sagen die Herkunft der Haydn'schen Sinfonie zu Tage. Jene haben zumeist mit der stolzen Würde und Gemessenheit des altfranzösischen Tanzes, dessen Namen sie tragen, gar nichts gemein, sondern stammen in grader Linie vom Walzer und Ländler ab. Sehr deutlich verrathen aber auch die übrigen Sätze den befruchtenden Einfluß der Volksmelodie. Diese ist es, deren frischesten Duft alle Gebilde des Meisters eingeatmet, an die sie sich als an die nährenden Mutterbrust schmiegen. In dem Haydn die Lieb- und Tanzweisen seiner engeren Heimath künstlerisch verklärte, führte er der Instrumentalmusik einen Strom ganz neuen Lebens zu. Er befreite die letztere aus dem Bann des bis dahin für sie immer noch in gewissem Maße muster-giltigen Orgelstils und machte sie zur verständnißreichen Herzenskündigerin. Der einmal angeschlagene Ton klang in den

Mozart'schen Schöpfungen weiter und übte selbst tiefgreifende Wirkung auf Beethoven, der doch dem innersten Wesen nach Bach und Händel viel verwandter war, als seinen unmittelbaren Vorgängern.

Der Entwicklungsproceß, den die Sinfonie in der Pflege der classischen Meister durchmachte, scheint mir nun vornehmlich darauf hinaus zu laufen, daß sie mehr und mehr den ihrer Herkunft entsprechenden localen Charakter abstreifte. Ursprünglich nur der getreue musikalische Ausdruck österreichischer Stammeseigenthümlichkeit, wuchs sie immer breiter und tiefer in die deutsche Volksseele hinein. Dieser Fortschritt vom Besonderen zum Allgemeinen, schon bei Mozart und in den von ihm beeinflussten Haydn'schen Spätwerken unverkennbar, gelangte durch Beethoven zu seinem Abschluß. Die Wiener Schule hatte damit ihren nationalen Beruf erfüllt.

* *

Von der Geschichte der Sinfonie ist die des Concertwesens unzertrennlich. Die Kammermusik findet in der traulichen Enge des Hauses den ihr gemähesten Rahmen, der Klangreichtum des Orchesters bedarf weiter Räume, um auszu-tönen. Jene pflegt sich vorzugsweise mit ihren Gaben an die kleine Gemeinde der Kenner, der Feinschmecker zu wenden, dieses will zum Herzen der Massen sprechen, es bewegen und erfreuen, rühren und erheben. Noch ein anderer, den innersten Stimmungscharakter der beiden Gattungen treffender Gegensatz kommt hinzu. Die Wahl des Darstellungsmaterials richtet sich nothwendig nach der Art des mitzu-theilenden Inhalts. Je mehr änzere Mittel angeboten worden, um so wuchtigere Tongestalten dürfen wir erwarten. Bescheidene Selbstbeschränkung liegt deshalb ebenso sehr in der Natur der Kammermusik wie Macht und Größe des Ausdrucks im Wesen der Sinfonie. Es springt in die Augen, daß die letztere nur auf dem Boden eines bereits reicher entwickelten öffentlichen Tonlebens zu ihrer vollen Reife gelangen konnte.

Noch Haydn und Mozart hatten sich

vornehmlich an die Gönnerschaft des Adels gewiesen gesehen. Ohne die von ihm gehaltenen zahlreichen Privatcapellen wären ihre Orchesterwerke so gut wie heimathlos gewesen. Zum musikalischen Hausrath der herrschaftlichen Schlösser gehörig, mußten sie im Einklang stehen mit den von der Räumlichkeit abhängigen akustischen Bedingungen und nicht wunder mit den Gefühlsbedürfnissen des Auditoriums, an das sie sich wandten. Erst als die Sinfonie aus der Enge und Abgeschlossenheit ihres aristokratischen Stills Lebens heraustrat in die helle, weite Oeffentlichkeit, ergriff sie Besitz von dem gesammten ihr zu eigen gegebenen Ausdrucksgebiet. Die Haydn'schen Werke der Gattung sind noch zum guten Theile befangen in den Formen und dem Geiste der Kammermusik. An diese erinnert der ungemein haushälterische Gebrauch, der von der Schallkraft des Orchesters gemacht wird, die vielfach concertirende Behandlung der Instrumente, der eng gemessene, vor allen Stürmen der Leidenschaft wohl behütete Stimmungskreis, in welchem sich die Tonsprache bewegt. Mozart überragt in einigen seiner Sinfonien den Vorgänger um ein Beträchtliches. In den von ihm gelegentlich veranstalteten öffentlichen Aufführungen war zwar dem Wiener Publikum das Clavierspiel des Concertgebers die Hauptsache. Schon um den Virtuosen abzulösen, durfte es jedoch bei solchem Anlaß nie an dem einen oder anderen Stücke fehlen, in welchem das Orchester allein das Wort ergriff. Zahlreiche Compositionen des Meisters verdanken diesem Umstand ihre Entstehung. Unter ihnen begegnen uns neben einer Menge leicht gewogener, nur für das augenblickliche Bedürfniß bestimmter Arbeiten etliche Gebilde, denen das genialste Vermögen seinen unvergänglichen Stempel aufgeprägt. Ich denke hier namentlich an die Sinfonie in G-moll wie an die große in C-dur, und bei jener vor Allen an den ersten, bei dieser an den letzten Satz. Dort war es die seelenmalerische Verebtsamkeit des in die heißeste Blut der Leidenschaft getauchten Ausdrucks, im Finale der Jupiter-Sinfonie die beispiellose Macht und Fülle der thematischen Entwicklung, welche der Instrumentalmusik eine bis dahin ungeahnte

Welt erschlossen. Diese neue Welt wurde die Heimath Beethoven's, sie ist von ihm nach jeder Seite hin umschrieben, in den verschiedensten Richtungen durchmessen. Nicht an den genußsüchtigen Epikuräismus der vornehmen Gesellschaft wandte er sich mit seinen Schöpfungen, sondern an den urkräftigen, allem echten, freien Menschenthum eingeborenen Drang nach dem Reich der ewigen Ideale. Durch ihn trat die instrumentale Kunst in die Reihe der das gesammte Leben veredelnden geistigen Mächte, er stellte neben die Kirche und die Bühne den Concertsaal. Der gewaltigste Volksredner in Tönen, ruft er alle zu sich, die Frohen und Glücklichen, aber auch die Mühseligen und Beladenen, auf daß sich ihre Seele stärke und erhebe an der jede Lust wie jeden Schmerz läuternden und verklärenden Majestät der Schönheit. Spielselige Heiterkeit ist der Grundzug der Haydn'schen, schwärmerisch angehauchte Züchtigkeit der Mozart'schen, schwungvollstes Pathos der Beethoven'schen Sinfonie.

* *

Reichthum der Gedanken und wortfarge Rede vertragen sich gar wohl miteinander. Epigrammatische Kürze widerspricht dagegen völlig dem Wesen der Musik, zumal der instrumentalen. Weil diese selbst nichts weiter ist als organische Tongestaltung, muß sie sich ausbreiten können, und zwar solches um so mehr, je gewichtiger Dinge zur Sprache kommen. Mit der geistigen Bedeutung der Sinfonie wuchs deshalb nothwendig ihr Umfang. Die Klage über die ungebührliche Ausdehnung eines Tonwerks kann einen doppelten Sinn haben, denn das rechte Maß hängt hier von zwei Factoren ab, zunächst vom künstlerischen Vermögen des Componisten. Wir sollen auch keinen Augenblick das Gefühl des Mangels haben, eines Mißverhältnisses zwischen Aufgabe und Ausführung, Wille und That.

Der zweite für den Eindruck entscheidende Factor ist die Empfänglichkeit des Hörers. Wie sehr diese auch durch Uebung an Rüstigkeit und Ausdauer gewinnt, von der Natur sind ihr doch ge-

wisse unverrückbare Schranken gezogen. Selbst die gehaltvollste Musik, die dessen nicht eingebend bleibt, gleitet zuletzt spurlos am Ohre vorüber. Was den ersten Punkt anlangt, so ist nie der Fall eingetreten, daß Beethoven mit seinen Gedanken früher zu Ende gewesen wäre als mit seinen Tönen. Jede Sinfonie von ihm hinterläßt uns viel eher die ungelehrte Empfindung, die im Reichthum thematischer Gestaltung bis zur Unerfülltheit schwelgende neunte nicht ausgenommen. Daß die letztere länger als eine Stunde unsere volle geistige und sinnliche Bereitschaft fordert, steht freilich in keinem Verhältniß zum Durchschnittsmaß der musikalischen Genußfähigkeit. Dieser hat der idealistische Meister nicht selten das Aeußerste zugemuthet. Allen, die es ihm darin gleich thun wollten, ist sein Vorgang verhängnißvoll geworden.

Die von Haydn überkommene Sonatenform liegt sämmtlichen Sinfonien Beethovens zu Grunde. Der Bauriß ist durchweg derselbe, in die Ausföhrung jedoch ein neuer Geist eingezogen. Die Richtung auf das Charakteristische weist stets der Tonsprache Weg und Ziel. Am kunstreichsten gefügt, am breitesten ausgestaltet erscheint in der Regel der erste Satz. Bekanntlich entfaltet sich die Sonatenform aus zwei Hauptmotiven, von denen das eine in der Grundtonart, das andere in der Oberdominante, oder wenn jene dem Mollgeschlecht angehört, in der Parallele eintritt. Die beiden Themen, ihrem specifischen Ausdruck nach bei den älteren Meistern wenig unterschieden, stehen bei Beethoven immer im schärfsten Gegensatz. Sie verhalten sich hier etwa zu einander, wie Mann und Weib, oder wie thatkräftig nach außen gewandter Wille und bescheiden in sich gelehrte Empfindung. Das erste streitbar, schlagfertig, rhythmisch aufs straffste gegliedert, ist zumeist Hauptträger der Entwicklung; das zweite melodisch dahinfließend und bereits den Frieden des Adagio vorausnehmend, bezeichnet jedesmal einen Ruhepunkt, so oft es erklingt.

* *

Kündigt sich uns der dramatische oder jagen wir lieber der seelenmalerische

Grundzug der Beethoven'schen Sinfonie schon in dem gegensätzlichen Gehalt ihrer Motive an, so gelangt jener in der von Kraft und Leben strotzenden Mannigfaltigkeit des aus ihnen hervorgewachsenen Organismus zu vollster überzeugendster Erscheinung. Nach einem laubläufigen Irrthum sollen während der Production ursprüngliche Eingebung und kluge Berechnung in der Weise einander ablösen, daß die schöpferische Phantasie mit der Erfindung der Themen das Ihrige gethan und alles Weitere dem technischen Geschick des Componisten zu überlassen hätte. Die künstlerische Thätigkeit weiß nichts von solcher Arbeitstheilung. Die ersten Reime eines Tonwerks sind häufig ein bloßer, oft durch rein äußerliche Vorgänge vermittelter Glücksfund. Was aus ihnen wird, ob sie ins Kraut schießen oder eine Fülle duftiger Blüten und goldener Früchte aus sich hervortreiben, hängt lediglich von der Güte des Bodens ab, auf den sie fallen. Gewiß kann man von einem im musikalischen Schaffen mit innerer Nothwendigkeit waltenenden Causalitätsgesetz sprechen, aber seine Gebote werden nur vom Genius vernommen und vollzogen. Noch unendlich bewunderungswürdiger als die wichtigen Anfangsstücke der Eroica, der C-moll-Sinfonie sind die darauf gebauten Sätze. Selbst die formengewandteste Hand würde nimmermehr für sich allein die in jenen Motiven verborgenen Schätze emporgehoben haben.

Einem Tongedanken allerlei modulatorische, harmonische, rhythmische Folgerungen abgewinnen und aus ihm eine Welt der Schönheit entstehen lassen, sind zwei sehr verschiedene Dinge. Die charakteristischste Eigenthümlichkeit der Beethoven'schen Sinfonie ist der in die thematische Arbeit ununterbrochen hineinströmende Segen der Phantasie. Man muß sich die Claviervariationen des Meisters ansehen, um ihn gleichsam in seiner Werkstätt zu belauschen. Kein Anderer hat wie er diese dem kleinsten und äußerlichsten Spiel der Figuration breiten Raum gewährende Kunstform belebt und vergeistigt. Da ist jede Wandlung des Themas auch eine schöpferische Neubildung, und das Klämliche gewahren wir in den Sinfonien.

Der erste Satz gliedert sich regelmäßig in vier, oder wenn ihm eine Einleitung vorangeht, in fünf Theile. Nicht einem zufälligen, durch langjährige Ueberlieferung befestigten Handwerksbrauch, sondern dem innersten Wesen der Sache entspricht diese Anordnung. Der Hauptsatz des Allegro bringt die beiden Grundmotive, deren Contrast in der sogenannten vorzugsweise der thematischen Exposition gewidmeten Durchföhrung zunächst noch schärfer zu Tage tritt, sich aber allmählich sämftigt und ansogleicht. Der dritte Theil ist ungefähr die Wiederholung des ersten, nur mit dem Unterschied, daß nun das zweite Motiv, wie von dem ersten unwiderstehlich angezogen, in dessen Tonart einstimmt. Die Coda, ehemals ein unbedeutender, auf wenige Takte beschränkter Anhang, läßt stolz und breit aus. In ein paar energischen Zügen den wesentlichen Inhalt des ganzen Satzes zusammenfassend und ihn so noch einmal bekräftigend, gestaltet sie sich häufig zu einer wahren Apotheose des Hauptthemas.

Die drei übrigen Sätze lassen uns eine ähnliche Steigerung des Ausdrucks und dadurch bedingte Erweiterung der Formen gewahren. Das Adagio, bei Haydn noch eine fest verschlossene, bei Mozart unter dem Einfluß der Operarie eine bereits halb geöffnete Knospe, hat sich jetzt zur vollen Blüthe entfaltet. Weit auf gethan sehen wir hier das Allerheiligste eines Gemüths, welches die ganze Menschheit an die Brust nehmen, jeden Schmerz stillen, jede Thräne trocknen möchte, uns zurnend: Was ihr tragt und duldet und noch unendlich mehr habe ich getragen und geduldet, aber auch überwunden. Im Bereich der gesamten instrumentalen Kunst giebt es nichts Rührenderes, Erhabeneres, Weibevolleres als diese von der Glorie der Entfagnung umflossenen Beethoven'schen Adagien. Längst versiegt ist der Born, aus dem sie ihre Töne geschöpft. Jeder andere Sinfoniesatz pflegt unsern Meneren besser zu gerathen als das Adagio. An die Stelle des Meumetts ist bei Beethoven als seine eigenste Schöpfung das Scherzo getreten. Gänzlich abgelöst von dem Einfluß irgend welcher Tanzweise, zeigt es wie stets der Humor ein doppeltes Gesicht. Während fast immer die erste Hälfte den

Charakter fesselloser, oft bis ins Phantastische und Dämonische gesteigerter Ausgelassenheit trägt, gelangt im Trio bescheiden nach Innen gewandtes, meist wehmüthig angehauchtes Empfinden zum Ausdruck.

Nichts hat das gesammte Dichten und Trachten der Epigonen mehr befruchtet als das Beethoven'sche Scherzo. Es giebt uns den umfassendsten Bescheid auf die interessante Frage nach dem eigentlichen Wesen des in der Sprache der Instrumente redenden Humors. Bei den älteren Meistern ist gemeinhin das Finale nur ein lockeres, harmloses Nachspiel, bei Beethoven dagegen der organische, durch den innersten Stimmungsscharakter des ganzen Werks gebotene und, diesem gemäß, bald voller, bald leichter gewogene Abschluß. Meiner Empfindung nach fällt in den letzten Satz geradezu der Schwerpunkt der siebenten und achten Sinfonie. Die fünfte gipfelt in dem Jubel ihres Finales, in dem hier wie aus Wolken und Nebel plötzlich hervorbrechenden, Alles überstrahlenden Glanz der Töne.

* *

Wie vertraut auch Haydn und Mozart mit der Natur sämmtlicher Instrumente gewesen, dem Orchester so recht die Zunge gelöst hat erst Beethoven. Nie wird man dessen mehr inne, als wenn er unmittelbar nach Jenen das Wort ergreift. Es ist dann immer, als ob sich die Zahl der Spieler plötzlich verdoppelt und verdreifacht hätte. Steht namentlich die Haydn'sche Sinfonie noch unter dem Einfluß der Kammermusik, so findet das Umgekehrte bei Beethoven statt, in dessen Streichquartette und Clavierfonaten das Orchester seinen gewaltigen Schatten wirft. Das ungleich gefättigtere Colorit hat theils in dem volleren Satz, theils in der Begünstigung der tieferen Tonalagen seinen Grund. Gesteigerte Ansprüche sind an die Leistungsfähigkeit aller Instrumente gemacht. Haydn verkehrt mit diesen wie ein Vater mit seinen geliebten Kindern, der jüngere Meister schaltet über sie wie der Herr über seine Diener. Von dem Einen empfangen sie immer eine Menge des artigsten Spielzeugs zum Lohn für

ihren Gehorsam, dem Anderen sind sie lediglich die selbstlosen Vollstrecker des nur auf die Verwirklichung seiner Ideale bedachten künstlerischen Willens. Wenn aus dem Beethoven'schen Orchester einzelne Instrumente in ganzer Figur heraustreten, geschieht es stets im Sinn und Auftrag dessen, was die Seele des Componisten beherrscht und erfüllt. Sie sollen nicht Ehre einlegen mit ihrer Virtuosität, sondern irgend welche besondere Seite des auszusprechenden Inhalts veranschaulichen. Dem Wachsthum ihres Ausdrucksvermögens ist aber solches unendlich mehr zu statten gekommen, als alle dem bloßen Bravourbedürfnis erwiesene Gunst. Der Violine, Violen, des Cello, der Sänger aus Holz und Blech, dieser bevorzugten Wortführer insgesamt gänzlich zu geschweigen, wollen wir uns nur einen Augenblick der hoch charakteristischen Bedeutung erinnern, zu welcher Contrabaß und Posaune gelangt sind. Ehedem nichts weiter als großes Geschütz im Dienst der Harmonie und des Rhythmus, haben sie erst von Beethoven die lebendige Seele empfangen. Ihre ungeschlachten Galibansprünge hat der Humor des Meisters aufs genialste zu verwerten gewußt. Man denke z. B. nur an den durch die schwerfälligen Reden des Saitenquartetts ins Scherzo der C-moll-Sinfonie eingeführten Sturmhauf, an den drastischen Eintritt der auf die Octave gestimmten Posaunen im Scherzo der neunten oder an jene Stelle im Finale der achten, wo das aus dem Munde dieses ebenso einflüßigen wie rücksichtslosen Instrumentes dröhnende F mit einem gewaltigen Ruck das ganze Orchester aus Fis-moll in die Grundtonart zurückschleudert.

* *

Die Gesamtzahl der Haydn'schen und Mozart'schen Sinfonien übersteigt die der Beethoven'schen um mehr als das Zwanzigfache. Jene verbannten zum großen Theil rein äußeren Anlässen ihre Entstehung. Bald galt es, dem eiligen Auftrag eines Gönners nachzukommen, bald war eine Lücke in einem Concertprogramm noch im letzten Augenblick auszufüllen. Haydn wurde durch sein Amt, Mozart durch den

Kampf ums Dasein zu athemloser Compositionsthätigkeit genöthigt. Sicherlich stoßen wir in dieser massenhaften Production auf eine Menge hinfälliger, gänzlich in der Convenienz ihrer Zeit befangener Gebilde, und es ist nur zu verwundern, daß hier, was man heutzutage „Capellmeistermusik“ nennt, also die Stellvertretung der schöpferischen Phantasie durch eine stets geschmeidige und schlagfertige Technik, nicht einen noch viel breiteren Raum einnimmt. Umschreibungen derselben Gedanken, Gemeinplätze, stereotype Lieblingswendungen begegnen uns in Hülle und Fülle. Nicht wenige Werke erscheinen wie Variationen des nämlichen Themas. Das Band, welches die einzelnen Sätze verknüpft, ist oft so äußerlich, daß man ihnen beliebig die entsprechenden aus anderen Partituren substituiren könnte, ohne den Gesamteindruck zu stören. Beethoven, einer weit bevorzugteren Lebensstellung sich erfreuend, hat uns nur Gelegenheitsarbeiten im Goethe'schen Sinne geschenkt. Durch keinen äußeren Zwang zum Schaffen getrieben, durfte er sie ruhig wachsen und reifen lassen. Darum bezeugt aber auch in ihnen jede Note, daß sie lediglich aus dem gebieterischen Drang eines mittheilungsbedürftigen Gemüthes entsprungen, durch den kategorischen Imperativ des Genius hervorgerufen sind.

„Das für die Kunstgeschichte (sagt Richard Wagner) so wichtige Moment in den musikalischen Gestalten Beethoven's ist dieses, daß hier jedes technische Accidens der Kunst, durch welches sich der Künstler zum Zweck seiner Verständlichkeit in ein conventionelles Verhalten zu der Welt außer ihm setzt, selbst zur höchsten Bedeutung als unmittelbarer Erguß erhoben wird. Wie ich mich anderswo bereits ausdrückte, giebt es hier keine Zuthat, keine Einrahmung der Melodie mehr, sondern Alles wird Melodie, jede Stimme der Begleitung, jede rhythmische Note, ja selbst die Pause.“ Unter den Beethoven'schen Sinfonien ist keine, die nicht ihre ganz besondere Individualität hat. Jede zeigt uns gleichsam das Wesen ihres Autors in vollem, aber stets von einer verschiedenen Seite der Peripherie ausgehendem Durchschnitt. Da ist nichts nach der Schablone gearbeitet, alles echt, ursprünglich unmittelbarster Erguß der

Empfindung. Stets gliedern sich die einzelnen Sätze zu einem organischen Ganzen.

Dieser geheimnißvolle Zusammenhang, dem Gefühl eine unzweifelhafte Thatfache, wird freilich wie so vieles Andere in unserer Kunst durch siegreich den Verstand überzeugende Gründe sich nimmermehr darthun lassen. In scharfem Gegensatz zu den letzten Quartetten des Meisters, in die bei aller Macht und Tiefe des Ausdrucks doch ein subjectives Element hineinklingt, strogen die Sinfonien, keine einzige ausgenommen, von Kraft und Gesundheit. Ueberall bringen sie nur einen gemeingiltigen Stimmungsgehalt zur Erscheinung, reden sie voll und rein die Ursprache freiesten, edelsten Menschenthums. In Rücksicht auf Popularität im besten Sinne des Wortes kann sich auf dem gesammten Gebiet der Instrumentalmusik nichts mit ihnen messen. Darum haben sie aber auch trotz ihrem aus mannigfaltigste verschlungenen, die kunstreiche Arbeit nur dem geübten Ohr offenbarenden thematischen Gewebe in der Liebe der Massen festere Wurzeln geschlagen, als irgend welche anderen auf die Geleitschaft des deutenden Wortes verzichtenden Tonschöpfungen. Wohin sich der Blick wendet, allenthalben erkennt man den volksthümlichen Grundstoff. Gibt es wohl etwas Schlichteres, Innigeres, Treuherzigeres, als das zweite Hauptmotiv im ersten Satz der C-moll-Sinfonie, als den Gesang der Hörner kurz nach dem Beginn des Finales, als die romanzenartige Melodie, mit der das Allegretto der siebenten anhebt, als den Freudenruf der neunten?

„Nie hat“ (um noch einmal mit Richard Wagner zu reden) „die höchste Kunst etwas künstlerisch Einfacheres hervorgebracht als diese Weise, deren kindliche Unschuld, wenn wir zuerst das Thema im gleichförmigsten Klüstern von den Bassinstrumenten des Saitenorchesters im Unisono vernehmen, uns wie mit heiligen Schauern anweht.“

Daß Beethoven ein echter Volksfänger gewesen, thut uns jedes seiner Lieder kund, die zu den naivsten Gebilden der Gattung gehören. Aber auch in den Sinfonien des Meisters hat dieser Grundzug seiner Natur so weit Ausdruck gewonnen, als

es überhaupt der Charakter einer so reich und hoch entwickelten Kunstform gestattete.

* * *

Man hat Beethoven oft den Vater der Programm-Musik genannt, allein ohne jede Berechtigung, denn er war keineswegs der erste, der mit seinen Tönen äußere Vorgänge zu schildern versucht. Schon unter den frühesten Werken Haydn's begegnet uns z. B. eine Sinfonie „Le matin, le midi, et le soir.“ Ueberblicken wir ferner die gesammte Production Beethoven's, so springt der spärliche Raum in die Augen, den hier die Tonmalerei einnimmt. Hätte sie wirklich dem Meister als Anfang und Ende aller Kunst gegolten, er würde sicher nicht bloß gelegentlich mit ihr gespielt, sondern nichts wie Programm-Musik geschrieben haben. Zu dieser beschränkt sich aber von den Sinfonien lediglich die Pastorale und genau genommen in ihr nur die kleine Nachtigall, Wachtel und Ruckit imitirende Episode in der Scene am Bach und das Gewitter. In Betracht kämen außerdem noch die Schlacht bei Vittoria, die Clavier-sonate „Les adieux, l'absence et le retour“ und einige mit Ueberschriften versehene Quartett-Sätze. Was will aber das im Vergleich zur Masse der übrigen Werke bedeuten!

Müssen wir nachdrückliche Verwahrung dagegen einlegen, daß Beethoven die Programm-Musik erfunden oder mit Vorliebe gepflegt, so darf man ihn doch den ersten Romantiker unter den Instrumental-Componisten nennen. Nicht als ob er an den Formen der Kunst gezerrt und gerüttelt, auf daß sich ihr Geist um so freier und herrlicher offenbare. Bei ihm ist vielmehr Alles so straff zusammengehalten, so fest und sicher gestaltet, wie bei irgend einem der Vorgänger. In Rücksicht auf Einheit und Folgerichtigkeit der Entwicklung zählt keiner mit größerem Recht zu den Classikern als er. Dennoch steht er bereits in engen Beziehungen zur Romantik. Während wir den kristallhellen Haydn'schen und Mozart'schen Sinfonien bis auf den Grund sehen, während hier nichts zu ergänzen und zu errathen übrig bleibt, scheinen die seinigen einen himmelhoch über alle sinnliche Handgreiflichkeit

hinreichenden Inhalt uns vor die Seele bringen zu wollen, der nachempfindenden Phantasie gleichsam nur die von ihr einzuschlagende Richtung andeutend. Der empfangene Eindruck ist so gewaltig und dabei so geheimnißvoll, daß wir seine letzten Ursachen in Regionen suchen, welche die Sprache der Instrumente kaum zu streifen vermag. Romantisch ist aber alle Kunst, die noch unendlich mehr ahnen läßt, als sie unmittelbar aussagt. Immer von Neuem sehen wir darum den Versuch gemacht, die Räthsel zu lösen, welche uns der Meister aufgegeben. Kein anderer Componist hat in dem Maße die Deutungskünste der Interpreten herausgefordert. Die Frage, ob und inwieweit diese befähigt sind, das Verständniß zu fördern, ist schon im Eingang unserer Betrachtung zur Sprache gekommen. Wenn die Beethoven'schen Instrumentalwerke für vorzugsweise dramatisch gelten, so legt man ihnen damit eine Eigenschaft bei, die, streng genommen, bloß dem Wort und der Geberde des Menschen innewohnt. Die Musik als solche ist immer lyrisch geartet, wie hoch sie auch ihr charakteristisches Vermögen steigert. Etwas Wichtiges liegt indessen jener Bezeichnung zu Grunde. Gegenüber den Sinfonien Beethoven's haben wir das Gefühl, als ob in ihnen das Orchester nach dem ers lösenden Worte ränge. Was wir vernehmen, ist so individuell, so ausdrucks mächtig, daß es uns unübersteiglich treibt, hinter den Tönen noch ein Anderes zu suchen, sie in Zusammenhang mit ganz bestimmten, die Seele des Componisten bewegenden Vorstellungen zu bringen, kurz dem rein musikalischen Causalitäts gesetß das psychologische oder poetische unterzuschieben.

*
*
*

Die genauere Betrachtung der einzelnen Beethoven'schen Sinfonien liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze. Es ist deshalb mit den folgenden Bemerkungen nur auf einen ganz flüchtigen, kaum das Wesentlichste andeutenden Ueberblick abgesehen. Zu den Entdeckungen, deren die moderne Naturwissenschaft sich rühmt, gehört bekanntlich auch der Satz, daß in

dem Entwicklungsproceß jedes Geschöpfes die charakteristischsten Erscheinungsformen sich wiederholen, welche die Geschichte der Aeuern aufweist. Das Werden und Wachsen des Genius zeigt uns in der That ein solches Schauspiel. Er pflegt zunächst, an die Vorgänger geklammert und gleichsam deren Tagewerk recapitulirend, den ganzen von ihnen überkommenen künstlerischen Erwerb in seinen Schöpfungen zusammenzufassen und auszuprägen. Auch Beethoven hat so begonnen; ehe er sich selbst entdeckt, sehen wir ihn auf Schritt und Tritt den leuchtenden Spuren Haydn's und Mozart's nachtrachten. Dem Einen ist die erste, dem Andern die zweite Sinfonie zugeeignet. Es folgte die Eroica, eine wahre Columbus that der tondichtenden Phantasie, denn erschlossen war nun mit einem Male jenes neue romantische Land, das die Heimath der gesammten modernen Instrumentalmusik geworden, in welchem Schubert, Mendelssohn und Schumann sich so emsig angebaut, in dessen Urwäldern so viele unter den Epigonen sich rettungslos verstrickt. Wie aber allen Werken, die bisher unbetretene Bahnen eingeschlagen, ein nicht ganz überwundener Rest von Sturm und Drang anzuhaften pflegt, so geschah es auch hier. Die heroische Sinfonie weist noch keineswegs überall jene ruhige Sicherheit und vollendete Stilreife auf, die wir in den späteren bewundern. Während sonst stets dem Meister selbst für die reichste Fülle und Mannigfaltigkeit der thematischen Entwicklung zwei Hauptmotive genügen, bricht aus dem Schoße des ersten Allegro unter den gewaltigsten Wehen des Orchesters plötzlich ein drittes hervor und dazu in dem von der Grundtonart so weit entlegenen E-moll. Auch die eigenwillige Mischung von Variationen- und Rondoform im Finale hat bis auf den heutigen Tag etwas Befremdliches. Die beiden mittleren Sätze, der eine das unübertroffene Urbild aller Tränermärche, der andere das erste echt Beethoven'sche Scherzo, verbinden dagegen mit der feurigsten Veredeltbarkeit des Ausdrucks bereits die edelste Plastik der Gestaltung.

Neben der gewaltigen älteren Schwester muthet uns die vierte Sinfonie an wie blauer Himmel und Sonnenschein nach Sturm und Gewitter, wie beseligendes

Ausruhen und tiefes Athemschöpfen nach schwerer Arbeit. Die Partitur enthält manchen Zug von unverkennbar Mozart'schem Gepräge und gemahnt vor Allem durch den friedseligen Charakter der Grundstimmung, die quellende Süßigkeit der Empfindung an die Weise des älteren Meisters. Im Vergleich mit der zweiten Sinfonie ist jedoch der ganze Ausdruck mächtiger, der Ausdruck inniger, ich möchte sagen persönlicher, das Colorit gefättigter. Solches gilt namentlich von der Einleitung wie von dem Adagio und dem Scherzo.

Nicht minder heroisch und in einem noch viel weiteren und höheren Sinn als die Eroica ist die C-moll-Sinfonie. Wie man sie auch betrachten mag, durch das Medium des genußreichen Gefühls oder des nachdenklichen Verständes, ob wir sie als Ganzes anschauen oder bei dem unererschöpflichen Reichthum geist- und phantasievollster Einzelheiten verweilen, immer und überall thut sich uns die genialste Meisterschaft kund. Seelenmalerische Kraft der Charakteristik, kunstgerechteste Gliederung der Formen und sinnliche Pracht des Klangwesens haben sich zu reiner Harmonie verschmolzen. Wie wirkungsreicher neigt sich Alles dem Verständniß entgegen! Mit der Coriolan-Ouvertüre hat die C-moll-Sinfonie nicht bloß die Tonart und ungefähr die Entstehungszeit, sondern auch den heldenhaften Grundzug der Stimmung und die markige Gedrungenheit des Ausdrucks gemein. Die eine wie die andere möchte man das Paradigma ihrer Gattung nennen. In beiden Werken handelt es sich um siegreiche Läuterung und Wiedergeburt; während aber diese in der Ouvertüre sich tragisch vollzieht, ist sie in der Sinfonie der hoffnungsmuthige Anfang eines neuen Lebens.

Es war schon davon die Rede, daß die Pastorale mit der eigentlichen Programm-Musik gar wenig zu schaffen hat. Den gesannenen Gehalt, den sittlichen, intellectuellen und gemüthlichen, empfängt die Seele des Menschen theils aus den Beziehungen zu sich und seines Gleichen, theils aus der ununterbrochenen Verührung mit der uns umgebenden unbewußten Natur. Verständnißmüßige Versenkung in diese ist der unversieglige Jungbrunnen,

aus welchem die deutsche Dicht- und Tonkunst seit jeher immer neue Kraft und Gesundheit geschöpft. Wie allen in die Einsamkeit Gewiesenen, so war auch unserem Meister die Natur die treueste Freundin und Trösterin. Nichts vernehmten wir darum aus seinem Munde häuslicher, als ihre wohlbekannte Stimme, als ihren holden, jeden inneren Zwiespalt lösenden Friedensgruß. Daß die Pastoral-Sinfonie vom ersten bis zum letzten Tact keinen anderen Inhalt hat, sagt uns schon ihr Name. Dem Charakter des Werkes, diesem seligen Sichvergessen und träumerischen Aufgehen im Leben und Weben des All's, entspricht wieder aufs bewunderungswürdigste die Wahl der Darstellungsmittel, der breite, melodische Fluß der Motive, der Verzicht auf alle kunstreichere thematische Arbeit, das in den zartesten und mannigfaltigsten Klangschattirungen schimmernde und flimmernde Colorit.

In der siebenten und achten Sinfonie ladet uns der Humor zu seinen ausgelassensten Festen. Jene sieht abermals in den engsten Beziehungen zur almalter Natur. Ueber den ersten Satz könnte man geradezu als Motto schreiben: „Es lacht der Mai, der Wald ist frei von Reif und Eisegehänge,“ und wie es weiterhin in der Eingangstrophe der Goethe'schen Walpurgisnacht heißt. Im gesammten Verlauf des Werkes will uns nicht aus dem Sinn die Erinnerung an dieses Gedicht, dem nicht bloß die schöne Cantate Mendelssohn's, sondern auch seine A-dur-Sinfonie ihre Entstehung verdankt. Im Beethoven'schen Finale ist wirklich der Teufel los mit seiner ganzen wilden Jagd.

Die achte Sinfonie kann man vielleicht am treffendsten als ein Scherzo in vier Sätzen bezeichnen. Derjenige unter ihnen, in welchem sich sonst der Humor am übermüthigsten tummelt, schreitet im gravitatischen Menuettrhythmus einher, mit dem so großväterlich thuernden Rocooco seiner Töne dem alten biederben Musikantenthum den schallhaftesten Handwerksgruß zursend.

In keine andere Beethoven'sche Sinfonie ist von den Interpreten so viel hinein-geheimnißt worden, wie in die neunte. Die abenteuerlichsten Mißdeutungen hat

namentlich der Umstand erfahren, daß sich im Finale zur Stimme des Orchesters die des Menschen gesellt. Es sollte sich dabei um nichts Geringeres handeln, als um den erklärten und besiegelten künstlerischen Bankrott der Instrumentalmusik, die, ein für allemal ihrer Selbstherrlichkeit verlustig, fortan bloß noch die Aufgabe haben könnte, den Gesang zu begleiten. Die ganze Hohlheit solchen Gedankens tritt schon zu Tage, wenn man sich nur erinnert, daß Beethoven in der Phantasie für Clavier, Orchester und Chor bereits Aehnliches unternommen wie in der neunten Sinfonie, daß er nach dem urkundlichen Zeugniß der Skizzenbücher Hand an eine zehnte gelegt, daß er endlich sein künstlerisches Tagewerk mit einer Reihe der tiefstinnigsten Streichquartette beschloß.

Aufs höchste potenzirt erscheinen in der letzten Orchestererschöpfung des Meisters alle in unserer Betrachtung hervorgehobenen Eigenschaften seiner instrumentalen Tonsprache: der unversieglich strömende Reichthum der thematischen Entwicklung, die ergreifende Macht des Ausdrucks, die leuchtende Schönheit des Klangwesens. Aus jedem der drei Reime, welche das Hauptmotiv des ersten Satzes aufweist, ist eine nichtendende Fülle blühenden Lebens emporgeschossen. Unsere ganze musikalische Märchen- und Elfenromantik steckt bereits im Scherzo. Das aus dem reinsten Wohlklang geformte Adagio ist von der ersten bis zur letzten Note ein breiter, tiefer Strom weisevoll verklärter Melodie. Stellen sich uns alle drei Sätze als die idealsten Gebilde ihrer Art dar, so kam es nun darauf an, mit einem ihnen ebenbürtigen, den Eindruck womöglich noch steigenden Finale den hehren Prachtbau zu krönen. In der C-moll-Sinfonie hatte der Meister in einem ähnlichen Falle die Posaunen herbeigerufen, denen wir sonst bloß noch in einigen Theilen der Pastorale und neunten begegnen. Die fast unmittelbare Vorgängerin der letzteren, von dieser nur durch ein einziges Opus getrennt, ist die große Messe. Nach langer Entfremdung hatte hier Beethoven aufs Neue Besitz ergriffen von dem edelsten, ausdrucksvollsten unter sämtlichen Organen, über welche die Musik verfügt. Während in seiner Seele

der traute Ton der endlich wiedergefundnen menschlichen Stimme fortklang, bot sie sich ihm mit holden Mahnung als hilfreiche Genossin zur Vollendung der über das gewohnte Maß der Gattung so hoch hinausgewachsenen Sinfonie dar. Dies Finale und die Messe sind aus gleichem Stoffe gebildet; mit einander gemein haben sie den Stilcharakter, den Empfindungsgehalt und das Colorit, namentlich auch den Umstand, daß die Singstimmen wie Instrumente behandelt sind. Aber nicht das altherwürdige Credo der Kirche wurde ihnen jetzt in den Mund gelegt, sondern jene Schiller'sche Ode, die in Töne zu setzen es einst schon den sechs- zehnjährigen Jüngling gebrängt hatte, weil er in ihr das lauterste Bekenntniß der modernen, durch Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geeinten Menschheit zu vernehmen glaubte.

* *

Möge es schließlich gestattet sein, einen Punkt, den ich schon an einem andern Orte*) hervorzuheben versucht, hier noch einmal zur Sprache zu bringen. So oft man auch Träumer und Geisterseher die gescholten, denen die Musik mehr ist als anmuthig bewegte Formen, als weifenloses Tonspiel, lassen werden wir darum doch nie von dem Glauben an den befreienden und erlösenden Verus unserer Kunst. Tausendfältig hat er sich uns bewährt mit der überzeugenden Gewißheit eines innerlichen Erlebnisses. Zu ihm bekennen müssen sich Alle, die in rechter Stunde den Werken Beethoven's genahet. Die innige Verührung mit ihnen gebietet Schweigen jeder selbstfüchtigen Regung, stärkt, adelt und erhebt unser Gemüth und unsere Phantasie. Auch verdraucht diese Wirkung keineswegs mit dem flüchtig verrinnenden Strom der Töne, vielmehr bringen wir von ihnen ein gekräftigtes und geläutertes Wollen und Empfinden als unverlierbaren Gewinn zu unseren alltäglichen Pflichten und Arbeiten zurück. Was wir in dieser Musik vernehmen, das ist der volle Ausklang einer großen

*) „Neue musikalische Charakterbilder.“ Leipzig 1873.

reinen Seele, die Offenbarung eines Gemüths, dessen Harmonie kein Mißlaut irdischer Begierde mehr getrübt und beunruhigt.

Die Krone des Künstlers war hier zugleich der köstlichste Siegespreis, den sich der Mensch im Kampfe um seine höchsten sittlichen Güter gewonnen. Weltgeschichte, Philosophie und was nicht sonst noch hat man in den Sinfonien Beethoven's finden und den geheimnißvoll umschleierten Sinn aus der Sprache der Instrumente in die der Gedanken übersehen wollen. In die Fluth der Töne fällt jedoch aus der objectiven Welt, der idealen wie realen, kaum mehr als ein schwanfender, ins Unbestimmte verschwimmender Schatten; was jene dagegen in ursprünglicher Klarheit und Unmittelbarkeit abzuspiegeln vermag, das ist die Individualität des Künstlers, aus dessen Gemüth sie emporquillt. Die unwiderstehliche Macht, welche die Beethoven'schen Schöpfungen auf uns üben, liegt in dem Uustand begründet, daß ihr Urheber ihnen sein eigenes, in der stetigen Beziehung zum Allgemeinen geläutertes und gefestetes Wesen eingeblotet. Von einem vorzugsweise ethischen Element,

das sie beherrscht und durchbringt, dürfen wir reden, weil sie Kinder einer unkräftigen Phantasie sind, der aber ein nicht minder starker Wille überall Weg und Ziel gewiesen, weil in ihnen die gewaltigsten Leidenschaften aufgerufen werden, nicht zu wilden Thaten der Zerstörung, sondern im Dienste der Schönheit und Wahrheit. „Wenn Beethoven,“ sagt Otto Zahn, „der C-moll-Sinfonie ein Motto hätte geben wollen, er hätte vielleicht darüber geschrieben: Wir müssen doch frei werden. Welcher Kampf zwischen Sturm und Ungemach, aber auch welche Siegesfreude, welcher Triumph!“ Was aber in der C-moll-Sinfonie so prägnanten Ausdruck gewonnen, ist nichts Anderes als die künstlerische Grundidee, welche im mannigfachsten Wechsel der Erscheinung die gesamte Tonsprache des Meisters durchzieht. Diese nahm sich zu ihrem uner schöpfl ichen Thema den uralten und doch ewig neuen Gehalt alles Lebens und Strebens, das innere Befreiungswerk des Menschen, seinen Kampf und Sieg, die Erhebung von Zwiespalt und Gebundenheit zur Harmonie und Versöhnung.





Von Brasilien nach Chile um Cap Horn.

Von

Ernst Freiherrn von Vibra.*)

Das gute Schiff: „Die Reform“, Capitän Hattendorf, lag bereits einige Wochen des Juni 1849 im Hafen von Rio de Janeiro und sollte demnächst um Cap Horn nach Valparaiso segeln; unter den Passagieren der „Reform“ aber, zu welchen auch ich gehörte, trat, in Folge dieser Umschiffung, eine mehr oder weniger unbehagliche Stimmung ein.

Nicht ganz ungerechtfertigt war allerdings diese Stimmung durch alle die seltsamen Geschichten, welche man sich seit der Entdeckung und ersten Umschiffung des Caps, 1616, durch den Holländer Lamaire, bis auf den heutigen Tag erzählte.

Denn verglichen mit anderen schlimmen Stellen des Oceans gehen verhältnißmäßig immer dort noch viele Schiffe

verloren, und starke Beschädigungen, Havarien, hat wohl fast jedes Schiff dort zu erleiden. Unter den Passagieren der „Reform“ aber, welche sich jetzt, als zukünftige Leidensgefährten, näher an einander anschlossen, als es in den ersten Wochen unseres Aufenthaltes in Rio de Janeiro der Fall war, bildeten jetzt derlei Unglücksfälle das beliebteste Gespräch.

Diese ängstlichen Bedenken wurden nicht gemildert durch die Ankunft zweier nordamerikanischer Schiffe, welche nach Californien bestimmt waren, wohin, nebenbei gesagt, auch die „Reform“ segeln sollte.

Diese beiden Schiffe aber, welche etwa vor vier Wochen Rio de Janeiro verlassen hatten, um, über Cap Horn, in den Stillen Ocean zu gelangen, waren so schlimm zugerichtet worden, daß sie umkehren mußten, um ihre argen Havarien in Rio de Janeiro zu bessern und wieder seetüchtig zu werden.

Die Fracht dieser beiden Schiffe bestand aus Yankees, welche ihr Glück im neuen Goldlande versuchen wollten, und nie ist mir ein Haufen ungechliffenerer und wüsterer Bursche vorgekommen, als

*) Es war dies wohl die letzte Arbeit des inzwischen verstorbenen Schiffsellers, in dem die „Illustrierten Deutschen Monatshefte“ einen ihrer besten Mitarbeiter verloren haben, dessen Andenken sie sich in Ehren halten werden.

Die Net.

jene Söhne Nordamerika's, von denen wir, schon vor ihrer Rückkehr nach Rio de Janeiro, wenig liebenswürdige Dinge erzählen hörten. In der That bethätigten sie auch diesen ihren guten Ruf während ihrer zweiten Anwesenheit in Brasiliens Hauptstadt, und ich war Zeuge einer artigen Rauferei in einer großen, am Hafen gelegenen Restauration, bei welcher Gelegenheit übrigens die Herren Brasilianer ihre Messer mit vieler Geschicklichkeit zu führen wußten.

Wie uns später indessen der Augenschein belehrte, waren die Schilderungen, welche sie unseren Passagieren von den Annehmlichkeiten entwarfen, die uns bei dem berühmten Cap erwarteten, nicht unwahr, hatten wir gleichwohl mehr Glück als sie, wie denn, gegen frühere Zeiten gehalten, ein Theil jener Fährlichkeiten jetzt überhaupt gemindert erscheint.

Dem in früheren Jahren gehörte die Fahrt um Cap Horn zu den gefährlichsten.

Viele Schiffe waren genöthigt umzuwenden, um, das Cap der guten Hoffnung umsegelnd, den Großen Ocean zu erreichen. Anson's Reise in den Jahren 1740 bis 1744 giebt hierüber merkwürdige Aufschlüsse, und gleichzeitig Beispiele, wie ganze Geschwader zerstreut und verschlagen wurden, auch wie, gegen die Jetztzeit, eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Schiffen dort vollkommen untüchtig zum Seedienste wurde und selbst verloren ging.

Eine bedeutende Veränderung in den klimatischen Verhältnissen, in Windrichtung und Strömungen fand nicht statt, das geht schon aus den Schilderungen jener Zeit so wie aus den Beobachtungen und Erfahrungen der Gegenwart hervor, und so hat diese jetzt verringerte Gefahr wohl vorzugsweise ihren Grund in den Verbesserungen in der Schifffahrt und in dem zweckmäßigeren Bau der Schiffe selbst.

Unter solchen Betrachtungen aber über die uns demnächst bevorstehenden Dinge war in Wirklichkeit die Zeit herangekommen, in welcher wir eines der reizendsten Länder der Welt, Brasilien, verlassen sollten — Brasilien und seine Hauptstadt Rio de Janeiro, deren Hafen man als einen der schönsten der Welt bezeichnet, und der in der That auch

einen wundervollen Anblick bietet mit seinen kleinen palmenbefränzten Inseln, seiner prachtvollen Fernsicht auf das Orgelgebirge, mit der Unzahl von Schiffen aus allen Ländern der Erde und dem Gewimmel von Booten, in welchen die Menschheit in allen ihren Farben vertreten ist.

Dann der Blick auf die Stadt selbst, auf diese Stadt, in der wir reizenden, lachenden Frauen begegnen, in deren Gärten wir die wunderbare Pracht der tropischen Blumenwelt anstaunen, in welcher wir, um auf etwas Reelles zu kommen, die kostbarsten Früchte der Tropen um ein Geringes haben konnten, und die ausgediebstesten Delicatessen, welche die See bietet, und eben so das vortreffliche Geflügel des Waldes und des Hühnerhofes mit feurigem Lissabon-Wein hinabspülten.

Alles dieses war aber nun vorüber, wir wußten, daß wir demnächst in See gehen würden, obgleich der Capitän nicht zu bewegen war, den Tag der Abreise zu bestimmen. Endlich aber ließ er uns wissen, daß er am nächsten Tage absegeln würde, und setzte mit gewohnter Artigkeit hinzu, daß er keine Minute warten werde, wer zu spät käme, könne zu Fuße nachkommen.

Es fehlte indessen kein einziger der Passagiere, und nun begann ein Durcheinander und eine Rührigkeit an Bord, welche jene bei unserer Einschiffung in Bremen bei weitem übertraf. Man hatte während der acht Wochen dauernden Reise hinreichende Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen, wessen man auf See bedurfte, und was auf dem guten Schiffe „Reform“ mangelte, und demgemäß wurden massenhafte Mengen von Eßwaaren an Bord geschafft und hier und da wohl auch für einen guten Trunk Sorge getragen. Unter den eßbaren Gegenständen waren fast überreichlich „saure Sachen“ vertreten mit welchen sich die von der Seekrankheit am meisten geplagten armen Leute das Leben ein wenig zu erleichtern hofften, obgleich mit geringem Erfolge.

Was mich betrifft, der ich so glücklich war, nie seekrank zu werden, so bedurfte ich der Mixed-Pickles und ihrer zahlreichen Sippe nicht. Aber dagegen versah ich mich mit einer bedeutenden Quan-

tität Lissabon-Wein, da derselbe Gnade gesunden hatte vor meinen Augen und da man dergleichen auch nicht stets allein trinkt, ferner mit Araf, der Langeweile, der Kälte und des Püniches wegen, und gleichzeitig mit den Riesen-Orangen Brasilians und einigen Duzend Ananajen, endlich aber mit einem halben Duzend von Schaffellen, welche mit Wald die ersprießlichsten Dienste leisten sollten.

Ich hatte übrigens alle Urjache, vollkommen zufrieden zu sein mit meinem Aufenthalt an der Küste von Brasilien.

Mannigfache Erfahrungen hatte ich gewonnen über Land und Leute, hatte einen der schönsten Häfen der Welt gesehen, die Pracht des Urwaldes bewundert, und hatte ebenso Gelegenheit gehabt, den größten Theil aller tropischen Nutzpflanzen kennen zu lernen, welche, etwa dreiviertel Stunden von der Stadt, im sogenannten botanischen Garten, in ziemlich großem Maßstab gezogen werden.

Die Jesuiten hatten ihrer Zeit diese Anlagen gegründet, um zu erfahren, welche dieser Gewächse am besten dort im Lande gedeihen würden, und dann ihre Cultur im Großen zu betreiben. Heute noch kann aber der botanische Garten mit vollem Rechte als eine der vorzüglichsten Zierden der Hauptstadt Brasilians betrachtet werden. —

Am ersten Juli 1849 endlich, in den ersten Stunden des Nachmittags, lichteten wir den Anker, um den Hafen von Rio zu verlassen; wir hatten noch das Land in Sicht, als uns ein Schiff, der „Expreß“, entgegenkam, welches ebenfalls unserem Rheber H. in Bremen gehörte und sich durch Zeichen mit unserem Capitän verständigte.

Der „Expreß“ war, ebenso wie wir, auch nach Californien bestimmt; er erreichte indessen nur die Höhe von Buenos-Ayres und ward dort von Wind und Wetter so schlimm mitgenommen, daß er das Loos der oben erwähnten beiden Nordamerikaner theilen mußte und gezwungen war, nach Rio de Janeiro umzukehren, um dort seine Schäden bessern zu lassen. Zämerlich genug sah das Schiff aus. Ein Theil der Schanzverkleidung war von den Wellen herabgerissen und davon geführt worden; am Hauptmaste fehlten die Braam- und

Royalstangen, kurz es war ein artiges Seitenstück zu seinen Leidengefährten, den nordamerikanischen Schiffen. —

Was das Leben an Bord der „Reform“ betraf, so schmauste man in den ersten Tagen freilich tüchtig von den in der Stadt eingeheimsten Vorräthen, theils um sich den Schmerz über den Abschied vom Festland zu verjüßen, theils um sich für die bevorstehenden Abenteuer zu stärken, und schließlich, weil man sich im Besitze dieser schmackhaften Speisen und Getränke nun einmal befand.

Endlich aber fand das alte gewohnte Leben wieder Platz.

Man schalt über die schlechte Kost, spielte des Abends in der Kajüte, schlief oder versuchte wenigstens zu schlafen, war nicht allzu arg seerant war, und rauchte Tabak; die wirklich Seeranken aber schlichen mit jammervollen Mienen umher und thaten, was sie nicht lassen konnten.

Ich selbst, der ich, wie schon erwähnt, so glücklich war nie seerant zu werden, rauchte für drei Mann Tabak, verschmähte auch hier und da einen guten Trunk nicht; mein wissenschaftliches Thun und Treiben bestand etwa in Folgendem.

Von neun Uhr des Morgens an bis zehn Uhr am Abend wurde stündlich der Stand des Barometers aufgezeichnet (Anéroide von Lerebours et Secretans in Paris). Des Morgens wieder um neun, des Mittags um zwölf und des Abends um neun Uhr wurde die Temperatur der Luft verzeichnet und des Morgens neun Uhr die Temperatur des Wassers. In den Tabellen, welche ich so zusammenstellte, wurde die Länge und Breite sowie die Windrichtung und einzelne andere Notizen aus dem Schiffsjournal eingetragen, welches der Capitän, einige Tage ehe wir Valparaiso in Sicht bekamen, die Güte hatte mir zur Einsicht zu überlassen. Es war dies ein seltener Fall einem Passagiere gegenüber, da die Capitäne den Reisenden nicht gern in das Logbuch blicken lassen und es überhaupt nicht lieben, wenn der Passagier weiß, wo er sich befindet. Ich habe in meiner Reisebeschreibung dies weiter ausgeführt, und es ist nicht zu leugnen, daß die Capitäne großen Theils ihre guten Gründe hierfür haben.

Aber lobend und anerkennend muß ich auch der Matrosen gedenken, welche stets bereit waren, mir bei meinen Arbeiten an die Hand zu gehen.

So wußten sie, daß ich täglich, mit dem Glockenschlage der neunten Stunde, des Abends auf Deck erschien, um die Temperatur zu nehmen, und stets standen ihrer Zwei an der auf Deck führenden Thüre, um mich dort in Empfang zu nehmen und mich zur Schanzverkleidung zu führen, denn das Gehen war in der That dort häufig nicht leicht, bei dem stets nassen und schlüpfrigen Deck, dem oft furchtbar hohen Wellengange der See, dem Schaukeln und Stampfen des Schiffes, den fortwährend über Bord stürzenden Seeen und dem Regen, Schnee oder Hagel, der in jener Gegend, man darf wohl sagen, fast ununterbrochen fällt.

Die waderen Matrosen der „Reform“ aber geleiteten mich stets bis zur Schanzverkleidung, dort setzten sie mich um den Leib, so daß ich beide Hände frei hatte, und leuchteten mir mit einer kleinen Handlaterne, bis das Thermometer einen festen Standpunkt angenommen hatte, und sprach ich dann die abgelesenen Zahlen laut aus, so wiederholten sie ebenso dieselben, wie sie es gewohnt sind bei den Commandos des Capitäns an Bord zu thun.

Am 31. Juli hatten wir endlich Cap Horn in Sicht, was unter fünfzig Schiffen, welche das Cap umsegeln, wohl kaum einem einzigen begegnet; mir aber kam die Windstille insofern sehr gelegen, weil ich mit Bequemlichkeit das berühmte Cap von Bord aus zeichnen konnte, wie ich es vorher mit den Küsten vom Fenerland und Staatenland gethan hatte.

Wir müssen uns indessen nun wieder zurückversetzen in die ersten Tage unseres Anlaufes aus dem Hafen von Rio, um mit einigen Worten der Thierwelt zu gedenken, welcher wir dort begegneten.

Zahlreiche Quallen, prachtvolle Farben und die abenteuerlichsten Formen zur Schau tragend, zogen dort an unserem Bord vorüber, Scheibenquallen von mehreren Fuß im Durchmesser bis herunter zu Individuen von Linien-Länge, und ebenso wimmelte das Seewasser von kleinen, mikroskopischen Subjecten, so daß

ich eben genug zu thun hatte, wenigstens einen Theil derselben unter dem Mikroskop zu zeichnen.

Dann durchfurchten mächtige Jüge von Delphinen die See, und auch Unklöpfe (der *Delphinus gladiator*) wurden gesehen, indessen nur in weiter Ferne und nur durch das Fernrohr bestimmbar, zum Ärger des Capitäns, der diese Thiere aus mir unbekannten Gründen leidenschaftlich haßte, sie für die böseartigsten Geschöpfe erklärte und ihnen gerne einige Büchjentugeln zugesendet haben würde.

Auch die Vogelwelt war reichlich vertreten. Wir sahen zahlreiche Möven, die sogenannte capische Taube war der ständige Begleiter unseres Schiffes und nahm bescheiden die jämmerlichsten Abfälle an, welche wir ihr zuwarfen. Mehr in schüchterner Entfernung hielten sich Albatrosse, durchweg aber kleinere Exemplare und nicht jene riesenhafte Species, welche wir später, weiter südlich, in Menge antrafen.

Ich vergaß einer anderen Fauna, welche uns schon im Hafen von Rio an Bord besuchte und fast bis auf die Höhe von Buenos Ayres begleitete: Muskitos nämlich, über welche unsere nordischen Landsleute sich bitter beklagten, die aber den Süddeutschen mehr als alte Bekannte, oder wenigstens als Stammverwandte derselben erscheinen. So gedachten die vom Rheine mit mehr oder weniger Nahrung der verachteten Rheinschnaden, und wir, die Franken, fanden, daß unsere heimischen Schnaden kaum weniger lebenswürdig als jene berühmten Muskitos der Tropen seien. Als eine Eigenthümlichkeit des Stiches dieser kleinen Quälgeister mag bemerkt werden, daß sich die Stelle, wo der Saugstachel eingebracht ist, und die kleine entstehende Geschwulst schwärzlich färben, und daß diese Färbung einige Tage hindurch anhält.

Wie oben bereits erwähnt, verschwanden auf der Höhe von Buenos Ayres die Muskitos, mit ihnen aber auch der größte Theil der übrigen Thierwelt, welche sich nun fast einzig auf einige Vögel beschränkte. Die Quallen und die kleineren zu ihnen gehörenden Thierchen waren unsichtbar geworden, mit ihnen aber auch das Leuchten der See, jene prachtvolle Erscheinung,

welche doch dieser winzigen meist mikroskopischen Fauna ihren Ursprung verdankt, wenn gleichwohl auch größere Individuen, so zum Beispiel die an acht Centimeter lange *Pyrosoma atlantica*, ein zu den Quallen gehöriges Thier, eine intensive Helle verbreitet.

Eine andere Art von Belichtung wurde uns indessen auf dieser Höhe von Buenos Ayres zu Theil.

In jenen Breiten nämlich sind Gewitter eine häufig wiederkehrende Erscheinung, welche durch den Umstand noch imposanter wird, daß die meisten derselben des Nachts stattfinden.

Mancherlei Unannehmlichkeiten treten freilich in ihrem Gefolge auf, denn die See geht dann schwer, das Schiff liegt stets auf einer Seite, unaufhörlich schlagen mächtige Wellen über Bord, alle Gegenstände, welche nicht sorgfältig fest gestaut sind, rollen auf Deck und in den Kojen lärmend und polternd umher, und dieser Lärm wird auf höchst unangenehme Weise verstärkt durch das Fluchen der Matrosen auf Deck und das Stöhnen der Seekranken in den Kojen.

Wer aber zu den Glücklichen gehört, denen die Seekrankheit nichts anhaben kann, wer den häufig in Strömen herabgießenden Regen nicht scheut und es ein wenig versteht, den über Bord stürzenden Wellen auszuweichen, oder doch wenigstens sich so festzuhalten, daß ihn die Wellen nicht niederwerfen oder über Bord spülen, der mag wohl ein prachtvolles Schauspiel genießen, wenn er vom Deck aus hinausblickt in eine solche wilde Wetternacht.

Ihr steht dann in einer Dunkelheit, welche euch nicht erlaubt, eure eigene Hand zu sehen, die ihr vor die Augen haltet, aber der Donner brüllt, wie ihr nie ihn am Lande gehört zu haben glaubt. Dann schweigt er auf die Dauer einer Minute, jetzt aber hört ihr das Heulen des Windes, die Planken, auf welchen ihr steht, ächzen, als wollten sie brechen, und schwer stöhnen die Raaen, welche, über euch, die geborgenen Segel tragen.

Plötzlich aber fliegt dann, einer feurigen Schlange gleich, ein blendender Blitz über das Schiff hinweg; er scheint die Masten zu streifen und ist begleitet von einem jener knatternden und prasselnden Donner-

schläge, welche anzeigen, daß die electrische Ausgleichung in der Entfernung von einigen hundert Schritten von unserem Standpunkte stattgefunden hat, während, indem das in unserer nächsten Nähe geschehen, ein einziger kurzer Schlag erfolgt, welcher an einen neben uns abgefeuerten Flintenschuß erinnert.

Bei jenen Gewittern aber, die ihr auf der See beobachtet, empfindet ihr freilich nur einen kurzen Moment den grellen Lichteindruck, aber dieser Augenblick reicht hin, euch draußen die grollende, tobende See zu zeigen, mit unzähligen wilden, schaumgetrübten Wellenhäuptern, die, sich thürmend, gegen euch anströmen und euch zu verschlingen drohen.

In solchen kurzen Augenblicken seht ihr dann wohl auch, daß das Hintertheil des Schiffes hoch in den Lüften schwebt, während das Bugspriet sich tief in die Wogen zu bohren scheint. Schwarz und dunkel, wie vorhin, ist aber dann wieder Alles ringsum, und ihr hört nur die grollende See, den heulenden Wind und die schmetternden Schläge des Donners.

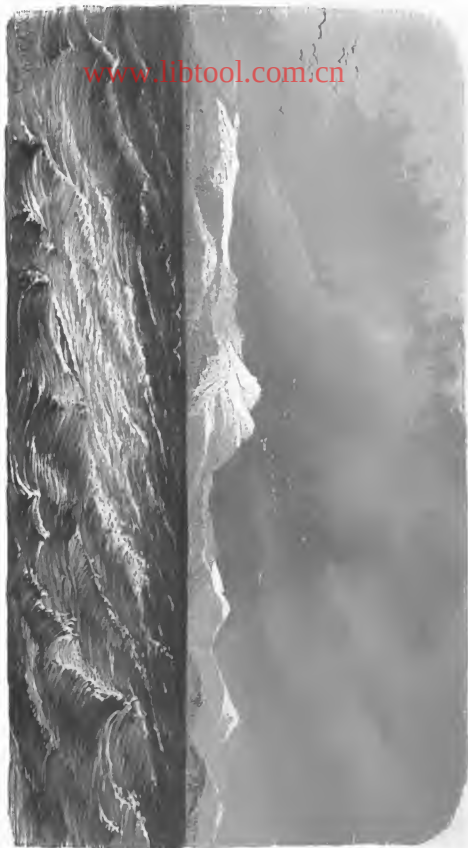
Das sind wilde, tolle Nächte, diese nächtlichen Gewitterstürme aus dem weiten Meere, und bisweilen steigen noch wildere Gedanken auf in Dem, der einsam vom Deck aus sich all' das anschaut. — —

Ich bemerkte schon oben, daß auf der Höhe von Buenos Ayres die ersten stärkeren Wellen über Bord kamen und den Reisenden, welchen derlei noch unbekannt, in der ersten Zeit manchen Streich spielten; ich erinnere mich noch deutlich des eigenthümlichen Anblicks, welcher uns während des Mittagessens in der Kajüte zu Theil wurde.

Eine ziemlichliche Anzahl der Passagiere des Zwischenbeckes stand auf der Luvseite des Schiffes, als plötzlich eine mächtige See über Bord schlug, und da gleichzeitig das Schiff sich auf die Leeseite legte, wurden sie sämmtlich ziemlich unjauft, dagegen aber desto rascher von der Backbordseite auf die Leeseite geschleudert, begleitet und vollständig durchnäßt von einer mächtigen Wasserwoge.

Da unser Skylight, das einzige Fenster, durch welches die Kajüte ihr Licht empfing, und welches auf Deck mündete, von starkem Glase und durch ein starkes Eisengitter geschützt war, blieb es unbe-

schädigt, aber Keiner von uns konnte sich anfänglich erklären, was die Menge von Armen, Weinen und Köpfen zu bedeuten hatte, welche rasch, polternd und bunt und ist dann so im Stande, sich vor der, besonders in höheren Breitengraden, nicht besonders angenehmen Durchnässung zu sichern.



Oben Surcouf bei Cap Horn, Ruhe von Feuerant.
(Nach Originalzeichnung des Verfassers.)

durcheinander gemischt plötzlich das Sky-licht passirte.

Mit einiger Aufmerksamkeit kann man übrigens bald beurtheilen lernen, ob eine See über Bord kommen wird oder nicht,

Von Tag zu Tag wurde nun die See stürmischer, und da ich glaube, daß es andern Leuten, großen Theils wenigstens, ebenso ergeht wie mir, daß dieselben nämlich den Tagebuchstil höchst langweilig

finden, so muß ich mich wohl vorzugsweise mit kleineren fragmentarischen Mittheilungen aus jenen stürmerischen Tagen begnügen.

Zunächst verloren wir unsern ganzen Vorrath an lebenden Hühnern, welche wir aus Brasilien mitgenommen hatten. Es war das eine hochbeinige Race,



Insel Staatenland unweit Cap Horn.
(Nach Originalzeichnung des Verfassers.)

Jenes Stürzen der Passagiere von der Backbordseite auf die Luvseite mag als Einleitung zu den Annehmlichkeiten betrachtet werden, welche wir hierauf erlebten.

welcher ersichtlich das Seeleben nicht gut bekam, denn sie blickten jämmerlich darin und magerten tagtäglich mehr und mehr ab; aber das wenige Fleisch, welches sich noch zwischen Haut und Knochen vor-

sand, war doch wenigstens frisches Fleisch, und nur wer Monate hindurch fast einzig auf Salzfleisch angewiesen ist, weiß das genügend zu schätzen.

Eine mächtige Welle aber, die eines Morgens über Bord kam, zerstückte den dort stehenden Hühnerlasten, tödtete einen Theil der Hühner und spülte andere über Bord. Der nothdürftig wieder zusammengefügten Hühnerlasten aber ward gleich in der folgenden Nacht sammt den wieder eingefangenen noch lebenden Hühnern von einer anderen Welle in die See geworfen.

Von da an war, als wir Cap Horn umschifft hatten, kein Fuß breit mehr trocken auf Deck, und statteten uns etwa die Wellen keinen Besuch ab, so sorgte der reichlich strömende Regen überflüssig für die Durchnässung des Decks. Auch die Temperatur sank bedeutend; so hatten wir am 16. Juli des Mittags 12 Uhr $+ 6,3$ R., und es ergab sich überhaupt, daß die Temperatur des Wassers in jenen höheren Breiten fast stets eine höhere war, als jene der Luft.

Am 28. Juli (54,52 Breite, Luft des Morgens 9 Uhr: $+ 3,0$ R.; Wasser: $+ 4,0$ R.) gingen wir des Morgens zwischen Staatenland und der südlichsten Spitze von Feuerland, Good Success, hindurch, und ich hatte so Gelegenheit, bald die eine, bald die andere der beiden Küsten ziemlich deutlich beobachten zu können.

So viel es, theils mit freiem Auge, theils durch einen Feldstecher von Blössel in Wien, geschehen konnte, möchte ich die sichtbar gewordene Küste des Feuerlandes, in der massenhaften Bildung ihrer Formen wenigstens, sehr ähnlich bezeichnen mit dem Typus der Westküste Amerikas überhaupt. Kleine Hügel, besser eigentlich: spitze, kegelförmige Gebilde, waren mehr oder weniger weit vorgeschoben in die See und bildeten so die äußerste Küste.

Sie waren dunkel, fast schwarz gefärbt, theilweise in pittoresken Formen, und schienen basaltischen oder dolomitischen Gebilden, oder plutonischen Conglomeraten anzugehören, wie solche häufig, allenthalben an der Westküste, in mehr oder weniger starker Ausdehnung getroffen werden. Das mit Schnee bedeckte Gebirge, welches gegen das Innere zu sich über jenen kegelförmigen Formen erhebt, trägt, in weiterer Ausdehnung des Be-

griffes, den Charakter granitischen Gesteines, genau so, wie das auch an der Westküste Südamerikas der Fall ist, wo mächtige Massen von Granit, Gneiß und Glimmerschiefer das Festland bilden, bis sie durchbrochen werden von der Kette der aller plutonischen und vulcanischen Gesteine der ganzen Erde.

Das für uns, die Vorübersegelnden, auf der Backbordseite liegende Staatenland zeigt ähnliche Formen, und jene aus dem Meere hervorstehenden Felsengebilde treten bisweilen noch klarer ausgesprochen hervor. Es mag daher kaum bezweifelt werden, daß Staatenland verbunden mit dem Feuerlande war, bei der Hebung jenes Landstriches über die Oberfläche des Meeres sich von demselben trennte und so zur Insel wurde, oder daß diese Trennung wohl auch später stattfand durch eine jener gewaltigen Katastrophen, die, nach der Entstehung jener Länder überhaupt, periodisch wiederkehrt sein mögen.

Freilich mag wohl Manchem eine solche Trennung so bedeutender Massen in vorhistorischen Zeiten ein wenig unglaublich erscheinen. Es ist aber da hinzudeuten auf die vor hundert und etlichen Jahren (1746) erst vor sich gegangene Entstehung der Insel San Lorenzo bei dem Hafen von Callao in Peru, welche, früher ein Theil des Festlandes, im gedachten Jahre durch ein gewaltiges Erdbeben von demselben losgerissen wurde und jetzt eine Viertelstunde weit vom Festlande entfernt als Insel in der See liegt, während der sie früher mit dem Festlande verbindende Landstrich in das Meer versank.

Es sei nun der selbstverständlich höchst spärlichen Fauna und Flora jener Breiten grade gedacht.

Wallfische sahen wir an der Ostküste, und ebenso später an der westlichen, nicht über dem 50. Grad südlicher Breite, dafür denn aber auch mächtige Exemplare, und auch der Walfisch (Delphinus gladiator) trat erst wieder in diesen Breiten auf, eben so waren auch andere Delphine einige Grade weiter zu bemerken. Nicht aber bei Cap Horn hatte ich ein Jahr später eine bedeutend größere Anzahl zu beobachten Gelegenheit. Es waren das Exemplare von sehr

verschiedener Größe und Färbung, so schwarze mit weißem Bauche, ganz weiße und wieder weiße mit schwarzen Flecken auf dem Rücken, und es befand sich wohl noch manche unbestimmte Species unter denselben.

Verschiedene Arten großer Albatrosse und die capische Taube (*Procellaria capensis*) schienen einzig die Vogelwelt zu vertreten, aber an der eigentlichen Südspitze, unter 56° bis 57° südlicher Breite, waren auch diese nicht zu finden. Es ist vielleicht hieraus der Schluß zu ziehen, daß diese Thiere wohl nur selten sich vom Atlantischen Ocean in das Stille Meer begeben, weniger weil sie die hohen Breiten scheuen, als wegen der beim Cap Horn fast stets allzu hoch gehenden See, obgleich sie sonst als die wackersten Sturmvögel bekannt sind.

Beide Species scheinen den Menschen nicht im mindesten zu scheuen und legen überhaupt eine bewunderungswürdige Unbefangenheit an den Tag.

Ich angelte häufig sowohl Albatrosse, als auch capische Tauben, denn es giebt keine andere Art, sich derselben zu bemächtigen; aber an Bord gezogen und von der Angel befreit, verzehren sie sofort den Speck, welchen man ihnen vorwirft, folgen dem sie auf diese Weise Speisenden und erinnern lebhaft an Hühner, die auf einem Hofe dem Futterstreuernden nachzuziehen gewohnt sind. Wirft man sie indessen ins Wasser, so nehmen sie im nächsten Augenblicke die Angel wieder an, mit welcher man sie soeben gefangen hatte.

Die Vorurtheile, welche verschiedene Vierfüßler des Festlandes zeigen, sind diesen Seebewohnern vollständig fremd.

Hat man z. B. einen Albatross geangelt und zieht ihn an der Leine an Bord, so hängen seine dem Schiff ebenfalls folgenden Mit-Albatrosse, oder Kollegen, wie man heut zu Tage zu sagen liebt, sich an seine Beine und Flügel, keineswegs etwa, um durch das vermehrte Gewicht das Aufziehen zu erschweren und ihrem Bruder zu helfen, sondern einfach, da sie ihn gefangen und wehrlos sehen, ihn vollends zu tödten und als einen schmachhaften Vissien zu genießen. Zieht man den Gefangenen an Bord, tödtet ihn und wirft ihn sogleich wieder in die See, so zerreißen sie ihn in Stücke und verzehren ihn bis auf die

letzte Faser. Wirft man aber einen Verwundeten über Bord, so stürzen sich die Andern augenblicklich auf denselben, tödten den Hülflosen und essen ihn ebenfalls auf. Sie lernten es vielleicht von den Feuerländern, welchen man nachsagt, daß sie hier und da ein Stückchen Menschenfleisch nicht verschmähen. Jenes Gebahren der Albatrosse hatte ich mehrmals von Bord aus Gelegenheit zu bemerken, bei den capischen Tauben indessen konnte ich Aehnliches nicht beobachten. Sie schienen sich um einen verwundeten Kameraden nicht im mindesten zu kümmern, eine willkommene Speise war ihnen aber der abgebalgte Körper und ebenso die über Bord geworfenen Eingeweide desselben.

Von Quallen und ähnlichen Seegethieren war in jenen Breiten nichts zu beobachten.

Bezüglich der Flora fanden wir am 21. Juli unter 56,0° Länge und 46,54° südlicher Breite den ersten Tang, und einige Tage hindurch gelang es uns, Stücke von 10 bis 15 Fuß Länge aus der See zu fischen. Ueber 49,50° Breite hinaus war indessen kein Exemplar dieser Pflanze mehr zu finden, obgleich ich trotz des schlechten Wetters oft danach ausspähete, und die Matrosen, mir zu Liebe, das Gleiche thaten. Diese Tangart war *Fucus pyrifera* Linné, und gleichzeitig mit demselben trafen wir auch *Fucus antarcticus* Chamisso, nicht aber in größeren Stücken als die vorher genannte, obgleich beide Tangarten eine Länge von 300 Fuß erreichen.

Auch als ich im folgenden Jahre Cap Horn abermals umschiffte, traf ich nur wenige und kurze Stengel beider Seepflanzen, so daß es scheinen will, als sei das Gedeihen derselben in jenen Breiten entweder veränderlich oder unbekannten Zufälligkeiten unterworfen, indem andere Reisende von 80 Fuß langen Stücken des *Fucus pyrifera* sprechen, welche dort aufgespürt worden, und dessen häufiges Vorkommen in jenen Breiten hervorheben.

Eben so wenig war an den von uns aufgefundenen Stücken irgend ein lebendes Wesen zu finden, was sonst selten der Fall zu sein scheint, indem fast alle andern Beobachter große Mengen der verschiedenartigsten Thiere auf denselben gefangen haben. —

Unsere ganze Umseglung von Cap Horn zusammengefaßt, so ergaben sich am Himmel nur wenige, einigermaßen eigenthümliche Erscheinungen, und meine sanguinischen Hoffnungen auf Nebensonnen, Südlichter, ganz besonders merkwürdige Mondhöfe und andere Ungeheuerlichkeiten wurden so ziemlich zu Schanden, doch sei der Vollständigkeit halber hier doch der folgenden Erscheinungen gedacht.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Juli 62,36° Länge, 49,49° Breite beobachteten wir eine eigenthümliche Modification eines Mondhofes.

Der Mond stand bei leicht bedecktem Himmel etwa 15 Grade hoch. Genau dem Durchmesser des Mondes gleich zeigten sich zwei leuchtende Streifen, der eine oberhalb, der andere unterhalb des Mondes, in einer Totallänge von wieder etwa 15 Graden und ziemlich intensivem Lichte, welches in der Nähe des Mondes am stärksten war, durch vorüberziehende Wolken oder Nebelschichten aber gehoben und geschwächt wurde. Am leichtesten mag man sich die Erscheinungen versinnlichen, wenn man sich einen ziemlich großen und stark leuchtenden sogenannten Mondhof vorstellt, welchem an beiden Seiten, bis an die Ränder der Mondscheibe hin, zwei Segmente abgenommen sind.

Sowohl in Europa, als auch auf und über der See hatte ich oft genug Gelegenheit, ganze Nächte hindurch den Himmel zu beobachten, jedoch sah ich nur einmal (März 1850) in Nürnberg eine ähnliche Erscheinung, indessen, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht klar ausgeprägt, sondern nur angedeutet und von geringer Lichtstärke.

Einige Tage vorher, am 16. Juli, war die Temperatur der Luft Morgens 9 Uhr: + 6,0 — des Wassers Morgens 9 Uhr: + 6,7; Länge: 50,54°, Breite: 44,50°, und wir sahen einen sogenannten Sturmstaf, das ist ein in den Farben ziemlich intensiv leuchtender Regenbogen, während an dem Orte, wo wir uns befanden, weder Regen noch Sonnenschein war. Leichte Andeutungen dieser Erscheinung bemerkte ich schon früher einige Male, indessen bedeutend schwächer als eben dort.

Wie schon der Name besagt, beziehen die Seeleute den „Sturmstaf“ auf be-

vorstehenden nahen Sturm oder „schlimm Wetter“, wie sie sich ausdrücken, damals aber traf diese Befürchtung nicht ein.

Da ich mich soeben der Worte „naher Sturm“ oder „schlimm Wetter“ bediente, so will ich hier einschalten, wie diese Ausdrücke von den Seeleuten verstanden werden.

Was die Landratten unter Sturm verstehen, nennen die Seeleute schlimm Wetter, und Beide gebrauchen diese Ausdrücke schwerlich mit vollem Rechte.

Raum habe ich niemals irgend ein Individuum getroffen, welches vielleicht zum ersten Male die Reise über den Canal nach England machte und nicht von dem heftigen Sturme sprach, welcher dort ausgestanden werden mußte.

Das aber hat seinen Grund darin, daß der bereits seelranke arme Teufel den ersten Tropfen Wasser, den die alte Mutter Thetis scherzend auf Deck warf, für eine Sturmwoge ansah, da weder im Salon, noch in der Werkstätte ihm je Nehliches begegnete.

Ebenso übertreiben auf der andern Seite die Seeleute wieder. Ernsthaft versicherte mich der Obersteuermann der „Reform“, ein alter Seebär, der, seine Schiffsjungenzeit mit eingerechnet, wohl vierzig Jahre auf Salzwasser lebte, daß er nie einen Sturm erlebt habe, und das Gleiche hörte ich fast von allen Seeleuten, mit welchen ich verkehrte. Es will scheinen, als liebten sie den Ausdruck „Sturm“ nicht, gerade so, wie bei ihnen kein Schiff scheitert, sondern einfach „verloren geht“.

An der Küste der Wüste von Utafama wollte ich, dort Passagier eines andern Schiffes, des „Dodenhuden“, mit unserm Boote von Land aus an Bord fahren. Eine riesenhafte Welle der Brandung warf uns zurück auf die spitzen, basaltischen Felsentegel des Ufers, und während unser Boot ein mächtiges Led bekam, führte uns die zurückströmende See mit Blitzesschnelle wieder weit hinaus ins Wasser. Der Leichtmatrose, der sich allein mit mir im Boote befand, und ich sprangen über Bord, um durch Schwimmen das Land wieder zu erreichen, da dies besser ist, als mit dem sinkenden Fahrzeuge in die Tiefe gezogen zu werden; aber wir wieder erreicht, als eine zweite Welle

den Matrosen, mich und das Boot über die Felsen hinweg ans Land warf; mein Leidensgefährte und ich faßten sofort an, um das Boot aus dem Bereiche der Wellen zu bringen, und während der Leptere die ziemlich naive Frage stellte:

„Sind Sie och naß geworden, Herr Vibero?“ (sie brachten das Schluß-

reiß halb todten Geflügel, auf der Backbordseite in die See.

„Schlimm Wetter, Herr Doctor!“

Einige Tage später riß eine mächtige See ein Stück der Schanzverkleidung ab. Schweigend, wie es dem gut geschulten und vernünftigen Passagier zukommt, betrachtete ich mir den Schaden und das

www.libtool.com.cn



Eigenhümlicher Montehof, am Cap Horn beobachtet. (Nach Originalzeichnung des Verfassers.)

meines Namens nur selten fertig), sagte ein Anderer:?

„So haben Sie och einmal ein Boot verloren, Herr Doctor!“

Bezüglich des schlimmen Wetters noch Folgendes.

Ein andermal schlug, wie bereits oben erwähnt, eine mächtige Welle, vom Steuerbord kommend, den Hühnerkasten in Trümmer und warf denselben, sammt dem be-

nu in großen Massen auf Deck stürzende Wasser. Ein Matrose aber, der herbeieilte, das entstandene Unheil zu bessern, rief mir zu:

„Schlimm Wetter, Herr Vibero!“

Nun aber, um das Steuer in Richtung halten zu können, fuhren wir wochenlang bei Cap Horn, mit einem einzigen niedern Segel. Die Raaen tauchten bald backbord, bald steuerbord ihre Spitzen in die See,

äczend bogen sich die starken Masten wie dünnes Rohr, und die Wellen schienen sich auf unserem Deck so wohl zu befinden als draußen im Meere bei den lieben Schrigen.

Entschlüppte mir aber zu jener Zeit bisweilen ein halblanter, ärgerlicher Fluch, so tröstete man mich achselzudend:

„Schlimm Wetter, Herr Doctor!“

Als ich auf der Rückreise zum zweiten Male das Cap unschiffte, zerschmetterte eine Stürzsee unseren Klüber, den vordersten Mast am Bugspriet.

Unsere Matrosen waren, mit dem bewunderungswürdigen Muthe, welcher unsere Seeleute auszeichnet, bemüht, die in das Meer gestürzten und noch an Taunen hängenden Fragmente des Mastes für das Schiff zu retten, während ich mit eingezogenen Füßen und Tabak kauend auf einer festgestauten Tonne saß und dem Spectakel zusah.

Wie rasend heulte der Wind durch die gereiften Segel, sturmegepeitscht tobte draußen das Meer, und während ein eisiger Regen in Strömen auf uns niederstürzte, wurde unser Schiff auf eine Weise umhergeschleudert, welche mir ewig unvergeßlich bleiben wird.

Die längst aufgegebene Hoffnung, doch endlich einmal einen richtigen Sturm zu erleben, begann jetzt leise in mir aufzutauchen, und als der Untersteuermann eben damit beschäftigt war, in meiner Nähe ein zum Theil in das Wasser hängendes Tau mit seinen riesigen Händen wieder aufzuwinden, machte ich, das eine Auge schließend, eine Grimasse und deutete auf den zerschmetterten Klüber.

„Schlimm Wetter — — —“ sagte der Mann, aber das „Herr Doctor“ konnte er nicht hinzusetzen, da in diesem Augenblicke eine gewaltige See auf das Deck stürzte und ihm sowohl wie mir auf einige Augenblicke Athem und Sprache benahm, indem sie uns vollständig unter Wasser setzte.

Auf diese Art kam es, daß ich nie einen Sturm erlebte; ziemlich schlimm mußte indessen am 18. Juli und am 1. August das Wetter dennoch gewesen sein, indem im Logbuche der „Reform“, auf der Hinreise wenigstens, für beide Tage „stürmisch“ verzeichnet stand.

Nachdem wir aber nun die spärlichen,

halbweg auffälligen Erscheinungen am Himmel besprochen, und ebenso das widerspenstige Benehmen der See, sei es gestattet, einige Worte beizufügen über die Farbe dieser See selbst.

Zum großen Theile wirkt — mag auch nicht bloß bildlich, sondern buchstäblich die See ein Spiegelbild des Himmels genannt werden — auf ihre Färbung die größte oder geringere Tiefe des Wassers ein.

Blau ist das Wasser des Meeres bei bedeutender Tiefe, grün dagegen an Stellen, wo sich Untiefen befinden, und an seichtern Orten im Allgemeinen.

Die grüne Färbung des Meerwassers tritt häufig an den Küsten auf, meist aber ist dort die See auch von geringerer Tiefe. Da sogar weit von der Oberfläche des Wassers entfernte Gegenstände sich in demselben spiegeln, so dachte ich früher an die Möglichkeit, daß diese grüne Färbung bedingt sein könne durch den Pflanzenwuchs des Landes.

In der Algobonbai wurde ich vom Gegentheil belehrt. Diese Bai, an welcher die ergiebigen Kupfergruben liegen, stellt, wenn man so sagen darf, den Hafen der Wüste von Atafama vor, auch fast bis zur Cordillera hin wird dort kein Fußbreit grünen Bodens getroffen. Nicht an der Küste hin aber war die See tief dunkelgrün gefärbt, bald jedoch geht diese Färbung in ein eben so lebhaftes Blau über, aber bei 80 Faden Tiefe hatten wir dort schon keinen Grund mehr.

Scharf begrenzt sind bisweilen diese beiden Farbentöne, und ich fand das recht auffällig im Stillen Meer, an der Küste von Chile, unter 33,5° südlicher Breite.

Die blaue Farbe der See aber ist eine Abspiegelung des blauen Himmels. Die bisweilen unter den Tropen rasch herauf steigenden Wolken verhüllen die Sonne und kleiden den ganzen Himmel in ein mißfarbiges Grau, eben so rasch aber ist auch die prachtvolle blaue Farbe der See verschwunden und hat sich in Grau verwandelt, denn wie vorher das Blau des Himmelsgewölbes spiegelt sie jetzt den traurigen grauen Farbenton desselben ab.

Aber auch andere Farbentöne spiegeln sich unter günstigen Umständen auf bis-

weisen ganz reizende Weise im Wasser wieder. So sah ich bei Sonnenuntergang, auf der Schattenseite des Schiffes, die See glänzend kupferfarbig gefärbt. Diese Kupferfarbe war bedingt von dem Widerschein der weißen Vesegel, unter welchen wir jedesmal fuhren, und zugleich durch den Schatten, welchen Schiff und Segel auf die sonst allenthalben beleuchtete See warfen.

Bei Cap Horn nun war, wie aus dem schon oben Gesagten selbstverständlich hervorgeht, die Farbe des Wassers nicht minder abschrecklich als die des Himmels, welche es wiedergab. Das Grün der Küste, das reizende Blau der hohen See, sie waren verschwunden, und die Farbe, welche sie dort zeigte, erinnerte mich an einen Kessel mit geschmolzenem Blei, dessen Oberfläche aber bereits stark oxydirt ist. Bisweilen hatte dort auch die See das Ansehen eines trüben und schlammigen Flusses nach heftigen Regengüssen. Freilich aber waren das nur optische Erscheinungen, und das geschöppte Wasser war so klar, wie jenes unter den Tropen. —

Trotzdem unsere Fahrt verhältnißmäßig eine günstige genannt werden durfte, so war sie dennoch keineswegs eine angenehme zu nennen. Windstillen hielten uns oft Tage lang auf einer und derselben Stelle fest oder erlaubten uns wenigstens nur wenige Seemeilen zurückzulegen; mochten wir nun aber auch stille liegen oder kamen wir bei günstigem Winde vorwärts, immerhin war unsere Existenz keine beneidenswerthe.

Es waren unserer etwa achtzehn oder zwanzig Passagiere in der Kajüte, und wir waren beschränkt auf einen Raum, welcher zehn Schritte Länge und vier in der Breite hatte. Von dieser sogenannten Kajüte führten kleinere Thüren in die Kojen, während eine größere für den Aus- und Eingang in die Kajüte selbst bestimmt war, von welcher aus man auf einer Treppe nach dem Deck gelangte.

In den Kojen waren zwei bis vier Schlafstellen angebracht, und bei dem beschränkten Raume dieser Kojen so dicht an einander, daß man von einer in die andere bequem mit der Hand reichen konnte. Welche reine und gesunde Luft aber in der Kajüte überhaupt herrschte,

kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, daß die überwiegende Anzahl ihrer Insassen seckrant war, daß Jeder des Tages über sich wenigstens zwanzigmal erbrach, daß das unneunbare Gefäß, in welchem der alten Mutter Thetis dieser Tribut überbracht wurde, wieder wenigstens zehnmal umgeworfen wurde, da das Schiff stets furchtbar schwankte, der Seckrante aber nicht daran denkt, seine Geräthschaften irgend wie fest zu stauen, da er überhaupt gar Nichts mehr denkt.

Unabweisbar nöthig war es jedoch jedem Passagiere, wenigstens einmal des Tages sich auf Deck zu begeben. Dort aber wurde er entweder von den auf Deck schlagenden Wellen oder dem fast stets fallenden Regen oder Schnee regelmäßig tüchtig durchnäßt. Der abschreckliche Geruch, den getragene Kleider, wenn sie naß werden, verbreiten, ist bekannt; da aber kein anderer Platz vorhanden, so mußten sie nichtsdestoweniger dennoch in der Kajüte getrocknet werden, und diese Düste, so wenig wie der Speisegeruch und der Tabaksrauch der wenigen, nicht seckranten Passagiere, dienten auch nicht dazu, die Lust zu reinigen.

Nun, lüften! Das ging leider nicht, denn das Skylight, das nach Deck zu führende Oberlicht, war längst mit starken Holzplanen verdeckt, und selbst die von der vorhin erwähnten Treppe aus auf Deck führende Fallthüre mußte häufig geschlossen werden, da sonst, bei ungünstiger Windrichtung, die über Bord stürzenden Wellen in die Kajüte gedrungen wären.

Die Temperatur in dieser Kajüte war durchschnittlich unter $+ 8,0^{\circ}$ R., da die Heizung einzig durch die menschliche Wärme der Reisenden bestritten wurde. Der Tag aber graute zwischen zehn und elf Uhr des Morgens, und gegen zwei Uhr Nachmittags begann die Abenddämmerung, da wir im dortigen Winter, Juli, August, jene Breiten passirten.

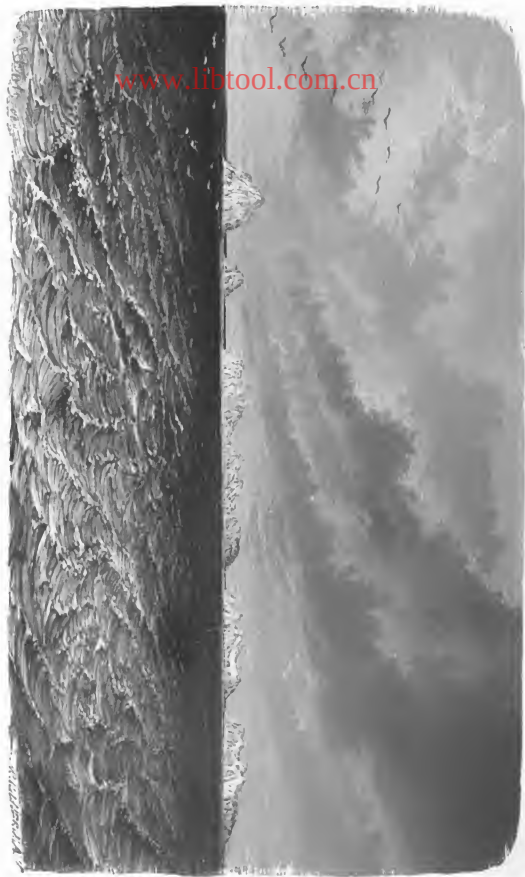
Ich schwelge von verschiedenen anderen Annehmlichkeiten, welche wir auszustehen hatten, da das bereits Erwähnte wohl zur Genüge darthut, daß unser Leben damals kein beneidenswerthes genannt werden konnte. —

Am 31. Juli, $56,18^{\circ}$ südl. Breite,

bekamen wir Cap Horn in Sicht, was als eine Seltenheit und für mich als ein Glück zu betrachten war, indem das

Cap und kann nun etwa Folgendes über dasselbe berichten.

Cap Horn ist eine wilde, grotesk aus



Cap Horn, von Bord aus gesehen.
(Nach Originalzeichnung des Verfassers.)

Cap meist durch eisige Nebel so verhüllt ist, daß auch demselben näher vorübersteuernde Schiffe es nicht zu sehen bekommen. Ich zeichnete das berühmte

dem Meer hervorgeschobene Felsenpartie und gehört ebenso wie Diego Ramirez und andere Felseninseln jener Region, wohl unzweifelhaft den basaltischen und

dolomitischen Formen an, deren ich schon vorher erwähnte, als ich von der Küste des Feuerlandes und Staatenland sprach.

Zwei dunkle, mächtige Felsen, scheinbar dicht an einander liegend, bilden das eigentliche Cap Horn, dann aber breitet sich gegen Osten hin eine kleine Kette mit Schnee bedeckter kegelförmiger Berge aus, welche in der Wirklichkeit wohl höher sind, da sie aber bedeutend weiter zurückliegen, niedriger erscheinen.

Wie ich bereits öfter im Vorhergehenden andeutete, hatten wir oft genug durch „schlimmes Wetter“ zu leiden, kaum weniger selten indeffen durch Windstille; gegen andere Reisende aber, welche dieselbe Fahrt machten, kamen wir immerhin noch gut weg, denn viele derselben hatten nebenher noch von den dort herrschenden Westwinden viel zu leiden.

So liegen Berichte vor, daß neben den Schiffen, welche durch Stürme so geschädigt wurden, daß sie gezwungen waren, umzukehren, andere des directen Gegenwindes, des Westwindes, wegen lange Zeit an der verrufenen Südspitze kreuzten, niemals aber herum kamen und endlich ebenfalls umwendeten, das Cap der guten Hoffnung umsegelten, um in den Großen Ocean zu gelangen.

Wir dagegen hatten zwar auch gerade bei Cap Horn eine Windstille, dann eine heftige Boe aus Nordwest, hierauf aber plötzlich Ostwind, so daß wir mit vollen Veesegeln, direct vor dem Winde, das Cap umschiffen konnten. Ein alter Matrose, der als Passagier des Zwischendeckes ebenfalls nach Californien ging, ermahnte seine jüngeren Mitreisenden, das Niemand zu erzählen. „Denn,“ sagte er, „Niemand wird euch glauben, daß ihr Cap Horn mit aufgesetzten Veesegeln und Ostwind glücklich umfahren habt.“

Trotzdem aber der Hagel dicht auf unsere Köpfe fiel und, während das Thermometer auf 20° R. zeigte, das Tauwerk dicht mit Eis überzogen war, stieg dennoch den meisten Passagieren der Muth, und man glaubte nun alle Beschwerden hinter sich zu haben. Gänzlich sollte das indeffen doch nicht der

Des folgenden Tages, am 1. August, stieg gegen Abend das Barometer mit einem Mal ungewöhnlich rasch, fast gleichzeitig aber stellte sich ein so heftiger Nordostwind ein, daß wir ohne Zweifel die schlimmste Nacht der ganzen Reise hatten und selbst unser alter Obersteuermann versicherte, nicht oft so schlimmes Wetter erlebt zu haben.

Jämmerlich genug sah es in unserer Kajüte aus. Fässer und Kisten, unsere Proviantvorräthe, Pfeifen, Nützen und Schuhe, kurz unsere ganze ärmliche Habe flog bunt durcheinander in allen Winkeln umher. Sämmtliche Wassergläser wurden zertrümmert, und unsere einzige Wasserkanne, ihr Schicksal theilend, entleerte ihren Inhalt in das Bett eines Freundes, der tödtlich erschrak, da er die plötzliche Masse einem Led zuschrieb und bereits im eindringenden Meereswasser zu liegen glaubte.

Bis zum 5. August blieb der Himmel dermaßen verdeckt, daß weder Länge noch Breite genommen werden konnte, und gleichzeitig fiel, häufig mit Hagel wechselnd, unaufhörlich ein kalter Regen.

Am 10. August endlich bekamen wir zum ersten Mal die Küste von Chile in Sicht und gleichzeitig die schneebedeckte Kette der Anden.

Aber die Fahrt um Cap Horn war beendet. Gott befohlen!





www.libtool.com.cn

Deutsche Städte-Bilder.

Reise-Stizzen und Cultur-Studien

von

Karl Brunn-Wiesbaden.

Lindau in Vergangenheit und Gegenwart.

I.

Lindau war zum ersten Male vor mehr als zwanzig Jahren in Lindau. Die Ausstellung hatte mich nach München geführt; die Cholera hatte mich von dort vertrieben. Die Bahn von Augsburg nach Lindau war noch neu. Man nannte sie mit breiter officieller Umständlichkeit — wenn ich nicht irre — die „König-Ludwigs-Süd-Nord-Bahn“. Das Allgäu war damals schon eben so schön wie jetzt; auch bekam man da schon Edelweiß und Alpenrausch in jenen prachtvollen Bouquets, mit welchen einmal der Abgeordnete Böck den deutschen Reichstag erfreute, während derselbe im Begriffe stand, in der sommerlichen Sandwüste von Berlin zu verschmachten. Der erste Blick auf die Inselstadt, auf die Rhätikon-Gruppe, den Bregenger Wald, den mächtigen Säntis und seinen ihm beinahe ebenbürtigen Nachbar, den „alten Mann“, welcher eigentlich auf Rhätikon-Romanisch „Montalt“ heißt, endlich auf den Spiegel des Sees, welcher alle die schönen alten Häuser und Thürme, die modernen Villen und Parks, die Städte und Weiler, die Alpen und Sennhütten, die Schrofen und Schründen und Schneefelder zurückstrahlte, dünkte uns ein wahres Specificum gegen die böse Feyer „Cholera Morbus“. Aber

die Stadt Lindau war damals, natürlich abgesehen von ihrer Lage und den andern Schönheiten, welche ihr gleichsam angeboren sind, noch bei weitem nicht das, was sie jetzt ist. Der Hafen war weder so weit, noch so schön wie jetzt; die sogenannte „Insel“ war noch wenig bebaut; sie bestand zum größeren Theile noch aus Weinbergen, oder, wie man hier sagt, aus „Rebgärten“, worin ein schauderhafter Wein wuchs. Die Anlagen auf den früheren Wällen und Bastionen waren noch nicht so gut geordnet und so wohl gepflegt. Die Fierden und Neubauten des Hafenplatzes fehlten noch alle. Ich wohnte damals in einem Hotel im Innern der Stadt, welches, wenn ich nicht irre, „zur Gans“ hieß. Es war alt, finstern und winkelig, aber solid und gut, echt alt freireichstädtisch, mit Etwas von einem zierlichen Zöpschen. Dieses Mal, das zweite Mal, wo ich Lindau besuchte, im Mai und Juni 1878, wohnte ich dagegen in dem Bayerischen Hofe, den die Deutschen merkwürdiger Weise mit großer Beharrlichkeit „Hotel de Bavière“ nennen, — unter solchen Umständen findet man es begreiflich, wenn Victor Hugo in seiner phantastischen Rheinreise („Le Rhin“) auf das bestimmteste behauptet, auf beiden Ufern des Rheins werde vorzugsweise französisch gesprochen — also: in dem Bayerischen Hofe, der an Comfort und Ele-

ganz mit den besten Gasthäusern Europa's wetzert und an Schönheit der Lage und der Aussicht bei weitem die meisten derselben weit hinter sich läßt.

Dieses Mal kam ich nicht zu Land, sondern zu Wasser nach Lindau, mit einem württembergischen Dampfer, welcher von Friedrichshafen aus dem deutschen Ufer entlang fährt und in Langenargen und Kressbrunn (würtembergisch) und Wasserburg (bayerisch) Station hat.

Die Strecke von Wasserburg bis Lindau bildet eine so würdige und stilvolle Vorbereitung für Lindau selbst, wie die Propyläen für das Innere der Akropolis von Athen. Die Wasserburg steht auf einer jener Landzungen oder Rasen, die das Land hier in das Wasser häufig hineinstreckt; man nennt sie hier „Hörner“. Das Wasserburger Horn hat einen schmalen Stiel und einen breiten Kopf. Auf diesem liegt die Kirche, deren mit Blech gedeckte Thurmspitze weit über den See hin leuchtet und glitzert, und zwei Wirthshäuser. Das Ganze ist eine pittoreske Illustration zu dem alten deutschen Sprichwort: „Wo Gott eine Kirche hinpflanzt, da pflanzt der Teufel zwei Wirthshäuser daneben“. Allein hier ist von Teufelswerk keine Rede. Die Gebäude, ich hatte vergessen darunter auch das Pfarrhaus zu erwähnen, sind von einer alten ephraubewachsenen Mauer umgeben und von mächtigen Bäumen — sie gedeihen in der Seeluft vortrefflich, wenn ihnen auch der Föhn oder der Südwestwind zuweilen einen Aft abschlägt — so malerisch und ehrwürdig überschattet, daß man unwillkürlich an die rührenden Verse der Elegie auf einen Dorfkirchhof vom Verfasser des „Vicars von Wakefield“ erinnert wird.

Es schläft auf diesem Kirchhofe, den man indeß stets „Gottesacker“ nennt, der Componist Lindpaintner, der hier 1856 während einer Sommerfrische gestorben, den ewigen Schlummer. Die Wasserburg, ursprünglich eine altgermanische Mal- oder Dingstätte, d. h. der Sitz des unter freiem Himmel abgehaltenen Cent-Gerichts, gehörte später dem mächtigen Geschlechte der Grafen von Montfort. Als diese Dynastie aber in Verfall kam, verkaufte sie die Burg an die reichen Fuggers in Augsburg, an welche eine Säule mit dem Gräflich Fuggerschen Wappen mahnt,

die man links am Eingang zur Halbinsel findet.

Heute ist die Weltgeschichte aber alle die zahlreichen, so alten und einst so mächtigen Dynastien-Geschlechter, welche vordem hier am Bodensee herrschten, zur Tagesordnung übergegangen. In der Schweiz sind sie durch den Canton und in Deutschland durch den Territorial-Staat absorbiert worden.

Hat man die Wasserburg hinter sich, dann tritt uns Lindau mit seiner malerischen insularen Lage, mit seiner üppigen Vegetation und seinen ehrwürdigen alten Mauern und Thürmen entgegen. Rechts grüßt die schneebedeckte Alpstein-Gruppe mit dem mächtigen Säntis, vor uns die Rhätikon-Gruppe mit den Schneefeldern und Gletschern der Sceffa-Plana, welche die Grenze zwischen Vorarlberg, Tirol und Graubünden bildet. Hinter Lindau ragt der Pfänder empor, dessen Besteigung jetzt durch ein gutes Berghospiz und eine fahrbare Straße auch Solchen, welche nicht steigen können, möglich gemacht ist. Auf einem Vorsprung des Pfänder-Gebirges grüßt uns die Gebhards-Capelle, welche den ganz marschunfertigen Naturfreunden einen Ersatz für die Pfänder-Aussicht bietet; und weiter dicht am See die neue Stadt Bregeuz und auf der Terrasse darüber die alte Burg gleichen Namens, die eine lange Geschichte und vielfache Metamorphosen hinter sich hat, von einem stehenden Lager römischer Legionen bis zu einer österreichischen Trohnveste. Endlich nicht zu vergessen: das Rheinthal, das sich am See durch einen breiten Einschnitt in die Berge und durch einige in dem Flußthal liegende Hügel markirt und zur Schlußcoullisse die „Drei Schwestern“ hat, einen großen, breiten, hohen Berg (mit drei Spitzen), an welchem das kleine Fürstenthum Liechtenstein liegt mit seiner Hauptstadt Vaduz. Dazu denke man sich, was man mit Worten nicht beschreiben kann: den fortwährend proteus-artig die Stimmung und die Farben wechselnden See, die balsamische Luft, die strahlende Sonne, das wechselnde Ziel der Wolken, Winde und Wellen, in welchem das Gesicht der Landschaft, wie das eines Menschen von lebhaftem Geist und Gemüth, fortwährend sich ändert, — so wird man einen ungefähren Begriff von diesem

Landschaftsbild haben, das uns auch schon durch seine historischen Traditionen so interessant ist.

Die Uferstrecke von der Wasserburg bis nach Lindau bedarf noch einer besondern Erwähnung. Ich möchte sie dem Elbuser von Blankenese bei Hamburg oder dem rechten Rheinufer zwischen Mainz-Castel und Bingen-Rüdesheim vergleichen, wenn dieses Ufer nicht etwas mehr hätte, nämlich das Erhabene der Alpenwelt und den Glanz der südlichen Sonne. Dasselbe ist bedeckt von einer Reihe geschmackvoller Willen, unter welchen ich nur nennen will: Allwind, den Lindenhof, den Freyhof, den Zwinghof, die Villa Hsenburg und die Villa Toscana. Letztere gehört dem vormalig regierenden Großherzog von Toscana, welcher jezt nebenbei auch Bürgermeister eines böhmischen Dorfes ist und von einer dortigen alten Frau angerebet wurde: „Guaden Herr Bürgermeister, Großherzogliche“.

Der Freyhof, dicht am See gelegen, ist der Hauptbestandtheil des Schachenbades, welches aus Süddeutschland, Vorarlberg und der Schweiz vielfach besucht wird, namentlich von älteren Damen. Der süddeutsche Volkswitz, der sich mehr durch Schalkhaftigkeit als durch Höflichkeit auszeichnet, nennt es das „Schachtel-Bad“.

Es existirt hier auch eine Schwefelquelle, aber die Hauptsache sind die Bäder im See. Die Wirtschaft im Freyhof wird sehr gerühmt. Sie ist einfach, gut und billig. Ein Gurgast ohne Präensionen und ohne allzu großen Durst lebt hier für 25 Mark pro Woche vorzüglich, ein Preis, an welchen ein Norddeutscher kaum zu glauben geneigt ist. Den gerechtesten Tadel aber verdient es, daß der Besitzer des Freyhofs Stockwerke bis zu Thurmeshöhe daraufgesetzt hat, so daß das Gebäude aussieht wie ein Stagenhaus oder eine Mieth-Cajerne in einer großen Stadt. Ein Wiener, mit dem ich fuhr, sagte: Er hat uns dadurch unsern schönen See total „verschwandelt“.

Die schönste unter den mit laubigen und lauschigen, baumreichen Parks umgebenen Willen ist der Lindenhof. Man könnte ihn auch „ein Stück Himmel niedergefallen zur Erde“ nennen, und doch ist Alles das Werk eines Menschen, welcher

es den Bergen und dem See abgewonnen und durch den höchsten Aufwand an Kunst und Geschmac in Architektur und Landschaftsgärtnerei in ein Paradies verwandelt hat, das in Deutschland seines Gleichen sucht. Die Villa, von einem Architekten aus Sanct-Gallen erbaut, ist imposant und lieblich zugleich. Die Stall- und Oekonomie-Gebäude gehören zu dem Schönten, was ich bis jezt von ländlichem Schweizer-Stil gesehen, der namentlich in Norddeutschland in der Regel so schrecklich verpfuscht wird. Der Park und die Gärten verrathen jene echte Kunst, welche sich verbirgt und ihr Werk so gestaltet, daß man es für die gelungenste Schöpfung der Natur hält. Den Lindengang an dem See, die Terrassen, die Gewächshäuser, die alte kleine ephemerispounene Raubburg Tegelstein, welche dem Park einverleibt ist, das Alles muß man sehen, aber man kann's nicht beschreiben. Der Urheber von alledem ist ein Lindauer Bürger, Fritz Gruber, welcher ein verhältnißmäßig kurzes Leben (geboren 1805, gestorben 1845) so gut auszunutzen wußte, daß er nicht nur hier, in Palermo und in Genua, durch eine kluge und solide kaufmännische Geschäftsführung Reichthümer erwarb, sondern auch dieselben mit dem größten Aufwand von Intelligenz und Geschmac zur Verschönerung seiner deutschen Heimath verwandte. Auf einer kleinen Halbinsel, welche er durch imposante Ufermauern dem See abgewonnen, liegt Gruber begraben. Die Grabstätte erinnert durch ihre würdevolle Einfachheit und Schönheit an die der Familie von Humboldt in Tegel, und ist doch wieder etwas ganz Anderes.

Von dem Schachenbad, und ebenso von Lindau, steigt man in einem halben Stündchen auf den Hoiren- (nicht Hoiern-) Berg hinauf, welcher zwar weder hoch noch steil ist, aber vermöge seiner glücklichen Lage hinsichtlich der Aussicht mit dem Gebhards-Berg bei Bregenz zu wetteifern im Stande ist. Das auf diesem Berg stehende pittoreske Belvedere ist, wie es scheint, unter Benützung eines alten Capellchens errichtet und ebenfalls ein Werk von Fritz Gruber, an welchen in dieser Umgebung Alles erinnert.

Und nun dampfen wir direct, aber in einem großen Bogen, den das Schiff be-

schreibt, in den Hafen von Lindau, welcher sich nach der Bregenzer Seite hin öffnet. Links vom Eingang steht ein zierlicher Leuchtturm, ebenfalls berühmt als Aussichtspunkt. Rechts sitzt auf einem hohen Postament ein grimmiger bayerischer Löwe, fast so hoch wie der Leuchtturm. Ein Reisehandbuch nennt den Löwen das „majestätischste Landeshoheits-„Zeichen“. Trotzdem kann ich ihm keinen Geschmack abgewinnen. Von der einen Seite sieht er so grimmig aus, als wolle er den harmlosen Fremdling, welcher in den gastlichen Hafen der Stadt fährt, sofort zum Frühstücke verspeisen; von der anderen nimmt er sich aus, als habe er das Bedürfnis zu niesen, sei aber durch irgend ein untoward event zu seinem Verbruß daran gehindert. Desto ansprechender ist die Statue, welche die dankbaren südbayerischen Städte dem König Maximilian II. für die Hafen- und Eisenbahn-Anlage gestiftet. Sie ist von demselben Künstler wie der Löwe. Beiläufig bemerkt, die aufrecht sitzenden Löwen der Sculptur sehen alle aus wie Hunde oder Katzen; und ich glaube, daß der Löwe der Natur gar nicht geneigt ist, eine so gezwungene Position einzunehmen. Der Hafen ist im Vergleich zu seinem früheren Zustande wesentlich erweitert und verschönert. Er kann mit Constanz (das übrigens eigentlich Costenz heißt) und mit Friedrichshafen wetteifern. Bei dem schwunghaften Getreidehandel Lindau's ist die Frequenz groß in demselben, aber mehr an Dampfern und Schleppern, als an Segelschiffen. Die letzteren dienen nur noch zum Transport von Massengütern, von Holz, Steinen u. dergl. Die kleineren Segel, die man auf dem See sieht, sind Fischereifähne. Die Fischerei ist übrigens auf dem unteren See ergiebiger als auf dem oberen. Das Dampf-Traject, welches die beladenen Güterwagen von der Eisenbahn aufnimmt, geht sehr häufig nach dem andern Ufer; das Traject in Friedrichshafen dagegen scheint oft müßige Tage zu haben.

Julius Cäsar beginnt seine Denkwürdigkeiten über den Gallischer Krieg mit der Bemerkung, daß ganz Gallien in drei Theile zerfallen. Dasselbe gilt von dem alten Lindau. Es bestand aus der Stadt, Johann aus der durch einen Seearm

von derselben getrennten „Insel“, welche auch jetzt noch nur spärlich bebaut ist, und endlich der sogenannten „Burg“, einer kleineren Insel im Südosten, welche ehemals das Sanct-Jacobs-Kirchlein trug und römische Substructionen aufweist. Die Burg und ihr Kirchlein hat dem neuen Hafen weichen müssen, welchem sie einverleibt ist.

Die Insel ist jetzt ebenfalls mit der Stadt verbunden, denn man hat den Graben ausgefüllt, der beide von einander trennte. Sie trägt jetzt die Gasfabrik, Eisenbahneinrichtungen und ein stattliches Badehaus. Die vormaligen drei Theile bilden jetzt also ein insulares Ganzes, welches mit dem Festlande verbunden ist erstens durch den 2000 Fuß langen Eisenbahndamm und zweitens durch eine hölzerne Brücke. Letztere ist an die Stelle der steinernen getreten, welche man im 17. Jahrhundert aus Anlaß der schwedischen Belagerung (worüber unten) abbrechen mußte.

Ich möchte die jetzige Insel- und Lindstadt mit einem Schiffe vergleichen, das gen Westen segelt. Der vordere Theil des Schiffes, das ist die vormalige Insel, ist der zweite Platz für die Passagiere, weniger stattlich, aber ein Raum für nützliche Dinge und Menschen. Die eigentliche Stadt liegt dann im Sterne des Schiffes, der erste Platz für die Passagiere. Mittels des Eisenbahndammes liegt das Schiff an dem Festlande vor Anker. Der Hafen ist die Landungs- und der Bahnhof die Capitänsbrücke des Schiffes. Die kleine „Burg“ könnte man, wenn sie noch in ihrer Integrität existirte, als ein an der Seite des großen Schiffes hängendes Rettungsbootchen betrachten. Die ganze Insel zeigt uns noch die Spuren der ehemaligen Festung. Nach dem Festlande zu finden wir die Sternschanze, die Pulvermühle, den Looser Thurm, die Carolinen-Bastion und die Ludwigs-Bastion; nach der See-seite die Gerberschanze und die Carls-Bastion; im Osten die Maximilians-Bastion, im Westen den Pulverturm und die Pulverschanze. Alle diese kriegerisch klingenden Stätten haben sich aber in friedliche Garten- oder Stadtanlagen verwandelt. Nach dem Westen zu stehen noch die Reste der Mauern und Thürme.

Auffallend war mir, daß sich der älteste Theil der Stadt — und als solcher erscheint mir nicht nur der Heidenthurm oder die Heidenmauer, von welcher ich später noch ausführlich zu sprechen gedenke, sondern auch die alten christlich-germanischen Bauten — nicht an der Seeseite, der jetzigen Hafenseite, sondern auf dem dem Festlande zugewendeten Ufer befindet. Ich habe dabei vorzugsweise die Häuser auf der Mauer, am „süßen Loch“ und am „Paradies“ im Auge, das Sanct-Peters-Schiff und einzelne Gebäude in der Nähe des Schrammenplatzes. Dies scheint mir zu beweisen, daß sich vormals der Hafen und der Hauptverkehr nicht draußen befand, sondern an der inneren, dem Festlande zugewendeten Seite. In dieser Gegend findet man u. A. auch ein ur-altes steinernes Privathaus, welches sehr schöne romanische Bogen an Thüren und Fenstern aufweist. Ich glaube, jetzt ist es eine Bierkneipe.

Die Stadt, obgleich stark, vielleicht etwas zu stark modernisirt, kann doch ihren alten monumentalen Charakter nicht verleugnen; weder in den öffentlichen Gebäuden, unter welchen namentlich das Rathhaus hervorzuhoben, das lebhaft an das in Ravensburg erinnert, welche Stadt ja auch zu den freien Reichsstädten des Schwäbischen Bundes gehörte, noch auch in den Privathäusern. Letztere haben noch vielfach die mächtig gewölbten stattlichen steinernen „Lauben“ bewahrt, welche uns vorzugsweise aus Straßburg im Elsaß bekannt sind. Andere haben noch die sogenannten „Beischläge“, d. h. in die Straße weit vorpringende Kellerhalse, auf welchen vormals Plattformen oder Sitzplätze waren, von wo aus der Bürger nach gethauer Arbeit in beschaulicher Ruhe, oder sich mit den Nachbarn unterhaltend, sein Anwesen und die Straße überschaute, sich lebhaft als lebendiges Glied des Gemeinwesens fühlend. Wir finden solche „Beischläge“ auch noch an der Pflee, z. B. in dem schönen und ehrwürdigen Danzig, und in den meisten holländischen Städten. Auch in Ueberlingen, an dem unteren Zipfel des Bodensees, habe ich welche gefunden. Allein die Strömung der Zeit ist ihnen nicht günstig. Sie müssen nach und nach überall den Bedürfnissen der Straßenerweiterung weichen.

Endlich habe ich in Lindau auch manche schöne alte Hausthüre entdeckt, theils durch treffliche Arbeiten der Schmiedekunst, theils durch solche der Holzschnidelei bemerkenswerth. An einigen findet man auch noch die alten metallenen Klopfer, von zierlichen und künstlerischen Formen; sie sind aber jetzt nur noch Decorationen. Denn dicht neben diesem alterthümlichen Anmeldeinstrument finden wir den modernen Klingelzug, mit der Inschrift: „Man bittet zu schellen“, ein seltsamer Anachronismus oder Antichronismus, diese beiden Dinge an ein und der nämlichen Thüre!

Eine weitere Eigenthümlichkeit Lindau's ist das „Näble“, ein zierliches kleines Rad, welches zu sehr vielen Häusern als Wahrzeichen herabhängt. Es soll bedeuten, daß hier einheimischer Wein zu billigen Preisen verzapft wird. Eigentlich beschränkt sich die polizeiliche Concession für den „Näbler“ auf Weine, die er selber als Weinbauer gezogen, d. h. auf sogen. „eigenes Wachsthum“. Allein man nimmt es damit nicht so genau, und diese Grenze wird häufig überschritten. Jedoch verzapft man nie etwas Anderes als See- wein, d. i. den Wein, der am Ufer des Sees wächst. Der Consum dieses Weines ist stark hier, der des bayerischen Bieres noch stärker, und der des Eider oder Apfelweins, hier „Moscht“ genannt, am stärksten; der letztere bildet das eigentliche nationale Getränk, namentlich für die ländliche Bevölkerung.

Die Stadt wird von Osten nach Westen von drei Hauptstraßen durchschnitten. Die mittlere und breiteste heißt die Maximilianstraße, die nördliche die Ludwigstraße und die südliche die Carolinenstraße. Diese Namen sind offenbar modernen bayerischen Ursprungs, während die Plätze der Stadt, wie das Paradies, der Schrammenplatz, der Stiftsplatz, der Baumgarten, ihre alten Namen beibehalten haben. Mir scheint die Abschaffung der alten, durch Jahrhunderte geheiligten Namen eine der in diesem Jahrhunderte grassirenden Unsitzen zu sein, die mit dem Ausmeißeln des Reichsadlers, welcher bei jeder freien Reichsstadt mit zum Wappen gehört, etwa auf gleicher Linie steht. Soweit ich ermitteln konnte, hieß die eine der genannten Straßen früher „In der

Grub“, die Maximilianstraße hieß da, wo sie am weitesten ist (in der Nähe des Rathhauses), der „Markt“, und die übrigen Strecken führten andere Namen, jede Strecke einen besondern für sich. Diese alten Namen leben noch fort in dem Gedächtniß der Einwohner und haben eine sachliche Bedeutung. Die Bezeichnung der Straßen mit den Vornamen illustrieren Personen dagegen hat zwar für die Gegenwart eine Bedeutung, aber nach Verlauf einiger Jahrhunderte — und Lindau ist, wie wir sehen werden, eine langlebige Stadt — wird sie nur noch ein gründlicher bayerischer Specialhistoriker zu interpretiren wissen. In den Städten anderer europäischer Nationen fühlt man keineswegs das Bedürfniß, alle Straßen mit Vornamen zu bezeichnen.

Schade ist, daß Lindau, welches noch in Merian's Topographie im Schmucke zahlreicher Thürme prangt, die sich im See widerspiegeln, die meisten derselben eingebüßt hat, indessen sind doch immer noch 5—6 von den höheren übrig geblieben, welche der Stadt zur Zierde gereichen. Von alten Stadthürmen ist noch übrig der „Diebsthurm“, mit seinen vier zierlichen Seitenthürmchen an der Spitze, und der „Mangelthurm“. Der letztere liegt am Hafen. Sein Name hat zu allerlei Etymologien Anlaß gegeben, er sei ein Getreidemagazin gewesen, das die Stadt vor Mangel schütze u. s. w. Das ist jedoch Alles eitel Phantasterei. Die alten Lindauer wissen noch recht gut, daß in der Nähe des Thurmes eine Färberei war, und daß der jeweilige Färber in dem Thurm seine „Mange“ oder „Mangel“ stehen hatte, d. h. jenes Instrument, mit welchem die Benge gerollt, gestreckt und gereckt werden. Das ist der Ursprung des Namens. Der Thurm, welcher jetzt isolirt steht, hing früher mit der Stadtmauer zusammen und bildete einen Bestandtheil der Befestigungswerke, welche man mit Recht aufgegeben hat, weil sie der Stadt im Wege sind und weil sie bei dem heutigen Geschützweisen nicht die geringste Bedeutung mehr haben würden.

Von den Kirchen ist Sanct Peter bei weitem die älteste. Die anderen, etwa mit Ausnahme der Vorfüßerkirche, stammen aus neuerer Zeit, d. h. sie sind wieder

aufgebaut worden, nachdem verschiedene große Brände ihre Vorgängerinnen ganz oder theilweise zerstört hatten. Die Peterskirche soll aus dem sechsten Jahrhundert stammen, allein das kann man schwerlich beweisen. Jetzt ist sie ein Getreidemagazin, das augenblicklich so angefüllt war, daß ich von dem Innern der Kirche nichts sehen konnte als das neuerdings von dem Archivar Herberger entdeckte Fresco-Gemälde. Es stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert und stellt die Krönung der Jungfrau Maria durch die heilige Dreifaltigkeit vor. Werthwürdig ist, daß hier der heilige Geist nicht in der Gestalt einer Taube, sondern eines jungen Mannes erscheint. Das Bild ist in der Zeichnung besser als im Colorit. Die Hauptfiguren sind vortrefflich, namentlich die Köpfe. Die Engelschaaren, welche auf beiden Seiten in den Lüften schweben und auf Instrumenten, wie sie damals (15. Jahrhundert) gebräuchlich waren, musizieren, sind außerordentlich lieblich. Unten scheinen die Fundatoren zu knien; man kann aber deren Figuren nicht mehr genau erkennen; überhaupt ist das Bild, wie es scheint absichtlich, schwer beschädigt. Namentlich sind in einigen Gesichtern die Augen ausgestochen. Hat auch hier die Bilderstürmerei gewüthet?

Auch die Vorfüßerkirche, in welcher zuerst die Reformation gepredigt wurde, ist ihrem früheren Zwecke entfremdet. Der Chor, welcher höher ist als das Schiff, enthält jetzt oben einen schönen Concertsaal. In den unteren Räumen befindet sich die städtische Bibliothek, welche außerordentlich reich ist an älteren literarischen Schätzen, und zwar nicht bloß an solchen von localer, topographischer oder specialgeschichtlicher Bedeutung. Leider erlauben die Mittel der Stadt nicht, die Sammlung bis auf die Gegenwart fortzuführen. Von dem, was ich von derselben gesehen, interessirten mich namentlich die zahlreichen Bibelübersetzungen, zunächst die in südslavischen Idiomen, wie serbisch, croatisch, slowenisch u. s. w., welche hier in Lindau gedruckt und verlegt sind. Unter denen in deutscher Zunge sind mehr als ein Duzend aus vorlutherischen Zeiten; ein Theil davon sind Zünabeln. Ich erwähne das deshalb, weil allgemein, d. i. in den nicht-fachmännischen Kreisen, die

Meinung herrschte, vor Luther habe es eine deutsche Bibelübersetzung überhaupt nicht gegeben. Außerdem sind sehr unterhaltend die gemalten Stammbücher aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert, namentlich die der Deutschen im Auslande, z. B. in Venedig; eine Aldinische Ausgabe des Ovidius mit einem eigenhändigen Widmungsgebieth, in lateinischer Sprache, von Ulrich von Hutten, welcher sich hier Huldricus ab Hutten, Huldreich von Hutten, nennt; eine Menge Karten und

Beitrag „aus dem Gemeinen Säckel“ von 25 — sage und schreibe fünfundzwanzig — Gulden bei. Der größere Theil dieser Summe wurde, wie die Rechnungen aufweisen, dazu verwandt, eine schöne Ausgabe der sämtlichen Werke des heiligen Augustinus anzukaufen. Ihre Hauptstütze aber fand diese Bibliothek der aufgehobenen Klöster, Kirchen und Capellen ihr einverleibt wurden, und daß zweitens die Patrizier und andere reiche



Heidenmauer in Lindau.

Bilder von Lindau und seiner Umgebung aus älteren Zeiten, darunter eine bildliche Darstellung der schwedischen Belagerung von 1647, von der ich noch Näheres erzählen werde. Die arabischen Manuscripte, die reiche Münzsammlung (aus der ich entnahm, daß die alten römischen Imperatoren das Münzen besser verstanden haben als der deutsche Reichsmünzmeister) und andere Schätze will ich mit Stillschweigen übergehen.

Diese Lindauer Stadtbibliothek wurde im Jahre 1528, also zur Zeit der höchsten Blüthe der Stadt, gestiftet. In dem genannten Jahre steuerte die Stadt einen

Bürger der Stadt sie mit Schenkungen und Vermächtnissen bedachten.

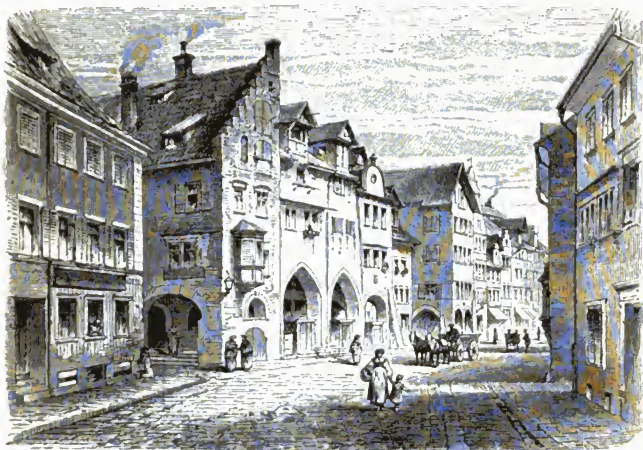
Interessant ist es, die Anschaffungsverzeichnisse, soweit sie noch vorhanden, zu studiren. Sie zeigen, wie sehr auch der Büchergeschmack dem Wechsel der Mode unterworfen ist. Eine Zeit lang dominiert die Astrologie, dann wieder die Genealogie, und so abwechselnd allerlei Mode-
thorheiten.

Das Schiff der vormaligen Barfüßerkirche enthält jetzt eine Turnhalle und das Arsenal der Feuerwehr, vulgo „Spritzenhaus“.

Auch in der Barfüßerkirche sah ich ein

großes Frescogemälde, welches das jüngste Gericht darstellt. Es datirt meiner Schätzung nach ebenfalls aus dem Ende des fünfzehnten oder dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, d. h. aus der Periode der höchsten wirtschaftlichen Blüthe der Stadt, wo dieselbe auch am meisten für Kunstwerke geleistet. Es charakterisirt die Auffassung der Zeit, daß sich der deutsche Kaiser Maximilian I., der „letzte Ritter“, unter den Seligge-

selben Räume befanden und biblische oder kirchliche Darstellungen enthielten, sind wegen „papistischer Haltung“, Heiligen-Verehrung und dergl. ausgekratzt oder überpinxelt worden, so daß man jetzt nur noch die leeren weißgetünchten Wände sieht. Nur im Schiffe soll sich noch eine Reihe von Porträts berühmter oder verdienstvoller Lindauer und dergl. befinden; ich konnte mir jedoch diese Räume nicht zugänglich machen.



Maximilianstraße in Lindau.

sprochenen befindet. Man erkennt denselben sofort an seiner ritterlichen Haltung, seinem bäuerlichen Haarchnitt und an seiner hervorragenden Nase. Päpste befinden sich zwei auf dem Bilde, einer unter den Seligen, der andere unter der Schaar der Verdammten. Der Erstere scheint Porträt zu sein, der Andere hält wehklagend die Hände vor das Gesicht. Der diplomatische Maler hat sich offenbar aus Discretion bei dem Verdammten des Porträtirens enthalten. Dieser anonyme Papst in der Hölle ist es indessen allein, der dem Gemälde das Dasein gerettet.

Alle anderen Bilder, welche sich in dem-

Das jüngste Gericht, von dem ich soeben gesprochen, scheint mir der Krönung Maria's in der Peterskirche durchaus nicht gleichzukommen an künstlerischem Werthe.

Seinerseits aber zeichnet sich wieder das „Jüngste Gericht“ durch eine sehr bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit aus, nämlich durch eine gemalte Satyre, welche sich mitten auf diesem sonst sehr ernsthaften Gemälde befindet.

Die Theologen stritten zur Zeit der Entstehung des Bildes darüber, ob kleine Kinder, welche ungetauft sterben, selig werden könnten, oder unrettbar dem Teufel verfallen wären. Die letztere Ansicht

wird auf diesem Bilde verspottet, und zwar so:

Ein kurzer, dicker, grüner Teufel sitzt inmitten der Hölle. Er sieht aus, wie eine riesige Kröte und sperrt seinen großen Rachen weit auf. Desgleichen die großen

ben, nachdem sie so der Hölle und dem Teufel entschlüpft sind, mit kleinen Flügeln, die ihnen wachsen, vergnüglich gen Himmel.

Bekanntlich gönnten unsere Vorfahren, welche bei weitem nicht so philiströs und

www.libtool.com.cn



Diebsthurm in Lindau.

Eiselsöhren, welche sein Haupt verunzieren, dienstbare höllische Geister eilen von allen Seiten herbei und stopfen ihm nackte kleine Kinder (nagetaupte) in den abscheulichen Rachen. Der dicke, grüne Teufel verschlingt sie auch; allein die Kindlein kommen ihm aus seinen Eiselsöhren alsbald wieder heraus und schwe-

einseitig waren, dem Humor selbst in der Kirche eine Stelle.

Am Stiftpflege stehen jetzt die evangelische Kirche, die Stephanskirche, und die katholische Pfarrkirche, die Kirche des vormaligen adeligen Stiftes, dessen jeweilige Äbtissin die Reichsständschaft und die Fürstenthum hatte, sehr friedlich neben

einander oder vielmehr einander gegenüber, während früher das Stift und die Stadt, die Fürstin-Abtissin und der hochwohlweise Rath, Jahrhunderte lang entweder einen offenen Krieg gegen einander unterhielten oder wenigstens mit einander in endlosen Processen lagen und wo sie nur konnten, einander chicanirten.

Auch die Grundflächen, welche ehemals das Kloster, seine Verwaltungs- und Nebengebäude und sein großer Park bedekten, — ein Ganzes, welches gleichsam eine eximirte geistliche Insel in der freien Reichsstadt, einen Staat im Staat bildete, dessen Betreten keinem profanen oder keiserlichen Fuße erlaubt war — liegt jetzt frei und offen, jedem menschlichen Fuße, mag der dazu gehörige Kopf glauben, was er immerhin wolle, zu jeder Stunde zugänglich. Ein Theil ist durch neue Häuser besetzt.

In der Stadt, wo so lange der innere Krieg gewüthet (vergl. unter Capitel III und IV), herrscht jetzt der confessionelle Friede. Die Geistlichkeit beider Confessionen ist echt patriotisch. Ich kann dafür einen Urkunden-Beweis beibringen. Der Lindauer Anzeiger enthält folgende Bekanntmachung:

„Um dem Gefühle der Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung, welche das Leben unseres Reichsoberhauptes,

Er. Majestät des deutschen Kaisers, vor den fluchwürdigen Angriffen zweier Mordmörder wunderbar gerettet hat, auch öffentlichen und allgemeinen Ausdruck zu verleihen, wird in der kathol. Stadtpfarrkirche dahier morgen, Sonntag den 9., im Anschlusse an den Hauptgottesdienst um 7/9 Uhr Vormittag ein feierliches Te Deum, Großer Gott, Dich loben wir‘ gehalten und zugleich ein Gebet um Wiedergenesung des jedem Edeldenkenden hochgeehrten und theuren Monarchen verrichtet.

„Specielle Einladungen können wegen Kürze der Zeit an die k. Civil- und Militärbehörden, an die Bürger- und Einwohnererschaft Lindau's nicht mehr ergehen.

„Das an diesem Sonntage bei bezeichneter Gottesdienste anfallende Kirchenopfer werde ich mit freudiger Berechtigung den Hinterbliebenen der verunglückten Seeleute vom ‚Großen Kurfürsten‘ zuwenden.

Lindau, den 8. Juni 1878.

Das k. kathol. Stadtpfarramt.

Federle.“

Ich habe das Blatt meiner Sammlung einverleibt, die ich mir auf jeder Reise anlege. Der Ausdruck solcher Gefühle ist wahrhaft erhebend. Schade nur, daß er eine Wertwürdigkeit bildet. Aber er wird bald eine Alltäglichkeit werden.

(Fortsetzung folgt.)





Aus römischen Ateliers.

Rom

Fanny Lewald.

I.

Nizza, den 12. Mai 1878.

In dem Rüderinnern an das alte, unvergleichliche, geliebte, ungesunde Rom habe ich Ihnen neulich von der Werkstatt eines nicht deutschen Künstlers gesprochen; ich will auf dem Wege fortfahren und Ihnen, ehe ich diese Sendung gen Norden gehen lasse, noch von eines Italieners, eines Russen und eines Deutsch-Amerikaners Ateliers ein paar Worte sagen.

Zunächst von Bertinetti, der sein Atelier auch in der Via Margutta hat. Er ist, nach dem Urtheil seiner Landsleute und der anderen Künstler, der erste unter den italienischen Landschaftlern, und daneben ein feiner, geistreicher und sehr gebildeter Mann, auf des Lebens schöner Mittelhöhe. Er hat sich, wie fast alle neueren Italiener, nach den Franzosen gebildet, aber mir erscheint seine Auf-

fassung der Landschaft, soll ich sagen, lyrischer oder sinniger als die der Franzosen, so weit ich dieselbe kenne. Er hat viel von der Welt gesehen, hat mit verständnißvoller Hingabe an die Natur ihre wechselnden Erscheinungen in sich aufgenommen. Land und Meer, Berg und Thal, Sturm und Sonnenschein weiß er, immer stilvoll und immer deutlich zu uns sprechend, fein und kraftvoll wiederzugeben. Ich habe orientalische Bilder von ihm gesehen, die in ihrer gewagten farbengehaltigen Nachahmung augenblicklicher Beleuchtungen an Hildebrand erinnerten, und daneben so sanfte, vom Sonnenlichte kaum durchdrungene Frühnebel auf dem Meere, daß ein alter Niederländer oder daß Dürer sie auf seinen träumerischen Marinen nicht naturwahrer gemalt hat. Dazu ist er auch nicht eiförmig in dem Format, ich meine nicht in der Größe seiner Bilder, obschon nicht allen Malern so wie ihm kleine und große Arbeiten gleich gut gelingen. Aber

es liegt in der Art und Weise der üblichen, regelmässig oblongen Landschaftsbilder zuletzt, ohne daß man sich dessen immer klar bewußt wird, etwas Ermüdendes. Es langweilt schließlich, immer die Bilder von 4 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe, oder dies nämliche Verhältniß auf größere Dimensionen übertragen, vor Augen zu sehen; und obgleich dies nicht das Wesentliche an der Leistung und dem Werthe eines Kunstwerkes ist, ist es nicht ohne Einfluß auf den Nutheil, welchen wir an demselben nehmen.

Es begegnet uns ja oftmals bei unserm Wandern, daß wir durch eine mäßige Weitung einen überraschenden und eben, weil er eng umrahmt ist, um so schöneren Ausblick in das Freie gewinnen. Es kommt vor, daß wir von einem bestimmten Standpunkte eine verhältnißmäßig lang ausgedehnte Strecke vor uns sehen. Gelingt es dem Maler, uns dies in einem Bilde, das beträchtlich höher als breit ist, oder in einem Bilde, das, von der Regel abweichend, beträchtlich länger als hoch ist, zu verdeutlichen, so trägt er zur Belebung dessen, was wir in der Wirklichkeit gesehen haben, ganz entschieden bei und erspart uns die Langeweile des ewigen 4 Fuß zu 3 Fuß.

Bertucci hat diese Abweichung von dem Perfekten, das so leicht handwerksmäßig wirkt, in vielen der Bilder, die ich in der Reihe von Sälen gesehen habe, welche sein Atelier ausmachen, mit großem Glücke ausgeführt. Auch in anderen Werkstätten, wie in der unseres Landsmanns Lindemann-Frommel, habe ich derartige sehr schöne Bilder gesehen, die nach Karlsruhe und nach Paris gegangen sind. — Leider waren durchweg in diesem Jahre in den Ateliers mehr Bilder anzutreffen, als den Künstlern lieb sein konnte, so sehr es uns zu Statten kam. Die Zahl der Fremden war geringer als in andern Zeiten. Die Russen und ihre südwestlichen Grenz-nachbarn fehlten. Auch Amerikaner waren weniger als sonst in Rom, und die politischen Verhältnisse machten die Leute zu Ausgaben nicht geneigt, die unterlassen werden konnten. Dazu winkte aus der Ferne die Pariser Kunstausstellung, und nach dieser sind denn auch viele der Bilder hingeseudet worden, an denen

wir im Winter uns in Rom erfrischen durften.

Abgesehen aber von seinen Gemälden ist Bertucci's Werkstatt eines der aus-gewähltesten Museen für das Kunsthandwerk, für das er Vorliebe hat, und dessen Herunterkommen in den letzten Jahrhunderten er auf die gesammten politischen und socialen Verhältnisse zurück-führt. Die Unterhaltung über diesen Gegenstand, in die wir uns völlig un-gesucht und zufällig mit dem uns damals noch fremden und tiefstehenden Manne verwickelt fanden, zog mich eben so sehr als seine Bilder an. Er hat seiner Zeit mit seiner Person für die Befreiung seines Vaterlandes eingestanden, hat, wie so Viele von uns, an die Möglichkeit geglaubt, große sociale Umgestaltungen durch guten opferfreudigen Willen rasch voll-bracht zu sehen, und steht jetzt, wieder ebenso wie Viele von uns, mit schmerz-lichem Zweifel vor den großen Fragen, deren Lösung, vor den Hoffnungen, deren annähernde Verwirklichung die Zukunft der Menschheit noch zu bringen hat.

Ich habe in diesen Briefen schon einmal von der durch die Jahrhunderte ver-erbten Handgeschicklichkeit, von der Kunstfertigkeit und dem feinsüßigen Schönheits-sinn der Römer gesprochen. Bertucci's Sammlungen sind dafür ein herrlicher Beleg. Aber von dem Betrachten seiner Arbeiten und seiner Kunstschätze, seiner Truhen, seiner incrustirten Möbel, seiner schönen Teppiche und Waffensammlungen kommend, findet man die Fortsetzung dieses künstlerischen Könnens an allen Ecken und Enden. An allen Ladenfenstern hängen Bilder, Aquarelle und Delge-mälde jeder Art, von Italienern gemacht, zum Kaufe aus. Es ist meist Mittelgut, es sind meist Beduten, kleine Genrebilder, einzelne Figuren in dem und jenem Costüm. Indesß die ganze große Menge dieser malerischen Fabrikarbeiter — ich weiß sie nicht anders zu bezeichnen — hat eine große Leichtigkeit im Skizziren, und auch im fabrikmässigen Copiren sehr viel Sicherheit. Die Preise dieser Dinge sind nicht hoch, selbst für unser Eimen, und die Sachen sind doch fast immer danach angethan, in unseren grauen Win-tern uns das Auge zu vergnügen. Ihr Himmel, ihre Farbenfülle giebt den Leuten

lecke Farben. Wenn ich manchmal Abends an den Kunsthandlungen in der Via Condotti vorübergehend, die dort ausgestellt, mit blendendem Gaslicht effectvoll beleuchteten Bilder angesehen habe, haben ihre dreiste Frische, ihre Farbe und die Gegenstände mich erfreut — ob schon ich sehr viel bessere Sachen kenne und solche vielleicht an dem nämlichen Tage erst gesehen hatte. Ich dachte dann immer an Regen und Schnee, an lichtlose Wochen und Monate, und wie solch ein bißchen Farbe mir bei 10, 12 Grad Kälte die Seele erwärmen würde!

Aber nicht allein die Maler, auch die Tischler, Holzschnitzer, Incrusteure, Stuckateure, die Bronzearbeiter und Mosaikisten, die Gemmen- und Cameenschnneider sind sehr geschickt und arbeiten außerordentlich billig. Bilderrahmen, Porträts in Muscheln geschnitten, wie alle in diesen Bereich schlagende Dinge kauft man nirgend besser als in Rom. Selbst die Lente aus dem Gebirge bringen die eigenartig gestickten oder gewirkten, halbwollenen Sciunciaren-Schürzen, die sich zu kleinen Teppichen und Decken gut verwenden lassen, für geringes Geld zu Markte; und wie der Verkäufer von Apfelsinen oder Oliven und Kürbiskernen, aus angeborener Lust am bunten Schmuck, ein paar grüne Zweige, ein paar Hahnenfedern oder einige frische Blumen an seinen Korb und an die Wagschale befestigt, so weiß jeder Verkäufer in Rom seine geringsten Sachen so gut auszulegen, daß man vor ihnen stehen bleibt und — trotz aller Besonnenheit und gewohnter Ueberlegung immer mehr kauft, als man beabsichtigt hat, weil Alles so hübsch, weil es billiger als zu Hause ist, und weil sie sich zu Hause doch darüber frenen werden.

II.

Nizza, den 13. Mai.

Die Bildhauer haben es nicht nöthig, so wie die Maler an den farbigen Hintergrund für ihre Arbeiten zu denken. Thon und Gips und Marmorstaub verbieten die Herrlichkeit der Teppiche von selbst, und die Wände in der Werkstatt des russischen Bildhauers Antofolski außerhalb der Porta del Popolo sind grau und leer, wie sich's von selbst versteht.

Ich war im Winter einmal hingegangen, seinen sterbenden Sokrates zu sehen, von dem man mir gesprochen hatte. Antofolski selber lebt gegenwärtig in Paris, läßt aber in Rom seine Marmorarbeiten anführen.

Das ist ein sehr merkwürdiges Werk. Eine sitzende Statue über Lebensgröße. Auf einem breiten antiken Sessel eine mächtige, breitbrüstige Gestalt, die Kopfbildung streng nach der schönen Sokrates-Büste in der Villa Albani. Das Gicht hat seine Wirkung zu thun begonnen, der schalenartig geformte Becher ist der erstarrten Hand entsunken. Er liegt an der rechten Seite des Sessels auf dem Boden. Der Sterbende ist im Sessel etwas herabgesunken. Die Beine, von dem Gewand verhüllt, strecken sich weit nach vorn aus, die Füße, breit von einander abstehend, sind auf die Fersen gestützt, so daß die Sohlen der Sandalen sichtbar werden. Der Kopf senkt sich auf die Brust, ein wenig nach der linken Schulter hin. Der linke Arm hängt schlaff zur Seite des Sessels nieder. Die rechte, im Erstarren leise zusammengekrümmte Hand ruht auf dem Polster des Sessels. Das weite Gewand, das vom Oberkörper herabgesunken, denselben bis unter die Brust entblößt zeigt, ist in wenigen flachen Falten über den Leib und die Kniee gebreitet. Der Ausdruck des Kopfes zeigt den furchterlichen Ernst des eben eintretenden Todes.

Es ist ein Werk von ganz ungewöhnlicher Kraft, erschütternd bis in das Mark. Man verstummt vor dieser Naturtreue und Wahrheit, und wer es einmal gesehen hat, vergißt es niemals, wie ich glaube. Der Körper ist fast plump zu nennen, der Kopf ist eben unschön, die Behandlung von allem geflüsterten Gefallenwollen ganz und gar absehend. Es ist ein Naturereigniß mit nackter Naturwahrheit wiedergegeben, und darauf beruht die Wirkung, die es macht. Ich erinnere mich nicht einer ähnlichen Arbeit, einer solchen trockenen, kalten, man möchte sagen, grausamen Wiedergabe der Natur durch einen Bildhauer. Aber der vielfachen Süßlichkeit gegenüber ist diese Behandlungsweise ebenso beachtenswerth als lobenswerth. Antofolski ist ein selbstständiger und eigenartiger Geist. — Auch seine anderen Arbeiten geben davon Zeug-

niß. An zweien derselben paßt sich seine strenge, harte Behandlungsweise dem Gegenstande ganz vorzüglich an.

Das eine ist die ebenfalls sitzende Statue Zwan's des Schrecklichen. Die russische Tracht mit ihrer halborientalischen Mühe, an die Dogenkleidung mahnend, macht sich, so wie sie hier benutzt ist, ganz vorzüglich. Die Figur ist lebensgroß. Ein aufgeschlagenes Buch auf dem rechten Knie, die eine Hand auf dem Buche liegend, den scharf geschnittenen Kopf voll harter Züge tief gesenkt, die Brauen zusammengezogen, sitzt der Czar im finsternen Brüten ganz in sich versunken da. Es ist eine merkwürdig einheitliche Arbeit, und eigentlich ist es sehr auffallend, daß von dieses Künstlers Werken gar keine Photographien bei uns bekannt geworden sind.

Eine Büste Peter's des Großen, im dreißigjährigen Generalschut, in voller Uniform ist sehr schön gemacht. Außerordentlich schön aber dünkte mich ein Grabmonument, das man eben dabei war, in Marmor anzuführen. Und auch dieses war ganz eigenenthümlich. Auf der obersten von drei einfachen Treppentufen sitzt eine junge Russin. Der Nationaltypus ist unverkennbar. Ein ganz schlichtes, hemdartiges lauges Gewand ist unter dem feinen Bußen einfach gegürtet. Es läßt den Hals frei und die Arme, die in müder Traurigkeit über die Kniee zusammengelegt sind. Die Hände sind inbrünstig und fest in einander gefaltet, das liebliche schwermüthige Haupt geneigt, das glatte Haar fließt an den schmalen Wangen lang hernieder.

Noch jetzt, da ich die Worte niederschreibe, kommen mir die Thränen in die Augen. Ich weiß mir kaum eine rührendere Grabfigur zu denken. Es ist Shakespeare's „Geduld auf einem Monument!“ und eine so einfache, liebliche Gestalt, wie sie dem Künstler nur in dem glücklichsten Augenblick einmal gelingt. — Von Antioch ist vermuthlich noch Bedeutenbes zu erwarten. Freilich weiß ich von ihm selber Nichts. Nicht einmal, ob er noch jung oder ob er schon seit lange in so ausgezeichnete Weise thätig ist.

Ein Bildhauer-Atelier ganz anderer Art, und an sich auch eine Merkwürdigkeit, die eben nur in einem Orte wie Rom zu Stande kommen kann, ist die des jungen amerikanischen Bildhauers Czefiel.

Czefiel stammt von jenen einst aus Portugal vertriebenen Juden ab, die in Holland Zuflucht fanden. Die Erinnerungen und Verbindungen seiner Familie reichen an Spinoza hinan. Aber die Familie ist ausgewandert, hat in — ich glaube Virginia — sich eine neue Heimath gegründet, und der junge, von Eltern und Großeltern für den Handel bestimmte Mann hat, sechzehnjährig, den Krieg in den Reichen der Südstaaten mitgemacht. Nach Beendigung desselben hat er, da er jeder Neigung für den ihm zugebachten Beruf entbehrte, während sein ganzer Sinn auf die Kunst, auf die Bildhauerei gestellt war, es endlich durchgesetzt, daß man ihn seinen Willen haben und nach Europa reisen ließ, wo er in Berlin der Schüler von Siemering wurde und sich den Preis der Meyerbeer-Stiftung errang. Das machte es ihm möglich, nach Rom zu gehen; und dort hat er seit mehreren Jahren festen Fuß gefaßt und sich die originellste Werkstatt ausgefunken.

Wenn man vom Quirinal und der Via bi quattro Fontane kommend, die Via del Venti Settembre durchschritten, die Aqua Felice mit der Fontaine, an welcher Moses das Wasser aus dem Fels hervorzaubert, zur Linken gelassen hat und an dem Theil der Diolettiansthermen vorübergegangen ist, in denen sich die Kirche von St. Maria degli Angeli mit dem dazu gehörigen Karthäuserkloster befindet, welches jetzt das Blindenhospital geworden ist, so befindet man sich auf der Piazza di Termini. — Der Platz, halbwegs noch ungepflastert und eine Art von Ager, ist mit Bäumen bepflanzt, die, tüchtig in die Höhe gewachsen, schon angenehmen Schatten geben. In der Mitte des Platzes, den man mit Bänken versehen hat, sprudelt, auf gut römisch, ein kräftiger Wasserstrahl aus weitem Becken hervor, in das er mit lautem Plätschern niederfällt. Der Platz ist immer voll Soldaten, voll spielender Kinder; auch Geistliche ergehen sich dort viel oder sitzen lesend unter den Bäumen.

Vor sich hat man den Bahnhof, rechts daneben die noch stehenden Einfassungsmauern der einstigen Villa Negroni, in der wir noch vor zwölf Jahren allerlei sehr interessante, aber schon äußerst verfallene Malereien sahen. Weiter zur

Sinken thun sich die großen Straßen und Plätze der Neustadt auf, die, auf dem Grund und Boden der früher den Jesuiten gehörenden Bigne Macao gebaut, bis an die Stadtmauer reicht, durch deren eisernes Gitterthor zwischen und über den Pinien die blauen Berge der Campagna in die Stadt hineinsehen.

Wendet man sich aber von diesem betörenden Schauspiel ab, so hat man einen von den riesigen uralten Mauern gebildeten halbrunden Winkel der Diokletiansthermen hinter sich, in dem, auch auf gut römisch, das tägliche Leben und Gewerbe es sich bequem gemacht haben — Höhlen oder Wölbungen, in denen große Holzniederlagen sind; Höhlen, in denen Fiaker und andere Kutscher auf gut Glück und ohne darin etwas zu bauen oder zurecht zu machen, ihre Remisen und Stallungen haben.

Dann rechts in diesem Winkel mit einem Male ganz unerwartet die Spuren einer ordnenden Menschenhand. Eine Art von neuer Aufmauerung, eine Treppe, führt zu einem oberen Stockwerk der Thermen empor. Unter dieser Treppe hat ein Weinwirth seine Osterie errichtet. Auf Bänken vor der Thür sitzt meist viel Volk: Kärner, Kutscher, deren Wagen auf dem Plage halten, und viel Soldaten; denn die Piazza d'arme und eine der Kasernen sind in der Bigne Macao, und es ist Alles leere Lebensart, was von der großen Mäßigkeit der Römer gefabelt wird. Sie essen sehr stark, wenn sie es dazu haben, Männer sowohl als Frauen, und die Männer trinken viel.

Ueber der Osterie, auf den ziemlich hochgemauerten Wangen der Treppe, ragt allerlei Grün hervor. Ein paar junge Bäume, einige der großen hier in Kübeln leicht gedeihenden Pflanzen, gucken über die Treppenwand hinüber. Ein Marmorbruchstück hier, ein anderes dort auf dem Sims, ein drittes, ein viertes eingemauert in die Wand. Man blickt hin, man wird neugierig, man steigt die mit kleinen Steinen cordonatenartig gepflasterte Treppe in die Höhe, und wieder begegnet man hier einem Stück von einem antiken Torso, daneben einem Apollotkopf von Gips. Nun steht man vor einer neuen Thür in dem alten Bau. Ein großes Fenster, aus kleinen runden Scheiben mittelalterlich

zusammengesetzt, zeigt, daß der alte Bau bewohnt ist. Man klingelt, die Thür öffnet sich — und der phantastischste Anblick thut sich vor uns auf. Hoffmann und Callot und die orientalischen Märchen hätten kein eigenthümlicheres Durcheinander erfinden können, als es die Laune des Bewohners dieser Höhle hier zusammengebracht hat. Denn es ist, so wie es ist, durchaus eine riesige Höhle, nur keine unterirdische, sondern eine über der Erde, in welcher Ezeiel wohnt und seine Werkstatt hat.

Der Raum ist sehr groß! hoch, sehr hoch! Es sind eben die Maßstäbe der römischen Kaiserzeit in einem ihrer größten Banwerke. Rucke, kahle, graue Wände, wie die Zerstörung durch die Zeit und durch Erdbeben und durch Kämpfe aller Art sie uns anderthalb tausend Jahre nach der Gründung der Thermen in den Resten des alten Baues hinterlassen hat.

Der kleinen Eingangsthür gegenüber ein dem Raume angemessener, von Naryatiden getragener Kamin mit hohem, breitem Sims und Rauchfang; es ist kein Schornstein dahinter; der Besitzer hat ihn aus Thon und Gips erbaut und mit Farbe dem Farbenton seiner Höhle glücklich angepasst. In der Außenwand eben das große Fenster mit den runden Scheiben; von der Decke niederhängend ein mächtiger alter Kronleuchter aus Messing, der einst wer weiß es welchen Fürstenaal erleuchtet hat. Amerikanische Flaggen über dem Kamin; ein Gobbesinteppeich an dieser, ein anderer an jener Seite. Ein Thronbett aus der Zeit Napoleon's I. mit verbläuten, grünseidenen Gardinen, ein breites, ehrliches Schlafsofa. Alte Schränke mit so viel Hansrath, als ein Junggeselle nöthig hat, eine Anzahl anspruchsloser Freunde zu bewirthen. Alte Truhen, alte Tische, alte Stühle und Lehnstessel. Schöne kleine und größere Oelgemälde, Geschenke von Freundeshand. Nachbildungen von Antiken, dann wieder Gipsarbeiten, die der Künstler sich eigens zur Schmückung dieses Raumes skizzenhaft gemacht hat: Kindergestalten, Thierköpfe zwischen allerlei Spielereien. Von der Krone niederhängend ein Luftballon als Feuerzeug, den junge amerikanischen Fremdlingen diesem Durcheinander eingelegt. — Es ist ein wahres Kaleidoskop von Andenken, ein

Ding, das, wenn man es vollständig zergliedern wollte, sich in Nichts auflösen würde, und das, so wie es vor uns als ein Ganzes da steht, uns als ein Einziges überrascht und wohlgefällt, und an das man mit Heiterkeit zurückdenkt.

Ich für mein Theil würde freilich in einer derartigen innerlich zusammenhanglosen Umgebung weder zu leben noch zu arbeiten fähig sein. Ich glaube, meine Phantasie hielte nicht dagegen aus. Ich würde um mich her Alles lebendig werden sehen mit wachen Augen, und in der Nacht erst recht nicht Ruhe finden, wenn alle die einstigen Besitzer aller dieser hier zusammengebrachten Herrlichkeiten sich mir darstellen und zwischen ihrem Eigenthum herumwanken und herumhüpfen würden. Aber der junge Sohn des fernern Westens hat andere, festere Nerven als eben ich. Er hält es ohne Menschenfurcht und ohne Scheu vor Gespenstern in diesem ganz abgeschiedenen Bau schon seit Jahren einsam aus. Der kleine, breitkulturrige, krausköpfige Mann mit den schwarzen, flammenden Augen, mit den energischen Gesichtsförmern und dem festen Mund und Rinn sieht eben aus, als stände er im Nothfall seinen Mann, und er weiß auch, was er will.

Auf dem Hintergrunde dieser im eigentlichen Sinne romantischen Werkstatt erscheinen die Statuen und der klare weiße Marmor für mich wie ein ganz Fremdes. Eine verkleinerte Nachbildung des Denkmals der Religionsfreiheit, das der junge Künstler für Philadelphia ausgeführt hat, nimmt die Mitte seiner Werkstatt ein. Die Idealgestalt der Freiheit breitet ihre Hand schützend und segnend über den an ihrer Seite stehenden Knaben aus, der mit erhobenen Armen sein Gebet gen Himmel richtet. Die Stellung und Gebärde des letzteren mahnt an den Adoranten im Berliner Museum, aber ich bin sehr weit davon entfernt, dies tadeln zu wollen. Der Jünger in der Kunst thut wohl, sich an die großen Vorbilder zu halten, die er vorgefunden hat, und Niemand mehr als gerade die großen alten Meister haben dies gethan. Die beiden Gestalten sind wohl gegliedert, gut durchgeführt, und die des Knaben ist besonders fein. Nur die Vorliebe Ezeiel's für ausgebreitete Hände, wie die Gestalt der Freiheit

und der Knabe sie Beide zeigen, die erstere sie senkend, der andere sie erhebend, will mir nicht gefallen, und umsoweniger, als annähernd die ähnliche Bewegung in der Gestalt einer Eva sich wiederholt, welche Ezeiel, nach der Bedingung seines Stipendiums, im verwichenen Jahre an die Akademie nach Berlin zu senden hatte. Solche sich ausbreitenden Hände haben, wenn sie nicht sehr vorsichtig und geschickt behandelt werden, etwas von den Blättern einer Fächerpalme, und wirken namentlich in der erstgenannten Gruppe, wo sie in der Wiederholung nebeneinander sind, nicht günstig.

Die Eva ist eine schöne, sitzende Frauengestalt, keusch in der Nacktheit. Die Schlange ist von der linken Seite an sie herangeschlichen und erhebt sich neben der Erschreckenden, die in angstvoller Abwehr, eben mit ausgebreiteten Händen, sich von ihr wendet. Die Bewegung ist entsprechend und lebhaft, der Ausdruck richtig und nicht übertrieben; und wenn der junge Künstler auf diesem Wege fortgeht, wird er seinem Vaterlande, das sehr bedeutende, ja große Bildhauer unter seinen Bürgern zählt, einst wie diese, Ehre machen. Aber Amerika beschäftigt seine jüngeren Talente auch. Gerade in diesem Augenblicke hat man Ezeiel vier große Statuen für die Aus schmückung eines Museums aufgetragen: die Statuen Michel Angelo's, Rafael's, und ich weiß nicht welcher beiden anderen Meister.

Ein paar Marmor-Reliefs, für einen deutschen Privatmann bestimmt, ein kleiner weinender Merkurkopf in Marmor, nach Art der weinenden Kinderköpfe von Ziamingo, waren hübsch und würden zu besitzen sehr angenehm sein; und der Entwurf zu einem Reiterdenkmal des General Lee, an welchem Ezeiel aus freiem Antrieb arbeitete, als ich ihn zum letzten Male besuchte, war vielversprechend.

Zum letzten Male? Nein! das letzte Mal, das ich in der Märchengrotte war, in welcher der frohsinnige, gastfreie junge Mann den ganzen Winter hindurch bald seine amerikanischen, bald seine deutschen Genossen und Freunde in schlichter römischer Weise bewirthete, bis seine deutschen Freunde sich gewöhnten, die uralte Halle als das Local für alle ihre improvisirten Zusammenkünfte und Picnicks zu

benutzen — das letzte Mal galt es einem Abschiedsfeste.

Ein Theil der deutsch-römischen Künstlergesellschaft hatte das Fest zu Ehren meines Schwagers, des Landschafters Professor Louis Gurlitt, veranstaltet, der mit seiner Familie, wieder einmal ganz als deutsch-römischer Künstler unter den jungen deutschen Künstlern lebend, von Rom nach Berlin zurückgebracht hatte.

Für ein solches Künstlerfest war die phantastische Höhle wie geschaffen; es paßte in diesen Rahmen recht hinein, in dem das Unerwartetste bei einander zu finden man ohnehin gewohnt war.

Sie paßten in diesen Saal der Thermen gut hinein, alle die Männer und Frauen in bunt-phantastischer Tracht, alle, Künstler und Nichtkünstler, Mann und Weib, Jung und Alt mit ephennmkränzttem Haupte. Es fiel in dieser Umgebung nicht besonders auf, als man auf ihrem Hintergrunde unter den Klängen der Musik mit einem Male die Fontana Trevi sich enthüllen sah, in welche jeder Deutsche, der von Rom zu scheiden hat, eine Opfergabe hineinzwerfen pflegte, seit Goethe nach dem Abschied von der Geliebten eine Rose der Nymphe dieser Quelle dankbar weihete.

Und sie waren schön anzusehen, dieser Gott des Wassers, dieser Neptun, diese Nereiden und Tritonen aus Fleisch und Wein; daneben diese Seerosse und Delphine, die Künstlerhand in wenig Tagen aus dem Nichts hervorgezaubert hatte. Sie waren recht schön, die Worte, welche in guten

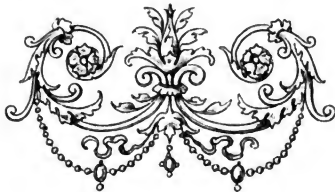
Versen Neptun den Scheidenden als Segenswünsche auf den Weg gab. Sie klangen gut, die Lieder, die von kunstgeübter, mächtiger Stimme durch den Saal ertönten, und jene anderen guten deutschen Lieder, welche die muntere Schaar bei ihren Unzügen durch den Saal vernehmen ließ. Lust, Licht, Grundhaft, Frohsinn, Reden, Gegenreden bei dem vollen Glase überall. Heiterkeit von einem Ende der mit schlichter Kost besetzten Tische bis zum anderen; und zum Schluß die Bilder der Gefeierten, wiederum Mann und Weib und Sohn und Tochter in Transparent-Gemälden, mit Jubel bekränzt und mit Jubel begrüßt.

Ich war lange in meiner stillen Stube, als es dort noch sang und klang!

Wenn er es hätte ahnen können, der römische Weltbeherrscher, der seinem Volke in dem Prachtbau die herrlichen Bäder, die begehrten Genüsse und Spiele bereitet hatte, wie harmlos, wie fröhlich und wie poetisch die nordischen Barbaren und die Bewohner unbekannter Welten sich eine phantastische Welt in den Trümmern all der untergegangenen römischen Herrlichkeit erschaffen würden!

Aber derlei kommt in solcher Weise eben auch nur in dem alten, immer neuen und eben darum auch ewigen Rom einmal zu Stande!

Von den Werkstätten unserer deutschen Bildhauer, von dem alten Achtermann, von Eduard Müller und seiner herrlichen Eva mit Cain und Abel — ein andermal!





Reptilien und Vögel aus alter und neuer Zeit.

Von

Carl Vogt.

Das schleichende, den Bauch auf dem Boden schleppende Reptil und der leicht beschwingte Vogel, der sich in die Lüfte erhebt, — wie kommen Beide zusammen?

In dem Augenblicke, wo ich diesen Aufsatz beende, sind etwa zehn Jahre verflossen, seitdem Professor Th. Huxley in London diese Frage vor der „Royal Institution“ von Großbritannien in einem eingehenden Vortrage behandelte. Nachdem er eine Reihe wesentlicher Verschiedenheiten im Bane der vorderen Extremität, welche bei den Vögeln zum Flügel wird, des Brustbeines, des Kreuzbeines, des Beckens und der Hinterbeine, aufgezählt hatte, Verschiedenheiten, auf die er wesentlich seine Argumentation stützte und die eine fast unüberbrückbare Kluft zwischen beiden Classen herzustellen scheinen, meinte er, daß die Frage sich eigentlich in zwei Fragen auflöse: kennen wir fossile Vögel, welche den Reptilien ähnlicher sind als die heute lebenden? und zweitens: giebt

es fossile Reptilien, welche den Vögeln ähnlicher sind als die jetzt lebenden?

Es ist klar, daß in dem Falle der Bejahung beider Fragen von beiden Endpunkten her, die wir in den jetzt lebenden Reptilien und Vögeln finden, Wege abgesteckt waren, die vielleicht in einem Punkte zusammentreffen und die Verbindung herstellen konnten.

Huxley bejahte beide Fragen unbedingt. Er kam zu dem Schlusse, daß ein in den lithographischen Kalkschiefern von Solenhofen gefundener Vogel, *Archaeopteryx*, dem freilich der Kopf fehlte, in seinem Skelete mehrere, höchst auffallende Reptilienähnlichkeiten zur Schau trage; es hatte also in der Periode des oberen Jura, denn zu dieser Schichtengruppe gehören die lithographischen Kalkschiefer Bayerns, Vögel gegeben, welche den Reptilien ähnlicher waren als die jetzt lebenden. Diese Ähnlichkeiten waren übrigens schon von Richard Owen in seiner Beschreibung des genannten Vogels gebührend hervorgehoben worden; Huxley konnte nicht viel

Neues hinzufügen. Zum großen Theile neu war dagegen seine Behandlung einer, ebenfalls schon längst unter dem Namen der Dinosaurier bekannten Ordnung meist großer Landeidechsen, deren vereinzelte Reste zuerst von Gideon Mantell in der sogenannten Wälderformation bei Hastings in England, dann aber in verschiedenen Schichten der Secundärzeit allerwärts gefunden worden waren. Indem Huxley namentlich auf das einzige vollständig bekannte Skelet des kleinen niedlichen Dinosauriers, den ich schon in einem früheren Aufsatze (Aus ältester und alter Zeit, Bd. XLIII, S. 176) erwähnte, des Compsognathus, aus denselben Schieferu von Solenhofen, die auch den Vogel geliefert hatten, sich berief, kam er zu dem Schlusse, daß die Dinosaurier Reptilien gewesen seien, welche den Vögeln weit näher gestanden hätten als die heutigen Reptilien. Aus dem bedeutenden Unterschied in der Länge zwischen den vorderen und hinteren Extremitäten, sagte er, schlossen schon Mantell und später Leidy, daß die Dinosaurier (namentlich Iguanodon und Hadrosaurus) sich während längerer oder kürzerer Zeit aufrecht auf ihren Hinterfüßen hätten halten können. Aber die in der Wälderformation durch Herrn Beckles gemachte Entdeckung von paarigen, dreizehigen Fußindrücken von solcher Größe und Schrittweite, daß man sie nur dem Iguanodon zuschreiben konnte, führte zu der Annahme, daß dieses gewaltige Reptil und vielleicht alle Arten seiner Familie zeitweise oder beständig auf ihren Hinterfüßen aufrecht gegangen sein müssen.

Von dieser Thatsache aus griff nun Huxley auf die längst durch Hitchcock bekannt gewordenen, sogenannten Vogelspuren (Ornithichnites) (Fig. 1) aus dem Connecticut-Thale in Massachusetts zurück, welche dem bunten Sandsteine angehören, erklärte dieselben, theilweise wenigstens, für Spuren solcher zweifüßiger Reptilien, und fand auf diese Weise auch seine zweite Frage hinsichtlich vogelähnlicher Reptilien bejaht. „Da wir nun thatsächlich,“ sagte er, „bei Verfolgung des Thierlebens in frühern Zeiten mit Reptilien zusammenkommen, welche von dem allgemeinen Typus abweichen und vogelähnlich werden, und es gar nicht schwierig ist, eine Creatur zu construiren, die zwischen dem Strauße

und Compsognathus die Mitte hält, so ist auch die Annahme, daß der Stamm der Vogelklasse seine Wurzel in den Dinosauriern hat, nicht unberechtigt.“

Huxley gehört aber nicht zu denjenigen, welche Geschöpfe ihrer Phantasie an die Stelle der Wirklichkeit setzen. Er construirt das Mittelglied zwischen Compsognathus und dem neuholländischen Strauße nicht, „obgleich er es leicht thun könnte“

Fig. 1.



So genannte Vogelspur. Brontozoum genannt. Die Länge des hier abgebildeten Doppelschrittes beträgt über zwei Meter (6 Fuß 9 Zoll englisch).

— er bleibt bei den Thatsachen, die er in genialer Weise verknüpft, stehen: „Man kann als sicher ansehen,“ sagte er, „daß wir die Thiere noch nicht kennen, welche die Reptilien und Vögel sowohl historisch als genetisch mit einander verbinden; die Dinosaurier, Compsognathus, Archaeopteryx und die strauchartigen Vögel helfen uns nur, uns eine vernünftige Vorstellung zu machen von dem, was diese Zwischenformen gewesen sein mögen.“

Die Ansichten Huxley's fanden Anfaß nicht ganz die Beachtung, welche

sie verdienten. Die Thatfachen waren, wie er selbst zugestand, nicht zwingend, sondern eröffneten nur Wahrscheinlichkeiten; der Verfasser hatte sie zugleich so erschöpfend zusammengefaßt, daß nichts hinzugefügt werden konnte, und ehe die Zeit neue Kunde brachte, rauschte der Krieg von 1870 verheerend auch durch das wissenschaftliche Gebiet und gab den Geistern anderweite Beschäftigung. Aber nun erscholl auch über das Meer herüber mancherlei Kunde von neuen Entdeckungen

Führen wie Professor Marsh in Salam und Huxley, die Uebergänge zwischen den beiden Classen der Reptilien und der Vögel genauer darzulegen, obgleich auch jetzt noch immer wiederholt werden muß, daß die genetischen Verknüpfungspunkte noch nicht mit vollkommener Evidenz bezeichnet werden können.

Die Entwicklungszeit dieser Uebergänge überspannt eine weite Reihe von Schichtengruppen. Die ersten Dinosaurier erscheinen in der Trias, im bunten Sand-

Fig. 2.



Compsognathus longipes. Platte mit dem Skelet, im Museum zu München befindlich.

in Nordamerika, welche die auseinanderstehenden Endpunkte einigermaßen näher brachten durch den definitiven Nachweis, daß es Vögel gegeben habe, welche in ihren Kiefern Zähne, echte Reptilien-Zähne trugen, und zur Bestätigung dieser amerikanischen Kunde tauchte ein zweites Exemplar von *Archaeopteryx* aus den Solenhofener Schieferen auf, dem der Zufall den Kopf mit den ebenfalls bezahnten Kiefern gelassen hatte und das glücklicher Weise durch Ankauf von Seite des Frankfurter Hochstiftes Deutschland erhalten wurde, während das frühere Exemplar nach England auswanderte. So kann man es denn heute wagen, nach solchen

steine Nordamerika's und Europa's und in allen Landgebilden der darauf folgenden geologischen Systeme, des Jura, des Bälbergebirges bis zur unteren Kreideformation, dem sogenannten Neocom, haben sich Reste dieser Reptilien-Ordnung gefunden, welche einzig und allein bei der gegenwärtigen Frage in Betracht kommen kann. Wenn man die Mannigfaltigkeit der Fußspuren in Betracht zieht, welche im Connecticut-Thale von Massachusetts gefunden wurden, so mögen in Amerika zur Zeit des bunten Sandsteines eine große Anzahl von Dinosauriern gelebt haben, sehr verschieden unter sich an Größe und Gestalt; freilich sind nur

wenige Knochenreste bis jetzt aufgefunden worden. Der obere Jura hat im Solenhofener Kalk das einzige, im Ganzen erhaltene Skelet des *Compsognathus* auf einer Platte geliefert, deren Abbildung wir hier in verkleinertem Maßstabe geben (Fig. 2). Das Skelet zeigt sich von der Seite; der kleine aus dem langen Halse sitzende Kopf ist so zurückgebogen, daß seine Scheitelfläche den Nacken berührt. Der Leichnam des Thieres war vor der Einschließung offenbar schon in Verwesung übergegangen, so daß die Halswirbel zum Theil ans ihrer Verbindung gelöst und manche Knochen, wie z. B. die des Handgelenkes, verloren gegangen sind, wenn dieselben überhaupt gebildet waren. Man kann auch annehmen, daß diese letzteren Theile nicht verknöchert waren, sondern nur im knorpeligen Zustand existirten.

Die Wälderformation (Wealden) Englands und die ihr entsprechende Ablagerung von Dakota im westlichen Nordamerika hat die meisten Reste überliefert, aber stets nur vereinzelte Knochen, deren Deutung oft ziemlich schwer war. Wenn schon die europäischen, theils pflanzenfressenden (*Iguanodon*, *Hyaleosaurus*), theils fleischfressenden Gattungen (*Megalosaurus*, *Hadrosaurus*, *Ianodon*) zum Theil riesige Dimensionen erreichten, und man deshalb, wie wegen der Structur mancher Knochen, diese Thiere mit den plumpen Landthieren, wie Elephanten und Flusspferden verglich, so werden diese Typen bei weitem übertroffen von dem colossalen *Titanosaurus* (*Camarasaurus*), von welchem Cope neuerdings Wirbel und einige andere Knochen beschrieb. Man stelle sich ein Thier vor, dessen Schenkelknochen 1 Meter 82 Centimeter, also die Körperlänge eines sehr großen Mannes erreichte, dessen Schulterblatt anderthalb Meter lang war, während die Spannweite zwischen den seitlichen Fortsätzen eines Rückenwirbels einen Meter, die Länge des Wirbelförpers einen Fuß (drei Decimeter) betrug und ein Halswirbel sogar fast zwei Fuß (565 Millimeter) Länge erreichte. Aus der Länge und Gestalt des Schulterblattes schließt Cope, daß die Vorderbeine nicht verkürzt waren, das Thier vielmehr eine Gestalt ähnlich der Giraffe hatte, während Marsh glaubt, daß es ausrecht ging und in dieser

Stellung dreißig Fuß Höhe erreichte! Merkwürdig ist, daß die Körper der Hals- und Rückenwirbel innen ausgehöhlt waren und daß diese Höhle mit der Bauchhöhle durch Oeffnungen communicirte — eine Einrichtung, welche diese Theile leichter machte, zugleich aber auch eine bemerkenswerthe Vogelähnlichkeit darstellt. Bekanntlich sind bei den Vögeln die Knochen hohl und stehen diese Höhlen durch Oeffnungen mit den Lufstaschen in Verbindung, die ihrerseits mit den Lungen communiciren.

Mit der unteren Kreide stirbt die Ordnung ganz aus; weder in der Tertiärzeit, noch in der heutigen Schöpfung hat auch nur eine einzige Form existirt, welche mit den Dinosauriern in Beziehung gebracht werden könnte. Der Typus gehört mit den Flugeidechsen oder *Pterodactylen*, mit den Theriodonten und Anomodonten, die wir in dem oben erwähnten Aufsatze näher betrachteten, mit den Ichthyosauriern und Plesiosauriern zu denjenigen Zweigen des Reptilienstammes, welche gänzlich verschwunden sind; indessen mag zwischen den letztgenannten und den Dinosauriern denn doch der Unterschied festgestellt werden, daß diese letzteren wahrscheinlich einen Seitenzweig in früher Jugend trieben, der sich nach und nach in den Vögeln zur schönsten Blüthe entfaltete, während bis jetzt wenigstens keine Formen bekannt wurden, welche von den Ichthyosauriern oder Plesiosauriern abgeleitet werden könnten.

Dieser Nebenpross muß spätestens im mittleren Jura entstanden sein; vielleicht hat er sich noch früher, im Vias oder selbst noch in der Trias abzweigelt. Im oberen Jura ist bis jetzt der älteste Vogel gefunden worden, den Solenhofen lieferte; in den Kreidebildungen Amerikas wurden die meisten Zahn-Vögel gefunden. Der allmählig aussterbende Stamm der Dinosaurier und der neu entstehende Zweig der Vögel fanden sich also gleichzeitig noch in wohl charakterisirten Formen neben einander und dies dauerte fort während einer gerannnen Zeit; jedenfalls lebten ihre Repräsentanten neben einander an den Gestaden des stillen Jura-Fjordes, aus dessen Abfäßen die Solenhofener Schiefer hervorgegangen sind. Dieses gemeinschaftliche Vorkommen weist unmittelbar die Annahme zurück, daß der Vogel

Archaeopteryx von dem Reptil Comptognathus abstamme; es läßt nur der einen Annahme Raum, daß Archaeopteryx von Reptilien hergeleitet werden könne, welche dem Comptognathus ähnlich waren, aber früher lebten.

Wir können die Huxley'sche Frage auch in anderer Weise fassen, indem wir uns selbst gewissermaßen als Schöpfer, als konstruierende Erbauer des Vogeltypus hinstellen und den Reptilientypus als das Material betrachten, aus welchem wir den Vogel hervorbilden sollen. Welche Theile müssen wir umgestalten und in welcher Weise müssen wir sie umgestalten, um aus dem Reptil einen Vogel hervorgehen zu lassen? Wir konstruieren eine Reihe von Fabelwesen; innerhalb dieser Reihe verändern wir stufenweise einen jeden einzelnen Theil und dann sagen wir dem Laien nicht, daß diese Fabelwesen existirt haben müssen, wirklich existirt haben, sondern wir vergleichen sie still für uns in unserem Cabinet mit demjenigen, was gefunden als Realität vorliegt, und sagen wie Huxley: „Seht hier in diesem Theile eines fossilen Reptils eine Annäherung an die Bildung der Vögel; seht hier in dieser Umgestaltung des Knochens eines Vogels einen Zug, der mit der Bildung der Reptilien übereinstimmt.“ In letzter Instanz kommt eine solche Untersuchung auf die Darstellung der Aehnlichkeiten und der Verschiedenheiten beider Typen und auf die Entscheidung der Frage hinaus, ob beide mit einander ausgeglichen werden können? Hinsichtlich dieser Entscheidung aber werden vorzüglich die Thatfachen angerufen werden können, welche die Kenntniß der Entwicklungsgeschichte beider Typen uns an die Hand giebt; wir dürfen mit Zug und Recht glauben, daß Uebereinstimmungen, welche während der einzelnen Phasen der Entwicklung auftreten, auch in dem Grundplane der Bildungen enthalten sein müssen und also von principieller Bedeutung für die Entscheidung der Frage sein werden.

Den Vogel kennt man an den Federn, das Reptil an den Schuppen. Aber man hat schon längst nachgewiesen, daß die Feder nur eine weiter fortgebildete Schuppe ist; daß sie bei dem Vogelembryo genau in derselben Weise entsteht, wie die Schuppe bei dem Reptil, die Schuppe also gewissermaßen eine in der Bildung stehengebliebene

Feder ist. Eigentliche Schuppen der vorweltlichen Reptilien sind uns nur in äußerst wenigen Fällen erhalten worden; die Knochenschilder, womit unsere heutigen Krokodile und viele fossile Formen gepanzert waren, gehören einer anderen Kategorie von Bildungen an. Vielleicht waren die Dinosaurier zum Theil mit Schuppen bedeckt, welche den Federn sich näherten; bei einigen will man Anzeichen eines hohen Rückenlammes gefunden haben, ähnlich demjenigen der Leguane, aus einzelnen Spitzen zusammengesetzt; jedenfalls ist so viel gewiß, daß Schuppen und Federn ebenso in ihren Grundlagen übereinstimmen, als sie z. B. von den Haaren der Säugethiere verschieden sind. Eine Schuppe läßt sich zu einer Feder weiter entwickeln, nicht aber zu einem Haare.

Der Vogel hat warmes Blut, das Reptil kaltes. Aber das ist eine Herzensangelegenheit, mit welcher die Versteinerungen weiter nichts zu thun haben. Im Krokodil schon schließen sich die beiden Herzhälften fast vollständig bis auf eine kleine, durch eine Klappe verschließbare Oeffnung mittelst einer Scheidewand ab, und die größere Muskelthätigkeit des Vogels, die Energie seiner Athmung bedingen eine größere Wärmeentwicklung als Folge der Verbrennung seiner Körperstoffe. Seitdem man nachgewiesen hat, daß auch die Reptilien Wärme entwickeln, nur nicht in solcher Menge, daß sie von den Variationen der umgebenden Temperatur unabhängig würden, ist die früher so streng gezogene Trennungslinie zwischen den warm- und kaltblütigen Thieren gefallen.

Beide Classen legen Eier, die in ihrer ganzen Structur sich so ähnlich sehen, daß man oft nur in der Schale einen Unterschied findet. Dotter, Keimseibe und Entwicklung des Zuges bis zu einem gewissen Punkte gleichen einander so vollständig, daß sogar der Geübte im Zweifel sein kann, ob ein aus der Schale genommenes Ei einem Vogel oder einem Reptil angehört. Freilich besitzen die Eier der Vögel Kalkschalen und werden ausgebrütet, während die Eier der Reptilien von einer lederartigen Haut umschlossen werden und die Sonnenwärme zu ihrer Entwicklung genügt; aber wenn man den Vogel verhindert, Kalk mit seiner Nahrung einzunehmen, so legt er ebenfalls lederartige

Eier, und während die Riesenschlange ihre Eier wirklich bebrütet, indem sie sich zu einem hohlen Kegel darüber zusammenrollt, legen manche Vögel Neu-Hollands ihre Eier nur in Haufen von dünnen Blättern oder von Mist, ganz in ähnlicher Weise, wie unsere gemeinen Ringelnattern es thun. Auch hier also keine principiellen Unterschiede, wie z. B. zwischen dem Ei der Säugethiere und demjenigen der Vögel.

Gehen wir zum Skelet über und in erster Linie zum Kopfe.

Wir sind freilich daran gewöhnt, uns das Reptil mit einem zahnbewaffneten Kachen, den Vogel mit einem zahnlosen Schnabel zu denken, der mit Hornscheiden bekleidet ist, die freilich eine bedeutende Stärke und Schneidigkeit haben können. Wir finden aber dieselbe Bildung auch bei den Schildkröten. Im äußeren Ansehen, wie im innern Bau hat der Schildkrötenschnabel die größte Aehnlichkeit mit dem Vogelschnabel, und daß erstere ebenso gut damit verwunden können, wie die Vögel, wissen die Anwohner des Mississippi sehr gut, denn sie fürchten sich vor der „Schuappischildkröte“ (snapping turtle) mehr als vor dem Kaiman. Der Unterkiefer des Vogels ist wie derjenige der Schildkröte ursprünglich aus mehreren Stücken zusammengesetzt, und das vorderste dieser Stücke, das Zahnlid, verwächst bei beiden in gleicher Weise mit demjenigen der anderen Seite in der Mittellinie, während es bei vielen anderen Reptilien, namentlich den Schlangen, zeitlebens getrennt bleibt.

Aber die Annäherungen sind in dieser Hinsicht noch mannigfacher und bedeutender. Unter den Flugeidechsen (Pterodactylen), die freilich alle ausgestorben sind, giebt es welche, wie z. B. die eigentliche Gattung Pterodactylus, deren Kiefer von hinten bis vorn reich besetzt sind mit schlanken, hakenförmigen Zähnen; andere (Rhamphorhynchus), wo die Kiefer nur hinten solche Zähne tragen, während die vordere Hälfte derselben durchaus zahnlos ist und wahrscheinlich mit einem Hornschnabel bekleidet war, und neuerdings hat man in Nordamerika Reste einer riesigen Flugeidechse gefunden, deren lange Kiefer durchaus zahnlos und nur mit Hornscheiden bewaffnet waren. Mit dieser zahnlosen Flugeidechse, Pteranodon, stirbt aber auch der ganze Typus aus; sie ist die

jüngste Repräsentantin desselben in den obern Kreidegeschichten. Man sieht also in den Flugeidechsen gewissermaßen die Tendenz, sich allmählig der Zähne zu entledigen, was ihnen auch endlich gelingt. Kein Zweifel, wären diese Flugeidechsen bis in unsere Schöpfung erhalten worden, wir würden nur vollständig zahnlose Gattungen und Arten derselben sehen.

Durchaus so ist es mit den Vögeln gegangen. Der älteste Vogel aus den Solenhofener Schiefer, der Archaeopteryx, hat bezahnte Kiefer; die Vögel der Kreideperiode, welche man in Amerika hat kennen lernen, zeigen echte Zähne in beiden Kinnladen; ein von Owen aus dem Eocen von Sheppen beschriebener Vogel hat zwar keine echten Zähne mehr, aber die Hornscheiden seines Kiefers gleichen einer gezahnten Säge. Kein heutiger Vogel hat Zähne oder auch nur im Jugendzustande in den Kiefern verborgene Zahnkeime, die nicht zum Durchbruche kommen, wie dies bei manchen Säugethieren, z. B. den Walen, der Fall ist.

Reptilien und Vögel stimmen also in dieser Tendenz zur Verarmung und Verminderung der Zähne überein. Merkwürdiger Weise läßt sie sich auch bei den Säugethieren wahrnehmen. Die älteren Säugethiere haben durchschnittlich mehr Zähne als die heutigen. Diese Zahlenverminderung der Zähne scheint also ein durchgreifendes Gesetz in der ganzen Thierwelt zu sein.

Betrachtet man den Schädel eines erwachsenen Vogels im Vergleiche zu demjenigen eines Reptils, so bieten sich freilich die auffallendsten Verschiedenheiten. Die Schädelkapsel des Vogels verknöchert sehr frühzeitig; die Näthe der einzelnen Stücke verschmelzen sehr bald mit einander, während bei dem Reptil meistens bis in das höchste Alter hinein diese Näthe offen bleiben, so daß man die einzelnen Knochen, Stirn-, Scheitel-, Hinterhauptbein und wie sie alle heißen mögen, deutlich von einander unterscheiden kann. Vergleicht man aber den jungen Vogel mit dem Reptil, so zeigt sich eine auffallende Aehnlichkeit des ganzen Aufbaues, und diese bleibt namentlich erhalten in einem Punkte, in der Einsenkung des Hinterhauptes gegen den ersten Halswirbel. Bei Amphibien und Säugethieren zeigt das Hinterhauptgelenk zwei deutliche, seitlich gelegene

Gelenkköpfe, welchen auf der Vorderfläche des ersten Halswirbels zwei Gruben entsprechen; bei den Vögeln und Reptilien findet sich aber nur ein in der Mittellinie unter dem großen Hinterhauptsloche, durch welches das Rückenmark an das Gehirn herantritt, gelegener vorragender Gelenkkopf. So lange man diesen durchgreifenden Unterschied nicht festhielt, konnte man oft über die Classe, zu welcher manche fossile Thiere zu zählen seien, im Zweifel sein; namentlich hinsichtlich der Abgrenzung zwischen Reptilien und Amphibien — heut zu Tage ist ein solcher Zweifel nicht mehr möglich.

Die Bildung des Unterkiefers aus mehreren Stücken, die Aufhängung desselben an einem besonderen Knochen, dem sogenannten Quadratbein, welcher freilich bei den Schildkröten und Krokodilen mit dem Schädel verwächst, während er bei Eidechsen und Schlangen ebenso wie bei den Vögeln beweglich bleibt, kann die beiden unter dem Namen der Sauropsiden zusammengefaßten Classen zwar von den Säugethieren, nicht aber von den Amphibien unterscheiden. Die Beweglichkeit des Quadratbeines bebingt aber auch eine mehr oder minder große Beweglichkeit des ganzen knöchernen Gerüsts des Gaumens und giebt uns neben vielen anderen, weniger hervortretenden Charakteren, auf welche ich hier nicht näher eintreten kann, einen gewichtigen Fingerzeig für die Wahrscheinlichkeit, daß die Verwandtschafts-Beziehungen der Vögel nicht bei den Schildkröten oder den Krokodilen, sondern den Eidechsen gesucht werden müssen.

Man erlaube mir hier eine kleine Abschweifung, die indessen doch zur Sache gehört. Die äußere Körpergestalt, wenn auch gewiß nicht ohne Bedeutung, entscheidet nicht über die Beziehungen der Thiere zu einander; — der innere Bau ist maßgebend. Der Laie wird in der äußeren Erscheinung eines Salamanders und einer Eidechse nur wenig Verschiedenheit finden — der Zoolog und der Anatom werden diese beiden Thiere zwei verschiedenen Classen zuzählen, obgleich beide einen langen Schwanz, kurze Beine und einen ähnlichen Kopf haben. Nähnlich geht es auch mit Krokodilen und Eidechsen, Schlangen und Schildkröten. Dem Laien sind Schlangen und Eidechsen sehr ver-

schiedene Wesen — haben ja doch die einen Beine, die andern nicht; ihm ist das Krokodil nur eine riesige Eidechse, die Schildkröte ein durchaus verschiedener Typus. Der Naturforscher weiß aber, daß Schlangen und Eidechsen, als beschuppte Reptilien, nahe zusammengehören, daß die fußlose Blindschleiche doch eine Eidechse und keine Schlange ist; daß ferner Krokodile und Schildkröten enge zusammengehören und der innere Bau eines Krokodils sich weit mehr von demjenigen einer Eidechse entfernt, als von dem einer Schildkröte. Aus diesem Grunde mag es immerhin von Wichtigkeit sein, zu wissen, daß der Schädelbau der Vögel weit mehr mit demjenigen der eigentlichen Eidechsen als mit dem der Krokodile und Schildkröten übereinstimmt.

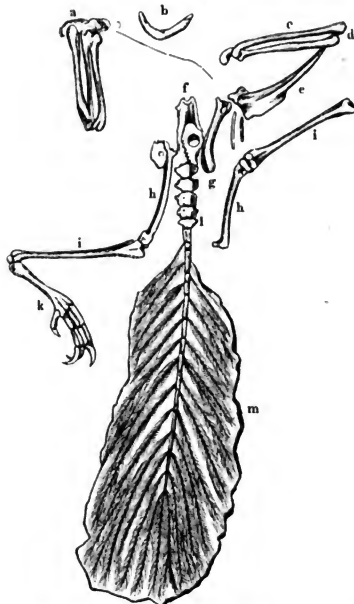
Kehren wir zu unserer Vergleichung zurück. Die Wirbelsäule bietet sowohl in ihrer Gesamtheit wie in den Einzelheiten der Theile, welche zu ihr in Beziehung stehen, die vollkommensten Uebergänge dar. Die Wirbelskörper sind in der verschiedensten Weise mit einander eingelenkt; bei den Reptilien sind sie bald an beiden Enden ausgehöhlt, wie diejenigen der Fische, bald mit glatten Flächen an einander gepaßt; in anderen Fällen haben sie vorne einen Gelenkkopf und hinten eine Gelenkhöhle oder umgekehrt; bei den meisten Vögeln haben sie entweder platte Gelenkflächen oder vorne einen Gelenkkopf; aber einer der in Amerika entdeckten Zahnvögel hat vorn und hinten ausgehöhlte Wirbel, weshalb ihn Marsh auch „Fischvogel“ (Ichthyornis) nannte. Wie bei den Reptilien, ist auch die Zahl der Wirbel, welche den einzelnen Regionen angehören, außerordentlich verschieden; der Hals, der bei den Säugethieren, mag er auch noch so lang sein, stets nur sieben Halswirbel besitzt, hat bald viele, bald wenige Wirbel, und wenn die meisten jetzt lebenden Vögel nur eine sehr beschränkte Anzahl von Schwanzwirbeln besitzen, die freilich schon bei den Straußen bedeutend vermehrt ist, so giebt der älteste Vogel, der jurassische *Archaeopteryx* (Fig. 3) in dieser Beziehung gar vielen Reptilien nichts nach. Diese geringe Anzahl der Schwanzwirbel bei den meisten Vögeln ist aber augenscheinlich die Folge einer während der Entwicklung stattfindenden Reduction; das Hühnchen im Ei hat

einen weit längeren Schwanz und viel mehr Wirbel in demselben als der erwachsene Vogel.

Die meisten Reptilien tragen mehr oder minder lange Rippen an den Halswirbeln; bei den Vögeln sind dieselben mit den Wirbeln selbst zu einem Ganzen verschmol-

gegen den Leib hin. Diese Muskeln sind es, welche das weiße Fleisch der Hühnerbrust bilden, das von den Meisten, freilich meines Erachtens sehr mit Unrecht, dem saftigern, rötheren Fleische der Schenkel vorgezogen wird. Aber dieser Mittelfamm des Brustbeines ist offenbar nur

www.libtoll.com.cn



Platte, im Londoner Museum befindlich, mit den Skeletresten der *Archaeopteryx macrurus*.

a. Knochen des einen Flügels, zusammengelegt. b. Gabelknochen. c. Elle. d. Speiche. e. Oberarm des anderen Flügels. f. Beckenknochen mit dem Hüftgelenk. g. Schulterknochen. h. Oberschenkel. i. Unterschenkel. k. Laufknochen mit den Zehen. l. Schwanzwirbel. m. Schwanzfedern.

zen, aber darum nicht minder erkennbar. Selbst in der Bildung des Brustbeines lassen sich die Uebergänge nachweisen. Bei den meisten Vögeln stellt dieses freilich eine mehr oder minder ausgeschnittene Platte dar, welche der Mittellinie entlang einen hohlen Kamm trägt, ein senkrecht stehendes Blatt, an welches sich von beiden Seiten her die gewaltigen Muskeln ansetzen, welche die Flügel herabziehen

ausgebildet, um den mächtigen Flügelmuskeln Raum zum Ansätze und damit einen festen Punkt bei ihrer Zusammenziehung zu liefern; er entwickelt sich auch bei den Fledermäusen aus derselben mechanischen Nothwendigkeit, fehlt aber den Straußen, welche nicht fliegen können und deren Brustmuskeln in Uebereinstimmung damit verkümmert sind. Bemerken wir ja doch Aehnliches bei den Säugethieren;

die Fleischfresser, deren Beißmuskeln so bedeutend entwickelt sind, tragen einen hohen Kamm auf dem Scheitel, an welchen diese Muskeln sich ansetzen, während den Pflanzenfressern dieser Kamm fehlt. Sieht man aber von diesem Kamm ab, so gleicht das Brustbein der Vögel selbst in Gestalt und Form, wie hinsichtlich der Anheftung der Rippen an dasselbe oft auffallend dem mancher Reptilien.

So wären wir bei den Gliedmaßen und deren Anheftungsgebilden, dem Schulter- und Beckengürtel angekommen, die allerdings die bedeutendsten Verschiedenheiten bieten. Es sei uns erlaubt, hier auf die Structur derselben näher einzugehen, die bei aller Identität der Zusammenfügung doch manche durchgreifende Umänderungen erleidet, welche mit dem Gebrauche der Function der betreffenden Extremität zusammenhängen. Unsere Aufgabe wird freilich insofern erleichtert, als wir es nur mit der Anpassung nach zwei Richtungen hin zu thun haben, der Anpassung der vorderen Extremität, des Armes, zum Fluge, derjenigen der hinteren, des Beines, zum alleinigen Stützorgan des Körpers.

Die Entwicklungsgeschichte wie die vergleichende Anatomie lehren uns, daß in denjenigen Abtheilungen der Extremitäten, welche aus mehreren Knochen zusammengesetzt sind, Reductionen eintreten können, sei es durch Verschmelzung oder

Rückbildung während der individuellen Entwicklung selbst, sei es durch Vererbung dieser Reduction aus früheren, durch die Versteinerungskunde uns bekannten Generationen; daß demnach die größtmögliche Zahl von Knochen in einem Gliede die ursprüngliche Normalzahl darstellt, welche späterhin im Laufe der individuellen Ausbildung verändert werden kann, oder schon so früh bei vorweltlichen Stammeltern modificirt wurde, daß die Embryonen keine Spur mehr von den bei diesen vorhandenen Theilen zeigen. Ich will mich durch ein Beispiel deutlicher machen. Die Normalzahl der Finger und Zehen ist fünf. Der Mensch hat fünf Finger, das Pferd nur einen. Der Mensch ist also in dieser Beziehung rein conservativ geblieben — mit Ausnahme einiger Details hat der Mensch in seiner ganzen Ahnenreihe keinen Fortschritt in der Bildung seiner Hände und Füße aufzuweisen; das Pferd dagegen hat einen durchaus modernen Fuß und die Reduction seiner Zehenzahl hat so früh in seiner Ahnenreihe begonnen, daß der ursprüngliche Typus von fünf Zehen, der nachweisbar existirte, sogar in der embryonalen Entwicklung nicht mehr angedeutet wird.

Sehen wir also die verschiedenen Knochen der beiden Extremitäten zur Erläuterung der folgenden Darstellung in der ursprünglichen Mehrzahl nebeneinander, so erhalten wir folgendes Schema:

Vorderglied	{	Schultergürtel.	Oberarm.	Unterarm.	Handwurzel.
		Schulterbein.	Humerus.	Speiche (Radius).	Neun Knochen
		Kabenbein.	(Oberarmbein.)	Elle (Ulna).	in zwei Reihen.
		Schulterblatt.			
Vorderglied	{	Mittelhand.	Hand.		
		Fünf Knochen.	Fünf Finger, vier dreigliedrig, einer (Daumen) zweigliedrig.		
Hinterglied	{	Beckengürtel.	Oberschenkel.	Unterschenkel.	Fußwurzel.
		Schambein.	Femur.	Schienbein (Tibia).	Neun Knochen
		Eigbein.	(Oberschenkelbein.)	Wadenbein (Fibula).	in zwei Reihen.
		Darmbein.			
Hinterglied	{	Mittelfuß.	Fuß.		
		Fünf Knochen.	Fünf Zehen, vier dreigliedrig, eine zweigliedrig.		

Keines der jetzt lebenden Reptilien benutzt die beiden Extremitätenpaare zu einem anderen Zwecke, als zur Stütze des Körpers. Wir dürfen also bei ihnen primitive Verhältnisse erwarten. Die Glieder können reducirt werden oder schwinden, sie werden aber nur bei einigen Schildkröten zum Schwimmen und nicht

zu anderen Functionen angepaßt. So weit wir die Wirbelthiere übersehen können, finden sich nur drei Gruppen, welche die vordere Extremität zum activen Fluge anpassen — unter den Reptilien die ausgestorbenen Pterodactylen, die Vögel und die Fledermäuse unter den Säugethieren.

(Schluß folgt.)



www.libtool.com.cn

Literaturbrief.

Werke von Leibniz. Von Otto Kloss. — Ernst Moriz Arndt. Von Eduard Langenberg. — Spinoza's theologisch-politischer Tractat. Von Hugo Ginzberg. — Emanuel Kant's Prolegomena. Von Bruno Erdmann.

Aus einer Anzahl Publicationen von Schriften vergangener Zeiten heben wir hier zunächst vor Allem den rüstigen Fortgang eines sehr bedeutenden Unternehmens, die Herausgabe der Werke von Leibniz, heraus.

Werke von Leibniz, gemäß seinem handschriftlichen Nachlaß in der königlichen Bibliothek zu Hannover. Herausgegeben von Otto Kloss. Erste Reihe. Historisch-politische und staatswissenschaftliche Schriften. Bd. 6—10. 1872 bis 1878. Hannover, Klindworth's Verlag.

Der universalste Kopf, den Deutschland jemals besaß, der unermüdblich fleißigste, dazu ein Mann, der noch als Bibliothekar gewohnt war, jeden Zettel seiner Studien aufzubewahren — dieser Mann mußte einen Nachlaß hinterlassen von solcher Mannigfaltigkeit der Gegenstände und solche Massen in sich fassend, daß der Gedanke einer Edition nicht leicht zu verwirklichen ist. Und doch ist Leibniz zugleich vielleicht die wichtigste und einflußreichste Persönlichkeit in der Geschichte unseres geistigen Lebens; er beherrscht unser achtzehntes Jahrhundert bis zu dem Hervortreten von Kant und Goethe; er verbreitet seine Herrschaft auf alle Gebiete von den Problemen der höheren Mathematik ab bis zu den Gedanken einer Union zwischen Katholiken und Protestanten, zu politischen Plänen und zu vereinfachten Methoden der Behandlung der Jurisprudenz. Und zwar, was er schrieb,

hat heute noch denselben Reiz, den es damals hatte, durch das Eindringende, Forschende in seinem genialen Blick und in seiner Arbeit.

Die vorliegende, von Otto Kloss veranstaltete Ausgabe geht, wie dies in der Natur der Sache liegt, aber auch eine immense Arbeit fordert, von den Manuscripten in Hannover aus. Es ist sehr geschickt, daß sie mit denjenigen Schriften beginnt, welche unserem Zeitalter am nächsten liegen und wohl heute noch das lebhafteste und allgemeinste Interesse unter den Arbeiten von Leibniz zu erregen geeignet sind, mit den historisch-politischen und staatswissenschaftlichen. Und zwar begreift sie in dieser Reihe auch jene merkwürdigen Correspondenzen mit den fürstlichen Personen, denen Leibniz persönlich nahe stand: Correspondenzen, die der Natur der Sache nach die mannigfachsten Gegenstände des Lebensinteresses von Leibniz berühren. Diese Serie umfaßt also zugleich einen ansehnlichen Theil der Lebensgeschichte von Leibniz und die Geschichte seiner äußeren Einwirkungen auf Fürsten und Staaten seiner Zeit. Die Verlagshandlung hat, was bei einer solchen Edition ein sehr wichtiger Punkt ist, ein Format und eine Ausstattung gewählt, die zugleich sehr elegant und statlich sind und doch andererseits bequem zur Benutzung.

Der sechste Band führt uns in die Zeit von 1689—1697, in welcher Leibniz an den politischen Vorgängen einen lebhaften activen Antheil nahm. Er war

in den Diensten von Hannover vierzig Jahre hindurch. Es handelte sich um die Erlangung der Kurfürstwürde für das welfische Haus, und 1692 ist dieses Ziel erreicht worden: eine Anzahl politischer Schriften dient diesem Zweck. Die Stellung von Leibniz war eine ganz freie; er lebt in den bedeutendsten persönlichen Beziehungen, und aus ihnen knüpfen sich dann politische Verbindungen. Viel bedeutender für uns Heutige ist eine andere Schriftenreihe, welche in die europäischen Verwickelungen eingreift. Das Leben von Leibniz fällt bekanntlich in die ungelügteste Epoche unserer Nation. Er ist zwei Jahre vor dem Schluß des dreißigjährigen Krieges geboren, und in sein Leben fällt das Vordringen der räuberischen Politik Ludwig's XIV. Insbesondere der Ryswycker Friede fällt in die Zeit des vorliegenden Bandes. Leibniz war einer der unermüdetsten Patrioten, einer der unermüdetlichsten Gegner der französischen Politik Ludwig's XIV. in seinem Zeitalter. Diesen Geist athmen nun besonders die patriotischen Aufsätze in Folge des Ryswycker Friedens, welche einen Theil dieses Bandes füllen und die Perle desselben sind. Hier findet sich jener herrliche Aufsatz zu Gunsten der deutschen Sprache, welchen man auch heute gern lesen wird. „In Deutschland hat man aber annoch dem Latein und der Kunst zu viel, der Muttersprache und der Natur zu wenig zugeschrieben.“

Vom siebenten Bande ab beginnt die Correspondenz mit der Kurfürstin Sophie von Braunschweig-Lüneburg, welche sich von 1680 bis zum Tode der Kurfürstin, 1714, erstreckt. Leibniz und die Fürstin lebten in Hannover in beständigem Umgang; die Briefe treten nur ein, wenn sie einander nicht sehen, weil Leibniz oder die Fürstin von Hannover abwesend ist. Die Briefe sind noch heute in verschiedenen Fasciceln der Bibliothek und auf dem Archiv zerstreut, und sie sind wohl auch nur lüdenhaft erhalten. Der Herausgeber hat die Aufgabe, sie chronologisch zu bestimmen, wo die Datirung fehlte, musterhaft gelöst. Die Sammlung dieser Briefe umfaßt drei Bände der vorliegenden Ausgabe.

Man bemerkt wohl in diesen Briefen, wie Leibniz auf diese bedeutende Natur

seine Stellung in Hannover sehr wesentlich stützte. Ihre geistigen Interessen vermochten Leibniz in das Eigenthum seiner Forschungen zu folgen. Ihr Blick vermochte abzuschätzen, was dieser Mann der hannoverschen Familie werth war. Eine nothwendige Ergänzung des Bildes dieser Beziehung liegt in der Correspondenz mit ihrer Tochter Sophie Charlotte, der ersten Königin von Preußen. Das Bild von Leibniz und seiner königlichen Schülerin, wie sie in Charlottenburg zusammen lesen und philosophiren, bildet einen wesentlichen Bestandtheil im Bilde der Existenz von Leibniz. Anno Klopp bemerkt richtig, daß von dem längeren Aufenthalt Leibniz's in Berlin, von Mai bis August 1700¹⁷⁰⁰ in der Beziehung zwischen ihm und der Königin eine neue Epoche datirt. Von da ab waren es nicht mehr die Pläne, die mit der Berliner Akademie der Wissenschaften zusammenhängen, es waren nicht mehr politische Absichten, was sie verband; es war das gemeinsame begeisterte Interesse an den Studien, an den Fragen über die höchsten Dinge, es war auf diese Interessen gebaute echte Freundschaft, was diese beiden vornehmen Geister miteinander verknüpfte. Es ist bekannt, daß ihm nach dem Tode der Königin die fremden Gesandten förmliche Condolenzbesuche machten: so urtheilte man darüber, was Leibniz verlor, als der Tod dies Band zerriß.

Möchte die vorliegende schöne Ausgabe rüstig so weiterschreiten als bisher: erst wenn wir eine Ausgabe von Leibniz nach der Summe der Manuscripte in Hannover besitzen, kann die wichtigste Persönlichkeit unserer geistigen Geschichte zwischen Luther und Melancthon einerseits, Kant und Goethe andererseits, wirklich nach dem ganzen Umfang der Quellen studirt werden.

* * *

Ernst Moritz Arndt. Briefe an eine Freundin, herausgegeben von Eduard Langenber g. Berlin, Schleiermacher, 1878. Was Ernst Moritz Arndt unserer Nation war durch das elementare und machtvollste Gefühl unseres eigenen Nationalcharakters und selbständigen Volksthum's, daß ihm aus den innersten und geheimsten Quellen eigenen naiven Erlebens floß, kann ihm nie genug gedankt

werden. Die vorliegenden Briefe desselben sind an eine edle Jugendfreundin auf Rügen gerichtet, und man wird sein ganzes so einfaches Wesen darin lebendig erblicken. Ob es rathsam war, sie ganz herauszugeben, ein Buch aus ihnen zu machen, im eigenen Interesse von Arndt rathsam war, darüber sind wir sehr zweifelhaft. Es ist etwas Einförmiges, beständig gemüthlich Bewegtes in ihnen, was theilweise in der Natur von Arndt lag, aber sehr gesteigert wurde durch die weiche und rein gemüthliche Natur des Verhältnisses, aus dem sie entsprangen. Aber derselbe ganze Mensch redet überall. So, wenn er den 6. Mai 1821, als die Untersuchungen auch über ihn eingeleitet waren, schreibt: „Sie fragen mich nach meinem Schicksal. Davon kann ich auch nichts melden. Wenn ich auch gern in meinem Hause wohnen bliebe, so kommt es mir doch zuweisen vor, daß ich auch allenthalben in einer Bauernhütte würde leben können — denn die Sterne Gottes scheinen und die Verden des Himmels singen ja allenthalben — aber freilich es kommt auf die Probe an. Etwas sollte man freilich gelernt haben in einer Zeit und von einer Zeit, wo auch Könige und Fürsten unstät gemacht sind. Indessen, ich habe es ja schon versucht; doch ist ein Unterschied zwischen dreißig Jahren und fünfzig. Doch Alles, wie Gott will; er hat immer Kraft gegeben, wenn ich sie gebraucht habe — und — so pflegte ein alter verständiger Heimu von mir zu sagen — sterben müssen wir doch Alle.“

„Bonn, den 25. Lenzmonats 1822. Wie es mir geht? Die letzten Jahre habe ich nicht recht zu dem Blumenspiele der Phantasie kommen können, so reich war die Bahn mit Disteln und Dornen besäet und ist es zum Theil noch. Ich muß wieder, was ich oft gemußt habe — wie auf einem einsamen Schlachtfelde einherstreiten und im eigentlichen Sinne im Kampfe und Schweisse meines Angesichts mein Brot essen. Indessen giebt Gott leidlichen Muth und Trost und eine nie wankende Gesundheit und Freude im Hause. Auch fehlt es nicht an der Nebenmenschen Theilnahme im Gedränge. Mein alter herrlicher Freiherr von Stein ist geblieben, der er war, und kann, wie die Schwachen alsbald thun, den Mantel

nicht nach dem Winde zu drehen; auch andere Wiederleute erfreuen durch Treue, worunter ich mehrere meiner braven Amtsgenossen und vor Allem meinen alten Grafen Gefler in Schlesien rechnen muß, Siegerich's Pathe, bei welchem ich im Sommer 1816 ein Vierteljahr im Hauptquartier zu Reichenbach gewohnt habe: ein welterfahrener und frommer Greis, Enkel jenes Grafen Gefler, der 1745 die Schlacht bei Hohenfriedberg in Schlesien und für sein Wappen 26 Fahnen und 66 Standarten Grafenwürde und großes Gut gewann.“ In diesem Tone freudigen, frommen, naiven Mitlensens mit unserem deutschen Schicksal und Volksthum liegt überall die Kraft und Schönheit seines Wesens.

* * *

Zwei interessante philosophische Schriften erscheinen in treuer deutscher Ausgabe und mit erklärenden Erläuterungen: **Spinoza's theologisch-politischer Tractat**, herausgegeben und mit Einleitung versehen von Hugo Ginzberg. Leipzig, Koschny, 1877. — **Immanuel Kant's Prolegomena**, herausgegeben und historisch erklärt von Venuo Erdmann. Leipzig 1878, Voss. Ginzberg läßt die einzelnen Schriften Spinoza's in guten kritischen Ausgaben nacheinander erscheinen, und so werden wir bald die erste kritische Gesamtausgabe der Werke des großen Denkers vor uns haben. Ginzberg betrachtet den Tractat als entsprungen im Abhluß der Geistesentwicklung Spinoza's und glaubt das dreißigste Jahr desselben als spätesten Zeitpunkt dieses Abschnittes annehmen zu dürfen. Von da ab wendet sich die Hauptthätigkeit unseres Denkers vorzugsweise der Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Problemen und der systematischen Darlegung der eigenen, vom Zeitbewußtsein vielfach abweichenden Weltanschauung zu, deren Grundzüge ebenso wie bereits in den metaphysischen Betrachtungen so auch in den kritisch-exegetischen Jugendarbeiten sich finden; ihre Darlegung aber in einer dem wissenschaftlichen Zeitbewußtsein entsprechenden systematischen Form, wie sie zuerst in dem kurzen „Tractat“ versucht wird, die Ausführung in Gestalt einer Ethik mit metaphysischer

und psychologischer Einleitung, ist die speculative Aufgabe, welche das Jahrzehnt zwischen 1665—75 ausfüllt und sicherlich alle anderen, dem Gebiete der Philosophie nicht unmittelbar angehörigen Specialuntersuchungen zurücktreten läßt.

Vonno Erdmann zeigt durch die Verbesserungen des Textes der Kantischen Schrift in seiner Ausgabe, wie sehr viel auch heute noch, nach Rosenfranz, nach Hartenstein, für die Herstellung eines correcten Textes der Kantischen Schriften zu thun ist. Die Einleitung führt eine vortreffliche Untersuchung über die Entstehung des Werkes, in welche die ganze selbständige Auffassung Kant's, wie sie Erdmann sich gebildet hat, verwebt ist. Ein gewisses Mißverhältniß ist dadurch freilich entstanden, daß allgemeine Untersuchungen über Kant mit einer kritischen Edition der Prolegomena verbunden worden sind.

Literarische Notizen.

Rafael's Sixtinische Madonna hört nicht auf, einen Gegenstand für die Kupferstecher zu bilden; aber kaum eine Aufgabe ist schwerer zu lösen als diese. Als eine der herrlichsten Leistungen des neueren Kupferstiches steht Friedrich Müller's Sestina da. Bei wunderbarer Gediegenheit und Vollendung der Technik erreichte der Meister im Gesamteindruck die duftige, zauberhafte Klarheit des Bildes, wie seine Formbestimmtheit und seinen Adel der Pinien. Unter allen anderen Stichen des Gemäldes der beste ist aber derjenige von Moriz Steinla. Auch dieser, nicht bloß der Müller'sche, ist dem neueren großen Platte von Keller weit überlegen, das anfangs begeistert begrüßt wurde, aber dem gegenüber dann bald das besonnene Urtheil seine Bedenken nicht zurückhalten konnte. Das Aetherische der Totalwirkung erreichte Steinla nicht in dem Maße wie Friedrich Müller, aber die discrete und feine Wiedergabe des Originals bis in seine Einzelheiten ist hoher Anerkennung werth. Die Platte des beliebten Blattes war aber allmählig so weit angegriffen worden, daß sich eine Ueberarbeitung als wünschenswerth herausstellte, und mit dieser wurde von Seiten des Ernst Arnold'schen Kunstverlags in Dresden Eduard Büchel daselbst, der Lieblingschüler Steinla's, beauftragt. Das Resultat ist ein höchst erfreuliches. Mit retouchirten Platten

im gewöhnlichen Sinne des Wortes läßt sich diese Erneuerung nicht vergleichen; die Bedenken, welche der Freund der reproducirenden Kunst gegen solche zu haben pflegt, müssen ihr gegenüber schwinden. Büchel hat jahrelange Arbeit daran gesetzt, um den Eindruck wiederzugewinnen, den die Steinla'sche Platte in ihren besten früheren Abdrücken hervorbringt, hat sich aber zugleich möglichst nahe an das Original selbst gehalten. Mag die Arbeit des Kupferstechers überhaupt eine schwere, mühsame sein, so war hier um so größere Selbstverleugnung nöthig, wo es darauf ankam, nur das Werk eines Anderen wiederherzustellen, aber Büchel hat das, was ihm oblag, in vollem Umfange erfüllt, und die neue Ausgabe wird selbst in einer Zeit, in der die mechanischen Reproductionsverfahren der Kupferstecherkunst ihre Stellung erschweren, die Gunst des Publikums gewinnen und ein willkommener Schmund des Hauses sein. Alfred Wolmann.

Photographische Aufnahmen des zoologischen Gartens in Berlin sind bei Alexander Duncker erschienen unter dem Titel: *Der zoologische Garten in Berlin*. Die erste Serie umfaßt 12 Ansichten. Dieselben sind von dem Hamburger Photographen Strumpe klar und künstlerischem Sinn ausgeführt. Die malerischen Schönheiten des Gartens kommen zu gefälligem Ausdruck. Die eine und andere Photographie wird man überflüssig finden, weil ihr Gegenstand ein nicht hinlängliches Interesse bietet, z. B. das Elefantenghaus. Dagegen können wir auf das lebhafteste den Wunsch aussprechen, daß die Zahl der Thierbilder so ausgedehnt als möglich genommen werde. Die beiden in der ersten Lieferung enthaltenen sind vorzüglich, und keine Abbildung in naturhistorischen Werken kann diese photographisch genauen Abbildungen erreichen. Photographien dieser Art in den wichtigsten Thiergärten Europa's genommen können uns allmählig in den Besitz von den treuesten Darstellungen der Thiertypen setzen, was sowohl für die Zwecke der Wissenschaft und Schule als für die des darstellenden Künstlers von erheblichem Vortheil sein kann.

New original map of the island of Cyprus by Henry Kiepert. (Berlin, D. Reimer, 1878.) Professor Heinrich Kiepert, der verdienstvolle und berühmte geographische Forscher, hat mit der vorliegenden sehr sauber ausgeführten und nach Originalansichten bearbeiteten Karte der Insel Cypern einem sich dringend geltend machenden Tagesbedürfnisse entsprochen. Seit den Tagen des Berliner Congresses wendet sich die allgemeine Aufmerksamkeit mit erhöhtem Interesse dem schönen Cypern zu, und es ist darum nicht zu verwundern, daß die deutsche Kartographie, die unermüdlische und stets rührige, diesem Interesse entgegenkommt. Mit

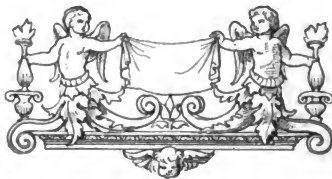
besonderer Freude aber ist eine Karte wie die vorliegende zu begrüßen und zu empfehlen, die, auf wissenschaftlicher Kritik und umfassender Kenntniß basirend, an Klarheit und Uebersichtlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege. Im Auftrage des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege herausgeg. von Dr. Fr. Sander. (Leipzig, S. Hirzel, 1877.) Der Verfasser selber erklärt sich über die Absicht seines Unternehmens folgendermaßen: „Es hat nicht in meiner Absicht gelegen, ein agitatorisches Buch zu schreiben, das für seinen Gegenstand erst Interesse erwecken, sich auf Mittheilung der festgestellten Thatsachen beschränken oder gar durch bewußte und unbewußte Uebertreibung einen heilsamen Schrecken hervorrufen soll. Ich habe mir unter meinen Lesern Aerzte, Beamte, Politiker, Techniker, Stadtverordnete und Andere gedacht, welche ein genügendes Interesse für die öffentliche Gesundheitspflege bereits haben, sich nicht mit der Kenntniß von den Ergebnissen begnügen, sondern über den Gang der Untersuchungen, über Gründe und Gegengründe unterrichten wollen.“ In der That hat der Verfasser diese Absicht in vorzüglichem Grade erreicht, wie denn von einem Werke zu erwarten war, welches im Auftrage des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege verfaßt worden ist. In echt wissenschaftlichem Geist, mit echt wissenschaftlicher Unterscheidung des Sicherem und der Hypothese werden die großen Agentien, unter deren Bedingungen wir leben: Luft, Wasser, Boden und Nahrung, einer allseitigen Untersuchung unterzogen, und die Maßregeln werden entwickelt, welche die Gesellschaft zur Minderung von Krankheiten zu treffen in der Lage ist. Wie

das Buch nun vorliegt, ist es das beste, was in Deutschland über diesen Gegenstand existirt.

Zwei Bücher streiten jetzt um den Preis als Rathgeber für die Pflege der kleinen Welt; sie ergänzen sich einander. Das ältere: **Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege.** Von Ammon. 21. Auflage. Von Winkel durchgesehen. (Leipzig, Hirzel, 1877) versteht sich beinahe alljährlich zweckentsprechend zu erneuern. In seiner maßvollen Besonnenheit, seinem ärztlichen Tact ist es unerreicht. — Eine andere Haltung hat: **Das Kind und seine Pflege.** Von Fürst. Zweite Auflage. (Leipzig, Weber, 1877.) Während das erste Buch vorherrschend Rathschläge ertheilt, ohne in ihre Begründung blicken zu lassen, Vertrauen fordernd, das es vollauf verdient, belehrt das zweite und eröffnet in die Functionen des Kinderorganismus einen vielfach auch durch Bilder unterstützten Einblick. So ergänzen sich die beiden vorzüglichen Schriften, und man wird gern in der Familie ihre Rathschläge mit einander vergleichen.

Die „Bibliothek der Wissenschaft und Literatur“ veröffentlicht in ihrem neunzehnten Bande: **Diphtherie und Group.** Geschichtlich und klinisch dargestellt von Franz Seig. (Berlin, Grieben, 1877.) Wenn uns auch die späteren Abschnitte dieses Werkes ferner liegen, so haben wir doch mit großem Interesse die einfache und vortreffliche Darlegung der Geschichte dieser Krankheiten gelesen. Denn die Geschichte der Volkskrankheiten ist eines der merkwürdigsten Capitel in der Culturgeschichte, und die Münchener Schule, welcher der Verfasser des vorliegenden Werkes angehört, hat in diesen Studien einen Ausgangspunkt für eine mächtige und gewiß höchst folgenreiche praktische Agitation gewonnen, aus der einst ein bedeutamer, ja einer der bedeutendsten Zweige der Staatsverwaltung erwachsen wird.





Deutscher Adel.

Von

Wilhelm Raabe.

I.

Die Karl Achtermann'sche Leihbibliothek gehört nicht zu den ersten der Stadt. In einer verhältnißmäßig engen und wenig belebten Nebenstraße belegen, macht sie nicht den geringsten Anspruch auf äußerliche Eleganz, polirte Ladentische und Bücherbretter, Plüschessel und Büsten berühmter Unterhaltungsschriftsteller vom alten Homer bis zum jüngsten — dem jüngsten — nun ja, lassen auch wir den Platz offen und allen noch mitstrebbenden Collegen die Gelegenheit, sich in Gips oder Biscuit an die Wand hin zu imaginiren.

„Einen recht schönen Sokrates hatte ich da oben; aber geschrieben hat der Mann ja eigentlich gar nichts, und als er vor anderthalb Jahren nächtlicherweile mit Nagel und Console herunter kam, habe ich es noch für ein Glück halten müssen, daß er das Attentat nicht bei Tage verübte

und mir auf den Kopf fiel. Die augenblicklich beliebten Autoren von beiden Geschlechtern halte ich mir immer der Bequemlichkeit wegen handgerecht; und jetzt, bitte, kommen Sie einmal selbst hier hinter den Ladentisch und sehen Sie selber, in was für einer literarhistorischen Gefahr ich geschweht habe. Er hing gerade drüber!“ sagte mir der alte Achtermann; ich aber hatte ihm sogar noch dankbar dafür zu sein, daß er hinzufügte:

„Sie stehen dort auf der andern Seite, und darüber ist auch noch ein recht hübscher Platz, wenn es sich einmal wieder so macht, daß ich etwas für die Verschönerung des Locals thun kann.“ —

Leihbibliothek
von

Karl Achtermann

stand in halb verwichenen Buchstaben über der Glasthür, die auf die Straße hinausführte, und lud seit fast einem Menschenalter die Passanten ein, billigst ihre lau-

senden geistigen Bedürfnisse zu befriedigen. Und, gottlob! ein ziemlich anständiger Theil der Bevölkerung folgte der Einladung sogar „im Abonnement“; — da war's noch billiger, abgesehen davon, daß der alte Achtermann dabei denn doch auch genauer wußte, wie er dran war. Ganz gratis können es die Museen leider immer noch nicht thun; aber das muß man ihnen lassen, Rücksichten nehmen sie, und so billig wie die deutsche Nation ist noch keine andere auf Gottes Erdboden zu dem Rufe eines Culturvolkes gekommen! So weit unsere Einsicht in die Sachlage reicht, ist Arthur Schopenhauer der Allereinzige auf germanischem Geistesgebiete gewesen, dessen Freunde und gute Bekannte es nicht möglich machen konnten, seine Werke leihweise von ihm, und wenn auch nur „auf vierzehn Tage“, zu erhalten. Zwei ganze Auflagen der „Welt als Wille und Vorstellung“ hat der alte Bösewicht und „Egoist“ dem Volke der Denker unter der Nase lieber zu Maculatur machen lassen! Keineswegs empörend bleibt es unter allen Umständen, und ein schwacher Trost kann für das deutsche Gemüth nur darin liegen, daß sich der Mensch auf seine holländische Abstammung stets viel zu Gute that. —

Das Geschäftslocal der Firma A. Achtermann bestand aus zwei Räumen. Der vordere größere wurde durch die schon erwähnte Glashür und das Fenster zur Rechten derselben wenigstens in einer nicht unangenehmen Dämmerung erhalten. Der zweite kleinere war vollständig dunkel, enthielt aber den kleinen Kanonenofen, der das Local heizte, und neben dem Ofen ein kurzes zerfessenes Sopha, sowie einen niedrigen Schrank zur Aufbewahrung von allerhand Haushaltungsutensilien. Mit schöner Wissenschaft waren natürlich beide Räumlichkeiten vollgepfropft; die hintere dunkle freilich mehr mit der veralteten, der abgängigen. Nimmer aber hatte ein

öffentlicher Bibliothekar mehr einem sich anangesponnen habenden melancholischen Spinnerich geglichen als Achtermann an dem heutigen Tage auf seinem Sopha, neben seinem Ofen, unter der abgängigen Literatur der letzten dreißig Jahre!

Da saß er, kopfschüttelnd, vorn übergebeugt, die Schultern aufwärts gezogen, die Hände zwischen den mageren Knien zusammengelegt, die Zeitung des Tages unter die linke Achsel gekliffen:

„Vor Paris nichts Neues! . . . Aber hier — über England wird es geschrieben: mit einem Zwanzig-Frank-Stück in der Tasche ist er in Puy bei Dieppe angekommen — unsere Ulanen dicht hinter ihm her — und dann hat er sich zu Bette gelegt und ist gestorben! . . . Sie mögen sagen und schreiben, was sie wollen; aber wenn man so mehr als ein Menschenalter durch seine Freude und sein Vergnügen an einem ordentlichen Kerl gehabt hat, und dazu in meiner Stellung gegen ihn gestanden hat, so fällt einem solch eine Zeitungsnachricht doch immer aufs Gemüthe. Der Graf von Monte Cristo mit zwanzig Franken in der Tasche und unsere Ulanen auf den Hacken! In Renille, ebenfalls bei Dieppe, ist er nun auch schon begraben. Und Wir vor Paris! Und vor Paris nichts Neues, wie Pobjelsky meldet. Nun sehe einmal ein Mensch an, wie es wieder schneit!“

Er schüttelte sich, öffnete einen Augenblick die Klappe seines Ofens und sah zwinkernd in die Steinkohlengluth, schloß die Thür wieder mit Hülfe der Kohlen-schaufel und blickte um das gewundene Rohr des Ofens nach dem Fenster und der Thür des vorderen Gemaches. Es schneite in der That recht munter, und der Wind warf das körnige Gestöber in rieselnden Schauern gegen die Scheiben.

„Hm, hm, Alexander Dumas todt!“ senzte Achtermann. „Hm, hm, und daß sie das sicherlich heute in Paris noch nicht

wissen, das gehört doch wahrhaftig auch zu den Merkwürdigkeiten dieses Jahres! Das nehme mir Keiner übel, wenn ich heute in Versailles, im Hauptquartier ein Wort mitzureden hätte, so schickte ich ganz gewiß einen Trompeter und einen Adjutanten mit einer weißen Fahne und der Nachricht zu den Vorposten. Da brauch man wirklich kein alter Leihbibliothekar zu sein, um die Wirkung voraus zu berechnen! Das geht denn doch in der That über die ‚Drei Musketiere‘ und die ‚Dame von Monsereau‘ hinaus; von den ‚Mémoires eines Arztes‘ gar nicht einmal zu reden. Da war das Buch von dem Monsieur Hugo über den Rhein, das hat Vieles gethan, um uns und sie zu dieser jetzigen glücklichen Abrechnung zu bringen; aber meinem alten, braven Alexander soll man auch das Seiuge lassen. Mein Gott, Wir vor Paris — Alexander Dumas todt, und — von Paris aus nichts Neues! Einerlei, man muß doch ein alter Leihbibliothekar und in diesen Geschichten groß geworden sein, um das Alles sich zurecht legen zu können, wie das auf- und ineinander paßt. Bei Unserem soll man sich erkundigen, wenn man genau wissen will, was Historie und was Entturturhistorie ist. Herr Gott, ist das ein Winterwetter!“

Es kamen einige Kunden, die abgefertigt wurden und beträchtliche Spuren ihrer Wege durch die Gassen auf dem Fußboden zurückließen. Verhältnißmäßig hatte Achtermann gute Weise.

„Der Krieg thut wohl auch das Sei-nige dazu, aber das Wetter heute Morgen doch das Meiste,“ brummte er. „Es hat Alles seine Regeln auf Erden; man muß nur lange genug drauf studiren, um sie auswendig zu lernen. Wer ist mir jetzt auf den Weinen? Natürlich einzig die alten Fräuleins, die eine Jungfer zu schiden haben und die heutige Zeitung erst morgen Mittag lesen. Nun, wir sind

lange genug dabei, um auch einmal für ein stilles Jahr und eine ruhige Stunde dankbar sein zu können.“

Er war an das Glasfenster seiner Thür getreten und wischte mit dem Ärmelaufschlag über die Scheibe vor seiner Nase, um sich wenigstens für einen Augenblick eine freiere Aussicht in die Straße zu schaffen.

„Nun sehe einmal Einer an!“ rief er. „Kannes gemüthlicher beschrieben werden?“

Und mit einem Blick über die Schulter auf seine Büchergestelle:

„Kann es Einer besser geben?“ . . .

Das war freilich kaum möglich. Was hier in dieser Hinsicht Augenblicklich geleistet wurde, war nicht zu übertreffen.

„Le Bourget hat neulich nicht ärger im weißen Dampf und Wirbel gelegen. Na, ja, und Charles Dickens ist auch todt seit dem neunten Juni! Der richtige Schüd—de—runny ist's! wahrhaftig, ein netter Erjaß für den gewohnten Dred vor Weihnachten! Holla, ist denn das Wassermann? Nun, das ist klar; was nicht ersaufen soll, das wird im Schneetreiben auch nicht umkommen. Na, unr herein, Alter; aber hübsch bescheiden — immer hübsch bescheiden; — alle Teufel, der halbe Winter hängt dem guten Kerl am Pelze! Nehst besche sich Einer diese Kröte! Ist das eine Aufführung für einen treuen Hund, der seinen Herrn bei diesem Wetter vor Paris stehen hat? Soll ich dir wieder einmal ein Capitel aus Snar-lehhow vorlesen, um deine Moral zu verbessern und deine Begriffe von Anstand aufzufrischen?“

Es war ein tölpischer, graugelber, ganz gemeiner Köter mit geklappten Ohren und gestuhtem Schwanz, der blaffend in dem Schneegewirbel der Gasse aufgetaucht war, an der Thür der Leihbibliothek, Einlaß begehrend, gewinselt und gekrakt hatte und jetzt den alten Achtermann zärtlich, aber unbeholfen zudringlich umtauzte und umsprang.

„Aber Fräulein?! Fräulein Natalie — auch Sie bei diesem sibirischen Orkan? O du meine Güte, geben Sie her Ihren Ruff, geben Sie Ihre Musikmappe — schöpfen Sie Athem — kommen Sie zum Ofen. O liebes Kind, mußten Sie denn selbst bei diesem Wetter unterwegs sein?“

Es war eine hochrothe, hübsche, aber augenblicklich nicht bloß vom Wind und Schneegestöber aufgeregte junge Dame, die der Sturm dem Hunde nachgeblasen hatte.

„Ich komme von drüben, Achtermann! — ja, ich muß mich einen Augenblick setzen! — Denken Sie sich, man hätte ihn toeben beinahe uns abgepfändet. Es ist doch ein wahres Glück, daß er kein theurer Newfoundland oder sonst eine werthvolle Creatur ist. Nur die Verachtung der Welt hat ihn Ihnen und uns gerettet. Die Frau Professorin liegt noch lachend auf ihrem Sopha, und ich — ich habe mein junges Leben in Ihrem sogenannten sibirischen Orkan dran gewagt, um Ihnen die neue heillose Geschichte brühwarm über die Straße zu tragen.“

II.

Fräulein Natalie erzählte; — wir aber haben ja doch wohl die Geschichte angefangen zu erzählen, und so behalten wir für eine Weile noch das Wort und sagen noch ein wenig weiter von dem Leihbibliothekar Karl Achtermann, obgleich er eigentlich nicht die Hauptperson in unserm diesmaligen Berichte ist.

Vor allen Dingen ist zu bemerken, daß er eine Privatwohnung, ziemlich eine halbe Meile von seinem Geschäftslocal gelegen, innehatte; ein drittes Stockwerk, in welchem er „mein Mann“ — der „Vater Achtermann“ und der „Papa“ war und sowohl als Mann wie als Papa ein staatsbürgerlich häusliches Behagen genoß, das nichts zu wünschen übrig ließ

— nämlich für die schadenfrohe, heimtückische, grinsende Nachbarschaft, die nicht selten Gelegenheit hatte, zu bemerken:

„Uh, diesmal haben sie ihn aber mal wieder gehabt!“

Sie — sie, das waren Frau und Fräulein Achtermann. Erstere eine Matrone von fünfzig, letztere ein Kind — eine Tochter von achtundzwanzig Jahren; der Papa Achtermann selbst hatte seinen sechzigsten Geburtstag ganz in der Stille im März des laufenden Jahres begangen. Ganz in der Stille; denn daß sich Jemand anders darum bekümmern konnte, war ihm eine so fremde Idee, daß sie ihm nicht einmal im Tranne kam.

Den Taufnamen der Mutter haben wir trotz aller angewandten Mühen nicht in Erfahrung bringen können, und so bleibt sie uns leider bis auf den letzten Bogen dieser Geschichte die Frau Achtermann und wird höchstens dann und wann zur anmuthigen Abwechslung oder in erregten Seelenmomenten zur „Madam“. Die Tochter war wirklich und wahrhaftig auf den Namen Meta getauft worden und hört also auch durch das ganze Buch darauf.

„Meta — servidis
Evitata rotis,

alter Freund,“ sagte Bedehop, den wir auch erst einige Seiten später genauer kennen lernen werden, zu dem Leihbibliothekar. „Ich weiß wahrhaftig nicht, was die jungen Leute gegen das junge Mädchen haben; aber sicher ist es, nimm es mir nicht übel, Achtermann, sie pflegen in ziemlich weitem Bogen drum herum zu gehen; und Zeit wird es freilich, daß endlich Einer von ihnen sich näher wagt, wenn auch auf die Gefahr hin, gründlich dabei auf den Sand gesetzt zu werden. Nun du weißt, was ich dazu thun kann, der — roßigen Banberin einen passenden Mann zu verschaffen, das thue ich, und so brauchst du die Hoffnung immerhin

noch nicht ganz aufzugeben, sie eben so glücklich — und — selbständig verheirathet zu wissen, wie — wie — ihre gute Mama.“

„O, halte du wenigstens dich nicht über uns auf, Webehop!“ seufzte dann Achtermann, und der Hausfreund ging und übersehte grimmig aus den neuen und neuesten Sprachen der Unterhaltung und des Berufs seines Volkes zur Weltliteratur wegen weiter.

Es gab vielleicht in der ganzen Stadt keinen zweiten Menschen, dessen Leben in so regelmäßiger Abwechslung von Ormuzd und Ahriman beherrscht wurde, als der Leihbibliothekar Achtermann. Bis an den Sonntag und die hohen Feiertage, die Ahriman allein zugehörten, theilten sich das lichte und das dunkle Princip in das Dasein des Mannes mit fast peinlicher Achtung vor dem Princip des Rechtes und der Billigkeit. Von acht Uhr morgens an, wo er die Schwelle seines Geschäftslocales überschritt, bis zehn Uhr Abends, wo er, nach langem Marsche durch die Stadt, wieder im Schoße seiner Familie sich vorfand, hielt das gute Grundwesen seine freundliche Hand über den Alten und lebte er im Lichte an dem dunkelsten Wintertage. Aber von zehn Uhr Abends bis Morgens siebenundeneinhalb Uhr ließ sich Ahrimanes — nichts dreinreden. Um die letztangegebene Stunde erst ging Achtermann wieder vom Hause weg, und es war unbedingt Schade, daß Zoroaster ihn nicht kennen und auf seinem Wege ihm das Geleit geben konnte: es würde dem weisen Perser wahrlich ein Vergnügen gewesen sein, ein fortlaufendes Abonnement bei ihm zu nehmen. Wir anderen unter den Gestirnen des Tages und der Nacht wandelnden Menschenkinder, denken wir uns aus unseren schedigten Existenzen in die seinige hinein, und — beneiden wir ihn, selbst in den Momenten, in welchen

wir ihn auf diesen Blättern am meisten zu bedauern haben werden. Es öffnen wahrlich nicht Alle, die eine Thür hinter sich zuziehen, eine andere, die in ein unbeschränktes Reich der Wunder, der Märchen und des Behagens führt und das alte Zaubermot: „Hinter mir Nacht, vor mir Tag!“ im Ganzen und Vollen wahr macht! . . .

Der Leihbibliothekar Karl Achtermann war Leihbibliothekar aus Beruf.

„Wenn er nicht solch ein Phantastien wäre, hätte er es auch gar nicht so lange ausgehalten!“ sagte die Nachbarschaft, und ein Körnlein Wahrheit mochte auch hier wohl der öffentlichen Meinung zum Grunde liegen.

Achtermann verließ seine Bücher nicht bloß, sondern er las sie zum größten Theil selber, ehe er sie verließ. Daß er ein ästhetisches Gewissen besaß, konnte man nicht behaupten; aber er gab darin seiner Nation nicht das Mindeste nach. Was will der geplagte Mensch mehr, wenn die Wände um ihn her leben, und der Sonnenstrahl, der durch das Fenster fällt, voll ist von Gestalten?!

„So sind die Leute immer gewesen, und so sind sie heute noch,“ seufzte Achtermann. „Seit unser Cervantes durch einen Barbier und einen in Salamanca graduirten spanischen Pastor in der Bücherstube zu Argamossilla hat anräumen lassen, haben die Barbieri hier die Oberhand behalten; und so hat es sich wieder einmal erwiesen, daß kein kluger Mann irgend was Gescheides ans Tapet bringt für den Sonntag, ohne daß sich die Menschheit eine elendbunne Plage für jeglichen Alltag, den Gott werden läßt, daraus zurecht schneidet. Lies einmal das Capitel nach in dem Ritter Don Quixote, Ulrich; und dann nimm dir nur ja recht zu Herzen, was uns eben der Herr Vicentiat, — wollte sagen, der Herr Doctor und Professor der

Kesthetik Mohn, der da jetzt vor der Thür seinen Regenschirm aufspannt, anzuhören gegeben hat. Er hat vollkommen Recht, der Herr Doctor! Nimm Vernunft an, da es noch Zeit ist, mein Sohn; laß die Hände von all' dem Blödsinn hier rund um uns her; und vor allen Dingen komme mir nicht wieder und sitze da nicht halbe Tage lang auf meiner Bücherleiter, um deine Phantasie zu vergiften und für den realen Tag durch und durch unbrauchbar zu werden."

"Der Tropf hat glücklicherweise seinen linken Gummischuh vergessen. Morgen früh werde ich ihm mit demselben mitten in seiner Schultube irgend eine kleine Freude und jedenfalls eine Ueberraschung bereiten!" lachte der junge Mensch auf der Bücherleiter: es war aber volle acht Jahre her, seit jener fröhliche Sommerregen herunter kam, vor dem sich der Professor der Kesthetik Dr. Mohn durch Regenschirm und Gummischuh zu sichern gesucht hatte. Für uns von besonderem Interesse ist das Factum, daß der Tag ein Sonnabend war, dem naturgemäß ein Sonntag folgte. An jenem Sonntage vor acht Jahren nämlich thaten der Leihbibliothekar Achtermann und der Student von der Bücherleiter eine sehr edle That. Sie erretteten Wassermann vom Ertrinken, und sie adoptirten ihn.

"Die Steuer bezahle ich; aber du nimmst das unglückselige Wesen mit nach Hause, Ulrich. Deine Mama wird nichts dagegen haben; ich aber wäre verloren, wenn ich das winselnde Geschöpf daheim aus der Tasche zöge und mir eine Tassenhaale voll Milch von meiner Frau dafür ausbäte."

Wie angenehm so ein schöner Sonntag, an dem man noch dazu eine gute That verübt hat, ansieht! Frau und Fräulein Achtermann hatten aus einem sicherlich stichhaltenden Grunde, der ihr eigen Vergnügen betraf, den Gatten und Vater

seinem eigenen überlassen. Von der Stadt her klangen die Glocken, welche zur Morgentirche einluden, und die Scene fand an einem der Canäle statt, die in weiterer Entfernung von der Stadt die Ebene durchgleiten und dann und wann aus grünlichen Settaugen auf schleimiger Oberfläche die kümmerlichen Föhrenbestände wie in ekelnder Verzweiflung anstarren.

Der Hund war damals höchstens zwölf Wochen alt und trug einen Strick um den Hals, an welchem ein Stein befestigt gewesen war. Dieser Stein hatte sich jedoch glücklicherweise aus der Schlinge gelöst, und die dem Untergange geweihte Creatur war demzufolge für diesmal noch dem allgemeinen Thier- und Menschenloose entgangen. Durch die doch vorhandene Strömung war das Geschöpf vom linken Ufer zum rechten hinübergetragen worden. Am linken Ufer aber stand der bisherige Herr über Leben und Tod des Viehs und warf mit Schimpfworten, Obscönitäten, Steinen und Erbkloßen sowohl nach dem winselnd ans Land kriechenden Hunde, wie nach dem Herrn Leihbibliothekar Achtermann und dem Secundaner Ulrich Schend, der das Thier eben am Rückenfell packte und es völlig aufs Trockene zog.

"Kümmern Sie sich gar nicht um den Lumpen, Herr Achtermann," rief der Schüler. "Wäre der Graben nur zehn Fuß schmaler, so wäre ich bereits drüben scharf bei ihm und hätte dem Halunken die Seele zu zwei Dritteln aus dem Leibe getreten. Lassen Sie ihn nur schimpfen; nehmen Sie sich nur noch einen Moment lang vor seinen Würfen in Acht; gleich habe ich unseren Fang in meinem Taschentuch, und wir können ruhig mit ihm dort in der Haide Kriegsrath halten, was wir weiter mit ihm beginnen sollen."

Das letzte "ihn" galt natürlich nicht

dem wuthentbraunten Strolch drüben am Bache, sondern dem athemlosen, leuchtenden, wimmernden Hundevieh am diesseitigen Ufer.

„Du — Herrgott! Der Kerl hat dich getroffen, Ulrich! Du blutest am Ohr! — Canaille! Mörder! Spitzbube!“ schrie Achtermann, seinen Stod schüttelnd.

„Selber Canaille — selber Spitzbube — Hundedieb! Hundedieb!“ brüllte es von drüben zurück.

„Lassen Sie nur dem Hundemörder das Plätsir!“ lachte der Secundaner, kurz mit der Hand an der getroffenen Wache herzfahrend. „So, Azorchen — Amichen — nicht weinen — nein, nicht weinen! Jetzt die vier Zipfel zusammen; — da haben wir dich in Sicherheit und — nun, Herr Achtermann, bringen wir uns langsam, ruhig und siegesbewußt ebenfalls in Sicherheit. Gute anderthalb Stunden hat der Kerl bis zur nächsten Brücke; o Herr Achtermann, wie wird sich Fräulein Meta freuen, wenn Sie ihr dieses allerliebste Thierchen hier im Taschentuch von unserem Morgenpaziergang mit nach Hause bringen!“

„Ja?“ stammelte der Leihbibliothekar, und daran knüpfte sich denn in dem Zich-tengehölze das, was vorhin bereits über Steuerbezahlen u. s. w. gesagt worden ist.

„Nun, dann wird sich meine Mama freuen müssen über unsere gute That! Einer außer mir und Ihnen, Herr Achtermann, muß es; sonst könnten wir den schauderhaften Mörder dreist sofort nur selber wieder ins Wasser werfen.“

„Ich kenne deine Mama, Ulrich! Und für den Mankorb komme ich auch auf. Sei jetzt nur ein guter Junge und nimm Vernunft an. Daß ich mit dem Thier unterm Arm nach Hause komme, ist doch keine Menschenmöglichkeit. Du hast es gut, Ulrich, du hast noch keine — Gesichter in deinem Leben kennen gelernt; aber — werde mir erst mal so alt als

ich; dann wirst du auch vielleicht davon zu reden wissen!“

„Nun, ein Gesicht wird meine Mutter mir auch wohl schneiden, Herr Achtermann,“ brummte Ulrich Schend, und der Leihbibliothekar blieb stehen und sagte:

„Höre, mein Junge, das laß dir gefallen, so lange dir der liebe Gott die Gnade schenken will. Weißt du, Ulrich; manchmal wäre es mir doch recht lieb, wenn ich ganz genau wüßte, daß wir Beide nicht zu viel Alotria mit einander trieben!“

Es sind sieben bis acht Jahre seit dem schönen Sommersonntagmorgen vergangen, an dem Ulrich seiner freilich nicht von vornherein drauß gefassten Mama das neue Familienmitglied im Taschentuch zutrug. Alle sind älter seit dem Tage geworden, — der Hund, der Schüler, der Leihbibliothekar Achtermann und die Frau Professorin Schend. Natalie Ferrari ist heute ein großes hübsches Mädchen, das völlig auf eigenen Füßen steht und auch stehen muß, was vor sieben oder acht Jahren Alles auch noch nicht der Fall war. Das Beste wird sein, daß wir sie jetzt, wo der December Schnee des Jahres 1870 fort und fort lustig niederwirbelt, endlich ruhig ihren lachenden Bericht abstat-ten lassen über den Hund Wassermann, den städtischen Executor Trute und die Frau Professorin Schend. Es hat sich überhaupt schon auf diesen ersten Seiten unseres Berichtes eine Erzählungsweise eingeschlichen, die uns durchaus nicht gefallen kann!

III.

Der verständige Mensch, der Mensch des Begriffs, des Princip, des Systems, ändere es einmal! Wenn er es aber nicht zu ändern vermag, so tröste er sich mit uns, wenn ihm in den Begriff Regen die Sonne hineinscheint, oder wenn es

ihm in den Begriff Schnee hineinregnet: Wir können es auch nicht ändern!

„Wenn Sie wünschen, daß ich ein Wort von alle dem begreifen soll, Fräulein, so setzen Sie sich vor allen Dingen erst mal ruhig hin. Der Röter ist auch wie verrückt — gerade als ob er noch nicht in den Jahren wäre, wo der heutige Monat anfängt, eine Glaze sich zuzulegen!“ brummte Achtermann. Die junge Dame warf aber nur ihre Notenmappe auf den ihr angebotenen Stuhl, faßte beide Hände des Alten und rief:

„Sie haben ganz Recht! Es ist auch eigentlich nur eine Geschichte zum Sich-hinsetzen und Vor-Verdruß-weinen. Eine Schändlichkeit ist es; und wenn die Frau Professorin nicht wirklich und wahrhaftig drüber gelacht hätte, so würde ich sicherlich nicht lachend über die Straße mich vom Winde haben herblasen lassen. Setzen kann ich mich nicht; aber — ruhig will ich sein! — Wahrhaftig, wie ein Recitativ vom alten Bach oder Händel will ich es Euch vortragen: Von Kapharsalama eil' ich herbei und bring' Euch überschwänglich Glück! . . . Ueberschwänglich Glück? Danke freundlichst! Da habe ich ein halb Stündchen Zeit zum Athemischöpfen und denke, das lachst du einmal wieder mit der Mama Schenk weg — das Wetter ist auch ganz dazu geeignet, und — dem Herrn Ulrich vor Paris wird doch während der Zeit ganz gewiß nichts Schlimmes passiren. So lasse ich auch mich wie ein Schneefräulein aus dem Märchenbuch drüben die Treppe hinaufblasen, und es läßt sich auch ganz an, wie ich es mir hübsch und behaglich vorphantasirt habe. Die Frau Professorin liegt mit ihrer rothen Wolldecke zugebedt auf dem Sopha, Wassermann unter dem Tische, und Drosjen's York, aus Ihrer Bibliothek natürlich, Achtermann, aufgeschlagen und umgeklappt auf dem Tische. — Sieh, das ist nett von dir, Mädchen!“

jagt die Mama; , das Buch laß nur liegen, das ist nichts für deine Schnüffeltuase; aber einen Bratapfel darfst du dir aus dem Ofen holen. Mädchen, was bringst du für eine Kälte mit!“ — , Den Bratapfel nehme ich mit Dank; aber weshalb das Buch nichts für mich ist, möchte ich doch gern wissen! He, wohl weil meine Herren Ahnen vor so und so viel ungezählten Generationen richtige schwarzge- lockte Italiener waren und Rom eroberten oder vertheidigten, he? Bin ich Ihnen vielleicht noch immer nicht blond genug geworden im Laufe der Jahrhunderte, gnädige Frau?“ — , Stachlich genug bist du vom Baum gefallen, du allerliebste Kastanie,“ lacht die Mama; , das Buch aber vom General York kriegt der Achtermann nicht eher wieder in die Hände, bis ich meinen armen Zungen wieder gesund zu Hause habe. Er, mein Ulrich, hat mir ihn, ich meine den alten York, noch herübergeholt kurz vor dem Ausmarsche. Was die Römerinnen und Spartanerinnen gelesen haben, während ihre Söhne im Felde standen, weiß ich nicht; aber ich käme um vor nervöser Aufregung an dem Herrn von Bobbielstky mit seinem ewigen: Nichts Neues vor Paris! ohne den General York und die Zeitung jeden Morgen.“ — , Und Ich? Ich bin Ihnen wohl zu gar nichts mehr nütze, Frau Professorin?“ frage ich kläglich, und damit sind wir denn gottlob in die richtige Tonlage hineingefallen und rücken dichter zusammen und sind so behaglich und römisch und spartanisch, als es uns als zwei armen, angsthaften deutschen Frauenzimmern im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts nur irgend möglich ist.“

„Hören Sie, Fräulein Natalie, wissen möchte ich wohl, von wem Sie eigentlich das Erzählen gelernt haben,“ jagte an dieser Stelle der Leibbibliothekar und fügte hinzu: „Unserer lernt es allmählig, sich darauf zu verstehen.“

„Von meinem Vater!“ erwiderte die junge Dame, und eine Wolke legte sich dabei für einen Moment auf die heitere, von Gesundheit und dem Winterwetter leicht geröthete Stirn. „Die Ferrari haben stets ihre Worte gut zu setzen gewußt. An Einem meiner Urgroßväter hat es schon der alte Fritz gerühmt. Es steht in den Anekdoten von ihm, was sie sich gegenseitig gesagt haben. Unterbrechen Sie mich aber nicht, wenn Sie meine Geschichte zu Ende hören wollen, viele Zeit hab' ich nicht mehr für Sie übrig, Herr Achtermann.“

Der Leihbibliothekar machte nur eine bittende und beschwörende Handbewegung, und Natalie erzählte weiter.

„Klopf, klopf geht es doch in alle guten Stunden und Augenblicke hinein — nicht wahr? Nicht wahr, da macht und kennt das Schicksal doch auch bei Ihnen keinen Unterschied der Person, Herr Achtermann?“

„Bei mir? Unterschied der Person? Ach du lieber Himmel! Wissen Sie, Fräulein, die Anekdotenbücher vom König Friedrich sind mir momentan nicht so recht gegenwärtig; aber das sage ich Ihnen, angenehm würde es mir sein, wenn Ihr Herr Urgroßvater den alten Fritz gefragt hätte, ob je das Schicksal, was das Anklopfen anbetrifft, bei ihm einen Unterschied der Person gemacht habe. Es gereichte der Menschheit immerhin zum Trost, wenn da auch Der hätte Rein sagen müssen.“

„Point du tout würde er gesagt haben. Gut; also wir sitzen aneinandergebrückt, als es an die Thür klopf. ‚Sieh mal hin, Natalie, wer es ist,‘ sagt die Frau Professorin; aber schon hat mir Wassermann die Mühe abgenommen, der Welt Elend und Abgeschmacktheit im Innern willkommen zu heißen. Auf allen Bieren wüthend festgestimmt, sieht er den Kerl an, der gar nicht gewartet hat, bis man

ihn einlud, einzutreten. — ‚Herrgott, Trute; Sie wieder einmal?‘ ruft die Mama Schend; ‚ist denn noch nicht Alles in Ordnung?‘ — ‚Bis auf eine Kleinigkeit, Madame; — fünfzig Thaler, Madame — Schneidewind und Compagnie, Madame; — so wahr ich lebe, Frau Professorin, Ich kann nichts davor!‘ — Die Frau Professorin ist aufgestanden; ich, Natalie Ferrari, sitze fester als je in meinem Leben. Wassermann beßt sich fast die Seele ans dem Leibe, die Mama aber sagt ärgerlich: ‚Zeigen Sie mir wenigstens Ihre Papiere, Trute.‘ — ‚Mit dem größten Kummer und Verdruß; auf meiner Seelen Seligkeit, Madame!‘ ruft Trute; und ich und die Mama haben zitternd so zu sagen nur Eine Nase zwischen den dummen Stempelbogen. — ‚Nun mache dir einmal einen vollständigen Begriff von dem — Ungeheuer — da — vor Paris!‘ ächzt die Frau Professorin; — ‚und seit der Kriegserklärung geht das nun ununterbrochen so! Sie sind mein Zeuge, Trute. Und das nennt man denn sein Vaterland vertheidigen, wenn man vergnügt hingehet, über die Grenze rückt und seine Mutter so in den tagtäglichen Verdrießlichkeiten, die Aengste gar nicht gerechnet, sitzen läßt. Und Das will denn nachher wohl gar noch von den Frau Müttern und allen möglichen weißgekleideten Jungfrauen unter Glockengeläut beim Siegerheimzug in Empfang genommen werden! Mädchen, ich sage dir, auf dich und mich soll Er passen. Sie aber, Trute, Ihnen glaube ich es, daß es Ihnen leid thut. Da hängt der Schlüssel zu seiner Stube und Kammer hinter der Thür; habe die Freundschaft, Natalie, und begleite den guten Trute die Treppe hinauf, daß er sich noch einmal die leeren vier Wände ansieht; — pro forma, das ist auch eine Redensart von dem bösen Jungen.“

„Fräulein, entschuldigen Sie,“ sagte

Achtermann, sich über seinen Tisch vorbeugend. „Das Geheimniß der alten Ramsell“, Frau Geheimrätthin? Leider augenblicklich in allen vorhandenen Exemplaren nicht zu Hause. Darf ich Ihnen vorschlagen —“

Was er vorschlug, kümmert uns nicht; — wir haben es zu eilig dazu, und Fräulein Natalie ebenfalls. Die Geheimrätthin ging durch das abnehmende Schneegeriesel, und Natalie fuhr fort:

„Ich sage Ihnen, Achtermann, es ist wahrhaftig die allerhöchste Zeit, daß wir wieder ein einiges Reich und vor allen Dingen einen Kaiser an die Spitze bekommen, damit man endlich einmal ganz genau und nicht bloß der Lebensart nach erfährt, wo er wirklich sein Recht verloren hat! Uebrigens, was denken Sie von meiner Situation mit dem Stubenschlüssel des jungen Herrn Schenk in der Hand und Trute und Wassermann hinter mir auf der Treppe? — Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich Sie umsonst bemühe, Fräulein,“ sagt Trute. — „O es ist mir ein wahres Vergnügen,“ sage ich, und so kamen wir unter dem Dache an, und Wassermann kennt die betreffende Thür ganz genau und zeigt sie mir, indem er winselnd an ihr kratzt. — „Ich kenne den Schlüssel, Fräulein, geben Sie mir das Buud. Ich weiß auch mit dem Schlosse Bescheid,“ verständigt mich dieser gefühllose städtische Zwangsmensch Trute, und lachen muß ich doch trotz meines Mergers. Nicht wahr, Achtermann, Sie haben ihn ja wohl mit erzogen, diesen Herrn Ulrich? Uh, die Frau Professorin kann Ihnen nicht dankbar genug dafür sein, Achtermann! — Nun, da waren wir drin! und ich muß sagen, ich habe doch die Hände in die Seiten stecken müssen. „Ja, sehen Sie, Fräulein, Sie lachen,“ sagt Trute, „und ich kann es Ihnen auch eigentlich nicht verdenken; aber was soll ich denn thun? frage ich Sie.“ — Wissen Sie,

Achtermann, ein leerer Raum klingt hohl selbst im Sommer, aber ein leerer Raum, in welchem im Winter nicht geheizt ist, klingt noch viel holler; aber dabei, wie ich gefunden habe, heller als im Sommer, was wohl in unserer eigenen Gänsehaut seinen Grund haben wird. Jammersehade war es, daß Trute aus der lächerlichen Debe heraus nicht nach Paris telegraphiren konnte. Ich sehe mir die Kohlenzeichnungen auf den Kalkwänden an und die literarischen und ästhetischen Anmerkungen drunter, drüber und dazwischen. — „I, so soll denn doch —“ schreit plötzlich Trute, „bitt“ ich Sie, Fräulein, bin ich denn das? soll ich denn das sein? Und worauf reite ich denn? Habe ich je in meinem Leben auf einem Mäler geritten? Herr Je, und nun gucken Sie mal her — Ihnen wie aus dem Gesichte geschnitten, Fräulein; — na, ärgern Sie sich nur nicht auch; Ihnen hat er doch wenigstens nicht zu einer Frage und Vogelschenke veridealisirt. Das lasse ich mir schon gefallen, wenn man hinschwebt wie eine griechische Göttin. Nämlich ich bin doch drei Jahre lang Aufseher im neuen Museum gewesen und muß das kennen! Nein, aber jeho hört doch Alles auf! den Herrn von Mühler, Excellenz, kenne ich doch auch von meiner Aufseher-schaft im neuen Museum her — das ist er — das soll er sein; der links von der Ofenröhre! Sapperment, würde der sich freuen, wenn er sich so sehen könnte! Na, na, ich sage nichts mehr, als daß man die ganze Stadt herrufen sollte, um gegen Entree diese Fresken zu zeigen —“

„O ja, es ist eine sehr gemischte Gesellschaft,“ unterbrach Achtermann. „Rechts von der Kammerthür sitze ich mit Frau und Tochter. Meine Frau möchte ich nicht sehen, wenn sie sich da in der Auffassung erblicken würde; und für meine Meta sage ich auch nicht gut, daß sie es für eine Schmeichelei nehmen würde. Aber

finden Sie nicht, daß er nicht recht gut getroffen hat, Fräulein Natalie?"

"Sie werden sich doch nicht einbilden, daß ich den Schwierereien noch einen Blick geschenkt habe, nachdem ich mir ebenfalls die Ehre drunter gegeben fand. Ich nenne das einfach eine Unverschämtheit und habe das auch der Frau Professorin gesagt. Narrenhände und so weiter, wie Sie wissen, Achtermann, wenn Sie Ihre Bücher gleichfalls mit Randzeichnungen und sonstigen Notizen zurückkriegten. Und wenn ich auf meine Kosten dem Herrn Ulrich Schend seine Hände weissen lassen soll, morgen wird dem Scandal ein Ende gemacht!"

"O Sie werden doch nicht, Fräulein?!" rief der Leihbibliothekar.

"Ja, ich werde; — darauf können Sie sich verlassen. Und Trute liegt auch daran, daß er seine Efelsohren verliert und von seinem Vater herunter kommt. Er kennt gottlob von seiner Aufseher-schaft im Museum her mehr als einen geschickten Aufstreicher; und, was das Beste ist, die Mama hat gesagt: 'Ja, Kind, ich bin ganz deiner Meinung; morgen wollen wir dem Grenel ein Ende machen; — Er bedauerte es so schon häufig, daß er für seine — Ideen keinen Platz mehr finde. Wir wollen ihm eine Freude damit machen, Natalie; — morgen lassen wir weissen, Mädchen, daß er reines, freies Feld findet und von vorn anfangen kann, wenn er nach Hause kommt, der arme Junge.'"

Es war zu bedauern, daß gerade in diesem Moment ein ganzer Haufen Lektüre-kunden kam und dem herzlichsten Lachen des alten Achtermann ein Ende machte. Als die Leute abgefertigt waren, hatte die junge Dame natürlich „nur noch fünf Minuten lang Zeit“ und sagte:

"Mit zwei eingetretenen Rohrsthühlen, einem dreibeinigen Stehpult und einem Stiefelsknecht vor dem Angesicht kann sich auch der grimmigste, abgefeimteste Stadt-

executor höchstens auf seinen Schein stellen und darauf herumtrampeln. Trute schob den seinigen wieder in die Brieftasche und sagte: 'Wenn es Ihnen gefällig ist, Fräulein, mir ist's recht, wenn wir wieder gehen. So leichten Herzens komme ich nicht von jeder Execution weg, das sage ich Ihnen. Vergessen Sie aber um Gotteswillen nicht, ja recht ordentlich zuzuschließen, auf daß uns nichts gestohlen werde; in Zahlen wäre der Verlust gar nicht zu tagiren.' Wir schlossen zu und stiegen wieder die Treppe hinunter. Als höflicher Mann nahm Trute natürlich auch von der Frau Professorin Abschied: 'Entschuldigen Sie nur gütigst, beste Madam; meine Schuld war es nicht, Frau Professorin.' Die Mama lacht in ihrer Weise; und in allseitigem Wohlgefallen würden wir nunmehr von einander geschieden sein, wenn nur nicht gerade in diesem Moment dem Wassermann da eingefallen wäre, sich maufsig zu machen. Es ist wirklich, als fiele es ihm jetzt ein, daß er sich viel zu ruhig verhalten habe, und so läßt er los und macht wahrhaftig Miene, dem guten Trute an den Hals zu fahren. — 'Ja, sehen Sie mal den Hund! Ja, aber den Hund habe ich ja ganz vergessen! Er ist doch das Eigenthum des jungen Herrn? In Paris wäre er viel werth; aber — weiß der Teufel (entschuldigen Sie, Achtermann), auch hier ist er ein Object. Frau Professorin, es thut mir leid; aber meine Schuldigkeit ist's, und so lege ich hiermit Beschlagnahme auf den Hund!' — 'Das werden Sie wohl bleiben lassen, Trute,' sagt die Mama mit Grabesruhe; aber bei dem Mann in dem städtischen Uniformrock erwachen mit einem Male alle schlechten Leidenschaften seines Amtes. Er lehrt sich nicht im Geringsten weder an meine Entrüstung noch an die Grabesruhe der Mama Schend. — 'Hier, mein Hündchen, mein gutes Thier — hier, hier, komm zum Dnkel!' — Wer aber nicht

kam, sondern nur wie toll unter dem Tischteppich hervorbellte, war Wassermann; wie Bazaine in Mex steckt er bald hier, bald da, den Kopf unter der Decke hervor, und thut — diesmal mit vollem Recht — als ob er rein verrückt sei. Aber die Frau Professorin hat nun ihrerseits ihren Dork von Wartenburg leise abermals auf den Tisch gelegt und ist von ihrem Sopha aufgestanden —“

„Und sagt hoffentlich ganz ohne Aufregung: Scheren Sie sich gefälligst zum alten Achtermann hinüber, Trute, und erkundigen Sie sich bei dem, wer hier der Vater zum Kinde ist! Nicht wahr, Fräulein?“

„Nicht wahr, es hat sich wohl wieder einmal ein Liebhaber für das talentvolle Thier gefunden?“ fragt die Frau Professorin. „Nicht wahr, mein Sohn hat nicht umsonst anderthalb Jahre auf die Erziehung des Geschöpfes verwendet? Seien Sie aufrichtig, Trute; wer hat Ihnen zehn Thaler geboten, wenn Sie ihm diesen Hund verschaffen würden? Öffne die Thür, Natalie, und schicke den Wassermann zum Nachbar Achtermann. Was das Uebrige anbetrifft, so werde ich heute noch meinem Sohn Nachricht von Ihrem Besuche, nach Paris hin, geben. Adieu, lieber Trute. — Adieu, lieber Achtermann!“

IV.

Das eine Lebewohl war so rasch dem anderen gefolgt, und so plötzlich hatte Fräulein Natalie Ferrari von dem Grünsünder und Eigenthümer der Achtermann'schen Leihbibliothek Abschied genommen, daß es gar nicht zum Verwundern war, wenn er erst nach einer längeren Pause im Stande war, sich an den Hund zu wenden und zwar mit den Worten:

„Du bist mir ein schöner Patron mit — allen — deinen — Talenten! O, den

Monsieur Ulrich sollte ich heute an deiner Stelle hier vor mir haben! Da kann man doch wahrhaftig sagen: wie der Herr so der Hund! Ist das die Aufgabe des Menschen, in allen vier Facultäten und sieben freien Künsten Rad zu schlagen, und dann ruhig hinzugehen, Paris zu belagern und uns hier mit drei eingetretenen Rohrsthühlen, einem dreibeinigen Stehpunkt, einem Dintenkley auf dem Boden und einem Stiefelnknecht in Holzkohlenszeichnung an der Wand abzumalen? Jetzt kann ich mir nur den ganzen Tag einbilden, ich steckte in seiner Haut und hätte mich heute so sträflich blamirt vor einer solchen Mutter und solcher ausgezeichneten jungen Dame wie Fräulein Natalie Ferrari! ... Und die Frau Professorin hat wieder nur gelacht — und Fräulein Ferrari scheint sich auch recht amüsirt zu haben! und ich weiß, ich weiß vor vielen Menschen, wie viele ungezählte Millionen dieses Lachen und das Amüsement werth ist, aber Unrecht ist's doch, sich so darauf zu verlassen und in den Tag hinein zu wirtschaften! Huth und Weide sollte man euch Beiden kündigen, dir, Wassermann, so gut wie dem jungen Herrn da vor Paris! Ohne die Sorge, die man hat, daß selbst solchem Unkraut wie dieser Ulrich doch einmal aus Zufall ein Unglück zustoßen könne, wär's meinerseits gewiß schon längst geschehen. Ja, stelle dich nur auf die Hinterfüße, stelle dich nur tod, spring mir nur über den Stuhl und Ladentisch, komme du mir nur mit deinem Webeln und Winseln: Prügel verdient ihr Beide — du trotz deiner Künste und Er trotz seinem Griechischen und Lateinischen und seiner Philologie und Philosophie und was er sich sonst an Wissenschaften hat anhängen lassen, während er mit offenem Munde in der Sonne lag oder dem lieben Gott seinen Tag mit Spazierengehen stahl! Dem Trute werde ich aber doch meine Meinung nicht vorenthalten, sobald ich ihn wieder

einmal von meiner Ladenthür aus erwische oder auf dem Wege die Hand an den Kragen lege; — ach Gott, meine Frau! Weiß der Himmel, wieder einmal Mittag!“ . . .

Wie nichts in der Welt, so ist auch der ärgste Schneesturm nicht von Dauer. Es war fürs Erste Alles niedergeschüttet, was da oben im Widerstreit von Kalt und Warm aus der Feuchte sich zu Krystallen umgekehrt hatte; und durch die Spalten des wehenden Gewölkes besah sich die Sonne kalt lächelnd die weiße reinliche Stadt. Wer sich aber weder kalt noch warm lächelnd den Leihbibliothekar Achtermann und den Hund Wassermann besah, das war die Frau Leihbibliothekarin, nachdem sie ihren Handkorb mit einem klirrenden Stoß auf den Boden niedergelegt hatte. Frieden und Freundschaft, gleich dem Züricher Breitopf, bedeutete hier der schwach dampfende Essnapf wahrlich nicht, und mit dem glückhaften Schiff war der Omnibus, auf dem er den größten Theil des Weges hergeführt worden war, auch nicht zu vergleichen.

„So?!“ sprach die resolute Dame, die Arme in die Hüften stemmend. „Natürlich ganz wie ich mich schon vom Hause her darüber im Voraus geärgert habe! Du und das Vieh! das Vieh und du; wie aus Einer Mutter Schoße! Das Local verunreinigt wie eine Meß-Messnagerie, und ich mit dem Mittagessen durch das Unwetter unterwegs, um die Nichtsnutzigkeit weiter zu füttern und mir den Tod vor Gift und Galle an den Hals zu holen! . . . Achtermann, Achtermann, sagen thue ich nichts mehr, aber was ich thun werde, das will ich dir sagen. Die schnippische Gans, die Ferrari, ist mir da eben auch an der Ecke begegnet: Der kann ich nicht mit Fliegentod aufwarten; aber Wem ich damit dienen werde, dem werde ich jetzt den Tisch decken, und wenn's mich

eine Grobchenwurst für mein gutes Geld in den Handel kosten sollte.“

„Aber Beste,“ stammelte Achtermann, „ich bitte dich um Alles in der Welt —“

„Und da schnüffelt er mir wahrhaftig vor der Nase an dem Korbe herum!“ schrie die zornentbrannte Gattin. „raus, hinaus! heißt es für jetzt, für heute, und was es für morgen heißt — das — wird sich — finden!“

Schon hatte sie niedergegriffen und den unglückseligen Gegenstand ihrer Erregung an dem Halsbände mit der Steuermarkte gepackt. Der Griff war zu plötzlich! es würde gar nichts genützt haben, wenn sich die Liebe, die Angst oder der Schrecken mit einem Schrei hindernd dazwischen geworfen hätten. Achtermann stand nur starr, und schon war die Thür aufgerissen und heulend flog das bedeutendste canine Talent der Gegenwart hinaus in die Gasse und überschlug sich mehrere Male in dem gottlob immerhin weichen Schnee.

„Jetzt mach' rasch, Achtermann,“ keuchte die Gattin, „ich habe nicht Lust, stundenlang auf deine leeren Teller zu warten.“

Der Leihbibliothekar trock neben seinem Ofen zu Tische, und — nachher wundern sich die Staatsanwälte immer noch über die Unzulänglichkeit der Wissenschaft, der Chemie, wenn sie nicht in jedem Falle des Gattenmordes im Stande sind, sofort anzugeben, was für ein Gift in Anwendung gebracht wurde! Für Uns aber tritt eine curiose Frage heran; nämlich die: wer von diesem Moment an weiter erzählen soll, Wir oder der Hund; — der Hund oder der deutsche Schriftsteller?

Wir halten das Ohr hin und horchen hinaus:

„Der Hund Wassermann natürlich!“

Wir neigen den Kopf nach der andern Seite hinüber:

„Wah, der deutsche Humorist!“

Damit sind wir denn ziemlich so klug als zuvor.

„Wir ersuchen dringend, die Stimmen zu zählen!“ klingt es von der Partei des Hundes her.

„Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen,“ citirt die Gegenpartei.

„Sie würden mir einen unendlichen Gefallen erweisen, wenn Sie mir Ihre Meinung nicht vorenthalten würden, lieber Wehchoh! Sie, der Sie uns Alles übersehen, werden wissen —“

„Was? . . . Dummes Zeug! Nichts weiß ich; aber einen guten Magen habe ich gottlob, und die Milz ist auch noch so ziemlich in Ordnung, alter Kerl. Wäre ich ein Russe, Holländer oder Engländer und hätte Sie zu übersehen, so würde ich selbstverständlich meine Stimme ebenfalls dem Wassermann geben; so aber als Glied des Volks der Denker frage ich erstens einfach: weshalb stellen Sie solche alberne Fragen? und — da Sie dieselben gestellt haben — gebe ich Ihnen ruhig den Rath: schreien Sie die Antwort todt, übertrumpfen Sie den verdamnten Mör, überheulen, überwünseln Sie ihn; kurz, bleiben Sie kein Narr, sondern fangen Sie endlich einmal an, — Etwas für sich selber zu thun.“

„Das ist freilich ein guter Rath; aber —“

„Ihnen ist nicht zu helfen. Wissen Sie was? Ich gehe jetzt zu Tische und habe keine Zeit mehr. Hier aber sind wir vor Achtermann's Laden. Der Brave wird bereits gespeist haben; wünschen Sie ihm also eine gesegnete Mahlzeit und lassen Sie sich mal das Memorial de Saint Helène herunterreichen. Im vierten Bande, Seite 391 bis 392, werden Sie finden, wie der große Kaiser Napoleon der Erste, das Individuum an sich, als *persona dramatis*, das heißt hinter der Schauspielermaske, dachte über das Abstimmen durch Majoritäten und Minoritäten unter den Vorkommnissen, Anlässen und Zudringlichkeiten des — täglichen Lebens. Selbst Er ließ sich durch

das größere Geschrei bestimmen und unstimmen; und so kann man es der Menge freilich nicht verdenken, wenn sie sich ihre Hauptwaffen gegen den Einzelnen nicht nehmen lassen will und nöthigenfalls, ihr heiligstes Recht im Busen tragend, einem Widersprechenden das Gehirn einschlägt oder die Seele aus dem Leibe trampelt. Leben Sie wohl für jetzt, lieber Freund. Es hat mich recht gefreut; — auch unnütze Worte kurz vor Tisch in den Wind gesprochen, sind im Stande, den Appetit zu heben.“

V.

„Pavia,“ sagte der Kaiser zu dem Grafen Las Casas, „Pavia ist der einzige Ort, den ich jemals selber habe plündern lassen. Ich hatte es meinen Soldaten für vierundzwanzig Stunden versprochen; aber schon nach dreien konnte ich es nicht mehr aushalten und mußte der Sache ein Ende machen. Ich hatte nämlich nur zwölfhundert Mann bei mir, und das Geschrei der Bevölkerung (population), das zu mir herüberdrang, gewann die Oberhand. Hätte ich zwanzigtausend Mann mit mir gehabt, so würde natürlich ihr Lärm die Beßklage und das Geheul der Bevölkerung erstickt haben“ — und so weiter.

Wie in Allem, was von einem großen Mann ausgeht, so liegt in dieser recht netten historischen Anekdote Manches, was zum Nachdenken auffordert; aber etwas dergleichen ist auch in dem Und so weiter verborgen, das wir bescheidenlich angehängt haben. Freund Wehchoh hatte vollständig Recht, als er uns auf die Stelle im Memorial aufmerksam machte, wenigleich nicht ganz in seinem Sinne. Pavia ließ der Kaiser Napoleon freilich nicht weiter plündern, aber seinen Weg durch die Welt ging er doch weiter ungeachtet aller Majoritäts- und Minoritäts-Vota, die ihm fernerhin auf demselbigen

die Ohren klingen machten. Ob es dann seine Schuld war, daß ihn dieser Weg nach St. Hélène führte, werden wir an dieser Stelle weniger als an irgend einer andern zu entscheiden wagen. Wie dem auch sei; Wassermann bekommt nicht das Wort. Um es jedoch nicht gänzlich mit allen Denen, die fest darauf gerechnet haben können, zu verderben, versprechen wir hiernit feierlichst, ihm es an allen den Stellen zu ertheilen, wo er im Stande sein wird, die Seelen unseres Publikums in unserm Interesse zu bewegen und zu rühren. — — —

Die Welt hat sich unter der schweren Tagesarbeit, die ihr heute vielleicht mehr denn je auf die Schultern gelegt worden ist, allgemach ganz sachgemäß recht ins Werkeltägige verändert, und das sei unsere Entschuldigung, daß wir auch diesmal eine Werkeltagsgeschichte erzählen.

Seht den Alexander in der Schlacht bei Issus, wie er in Pompeji, auf einem Fußboden abgebildet, aufgefunden wurde, und seht ihn heute (natürlich in einer andern Schlacht und anderer Uniform), wie er in den Gemäldeausstellungen aufgehängt und von irgend einem Verein für historische Kunst als Eigenthum erworben wird! Der Unterschied muß Jedermann sofort in die Augen fallen.

Seht dort den König. Wie stürmt er einher auf seinem Bukephalus an der Spitze der macedonischen Phalanx und der thessalischen Reiterei. Wie bohrt er allerhöchst eigenhändig den Speer in die Seite des Dathres, des Bruders des Dareios, und wie persönlichst winkt ihm der fliehende Großkönig, den machtlosen Vogen in der Hand, ab: Auch in Babylon wartet der Tod auf Uns, nicht bloß auf der Landstraße unter den Mörderhänden des Bessus und Marbazanes!

Und nun schaut heute. Eine Menge Portraitköpfe und darunter nicht wenige Zeitungscorrespondenten drängen sich wohl

ebenfalls im Vordergrund; aber es ist noch sehr anzuerkennen, wenn sie sich nicht um den „Fougon“, den Küchenwagen, drängen. Der Held als solcher ist nicht darunter; im Mittelgrunde hält er mit den Spitzen seines Generalstabes, auf ruhigem Gaul, den Feldstecher in der Hand. Und wir erblicken auf dem Bilde, was Er an seinem stolzeften Siegestage durch jenes Fernglas sah: den heroischen Hintergrund nämlich. Die Bilder, die den „großen Schweiger“ darstellen, wie er mit dem Degen in der Faust die pommer'schen Grenadiere zum Angriff führt, lügen; er hat es selbst gesagt, daß er die Pommern nur strategisch in die Lücke seiner Schlachtlinie schob, und er ist doch jedenfalls ein eben so großer Held und sicherlich ein größerer Kriegskundiger als jener aufgeregte junge Mann und Bukephalusbändiger auf dem klassischen Fußboden.

Wir können eben nichts dagegen machen, daß die Welt und in ihr die Kunst, Feldzüge zu gewinnen, die Kunst, Bilder zu malen, und die Kunst, Geschichten zu erzählen, eine andere geworden ist. Stehen wir nur Alle auf unserm Platze: Bürger, Künstler, Helden und Könige! Wer sich nicht irre machen läßt, kann auch heute noch sowohl vom Mittel- wie vom Vordergrund aus den Lorbeer und das Lächeln der Götter und Menschen sich gewinnen. Von dem Hintergrunde reden wir nicht, denn an den halten wir uns, wie schon bemerkt, auch diesmal.

Vor Paris! und — Vor Paris nichts Neues, meldete das Hauptquartier. Daß ein uns höchlichst interessirender Feldpostbrief um die Stunde, als das Telegramm abgelaufen wurde, vor Paris geschrieben wurde, davon wußte man natürlich zu Versailles nichts. Konnte es auch nicht wissen, so wenig als der Schreiber eine Ahnung davon hatte, daß Fräulein Natalie Ferrari gerade in dem Augenblick, als

er das Couvert schloß, dem städtischen Executivbeamten Trute, auf dringendes Ersuchen, eine Thür öffnete, deren Schwelle der Kriegscorrespondent, unter geschilderten Umständen, gegen die junge Dame auf den Knien, mit gefalteten Händen und in unansprechbarster Verwirrung aller Gefühle vertheidigt haben würde.

Vor Paris. Man hat uns hundert und aberhundert Mal die Art und Weise und unter welchen drolligen oder tragischen Umständen, Unbequemlichkeiten und Bequemlichkeiten damals von Paris aus nach Hause geschrieben wurde, geschildert, sowohl in Bild wie in Wort. Wir werden deshalb an dieser Stelle einfach den Wortlaut des uns und unsere Leser betreffenden Schreibens angeben. Die umgestürzte Tonne oder der Rococospieletisch aus St. Cloud oder Malmaison sind uns wirklich nur das Nebensächliche. Daß wir endlich einmal wenigstens annähernd etwas genauer erfahren, mit wem wir es denn eigentlich zu thun haben, ist die Hauptsache. Nicht wahr, es sind ja wohl schon sieben Jahre seit dem Abschluß des Frankfurter Friedens verlaufen? —

„Liebe Mutter! wundervolle alte Mama!

„Was die achäischen Mütter ihren vor Troja liegenden Jungen an Güte, Genießbarem, Gestricktem und Gewebtem zukommen ließen, kann ich nicht sagen, aber deine wollenen Socken und Unterhosen sind glücklich angekommen vor Paris, und mit beglücklicht gehobenen Knien stolziere ich bereits darin unsern sonderbaren Dardanern jenseits der Forts unter den blau und roth gefrorenen Nasen herum. Die feste Ueberzeugung, daß es die höchste Weisheit ist, dann und wann wieder zum Thier hinunterzugehen und Behagen und Unbehagen nur im allergegenwärtigsten Augenblick, ohne Vergangenheit und Zukunft, zu empfinden, hält mich außer deiner heitern Liebe und Liebenswürdigkeit immerfort recht munter. Ich er-

suche dich heute zum hundertsten Male, dir keine Sorgen um mich zu machen! Welch ein Glück ist es doch, daß wir Beide, du und ich, zu allen unsern Erlebnissen und Erfahrungen die nöthige Phantasie, und zwar in der Richtung auf das Sonnige hin, auf die Welt mitgebracht haben! Du und ich und — — — du erlanbst wohl, daß ich das „und“ anfüge und drei Gedankenstriche dahinter hänge. Wahrlich, wenn das wirklich die Einzigen sind, die in den Erdengeschichten großartig mitgespielen, die ihr Kreuz ruhig auf sich nehmen, in welcher Form es auch sei, so gehören wir Beide (diesmal selbstverständlich von den drei Gedankenstrichen abgesehen) im hervorragenden Grade dazu. Ich denke an den Vater in diesem Augenblicke und denke mir ihn, wie er mit der Linken die Brille emporhebt, um über seine Philologica weg einen Blick auf dich und mich zu werfen: „Frau, du würdest mich ungemein verpflichten, wenn du den nichtsnutzigen Bengel da, den bodenlosen Ignoranten, den unsäglichen Faulpelz heute wenigstens einmal mit geringerem Gleichmuth betrachten würdest. Nichts weiß er! Ich bitte dich, Beste, was sollen wir mit ihm anfangen, wenn sich zuletzt die Gewißheit bei mir einstellt, daß es seine feste Absicht ist, nichts wissen zu wollen?! Enterben kann ich ihn leider nicht; — du bist auf deine Pension und den Verkauf meiner Bibliothek als Professor der Philologie an hiesiger Universität angewiesen; er —“ ich breche ab; der letzte Sonnenstrahl jenes Trauerjahres fällt gar zu elegisch auf das würdige, liebe Haupt, das sich von den Schriften auf dem großen grünen Arbeitstische emporgerichtet hat, um noch einmal, zuletzt, einen zerstreuten Blick auf die Aergernisse des Daseins, die Niemandem erspart werden, zu werfen. Was würde der Vater sagen, wenn er heute dich in deinem verzauberten Winkel im dritten Stock, und

mich hier in dem halbzertrümmerten französischen Landhaus inmitten des deutschen Volkes in Waffen erblicken könnte?

„Wir kennen Beide sein behagliches Kopfnicken; — ich meine, unsere tapfern Herzen würde er uns wohl gelken lassen! Herangewachsen ist der Schlingel!‘ würde er murmeln: ach, Mama, tapfere, helläugige deutsche Heldennutter, wenn ich nur nicht allzu genau wüßte, auf wessen Kosten und unter wessen lachend verborgenen Sorgen das breitschulterige, dickfellige, bärtige Phänomen hier im ‚Replis‘ vor Paris in die Erscheinung getreten ist! . . . Was soll ich nun unter diesem Bumbum von Hüben und Drüben thun? Soll ich dir noch einmal eine Generalbeichte aller meiner Sünden gegen mich und dich ablegen, oder willst du noch einmal dein Lob von deinem ‚dummen Jungen‘ gejunen haben? Ich meine, liebe Mutter, ein stichhaltiger Trost wird dir das Liebste sein, und so hebe ich meine Rechte vor dem weißen Häusergewirr, das da in der Ferne im hellen französischen Winter Sonnenschein schimmert, und schwöre dir feierlich: Ich komme als ein verständiger Mensch zurück! Beim Zeus, die Herren zu Versailles sollen mich nicht umsonst hier in die Kälte zur Abkühlung hingestellt haben. Wie eine Blume entprießt mir die Moral ihrer strategischen Zwecke, Rück- und Vorsichten: Mama, ich lehre gebesfert heim, wenn — sie mich nicht auf meinen guten Vorsätzen, wie auf einem Schilde des classischen Alterthums, aus der Schlacht hinter die Front tragen, was übrigens so leicht nichts zu sagen hat.

„Bum! . . . bumbum! Da liegt nun das lustige Paris; und die Kugeln hinüber und herüber reden eindringlich davon, daß selbst die besten, heitersten, gleichmüthigsten Menschen nur deshalb in Verbindung mit einander stehen, um sich gegenseitig zu ärgern und zu quälen.

Selbst wir Beide, Mama, wie viele ungemüthliche Stunden haben wir uns zubereitet: ich dir durch eingeborensten Leichtsinn, du mir durch die Gewissensbisse, Selbstvorwürfe deinetwegen! Lache nur jetzt nicht; es hat wahrhaftig Vieles, wovon du nicht einmal eine Ahnung hattest, scharfnägelige Krallen in meiner Seele gehabt — deinetwegen! . . . Wenn ich ihn nur jetzt an der Nase fassen könnte,‘ wirst du sagen und dazu — in der Stille: Es ist doch eigentlich jammerschade, daß es so wenig Mütter in der Welt giebt, die sich solche unsinnige Briefe schreiben lassen können.

„Nun aber auf dein Gewissen, Mama; hast du die gute, herzerweiternde Gelegenheit meiner Abwesenheit als Vertheidiger des Vaterlandes und der edeln deutschen Frauen wahrgenommen, wie es sich gehört? Hast du mich über die Gebühr gelobt deinen Visiten gegenüber? Kann ich mich fest darauf verlassen, daß du mehr meine Hoffnungen für und Ausichten in die Zukunft, als meine gegenwärtigen Schulden hervorgehoben hast? Wünscht — Jemand — außer — dir, daß ich mit gesunden Gliedern heimkomme? Würde — es — ihr vielleicht Spaß machen, wenn ich das eiserne Kreuz mitbrächte? Kurz, Mama, liebe Mama, kann ich darauf rechnen, daß ich sie unter den weißgekleideten Jungfern beim Siegesheimzug mit einem Lächeln für mich vorfinden werde? Kurz, kürzer, am kürzesten: kommt sie häufig, während ich leider nicht da bin? Wie geht es ihr? wie fühlt sie sich? — kurz, kurz — Gott wie kurz das Papier in solchen Fällen ist! — wie geht es Natalia? Stehe du hier mal bei dreizehn Grad Kälte im Mondschein hinter dem Baune und lerne nicht das Behaglichere im Leben kennen! Bei den Göttern des warmen Odens, bei den Göttinnen der Holzfernung, des Torfes und der Steinkohlen, die Schlau-

löpfe da drüben haben es gar nicht nöthig, dann und wann ihre elektrischen Lichter auch über mich hinzuwerfen; ich weiß schon ohne das, wie hell Einem unter Umständen ein Gedanke ausgehen kann. Ach, Mama, wir liegen hier in einer Häuslichkeit, aus der die Franc-tireurs kurz vor unserm Einzug unbedingt ein junges Paar in den Flitterwochen aufgestört haben. Hier habe ich mir ihren Clavierstuhl an ein leeres Mehlsafß gerückt; auf seinem Schreibtisch sitzt der Feldwebel Schulze und spuckt Wuth über einer von enern Liebescigarren; großer Gott, gütiger Himmel, Mama, welche Zustände sind doch oft nothwendig, um den Menschen mit der Nase auf das Bessere zu stoßen! . . .

„Da stand ihr Piano. Dort in der hohlen Fensterhöhle pflegte sie ihre Blumen. Dort im Winkel stand jedenfalls eine Ottomane, auf der er mit der Cigarre, die Hände unter dem Hintertopfe, lag und ihr zusah. Es gehört solch eine Verwüstung und solch eine bittere Kriegsniederlage dazu, um ihn ganz zu fassen, wie er sein Behagen hatte an ihrer Zierlichkeit und an den blauen Wölkchen über ihm und an dem Grün vor dem offenen Fenster und — dort an der hellen Stadt Paris in der Frühlingssonne! Wie lange ist es her, daß es Frühling war? Da schiebt sich der Füsilier Dickbreue in die thürlose Thür und sieht sich um nach dem letzten Rest handgerechten Brennholzes. Krad! das war das letzte Wein ihres Erard's, welches eben unter das Beiwachtfener und den Feldkessel mit der germanischen Erbsenwurstsuppe geschoben wird.

„Na, Herr Unteroffizier, heute kommt auch das letzte Schinkenbein dran! Aber propre, sage ich Ihnen; — in drei Brotfäde voll Kartoffeln haben wir uns gestern mit den Rothhosen zwischen dem Auslesen der Todten und Verwundeten getheilt.“

„O Natalie! . . . Ach, wenn ihr wüßtet, welche Kämpfe um diesen letzten Schinkenbein geführt worden sind, und welchen Heroismus dein Sohn in denselben entwickelt hat; sie wäre auf der Stelle mein, wenn es nur im Geringsten wahr ist, daß die Weiber das Heldenhafte an den Männern lieben. O man muß solche Kämpfe und Nocherei ausgestanden haben, um sich nach einem comfortablen eigenen Herd und einer braven Frau dran zu sehnen.

„Im bittersten Ernst, Mutter; es ist diesmal Logik in diesem meinem Schreib-briefe, wenngleich immer noch verborgen unter der dir leider gut genug bekannten Wort- und Bilderhüpferei. Ich wiederhole: laß mich mit gesunden Gliedmaßen nach Hause kommen und wundere dich. Alte kurzweilige Mama, welch einen ernsthaften Sohn und Doctor der Philosophie wird dir ein gütiges Schicksal aus allen den Märschen, Schlachten, Bewachten und dem munteren oder sehr ernsten Verkehr der Völker und Individuen zurüclieferen! Ich sage weiter nichts mehr, um die Ueberraschung nicht vorzeitig abzuschwächen; aber Eines will ich doch noch bemerken: ich habe die allergegründetste Hoffnung, meiner dermal-einstigen Gattin im Laufe der Zeiten den Titel und Rang einer wirklich geheimen Hofrätthin sammt allen anhängenden Emolumenten sowie auch Pensionsberechtigung bieten zu können.

„Wie kommt ein solcher Glanz in meine Hütte? wirst du fragen, und ich wollte nur, eine Andere fragte mit dir. Ja, fragt nur! . . . Etwas mußte ich euch doch mitbringen von Paris! Diese deutschen Fürsten sind dann und wann gar so übel nicht. Behandelt man sie als Gentlemen, so kann man, wenn man Glück hat, recht brave und keineswegs unversündige Lente darunter treffen. Mit einigem guten Willen stellt man sich leicht auf sehr an-

genehmen Fuß mit ihnen; selbst nicht im Zuden findet man im gegebenen Moment den Menschen heraus mit größerem Erstaunen über die Macht des Barock in seiner Erscheinung als Tradition. Hoheit redet man den erhabenen Jüngling an, welcher das Vergnügen und die Ehre hatte, meine Bekanntschaft zu machen, und der an mir hängen blieb. Wir Beide, Mama, die wir wissen, was es heißt: frei durch die Welt zu gehen, wir haben auch Erfahrung davon, was das Hängenbleiben im rechten Sinne bedeutet. O Natalie, Natalie, — Fräulein Natalie Ferrari! . . . Na, kurz und gut, wenn ich nach Hause komme, werdet ihr das Weitere ausführlich vernehmen; nur das will ich noch sagen, daß ich nenlich, vielleicht zum ersten Male in meinem Leben, nicht nur amüßant, sondern auch belehrend war. Also — pflege dich und den Wassermann, grüße Freund Achtermann, gib mir ausführlichste Nachricht von euch Allen. Läuft dir Bedehop über den Weg, so stimme auch den alten Mäjonneur heiter durch die Versicherung, daß ich seiner immer noch freundlichst gedenke und mir die möglichste Mühe gebe, ihm ins Handwerk zu pfeuschen und allerlei gute Dinge aus dem Französischen ins Deutsche zu übersetzen: das Elsaß und Lothringen zum Exempel.

„Vor allen Dingen bleib gesund, Alte, und halte dir immer vor die Seele, wie sehr wir zu einander gehören. Trochu empfiehlt sich euch. Ducrot ebenfalls.“

Dein getreuer Sohn

ll. Sch.“

„Das ist nun wieder mal der Zunge, wie er leibt und lebt!“ rief die Frau Professorin nach der ersten athemlosen Vecture dieses Briefes. „Trochu grüßt! Ducrot auch! O hätte ich nur den Narrenkopf hier und — gesund; ich würde ihm schon meine Meinung sagen. Was hat denn der Hund? der Wassermann?

ich glaube wahrhaftig, er riecht seinen Herrn aus dem Briefe heraus! . . . Wirklicher Geheimer Hofrath — deutsche Fürsten — das letzte Schinkenbein — Kartoffelgraben zwischen den Todten und Verwundeten — Natalie Ferrari!“

Die alte Dame las das Schreiben zum zweiten Male, zum dritten Male und zum vierten Male. Dann sagte sie kopfschüttelnd:

„Die Hauptfrage ist, ob ich den Unsinu dem Mädchen zum Lesen gebe?! . . .

VI

. . . „oder ihr nur die Hauptsache daraus mündlich mittheile. Es ist ein verständiges Mädchen, und in etwas habe ich ihn doch auch meistentheils mit der Nase darauf gestoßen. Seine leere Stube da oben kennt sie schon lange, und seine Verhältnisse zu Trute sind ihr auch nicht unbekannt; also würde es nur darauf ankommen, ob sie Phantasie genug besitzt, ihm in meinen und seinen Glauben an sich hineinzufolgen. Herz genug hat sie dazu, und — auf ein paar schlaflose Nächte darf es so wie so einem Frauenzimmer in dieser argen Welt nicht ankommen. Wie aber überlegt man sich als Mutter eine ganz gehörige schriftliche Antwort an solch einen nichtsnußigen Bruchsen, wenn man Nachts wachend in seinem warmen Bette liegt und ihn sich da im Schützengraben unter dem Mont Valerien denkt?! Alles verschiebt dieser Krieg Einem. O, den Brief hätte der Schlingel mir nur von der Universität schreiben sollen! da würde ich ihm kühl Morgens um neun Uhr nach einem recht ruhigen Schlaf gedient haben. Zu nichts kommt man jetzt der Ordnung nach. Weshalb der Wassermann nenlich vom Nachbar Achtermann hinkend zurückgekommen ist, weiß ich auch noch nicht; Bedehop hat sich seit einem Jahrhundert nicht sehen lassen, und so sitze ich hier und

lasse mich von meinem eigenen Fleisch und Blut „kurzweilige Alte“ betituliren, in einer Welt, die freilich ihr Möglichstes thut, einem die angstvollen Minuten ins Unendliche auszudehnen. Ja, ich werde der Natalie den Brief unbedingt zu lesen geben! Laß sie gleichfalls sehen, wie sie mit den Minuten, Stunden und Tagen des Lebens fertig wird; meine Schuld ist es ja nicht, daß ihr nicht erspart wird, was wir Alle durchzumachen haben. Ich habe meinen lieben Seligen —

Sie brach ab, und einige Minuten des angstvollen Daseins gingen ihr unbewußt wieder einmal weich und sanft vorbei im Gedanken Dessen, was — gewesen war.

Es war längst Thauwetter eingetreten, der Tag war trübe und grau, sadartig wälzten sich die Wolken über jedweden mitteleuropäischen Horizont, und der Mitteleuropäer Achtermann ging spazieren in seiner Freistunde zwischen ein und zwei Uhr Mittags, fühlte sich aber leider nicht im Stande, das Wetter durch eigenste Seelenheiterkeit wenigstens für sich selber zu verbessern.

„So sind die Leute!“ seufzte er bei jedem Stoß, den er im Hin und Her der Bevölkerung der Stadt bekam, und gebrauchte damit jedesmal wieder die Redensart, mit welcher er sich wahrscheinlich der Hebamme in die Arme gelegt hatte, und mit welcher er sich noch viel wahrscheinlicher dermaleinst der Todtenfrau überliefern wird. Und unter vielen Sterblichen hatte er freilich genügende Gründe, diese Redensart nach den verschiedensten Richtungen hin zu gebrauchen, und sich durch sie möglichst wieder ins gewohnte melancholische Seelengleichgewicht zu bringen. Ach, die Leute betrugten sich nur in den seltensten Fällen so gegen ihn, wie sie eigentlich sollten, und — so waren sie denn in der That so wie — sie waren!

Das Elend war schon am frühen Morgen angegangen. Des Lebens Miseren

waren selbst ihm nicht seit längerer Zeit so schwer wie heute auf Kopf und Schultern gefallen. Frau und Tochter hatten ihn niederträchtiger denn je behandelt; sie hatten ihm selbst das ihm zukommende Quantum von Eichorienabsud vorenthalten und ihn also ohne Kaffee in den frostigen Morgen hinausgeschickt, und zwar unter dem Vorgeben, daß „der Herd nicht ziehe“. Dagegen mußte der Herd gegen Mittag wohl ein wenig zu gut gezogen haben, denn bis ans Rast, Teller, Löffel und Messer und Gabel war Alles angebrannt gewesen, was man ihm zuge tragen und vorgelegt hatte. Sämmtliche Romantik der zwanzigtausend Bände seiner Bibliothek kam nicht gegen die Dede in seinem Leibe und die Leere in seiner Seele auf. Fröstelnd, schauernd gab er sie — die Bände — vom Morgen bis zum Mittag heraus oder nahm sie zurück. Und dazu wußte er nur allzu genau, daß ein gut Drittel dieser laufenden Literatur zu Krankenbetten ging oder von denselben herkam. Jeder Band schien ihm seinen ganz bestimmten epidemischen Duft an sich zu haben. Er hatte das selten so intensiv herangerochen wie heute.

„Brr!“ hatte er jedes Mal, wenn er wieder solch ein abgegriffen aus den Händen des Volkes der Denker und zartgeformtesten Frauen heimkehrendes Buch an seinen Platz zurückstellte, gesagt und hinzugefügt:

„So sind die Leute!“

Gewöhnlich führte der Leihbibliothekar in dieser Mittagsstunde auf seinen Spazierwegen durch die Gassen der Stadt den Hund Wassermann mit sich. Der Rötter pflegte sich jedesmal pünktlich zur richtigen Zeit einzustellen; aber heute war er ausgeblieben, wie wir bereits aus der Bemerkung der Frau Professorin wissen. Er hatte einerseits an der Lectüre des Feldpostbriefes Theil genommen, anderseits war ihm auch unbedingt das Wetter

zu schlecht gewesen, zumal er, wie wir gleichfalls in Erfahrung brachten, immer noch von der letzten Begegnung mit der Frau Leihbibliothekarin her das linke Hinterbein unter den Bauch gezogen trug.

Dem Leihbibliothekar Achtermann war selten ein Wetter zu schlecht, und so treffen wir auf ihn in der Friedrichstraße unter seinem Regenschirm und zwar gottlob in demselben Augenblick, wo der erste Sonnenblick in seinen Tag hineinschaltete und zwar unter einem andern Regenschirme hervor.

Fräulein Natalie war's, die ihm an einer Straßenecke in den Weg trat und zwar selbstverständlich mit der Frage:

„Aber was ist denn das? Wo haben Sie denn Wassermann, Herr Achtermann?“

„Gefegnete Mahlzeit, mein Fräulein! Ich freue mich — o ja, hm, hm, Wassermann?! Ei freilich.“

Und der Alte blickte unwillkürlich über die Schulter nach dem braven Hunde aus, doch sofort wieder in das helle muntere Mädchen Gesicht vor ihm:

„Ei ja, Wassermann! Wissen Sie, Fräulein; im Grunde ist es doch keine Bitterung, um selbst einen Hund zum Spaziergange aufzufordern, und so —“

„Fragen Sie Ihre Griesgrämlichkeit mütterseelenallein in der Stadt zur Ausküstung herum. Nicht wahr, Sie fressen doch wenigstens Ihre Abonnenten nicht? Hu, jetzt machen Sie mir auf der Stelle ein Gesicht, dem man es auch ansieht, was für ein vergnügter alter Herr Sie sind und was für interessante Unterhaltung Sie tagtäglich von Morgen bis zum Abend anzuleihen haben. Ich war eben auf dem Wege zu Ihnen, um mir ein hübsches Buch für den heutigen Abend zu holen. Ach, Sie können es freilich nicht wissen, Achtermann, wie lang und langweilig dann und wann meine Abende sich hinziehen.“

Es flog ein Schatten bei den letzten Worten über das kluge Gesicht, der leider

auf noch etwas Anderes hin deutete als bloß lange und langweilige Winterabende. „Wer hätte gedacht, daß der alte Mann so viel Blut in sich hatte?“ sagte Lady Macbeth. Wer konnte es diesem jungen Fräulein auf den ersten Blick ansehen, welche bittere Lebensnoth unter dieser glatten, weißen Stirn tapfer zu den feinsten Gedankenfäden Jahre, Tage und Stunden hindurch zerzupft worden war und auch in den gegenwärtigen Tagen und Stunden noch zerzupft wurde? Natalie Ferrari lebte wahrlich nicht allein in der Welt, in der sie, wie die Lebensart geht: allein stand. So wenig als wir Andern hatte sie die Macht, nach Neigung und Stimmung, wie es ihr gut dünkte, die Einsamkeit zu beleben. Ach, wenn man nur mit den Leuten rundum, wie sie sind, zu thun hätte, da ginge es noch an, da wird man am Ende wie mit den Feinden, so auch mit den Freunden fertig; aber, aber, wie wehrt man sich in der Einsamkeit gegen das, was nicht in Fleisch und Blut auftritt, sondern als Spuk der Vergangenheit und fast noch gespenstischer als unsaßbare, ungreifbare Zukunftsorgen aus dem Dunkel in den Lichtkreis der Winterlampe, oder aus dem glänzenden Sommer Sonnenschein in den kühlen Schatten hineingreift und in beiden Fällen nicht bloß dem unerfahrenen jungen Mädchen, sondern auch dem gegerbtesten Lebensabenteurer eine Gänsehaut zu Wege bringt?

Das war ein langer Satz, den wir mit dem besten Willen nicht kürzer machen konnten; denn ihn uns ganz zu ersparen und unsere kleine Heldin bereits im ersten Capitel zu verheirathen, ging unter den geschilderten Um- und Zuständen wirklich nicht an. Es wird sich aber Alles zurechtfinden. Wir machen gottlob unsere Geschichten nicht, — wir finden sie fertig und geben sie, wie wir sie finden. Fräulein Natalie zog ihren Regenschirm zu, schob ihr Winterhütchen mit unter den des

Leihbibliothekars und nahm den Arm des Alten, doch ein „Leisebuch“ für den heutigen Abend bekam sie diesmal nicht.

Eben schloß Achtermann ihr höflich die Thür seines Geschäftslokals auf und lud sie ein, einzutreten, als sich auf der andern Seite der Gasse in der Höhe das Fenster der Frau Professorin öffnete und die Frau Professorin herunterrief:

„Natalie! Kind! bitte, komm doch mal einen Augenblick herauf.“

Höflichst grüßte Achtermann empor, den Hut weit von sich abshwendend.

„Ich komme!“ rief Natalie Ferrari und sprang über die Gasse. Verschiedene Autoren würden in diesem Moment die Sonne aus den Wolken hervortreten lassen; wir jedoch können dies nicht machen. Wir könnten höchstens ein recht schlechtes Bild leisten, indem wir mittheilten, daß oben in dem Zimmer der Mama Schend der alte Sonnenschein in dieser Geschichte den jungen in die Arme zog, ihm einen Kuß gab und dabei sagte:

„Höre, Mädchen, ich habe mich hin und her besonnen, ob ich dir volle Mittheilung davon machen solle. Er hat nämlich einmal wieder einen ganz dummen Brief geschrieben.“

„Wer? ... Er? ... Von Paris? ... O Mama!“

„Ja von vor Paris! Und ganz in denselben Ausdrücken wie der General von Bobbielsky. Was die Hauptsache anbetrifft, durchaus keine Renigheit. Mir wenigstens nicht. Mir in der Hinsicht durchaus nichts Neues vor Paris! Ach, mein Herz, du hast keine Ahnung davon — — Ducrot grüßt dich bestens, Trochu empfiehlt sich dir — — sieh, da halt' ich das alberne Geschreibsel in die Luft, und jetzt soll es ganz bei dir stehen, ob du es mir zwischen dem Daumen und Zeigefinger wegziehen willst oder nicht. Daß ich nicht klug daraus werden könne, kann ich wohl nicht behaupten. Was du

zu dem Unsinn sagst, möchte ich freilich recht gern wissen; aber — wie gesagt — es soll ganz auf dich ankommen, ob du das Ding lesen willst. Nämlich — es ist auch die Rede von dir darin, außer von dem Füssler Dickbrewe, von dem Hauptquartier in Versailles und den Pariser in Paris. Er schreibt auch wieder mal von Vesserung und Einfehren in sich selbst, und von welch wohlthätigem Einfluß dieser Krieg für ihn sei. Da habe ich doch in meinem Verdruß und all der sonstigen Angst um den armen Kerl lachen müssen! Von einer wirklichen geheimen Hofsäthin schreibt er, von idealen deutschen Fürsten; — kurz es ist ein Durcheinander, das wirklich lesenswerth ist, und wie gesagt, hätte er nicht das Euch, womit er dich und mich meint, ein paar Male so dick unterstrichen, so würde ich es dir natürlich bereits vorgelesen haben. Also?! na? .. nun?! wie ist es, mein armes, liebes Herz?!“

Fräulein Natalie streckte die Hand und zog sie wieder zurück. Es war unmöglich, daß sie je in ihrem Leben noch röthlicher werden konnte als in diesem Augenblick.

„Zähle lieber gar noch Drei!“ rief sie mit zitternder, halb Weinerlicher, halb auch wohl ärgerlicher Stimme. „Oder soll ich selber vielleicht an den Knöpfen meines Mantels abzählen?“

Die kleine Hand zuckte wiederum angsthaft vor: „Nun, so gib in Gottes Namen her!“ ...

„Da!“ sagte die Frau Professorin mit einem tiefen, aber entlastenden Seufzer. „Ja wohl, in Gottes Namen! .. Jetzt sieh zu, was du herausliest. Der Junge schreibt zu allem Uebrigen eine Hand, die er vor keinem seiner Schreiblehrer antworten kann. Du bist ja wohl auch schon früher dabei gewesen, wenn er gekommen ist und mich gefragt hat: ‚Sag' mal, hast du eine Ahnung davon, was ich hier eigentlich geschrieben habe?‘“

VII.

Der alte Achtermann hatte währenddem sein Geschäft von Neuem eröffnet; — wir können einfach sagen: die Menschheit verlangt es eben, daß auch im Druck unter ihr umläuft, was sie tagtäglich an ihrem Leibe in der Wirklichkeit erlebt oder, besser gesagt, durchzumachen hat. Der Leihbibliothekar ließ seine Liebesgeschichten in jeglicher Form aus und nahm sie zurück. Blech, Gold und Talmi — seine Bücherstände waren für jedwedes Bedürfniß und Verständniß aufs reichlichste ausgerüstet, und als einer der berufensten Minister des Auswärtigen aller Herrscher von und im Traumland sah er beinahe jedem seiner Kunden das, was er brauchte, an der Nase ab. Aber daß es wenig sorgenvollere Posten als solche Ministerstellen in irgendwelchem „Reffort“ in der Welt giebt, sollte ihm auch binnen kurzem wieder zu erneuter Kenntnißnahme vorgelegt werden.

Tugendweise hatte er Zeitgenossen und Zeitgenossinnen sammt ihren kultur- wie literarhistorisch oft recht merkwürdigen Wünschen nach Möglichkeit befriedigt entlassen. Bald oben, bald unten auf seiner Leiter hatte er jeglichem idealen wie realen, physischen wie metaphysischen Verlangen nach — Zerstreuung Genüge zu leisten gestrebt und dazwischen nach seinem Theekessel gehorcht, der allgemach auf seinem kleinen Kanonenofen im dunkeln Winkel ins Singen gerieth, als ein neuer Schatten Dessen, was sich nicht zum Traumland rechnete, seine Thür verdunkelte und einen Moment später sich über seinen Ladentisch lehnte.

„Sieh — Wehchop!“ rief er. „Gerade recht. Ihn' mir den Gefallen und gieße selber zum letzten Mal auf. Der Kaffee wird eben fertig sein. ‚Auf der Höhe‘ — dritter Band; — ‚Problematische Naturen‘ — ich bin sofort hier oben fertig und komme herunter.“

„Uf'h!“ blies der Ueberseher, der unter manchem Andern auch darin ein behaglich Selbstbewußtsein fand, daß er noch nie in seinem Leben einen Regenschirm selbst bejessen oder von einem Bekannten geborgt hatte. Er hob den regennassen Filz von einer der breitesten, glänzendsten, kahlsten Stirnen Deutschlands, schüttelte ihn und schüttelte sich selber. Dem gastfreundlichen Erjuchen Achtermann's kam er, ohne weiter ein Wort zu verlieren, nach, indem er zuerst mit der Eisenzwinge seines Gehstodes die Kohlen im Ofen zu erhöhter Gluth durcheinander rüttelte, und stumm goß er sofort auch auf.

Achzend ließ er sich auf dem kleinen Sopha nieder, und rasch verbreitete sich ein Dampf und Duft im Local, der einzig und allein aus der feuchten Wolle aufsteigen konnte, die winterlich seinen kurzbeinigen, breitbäuchigen und breitschulterigen Leib überzog.

„Es geht dir sonst gut, guter Wehchop?“ fragte der Leihbibliothekar von seiner Leiter herab.

„Uf'h!“ Und dazu wurde ein Streichholz angezündet, und der Dampf einer gar nicht schlechten Cigarre fing an, sich mit dem übrigen Dunst und Dampfe zu vermischen.

„Merkwürdig gut, Achtermann. Der pure umgekehrte Schnbart:

In einem finstern Gestirne Kamels
Verloch sich Abavcr; —

es ist wahrhaftig für Unseren eine Zeit zum Unterfriecken! Da übersehe euch jezo einmal Einer aus dem Französischen! Wahrhaftig, allgemach kommt mir die Ueberzeugung, daß, wenn das so fort geht, es mit uns Allen vorbei ist. Nichts Neues aus Paris! Es soll mich nur wundern, wie lange ein germanisch Gemüth das Elend aushalten kann.“

„Gestatte mir eine Bemerkung, Wehchop,“ sagte Achtermann, nunmehr gleichfalls in das Dunkel seines Geschäfts-

schlupfwinkels tretend. „Wenn Jemand dich ganz genau kennt, so bin ich es. Das ist eben nur eine Schrulle von dir, durch jedes Wetter ohne Schirm zu laufen. Da sitzt du nun und dampfst und kannst nur für dein Inneres kein Ventil finden. Ich kenne dich viel besser, als du dich selber kennst; im tiefsten Grunde deines Herzens bist du fast nicht mehr und weniger als eine recht innige deutsche Mädchenatur, und es erboht dich nur, daß du es nicht bist und nächstens weißgekleidet unsere Sieger —“

„Kerl,“ schrieb der Uebersetzer ausspringend, „Mensch! Wirst auch du mir unter den Händen gar noch wißig? Da hört freilich Alles auf, sagt Antonelli. Unterstreiche das Datum in deinem Kalender. Von dieser Stunde an mache ich es mir zum Lebenszweck, deiner Tochter einen Mann zu verschaffen. Ja, ich habe Gemüth, ich habe Herz! echtes, wirkliches Gemüth und Herz. Ich verheirathe dir deine Meta, verlaß dich fest darauf. Da hast du meine Hand; — Achtermann, du bist ein prachtvoller alter Bursch und darfst dreist Alle, die über dich wegsehen, zu mir schicken; ich werde dich, wie es sich gehört, in ihrer Achtung zurecht rücken.“

„Du scheinst mir heute einmal wieder in einer deiner eigenthümlichen Lagen zu sein, guter Webehop.“

„Das bin ich auch, mein guter Achtermann. Es war eine Käserinde, an der ich gestern Abend meinen letzten Schneidezahn einbüßte! Und auf ihn allein hatte ich mich noch zu verlassen, dem Gurkensalat des kommenden Sommers gegenüber. Achtermann, Achtermann, je älter man wird, desto mehr merkt man, in welcher retardirenden Tragödie man seine Rolle zu spielen hat! O ja, was für eine stoische Frage hat der Egoistischste durch die Tage zu schneiden, damit nachher irgend eine dumme Mitcreatur neidisch die Bemerkung von sich bläht: Das war noch,

Alles in Allem genommen, wirklich einmal ein fiderer Kerl! Weiläufig — um auf ein anderes Thema und Dasein zu kommen — es wird dich vielleicht auch noch interessieren, daß unser Freund Paul Ferrari wieder im Lande ist.“

„Wie?“ fragte der Leihbibliothekar zerstreut. Er hatte wirklich nicht recht auf die letzten philosophischen Stoßsenzer seines Freundes Webehop hingehört, sondern, in seine eigenen Gedanken versunken, Kleistertopf und Pinsel gehandhabt und neue reinliche Mädchensilbe auf eine arg zerlesene Serie von Spindler's Werken geklebt.

„Wie? .. Nun höre Einer den Menschen!“ brummte ärgerlich der Uebersetzer, seinen Stock auf den Boden stoßend. „Verläßt er sich jetzt darauf, daß ich gewöhnlich Blech schwafe, oder denkt er augenblicklich noch tiefer als gewöhnlich an Weib und Kind? Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir, daß du von ihm ausfahrest! Achtermann, ich theile dir soeben mit, daß unser Freund, Schul- und Jugendgenosse Paul Ferrari glücklich wieder bei uns angelangt ist!“

„Was?“ rief der Leihbibliothekar. Er hatte wirklich nicht während der letzten Minuten über den Unterschied zwischen unglücklich und unbehaglich verheirathet zu sein nachgedacht. Seine Einbildungskraft hatte an dem letzten Schneidezahn Webehop's gehaftet; sie hatte einfach zwischen den Gurkenbeeten des kommenden Sommers gewandelt. Ihm war es nicht von der Natur gegeben, wie der absonderliche Vogel, dessen Namen der absonderliche Freund führte, von Ast zu Ast zu hüpfen!

Der Kleisterpinsel entfiel seiner Hand: „Paul, gütiger Himmel! unser Paul? — Ferrari? Das ist unmöglich, Webehop!“

„So sagt Ihr — Ihr Philister, und habt deshalb den Vorzug vor — andern

Leuten, alle Augenblicke das Unmögliche sehr möglich werden zu sehen. Wenn Ihr's nur nicht stets so schauerhaft eilig mit Euren Gemeinplätzen hättet! Entschuldigt Euch nur ja nicht mit dem es überhaupt eilig habenden Jahrhundert: die Narrheit des Ganzen hebt niemals die des Einzelnen auf. Das ist unmöglich! wie oft zum Exempel bin ich nur seit Mitte des vergangenen Sommers über das dumme Wort halb aus der Haut gefahren —

„Um Gotteswillen, lieber Freund, bleib jetzt einmal bei der Sache. Paul ist zurückgekommen? Du hast ihn gesehen? Du hast ihn gesprochen?“

„Gesehen? Gesprochen? Angepumpt hat er mich auf der Stelle. Mich erblicken und dieses war eins. Ich habe selber wohl dann und wann der Menschheit meine Existenz auf ähnliche Weise in das Bewußtsein zurückgeführt, und nie nachher hat Jemand, der an meinem Nachvorhandensein im Leben zweifelte, das Wort: Das ist unmöglich! wiederholt. Von dir wünscht er, daß du ihm das Wiederzusammentreffen mit oder, wenn du willst, das Wiederfinden seiner Tochter vermitteln mögest. Ich habe ihm auf heute Abend neun Uhr in Buzemann's Keller ein Zusammentreffen mit dir versprochen, und ich bin fest überzeugt, daß er seit dem Deffnen des Locals dort auf dich harret. Wo er die Nacht zugebracht hat, kann ich dir nicht sagen.“

„Das ist Alles, als wenn mir ein Stein vom Dache auf den Kopf fiel! Und eben springt Fräulein Natalie hinauf zur Frau Professorin; und wenn Einer weiß, was für eine tapfere Heldin in dem Mäd— der jungen Dame steckt, so bin ich es, Wedehop; — von der Frau Professorin darf ich da natürlich nicht reden. Ich soll es sein, der das arme Mäd— Fräulein wieder aus all ihren so mühselig eingerichteten Lebensschlupfwinkeln aufscheucht? Und dann meine Frau?!

Wie soll ich es nur möglich machen, um heute Abend nach Buzemann's Keller —“

„Das ist freilich des Teufels Küche!“ grinste Wedehop. „Des Teufels Küche! Es wundert mich höchlichst, daß nicht schon lange einer unserer literarischen Arbeitgeber den Titel gefunden und ihn jauchzend, drei Bände aufgehängt, einem Verleger aufgehängt hat. Na, weist du, ich hole dich ab aus deinem häuslichen Kreise; ich entreiße dich dem Schoße deiner Familie. Ich rede mit deiner Gattin. Ich habe es nicht leichtfertig ausgesprochen, daß ich deine gute Meta zu verheirathen gedenke. Punkt neun Uhr bin ich bei dir. Buzemann's Keller! Es ist meine feste Absicht, es dahin zu bringen, daß dich dein Weib selber jeden Abend nach Buzemann's Keller schickt.“

„Was den heutigen Abend betrifft, so würdest du mir in der That einen Gefallen thun, wenn du das möglichst nachtest,“ seufzte der Leihbibliothekar.

„Nun, nun,“ murmelte Wedehop, „wenn man auch selbst allgemach ein alter Junggeßell geworden ist, so hat man doch seine Erfahrung darüber gewonnen, wie die Creaturen aus der Arche Noäh zusammen gehören und aufmarschiren, Löwe und Gemahlin, Affe und Gattin, Spinnerich und Frau. Sie heirathet Buzemann junior, das steht fest! Man will doch nicht ganz umsonst seine Nürnberger Naturgeschichte auf dem Christmarkt erstanden haben für die lieben Kinder seiner guten Bekannten und besten Freunde.“

Die Aussicht, am heutigen Abend in verhältnißmäßig so später Stunde von Wedehop aus seinem Familienkreise abgeholt zu werden, drängte für einen Moment wenigstens alles Andere in der Seele Achtermann's zurück. Aber wie kurz sind immerdar die Augenblicke des Behagens auf dieser Erde! Der Zufall, der sonst doch Alles möglich macht, hat Eines noch nie fertig gebracht, nämlich

ein Wohlsein und Sich-Wohlfühlen des Menschen von einer Ideenassociation zur andern.

„Aber sie will sich doch ein Buch von mir holen für den Abend,“ rief der Leihbibliothekar. „Die Frau Professorin hat sie nur — für einen Augenblick heraufgerufen, und ich hatte ihr einen Band von Stifter's ‚Studien‘ bereits zurecht gelegt. Was soll ich ihr nun sagen? ich bitte dich, Wedehop, was für ein Gesicht soll ich ihr jetzt machen?“

Der Uebersetzer erhob sich, trat an den Ladentisch und fing an, in den Katalogen des Geschäftes zu blättern:

„Hm,“ sagte er, „1177, Hölderlin's gesammelte Werke. 6075 F. W. von Goethe's sämmtliche Werke; Ausgabe letzter Hand. Eines hatten die zwei Leute wenigstens gemeinschaftlich: der Eine im Wahnwitz bei seinem Tischler in Tübingen; der Andere als der weiseste der Menschen und großherzoglich weimarischer Minister. Sie legten sich regelmäßig sofort zu Bett, wenn das Leben zu scharf andrängte — Gewährsleute: Wilhelm Waiblinger und Johann Peter Eckermann. Was du thun willst bis heute Abend, wo ich dich abhole, ist in dein Belieben gestellt!“

„Du sahest mit ihm nur auf derselben Schulbank,“ murmelte Karl Achtermann; „aber Paul Ferrari und ich, ich und er, wir waren —“

„Vögel aus demselben Nest der Lebensharmlosigkeit, nur daß den Einen sein phantastisches Gefieder allzu leicht zu hoch über den gesunden Menschen- und Philisterverstand hinausstrug. So bist du denn Gatte deiner Gattin, Vater deiner Tochter und Urheber dieses Sammeljuriums von bubbles und bouteilles des Menschengestirns geworden und leichst sie weiter aus; während der Andere seine eigenen Seifenblasen, allen Abreißens seiner guten Freunde zum Trost, in die Lüfte blies und auf ihnen ritt, wie der Frei-

herr von Münchhausen auf seiner welt-culturhistorischen Kanonenkugel. Ließ die Geschichten nach in deiner Bibliothek, Achtermann. Alles vergnügliche oder tragische Interesse, das wir soliden guten Leute und Staatsbürger an uns selber nehmen, haftet am letzten Ende doch einzig und allem in der spannungsvollen Theilnahme, die Ihr von uns in Anspruch nimmt. Was in aller Welt würde mich auch sonst bewegen, heute Abend auf Schlafrock und Pantoffeln zu verzichten; dich im harten Kampfe deinem Weibe zu entreißen und dich nach Buxemann's Keller zu schleppen? Es ist immer Etwas, gleich dem Spiegel in der Puststube zwischen zwei solchen Seitenstücken zu hängen wie du und unser guter Freund Paul Ferrari.“

„Ein schöner Spiegel!“ hätte dreißt der alte Achtermann senzen können. Er that es jedoch nicht; er war aber nach einer andern Richtung hin in die Bilder seiner Phantasie verjunken und hatte die recht witzigen des Uebersetzers leider gänzlich überhört oder übersehen.

„Ja, hole mich ab, Wedehop,“ sagte er. „Thu' mir den Gefallen. Wir sind von den frühesten Jahren an gute Freunde gewesen. Er soll nicht sagen können, daß ich mit ihm nichts mehr zu thun haben wollte, weil es mir besser ergangen sei als ihm.“

VIII.

Der Leihbibliothekar stand hinter den trüben Glasscheiben seiner Ladenthür und wischte mit dem Rockärmel drüber, um dem trüben Tage noch einen letzten Blick auf seinen Freund Wedehop abzugewinnen. Aber Wedehop war bereits um die Ecke verschwunden, und so wendete sich auch Achtermann wieder und sah sich seufzend in seinen Geschäftsräumen um.

Ja, da stand es in den Fächern von Tannenholz, gebunden, nummerirt, mehr oder weniger abgegriffen — Alles, was mehr

oder weniger der Menschheit über sorgenvolle, ärgerliche oder nur lang sich hinschleppende Stunden hinweggeholfen hatte, und er verspürte nicht die mindeste Lust, sich durch einen Griff aufs Gerathewohl auch wieder einmal selber in das gute Reich, das Zwischenreich, welches er so trefflich beherrschte, zu erheben und von seinem, ihm eben noch durch den Freund bestätigten Bürgerrecht darin Gebrauch zu machen.

Er war ja selber durch den Straßenloth und das Thaumwetter spazieren gegangen; es blieb ihm also nichts übrig, als mit dem Knöchel des Zeigefingers die winterwetterlich judende Nasenspitze zu reiben und zum Himmel empor zu schauen.

„Von dem muß man es heute auch schriftlich oder gedruckt haben, um es glauben zu können, daß er einmal blau gewesen ist!“ murmelte er. In demselben Augenblicke sah er auf die gegenüberliegende Hausthür und wich zurück:

„Da ist sie!“ . . .

Sie kam über die Gasse, roth wie eine Rose (das gewöhnlichste Bild ist und bleibt immer das beste). Sie fuhr mit dem Arm und Ellbogen mehrmals auf dem kurzen Wege vor dem Gesicht her. Sie sah auch zu dem grauen Winterhimmel empor, und halb weinerlich, halb lächerlich zuckte es um ihren hübschen Mund. Sie hatte die beste Absicht, so ruhig als möglich anzusehen; aber fertig brachte sie es nicht, und zu verlangen war es auch nicht von ihr.

Sie tastete nach dem Thürgriff, ehe sie ihn faßte; und dann gelang es ihr auch nicht, auf den ersten Griff die Thür zu öffnen. Die kleine, sonst so feste und geschickte Hand war in diesem Augenblick nicht mehr im Stande, das Gewöhnlichste ruhig zu nehmen.

„Lieber Herr Achtermann, ich brauche heute kein neues Buch mehr. Ich komme heute doch nicht zum Lesen! Adieu, Herr Achtermann!“ . . .

„Ach — Fräulein Na —!“ Es war vergeblich, und der Gründer und Inhaber des A. Achtermann'schen Geschäfts gab es auch sofort auf. Als er wiederum an seine Glasthür trat, war Fräulein Natalie Ferrari um die nämliche Ecke verschwunden wie Freund Wedehop; und nachher war es gerade, als ob rein der Teufel in das deutsche Lesepublicum gefahren sei.

„Ich bin fest überzeugt, sie lesen auch in Paris heute unter ihren Bedrängnissen weiter. So sind die Leute!“ rief der Leihbibliothekar, und das Wort fiel in den einzigen Augenblick freieren Nachdenkens, der ihm bis zum späten Abend hin gegönnt wurde.

„Der gute Paul! . . . Er ist also wieder da!“ jagte er, als er am Abend in seinen abgetragenen Oberrock trock. „In einer Beziehung hat Wedehop Recht: auf einander angewiesen sind wir von der Natur. Es ist nicht mehr zu zählen, wie oft er von Kindheitsbeinen an mir den Boden unter den Füßen weggezogen hat. Wenn ich nur an die Prügel denke, die er verdient hatte und welche ich bekam! Von meinen Spardbüchern hat er auch immer mehr gehabt als ich. Und dann — und dann —“

Er dachte an Natalie Ferrari's Mama, die auch nicht als solche in die Welt fiel, sondern ganz allgemach zu einem lachenden, lodigen Vadsich heranwuchs und mit den „übrigen Zeitgenossen“ in die Tanzstunde ging.

„Sie hatte ihr großes Vergnügen damals an Wedehop und mir. Und wie ich mich und ihn in der Erinnerung beim alten Thürnagel in der Leipzigerstraße dahin hängen sehe, kann ich ihr eigentlich einen Vorwurf aus ihrer Lust an uns nicht machen!“

Damit schrieb er die Gashähne zu, und das Reich der Romantik, soweit es in den Büchern gedruckt stand, verjant im Dunkel.

Kopfschüttelnd schloß er Läden und Thür und wanderte seinem hässlichen Herde zu. Es ist wahrhaftig nicht wahr, daß man einen vorfälligen Mord begangen und das Wissen davon unentdeckt zwanzig Jahre lang mit sich herumgetragen haben müsse, um erkennen zu lernen, was das Gewissen in des Menschen Brust bedeute. Aber wenn etwas das Furchtbare unseres Daseins in dieser Welt zum Bewußtsein bringen kann, so ist es die Erkenntniß davon, daß wir auch den Erinnern zum Scherz in sie — die Welt hineingeseht worden sind.

Man konnte nicht sagen, daß es eine Todssünde sei, um neun Uhr Abends von einem Freunde abgeholt zu werden, um einem andern Freunde in der Bedrängniß des Lebens womöglich beizustehen, aber — der Mensch rechne da mal mit seines Rufens Tiefen! Was den sonst gar nicht so übeln Menschen Achtermann anbetraf, so kam der mit dem Gefühle, alle sieben Todssünden auf dem Gewissen zu haben, zu Hause an. Er hatte sich auch nicht im mindesten in seinen Ahnungen und Voraussetzungen getäuscht: erträglicher war die Stimmung gegen ihn an seinem hässlichen Herde nicht geworden seit dem Morgen.

Schlimmer war sie geworden. Ducrot ließ auch hier grüßen, und Trochu empfahl sich gleichfalls. Das naßkalte Wetter den Tag über war von dem übelsten Einfluß auf die Laren und Penaten des armen Leihbibliothekars gewesen. Wenn es am Morgen von schänden Bemerkungen nur geträufelt hatte, so goß es jetzt von ihnen. Bäder und Müller, Regen und Schnee jagten einander auch hier; und klatschend schlugen die wässerigen Flocken dem heimgekehrten Hausherrn auch innerhalb seiner vier Wände ins Gesicht. Gattin und Tochter thaten ihr Möglichstes, den Gatten und Vater mit dem Dache über dem Kopfe obdachlos zu machen.

Den Thee hatten sie ihm selbstverständlich kalt gestellt, die Butter war gerade fünf Minuten vor seiner Heimkehr zu Ende gegangen. Seine Zähne waren leibergottes nicht so hart als das Brot, welches er auf dem Tische fand. Das Messer hatte er sich selber aus der Küche zu holen und zwar ohne Licht. Der Zucker wurde ihm natürlich zugetheilt; aber Pfeffer und Salz waren dagegen in wirklich verschwenderischem Ueberfluß vorhanden, und er hatte durchaus nicht nöthig, selber sich damit zu bedienen; es waren die beiden einzigen Gewürze, die ihm willig handgerecht zugeschoben und dargereicht wurden.

Daß er seine Damen im hellen Hauskriege mit dem Hausbesitzer und einen wenig erfreulichen Brief (geöffnet) des letztern neben seinem Teller vorfand, eröffnete seiner heimischen Behaglichkeit nur die bekannte Aussicht nach einer anderen Seite hin. Er kannte das wirklich schon, und so seufzte er nur im Stillen:

„So muß ich morgen schon wieder einmal mit dem guten Manne reden.“

Neun Uhr! Die nahe Kirchenuhr zählte ihm die Schläge langsam zu.

„Zieh mir endlich die Pantoffeln an, Achtermann!“ schnarrte die Gattin. „Was soll denn das bedeuten, daß du mir den ganzen Abend in den Stiefeln herumläufst?“

„Liebe,“ stotterte der Vater der Familie, „du hast Recht; aber — aber, wenn du nichts dagegen hast, so möchte ich —“

„Du möchtest? . . Was möchtest du?“

„Ja, das möchte ich gleichfalls wohl wissen,“ rief Fräulein Meta, das dünne Gesicht so weit als möglich vorschiebend.

„Ich — ich habe wirklich — noch — einen Weg —“

„Anzugehen?“ freizog die Gattin, der mit vollem Rechte die Arme am Leibe niedersanken. Die Tochter zeigte den dünnen Hals noch mehr:

„Wohin, Papa? Das muß ich sagen!“

„Ich versichere euch —“

„Du sagst mir auf der Stelle, was du vorhast, Achtermann! Das ist ja einmal wieder eine ganz neue Mode, und ich will auf der Stelle, auf der Stelle wissen, was das zu bedeuten hat.“

„Ja, Mama, daß ich nicht neugierig bin, weißt du; aber dieses macht selbst die Beine hier unter meinem Stuhle wißbegierig. Papa, du mußt das freilich auf der Stelle sagen, was du vorhast. Nachher weiß ich denn schon, ob ich in meinen Gedanken Recht gehabt habe, nämlich daß das Fräulein da drüben, die Claviermannsell, das Fräulein Ferrari, wieder in der Geschichte auftritt.“

Der Leihbibliothekar suchte vergeblich in allen Geschichten, die seine Bibliothek enthielt, durch das in- und ausländische romantische Alphabet, durch seinen Auerbach, Balzac, Claren, Dumas, Eichendorff, Freytag, Goethe und Hesekiel, kurz durch sämtliche alte und neue Literatur-Proppheten mit all' ihren Helden, Rittern, Räubern, idealen Künstlern, Juden und Gründern nach einem schneidigen lösenden Worte. Es blieb ihm aus, und er war gerade so verloren wie jeder andere Held auf seinen Bücherbrettern, wenn es nicht auch hier im letzten schrecklichsten Moment kurz aber deutlich an die Thür gepocht hätte.

„Recht schönen guten Abend, Achtermann. Meine Damen — ich mache mir das Vergnügen!“ sagte Wedehop. Er war seit längeren Jahren an irgend einem Orte nicht so pünktlich erschienen und so zur richtigen Zeit.

„Nun, was ein heißer Stein ist, weiß ich,“ pflegte er zu sagen, „und was ein Tropfen darauf bedeutet, weiß ich auch, also komme ich stets ganz gemüthlich als completer Platzregen, und wenn es nicht anders geht, auch mit dem nöthigen Wind. Ueberall mit Haufen — einerlei ob Grobheit oder Liebenswürdigkeit; das

ist meine Magime. Damit richtet man was aus. Alles, was unter dem Ganzen und Vollen bleibt, ist lächerlich und macht lächerlich. Laßt nur einen Faden und einen Nager zu gleicher Zeit in die Thür kommen und seht, wer von Beiden am meisten imponirt.“

Da trat der gute Wedehop durch jede Pforte; aber im gegenwärtig vorliegenden Falle auch unendlich liebenswürdig. Die Art und Weise aber, wie er den alten Freund seinem gemüthlichen Neste entnahm und ihn seinen behaglichen Hausgöttern und Göttinnen entführte, steht etwas weiter hinten, wo er wirklich sein Wort wahr macht und Fräulein Meta Achtermann unter die Haube bringt. Buxemann's Keller spielt auch dabei mit, — oh, selbstbewußte Charaktere überwältigen die Welt in jeglicher Art, Form und Darstellung nur dadurch, daß sie die feste Gewißheit in sich tragen, daß ihnen von außen her dabei geholfen werde.

Freund Wedehop stand fest, nicht nur auf seinen Füßen, sondern auch auf der Gewißheit, daß Buxemann's Keller ein nicht geringes Interesse für Frau und Fräulein hinter seiner rothen Laterne in sich trage.

„Wir sind nur die Vermittler, wo wir uns groß, bedeutend, Epoche machend zeigen, und nichts weiter. Frage Helden und Weise darnach, sie werden bescheidenlich dir dasselbe gestehen, Achtermann. Dir ist das natürlich noch nicht klar geworden; aber ich gebe dir mein Wort darauf, deine Tochter heirathet hinein in Buxemann's Keller. Das Fatum hat es beschloffen, also wundere dich heut' Abend nicht weiter über die Liebenswürdigkeit deiner Frau gegen — mich.“

IX.

Die Verhältnisse an der preussisch-russischen Grenze sind Jedermann bekannt. Da sind die Grenzgräben gezogen, die

Schlagbäume und die Wappenzeichen der beiden Reiche aufgerichtet. An jedem Uebergange sind gewiegte Beamte aufgestellt, welche die Pässe revidiren und das Gepäck eines Jeglichen auf das genaueste steueramtlich untersuchen. Kosaken auf der einen Seite, Gensdarmen auf der anderen bereiten bei Tag und Nacht die Grenze; — es liegt den zwei soliden Staatsregierungen zu beiden Seiten viel daran, daß keine Maus ohne den Passirschein am Schwanz hinüber und herüber schlüpfe, und doch — welch ein weites Gebiet des uncontrolirbaren Hinübers und Herübers dehnt sich in der Praxis zwischen den beiden in der Theorie sich so scharf scheidenden großen Staaten!

Wozu dieses Alles?

Weil wir in diesem Buche auf einem ganz ähnlichen fraglichen Grenzterrain stehen und es bedauern müssen, wenn das nicht Jedermann längst klar geworden sein sollte. Auch zwischen dem Gebiete des soliden alltäglichen, bürgerlichen Menschenverständes und dem unendlichen Reiche des Abenteuers — Dschinnistan, Avalun — kurz wie ihr es nennen wollt — erstreckt sich weitgedehnt ein strittiger Grund und Boden, auf dem das eben bezeichnete Hinüber und Herüber nur allzu gern allen Mächten, die gern „klar sehen“, ein Schnippchen schlägt oder einen Esel bohrt und sich nach Herzenslust und Leibesbedürfniß tummelt, allen auf dem Papier gezogenen Linien zum Trost. Daß wir, was uns selber angeht, das heilige Rußland mit Avalun und das Königreich Preußen mit Dschinnistan vergleichen, gehört wohl auch schon ein wenig zur Contrebande.

Frei durch gehen! Ist das nicht das größte Wort, das in diesem in Striden und Bänden liegenden Menschenleben gesprochen werden kann? Na wohl, sie rühmen sich ihrer Selbständigkeit in allen Wassen, die armen Kinder der Erde;

wenn ihnen das Glück gut ist, dürfen sie ihre Ketten vergoldet der Sonne entgegenhalten: bei den lachenden Göttern, wer geht frei durch? Niemand anders als derjenige, welcher Glück hat beim Schmuggel nach Avalun, der auf Seitenpfaden sich durch die Waldwitbnis zwängt und geduckt bei Nacht über die Heide schleicht.

So tragen wir auch unsern Paden und suchen damit den Grenzvächern zu entgehen. So gehen wir den Schmugglerpfad durch das Dasein mit Natalie Ferrari und der Frau Professorin Schend, mit dem Hunde Wassermann und seinem Herrn, dem Unteroffizier und jungen Aesthetiker Ulrich Schend vor Paris, und — augenblicklich gehen wir mit Wedehop und dem Leihbibliothekar Karl Achtermann nach Buzemann's Keller; es hat sich ja das Gerücht verbreitet, daß die soliden, allein zur Existenz berechtigten Lebensmächte Eimen von uns abgefangen haben, daß Paul Ferrari wieder da ist und gegenwärtig in Buzemann's Keller anzutreffen sein wird.

Es fällt wohl nicht Allen gleich ein, daß, wenn ein Sünder festgenommen werden soll, auch er „zu Hülf!“ ruft?! — — —

Es war eine der bekannten rothen Laternen, die ihren Schein in die Mitternacht warf und andeutete, daß auch in dieser Wasse der Stadt die alte germanische Gastfreundschaft, wenn auch nur gegen baare Zahlung, noch walte. Buzemann's Keller war in bestimmten Kreisen ein eben so bekanntes Local als Achtermann's Leihbibliothek in anderen. Ein solcher Ort, der den Ruf hat, „am längsten Licht zu haben“, verbreitet einen höchst anlockenden Schein durch alle Classen der Gesellschaft, und Nachtschwetterlinge jeglicher Art, vom seltensten Falter bis zur bescheidensten Motte, sehen den Schimmer, jagen: „Alha, da ist noch offen!“ und setzen sich fest um die verführerischen

leuchtenden Gläser, werden auch nicht selten dort abgefangen von allerhand gleichfalls des Nachts mit Vorliebe surrenden Gespenstern, die häufig nur ihretwegen die Wohnung oder wohl auch das amtliche Ueberwachungs-Bureau und Wohnzimmer verlassen.

Weiter zu beschreiben brauchen wir wohl das Local nicht? „Frische Auster!“ war im Schein der Laterne am Eingange zu lesen; eine gewundene Treppe führte hinabwärts zu den Käumen, wo nicht nur die Auster, sondern mancherlei Anderes feucht, naß und trocken, heiß und kalt zu haben war bei Buhemann senior und — junior.

Buhemann junior war es, der den Uebersetzer und den Leihbibliothekar in der vordern unterirdischen, von Tabatsqualm erfüllten Höhle empfing und begrüßte, — ein vierchrötiger, verdrossener Jüngling, von ungefähr fünf und zwanzig Jahren und — Wedehop's erklärter Liebling und Günstling.

„Was Einer ist, soll er recht sein,“ sagte er, der Uebersetzer. „Wissen Sie zum Exempel etwas Widerlicheres als einen dilettirenden Flegel, einen Pfücher in der Flegelhaftigkeit? Und nun sehen Sie sich hier gefälligst meinen Freund Louis an. Ich sage Ihnen — Alles genial — Alles echt! — was? Wozu ihn die Natur bestimmt hat, das ist er — rein, voll, unbefangen. Sehen Sie diese kindlichen Züge bei Sonnenaufgang und Untergang, im Mondenschein oder in der Beleuchtung der Gaslampe über seinem Billard, sie bleiben stets die nämlichen, naïv = jaugrob. Fordern Sie einmal des Späßes wegen etwas, was sein Local nicht bietet, und hören Sie ihn reden, und dann — stellen Sie sich den Bengel als Geliebten, Verlobten, Gatten und Vater vor! Soll diese Art ausgehen? Non! trois fois non! wie er selber sich ausdrücken würde. Und ich gebe Ihnen

mein heiliges Wort: unter den wenigen Aufgaben, die ich mir noch in der Welt gestellt habe, befindet sich vor Allem die, das brutale Schenjal unter den Pantoffel zu bringen. Sie können Jedem aus unserer Bekanntschaft darnach fragen, angenommen meinen Freund Achtermann da.“ —

„Ja, gehen Sie nur näher, meine Herren,“ sprach Buhemann junior. „Weshwegen Sie kommen, weiß ich schon. Eigentlich ist's Papas Sache, und der hat ihn auch auf sich geladen. Im Hinterzimmer sitzt er schon seit heute Morgen. Das sind solche alte Bekanntschaften, die Unserer einer des Alten wegen nicht auffordern soll, draußen frische Luft zu schnappen! Gehen Sie nur durch; der Alte sitzt bei ihm, und der Spindkasten steht beim Ofen.“

Die zwei Herren gingen durch, d. h. durch den Tabatsqualm in die übervollen hintern Kellerhöhlungen.

„Sie sind ein ganz lieber Mensch, Louis,“ meinte der Uebersetzer, im Vorwärtsgen gehen dem jüngern Inhaber und Theilhaber von Buhemann's Keller zärtlich auf die Schulter klopfend.

„Das sagen Sie nur, weil Sie es nicht so meinen, Herr Doctor. Aber lassen Sie sich einmal den gemüthlichsten Tisch im Geschäft auf so'ne Art von zehn Uhr am Morgen bis jetzt fest belegen auf die Weise und bei den Zeiten, wo Einem jeder Stuhl voll sitzt von wegen dem Kriege und den Telegrammen . . . ein Beefsteak mit Eiern? — gleich, mein Herr.“

„Der Junge ist zu nett, Achtermann,“ sagte Wedehop. „Ich brauche ihn nur anzusehen, um innerliche, bittere Thränen über mein Hagestolzenleben zu vergießen. Ja, so Einen hab' ich mir auch gewünscht. Ich sage dir, selbst als Schwiegerjohn gönne ich ihn nur mit dem gelbsten Reide einem Andern, — doch — da sind

wir, und — da — sitzt er: guten Abend, Buzemann — guten Abend, Paul!"

Der Leihbibliothekar, der nicht so wie sein Begleiter an jede großstädtische Kneipenatmosphäre gewöhnt war, hatte seit dem Eintritt in diese unterirdischen Räume viel gehustet. Jetzt entging ihm der Athem fast ganz, doch nicht allein der Tabakswolken, der Küchendüfte und der verschiedenen Dünste, welche die verschiedenen Gäste mitgebracht hatten, wegen.

"Ja!" sagte er, "Paul!" und drückte sich an den Rücken Wedehop's und blickte ihm über die Schulter nach dem Manne auf dem schwarzen Ledersopha unter der einzelnen Gasflamme.

"Guten Abend, meine Herren," sprach Buzemann senior, sich erhebend. "Jetzt reden Sie einmal mit ihm; — sehen Sie, so liegt er mir nun mit dem Gesichte auf den Armen seit dem Lichtausdecken. Ich habe ja auch, wie Ihr — Sie wissen, in alter Zeit, auf der Schulbank so bei ihm gelegen, und er hat mir immer durchgeholfen, selbst auf seine Prügel hin; und so habe ich denn heute auch den halben Tag bei ihm gegessen; jetzt aber bin ich zu Ende, und nun — reden Sie ihm zu, meine Herren, daß er wenigstens wieder aufwacht und ein vernünftiges Wort von sich giebt."

Wedehop brummte nur: "Na, na!" Es war Achtermann, der rasch zutrat und dem Gentleman-Vagabunden die Hand auf die Schulter legte:

"Lieber Ferrari, willst du?" . . .

Der Angeredete hob den schweren Kopf. Ein regennasser, abgewetzter grauer Filzhut hing am Nagel über ihm und ein Stoch, seltsamerweise ein Ebenholzstöckchen mit feinciselirtem goldenen Knopf — ein Bettelmannsstab grimmigster Sorte — lag neben ihm auf dem Tische.

"Ah — was?!" sagte auch Paul Ferrari, mit rothunterlaufenen Augen auf die beiden eben eingetretenen Männer

starrend. "Well, das ist freundlich von euch — du bist doch Karl — Karl Achtermann? Und du Wedehop — das ist schön — jetzt euch: what will you drink?"

"Fürs Erste gar nichts, lieber Mann," jagte der Uebersetzer. "Sei so gut und laß mir auch ein — Beersieck mit Eiern machen, Buzemann. Viel Zwiebels, Alter! . . . Da hast du einen Stuhl, Achtermann, und nun — hier haben wir ihn denn, wie ich ihn dir heute Nachmittag für den Abend versprach. Nur immer ruhig Blut, Kinder."

Es war ein einstmals unbedingt außergewöhnlich hübsches und feines Gesicht, aus welchem der Mann mit dem eleganten Bettelmannsstock die grauen Locken zurückstrich. Dazu strich er im gleichen Augenblick mit der Hand durch die Luft, wie Jemand, der viele von jeder Seite Zudrängende abzuwehren sucht:

"Guten Abend, Achtermann."

"O, ich wollte — ich könnte das auch sagen, Paul!" stotterte der Leihbibliothekar und ließ dabei erst den Hut und dann den Regenschirm fallen. "Ja, guten Abend, Paul."

Er reichte die zuckende Hand hin, und der heimgekehrte Schulfreund sah ihn mit seinen kranken Augen eine geraume Weile an, ehe er diese brave, furchtjame Hand hastig griff und heißer sagte:

"Sieh, sieh, alter Kerl. Ja, es war Wedehop, dem ich zuerst in der Straße begegnete. Wunderst du dich? . . . Ich mich auch — dann und wann —"

"Ich wundere mich gar nicht, Paul," seufzte Achtermann. "Aber — guter Paul — lieber Ferrari, aber, sieh, du weißt es ja, ich brauchte immer längere Zeit, um mich zu fassen, als — du, und Andere. Deine — dein Kind war auch heute nach Tisch bei mir, und — sie weiß auch noch von gar nichts —"

"Deshalb sehen wir uns endlich und reden, wenn nicht Vernunft, so doch Ver-

stand," brummte Wedehop. „Seht euch Freund Buzemann an, der hat auch Phantasie; — da steht er und horcht wie auf ein fernes Hundegeheul und denkt: wenn doch endlich Einer den Kister ins Haus lassen wollte. Ist es nicht so, Alter?“

„Annähernd wohl, Doctor; wenn ich doch meine Meinung sagen soll.“

„Oh, Wedehop,“ stöhnte der Leihbibliothekar.

„Ach was, dummes Zeug. Die Sache liegt einfach so: Wir haben ihn wieder — in unserer Mitte; er wird wieder einmal eine Generalbeichte ablegen, und nachher stellt sich in gewohnter Weise die Frage noch viel einfacher: was soll jetzt mit ihm werden? Sehen wir uns also; stehend machen wir die Geschichte doch nicht ab, Achtermann. Das ist recht, hängen Sie nur den Hut des — guten Achtermann an den Nagel, Buzemann. Wenn sich jede beliebige Maus in die Pyramide des Cheops hineinwühlt, so imponirt mir vorliegender Käse wenig. Vor allen Dingen laßt jetzt den Mann da von seinen amerikanischen Fahrten Bericht abfassen. Nachher werden wir ja wohl weiter sehen. Da kommt auch der Junior mit dem Beefsteak, und nun — laßt euch insgesammt ins Gedächtniß rufen, daß es mehr auf das Verdauen als das Hineinschlängen ankommt. Ich als Uebersetzer muß das vor vielen Anderen wissen.“

Rauend warf er von jetzt an für eine geraume Zeit seine Bemerkungen in die gebrückte Unterhaltung, die nun zwischen Karl Achtermann und Paul Ferrari stattfand. Da er aber wirklich nicht nur auf das Verschlingen, sondern auch auf das Verdauen sich verstand, so ist uns jedenfalls interessant zu hören, was er bemerkte, nachdem er den Teller zurückgeschoben hatte und satt war in mehr als einer Beziehung.

„Weg mit der Beiseerung, Junior — Buzemann junior. Nennen Sie ab, Jüngling — Schwiegerjohn!“

„Schwiegerjohn?“ murrte Herr Louis Buzemann. „Was soll denn das heißen, Herr Doctor?“

„Daß es zu meinen lieblichsten Phantasien im Wachen und im Traume gehört, eine angenehme mannbare Tochter zu haben und Ihnen und ihr die Hände auf die — Häupter zu legen: So nehmt euch denn; — seid glücklich, Kinder! . . Betrachteten Sie mich immerhin als Ihren geistigen Schwiegervater, lieber Louis. Verlassen Sie sich darauf, ich verheirathe Sie nicht bloß imaginair, und — nun zu euch Anderen: Kerle, ich habe lange nicht so wie heute Abend des Lebens Nothdurst mit solchen Beschwerden heruntergewürgt als unter eurer safsenjaumerlichen Tafelmusik. Wüßte ich nicht, daß ich mich, Gott sei Dank, auf meinen Magen verlassen kann, so würde ich dem Gewinzel und Gewinzel wahrhaftig schon früher ein Ende gemacht haben. Worauf läufst denn dieses Alles nun hinaus? Einfach darauf, daß von hundert soliden germanischen und anderen Weltbürgern neunundneunzig sich beim Ausblick und nach dem Anhören dieses verlorenen Subjectes da schandernd abgewendet haben würden mit dem großen Worte: Wo man ihn eingräbt, thut er den ersten Nutzen auf Erden, indem er sie düngt.“

„Wedehop?!“ rief der Leihbibliothekar bittend.

„Ei natürlich, Wedehop!“ mimte Wedehop nach. „Wünschst du mich noch ferner zu reizen, Achtermann, um noch deutlicher meine Meinung zu vernehmen? Nicht wahr, man kann sich nie genug mäßigen, sobald man anfängt, Verunlust zu sprechen? Aber jetzt bin ich einmal dabei und werde mich mit und ohne eure gütige Erlaubniß nicht darin stören lassen. Du würdest selbstverständlich ein Original

sein, Paule, wenn es nicht Millionen deines Gleichen schon vor dir gegeben hätte. Das weiß der Hefker, daß der Mensch das Maßgebende mit Vorliebe zuerst übersieht, und — so haben wir heute dich wiederum in unserer Mitte, wie du weggegangen bist — ganz derselbe — nur ein wenig wackeliger auf den Füßen, schwächer in den Knochen und wirblicher — ich will nicht sagen wo. Deine tausend Künste und Wissenschaften haben dir auch in Amerika nichts genutzt. Das Pulver hast du leider nur zu viel erfunden; einmal genügt die Entdeckung, und daß die Amerikaner auf dein letztes Phantasma, dein neues, die Verdauung regelnde und den Appetit schärfende Universalpulver nicht ansetzten, habe ich im Voraus gewußt. Das war auch nur eine Idee aus zweiter Hand und hat bereits andere Schlaupöppe zu reichen Leuten gemacht und ihnen zu einem billigen Professor- oder Hofrathstitel verholfen. Stecken Sie den Pfropfen auf die Flasche, Bugemann! Er soll jetzt nicht mehr trinken, sondern mich zu Ende hören! Wie häufig hast du wohl in deinem Leben die Wimpel nach dem Glück wehen lassen, Paule, und bist zu Schiffe gestiegen mit einem Bestallungsbrief für die Statthaltertschaft von Eldorado in der Tasche? Nicht wahr, für so eine Art von Genie haben wir uns immer gehalten? Und deshalb verließen wir uns in Gottes und des Teufels Namen auf den alten Zauber, welcher dergleichen Hanswürste mit den Kindern und den Betrunknen auf eine Stufe stellt, sie auf die Schulter patstcht und beruhigend sagt: Fallt nur, so oft ihr wollt, man wird euch schon wieder aufhelfen!? Himmelement und alle Milchsnappe, wer sich nicht wie ein Granitblock dem Pöbel in den Weg werfen kann, daß er murrend drum herumzulaufen hat, der soll einfach seine Alltags-Tagesarbeit thun und für sein Abendvergnügen ein Abonnement hier bei unserm

Freunde Achtermann nehmen. Nicht wahr, Achtermann?“

„Du solltest einsehen, guter Bedehop, daß du hier eigentlich wohl ohne Ziel und Zweck sprichst,“ flüsterte der Leihbibliothekar.

„Weiß der Mensch da schon wieder mit dem Kopfe auf den Armen liegt und uns demnächst im vollen Stupor anschnarchen wird. Alle Donnerwetter, was soll denn aber jetzt werden? Willst du ihn mit dir nach Haus nehmen oder soll ich's? Wir können ihn doch unmöglich jetzt, mitten in der Nacht, seinem armen lieben Kinde in die Thür schieben: da haben Sie Ihren Papa, Fräulein, und nun — wünsche wohl zu schlafen! . . . Wie tapfer hat das kleine brave Helbenmädchen ihr Leben eingerichtet und sich durchgeschlagen mit ihrem Pianino und ihrer Stichnetadel, während er von Neuem drüben in Mexiko sein Pulver verschloß!“

„Wenn er für heute hier auf dem Sopha —“ wollte Bugemann senior gutmüthig vorschlagen; aber Bedehop nahm ihm selbstverständlich sofort das Wort wieder ab.

„— übernächtigen wollte, so würde dein Zunge sicherlich mit Vergnügen die sonstige Bedienung und das Aufwecken besorgen. Danke, lieber Alter! Daß du zu uns gehörst, weißt du, und so habe ich darüber nichts weiter zu bemerken. Mein Sopha steht ihm auch zur Verfügung; aber das Mädchen — das kleine Mädchen mit seiner Musiknappe und seinem Resedatopf und seinem Kanarienvogel! Ich habe Mischelet's Buch über die Weiber übertragen, ich habe esch Feydeau übersetzt — la dame aux camelies, und übersehe weiter. Ich thue wahrhaftig mein Möglichstes, das deutsche Volk zu bilden und zu bessern; aber — nachher komme mir denn auch Einer und suche mir meine grünen Nasenflecke zu zertrampeln und meine Privatidylle über den Haufen zu werfen. Glaubt ihr, daß

ich — ich — ich vor den Andern in der Laune sei, mir das gefallen zu lassen? Ich sage dir, Achtermann, wenn du dir von dem Geruch der Rose erzählen lassen willst, so frage den Schundtönig darnach aus! Und jetzt werde ich elegisch und also mir selber zum Elst und gehe nach Hause. Allons, Paul, aufgegedult, Mensch! Buhemann, greifen Sie zu und helfen Sie mir, ihn auf die Beine zu bringen.“

„Du willst ihn also mit dir nach Hause nehmen, Wedehop?“ rief der Leihbibliothekar. „O wie danke ich dir, guter —“

Der Uebersetzer klopfte dem alten Freunde gemüthlich auf die Schulter.

„Alter Schäfer, wer kann gegen seine Natur? Die deinige ist im Grunde durch dein ganzes Leben gewesen, den Leuten am meisten zu trauen, die ihre Worte auf die feinste Goldwaage zu legen verstehen. Weit damit gekommen bist du freilich nicht, sondern nur zu der schönen, aber kläglichen Redensart: Ja, so sind die Leute! . . . In der That, so alt sind wir doch gottlob noch nicht geworden, daß wir uns nicht jener Jahre entsinnen sollten, wo der da Alles, was er hatte, mit uns theilte, und zwar ohne sich ein Verdienst daraus zu machen. Er war doch immer der Millionär unter uns, und weiß der Teufel, gepumpt wurde ihm auch dreimal lieber als uns, und er hat auch das redlich mit uns getheilt; — mit mir zum wenigsten ganz gewiß, und also, Buhemann, entsende deinen süßen Knaben oder einen deiner Kellner nach einer Droschke. Dem kleinen Mädchen werden wir mit unserer Erfahrung, Achtermann, und mit anderer guter Leute Beihülfe wohl auch noch einmal über dies vergnügliche Wiedersehen hinweg helfen. Auf deine Frau Professorin zum Exempel rechne ich fest.“

Axiom: Man kann zu Zeiten auch eine Nachtdroschke bemerken, um die zu Anfange dieses Capitels erwähnte Grenzlinie zu kreuzen. Man kann sie aber auch über-

schreiten, indem man steht und eben dieser Droschke weinerlich-beruhigt mit halb-offenem Munde nachstarrt wie der Leihbibliothekar Herr Karl Achtermann. — —

X.

Es war eine ereignißreiche Nacht. Sie konnten sich drüben in Frankreich und vorzüglich in ihrer Stadt Paris noch immer nicht darüber zu Ruhe geben, daß sie sich diesmal in dem Jahrhunderte durch so braven Allemand mit sa Gretchen, avec son lied et son meerschäum so gräßlich, so schändlich und scheußlich getäuscht hatten. Sie streckten immer wieder von Neuem die Nasen in die böse Erdenwitterung hinaus, um sich immer von Neuem die Versicherung hereinzuholen, daß dem wirklich so sei. Sie feuerten siebernd erboßt die ganze Nacht hindurch aus grobem und kleinem Geschütz und Gewehr; und leidergottes trafen sie diesmal wirklich einen von diesen braven Deutschen, der wahrhaftig eben an eine ihrer übrigen illusions germaniques, nämlich an sein sourkraut, dachte und sich sofort nach Empfang der Kugel mit dem Gedanken an sein Gretchen zu Boden legen konnte.

„Da haben wir's auch! . . . Herrgott, die Alte! was wird die Alte zu Hause sagen?“ Balzac schon kannte ihn, nämlich den Pariser Spießbürger aus der Rue Mouffetard, welcher, die Augen zudrückend, seinen Hiuterlader auf die Barbaren im Winternebel losbraunte und so das Unheil anrichtete. Daß der C. wie in Erfahrung brachte, wie werththätig er das Vaterland gerächt hatte, hatte nicht viel zu sagen; aber jammersehade war es, daß Honoré de Balzac nicht noch beschreiben konnte, wie der Held nach Hause kam und — Madame es erzählte. Die Nanen Paul de Rod's hatten zwar auch diesmal über dem Rückzuge hinter die Forts geschwebt — mais — „c'est égal mon

pauvre chat — sublime, je vous dis! horrible! . . . Ah, bonne petite mère, c'est la trouée de Trochu, que nous avons faite dans cette nuit; — vive Gambetta! vive la France! vive Paris!“ . . .

Wie sich die Herren Vinoy, Ducrot, Trochu u. s. w. zu dem Loch in der Decke stellten, wollen wir nicht weiter betrachten. Das gehört der Geschichte an; aber einen künftigen, wirklichen geheimen Hofrath können wir uns nicht so mir nichts, dir nichts über den Haufen schießen lassen: Das gehört unserer Geschichte an. Ein tüchtiges Loch in die ihn persönlich angehende Individuation des Willens der Welt hatte er sicherlich weg, der Herr Hofrath, und so verlor er denn, wie das in solchen Fällen gewöhnlich zu geschehen pflegt, für längere Zeit vollständig das Bewußtsein. Das Licht, welches das Ganze, um sich selber über sich selbst verwundern zu können, sich in dem Intellect des Menschen ansteckt, erlosch, und — die übrigen augenblicklich zur Hand befindlichen Intellecte besorgten das Weitere, d. h. sie nahmen mit dem Unteroffizier Schend allerlei vor, wobei der Mensch in ihm mit Vergnügen auf alle die geistigen Kräfte verzichtete, die ihn in behaglicheren Stunden über den Stein und die Pflanze erhoben.

„Aufgehoben und mitgenommen,“ sagte in Vagay der Dr. Viberstein auf die uralte Frage: Wie? wo? was?

„Nur ruhig, Mann; die Kugel wird sich auch schon finden, die Splittern kommen recht brav 'raus.“

„Aufgehobe und mitgenommen!“ sagte erst geraume Zeit nachher eine andere Stimme. „Liege Sie g'fälligt nur noch ein ganz bißle ganz stille, Herr. Saferment, es ist die Sonne und nicht die Wolke, die den Regenbogen macht! . . . Das würde freilich a nettes Grau gebe, wenn dem nicht so wäre, wisse Sie. Jawohl, aufgehobe sind Sie und zwar gut. Mama

ist im Nebezimmer. Na denn in Gottes Name komme Sie nur her, Mutterle!“ . . .

Jawohl — confus! Wir könnten uns das Wort mit einer gewissen, gottlob nur selten von uns selber an uns selbst bemerkten Aufregung verbitten. Wer behält am häufigsten im Wirrwarr dieser Welt die Nase oben? Wahrlich nicht immer Die, welche sich am meisten dessen zu rühmen pflegen. Was uns in diesem Capitel persönlich betrifft, so gestehen wir gern, daß wir nicht die Nase, wie es sich gehörte, oben behielten, sondern daß es uns viele Mühe kostete, aus dem Strome der Ereignisse wieder ans feste Land zu kommen: wir wollen es aber eben nicht besser haben als die Leute, von denen wir erzählen. Ihnen ist es damals wahrhaftig noch schwerer geworden, wieder einen Schick in die Dinge zu bringen und zu einem ruhigen Athemholen zu gelangen, als uns heute auf dem vorliegenden Papierseken.

O, wir sind gewaltige Helden, zu Fuß und zu Pferde, vor dem Schreibtische und der liebe Herrgott weiß es allein wo sonst noch vor: retten wir uns rasch aus der Vorstellung unserer Größe in den Humor einer andern Vorstellung, nämlich daß es im abgemessenen Laufe der Geschichte immer wieder von Neuem Nacht wird, und wir Alle — alle Helden und Heldinnen eingeschlossen — mit jeuzendem Behagen die Decke zurückschlagen, und — einerlei ob mit dem linken oder rechten Fuße zuerst — ins Bett steigen. Hinein kriechen würde vielleicht das bessere Wort sein; es ist es jedenfalls sogar nach den größten gewonnenen Siegesjachten für manchen Triumphator gewesen.

Wenn es kommen soll, so kommt Alles zusammen, und so auch diesmal. Die paar Tage, welche zwischen der Nachricht, die Natalie brachte, und derjenigen, welche von Vagay aus die Feldpost ablieferte, lagen, rechnen wir nicht. Der einzige Ruhige blieb Wassermann dabei, der fürs

Erste weder das glücklich und doch weinerlich aufgeregte Fräulein, noch die Frau Professorin, noch den Leihbibliothekar Achtermann begriff, und am wenigsten den Doctor Wedehop, der ihm einen Jagdhieb überzog, aber beinahe zärtlich und dazu mit den Worten:

„Freilich, was aus dem verfluchten Kötter während unserer Abwesenheit werden soll, Frau Professorin, ist mir nicht klar. Achtermann dürfte ihn nur unter der Bedingung mit nach Hause bringen, daß Sie, liebste Frau, das Vieh schon seit Jahren auf die Diät des Königs Mithridates hin gefüttert hätten. Buzemann senior wäre wohl der Mann dazu, der ihn uns nicht verhungern ließe; aber da ist der Junge im Hause, und den habe ich, bei Aphrodite, weiß Gott, selber mehr auf die Nase als auf den Hund dreijirt; Achtermann da weiß das. In Constantinopel leben wir nicht, daß man ihn einfach hinaus auf die Gasse jagen und ihn der öffentlichen und allgemeinen Barmerzigkeit anvertrauen könnte.“

„Einfach geht er mit mir, Herr Wedehop,“ sagte Natalie. „Das sind doch wohl unsere geringsten Sorgen? Und dem Papa wird er gewiß auch Spaß machen und ihn ein wenig aufheitern.“

Sie sagte das mit einem leisen Erröthen; der Uebersetzer brummte etwas Unverständliches in den Bart. Wenn wir Letzteres halbwegs ins Verständliche übersetzen wollen, so kommt ungefähr zum Vorschein:

„Natürlich! love my dog, love myself! Daß sie sich alle Mühe geben wird, auch dies Vieh durchzufüttern, bezweifle ich gar nicht. Na, laßt mich nur die Hand auf den jungen Menschen da unten legen, so werde ich ihm schon ein Collegium über des Lebens süßesten Ernst lesen. Der article de Paris, den er im Schulterblatt trägt, hat hoffentlich den Boden in der Hinsicht nicht übel aufgelockert. Wir wissen ebenfalls wohl noch davon zu

singen, wie empfänglich wir für alles Moralische waren, wenn man uns abgeführt und der Doctor nach der Nacht die obligate Wassertuppe verordnet hatte. Wir tragen den Schmiß da auch nicht ohne sittliche Nachwirkung quer über der Nase.“

Sant aber sprach er:

„Also den Bierstüßler wissen wir item versorgt. Daß Achtermann da ganz im Verborgenen nach dem Nothwendigen sieht, ist weiter nicht zu erwähnen. Die Koffer stehen gepackt; nun thut mir endlich also auch die Liebe an und zieht nicht solche Jammergeichter; — Sie vor allen, Frau Mama. Ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort darauf, wenn der Windespinner solch einen Brief wie diesen hier schreibt, so fahren wir morgen in das helle Vergnügen herein — darüber daß — Alles so gut abgelaufen ist. Ach ja, es wird auch mir ein Pläsir sein, endlich einmal wieder so 'neu schwäbischen Weinberg in den hellen Frühling hineinweinen sehen, und noch dazu in solch einen Siegesfrühling. Es wird meinen alten Augen gut thun, und ich will nicht unsonst mit dem Windespinner vor dreißig Jahren Schmolli's getrunken haben.“

Die Frau Professorin, die wirklich während der Verhandlung über den Hund Wassermann und schon manche lange bange Tages- und Nachtstunde durch mit im Schoße gefalteten Händen geseßen hatte, stand auf und nahm Natalie Ferrari in die Arme und küßte das liebe Mädchen. Am andern Morgen blieben die Einen am Orte und reisten die Andern ab: wir — wenn wir nun sagen wollten, daß das um die Zeit der Schneeglöckchen gewesen sei, so würden wir nicht nur Andern, sondern auch uns selber erkledlich drollig-sentimental vorkommen. Sagen wir aber, daß das ausgesprochenste Thauwetter herrschte, ein grimmiger Dreck in den Straßen der Stadt langsam floss und *Galanthus nivalis* eben auf den Garten-

beeten und Hängen seine Knospen öffnete, so wird Keiner die Notiz als außerhalb der Sphäre seiner Naturanschauung liegend, also lächerlich finden. Die Menschen sind so, sagt der Leihbibliothekar Achtermann.

Nun gab es glücklicherweise keinen bessern Reisebegleiter als Webhop. Selbst die Frau Professorin, die doch überall frei durchging, konnte sich keinen bessern wünschen; wie es denn anderseits eines der schönsten Erlebnisse, was einem Menschen, wie der Uebersetzer, begegnen konnte, war, die Frau wohlbehalten durch das kriegsbewegte Germanien heil und bei vollständiger Fassung an Ort und Stelle zu bringen.

Schade übrigens denn doch wieder, daß er nicht allein fuhr, — derselbige Webhop nämlich. Da hätten wir in anderer Weise recht was erleben können, und zwar von Station zu Station. Es gab vielleicht keinen zweiten Menschen in ganz Germanien, der überall so viele gute Bekannte sitzen hatte als dieser Uebersetzer und dieses, nach Paragraph Neun im zweiten Programm der Vorschule der Aesthetik, passive Genie. Ueberall, und manchmal an den absonderlichsten Orten, saß ihm ein mehr oder weniger passiver oder activer Bruder in Apoll: hier auf seinen Manuscripten, dort als Advocat oder Amtsrichter und mehrfach auch als würdiger Handwerksmeister in Holz, Leder und Stein. Brave alte Kneipanten sämmtlich, die überall das beste Getränk als Localkenner herausgefunden hatten und, gegen Südwesten hin, dann und wann sogar eigene Weinberge besaßen und damit umzugehen wußten.

Solch ein Freund saß ihm natürlich auch in dem Schwabenneste, dem die Geschichte jezo, dem großen Laufe der allgemeinen deutschen Geschichte folgend, zu steuert. Wir haben ihn bereits reden lassen: Windelspinner heißt er; ungemein praktischer Arzt und sonstiger alter Prak-

ticus ist er, und sein Garten erstreckt sich hinter seinem Hause den Berg hinauf. Die junge Donau aber ranscht ihm noch ganz bachartig vor der Thür jenseits der Landstraße, der Allee von Lindensäumen und der Einfriedigungsmanier des Weges. Wein wächst da freilich nicht, aber Hopfen!

„Wir können so spät ankommen, als es uns und der Völker-Eisenbahn-Confusion beliebt, Frau Professorin, wir werden seine Thür immer offen finden und ihn parat mit dem beruhigendsten jüngsten Bulletin über den dummen Jungen, den Ulrich. Verlassen Sie sich drauf, Liebste,“ sagte Webhop, und sie kamen in der That ziemlich bei vorgeschrittener Nacht am Endpunkte ihrer Fahrt an; denn welche Eisenbahnzüge verspäteten sich nicht in dieser so außerordentlich unordentlichen Zeit?!

„Richtig! . . . Seit zehn Jahren habe ich ihn nicht mit Augen gesehen; aber da steht er mit seiner Laterne und mit seiner Frau! Der gute Mann! würde Freund Achtermann sagen; ich aber sage das gar nicht. Das Ulmer Federle da im Wuff und Pelztragen an seiner Seite hat er mir reinweg in Niedernau im Cursale weg ertauzt. Das wäre wirklich auch eine Frau für mich geworden, wenn es hätte sein sollen! . . . Hier, Windelspinner! Hurrah — hic Waiblingen! Größ Gott, alter Mensch, das ist aber weiß Gott wahrhaftig freundlich von euch — um neun Uhr sollten wir fahrplanmäßig da sein, und jetzt geht's stark gegen Elf. Na, was lange währt, wird gut, und hättet ihr uns — uns — verdrießliche Nachrichten an den Bahnhof zu bringen gehabt, so würdet ihr uns sicherlich damit lieber zu Hause in Empfang genommen haben. Das hier ist die Mutter! . . . Frau Doctor Windelspinner — Frau Professor Schend. Ja, gottlob, da sind wir endlich!“

„Gnädige Frau, ich habe die Ehre,“ sprach Doctor Windelspinner. „Dies hier ist meine gnädige Frau. Mach' dein Compliment, Mariete. Alter Sünder, so um a Nüanze bist du auch älter geworden.“

„So um a nuance, Windelspinnerle! Aber das alte hübsche Französisch sprichst du immer noch. Nun wie ist es, grauer Ruabe; lassen wir die Damen auf dem Wege nach Hanse genauere Bekanntschaft machen, oder warten wir das hier ab?“

Die beste Bekanntschaft mit einander machten die beiden Damen glücklicherweise schon auf den ersten Blick beim Laternenschimmer des Doctors und dem flackernden Gaslichtschein des Bahnhofes.

„O es ist so sehr freundlich!“ schluchzte die Professorin. „Was habe ich Ihnen Alles zu sagen! Und was habe ich zu fragen! Ihre Briefe — und mein Sohn —“

„Ei freilich; wer hätte uns heute vor einem Jahre prophezeit, daß allerlei Leute auch auf diese Art vergnügt zu einander gerathen könnten. Jetzt, Mariete, wisch ihr die Thränen ab; ich betümmere mich derweilen ums übrige Gepäck. Nur ruhig, Frau; Sakement, wir haben ihn ja auch in diesem Moment ganz ruhig und fieberfrei im besten Schlaf im Capitelssaal bei unseren seligen Deutschherren. Nächste Wochen holen wir ihn uns ohne Schaden ins Privatlogis, und zu Hause warten meine Mädle mit dem Nachteffen; dabei wollen wir uns denn ganz gemüthlich in gewohnter Weise auf den Jagn fühlen, ob großdeutsch, ob kleindeutsch, Wedehopple —“

„Alter Schwede!“ sagte Wedehop, und ganz Neuborpommern, seine engere Heimath, trat in dem Wort breitgrienernd zu Tage.

Der schwäbische Gastfreund bot der norddeutschen Dame den Arm, der Ueberseher den feinigern der süddeutschen; und

so betraten sie die alte kleine Stadt mit ihrer wohlerhaltenen Mittelalterlichkeit.

„Das ist der Marktplatz, gnädige Frau,“ rief der Doctor, seine Laterne hoch haltend. „Schauen Sie ihn sich gefälligst fürs Erste einmal bei nachtschlafender Zeit und Dunkelheit an. Bei Tage ist es keine Kunst, und da hat schon mancher Fremdling den Mund drüber aufgeperrt. Gucke Se, Frau, dort unter der Brücken, das ist sie, unsere Frau Done! Zu Wien glaubt es Ihne lei' Mensch, und zu Rufschtund lei' Ruff' und lei' Türt', daß wir sie hier so als Forellenbach laufen haben. Dies hier ist a gar berühmter Brunnen im Reich; nur schad, daß ich mich mit der Laterne nicht obe' drauf setze kann. Ein recht gesundes Wässerle seit tausend Jahre! Ich sage dir, Wedehopple, ich hab' mich seit langem auf nichts so arg gefreut, als auf den ersten Schoppe' mit dir wieder. Jetzt hier um die Eck, wenn's beliebt, so haben wir das Nest schon hinter uns, und — da sind wir zu Hause, liebe Frau Professorin, und also nochmals willkommen' in Schwaben, und möge es Ihnen recht gut bei uns gefalle!“

„Das wünsche i au vom ganze Herze!“ sagte die kleine rundliche Frau Dr. Windelspinner, „machen wir nun auch nicht länger unnöthige Complimente auf der Schwellen. Ich denke, wir mache schon noch immer bessere Bekanntschaft allgemach; nicht wahr, liebe Frau Professere?! mit wahr, das ist doch Ihr Titel, daß i mi nit irre?!“

„Marie heiß ich auch. Marie Schend. O ich bin Ihnen so dankbar für Alles, was Sie meinem Sohn —“

„Gethan haben? Ach, da sein Sie nur still; bis jetzt ist's da nur mei' Ma' gewesen. Die nöthige Krankenjüpple hat doch das ganze deutsche Fraue'volk gekocht, und wir habe an einen Brudersohn da unten, aber der liegt eben bei Ihnen — in Danzig heißt man's.“ —

„Herr Zele,“ sprach anderthalb Stunden später die Schwäbin weiter, „was ischt's doch spät g'worden, und was habe sie doch Alles diese Berliner auf den Buckel g'loge, und du auch, Mann! Wie die Andere sich habe, weiß i freili nit; aber das Francke hier ist doch ohne Widerrede recht nett, und lieb und unangenehm.“

„No, was habe ich denn gesagt? Ei, Mariele, um einen oder zwei Gerechte wollte unser Herrgott im Himmel sogar Sodom und Gomorrha verschonen mit seinem Born! Da ist nun der Webehop wieder — a guter Kerle, und mei' bester Freund in dene preussische Polargegende. Was wird des nun wieder a Gezerr gebe! Diese Salermontsfranzose habe Einem doch seine gemüthlichste und altgewohnteste Parteistellung über'n Haupe' geworfen! Föderativ bin i und bleib i; schon der Schande wegen in der Krone am runden Präsiabialtisch; denn denke dir mal, was die Leute von Einem denke sollten, wenn man ihne so auf dem Teller brächte, daß es doch ziemlich anders g'kommen sei, als man es sich in dene Donnerstagsitzunge zusammengelegt habe. Natürlich giebt es da heute in dem verslichte Preusse Manchen, mit dem sich hanse läßt — besser vielleicht als mit unsere liebe Nachbarn rechts und links, und über die Gassen. Das Malefiz-Betterleseweise, was wir uns von die freie Schweiz zuerst hergeholt und bei uns in Sicherheit gebracht habe — zum Exempel, — na, ich bin dir wohl zu hoch?“ . . .

„Gar nicht!“ sagte die Frau Doctorin; „aber morge mit dem frühesten frage ich die preussische Dame, ob ihr Mann ihr je au solche Frage aufgehängt hat! Jetzt steig' endlich zu Bett, Wilhelmle; wir habe heute nicht Donnerstag, und du kommst nicht aus deine dumme Partei-versammlung.“

„Herrgott, wie doch solch a Krieg die allermöglichste Säfte in a gesunden Organismus in Bewegung bringt. Na ja, du hast Recht, Alte, — träume was recht Liebliches und — mach' es nicht zu arg mit deine Rippenstöße, wann ich dir auch vermittelst des Nasalsystems beweise will, daß wir wirklich daran liegt, dir a muntern ausgeglasenen Mann morgen früh in das neue deutsche Reich nüber zu bringe. Es war eben in die kurze Zeit doch schon eine harte Sitzung mit dem — Webehop.“

„Ench kenne i da schon lange, Alterle.“

„Zarwohl, so von Tübingen her. Niederrau nicht zu vergeffe. Wir dich auch, Alte! No, daß ich nit zur Eifersucht in—cli—ui—re, weißt du; aber ein Glück ist es doch, daß er jetzt mit der norddeutsche Dame reist und Der süße Auge mache kanu.“

Die Frau Doctor Windelspinner hatte sich bereits auf das linke Ohr gelegt —

„Da zieht se scho' ihre Register,“ brummte der Doctor und drehte sich auf's rechte; die Frau Professorin allein schlief in dieser Nacht nicht, sondern nur gegen Morgen ein wenig. Fort und fort hörte sie die junge Frau Done vor dem Fenster über die Kiesel rauschen, gleich dem allgewöhnlichsten Mühlsbad. Ihre Seele war in dem Capitelsaal der Deutschritter, und eine andere Seele aus dem deutschen Norden ging ihr nach und sah ihr über die Schulter und sah ihrerseits hinein in einen Wirrwarr von glücklichen und kläglichen Bildern.

Am Morgen gingen sie alle Drei, nämlich der Doctor, die Frau Professorin und Webehop, so früh, als es sich thun ließ, zur Comthurei, und wir — befinden uns wieder am Anfange dieses Capitels, — ungefähr da, wo der Doctor Windelspinner eben gesagt hat:

„Mamale ist nebe' a.“

(Schluß folgt.)



www.libtool.com.cn

Die Erbtheilung.

Dramatische Skizze

von

Iwan Turgenjew.

Vorbemerkung der Redaction.

Zum ersten Male tritt in der nachfolgenden Skizze Iwan Turgenjew, der gezeigte russische Roman- schriftsteller, als Dramatiker vor die deutsche Lesewelt. Aus diesem Grunde allein schon dürfte die Arbeit das regste Interesse aller Gebildeten in Anspruch nehmen. Turgenjew selbst schrieb uns bei der Uebersendung der Skizze, er habe im Anfange seiner literarischen Carriere verschiedene kleine Theaterstücke geschrieben, es aber bald aufgegeben (das letzte Stück ist aus dem Jahre 1851), „da er sich überzeugt habe, das nöthige scenische Talent nicht zu besitzen“. Das einactige Lustspiel „Die Erbtheilung“ (1849 geschrieben) „habe keine theatralischen Ansprüche, möchte vielmehr als eine Studie aus dem russischen Provinzialleben in dramatisch dialogisirter Form gelten und sei übrigens die einzige Arbeit Turgenjew's, die bis jetzt noch nicht ins Deutsche übertragen“.

Was nun den Werth der dramatischen Skizze anbelangt, so haben wir wohl das Recht, der Selbstkritik des liebenswürdigen Autors das competentere Urtheil eines der hervorragendsten literarischen Beurtheiler gegenüberzustellen, das von Julian Schmidt, der in seiner Studie

über den russischen Dichter von der „Erbtheilung“ bemerkt: „Der Adelsmarschall eines Districts versucht zwischen zwei feindlichen Geschwistern einen Erbvertrag zu Stande zu bringen, und dieser Versuch giebt Gelegenheit, eine Reihe hochkomischer Figuren in voller Rundung aus Licht zu bringen. Jede einzelne wäre eine würdige Aufgabe für einen Charakterspieler, ein Conflissenreißer fände gar keinen Platz. Vergleicht man dies Stück mit einem der besseren von Scribe oder seiner Schule, so ist ganz unglaublich, wie farblos, leer und nüchtern die französischen Figuren aussehen! Bei ihnen ist Alles aus dem Handgelenk und nach der Schablone gearbeitet, die meisten komischen Figuren sind weiter nichts als die Verkörperungen eines einzelnen Einfalls und haben weiter kein Leben. Bei Turgenjew kommt so etwas nie vor. Er kennt keine Automaten, auch der kleinste Zug geht bei ihm aus der aufmerksamsten Beobachtung hervor und ist eigenartig erfunden. Gerade seine Nebenfiguren verdienen das ernsthafteste Studium.“

Und von diesem competenteren Urtheil eines Kritikers wird es uns gestattet sein, an das competenteste unserer Leser zu appelliren, denen wir nun „Die Erbtheilung“ in einer getreuen Uebersetzung, die Claire v. Glümer für unsere „Monatshefte“ übernommen, vorführen.

Personen:

Nikolai Iwanowitsch Balagalajeff, Adelsmarschall, 45 Jahre alt.
 Peter Petrowitsch Pechterjef, ehemaliger Adelsmarschall, 60 Jahre alt.
 Eugen Etkonowitsch Zussloff, Richter.
 Anton Simonowitsch Alupkin, Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft.
 Mirwolin, armer Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft.

Förapont Jitsch Bespondin, Gutsbesitzer.
 Anna Ilinitschna Kuroff, seine Schwester, Wittwe, 45 Jahre alt.
 Porwien Ignatjewitsch Naglanowitsch, Polizei-Inspecteur.
 Welwiski, Secretär des Adelsmarschalls.
 Gerasim, Kammerdiener Balagalajeff's.
 Karp, Kutscher der Frau von Kuroff.

Der Schauplay ist auf dem Gute Balagalajeff's. Die Bühne zeigt ein Speisezimmer mit Mittelbü, rechts ein Cabinet, im Hintergrunde Fenster; an der Seite ein gedeckter Frühstückstisch. Gerasim ist an demselben beschäftigt. Das Rollen einer Equipage wird hörbar, er tritt ans Fenster.

Erste Scene.

Gerasim. Mirwolin.

Mirwolin. Guten Tag, Gerasim, wie geht's? — Nun, ist er noch nicht sichtbar?

Gerasim (weiter deckend). Guten Tag! Woher haben Sie denn das Pferd?

Mirwolin. Nicht wahr, es ist nicht schlecht, das Pferdchen? — Man hat mir gestern zweihundert Rubel dafür geboten.

Gerasim. Wer hat das geboten?

Mirwolin. Ein Kaufmann aus Karatschew.

Gerasim. Und warum haben Sie's ihm nicht verkauft?

Mirwolin. Warum sollte ich's denn verkaufen? ich brauch' es ja selbst. — Ach, Bruder, gib mir doch ein Gläschen; ich habe es so im Halse und dazu diese Hefe . . . (Trinkt und ist etwas dazu.) Du deckst zum Frühstück?

Gerasim. Nun ja, zum Mittag kann es doch nicht sein!

Mirwolin. So viele Couverts! es wird wohl Jemand erwartet?

Gerasim. Wahrscheinlich.

Mirwolin. Weißt du nicht, wer?

Gerasim. Nein, das weiß ich nicht. Es heißt, daß man heute Herrn von Bespondin und seine Schwester versöhnen will. Darum diese Vorbereitungen.

Mirwolin. Oh, ist das möglich! Das wäre ja gut! Sie müssen doch auch endlich zur Theilung kommen — es ist eine wahre Schande. Ist's denn wahr, man sagt, daß Nikolai Iwanowitsch Herru von Bespondin ein Wäldchen abkaufen will?

Gerasim. Gott mag's wissen!

Mirwolin (bei Seite). Bei der Gelegenheit könnte ich mir etwas Bauholz ausbitten.

Balagalajeff (hinter der Scene). Filla, Welwiski soll kommen!

Mirwolin. Die Thür vom Salon ins Cabinet wird geöffnet — nur noch ein Gläschen, Gerasimchen!

Gerasim. Wie ist's? Haben Sie's noch immer im Halse?

Mirwolin. Ja, Bruder, es kratzt. (Er trinkt und ist dazu. Gerasim ab.)

Zweite Scene.

Mirwolin. Balagalajeff. Welwiski.

Balagalajeff. So, so, also so, so wirst du das Alles machen, hörst du? (Zu Mirwolin.) Ah, du bist da? guten Tag!

Mirwolin. Gehorsamer Diener, Nikolai Iwanowitsch.

Balagalajeff (zu Welwiski). Du verstehst, was ich dir gesagt habe. — Du verstehst es?

Welwiski. Ja, gewiß, gewiß.

Balagalajeff. Nun, dann ist's gut, du kannst gehen. Ich werde dir sagen lassen . . . ich werde dich rufen lassen . . . du kannst gehen.

Welwiski. Zu Befehl! Also die Papiere wegen der Angelegenheit der verwittweten Frau von Kuroff soll ich in Bereitschaft halten?

Balagalajeff. Ja, versteht sich, versteht sich! ich erstaune über dich! Du mußt es doch endlich begriffen haben, Bruder!

Welwiski. Sie haben mir ja nichts darüber gesagt.

Balagalajeff. Ach was! ich kann dir doch nicht Alles sagen!

Welwiski. Zu Befehl! (Ab.)

Balagalajeff. Er begreift nicht zum besten, dieser junge Mann! (Zu Mirwolin.) Nun, wie geht's dir? (Zieht sich.)

Mirwolin. Gott sei Dank! Nikolai Zwanitsch, Gott sei Dank! — Und wie steht's mit Ihrer Gesundheit?

Balagalajeff. So, so! Bist du in der Stadt gewesen?

Mirwolin. Ja, ich bin dort gewesen. Neues giebt's nicht viel. Der Kaufmann Saledsin hat einen Schlaganfall gehabt, was gerade kein Wunder ist, und der Advokat hat gestern, wie man sagt, seine Frau schon wieder einmal . . .

Balagalajeff. Wirklich! was für ein roher Mensch!

Mirwolin. Den Doctor Zurawlew habe ich gesehen, er läßt sich Thuen empfehlen; und dann ist mir Peter Petrowitsch in seiner neuen Kalesche begegnet. Wahrscheinlich fuhr er zum Visitenmachen; sein Lakai hatte einen neuen Hut.

Balagalajeff. Er kommt heute zu mir. Aber wie ist's mit seiner Kalesche, ist sie hübsch?

Mirwolin. Ich weiß nicht recht, was ich sagen soll! Nein, schön ist sie eigentlich nicht. Sie macht sich zwar äußerlich ganz gut, aber ich weiß nicht — so recht gefallen will sie mir doch nicht. Mit Ihrer Kutsche ist sie gar nicht zu vergleichen.

Balagalajeff. Glaubst du, daß sie Federn hat?

Mirwolin. Ja, Jedern hat sie, aber was hat das zu bedeuten! das ist doch nur Prahlerei. Er liebt es nun einmal, den großen Herrn zu spielen . . . Man sagt, er möchte sich gern wieder wählen lassen.

Balagalajeff. Zum Adelsmarschall?

Mirwolin. Ja, man sagt, daß er schon wieder mit seinen Klappen herumfährt.

Balagalajeff. Wirklich? Uebrigens muß ich sagen, daß Peter Petrowitsch in jeder Beziehung ein höchst ehrenwerther Mann ist und die schmeichelhafte Wahl des Adels auch zum zweiten Male verdient. Willst du nicht einen Schnaps nehmen?

Mirwolin. Ich danke unterthänigst! Balagalajeff. Warum? hast du schon getrunken?

Mirwolin. Nein, gar nichts! aber ich habe es so auf der Brust. (Er hustet.)

Balagalajeff. Ach Unsinn! trinkt nur.

Mirwolin (trinkt). Auf Ihr Wohl! Uebrigens wissen Sie, daß der wirkliche Familien-Name Peter Petrowitsch's gar nicht Pechterjoff ist, sondern Pechterjoff — Pechterjoff, nicht Pechterjoff!

Balagalajeff. Woher weißt du das?

Mirwolin. Wie sollte ich das nicht wissen? ich habe seinen Vater gekannt und alle seine Oheime. Alle ließen sich von Alters her Pechterjoff nennen, nicht Pechterjoff . . . Pechterjoff, solche Familie habe ich nie gekannt! Was sind das für Pechterjoff's?

Balagalajeff. Nun, im Grunde bleibt sich das gleich, wenn das Herz nur gut ist.

Mirwolin. Da haben Sie eine große Wahrheit gesagt: wenn das Herz nur gut ist! (Aus dem Fenster sehend.) Eben ist Jemand angekommen.

Balagalajeff. Und ich bin noch im Schlafrock! ich habe mich mit dir verplaudert. (Er steht auf.)

Alupkin (hinter der Scene). Melde mich an: A—a—Alupkin, Edelmann.

Gerasim (eintretend). Herr von Alupkin wünscht aufzuwarten.

Balagalajeff. Alupkin — wer kann das sein? — Führe ihn herein. (Zu Mirwolin.) Unterhalte ihn, ich bitte; ich komme gleich wieder. (Ab.)

Dritte Scene.

Mirwolin. Alupkin.

Mirwolin. Nikolai Zwanowitsch wird sogleich erscheinen; wollen Sie nicht Platz nehmen?

Alupkin. Danke, ich kann stehen! Erlauben Sie, mit wem habe ich die Ehre?

Mirwolin. Mirwolin, Ortsbesitzer der Umgegend; vielleicht haben Sie von mir gehört?

Alupkin. Nein, ich habe nichts gehört . . . übrigens freut es mich . . . und erlauben Sie mir die Frage: ist nicht eine

Frau von Baldaschhoff, Tatiana Simeonowna, mit Ihnen verwandt?

Mirwolin. Nein, welche Frau von Baldaschhoff meinen Sie?

Alupkin. Eine Gutsbesitzerin aus Tambow, eine Wittwe.

Mirwolin. Ah, aus Tambow!

Alupkin. Ja, eine Wittwe aus Tambow. — Und, erlauben Sie mir die Frage, kennen Sie den hiesigen Polizei-Inspcctor?

Mirwolin. Porfiry Ignatjewitsch — jawohl! ein alter Freund von mir.

Alupkin. Die größte Canaille der Welt! Entschuldigen Sie! ich bin ein offenerherziger Mensch, ein Soldat. — Ich bin gewöhnt, gerade heraus zu reden, ohne Umschweife, und muß Ihnen sagen...

Mirwolin. Wollen Sie nicht etwas frühstücken?

Alupkin. Danke gehorjamst. — Ich muß Ihnen sagen, daß ich mich erst kürzlich in dieser Gegend niedergelassen habe. Bisher wohnte ich meistens im Tambow'schen Gouvernement; aber nachdem ich als Erbtheil meiner seligen Frau 52 Seelen in diesem District bekommen habe...

Mirwolin. Und wo ist das, wenn ich fragen darf?

Alupkin. Im Dörfchen Trinchino, fünf Werst von der großen Woroneischen Heerstraße.

Mirwolin. Ah, ich kenn' es, ich kenn' es... ein hübsches Gütchen!

Alupkin. Ein häßliches Ding, ein Sandhaufen! aber da es mir als Erbtheil meiner seligen Frau zugefallen ist, hielt ich's für besser, hierher zu übersiedeln; umsomehr, da das Haus, welches ich in Tambow besitze, mit Ihrer Erlaubniß zu sagen, ganz zusammenfällt. So bin ich denn hierhergezogen — und was meinen Sie dazu — Ihr Polizei-Inspcctor hat bereits Zeit gefunden, mich in der mannstündigsten Weise zu chicaniren.

Mirwolin. Was Sie sagen! Das ist ja sehr unangenehm.

Alupkin. Und erlauben Sie, erlauben Sie! Für Andere käme nicht so viel darauf an; aber ich habe eine Tochter, das bitte ich zu bedenken! Uebrigens hoffe ich auf Nikolai Iwanitsch, obgleich ich nur zwei Mal das Vergnügen gehabt habe, ihn zu sehen. Aber ich habe von seiner Gerechtigkeit so viel gehört...

Mirwolin. Hier kommt er selbst!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Balagalajeff (im Grad. Alupkin verbeugt sich).

Balagalajeff. Sehr angenehm! bitte, setzen Sie sich! Ich... ich habe schon, wie ich mich erinnere, das Vergnügen gehabt, Sie bei der ehrenwerthen Tatiana Iwanitschna zu sehen.

Alupkin. Jawohl, so ist es!

Balagalajeff. Sie sind noch nicht lange Einer der Unrigen geworden? Das heißt, vor noch nicht langer Zeit in unseren District übersiedelt?

Alupkin. Jawohl, so ist es!

Balagalajeff. Ich hoffe, Sie werden das nicht bereuen... (Kleine Pause.) Was für ein heißer Tag ist das heute...

Alupkin. Nikolai Iwanitsch, erlauben Sie einem alten Soldaten, sich offen gegen Sie auszusprechen.

Balagalajeff. Haben Sie die Güte. Was giebt es denn?

Alupkin. Nikolai Iwanitsch! Sie sind unser Vorgesetzter! Nikolai Iwanitsch! Sie sind sozusagen unser zweiter Vater!... ich bin selbst Vater, Nikolai Iwanitsch!

Balagalajeff. Ich — glauben Sie mir — erkenne sehr wohl, fühle sehr wohl, daß es meine Pflicht ist... dazu die schweichelhafte Anerkennung des Adels... sprechen Sie... was giebt es?

Alupkin. Nikolai Iwanitsch, Ihr Polizei-Inspcctor ist die größte Canaille...

Balagalajeff. Herr! Sie drücken sich etwas stark aus...

Alupkin. Nein, erlauben Sie, erlauben Sie! haben Sie die Güte zu hören... Bei dem benachbarten Bauer Philipp soll mein Bauer einen Ziegenbock gestohlen haben. Aber erlauben Sie mir die Frage: zu welchem Zwecke braucht der Bauer einen Ziegenbock? — Nein, sagen Sie nur, zu welchem Zwecke braucht er den Ziegenbock? — Und warum soll gerade mein Bauer den Ziegenbock gestohlen haben? — warum nicht ein Anderer? — Welche Beweise sind da? — Und angenommen, daß mein Bauer schuldig wäre, was kann ich dafür? — Warum soll ich es verantworten? warum belästigt man mich damit? — Demnach

müßte ich also für jeden Ziegenbock verantwortlich sein, und der Polizei-Inspector hätte das Recht, mir darüber Grobheiten zu sagen — ich bitte Sie! Er sagt, der Ziegenbock wäre auf meinem Hofe gefunden worden — mag er mit seinem Ziegenbock zum Teufel gehen! — Bei der ganzen Geschichte kommt es doch weniger auf den Ziegenbock an als auf den Anstand.

Balagalajeff. Verzeihen Sie, ich muß gestehen, daß ich die Sache nicht ganz verstanden habe. Sie sagen, daß Ihr Bauer den Ziegenbock gestohlen hat?

Alupkin. Nein, das sage ich nicht — das sagt der Polizei-Inspector.

Balagalajeff. Nun, wie mir scheint, ist das Sache des Gerichts; ich weiß nicht, warum Sie sich damit an mich wenden wollen.

Alupkin. An wen denn sonst, Nikolai Iwanitsch? Ich bitte, überlegen Sie einmal! Ich bin ein alter Soldat, habe eine Veleidigung erfahren, meine Ehre ist verletzt; der Polizei-Inspector sagt mir: „ich werde Sie . . .“ Da muß ich doch sehr bitten!

Gerasim (eintretend). Eugen Tichonowitsch!

Balagalajeff (aufstehend). Entschuldigen Sie! Eugen Tichonowitsch, ich bitte sehr . . . wie befinden Sie sich?

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Sussloff.

Sussloff. Gut, gut, ich danke! — Meine Herrn! ich habe die Ehre . . .

Mirwolin. Ihr Diener, Eugen Tichonowitsch.

Sussloff. Ah, guten Tag!

Balagalajeff. Wie geht es Ihrer Frau Gemahlin?

Sussloff. Wohlanf! . . . Was für eine Hitze! Wenn sich's nicht um Sie gehandelt hätte, Nikolai Iwanitsch, ich wäre nicht von der Stelle gegangen.

Balagalajeff. Danke, danke! wollen Sie nicht die Güte haben. (Zu Alupkin.) Entschuldigen Sie — wie ist Ihr Name und Watersname?

Alupkin. Anton Simenowitsch.

Balagalajeff. Mein lieber Anton Simonitsch, Sie werden mir später von

Ihren Verdrießlichkeiten weiter erzählen . . . aber in diesem Augenblick sehen Sie wohl . . . Ich werde von meiner Seite besondere Aufmerksamkeit darauf verwenden, darauf können Sie sich verlassen . . . Sind Sie mit Eugen Tichonowitsch bekannt?

Alupkin. Nein, noch nicht!

Balagalajeff. So erlauben Sie mir, Sie vorzustellen; unser Richter, ein edler Mann in jeder Beziehung; eine offene Seele, ein ehrenwerther Charakter, unser Eugen Tichonowitsch.

Sussloff (am Tische essend). Was giebt's?

Balagalajeff. Erlauben Sie, daß ich Sie mit einem neuen Bewohner unseres Districts bekannt mache: Anton Simonitsch, ein neuer Gutsbesitzer.

Sussloff (weiteressend). Sehr angenehm! . . . Woher sind Sie?

Alupkin. Aus dem Tambow'schen Gouvernement.

Sussloff. Ah — ich habe auch einen Verwandten in Tambow, einen höchst unbedeutenden Menschen. Uebrigens ist Tambow, die Stadt, sehr hübsch.

Alupkin. Die Stadt, eigentlich nicht.

Sussloff. Nun, und unsere Tändchen . . . werden sie vielleicht gar nicht kommen?

Balagalajeff. Das will ich nicht fürchten . . . Ich wundere mich, daß sie noch nicht hier sind . . . Sie hätten die Ersten sein müssen.

Sussloff. Und was meinen Sie, werden wir sie miteinander versöhnen?

Balagalajeff. Wir wollen es hoffen! Ich habe auch Peter Petrowitsch eingeladen. Apropos, erlauben Sie mir, mich auch an Sie mit der Bitte zu wenden, Anton Simonitsch. Auch Sie können uns in dieser Angelegenheit helfen, die ja uns Edelleute Alle angeht.

Alupkin. So—o!

Balagalajeff. Wir haben hier einen Gutsbesitzer Bespondin; er scheint ein guter Mensch zu sein, ist aber etwas wunderlich; das heißt nicht eigentlich wunderbar, ich weiß selbst nicht recht was! Dieser Bespondin hat eine Schwester, eine Wittwe, Frau von Kairoff, eine im höchsten Grade haßstarrige und unverständige Frau — übrigens Sie werden sie ja sehen . . .

Mirwolin. Das liegt in der Fa-

milie, Nikolai Zwanitsch; ihre Mutter, die selige Pelagia Arsenjewna, war noch viel schlimmer. Als sie jung war, soll ihr ein Ziegelstein auf den Kopf gefallen sein; vielleicht ist es davon gekommen.

Balagalajeff. Vielleicht. Weil die Natur . . . Also zwischen diesem Bespondin und seiner Schwester, der vermittelten Frau von Kuroff, dauert der Streit um eine Erbtheilung nun schon bis ins dritte Jahr. Eine Tante der Beiden hatte ihnen in ihrem Testamente ein Gut vermacht — ein gefasstes Gut, beachten Sie wohl. Nun können sie sich nicht über die Theilung verständigen, sie mögen es anfangen, wie sie wollen. Die Schwester besonders will sich auf nichts einlassen. Die Geschichte ging an die Gerichte; bis in die höhern Instanzen hat man die Klage geführt, und so habe ich mich denn endlich entschlossen, das Uebel mit fester Hand bei der Wurzel zu fassen und aus dem Wege zu schaffen, indem ich die Beiden miteinander verständige. Ich habe ihnen heute hier bei mir Rendezvous gegeben, aber das geschieht zum letzten Male. Von jetzt an würde ich andere Maßregeln ergreifen. Aus welchem Grunde sollen wir uns quälen? — Die Gerichte mögen entscheiden. Für heute habe ich als Friedensvermittler und Zeugen den ehrenwerthen Eugen Tichonowitsch und Peter Petrowitsch, den ehemaligen Adelsmarschall, eingeladen — und vielleicht würden auch Sie uns in dieser Sache beistehen.

Aupkin. Mit Vergnügen . . . ich bin freilich nicht bekannt. Mir scheint . . .

Balagalajeff. Was kommt darauf an! das schadet nichts. Sie sind ein hiesiger Gutsbesitzer, ein nrtheilsfähiger Mann . . . Im Gegentheil, es ist gerade so sehr gut . . . Man wird an Ihrer Unparteilichkeit nicht zweifeln können.

Aupkin. Gut, ich bin bereit.

Gerasim (eintretend). Frau von Kuroff!

Balagalajeff. Wenn man vom Wolfe spricht!

Achste Scene.

Die Vorigen. Frau von Kuroff (im Gut, einen Strickbeutel in der Hand).

Balagalajeff. Ah endlich! bitte, Anna Zinitichna, bitte, hierher. Wollen Sie nicht etwas genießen?

Frau von Kuroff. Zörapont Zlitch ist noch nicht da?

Balagalajeff. Noch nicht, aber er wird wohl bald erscheinen. Wollen Sie nicht etwas frühstücken?

Frau von Kuroff. Danke gehorsamst; ich esse nur FastenSpeisen.

Balagalajeff. Wenn auch — hier sind Radieschen, hier Gurken. Befehlen Sie eine Tasse Thee?

Frau von Kuroff. Nein, danke gehorsamst; ich habe schon gefrühstückt! Uebrigens verzeihen Sie, Nikolai Zwanitsch, wenn ich zu spät gekommen bin. (Sie setzt sich.) Gott sei Dank, daß ich überhaupt ankommen konnte. Mein Kutscher hätte mich beinahe umgeworfen.

Balagalajeff. Was Sie sagen! ich bitte Sie! ich habe gar nicht geglaubt, daß die Wege so schlecht sind.

Frau von Kuroff. Es lag nicht am Wege, Nikolai Zwanitsch, nicht am Wege. Ich bin hergekommen, aber ich erwarte keinen Erfolg davon. Der Charakter Zörapont Zlitch's ist mir zu gut bekannt, zu gut!

Balagalajeff. Nun, wir werden ja sehen, Anna Zinitichna; ich hoffe im Gegentheil, die Sache heute zu Ende zu bringen, Zeit ist's.

Frau von Kuroff. Das gebe Gott! das gebe Gott! Ich, Nikolai Zwanitsch, bin, wie Sie wissen, mit Allem einverstanden; ich bin ein friedliebendes Wesen, widerspreche nicht, Nikolai Zwanitsch . . . Wie sollte ich auch . . . ich bin eine hilflose Wittve . . . und hoffe allein auf Sie. Aber Zörapont Zlitch will mich aus dem Wege schaffen. Gott mit ihm! wenn er sich nur meiner kleinen Kinder erbarmte — was mich betrifft, so ist Alles einerlei!

Balagalajeff. Hören Sie auf, Anna Zinitichna, hören Sie auf! Lassen Sie sich lieber unsern neuen Gutsnachbar vorstellen: Aupkin, Anton Simonowitsch.

Frau von Kuroff. Sehr angenehm! sehr angenehm!

Balagalajeff. Wenn Sie erlauben, wird auch er an unserer Aufgabe theilnehmen.

Frau von Kuroff. Ich bin damit einverstanden, Nikolai Zwanitsch, ich bin mit Allem einverstanden! Meinestwegen dürfen Sie den ganzen District,

das ganze Gouvernement zusammenrufen. Mein Gewissen ist rein, Nikolai Iwanitsch! Ich weiß, Sie werden für mich Partei nehmen, Sie werden mich nicht beeinträchtigen lassen . . . Wie befinden Sie sich denn, Eugen Tichonowitsch?

Sussloff. Gut, mich sichts so leicht nichts an, danke gehorsamst.

Mirwolin (Frau von Kuroff die Hand küßend). Was machen Ihre Kinderchen, Anna Ilinitichna?

Frau von Kuroff. Gott sei Dank! sie sind wohl auf — wie lange freilich? — bald, sehr bald werden sie ganz verwaist sein, die Armen!

Sussloff. Hören Sie auf, Anna Ilinitichna! Warum reden Sie so? — Sie werden uns Alle überleben, Mütterchen!

Frau von Kuroff. Warum ich so rede, mein Vater? Wenn ich das nicht mit Stillschweigen übergehe, werde ich wohl meine guten Gründe haben. Noch dazu Ihnen gegenüber, der Sie ein Richter sind! — da werde ich doch nichts sagen, ohne Beweise zu haben.

Sussloff. Nun, welche Beweise haben Sie denn?

Frau von Kuroff. Warten Sie nur! warten Sie nur! Bitte, Nikolai Iwanitsch, lassen Sie meinen Kutscher rufen.

Walagalajeff. Wen?

Frau von Kuroff. Den Kutscher, meinen Kutscher Karpuschka, er wird Karpuschka genannt.

Walagalajeff. Wozu denn?

Frau von Kuroff. Lassen Sie ihn nur rufen. — Eugen Tichonowitsch fordert Beweise.

Walagalajeff. Aber erlauben Sie, Anna Ilinitichna . . .

Frau von Kuroff. Nein, ich bitte, seien Sie doch so gütig!

Walagalajeff. Meinnetwegen. (Zu Mirwolin.) Bruder, geh, ich bitte dich und rufe ihn her.

Mirwolin. Sogleich! — (ab.)

Frau von Kuroff. Sie wollen mir immer nicht glauben, Eugen Tichonowitsch; und es ist doch nicht das erste Mal, Gott sei's geklagt!

Alupkin. Aber, erlauben Sie, ich kann noch immer nicht begreifen, warum Sie Ihren Kutscher rufen lassen. Zu welchem

Zwecke den Kutscher? ich begreife es nicht!

Frau von Kuroff. Das werden Sie sogleich sehen.

Alupkin. Ich begreife es nicht!

Ziehende Scene.

Die Vorigen. Karp. Mirwolin.

Mirwolin. Hier ist der Kutscher.

Frau von Kuroff. Karpuschka . . . höre . . . sieh mich an. Sie wollen hier nicht glauben, daß Förapont Ilitsch schon mehrmals versucht hat, dich zu bestechen . . . hörst du, was ich dir sage?

Sussloff. Nun, warum schweigst du, lieber Freund? — Ihr Herr Bruder hat dich bestechen wollen?

Karp. Wie so, bestechen?

Sussloff. Das weiß ich nicht. Hier Anna Ilinitichna sagt es.

Frau von Kuroff. Karpuschka . . . höre . . . sieh mich an! Du erinnerst dich doch, daß du mich heute beinahe umgeworfen hättest? erinnerst du dich?

Karp. Wo denn?

Frau von Kuroff. Wo? — was für ein Dummkopf! Nun ganz einfach, bei der Biegung des Weges, nicht weit von der Chaussee. Daß eine Rad war beinahe abgefallen.

Karp. Zu Befehl!

Frau von Kuroff. Nun, und erinnerst du dich, was ich dir damals gesagt habe? . . . Ich habe dir gesagt . . . gestehe, sagte ich dir, Förapont Ilitsch hat dich bestechen wollen: „Karpuschka, mein Täubchen, bringe deiner Herrin eine tödtliche Verletzung bei und ich werde dich nicht verlassen.“ — Nun, und weißt du noch, was du mir geantwortet hast? — Du hast mir geantwortet: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, ich bitte um Verzeihung.“

Sussloff. Ja, aber erlauben Sie, Anna Ilinitichna: „bitte um Verzeihung“ — das beweist doch noch nichts. Was hat er damit sagen wollen? eingestehen, daß er bestochen werden sollte, Sie zu beschädigen? — Das müßte man doch erst wissen. Hat er eingestanden? — Hast du gestanden? wie, hast du gestanden?

Karp. Was denn gestanden?

Frau von Mauroff. Karpuschka, höre . . . sieh mich an! Förapont Zlitsch hat dich doch bestochen wollen? — Es versteht sich, daß du nicht darauf eingegangen bist, aber was ich sage, ist doch wahr?

Karp. Wie Sie zu jagen belieben.

Frau von Mauroff. Nun, sehen Sie wohl . . .

Sussloff. Erlauben Sie, erlauben Sie! Und du, Bruder, antworte, aber verständig, gib Acht!

Frau von Mauroff. Nein erlauben Sie, Eugen Tichonowitsch! damit bin ich nicht einverstanden . . . Sie wollen ihn einschüchtern, das kann ich nicht zugeben. Geh, Karpuschka, geh und schlaf aus, du bist ganz schläfrig. (Raro ab.) Aber von Ihnen, Eugen Tichonowitsch, das muß ich gestehen, hätte ich so etwas nicht erwartet. Womit habe ich das verdient?

Sussloff. Na, warum wollen Sie uns denn etwas weiß machen?

Balagalajeff. Hören Sie auf, hören Sie auf, Anna Zlinitchna! setzen Sie sich, beruhigen Sie sich; wir werden das Alles untersuchen.

Gerassim (tritt ein). Herr Bespondin.

Balagalajeff. Ah, endlich! Nun, laß ihn eintreten — versteht sich!

Achte Scene.

Die Vorigen. Bespondin.

Balagalajeff. Ah, guten Tag! Nun, Sie haben heute lange auf sich warten lassen.

Bespondin. Verzeihung, Verzeihung, Nikolai Iwanitsch! was mir für eine Geschichte passiert ist! . . . guten Tag, Eugen Tichonowitsch, unbestechlicher Richter! wie befinden Sie sich?

Sussloff. Guten Tag!

Bespondin. Denken Sie sich (er grüßt seine Schwester), was mich heute aufgehalten hat! denken Sie sich, man hat mir meinen Sattel gestohlen — wer es gethan hat, ist nicht heranzubringen! Es bleibt mir nichts übrig, als den Sattel des Reitknechtes zu nehmen (er trinkt), denn ich reite immer, wie Sie wissen. Das war aber der schlechteste Sattel, den es geben kann, damit Trab zu reiten unmöglich.

Balagalajeff. Förapont Zlitsch, er-

lauben Sie mir, Ihnen Herrn Alupkin vorzustellen, Anton Simonitsch.

Bespondin. Sehr angenehm! Sie sind Jäger?

Alupkin. Jäger?*) in welchem Sinne meinen Sie das?

Bespondin. In welchem Sinne? nun, versteht sich, daß Sie mit Hunden jagen nach Wild . . .

Alupkin. Nein, Hunde liebe ich nicht, und schieße höchstens mit den Pistolen nach stillstehenden Vögeln.

Bespondin (lacht). Nach stillstehenden Vögeln . . . nach stillstehenden Vögeln . . .

Balagalajeff. Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren, erlauben Sie mir, Ihre interessante Unterhaltung zu unterbrechen. Von Hunden und stillstehenden Vögeln können wir ein anderes Mal sprechen; jetzt schlage ich vor, ohne Zeitverlust zu dem Zwecke überzugehen, zu dem wir hier versammelt sind. Wir können wohl ohne Peter Petrowitsch anfangen? Was meinen Sie?

Sussloff. Meinnetwegen!

Balagalajeff. So bitte ich Sie denn, sich zu setzen, Förapont Zlitsch, und auch Sie, Anton Simonowitsch. (Sie setzen sich.)

Bespondin. Nikolai Iwanitsch, ich verehere Sie von ganzer Seele, und habe Sie immer verehrt, und bin jetzt auf Ihren Wunsch gekommen. Aber erlauben Sie mir, Ihnen im voraus zu bemerken, daß, wenn Sie hoffen, von meiner würdigen Schwester etwas zu erlangen, ich Ihnen vorherjage . . .

Frau von Mauroff (aufstehend). Nun, sehen Sie wohl, Nikolai Iwanitsch! Nun sehen Sie selbst . . .

Balagalajeff. Erlauben Sie, erlauben Sie, Förapont Zlitsch, und Sie, Anna Zlinitchna, ich muß Sie vor Allem bitten, mich anzuhören. Ich habe das Vergnügen gehabt, Sie heute Beide zu mir einzuladen, um Ihrem Streit ein Ende zu machen. Welches Beispiel, bedenken Sie! — Bruder und Schwester, die sozusagen unter einem Herzen gelegen haben . . .

Bespondin. Erlauben Sie, Nikolai Iwanitsch . . .

*) Das entsprechende Wort heißt zugleich Jäger, Liebhaber, Freund von etwas.

Alupkin. Herr Bespondin, bitte unterbrechen Sie nicht . . .

Bespondin. Wer hat Sie denn zu meinem Hofmeister ernannt?

Alupkin. Ich bin durchaus nicht Ihr Hofmeister, aber Nikolai Zwanitsch hat mich eingeladen . . .

Balagalajeff. Ja, Fürapont Ilitsch, ich habe Herrn Alupkin mit unserm ehrwürdigen Eugen Tichonowitsch als Vermittler eingeladen. Fürapont Ilitsch, Anna Ilinitichna, ich wende mich an Sie. Wie, Bruder und Schwester, von einer Mutter geboren, und können nicht in Eintracht leben! Fürapont Ilitsch, Anna Ilinitichna! kommen Sie zur Vernunft, ich bitte Sie! . . . Warum sage ich denn das Alles? doch nur zu Ihrem Besten! — Bedenken Sie, was habe ich davon? — Ich spreche wirklich nur zu Ihrem eigenen Besten.

Bespondin. Ja, Nikolai Zwanitsch, Sie wissen nur gar nicht, was für eine Frau das ist! Lassen Sie sich sagen . . . sie ist Gott weiß was! . . . ich bitte Sie!

Frau von Kuroff. Und was bist du denn selbst? Du bestichst meinen Kutscher, du giebst den Mägden Gift für mich . . . du wünschst meinen Tod . . . ich wundere mich, daß ich noch lebe!

Bespondin. Was für einen Kutscher soll ich bestochen haben? Was willst du? was willst du?

Frau von Kuroff. Ja, mein Herr, er ist bereit, Alles durch einen Eid zu bekräftigen; hier diese Herren sind Zeugen.

Bespondin (sich zu den Uebrigen wendend). Was für Unsinn spricht sie da?

Alupkin (zu Frau von Kuroff). Erlauben Sie! erlauben Sie! auf mich dürfen Sie sich nicht berufen . . . Ich habe durchaus nicht verstanden, was Ihr Kutscher hier ausgesagt hat. Es war gewissermaßen meinem Ziegenbock ähnlich.

Frau von Kuroff. Ihrem Ziegenbock? inwiefern soll mein Kutscher Ihrem Ziegenbock ähnlich sein? eher sind Sie selbst . . .

Balagalajeff. Meine Herrschaften, um Gottes willen! Lassen Sie das, Fürapont Ilitsch, Anna Ilinitichna! was haben Sie davon, sich Vorwürfe zu machen? Ist es denn nicht besser, das

Vergangene zu vergessen? Wohlan, folgen Sie mir, versöhnen Sie sich . . . schließen Sie sich in die Arme! . . . Sie antworten nicht?

Bespondin. Ja, was denn? . . . wie kann ich denn? Wenn ich das gewußt hätte, wär' ich um Alles nicht hergekommen.

Frau von Kuroff. Auch ich wäre nicht gekommen!

Balagalajeff. Wie? haben Sie mir nicht eben erst gesagt, Sie würden mit Allem einverstanden sein?

Frau von Kuroff. Mit Allem — nur damit nicht!

Sussloff. Ach, Nikolai Zwanitsch, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie die Sache nicht richtig anfassen. Sie sprechen von Frieden, von Eintracht . . . sehen Sie denn nicht, was das für Menschen sind?

Balagalajeff. Was wäre denn Ihre Meinung, Eugen Tichonowitsch?

Sussloff. Zu welchem Zwecke haben Sie sie eingeladen? — Zur Erbtheilung — darum sind sie doch hier. So lange sie nicht getheilt haben, werden weder Sie, noch ich, noch Jemand anders Ruhe finden, und statt bei solcher Hitze zu Hause sitzen zu können, werden wir genöthigt sein, uns auf Landstraßen herum zu treiben. Wenn Sie also irgend hoffen wollen, die Beiden zu beschwichtigen, so müssen Sie zur Theilung schreiten. Wo sind die Pläne?

Balagalajeff. Wohlan, so wollen wir anfangen . . . Gerassim!

Gerassim (eintretend). Was befehlen Sie?

Balagalajeff. Ruhe Belwiski her.

Bespondin. Ich sage hiermit zum Voraus, daß ich mit Allem einverstanden bin. Wie Nikolai Zwanitsch vorschlägt, so muß es sein.

Frau von Kuroff. Das ist auch meine Meinung.

Sussloff. Wollen sehen!

Mirwolin. Was lobenswerth ist, wird gelobt!

Auflösung der Scene.

Die Vorigen. Belwiski (mit Papieren).

Balagalajeff. Ah, komm hierher! (Er rollt die Pläne auf.) Hole mal ein Tisch-

chen . . . Hier sehen Sie . . . hier, das Dörfchen Nakuschkina, auch Nakowo genannt, nach der achten Revision 94 männliche Seelen; sehen Sie, wie hier Alles mit Bleistiftstrichen umzogen ist? Es ist nicht das erste Mal, daß wir uns mit diesem Plane beschäftigen . . . Die ganze Besitzung umfaßt 712 Dessätinen; unfruchtbares Land 81 Dessätinen Guts-
haus, Wirthschaftsgebäude, Viehhof und Weideland 9 Dessätinen; auch etwas in anderen Feldmarken liegendes Land gehört dazu, aber nicht viel. Diese Besitzung also haben wir zu gleichen Theilen zwischen dem Collegial-Registrator außer Dienst, Förapont Bespondin, und seiner Schwester, Anna, Wittve des Secundenants Kaurow, zu vertheilen. So, das bitte ich zu bemerken, heißt es im Testament der verstorbenen Tante dieser Beiden, der Wittve des Architekten Nikolalossow.

Bespondin. Die alte Frau war vor ihrem Tode etwas schwachköpfig geworden . . . Sie hätte mir Alles hinterlassen sollen, dann wären diese Quälereien unterblieben.

Frau von Kaurow. So bist du! Bespondin. Oder sie hätte dir wenigstens nur den Pflichttheil vermachen sollen. Aber was läßt sich von einem Weibe erwarten! Von dir heißt es übrigens, daß du jeden Morgen deinen Hund zu waschen und zu kämmen pflegst.

Frau von Kaurow. Das ist eine Lüge, wie werde ich ein Thier kämmen — wahrhaftig! ich wäre die Frau darnach! — Mit dir ist es was Anderes, du bist ein bekannter Hundennarr; du giebst, wie man sagt — Gott verzeihe mir die Sünde! — deinem Thier geradezu einen Kuß auf die Schnauze.

Balagalajeff. Meine Herrschaften! ich muß Sie alle Beide bitten, still zu schweigen . . . Also die Sache ist die: es sind bereits mehr als drei Jahre verflossen, seit Ihre Tante gestorben ist, und in der ganzen Zeit, bedenken Sie wohl, sind Sie zu keiner Einigung gekommen. Endlich habe ich mich entschlossen, als Vermittler zwischen Ihnen aufzutreten. Das ist, wie Sie wissen, meine Pflicht, aber zu meinem Bedauern habe ich bis jetzt nichts erreicht. Sehen wir nach, welches die Hauptschwierigkeiten sind; Herr Bespondin und seine Schwester

mögen nicht in einem Hause wohnen; mithin müßte der Gutshof getheilt werden, und das ist eine Unmöglichkeit.

Bespondin (nach kurzer Pause). Nun . . . so will ich auf das Haus der Tante verzichten . . . und Gott sei mit Ihnen!

Balagalajeff. Sie verzichten?

Bespondin. Ja, aber ich hoffe auf Entschädigung.

Balagalajeff. Versteht sich! die Forderung ist gerecht.

Frau von Kaurow. Nikolai Zwanitsch! das ist eine List! das ist eine Falle, Nikolai Zwanitsch! Dadurch hofft er das beste Land zu bekommen, Hanfäcker und Anderes. Wozu braucht er ein Haus? er hat ja sein eigenes, und außerdem ist das Haus der Tante sehr schlecht . . .

Bespondin. Wenn es so schlecht ist . . .

Frau von Kaurow. Aber die Hanfäcker gebe ich nicht her, bewahre! . . . Ich bin Wittve . . . ich habe Kinder . . . was sollte ich wohl ohne die Hanfäcker anfangen . . . das bedenke!

Bespondin. Wenn es so schlecht ist . . .

Frau von Kaurow. Wie du willst!

Alupkin. So lassen Sie ihn doch ausreden!

Bespondin. Wenn es so schlecht ist, so überlasse mir das Haus . . . man wird dich dafür entschädigen.

Frau von Kaurow. Jawohl! Deine Entschädigungen kenne ich schon. Eine schlechte Dessätine, Stein auf Stein, oder Moorgrund, wo nur Haide wächst, die nicht einmal von den Kühen der Leibeigenen gefressen wird.

Balagalajeff. Solchen Moorgrund giebt es auf dem ganzen Gute nicht.

Frau von Kaurow. Nun, wenn nicht Moorgrund, so doch etwas Anderes in der Art. Nein! Entschädigung . . . danke gehorsamst! . . . ich weiß, was für Entschädigungen das sind!

Alupkin (zu Mirwolin). Sagen Sie — sind in Ihrem Districte alle Frauen so?

Mirwolin. Es giebt noch schlimmere!

Balagalajeff. Meine Herrschaften! meine Herrschaften! Erlauben Sie! erlauben Sie! Ich muß abermals um Schweigen bitten. Ich werde einen Vorschlag machen: wir wollen das Gut in zwei Theile theilen. In dem einen wird sich das Haus mit dem Viehhofe befinden, zu dem zweiten werden wir etwas

mehr Land geben, und dann mögen Sie wählen.

Bespondin. Ich gebe meine Einwilligung.

Frau von Kanroff. Aber ich gebe sie nicht!

Balagalajeff. Warum wollen Sie sie denn nicht geben?

Frau von Kanroff. Wer soll denn zuerst wählen?

Balagalajeff. Darüber wollen wir loosen.

Frau von Kanroff. Gott behüte und bewahre! Was fällt Ihnen ein? Sind wir Antichristen geworden?

Bespondin. Nun, so magst du wählen.

Frau von Kanroff. Ich willige aber doch nicht ein!

Alupkin. Aber warum denn nicht?

Frau von Kanroff. Warum soll ich denn wählen? wenn ich nun sehlgreife?

Balagalajeff. Erlauben Sie! inwiefern sollten Sie sehlgreifen? Die Theile werden ja gleich sein, und sollte Ihnen der eine etwas besser scheinen als der andere, so überläßt Ihnen ja Fürapont Klitsch das Vorrecht der Wahl.

Frau von Kanroff. Und wer wird mir sagen, welcher Theil der beste ist? — Nein, Nikolai Iwanitsch, das ist Ihre Sache! Sie, mein Väterchen, werden die Güte haben, zu bestimmen. Was Sie für mich auswählen, das werde ich hinnehmen und damit zufrieden sein.

Balagalajeff. Gut denn! Also das Haus nebst Zubehör und Viehhof schreiben wir der Frau von Kanroff zu.

Bespondin. Und den Garten auch?

Frau von Kanroff. Versteht sich, auch den Garten! wie kann denn ein Haus ohne solchen sein? Uebrigens ist dieser Garten nur ein Schmutzwinkel. Im Ganzen fünf oder sechs Apfelbäume, und die Äpfel sind sauer, essigsauer; und der ganze Viehhof ist nicht einen Groschen werth.

Bespondin. Mein Gott! so überlasse ihn mir!

Balagalajeff. Also: das herrschaftliche Haus nebst Zubehör, Garten und Viehhof überweisen wir der Frau von Kanroff. Gut! Aber wollen Sie gefälligst noch einmal Acht geben. Wel-

wikfi, Bruder, lies vor, wie ich getheilt habe.

Welwikfi (liest aus den Akten). Entwurf einer Erbtheilung zwischen dem Gutsbesitzer Fürapont Bespondin und seiner Schwester, der verwitweten Frau von Kanroff.

Balagalajeff. Fange mit der Richtung der Grenzlinien an.

Welwikfi. Die Richtung der Linie vom Punkte A . . .

Balagalajeff. Bitte, sehen Sie: Punkt A.

Welwikfi. Vom Punkte A, Guts-grenze der Frau von Baluchinoi, bis zum Punkte B, an der Biegung der Heerstraße.

Balagalajeff. Bis zum Punkt B, an der Biegung der Heerstraße . . . Eugen Tichonowitsch, merken Sie auf!

Sussloff (von weitem). Ich sehe schon.

Welwikfi. Vom Punkte B . . .

Frau von Kanroff. Erlauben Sie mir die Frage: wem der Teich gehören soll?

Balagalajeff. Beiden, versteht sich! Das heißt, das rechte Ufer dem Einen, das linke dem Andern.

Frau von Kanroff. Ah so!

Balagalajeff. Weiter, weiter!

Welwikfi. Das brachliegende Land wird so getheilt, daß zu dem einen Part achtundvierzig, zu dem anderen siebenund-siebenzig Dessätinen kommen.

Balagalajeff. Hören Sie nun meinen Vorschlag: Derjenige, der den Gutshof nicht bekommt, nimmt alles unbebaute Land für sich, so daß er im Ganzen vierundzwanzig Dessätinen mehr besitzt. Hier ist das unbebaute Land des ersten und zweiten Antheils.

Welwikfi. Der Besitzer des ersten Antheils verpflichtet sich, auf seine Kosten dem zweiten Antheil zwei Mauerhöfe zu übermitteln, und die übersiedelten Leibeigenen haben das Recht, zwei Jahre lang die Hofsäcker mit zu benutzen.

Frau von Kanroff. Ich werde weder die Leibeigenen abtreten, noch die Hofsäcker.

Balagalajeff. Hören Sie doch auf.

Frau von Kanroff. Unter keiner Bedingung, Nikolai Iwanitsch, unter keiner Bedingung!

Alupkin. Bitte, gnädige Frau, unterbrechen Sie doch nicht immer.

Frau von Kanroff (sich betrenzend).

Was ist denn das? was ist denn das? Bin ich im Traum? Ich weiß wirklich nicht mehr, was ich sagen soll! Die Hanfäcker auf zwei Jahre — den Reich gemeinschaftlich — da will ich doch lieber auf das Haus Verzicht leisten.

Balagalajeff. Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Fürapont Ilitsch...

Frau von Kuroff. Nein, Väterchen, bemühen Sie sich nicht weiter — ich muß Sie wohl in irgend einer Weise gegen mich angebracht haben...

Balagalajeff (zugleich mit ihr). Hören Sie mich, Anna Ilinitchna, Sie sprechen von Höfen, von Hanfäckern, während Ihr Bruder die vierundzwanzig Dessätinen...

Frau von Kuroff (gleichzeitig). Sagen Sie nichts mehr! sagen Sie nichts mehr, Nikolai Iwanitsch! Bin ich eine Närrin, daß ich mir nichts, dir nichts meine Hanfäcker weggeben soll? Bedenken Sie doch, daß ich Wittve bin... Niemand spricht für mich! Und meine kleinen Kinder — ihrer hätten Sie sich doch erbarmen sollen.

Mupkin. Das ist zu viel, zu viel! Nein, das ist zu viel!

Bespondin. Du findest also, daß mein Antheil besser ist als der deineige?

Frau von Kuroff. Vierundzwanzig Dessätinen!

Bespondin. Nein, sag' an, findest du ihn besser?

Frau von Kuroff. Bewahre! vier—und—zwanzig Dessätinen!

Mupkin. Aber so antworten Sie doch! Finden Sie diesen Antheil besser, besser?

Frau von Kuroff. Was haben Sie denn gegen mich, Väterchen? — Ist es so bei Ihnen in Tambow Gebrauch? Gott weiß, woher er kommt und was für ein Mensch er ist, und wie er sich aufbläst!

Mupkin. Bitte, gnädige Frau, vergessen Sie sich nicht. Wenn Sie auch eine Dame sind, so könnte ich endlich auch die Rücksichten außer Acht lassen... Ich bin ein alter Soldat, zum Teufel noch einmal!

Balagalajeff. Genug, genug, meine Herrschaften! Anton Simenowitsch, beruhigen Sie sich — das führt zu nichts!

Mupkin. Das scheint so — wirklich!

Frau von Kuroff. Er ist verrückt! er ist verrückt!

Bespondin. Ich frage dich noch einmal, Anna Ilinitchna: ist deiner Ansicht nach mein Antheil besser?

Frau von Kuroff. Nun ja, er ist besser, das heißt, er hat mehr Land.

Bespondin. Gut, so wollen wir tauschen? (Sie schweigt.)

Balagalajeff. Nun, warum antworten Sie denn nicht?

Frau von Kuroff. Wie kann ich denn das Haus entbehren? was soll mir denn der Grund und Boden ohne dieses?

Bespondin. Nun wohl, wenn dir mein Antheil besser gefällt, so gib mir den Gutshof und nimm dafür diese vierundzwanzig Dessätinen. (Beide schweigen.)

Balagalajeff. Nun, Anna Ilinitchna, seien Sie endlich vernünftig und folgen Sie dem Beispiel Ihres Bruders! Ich kann mich heute nicht genug über ihn freuen. Sie sehen, daß er zu jeder Nachgiebigkeit gegen Sie bereit ist; Sie haben nur Ihre Wünsche in Betreff der Wahl auszusprechen.

Frau von Kuroff. Ich sagte schon, daß ich gar nicht die Absicht habe, zu wählen.

Balagalajeff. Sie haben nicht die Absicht, zu wählen... und wollen auf keinen Vorschlag eingehen! Da muß ich doch bitten und Ihnen bemerken, Anna Ilinitchna, daß meine Kräfte zu Ende gehen. Wenn wir die Sache heute nicht zum Abschluß bringen, will ich nicht länger zwischen Ihnen Vermittler sein — dann mag das Gericht die Theilung vornehmen. Sagen Sie nur wenigstens, was Sie wünschen.

Frau von Kuroff. Ich wünsche gar nichts, Nikolai Iwanitsch! verlasse mich ganz auf Sie, Nikolai Iwanitsch!

Balagalajeff. Und doch haben Sie kein Vertrauen zu mir. Wir müssen doch endlich zum Abschluß kommen, Anna Ilinitchna! ich bitte Sie! Die Angelegenheit dauert nun schon über drei Jahre. Sagen Sie doch nur, wozu Sie sich entschließen!

Frau von Kuroff. Was soll ich sagen, Nikolai Iwanitsch? Ich sehe wohl, Sie sind Alle gegen mich. Sie sind Ihrer Fäust, und ich stehe allein... Ich bin nur ein Weib, und es ist natür-

lich leicht für Sie, mich einzuschüchtern. Ich habe keinen Beistand außer Gott . . . Ich bin in Ihrer Gewalt . . . Sie können mit mir machen, was Ihnen gefällt.

Balagalajeff. Aber das ist ja geradezu unverzeihlich — Sie reden wirklich, Gott weiß was! Wir sind Fünf, und Sie sind allein . . . haben wir Sie etwa zu irgend etwas gezwungen?

Frau von Kaurowff. Ja und wie!

Balagalajeff. Abscheulich!

Alupkin (zu Balagalajeff). Lassen Sie sie laufen.

Balagalajeff. Geduld, Anton Simonowitsch! . . . Anna Minitichna, Mütterchen, hören Sie mich: sagen Sie doch nur, was Sie wollen. Sie wollen also das Haus für sich haben und die Entschädigung für Ihren Bruder vermindern . . . aber um wie viel wollen Sie dieselbe vermindern, und was sind, im Allgemeinen, Ihre Bedingungen?

Frau von Kaurowff. Was soll ich Ihnen sagen, Nikolai Iwanitsch? — Ich kann natürlich nicht mit Ihnen fertig werden, aber Gott der Herr wird uns richten, Nikolai Iwanitsch.

Balagalajeff. So hören Sie: Sie sind, wie ich sehe, mit meinem Vorschlage nicht zufrieden . . .

Alupkin. So antworten Sie doch!

Sussloff (zu Alupkin). Lassen Sie's gut sein; Sie sehen ja, diese Frau ist wie ein hartmäuliges Pferd.

Frau von Kaurowff. Nun ja, ich bin unzufrieden.

Balagalajeff. Schön! aber sagen Sie uns nun auch, was der Grund Ihrer Unzufriedenheit ist.

Frau von Kaurowff. Das kann ich Ihnen nicht sagen.

Balagalajeff. Warum können Sie nicht?

Frau von Kaurowff. Ich kann's nicht!

Balagalajeff. Sie haben mich vielleicht nicht verstanden?

Frau von Kaurowff. Ich habe Sie sehr gut verstanden, Nikolai Iwanitsch!

Balagalajeff. Nun, so sagen Sie uns endlich, wodurch Sie befriedigt sein, welchen Vorschlägen Sie Ihre Zustimmung geben würden.

Frau von Kaurowff. Nein, entschuldigen Sie . . . mit Gewalt können

Sie zwar mit mir machen, was Sie wollen . . . Ich bin nur ein Weib! — Aber meine Zustimmung . . . ich werde lieber sterben, als daß ich meine Zustimmung gebe.

Alupkin. Sie ein Weib? Nein — ein Teufel! das sind Sie! eine Zänkerin sind Sie!

Balagalajeff. Anton Simonowitsch!

Frau von Kaurowff. Väterchen! Väterchen!

Sussloff und Mirkwolin. Hören Sie auf! hören Sie auf!

Alupkin (zu Frau von Kaurowff). Paß auf! ich bin ein alter Soldat und drohe nicht umsonst . . . also keine Dummheiten mehr gemacht, sondern beeile dich, zur Vernunft zu kommen, sonst geht es dir schlecht. Ich spaße nicht, hörst du? Wenn du ordentlich antwortetest, hätte ich nichts gesagt, aber du benimmst dich wie ein . . . Weib, nimm dich in Acht — ich sage dir, nimm dich in Acht.

Balagalajeff. Anton Simonowitsch! ich muß gestehen . . .

Bespondin. Nikolai Iwanitsch, das ist meine Sache! (zu Alupkin.) Mein Herr, erlauben Sie mir die Frage, mit welchem Rechte . . .

Alupkin. Sie wollen für Ihre Schwester Partei nehmen?

Bespondin. Nein, nicht für meine Schwester! Meine Schwester ist mir nicht mehr als das — Ist! — aber für die Ehre meiner Familie muß ich . . .

Alupkin. Die Ehre Ihrer Familie? Womit habe ich wohl Ihre Familie verletzt?

Bespondin. Wie? womit Sie die verletzt haben? Nun das gefällt mir! Ihrer Meinung nach darf also jeder hergelaufene Narr . . .

Alupkin. Mein Herr!

Bespondin. Mein Herr!

Alupkin. Es ist unanständig, sich im fremden Hause zu zanken . . . Sie sind Edelmann, ich auch . . . wollen Sie vielleicht morgen . . .

Bespondin. Womit Sie wollen . . . meinetwegen mit Messern.

Balagalajeff. Meine Herren, meine Herren! was ist das! schämen Sie sich nicht, ich bitte — in meinem Hause . . .

Bespondin. Ich lasse mich nicht einschüchtern, mein Herr!

Alupkin. Und ich fürchte Sie nicht! Ihre Schwester aber . . . es wäre unanständig zu sagen, was sie ist.

Frau von Kanroff. Ich willige ein, mein Väterchen, ich willige ein! lassen Sie mich unterschreiben . . . Alles, was Sie wollen, unterschreibe ich!

Sussloff (zu Wirmolin). Wo ist mein Gut, Bruder, hast du ihn nicht gesehen? Balagalajeff. Meine Herren, meine Herren!

Gerassim (tritt ein und ruft). Peter Petrowitsch Pechterjeff.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Pechterjeff.

Pechterjeff (eintretend). Guten Tag, mein lieber Nikolai Iwanitsch!

Balagalajeff. Gehorsamer Diener, Peter Petrowitsch! Wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin.

Pechterjeff (ringum grüßend). Meine Herrschaften! . . . Meine Frau ist wohl, Gott sei Dank. Cher Balagalajeff, entschuldigen Sie, ich habe mich verspätet! Wie ich sehe, haben Sie ohne mich angefangen . . . das ist gut . . . Wie steht's mit Ihrer Gesundheit, Eugen Tichinowitsch? Förapont Iliisch? Anna Ilinitschna? (Zu Wirmolin.) Ah, du bist auch da, armer Kerl! — Nun, geht's vorwärts mit der Angelegenheit?

Balagalajeff. Das kann man eigentlich nicht sagen.

Pechterjeff. Ist das möglich! und ich dachte schon . . . Oh, meine Herrschaften, meine Herrschaften, das ist ja nicht gut! erlauben Sie mir allem Manne Sie auszusprechen! Man muß wirklich ein Ende machen, ein Ende machen!

Balagalajeff. Wollen Sie nicht etwas frühstücken?

Pechterjeff. Nein, ich danke! (Er führt Balagalajeff bei Seite und zeigt auf Alupkin.) Qui est ça?

Balagalajeff. Ein neuer Untstößer; ich werde Ihnen denselben vorstellen. Anton Simenowitsch, erlauben Sie mir, Sie mit unserem würdigen Peter Petrowitsch bekannt zu machen . . . Alupkin, Anton Simenowitsch, aus Tambow.

Alupkin. Sehr angenehm!

Pechterjeff. Willkommen in unserer Gegend! — Ah, erlauben Sie . . . Alupkin? ich habe in Petersburg einen Alupkin gekannt. Es war ein großer, gut gebauter Mann mit dem Staar auf dem einen Auge. Er war ein eifriger Kartenspieler und baute immerfort Häuser . . . ist er nicht mit Ihnen verwandt?

Alupkin. Nein, ich habe keine Verwandten.

Pechterjeff. Keine Verwandten! . . . Sagen Sie doch, was machen Ihre Kleinen, Anna Ilinitschna?

Frau von Kanroff. Danke gehorsamst, Peter Petrowitsch, sie sind wohl, Gott sei gepriesen!

Pechterjeff. Uebrigens, meine Herrschaften, fahren wir fort, fahren wir fort! Plaudern können wir später. Wobei habe ich Sie gestört?

Balagalajeff. Sie haben uns nicht im mindesten gestört, Peter Petrowitsch! Sie sind ganz zur rechten Zeit gekommen. Die Sache liegt so . . .

Pechterjeff. Was haben wir da — die Pläne? (Setzt sich an den Tisch.)

Balagalajeff. Ja, die Pläne . . . Sehen Sie, Peter Petrowitsch, wir können Herrn Bespondin und seine Schwester durchaus nicht zur Verständigung bringen. Ich gestehe sogar, daß ich am Gelingen dieser Aufgabe zu zweifeln anfangen und bereit bin, sie fallen zu lassen.

Pechterjeff. Warum denn, warum denn, Nikolai Iwanitsch? Nur ein wenig Geduld! Ein Adelsmarschall muß die verkörperte Geduld sein.

Balagalajeff. Ja, sehen Sie, Peter Petrowitsch, nach der gemeinsamen Ansicht der Besitzer kann das Herrenhaus nicht getheilt werden, und die Schwierigkeit liegt nun darin, eine Entschädigung für die Gutsgebäude festzustellen. Ich habe vorgeschlagen, das sämmtliche unbebaute Land dafür zu geben.

Pechterjeff. Dies unbebaute Land hier? erlauben Sie . . . ja, ja.

Balagalajeff. Darüber waren wir bis jetzt im Streit. Herr Bespondin ist einverstanden, aber seine Schwester geht auf nichts ein und will auch ihre Wünsche nicht erklären.

Alupkin. Es geht, wie man zu sagen pflegt, weder hü noch hott.

Pechterjeff. So, so, so! Wissen

Sie was, Nikolai Iwanitsch, Sie verstehen die Sache natürlich besser als ich — aber wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre, hätte ich den Grund und Boden nicht so vertheilt.

Balagalajeff. Und wie denn?

Bechterjeff. Was ich sage, ist vielleicht Unsinn — aber Sie entschuldigen den alten Mann. *Savez-vous*, eher als ich glaube, ich hätte so getheilt . . . erlauben Sie mir einen Bleistift.

Mirwolin. Hier ist ein Bleistift.

Bechterjeff. Danke! — Ich, sehen Sie, Nikolai Iwanitsch, hätte es so gemacht: von hier — bis hierher, und dann von hier — bis hierher. Von da, bis dorthin, und von hier endlich bis dahin.

Balagalajeff. Aber, bitte, Peter Petrowitsch, diese Theile werden erstlich nicht egal . . .

Bechterjeff. Was kommt denn darauf an?

Balagalajeff. Zweitens geben Sie dem einen Theil gar kein Wiesenland . . .

Bechterjeff. Das hat nichts zu sagen, Gras wächst überall.

Balagalajeff. Und endlich geben Sie auch allen Wald dem einen der Theilenden.

Frau von Kuroff. Oh, den Antheil möchte ich nehmen.

Balagalajeff. Und wie soll es zum Beispiel für die armen Bauern werden, wenn sie von hier bis dorthin fahren müssen?

Bechterjeff. Auf alle Ihre Einwendungen wäre die Antwort leicht zu finden — aber natürlicherweise verstehen Sie die Sache besser als ich — entschuldigen Sie mich . . .

Frau von Kuroff. Mir gefällt es so sehr gut.

Alupkin. Das heißt, auf welche Weise?

Frau von Kuroff. So wie Peter Petrowitsch getheilt hat.

Bespondin. Erlaube mir, es anzusehen.

Frau von Kuroff. Wie du willst — ich bin mit Peter Petrowitsch einverstanden.

Alupkin. Schrecklich! Sie hat nichts angesehen und erklärt sich schon darüber!

Frau von Kuroff. Woher weißt

du denn, Väterchen, daß ich nichts angesehen habe?

Alupkin. Nun, wenn Sie das gethan haben, so sagen Sie doch, welchen Antheil Sie für sich haben wollen?

Frau von Kuroff. Welchen? Nun, den mit dem Walde und den Wiesen; den, der das meiste Land enthält.

Alupkin. So, es soll wohl Alles Ihnen allein gegeben werden?

Sussloff (zu Alupkin). Laß sie doch! Bechterjeff (zu Bespondin). Und was ist Ihre Meinung?

Bespondin. Meiner Ansicht nach, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ist es so nicht gerade bequem; aber ich erkläre mich einverstanden, wenn Sie mir diesen Antheil geben wollen.

Frau von Kuroff. Auch ich erkläre mich einverstanden, wenn man mir diesen Theil giebt.

Alupkin. Welchen?

Frau von Kuroff. Diesen, den mein Bruder haben will.

Sussloff. Nun sage man noch, daß sie auf nichts eingeht!

Bechterjeff. Ja, erlauben Sie, erlauben Sie! . . . allen Beiden kann man denselben Antheil doch nicht geben. Einer muß etwas opfern, muß sich großmüthig zeigen und den schlechteren Antheil nehmen.

Bespondin. Und darf ich fragen, welchem Teufel zu Liebe ich diese Großmuth üben sollte?

Bechterjeff. Wem zu Liebe? — was Sie für sonderbare Ausdrücke gebrauchen . . . Ihrer Schwester zu Liebe!

Bespondin. Das sollte mir fehlen.

Bechterjeff. Ihre Schwester, vergessen Sie nicht, gehört dem schwachen Geschlechte an. Sie ist ein Weib, während Sie ein Mann sind . . . sie ist nur ein Weib, Förpant Ilitsch!

Bespondin. Ach so! nun geht, wie ich sehe, die Philosophie los.

Bechterjeff. Welche Art von Philosophie finden Sie hier?

Bespondin. Philosophie!

Bechterjeff. Wirklich, ich bin ganz erstaunt . . . Sind Sie nicht auch erstaunt, meine Herren?

Alupkin. Mich kann heute nichts mehr in Erstaunen setzen . . . und wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihren eigenen

Vater aufgefressen haben, werde ich mich nicht wundern, sondern daran glauben.

Balagalajeff. Meine Herren, meine Herren, erlauben Sie mir ein Wort der Bemerkung. Das Wiederaufleben des Widerstandes beweist uns, lieber Peter Petrowitsch, daß Ihre Theilung nicht die glücklichste ist . . .

Pechterjeff. Nicht die glücklichste! erlauben Sie, warum nicht die glücklichste? das müssen Sie erst beweisen. Ich streite nicht etwa; Ihr Vorschlag war vielleicht ausgezeichnet, aber auch über den meinigen können Sie nicht beim ersten Anblick urtheilen. Ich habe sozusagen ein gros eine Theilungslinie angegeben. Natürlich konnte ich in den Einzelheiten irren. Es versteht sich, daß man die Theile möglichst gleich machen muß, es muß Alles genau angesehen und überlegt werden . . . aber warum denn gleich sagen, die Theilung wäre nicht glücklich?

Alupkin (zu Sussloff). Was für eine Theilungslinie hat er gezogen?

Sussloff. Ungro.

Alupkin. Ungro? was heißt denn das?

Sussloff. Gott mag's wissen — wahrscheinlich ein deutsches Wort.

Balagalajeff. Zugegeben, Peter Petrowitsch, daß Ihr Vorschlag ausgezeichnet ist, so müssen doch vor allen Dingen gleiche Theile hergestellt werden, und da liegt die Schwierigkeit . . .

Pechterjeff. Nun ja — übrigens wissen Sie es ja natürlich besser, ich kann natürlich in dieser Sache nicht mit Ihnen streiten — mein Vorschlag war, wie Sie sagen, kein glücklicher . . .

Balagalajeff. Nicht doch, Peter Petrowitsch . . .

Frau von Kauross. Ich weiß, warum Nikolai Iwanitsch so halsstarrig ist.

Balagalajeff. Was wollen Sie damit sagen, gnädige Frau? Bitte, erklären Sie sich.

Frau von Kauross. Ja, ich weiß es!

Balagalajeff. Ich bitte Sie, sich zu erklären.

Frau von Kauross. Nikolai Iwanitsch beabsichtigt, Förapont Iltisch für eine geringe Summe das Wäldchen abzukaufen. Darum bemüht er sich so sehr dafür, daß es meinem Bruder zufällt.

Balagalajeff. Erlauben Sie mir, Anna Iltitschna, Ihnen zu bemerken, daß Sie sich vergessen. Ist Förapont Iltisch ein Kind? Werden Sie denn nicht auch Ihren Antheil bekommen? Und wer hat Ihnen gesagt, daß ich das Wäldchen zu kaufen beabsichtige? Und wenn schon — können Sie Ihrem Bruder etwa verbieten, sein Eigenthum wieder zu verkaufen?

Frau von Kauross. Das kann ich ihm nicht verbieten und darauf kommt auch nichts an. Es handelt sich nur darum, daß Sie nicht gewissenhaft theilen — nicht wie es gerecht wäre, sondern wie es für Sie selbst vortheilhaft ist.

Balagalajeff. Das ist zu arg!

Alupkin. So, jetzt sagen Sie das auch!

Pechterjeff. Das Alles ist sehr verwickelt, das muß ich gestehen! sehr dunkel, sehr verwickelt . . .

Balagalajeff. Und meine Geduld ist endlich erschöpft! Was ist denn da verwickelt, was ist denn da dunkel? Gut — ich beabsichtige das Wäldchen von Förapont Iltisch zu kaufen, vielleicht sogar seinen ganzen Antheil — was folgt denn daraus? erlauben Sie mir die Frage. Ich hätte nicht gewissenhaft getheilt, erlaubte sich Anna Iltitschna zu behaupten . . . Sie ist ein Weib, ich entschuldige sie . . . Aber Sie, Peter Petrowitsch! Verwickelt sagen Sie? — Sie hätten doch erst prüfen müssen, ob das Gut richtig getheilt war. Natürlich war es das, denn es stand beiden die Wahl frei.

Pechterjeff. Warum ereifern Sie sich so, Nikolai Iwanitsch?

Balagalajeff. Erlauben Sie, wenn man mich wegen Gott weiß was beargwöhnt — mich, den Adelsmarschall, der sich des ehrenvollen Vertrauens des Adels zu erfreuen gehabt hat . . . Erlauben Sie, wie soll ich mich nicht ereifern, wenn meine Ehre angetastet wird?

Pechterjeff. Ihre Ehre hat Niemand angetastet, und übrigens — warum, wenn es möglich ist, den eigenen Vortheil mit dem der Anderen in Einklang zu bringen, warum sollte man das nicht thun? Was aber das Amt anbelangt, so glauben Sie mir, Nikolai Iwanitsch, daß dazu nicht immer der Verdienstvollste

gewählt wird — und wenn Jemand übergangen wurde, so beweist das nicht, daß er keine Ansprüche hätte . . . Natürlich sage ich das nicht in Bezug auf Sie . . .

Balagalajeff. Ich verstehe, Peter Petrowitsch, ich verstehe sehr wohl, daß Sie damit auf sich selbst und auf mich hindeuten. Versuchen Sie Ihr Heil — das Ballotement ist vor der Thür. Möglich, daß der Adel diesmal die Augen öffnet, möglich, daß er Ihre Verdienste endlich zu würdigen weiß.

Bechterjeff. Wenn die Herren vom Adel mich mit ihrem Vertrauen beehren sollten, würde ich dasselbe nicht zurückweisen, darüber können Sie ruhig sein.

Frau von Kuroff. Und dann werden wir einen wirklichen Adelsmarschall haben.

Balagalajeff. O, ich zweifle nicht daran! Indessen werden Sie begreifen, daß es nach diesen beleidigenden Andeutungen durchaus unpassend für mich wäre, mich weiter in Ihre Angelegenheiten einzumischen, und deswegen . . .

Bespondin. Aber wieso denn, Nikolai Iwanitsch?

Bechterjeff. Nikolai Iwanitsch, ich, wirklich . . .

Balagalajeff. Nein, entschuldigen Sie! Welwizki, gib die Papiere her . . . Hier sind Ihre Briefe, Ihre Pläne . . . Theilen Sie, wie Sie wollen, wenden Sie sich an Peter Petrowitsch.

Frau von Kuroff. Mit Vergnügen! mit Vergnügen!

Bechterjeff. Das muß ich entschieden zurückweisen . . . ich beabsichtige durchaus nicht . . . entschuldigen Sie . . .

Bespondin. Nikolai Iwanitsch, bitte, thun Sie mir den Gefallen . . . Verzeihen Sie uns, das heißt diesem albernem Weibe . . . Sie ist an Allem schuld.

Balagalajeff. Ich will nichts mehr davon hören. — Theilen Sie, ich wiederhole es Ihnen, theilen Sie, wie Sie wollen; meine Kräfte sind erschöpft.

Bespondin. Das ist dein Werk, du kopfloses Geschöpf! Was hast du angereicht! Auf der Stelle werde ich dir das Wäldchen überlassen, die Wiesen und den Gutshof — auf der Stelle — warte nur!

Alupkin. Gut, gut, gut! So muß sie behandelt werden — so! so!

Frau von Kuroff. Peter Petrowitsch, helfen Sie mir! Väterchen! Sie kennen ihn nicht. Er ist im Stande, mir was anzuthun . . . er ist ein Ungehener, Väterchen! ein Mörder . . . Zwei Mal hat er mich vergiften wollen, Väterchen! . . .

Bespondin. Sei still, wahnsinniges Geschöpf! Nikolai Iwanitsch, thun Sie mir den Gefallen . . .

Frau von Kuroff (zu Bechterjeff). Väterchen! Väterchen! . . .

Bechterjeff. Erlauben Sie, erlauben Sie, was soll's denn nun noch?

Elfte Scene.

Die Verigen. Naglanowitsch.

Naglanowitsch. Nikolai Iwanowitsch, ich komme . . . Seine Exzellenz schickt mich her . . .

Alupkin. Ah, da sind Sie wieder . . . Sie kommen wohl meintwegen . . . wegen des Ziegenbodess?

Naglanowitsch. Was wollen Sie? wer sind Sie? — Was ist das für ein Mensch?

Alupkin. Ah, Sie haben mich nicht erkannt? — Alupkin, Alupkin, Gutsbesitzer.

Naglanowitsch. Lassen Sie mich in Ruhe! Ihr Ziegenbod ist den gewöhnlichen Gerichtsweg gegangen. Ich komme durchaus nicht zu Ihnen, sondern zu Nikolai Iwanitsch.

Bechterjeff. Noch einmal, lassen Sie mich, gnädige Frau, ich bitte.

Frau von Kuroff. Väterchen, hilf! — Theile zwischen uns.

Alupkin (zu Naglanowitsch). Ich werde nichts berücksichtigen, mein lieber Herr . . . Sie haben mich beleidigt, mein lieber Herr . . . ich, der Teufel soll mich holen, ich bin kein Ziegenbod für Sie . . .

Naglanowitsch. Das ist ein Wahnsinniger!

Bespondin. Nikolai Iwanitsch, nehmen Sie die Papiere zurück.

Balagalajeff. Warten Sie, meine Herrschaften, hören Sie, erlauben Sie! Mir ist, als ob mein Kopf sich drehte: Die Erbtheilung, der Ziegenbod, das

halsstarrige Weib, der Gutsbesitzer aus Tambow, der unerwartete Polizei-Inspcctor, ein Duell für morgen, mein schlechtes Gewissen, der herrschaftliche Gutshof, das Wäldchen für geringen Preis, Frühstück, Lärm, Unordnung — das ist zu viel! Entschuldigen Sie mich, meine Herrschaften, ich bin nicht im Stande . . . ich verstehe nicht mehr, was Sie mir sagen, ich bin erschöpft, ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr! (Ab.)

Pechterjeff. Nikolai Iwanitsch! Nikolai Iwanitsch! Nun, das ist schön . . . Der Wirth läuft fort — was bleibt uns übrig?

Naglanowitsch. Was für ein Wirrwarr! (Zu Welwitski.) Gehen Sie, sagen Sie ihm, daß ich ihn nothwendig in einer dienstlichen Angelegenheit sprechen muß. (Welwitski ab.)

Frau von Kauross. Gott mit ihm! Wann wirst du die Theilung vornehmen, Väterchen?

Pechterjeff. Ich? gehorhamer Diener! . . . was fällt Ihnen ein . . . Sie halten mich wohl für Jemand anders.

Wespondin. So machen wir denn also Feierabend! Fluch über euch Weiber von nun an bis in Ewigkeit! (Ab.)

Frau von Kauross. Ich bin hier wenigstens ganz und gar nicht schuld.

Welwitski (eintretend). Nikolai Iwa-

nitsch läßt sagen, daß er Niemand empfangen kann; er legt sich eben zu Bett.

Naglanowitsch. Nun, das heißt, daß ihm seine Gäste schlecht bekommen sind. So bleibt mir denn nichts übrig, als ihm ein Briefchen zurückzulassen. Mein Compliment der ganzen Gesellschaft. (Ab.)

Alnptin. Wir werden uns noch sehen, mein lieber Herr, hören Sie? . . . Meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. (Ab.)

Pechterjeff. Warten Sie doch! wohin denn? wir gehen Alle mit Ihnen. Ich muß gestehen, daß ich etwas Aehnliches nie gesehen habe. (Ab.)

Frau von Kauross. Peter Petrowitsch, Väterchen! . . . Bedenken Sie . . . (Pechterjeff nach, ab.)

Mirwolin. Eugen Tichonowitsch, was thun Sie noch hier? wir können doch nicht allein dableiben, kommen Sie.

Sussloff. Warte mal, warte mal . . . sie Alle gehen fort, wir aber setzen uns zu einer Partie Préférence.

Mirwolin. Wir auch recht! bei solcher Gelegenheit ist's gar nicht übel, einen Schluck zu trinken.

Sussloff. Wir wollen trinken, Mirwolin, wir wollen trinken. Aber was für ein Weib! . . . Die übertrifft sogar meine Glasira Andrejewna . . . Das war eine gütliche Erbtheilung!





Durch den dunkeln Welttheil von H. M. Stanley.

Von

Gerhard Kohnfs.

Die ganze gebildete Welt, namentlich der Theil derselben, welcher sich vorzugsweise mit geographischen Studien beschäftigt, hat mit Spannung einem Berichte Henry M. Stanley's entgegen gesehen, welcher dem Publikum zusammenhängend eine Darstellung seiner großen Entdeckung geben sollte. Denn es ist jetzt ungefähr ein Jahr verflossen (Stanley langte am 8. August 1877 in Emboma am unteren Congo an), seit der Reisende das Endziel seiner Expedition erreichte, und zahlreiche Berichte und Karten sind seit der Zeit über seine Entdeckungen veröffentlicht worden. Schon im December 1877 brachte Petermann nebst einem gedrängten Bericht über seine Reise eine vorzügliche Karte, auf welcher zwar der Congo etwas zu nördlich in seinem Umbug gezeichnet wurde (der Congo war nach einer von Stanley eingeleiteten Skizze eingetragen), die aber

doch schon ein vortreffliches Bild giebt von der großen Umwälzung, welche die Hydrographie Südafrikas erfahren hat durch Stanley's Forschungen.

Jetzt liegt der erste Band des Stanley'schen Werkes in deutscher Uebersetzung vor uns, während der zweite auf dem Fuße folgen soll. (Das englische Original ist bereits erschienen.) Das fast 600 Seiten haltende Buch ist mit einem Porträt des Verfassers geschmückt, nach einer Photographie aus dem Jahre 1874. Außerdem enthält das Werk landschaftliche Bilder, ethnographische Typen und Geräthschaften, und da Stanley einen photographischen Apparat mit sich führte und sich vor seiner Abreise aufs Photographiren eingeübt hatte, dürfen wir annehmen, daß die Bilder treu sind. Für den Geographen besonders interessant sind fünf Karten, von denen die älteste dem Buche Dapper's über Afrika entnommen ist, also dem Standpunkte der Kenntnisse entspricht, welche man am Ende des siebenzehnten

Jahrhunderts von Afrika hatte, während die neueste die Entdeckung Stanley's vergegenwärtigt.

Diese Karten bringen also gewissermaßen die Entdeckungsgegeschichte Afrikas während zweier Jahrhunderte zum Ausdruck. Wir möchten bei dieser Gelegenheit erwähnen, daß noch ältere Karten die Hydrographie Afrikas besser wiedergegeben haben als die Dapper'sche. Man muß jene Karten gesehen und den Artikel der Petermann'schen Mittheilungen (XII. Heft, 1877) gelesen haben, um begreifen zu können, wie der Congo von den Karten verschwand, wie sogar Tuckey's unterer Congolans von den neuesten Karten weggelassen wurde. So existiren sowohl in der Bibliothek von Lyon als auch in der Nationalbibliothek von Paris Globen (der Globus von Lyon trägt das Jahr 1701), auf welchen der Congo aus einem See entspringt und dem Atlantischen Ocean zufließt, mit einem Verlauf, welcher jenem von Stanley entdeckten ähnlich ist. Aber nicht nur im siebzehnten Jahrhundert finden wir den Congo auf allen Karten so verzeichnet, wie Stanley ihn jetzt wieder entdeckt hat, sondern schon im Jahre 1500 enthält die berühmte Weltkarte von Juan de la Cosa, dem Pilot von Christof Columbus, ähnliche Angaben. Die Landkarte Heinrich's II. giebt sie in ähnlicher Weise, ebenso der Atlas von Mercator von 1569. Man hat auch unter den wissenschaftlichen Schätzen der großen Pariser Bibliothek einen spanischen Globus aus Kupfer gefunden, der wahrscheinlich aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts datirt, und welcher mit einer erstaunlichen und scrupulösen Gewissenhaftigkeit den Verlauf des Congo so angiebt, wie Stanley ihn jetzt festgestellt hat. Der Atlas von Torlani (1562), von Castaldi (1564), von Sanuto (1588), von Hondius (1607), von Nicolas Picart (1644), endlich Dappert (1676), alle lassen den Congo aus einem See Namens Zaire oder Zembre kommen, mit oben angegebenen Verlauf.*) Im Anfang dieses Jahrhunderts aber wird der Congo immer mehr nach dem Süden gedrückt, und schließlich verschwin-

det sogar der Tuckey'sche Verlauf von den Karten.

Wenn man aber, höchst wahrscheinlich auf portugiesische Entdeckungen fußend, in vergangenen Jahrhunderten eine genauere Kenntniß von Südafrika gehabt hat, und namentlich den Verlauf jenes großen Congo-Stromes besser kannte als noch vor zwei Jahrhunderten, so benimmt das doch auch nicht im mindesten etwas den Verdiensten Stanley's. Auch der Umstand schmälert seinen Ruhm nicht, daß er unbemessene Mittel und Gelder zur Verfügung hatte. Denn wenn seine letzte Expedition in der That circa 500,000 Mark gekostet hat, so traten doch oft genug Stunden und Tage an ihn, wie an die ganze Expedition heran, wo man Hunger litt. Hieraus ersieht man deutlich, daß wohl viel im dunkeln Continent mit Geld erreicht werden kann, aber nicht Alles.

James W. Rowland, denn das ist der eigentliche Name unseres Reisenden, wurde in St. Asaph, einem kleinen Städtchen der Grafschaft Flint in Wales, im Jahre 1840 geboren. Sein Geburtstag selbst ist nicht bekannt, und mit vielen anderen Engländern theilt er diese Ungewißheit in Beziehung seines Geburtstags, da erst seit einigen Jahren in Großbritannien amtliche Ständeregister geführt werden müssen. James Rowland verlor schon sehr früh beide Eltern und wurde mit dem dritten Jahre ins Waisen- und Armenhaus von St. Asaph gethan. Er hatte vor, sich dem Lehrfach zu widmen, aber sei es, daß die Nähe der irischen See, die Nähe großer Hafenplätze auf das Gemüth des jungen Rowland wirkten, oder war es ein innerer Drang — er verließ schon mit dem 13. Jahre St. Asaph und schiffte sich an Bord eines Schiffes in Liverpool ein, um als Schiffsjunge die Reise nach New-Orleans mitzumachen. In dieser Stadt angekommen, fand Rowland Aufnahme bei einem Kaufmann, Namens Stanley, welcher so großes Gefallen am jungen Rowland fand, daß er ihn adoptirte und nach seinem Tode zu seinem Erben einsetzte. Aus Dankbarkeit nahm von jetzt an Rowland den Namen seines Wohlthäters an. Beim Ausbruch des Krieges zwischen den Nord- und Südstaaten der Union diente Stanley in der

*) Siehe cartes anciennes de l'Afrique, exploration Nr. 75, Jahrgang 1878. und Nature, London, June 1878.

Armee der Conföderirten; gefangen genommen, trat er sodann zur Marine der Föderirten über und avancirte bis zum ensign (Fähnrich); zuletzt diente er auf dem Schiff Ticonderoga. Nach dem Frieden bereiste er 1865 die Türkei und Kleinasien, und trat nun zum ersten Mal als Correspondent auf.

Rührend aber und charakteristisch für den so oft der Undankbarkeit, der Grausamkeit und Rohheit gezeihen Mann ist es, daß er, sobald er nach Europa hinüberkam, seine erste Reise nach St. Asaph machte. Hier gab er den Kindern des Armenhauses, das auch ihn einst beherbergt hatte, ein großes Fest und legte den Vorstehern und Lehrern der Anstalt gegenüber die größte Dankbarkeit an den Tag. Dieser Zug der Erkenntlichkeit zieht sich überhaupt wie ein rother Faden durch das ganze Leben Stanley's, wie er ja seinen jetzigen Namen auch nur aus Dankbarkeitsgefühlen angenommen hat.

Vom Jahre 1868 beginnt aber erst das öffentliche Leben Stanley's, und wenn er auch damals noch nicht in Europa ein bekannter Mann war, so erregten doch seine Berichte über Abyssinien und den englischen Feldzug gegen Kaiser Theodor, welche im „New-York-Herald“ erschienen, in der Union großes Aufsehen. Stanley war nämlich von James Gordon Bennett, dem Besitzer des großen amerikanischen Blattes, gewählt worden, als Correspondent und Reporter die englische Armee nach Magdala zu begleiten. Er hatte namentlich die Verpflichtung, täglich ein ausführliches Telegramm nach New-York zu senden, was auch ganz gut bewerkstelligt werden konnte, da die großbritannische Armee mit dem Vordringen successive eine telegraphische Leitung einrichtete. Man erzählt nun — *c si non è vero, è ben trovato* —, daß Stanley nach Verlauf von vierzehn Tagen es müde geworden sei, fortwährend zu telegraphiren: „von der Armee nichts Neues, zu vermelden“, sondern eines Tages eine Depesche aufs Telegraphenamt brachte, worin er im Gehecht ansagte, verschiedene englische Offiziere und Soldaten als getödtet und verwundet angab, und noch mehr Abyssinier ins Gras beißen und in die Gefangenschaft der Engländer gerathen ließ. Natürlich wollte der Telegraphenbeamte

die Depesche nicht absenden, sondern theilte sie Papier mit. Zu diesem gerufen, erwiderte Stanley auf die Frage, wie er dazu käme, eine solche Nachricht in die Welt zu senden, einfach und trennherzig: er habe von vornherein die Absicht gehabt, am folgenden Tage die Nachricht zu dementiren: er habe es aber für nothwendig erachtet, wenigstens einmal eine Sensationsnachricht zu bringen, selbst auf die Gefahr hin, sich selbst dementiren zu müssen, da er nunmögich Tag für Tag seine Leser in New-York mit „Nichts Neues“, abspießen könne. Wir glauben kaum, daß Napier die Absendung der Depesche gestattete. Jedenfalls müssen aber die damaligen schriftlichen Berichte im Herald äußerst spannend gewesen sein; denn bald darauf bekam Stanley den neuen Auftrag, der Eröffnung des Canals von Suez beizuwohnen, wie er denn überhaupt von der Zeit an die Dienste Bennet's nicht mehr verlassen hat.

Außerst bezeichnend war auch die Art und Weise, wie Bennett und Stanley die Expedition zur Auffindung Livingstone's ins Leben setzten. Man erinnert sich wohl, wie besorgt man 1870 über das Schicksal Livingstone's, nicht nur in Europa, sondern in der ganzen civilisirten Welt war. Man hatte fast aufgegeben, ihn je wiederzufinden. Englische Expeditionen, ausgesandt um ihn aufzujuchen und nun ihm Unterstützung zu bringen, hatten nichts erreicht. Da kam Bennett auf den Gedanken, Stanley auszusenden.

Zu der Zeit war Stanley Correspondent des Herald in Madrid, Mr. Bennett aber befand sich in Paris. Er telegraphirte an seinen Reporter, falls er glaube, Livingstone finden zu können, möge er gleich zu einer Besprechung nach Paris kommen, und am drauffolgenden Tag, Mitternachts, stand Stanley vor dem Bette seines Herrn und Freundes, und nach einer Unterredung von fünf Minuten begab sich der energische Reisende auf den Weg nach Sansibar. Mr. Bennett hatte ihm bloß gesagt: „Suchen Sie Livingstone, bringen Sie ihm Hülfe, hier sind 10000 Pfd. Sterl., und wenn Sie mehr Geld wollen, so nehmen Sie eine gleiche Summe.“

Stanley begleitete sodann die englische Expedition gegen die Aschanti und lebte

nach Beendigung dieses Feldzugs in London. Beschäftigt mit Abfassung seines Werkes „Kumassie und Magdala“ und Pläne ausarbeitend zur Erforschung Afrikas, betrat Stanley eines Tags das Bureau des „Daily Telegraph“. Während ich, so erzählt uns Stanley in seinem vorliegenden Werk, mit einem der Redacteure journalistische Unternehmungen im Allgemeinen besprach, trat der Eigentümer der Zeitung in das Zimmer. Wir sprachen von Livingstone und den Aufgaben, die er noch ungelöst hinterlassen habe. Als Antwort auf eine lebhafteste Bemerkung, welche ich machte, stellte der Zeitungsbesitzer die Frage:

„Könnten und wollten Sie wohl sein Werk vervollständigen? Und was ist dazu thun?“

„Ich antwortete: Der Ausfluß des Tanganika-Sees ist noch nicht entdeckt. Wir wissen — mit Ausnahme der von Speke entworfenen Skizzen — fast nichts vom Victoria-See, wir wissen nicht, ob er aus einem oder mehreren Seen besteht, und deshalb sind die Quellen des Nil noch immer unbekannt.“

„Glauben Sie, daß Sie dies Alles feststellen können, wenn wir Ihnen den Auftrag dazu erteilen?“

„Solange ich das Leben behalte, wird wenigstens Etwas fertig gebracht werden. Wenn ich über die zur Vollenendung der ganzen Arbeit nöthige Zeit hinauslebe, so soll Alles gethan werden!“

Es mußte sodann noch die Einwilligung Bennett's verlangt werden, welcher noch immer mit Stanley seine Verbindung hatte, als dann aber unter dem Atlantischen Ocean die lakonische Antwort: „Ja — Bennett“, zurückschlief, konnte der Reisende im Auftrage und auf Kosten des Londoner „Daily Telegraph“ und des „New-Yorker Herald“ die Vorbereitungen zu jener Expedition beginnen, nach deren Beendigung er unstreitig als der hervorragendste und ruhmvollste Entdeckungsreisende der Gegenwart gelten muß.

So knapp die Zeit dem Reisenden bemessen war, gelang es doch seiner beisspiellosen Energie, zur festgesetzten Zeit Alles in Ordnung zu haben. Stanley nahm von England drei Begleiter oder Diener mit, den Handlungsdiener Barker und zwei Matrosen, die Gebrüder Pocock.

Ebenso hatte er mehrere Hunde mit eingeschifft, welche aber, wie sich das immer gezeigt hat, dem mörderischen Klima des dunklen Continents viel weniger Widerstand entgegen setzten als die Menschen. Auch im Uebrigen war seine Ausrüstung musterhaft, namentlich verdient hervorgehoben zu werden, daß er von England aus ein großes zerlegbares Boot „Lady Alice“ mit sich führte, welches ihm später bei Umschiffung des Nyanza und Befahrung des Congo unschätzbare Dienste leistete.

Stanley landete am 21. September 1874 auf Sansibar, und seine Durchquerung des afrikanischen Continents dauerte 2 Jahre 8 Monate und 20 Tage.

Unser Reisender war bei seiner Livingstone-Expedition schon in Sansibar gewesen; es hatte dies für ihn den unschätzbaren Werth, daß er die dortigen Verhältnisse kannte und über die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten aus Erfahrung urtheilen konnte. Und gewiß nichts ist verderblicher für einen Afrika-reisenden, als sich als Neuling in diesen Continent hineinzuwagen. Fast sämmtliche Afrika-reisende, welche wir haben, haben denn auch ihre großen Erfolge erst nach kleineren oder größeren Versuchen, entweder in Afrika oder in anderen Welttheilen, erkaufen müssen: wie viele Versuchstreifen hat Schweinfurth gemacht, ehe er seine brillante Reise nach dem Uelle ausführte. Nachtigal war ein in afrikanischen Verhältnissen tüchtig erfahrener Mann, als er seine kühne Reise zu den Tschu und später nach Wadaï unternahm, und daß Stanley nicht zu den Unerfahrenen gehörte, haben wir eben schon angeführt.

Seine frühere Reise von diesem Punkte aus kam ihm aber besonders deshalb zu statten, weil er noch eine große Zahl ehemaliger Träger und Diener vorfand, deren Treue und Zuverlässigkeit er hatte erproben können. Und dies Vertrauen war wechselseitig. „Mögen es nun Wangwana oder Wangamvezi, Wagalla, Somali, Wasagara, Wagow, Wadschindo, Wagogo oder Warazano sein.“ Seit der Ankunft in Sansibar und seit der Zeit, wo Stanley zur Erforschung des Indusflusses von dort abwesend war, hatte er stets bei den Arabern in gutem Ruf

gestanden. Sie hatten es nicht vergessen, „daß er es war, der den ‚alten weißen Mann‘ — Livingstone — in Udschibisch aufbaute; auch nicht, daß Freigebigkeit und Freundlichkeit gegen seine Mitmenschen specielle Züge seines Charakters waren.“ So wird man sich denn auch nicht wundern, daß von allen Seiten die Leute sich herbeidrängten, um Stanley zu begleiten. Und wenn er uns erzählt, daß es ihm ein Leichtes gewesen wäre, von Europa 10000, von Amerika 5000 Weiße mit nach Afrika zu nehmen, so fehlte es hier auch nicht an Eingebornen, die bereit waren, den Zug ins Innere des dunkeln Welttheils mitzuunternehmen.

Trotz der sorgfältigsten Auswahl konnte Stanley es nicht verhindern, daß auch Strolche und Mörder mit engagirt wurden, aber endlich war Alles doch in Ordnung. Ein „Schauri“ (Rathssammlung) wurde abgehalten, vor dem englischen Consul ein Contract unterzeichnet, ein Vorschuß von vier Monaten den Leuten gezahlt und das mitzunehmende Gepäck, 18000 engl. Pfund (8165 Kg.) so genau wie möglich in einzelne Paden von je 60 Pfund vertheilt. Dieß beanspruchte deshalb die Tragkraft von 300 Menschen. Und sodann wurde in sechs arabischen Dhow's, von Sansibar aus, nach dem gegenüberliegenden Bagamoyo übergesetzt. Es war der 12. November 1874.

Mit welchen Widerwärtigkeiten hatte aber der Reisende gleich im Anfange zu kämpfen. Schon nach drei Stunden war ganz Bagamoyo in Gährung. „Der weiße Mann hat alle Häuser, Kaufbolde und Mörder Sansibars hergebracht, um die Stadt in Besitz zu nehmen.“ Und als er dann mit vieler Mühe durch ein „Schauri“ und durch Bestrafen der wirklichen Uebelthäter Ruhe und Ordnung wieder hergestellt und den Gouverneur von Bagamoyo, Schich Mansur bin Suliman, gebeten hatte, er möge doch alle in seinen Diensten stehenden Wangwana, welche sich Ungefehrlichkeiten zu Schulden kommen ließen, verhaften und so, wie das Recht verlange, bestrafen, kam dieser dem Gesuche so nach, daß alle, welche sich am folgenden Tag auf der Straße bliden ließen, mit Gewaltmaßregeln tractirt wurden. Rene's „Schauri“ seitens der

Leute Stanley's und Versprechen, sie nach zwei Tagen ins Innere zu führen, stellte die Ruhe wieder her.

In Bagamoyo hatte Stanley Zeit, sich mit den dortigen Missionsanstalten bekannt zu machen, und äußert er sich darüber, wie auffallend es sei, daß englische Philanthropen, sowohl Geistliche als Laien, in der Tauschung beharren könnten, daß man die Afrikaner nur mit einer geistigen Unterweisung und Vereblung zufrieden stellen könne. Der Barbar sei ein durchaus materieller Mensch, und seine an den Heiden gemachten Erfahrungen und sein Nachsinnen über dieselben hätten ihm bewiesen, daß, wenn nur der Missionär dem armen Manne klar machen könne, daß die Religion mit materiellen Wohthaten und mit einer wesentlichen Verbesserung seiner tief entwürdigten Lage in engem Connex stände, die schwierige Aufgabe, welcher sich zu widmen er im Begriff stehe, verhältnißmäßig leicht gemacht werden würde, denn der Afrikaner zeige sich, wenn er einmal mit dem Europäer in enge Berührung gebracht werde, gelehrig genug. In diesen seinen Ausführungen hat Stanley gewiß Recht.

Am 17. Nov. 1874, 9 Uhr Morgens, wurde der eigentliche Marsch ins Innere angetreten. Zum Gebrauch für die Engländer hatte man auch Esel mitgenommen, vier zum Reiten, zwei für etwaige Kranke, und für letzteren Fall besaß man auch Hängematten. Von den Hunden, welche aus England herüber gebracht waren, starb aber der prächtige preisgekrönte „Castor“ schon zwei Meilen vor Sikofa, in Folge der ausgetandenen Hitze, der andere Vollenbeißer „Capitän“ sollte bald nachfolgen, und die anderen drei „Mero“, „Bull“ und „Zack“ erlebten auch nicht das Ende der Expedition, ja sie erreichten nicht einmal den Tanganika.

Die Marschlinie, welche innegehalten wurde, lief parallel mit der aus den Schriften vieler Reisenden bekannten, aber etwa 30 Miles nördlich davon. Im Anfange war die Gegend eine der anmuthigsten, welche man sich nur denken kann, und machte auf Stanley den Eindruck, als befände er sich in den Alleghanis. Das Terrain stieg allmählig an, so daß die Expedition Mitte December sich schon 1000 Meter über dem Ocean

befand. So erreichte man Mpwapwa, wo eine Musterung über die Mannschaft abgehalten wurde. Es stellte sich nun heraus, daß schon 50 Mann die Expedition verlassen hatten, ehe man Mpwapwa erreichte; sie hatten die bereits gezahlten Vorschüsse und oft auch ihre Gewehre mitgenommen. Schwache Männer und Weiber mußten überdies zurückgelassen werden, und es zeigte sich also, daß selbst die allerkügigsten und vorsichtigsten Methoden nicht den Erfolg erzielten, die Leute an ihre Pflichten zu fesseln.

Stanley spricht sodann die für Unternehmer afrikanischer Expeditionen so beherzigenswerthen Worte: „Wären alle diese Männer ihrem Vertrage und ihren Versprechungen unverbrüchlich treu geblieben, so wären wir jeder Streitmacht, die uns anzugreifen wagte, mehr als gewachsen gewesen, da schon unsere Anzahl in Ländern und unter Stämmen, wo nur die Stärke und Macht respectirt wird, Achtung eingeflößt haben würde.“

Aber nur zu bald wurden die schönen und reichen Gegenden von öden und armen abgelöst, die Regenzeit setzte ein, und in wie traurige Verhältnisse die Expedition gerieth, das schildert mit beredten Worten der Reisende in einem Privatbrief über die Weihnachtsfeiertage in Zingeh: „Ich befinde mich in einem sieben Fuß breiten und acht Fuß langen, von einer Mittelstange getragenen Zelte. Da es gestern den ganzen Tag geregnet hat, so mußte das Zelt auf durchnäßtem Boden aufgeschlagen werden, und diejer war durch die ab- und zugehenden Diener bald zu einem dicken teichichten Schlamm, der die Spuren von Fehen, Ferjen, Schuhnägeln und Hundespoten zeigt, zertreten. Die Zeltwände sind mit ausgespritztem Roth verunstaltet, die Zeltdecken hängen matt und schlaff herab und der ganze Bau sieht so trostlos und elend aus, daß dies mein eigenes Elend noch verschlimmert, welches bei dem Anblick des teichichten Schlammbodens mit seinen Wasserspfützen und seltsamen hieroglyphischen Zeichnungen und Abdrücken schon groß genug ist zc. zc.“ Dazu kamen Streitigkeiten und Verschwörungen unter der Begleitung, Krankheiten und noch viele andere Unannehmlichkeiten.

Gerade vom 1. Januar 1875 an, vom

Orte Tschalela aus, verließ Stanley die Westrichtung und bog nach Norden um. Auch jetzt wurden die Schwierigkeiten nicht geringer, und namentlich litt die Expedition durch Mangel an Lebensmitteln und das niedere Gestrüpp, durch welches man oft Tagemärsche weit mit Gewalt sich einen Weg bahnen mußte. Die Lebensmittel waren so gering, daß sie sich zur Hungersnoth, als man den District der keineswegs sehr freundlichen Warimi durchzog, des schönsten Menschenstammes, den man noch beobachtet hatte bis hierher vom Meere aus. Dazu kam, daß Edward Pocock und drei der Wangwana lebensgefährlich krank in Hängematten getragen werden mußten, ja der Erste widerstand dem Typhus nicht, sondern mußte in Tschiwgu — ein neues Opfer Afrikas — begraben werden.

Durch die Unvorsichtigkeit der Begleitung entstanden oft die gefährlichsten Zwischenfälle. So hatte einst einer der Stanley begleitenden Wangwana etwas Milch gestohlen von den Bingatas, was fast Veranlassung zu einem Krieg gewesen wäre. Hinterrücks wurden Leute der Expedition, welche sich unvorsichtiger Weise zu weit von derselben entfernten, überfallen, verwundet und getödtet. Ja, mit den Wangaturn kam es zum offenen Kampf. Stanley sah sich gezwungen, eine Palisadenverschanzung um sein Lager anzulegen, das umliegende Gebiet 200 Meter weit entholzen zu lassen, und konnte sodann ruhig dem Angriff der Wilden entgegen sehen. Jeder Sturm wurde auch siegreich zurückgeschlagen; aber erst nachdem die Expedition selbst zum Angriff überging, konnte Ruhe geschaffen werden. Alle Dörfer in der Nähe sah Stanley sich gezwungen, zerstören zu lassen, und schließlich setzte er sein Corps in Bewegung und ließ den Felsenberg, welchen sich die Wangaturn zu ihrer Festung erkoren hatten, angreifen. Die über Hals und Kopf fliehenden Feinde ließ er indeß nicht verfolgen.

„Wir wußten,“ erzählt der Reisende, „daß wir nicht weiter benruhigt werden würden. Einige der am vorhergehenden Tage verlorenen Gewehre wurden den Feinden wieder abgenommen. Als wir unsere Verluste am Abend des dritten Tages zusammenrechneten, stellte es sich

heraus, daß uns zweiundzwanzig Mann getödtet und drei verwundet waren, und daß wir zwölf Gewehre verloren und vier Kisten Munition verbrannt hatten.“ Mit den beiden Ermordeten, den vier Verwundeten und fünfundzwanzig krank liegenden Leuten gingen der Expedition somit die Kräfte von dreißig Mann

brannt. Natürlich versteht man unter Geldmitteln nicht Maria-Theresien-Thaler, welche in Abyssinien und im eigentlichen Centralafrika nebst Kaurimuscheln zc. als wirkliches Geld in unserem Sinne circuliren, sondern Waaren zum Tauschen. Zu diesem Behufe hatte Stanley sich bei seiner Abreise, namentlich in Sanjibar, mit



Henry M. Stanley.

ab. Aber man hatte sich jetzt durch energisches Zurückweisen Ruhe vor den Angriffen der Wilden verschafft.

Endlich erreichte die Expedition fruchtbare, reiches Gebiet und freundlichere Menschenstämme. Sie kamen vom gastlichen Dorf Nombiti in das reiche Land Ntuma, wo der Reisende, wenn er sonst über Geldmittel verfügt, sich vor der Gefahr einer Hungersnoth nie zu fürchten

den gangbaren Artikeln versehen, welche dort auf den Märkten ausgebaut werden: verschiedene Arten von Zeug, Glasperlen und Draht, Tücher und rothe Mützen, grüne, rothe, weiße und bernsteinfarbige Perlen, klein und groß, rund und oval, und als besonders gesucht erwies sich Gewinde von dickem Messingdraht.

Jetzt legte man der Expedition die Producte des reichen Hochlandes zu Füßen,

und die großen Vorräthe an Getreide, Bohnen, Kartoffeln, Wicken, Sesam, Hirse und sonstigen Pflanzen Speisen, wie Melonen und verschiedene Gartenkräuter — alles dies, welches zu kaufen war, stellte bald den guten Humor unter den Mitgliedern wieder her. Und Stanley kargte nie; er hatte schon früher den schmeichelhaften Beinamen erhalten: „Der weiße Mann mit der offenen Hand“ (Uyu Msungu n'u fungua mikono).

„Durch die Belohnungen, die sie empfangen, wurden die Begleiter, die Wangwana und Wanyamwezi, Männer, Weiber und Kinder in den Stand gesetzt, sich zu ihrem Entzücken den Magen voll zu stopfen, und der Mahnruf des Hungers, des hageren Gespenstes, war nun endlich verstummt. In Festfreuden und ausschweifenden Schmausereien brachten wir zwei Tage in Rom-bili zu.“

Es wurden nun auch noch frische Träger angenommen und von Ujiji aus, 600 Miles (ich schreibe Miles und nicht Meilen wie der Uebersetzer, damit bei dem Leser nicht etwa der Gedanke aufkomme, man habe es mit deutschen Meilen zu thun) vom Ocean entfernt, „beginnt nun eine sehr schöne zur Viehzucht benutzte Gegend, welche erst am Victoria-Nyanza endigt. Von dem Gipfel eines der wie hingezaubert daliegenden grauen Felsenhäufen, welche dieselbe charakterisiren, kann man sich einem Zauber hingeben, mit welchem ein scheinbar schrankenloser Horizont auf uns einwirkt. Nach allen Richtungen streckt sich nach demselben die Fläche eines ungeheuren Kreises hin, der mit ganz eigenthümlichen Naturbildern angefüllt ist; da liegen isolirte Berge, wie Außenwerke, große Klippenmaffen zerspaltener Felsen mit spitzwinkligen Conturen, und ründlich emporragende Erbhügel, und dazwischen dehnt sich und schwillt in niedrigen, breiten Wellen eine grüne Grasenebene, auf der, in kleinen Herden verstreut, Tausende von Kindern grasen.“

Und wie wohlthnend war es, zwischen so gutgesimten Eingebornen dahinzumarschiren. Wenn die Expedition sich durch das wellenförmige Weideland dahinschlängelte, zu beiden Seiten mit so weiter Aussicht, waren sie immer von Hunderten der lebenswürdigen Eingebornen escortirt, welche mit Stanley's Leuten heitere Scherze

aus tauschten und durch ihr sorgloses und schallendes Gelächter anzeigten, wie sie sich freuten, die Fremden in ihrem Lande zu sehen.

„Kommt noch einmal wieder,“ riefen sie, als sie sich zur Heimkehr wandten, nachdem sie meilenweit die Reisegesellschaft begleitet hatten.

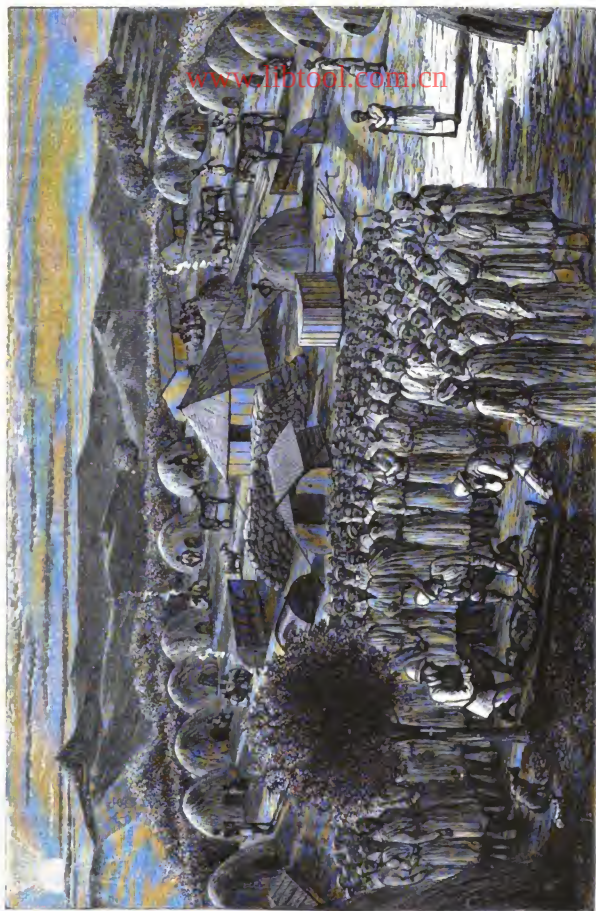
„Nimmer sappiger wurde die Gegend, so daß Stanley sagt, als sie in die Landschaft der Ababdi gekommen waren, daß das prächtige Parthland von den Kinder-, Ziegen- und Schafheerden oft geradezu weiß ausgesehen hätte. In diesem an Weidewich so reichen Lande konnte man denn auch beispielsweise einen Ochsen für sechs Yards (Ellen) Bettleinwand, eine Ziege für zwei, ein Schaf ebenfalls für zwei dergleichen Ellen Stoff eintauschen. Aber wie unverhältnißmäßig theuer das Getreide war, Mtama oder Matama genannt, wird am besten durch die Thatfache illustriert, daß vierzig Maasß vier Yards kosteten. Wenn man bedenkt, daß ein Maasß als eine Tagesration angegeben wird, also etwa ein halbes Pfund trockenes Getreide ist, folglich 40 Maasß oder Kubaba etwa zwanzig Pfund sein dürften, gewiß ein relativ hoher Preis.“

Endlich aber waren sie angekommen an der ersten Etappe. Endlich hatten sie die blauen Fluthen des Nyanza erreicht. 103 Tage waren sie vom Ocean bis zum Nyanza en route gewesen, davon waren 70 wirkliche Marschtage, während 33 auf Rasttage kamen. Man hatte 1158,7 Kilometer, mithin täglich durchschnittlich nur 7 Kilometer zurückgelegt. Hieraus ersieht der Leser, wie langsam und beschwerlich das Reisen in Afrika ist. Aber vorläufig war man geborgen. Im gastlichen Kagahyi, einem Dorf in der südöstlichsten Kette des Nyanza gelegen, richtete Stanley sich mit seiner Expedition häuslich ein, und beim Anblick des Sees ließen seine Begleiter, die Wanyamwezi, ihren Inbelsgefang erschallen.

Natürlich vergingen die ersten Tage am See mit Ausruhen und dann namentlich mit Aufknüpfung freundlicher Beziehungen zu den Eingebornen. Kagahyi gehört dem District Ujichambi im Lande Usukuma an. Demnach mußte der Districtsfürst und der König des Landes beschenkt werden. Es wurde Johann Altes

zur Weiterreise, namentlich aber zuerst die „Lady Alice“ zur Umschiffung in den Stand gesetzt. „Und vor Ablauf von sieben

räthe von Mehl und getrockneten Fischen, Zengballen und Perlen verschiedener Art, allerhand kleine, möglicherweise nothwendig



Wegabruß Percos's im feindlichen Turu und Anfluß des Paget.

Tagen war das Boot seefertig und zur Wilderung des rauhen Lebens auf dem Wasser nach Kräften ausgerüstet. Vor-

werdende Gegenstände waren eingepackt, und es wurde endlich erklärt, daß das Boot nur noch auf die Bemannung warte.“

Aber jetzt trat eine große Schwierigkeit ein, Niemand wollte Stanley begleiten, und lebhaft wurde beim Lesen dieser Episode der Schreiber dieser Zeilen an seine eigene Lage in der libyischen Wüste erinnert, als es galt, von der Oase Dachel aus westlich ins unbekannte Innere der Sahara zu dringen. Gerade so eigenthümliche Begriffe, wie die Uferbewohner vom Sandocean hatten, gerade so verworren und von den seltsamsten Vorstellungen untermischt waren die Ansichten der Uferbewohner über den „Mianbicha“. Sie glaubten und erzählten, man brauche Jahre, um ihn zu umschiffen, es gäbe dort Menschen am jenseitigen Ufer, mit Schwänzen versehen, Menschenfresser und andere Ungeheuer bevölkerten die Gegenden, und die gegenüberliegenden Gestade waren durch ihre in der Ferne verschwimmenden Umrisse ganz dazu angethan, das Geheimnißvolle des zu erforschenden Landes zu erhöhen.

Dazu kam noch, daß auch die eigenen Leute Stanley's von dieser allgemeinen Furcht angesteckt waren.

„Möchte wohl irgend Jemand,“ fragte Stanley, „als Freiwilliger mich begleiten?“ — Alles blieb todtensstill. „Nicht für Belohnung und Extrabehaltung?“ — Abermals Todtenstille; auch nicht Einer trat als Volontair auf. „Und dennoch,“ sagte er, „muß ich abreißen. Wollt ihr mich allein gehen lassen?“

„Nein!“

„Nun, was denn? Zeigt mir, meine Braven, die Männer, welche sich freiwillig anwerben lassen, um ihrem Herrn auf seiner Rundfahrt um den See zu folgen.“

Alle waren wieder stumm. „Als ich sie Alle einzeln vornahm, sagte Jeder, er verstehe von dem Leben auf der See gar Nichts; Jedermann erklärte sich ganz freimüthig für einen schrecklichen Feigling auf dem Wasser.“

„Was soll ich aber dann thun?“

„Mamon Sera (einer der Anführer von Stanley's Leuten) sagte: „Meister, gebt diese Fragen auf. Bestimmt Eure Gefährten durch Euren Befehl. Alle Eure Leute sind Eure Kinder, und sie werden Euch nicht ungehorjam sein. So lange Ihr sie wie ein Freund befragt, wird Niemand seine Dienste anbieten. Commandirt sie, und sie werden Alle mitgehen.““

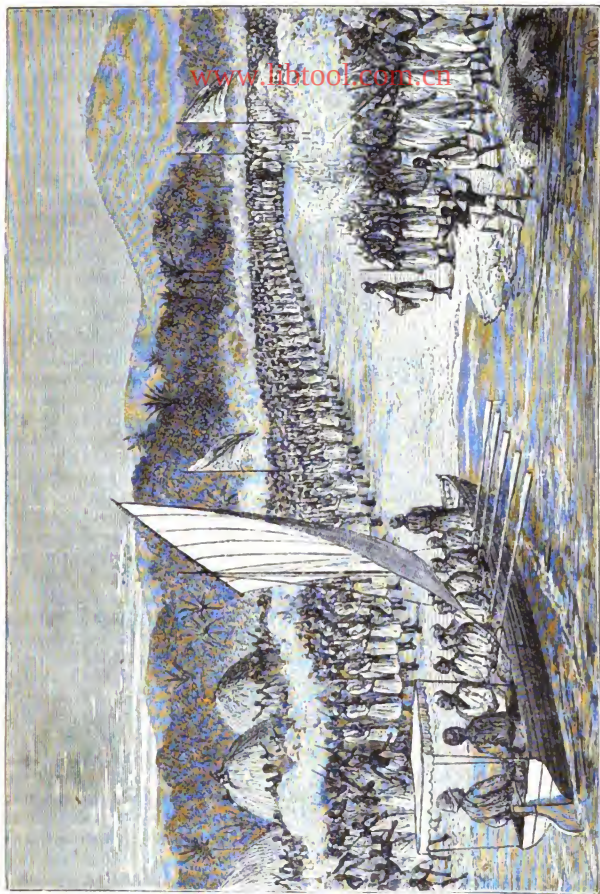
Stanley wählte sich nun zehn Leute und einen Steuermann aus seiner Schaar und beschloß, mit ihnen die Seefahrt anzutreten. Frank Pocock und Frederic Barker wurden mit dem zurückgelassenen Depot und mit Ueberwachung der übrigen Mannschaft betraut, und am 8. März 1875 stach Stanley in See.

Die Ergebnisse bei dieser Rundfahrt sind so wechselvoll, daß es unmöglich ist, im Rahmen einer Besprechung auch nur alle Abenteuer anzudeuten. Die Fahrt ging durch den Speke-Golf, am östlichen Ufer des Nyanza entlang. Auf feindliche Eingeborne folgten freundliche; heute war es leicht, für Geld und gute Worte Lebensmittel zu finden, morgen konnte man durch das entgegenkommendste Benehmen auch nicht ein Getreidekorn erhandeln; an einem Tage rangen Bliß, Donner, Sturm und Regen um die Wette, dem auf dem See tanzenden Schiffschen Unter- gang zu bereiten, am andern Tage glich der Nyanza im klaren Sonnenschein einem geschliffenen Spiegel. Aber auch mit Verräthererei und Hinterlist hatte der kühne Reisende zu kämpfen: diese Umschiffung des Nyanza war in der That eine Odyssee im Kleinen. Und wie kaltblütig und ausdauernd weiß Stanley das größte Ungemach zu ertragen! Als nach einem schrecklichen Unwetter, welches Nacht über sie hereinbrach, und wo die ganze Kraftanstrengung jetzt allein dem Zweck gewidmet war, ihre armen von Hagel braun- und blauge schlagenen Personen über Wasser zu erhalten, und hierüber, sowie über das stete Ausschöpfen des Wassers, die Mannschaft fast die Schrecken der stockfinsternen und gräßlichen Nacht vergaß, konnten sie endlich nach zwei langen Stunden an der Westseite der Ngevi-Insel landen. Sie zündeten schnell ein Feuer an, trockneten ihre Kleider „und, bei einem heißen Topf Liebig'schen Fleisch-Extracts, konnten sie sich sogar zu einem Gelächter über ihre kritische Lage ermannen“.

Bei der Weiterfahrt waren sie fast ein Opfer der verrätherischen Wavuma geworden, welche mit Früchten in der Hand die Insassen der „Lady Alice“ heranzulocken und sicher zu machen suchten, und dann, als eine hinlänglich große Anzahl Canoes einen Kreis um Stanley's Schiff

geschlossen hatte, sich desselben bemächtigen wollte. Einige gutgezielte Revolverschüsse, sowie einige aus einer großen Büchse ge-

In der Bai von Kadzi hatten sie sodann mit Abgesandten des berühmten Kaisers von Uganda eine äußerst feierliche



Empfang durch die Leibgarde des Kaisers Miesia in Ufarara.

feuerte Kugeln, welche in der Höhe der Wasserlinie in die Canoes drangen und sie zum Sinken brachten, retteten den Reisenden und seine Begleiter aus dieser Gefahr.

Begrüßung. „Nachdem der Abgesandte, ein schöner, rüstiger und junger Mann, ins Boot Stanley's gesprungen, kniete er nieder und übermittelte die Botschaft:

„Der Kabaka (Kaiser) entsendet mich mit vielen Salaams an Euch. Er hegt die bestimmte Erwartung, daß Ihr ihn besuchen werdet, und hat sein Lager in Ujvara aufgeschlagen, damit er dem See nahe sei, wenn Ihr kommt. Er weiß nicht, aus welchem Lande Ihr gekommen seid, aber ich habe einen Eilboten mit einem Canoe, der nicht eher anhalten wird, als bis er alle Nachrichten dem Kabaka überbracht hat. Seine Mutter träumte vor einigen Nächten einen Traum, und in ihrem Traum sah sie einen weißen Mann auf diesem See in einem Boot hierher kommen, und am folgenden Morgen erzählte sie den Traum dem Kabaka, und siehe, Ihr seid gekommen. Gebt mir Eure Antwort, damit ich den Eilboten absenden kann. Twianzi, Twianzi, Twianzi (Dank, Dank, Dank)!“

Der junge Befehlshaber und Gesandte, Magassa war sein Name, requirirte sodann für sich und die Expedition in Kadzi, dem Dorf an der Bucht, was nur zu haben war, und Stanley bekam nun zum ersten Mal einen Begriff von der unbeschränkten Autorität des Kabaka von Uganda.

Das Land Uganda umlagert im Nordwesten der Nyanza-See, und die Form desselben läßt sich am besten mit einem Halbmond vergleichen. Seine äußerste Länge beträgt 300 geographische Meilen*) und seine Breite ungefähr 60 Meilen, so daß es mit verschiedenen Inseln einen Flächenraum von 30000 □ Meilen einnimmt. Mit den Tribut zahlenden Landschaften erhöht sich aber der Umfang des Reiches auf 70000 □ Meilen, welches gleich wäre etwa 3300 deutschen geographischen Meilen. Die Einwohnerzahl giebt Stanley zu etwa 2 775 000 an für das ganze Reich Nyanda. Wenn man

annimmt, daß Urugway in Südamerika bei etwa gleichem Flächeninhalt nur 400 000 Einwohner hat, so kann man sich wundern über ein so gut bevölkertes Land in Afrika. Wenn man aber bedenkt, daß das gar nicht übermäßig bevölkerte Ungarn, welches allerdings einige hundert deutsche □ Meilen größer ist, ca. 12 000 000 Einwohner hat, so sieht man gleich, daß von Dichtigkeit der Bevölkerung in Uganda noch lange nicht die Rede ist. Das Land selbst wird von dem Reisenden als das fruchtbarste und üppigste der Welt geschildert, welches alle Erzeugnisse der reichen Tropenwelt in schmelzerischer Fülle besitzt. Es wechseln weite Viehweiden mit Kulturen; diese werden von undurchdringlichen Wäldern verdrängt. Ebenen, sanft ansteigende Berge, wellenförmiges Land, endlich die herrlichen Seen Victoria Nyanza und der Nuta Nzi bringen die angenehmste Abwechslung hervor. Ein außergewöhnlicher Monarch regiert über ein außergewöhnliches Volk in diesem Lande. Die Bewohner von bräunlicher Hautfarbe, gut bekleidet, scheinen durch ihre Gesichtszüge zu verkünden: wir leben in einem Lande der Butter und des Weines und des Ueberflusses, „da Milch und Honig innen fließt“, in einem Lande der fetten Wiesen und Thäler. „Ihre strahlenden, schimmernden Augen, mit ihrem unruhigen, lebhaften Glanzblick, scheinen Sonnenstrahlen aufgefangen zu haben. Ihre bronzefarbenen, sammtartig glatten, von der fortwährenden Ausdünstung senkten, mit Butter gesalbten Körper, ihre schwellenden Sehnen, die knollenartig hervortretenden Muskeln ihrer Seiten und Arme, alles dies verräth das frische Leben voll Kraft und Lust, das in ihnen pulst.“

Mit Kesselpantzen und Baßstromeln, mit Fahnen und Musketenjahren, wurde der weiße Mann sodann von Mtesa empfangen, nachdem jedoch vorher Stanley die Gasifreundschaft des Kaisers hatte annehmen müssen. Man muß dies Capitel selbst lesen, um zu begreifen, wie entzückt Stanley nicht nur von der Persönlichkeit des Kaisers, sondern auch seines ganzen Hofes war. Nach der ersten Audienz war „Stamli“, wie Kaiser Mtesa ihn nannte, fast täglich und gern gesehener Gast am Hofe.

*) In der Uebersetzung steht „geographische Meilen“, welches aber ein Irrthum des Uebersetzers sein muß. Auch ist es von Stanley nicht genau, sich so auszudrücken, denn es giebt keine „geographische Meilen“ schlechweg, sondern wohl deutsche oder italienische oder geographische Meilen anderer Nationen. Man sollte daher in keinem wissenschaftlichen Werke von „geographischen Meilen“ reden; auch bei geographical mile können dem Richtiggeweihten Zweifel aufkommen, ob die Statute mile oder die Sea mile gemeint sei; offenbar denkt Stanley an letztere. Das Richtige wäre, die Entfernung und Größe durch Kilometer auszudrücken.

Ein Ereigniß folgte sodann, welches für Stanley äußerst anregend war. Bei einer jener Audienzen theilte ihm Mtesa nämlich mit, daß er am nächsten Tage in seinem Palaste einen Weißen antreffen würde.

„Einen Weißen oder einen Türken?“

„Einen Weißen, wie du selbst.“ wiederholte Mtesa.

„Nein, das ist ja unmöglich!“

„Ja, du wirst es sehen. Er kommt von Majr (Cairo) von dem Pascha Gordam.“*)

„Ei, das ist schön, ich werde mich freuen, ihn zu sehen, und wenn er wirklich ein Weißer ist, so werde ich wahrscheinlich noch vier oder fünf Tage länger bei Ihnen bleiben,“ sagte ich zu Mtesa, indem ich ihm zum Abschied die Hand schüttelte und eine gute Nacht wünschte.

Nachdem Stanley sodann dem Kaiser mit guten Rathschlägen an die Hand gegangen war hinsichtlich der Audienz, wurde der andere Weiße ebenso feierlich wie früher Stanley empfangen. Vinant de Bellefonds — dieser war der neue Anbömmling — erzählt das Zusammentreffen mit Stanley (nachdem er vorher über den Empfang bei Mtesa und über ihn selbst berichtet hat) folgendermaßen:

„Ich bot meine Geschenke dar, was Mtesa für den Augenblick kaum zu bemerken schien, indem seine Würde es ihm verbot, irgend welche Neugierde zu verathen.“

„Ich rede darauf den Reisenden an, welcher mir gegenüber zur Linken des Königs sitzt: Habe ich die Ehre, mit Herrn Cameron zu sprechen?“

Stanley: „Nein, mein Herr, mein Name ist Stanley.“

Ich: „Vinant de Bellefonds, Mitglied der Expedition von Gordon Pascha.“

„Wir machen gegenseitig Verbeugungen, wie wenn wir uns in einem europäischen Empfangszimmer begegnet wären, und unsere Unterhaltung hat für den Augenblick ihr Ende erreicht u. c. u.“

Daß beide Herren nach der Audienz sich aufs herzlichste begrüßten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Aber Stanley rüstete sich zur Abreise, und von Vinant begleitet, verließ er die Hauptstadt Ambaga am 15. April, und am 17. April wehte

er aus seiner „Lady Alice“ Herrn Vinant ein letztes Lebewohl zu. Es war wirklich ein „letztes“ Lebewohl, welches sie sich zuriefen, denn im selben Jahre noch wurde Vinant von den Baris angegriffen und, trotz seiner Bedeckung von 36 Mann, mit allen niedergemetzelt. Vinant sollte Stanley nicht wieder sehen, obgleich Ersterer wochenlang auf seine Rückkehr von Usumkuma wartete. Im Anfang ging die weitere Umschiffung ohne besondere Abenteuer vor sich, wenigstens hatte der Reisende kein Menschenleben zu beklagen. Als aber die Expedition die Insel Uumbireh erreichte, wäre Stanley fast ein Opfer der wilden Eingebornen geworden. Diese Insel ist ca. 11 Miles lang und die größte Breite beträgt 2 Miles. Sie liegt nördlich der Südwestküste des Nyanza.

Hungrig hatte sich die Expedition in der „Alice“ einer Bucht im Süden der Insel genähert, und auch das von den Eingebornen übliche melodische Kriegsgeschrei: „Hehu-a-Hehu-u-u-u“, vermochte nicht sie fortzutreiben, „denn keine Umstände sind so verzweifelt, daß nicht die Vorsehung ihre Hülfe angebreiten läßt“, und auch als die Wilden sich bewaffnet dem noch 50 Meter von der Küste entfernten Boot entgegenstürzten, sagten die Hauptführer Sefeni und Baraka zu Stanley:

„Es ist fast immer so, Meister, mit den Wilden. Sie erheben ein Geschrei und drohen und sehen aus, als wollten sie uns fressen, aber du wirst bald sehen, daß der ganze Lärm aufhören wird, sobald sie uns sprechen hören. Außerdem frage ich, wo wir Nahrungsmittel erhalten sollen, wenn wir diesen Ort ohne solche verlassen?“

Dies Argument wirkte auch auf den Führer bestimmend, und seine Gefährten versuchten nun mit den einschwermelndsten Worten der Welt den Wilden begreiflich zu machen, daß man Hunger habe und gern Lebensmittel kaufen wolle. Sie ließen in ihre Rede die Worte: „Mtesa“, „Kabaka“, „Uganda“ etc. einschleusen. „Und diese muntere und gefällige Rede“ — wie schien auch Eindruck auf die Wilden zu machen. Sie wurden freundlich, lächelten, viele — es waren jetzt an 200 Bewaffnete gegenwärtig — stiegen ins Wasser und gingen an das Boot zu berühren. Einige Secunden standen sie da, wie es

*) Gorten-Pascha.

schien, zu einer freundlichen Unterredung, aber plötzlich stießen sie durch einen ungestümen Anlauf das Boot an das Gestade und jetzt schleppten alle die Anderen, die Halse und das Schanddeck ergreifend, dasselbe ungefähr 18 Meter über den felsigen Strand auf das Trockene, so daß wir Alle fast starr vor Erstaunen dastanden.

Darauf folgte eine Scene, welche jede Beschreibung weit überstieg. Ein Pandämonium — alle Dämonen der Hölle in Waffen — wüthete rings um uns. Ein Wald von Speeren zielte auf uns; dreißig bis vierzig Bogen waren gegen uns gespannt, ebenso viele Pfeile mit Widerhaken schienen schon im Fluge begriffen zu sein; dicke knotige Keulen wurden über unseren Köpfen geschwungen; zweihundert freischende, schwarze Dämonen stießen sich und kämpften mit einander um freien Raum, daß sie ihre Wuth an uns auslassen könnten, und um die günstige Gelegenheit, uns einen niedererschmetternden Schlag zu versetzen oder Speere und Geschosse nach uns zu schleudern.“

Momente der größten Angst wurden nun durchlebt, und nur durch die Kühnheit und List unseres Odysseus gleichen Stanley wurde die Expedition gerettet. Sein Hauptführer Saseni wurde mit Geschenken zum Parlamentiren unter die Wilden geschickt, und in der That kam auch ein den Negern so beliebtes „Schanri“ zusammen. Aber ohne Resultat. Man nahm wohl die Geschenke, wollte aber offenbar Alles: das Leben der Mitglieder der Expedition, das Boot und die darin befindlichen Waaren. Sie bemächtigten sich der Ruder der „Lady Alice“, die Trommel der Expedition wurde genommen und im Triumph entfernt; nur ein Mittel schien die Insassen des Bootes noch retten zu können, wenn Schekka, der Häuptling der Eingebornen von Bumbireh, sich herbeileiß, mit einem der Leute Stanley's die Ceremonie der Blutsbrüderschaft durchzumachen. Saseni wurde abgeschickt mit Geschenken, er kehrte zurück, Schekka hatte das Unterpfand des Friedens angeschlagen. Die Eingebornen zählten jetzt über 300 Mann. Die Wilden begannen die Küste, welche sich zwischen ihnen und dem Boote befand, wegzutreiben, und

als Saseni fragte, weshalb, erwiderten sie: „Weil wir eben im Begriffe stehen, den Kampf zu beginnen, und wenn ihr Männer seid, so mögt ihr auch anfangen, euch vorzubereiten,“ fügten sie höhnisch hinzu.

Jetzt sah Stanley, daß es Zeit sei zu handeln. Noch einmal schickte er Saseni mit Geschenken, instruirte ihn aber auf den ersten Wink zurückzukeilen. Zu seinen übrigen Leuten sich wendend, flüsterte er: „Und ihr, meine Jungen, merkt scharf auf, denn jetzt gilt's Leben oder Tod! Stellt euch an beiden Seiten des Boots auf, legt eure Hände wie ohne Absicht, aber mit festem Griff an dasselbe, und auf ein Zeichen schießt's in die Fluth.“ — „Ja, Inshallah“) Meister,“ schrien sie einstimmig! Der Moment war gekommen, Stanley ergriff seine doppelläufige Elephantenflinte und schrie: „Saseni! Saseni! zurück!“ Das Schiff knirschte, bewegte sich und schoß dann in sein Element.

Saseni lief zurück, ein Wilder, der ihn eben mit einem Speer durchbohren wollte, wurde durch eine Kugel Stanley's niedergestreckt, eine zweite Kugel tödtete einen, der gerade einen Pfeil absenden wollte, und zwei Ladungen Entensdrot mit schrecklicher Wirkung trieben einen Augenblick die Wilden zurück, so daß Saseni und die Uebrigen Zeit hatten, ins Boot zu springen. Aber mit offenen Mäulern versperrten jetzt zwei Flußpferde den Weg; man ließ sie heran kommen, und Stanley jagte ihnen 6 löthige Kugeln in den Rücken. Zum Unglück aber fand sich, daß die Eingebornen den Ausgang der Bucht mit ihren Canoes versperrten und mit Wuthgeheul und erhobenen Speißen die „Lady Alice“ erwarteten. Die Elephantenbüchse wurde nun mit explosirenden Kugeln geladen. Vier Schüsse tödteten fünf Mann und brachten zwei Canoes zum Sinken. Die übrigen zogen sich zurück, als aber die „Lady Alice“ jetzt glücklich aus der Bucht heraus kam, als Speere und Pfeile hinter ihnen ins Wasser sausten, schrie noch eine Stimme hinter ihnen her:

„Geht und sterbt in dem Nyanza!“

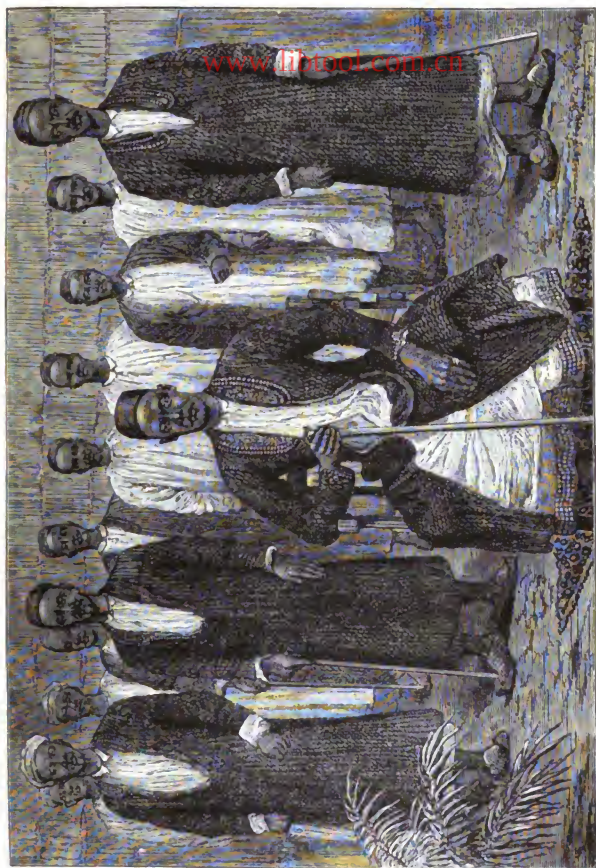
Sie waren gerettet, aber ohne Lebensmittel, ohne Ruder, und ehe sie glücklich

•) Inshallah, arabischer Ausruf, bedeutet so viel wie: So Gott will, hoffentlich.

Ragehyi*) erreichten, hatten sie noch viel zu erdulden.

Man hat Stanley große Vorwürfe ge-

zum zweiten Mal nach Bumbireh ging, um die Wilden zu züchtigen. Aber man muß bedenken, daß er zum ersten Mal



Tsambarango, der Häuptling.

Miesä, der Kaiser von Ujanda.
Andere Häuptlinge.

Setchobo, der Häuptling von Tschagwe.
Kosino, der Premierminister.

macht wegen seines energischen Vorgehens gegen die Wilden, und namentlich daß er

*) wo Pocock, Barker und die Uebrigen zurückgeblieben waren.

nicht anders handeln konnte, und daß eine nachherige Züchtigung nothwendig war, um sich die Weiterreise zu ermöglichen.

In Ragehyi angekommen, mit Jubel

und Freunde begrüßt, wurde ihm die traurige Kunde von Barker's Tod mitgetheilt. Indes hielt der Reisende sich nicht lange auf, obwohl er selbst einen schweren Fieberanfall durchzumachen hatte. Er bekam endlich die nöthigen Canoes, und nach vielen Schwierigkeiten, Stürmen und Rentereien wurde abtheilungsweise die Refuge-Insel erreicht und dort, wie früher in Nagehyi, ein Depot unter Pocod errichtet. Daß Stanley es für nöthig erachtete, den Eingebornen der Insel Vumbireh noch einen Dentzettel zu geben, habe ich schon erwähnt.

So gelangte man denn abermals nach Uganda, aber der Kaiser Mtesa befand sich im Kriege. Unser Reisender, wieder aufs freundlichste aufgenommen, konnte seine Reise erst wieder antreten, nachdem er durch seine Rathschläge die Wavuma, welche Mtesa unter seine Botmäßigkeit zurückführen wollte, gefügig gemacht hatte. Er schlug vor, zur feindlichen Insel Ingira, welche von den Wavuma besetzt war, einen Damm zu bauen, denn zur See konnte Mtesa trotz seiner numerisch viel stärkeren Flotte ihnen nichts anhaben. Als aber der Bau des Dammes wegen der Faulheit der Leute Mtesa's nur langsam vorrückte und die Arbeiter schließlich ganz erschlaften, rieth Stanley, mehrere zusammengebundene Canoes mit einer hohen Brüstung von Flechtwerk zu umgeben. Und in der That! Als dies unheimliche Gebände, welches ohne alle Hülfe, ohne Menschen sich fortzubewegen schien — die Leute in den Canoes waren durch die Verschanzung unsichtbar — als dieses innerafrikanische Panzerschiff sich der Insel näherte, capitulirten die Insulaner, und „Stanliß“ hatte einen neuen Titel an die Freundschaft und Dankbarkeit des Kaisers zu verzeichnen.

Es lag im Plan, von hier aus nach dem Muta Njige zu reisen, um eine ähnliche Umjohung vorzunehmen, wie auf dem Victoria Nyanza. Es glückte Stanley

auch, aus Ufer dieses Sees mit einer Abtheilung seiner Expedition zu gelangen, aber die Feindseligkeit der Uferbewohner, mehr aber noch die Unzuverlässigkeit der ihm von Mtesa mitgegebenen Begleiter und ihres Hauptmannes, hinderten ihn, sein Vorhaben durchzuführen.

Da Stanley nun nicht zu Mtesa in Uganda zurückkehren wollte, zog er von hier direct nach Udsidji, wo er im November 1871 schon mit Livingstone zusammen gewesen war. „Am 27. Mai 1875 um die Mittagsstunde erquicken die glänzenden Gewässer des Tanganika ihren Blick.“ Nichts hatte sich verändert als die veränderlichen Lehm-Tempel der Araber. Der freie Platz, auf dem Stanley im November 1871 David Livingstone antraf, war jetzt von großen Tempeln eingenommen. Der See selbst aber breitete sich mit derselben großartigen Schönheit vor den Augen des stammenden Europäers aus, und von diesem herrlichen See ans setzte der Reisende nun seine Expedition fort, welche zu der so bedeutenden Entdeckung des Verlaufs des Congo führte.

Wir haben uns bemüht, mit kurzen Andeutungen ein zusammenhängendes Bild der Reise Stanley's vom Ocean bis zum Tanganika zu geben. Die Beschreibung dieser Expedition bildet den Inhalt des vorliegenden ersten Bandes. Wir haben uns enthalten, irgendwie auf die geographischen Resultate hinzuweisen, weil solche besser am Schlusse des Ganzen ihren Platz haben, und weil das größte Resultat, die Erforschung des Congolaufes, erst nach Erscheinen des zweiten Bandes seine richtige Würdigung finden kann. So viel aber können wir wohl behaupten, daß seit langem kein Buch über Afrika und afrikanische Entdeckungszüge geschrieben worden ist, welches so reich an spannenden und gefährlichen Abenteuern aller Art ist. Das Buch Stanley's „Durch den dunkeln Welttheil“ ließt sich in der That wie ein Roman.





www.libtool.com.cn

Deutsche Städte-Bilder.

Reise-Skizzen und Cultur-Studien

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Lindau in Vergangenheit und Gegenwart.

II.

Es ist hier in Lindau,“ so meldet Achilles Gasser, Arzt in Augsburg, ein geborener Lindauer, aus der Reformationszeit, „eine solche Niederlage und Zuteilung von allerlei Gewerbshändeln aus allen Länden, daß gemeinlich alle Samstage auf dem Wochenmarkt mehr denn 28 Städte und Städtlein, von 7, 8, 9 und mehr Meilen her, ohne Unterlaß Leute herbeifahren, dazu ob 1400 Kärren und Wagen zu dem Thor aus- und eingehen. Aus Schwaben und Bayern kommt ein mächtig Getreid, Salz, Kupfer und Eisen dar, das von dannen in das Oberland und die Eidgenossenschaft verführt wird. Ob dem Untersee, Thurgau und Hegau geht wöchentlich auf dem Wasser und zu Schiff Haber, Korn und eine große Menge Wein, der von Stund an in das Algan, Schwaben und das Bayerland hinwegverkauft wird. Aus dem Bregenzerwald, Montafun, Appenzell, Thurthal und Oberland bringt man trefflich viel Käse und Butter dahin. Von dem Land tragen die Nachbarn Obst, Garn und Gespinnst zu Markt. Ausgenommen anderer vieler großer Kaufmannsgüter, auch täglicher Krämerci, so daselbst nicht mit kleinem

der Stadt Seckel Einkommen von mitternächtigen Länden und Oesterreich, durch Danzig, Leipzig, Nürnberg, Augsburg, München in die Lombardei, gen Genua, ganz Bälischland, und auch gen Genf und in Frankreich durchgeführt werden, daß es nicht unbillig das deutsche oder auch das schwäbische Venedig genannt werden kann.“

Zu dem Vergleiche mit Venedig ist der gute Augsburger Doctor wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß Lindau in enger Verbindung stand mit der „Casa Tedesen“, dem deutschen Hause in Venedig, dessen reiche Urkundensätze uns jetzt eudlich auch zugänglich gemacht werden. Desgleichen nahm Lindau thätigen Antheil an den verschiedenen deutschen Städtebündnissen; eine hervorragende Rolle spielte es namentlich in dem „Schwäbischen Städtebund“ in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und in dem engeren „Bund um den See“.

Zu Uebrigen ist der Vergleich mit Venedig im Guten und Schlimmen doch ein außerordentlich gewagter. Dieses Venedig, welches die halbe Welt (so weit die Welt damals in Betracht kam) eroberte, um sie auf das unbarmherzigste zu tyrannisiren, — welches jetzt als Schatten dahinsieht, während es früher mit den Byzantiner Purpurgeborenen und

den deutschen Kaisern rivalisirte, — welches den ganzen Orient und große Strecken der Mittelmeerküste bis auf das Blut ausbeutete, um eine einzige Stadt in Reichthum, Genuß und Ehren schwimmen zu machen, — oder nein, nicht eine Stadt, sondern nur eine winzige Minorität dieser Stadt, eine herrsch- und beutegierige, egoistische und hartgesottene Aristokratie dieses Venedig mit unserer ewig heiteren, unverwundlichen Vindensstadt zu vergleichen, ist Unrecht. Venedig leidet die Strafe seiner Sünden. In Folge der kurzfristigen Politik einer verkommenen Aristokratie, welche den Staat zu einer feigen und thörichten Neutralität verurtheilte, in Folge eines Regierungssystems, das lediglich aus der Corruption, der Spionage und dem Terrorismus seine Existenzberechtigung und seine Kraft zog, wurde die so stolze Stadt zu einer langen und qualvollen Agonie verurtheilt; und selbst der geflügelte Löwe des heiligen Marcus, ehemals ein gefürchtetes Thier in allen Ländern und Meeren, das aber schließlich keine Zähne mehr hatte, konnte die „Dominante“, das weltbeherrschende Venedig, nicht vor dem traurigen Schicksal behüten, die Beute Fremder zu werden. Jetzt heißt es: „Venedig liegt nur noch im Land der Träume.“ Seine Handels- und Weltstellung hat aufgehört. Es ist nur noch der Aufenthalt Brustkranker und der Tummelplatz von Touristen, welche die Antiquitäten studiren und die Kunstschätze bewundern. Selbst die so heiß ersehnte Vereinigung mit Italien hat nicht vermocht, ihm auch nur einen leisen Schimmer seines ehemaligen Glanzes wiederzugeben. Sie hat vielmehr nur die Stadt und den Hafen von ihrem natürlichen Hinterland abgeschnitten.

Die hübsche Inselstadt Lindau, wahrscheinlich älter noch als Venedig, hat sich jung und blühend erhalten. Schon das klare Wasser des Sees und der frische grüne Baumschmuck, der sie umgibt, unterscheidet sie vortheilhaft von dem alten Venedig. Lindau hat keine Sünden abzubüßen. Diese Stadt hat immer ehrlich zu Deutschland, zu Kaiser und Reich gehalten und sich dabei ehrlich ihrer Haut gewehrt, gegen die Jesuiten nicht minder als gegen die Schweden im dreißigjährigen Kriege. Im Beginn dieses un-

heilvollen Krieges hatte die bis dahin offene Stadt das Unglück, in eine Festung verwandelt zu werden. Sie mußte von 1628—1648 eine kaiserliche Besatzung ernähren, welche sie monatlich 20000 Gulden kostete, damals eine kolossale Summe.

Wie dies Unglück über die Stadt gekommen, das werde ich später ausführlich erzählen, wenn ich auf die confessionellen Wirren und auf die Streitigkeiten zwischen der freien Reichsstadt und dem gefürsteten Stift zu reden kommen werde. Hier sei nur so viel vorläufig bemerkt, daß ein Streit zwischen Lutheranern und Zwinglianismern dem Kaiser 1628 einen erwünschten Anlaß gab, eine Garnison in die Stadt zu legen, angeblich zur Aufrechterhaltung des innern Friedens, in Wirklichkeit aber, um diesen militärisch so wichtigen Platz für alle Eventualitäten des Krieges militärisch zu occupiren.

Man denke sich die eigenthümliche Lage der Stadt, wie sie war um das Jahr 1628.

Die Stadt und die Bürgerschaft waren protestantisch geworden. Katholisch war nur das „frei weltlich gefürstete Stift“ geblieben, dessen Abtissin eine Art Staatshoheit für sich, unter Umständen sogar eine Art von Hoheit über die Stadt oder wenigstens über einzelne Theile des Gebietes derselben, beanspruchte; und obgleich das Stift nur aus einer Abtissin und zwölf weiteren unverehelichten adeligen Damen bestand, so nahm es doch eine sehr breite Stellung ein. Auch schon räumlich. Es füllte die ganze große Fläche zwischen dem Kirchplatz, der Fischergasse und der Kirchgasse aus mit seiner Kirche, seinem endlosen Kloster, den Verwaltungsgebäuden und einem großen Park; und das Alles war von dicken Mauern umgeben und bildete, wie gesagt, mitten in der protestantischen Stadt eine Art von katholischer Zwingburg. Auch auf dem Festlande hatte die Stadt und Insel Lindau keine gewogenen Nachbarn. Auf der einen Seite das österreichische Bregenz, die jetzige Hauptstadt von Vorarlberg, auf der anderen die jetzt Bayern und Württemberg gehörigen Besitzungen der Grafen von Montfort, welche letztere mit der Stadt von Alters her manchen Strauß gehabt hatten und später ihren eigenen Unterthanen jeden andern Glauben als

den katholischen oder montfort'schen verboten. Die Fürsten und freien Städte aber, welche sich gleich der Stadt Lindau der Reformation angeschlossen hatten und von derselben gleichsam als ihre natürlichen Verbündeten betrachtet wurden wegen der Gleichheit der religiösen Interessen, waren räumlich weit entfernt und konnten nicht helfen. Endlich aber hatte die freie Stadt Lindau, obgleich von einer eifrigen evangelischen Ueberzeugung befeelt, dennoch eine treue Anhänglichkeit an den Kaiser, insbesondere auch an die habsburgischen Dynasten, bewahrt; denn sie war dessen eingedenk, daß sie ihre politischen, wirtschaftlichen und bürgerlichen Rechte, auf die sie so stolz war, Kaiser und Reich zu verdanken hatte; namentlich war es Kaiser Rudolf I. gewesen, der Lindau ausgezeichnet und sie in seinem Diplom eine „uralte Reichsstadt“ genannt hatte; auch Kaiser Maximilian I. hatte hier im Jahre 1496 einen Reichstag abgehalten, welcher die Aufgabe hatte, die Reichsjustizgesetze und namentlich die Reichskammergerichts-Ordnung zu Stande zu bringen, aus Anlaß deren dann der sogenannte „Schwabenerkrieg“ zwischen den nördlichen Schweizercantonen und dem deutschen Reiche oder richtiger dem schwäbischen Bunde entbrannte.

Ich kann mich nicht enthalten, in Parenthese einem Gedanken oder sagen wir richtiger einer „Anwandlung“ Ausdruck zu geben, wovon ich hier am schwäbischen Meer lebhaft ergriffen wurde. Ich dachte nämlich: wie wäre es, wenn der deutsche Reichstag wieder wie im 15. und 16. Jahrhundert auf die Wanderschaft ginge? Wäre es nicht schöner gewesen, die neuen Reichsjustizgesetze, welche hoffentlich einen strammeren Vollzug finden als die alten von 1496, statt in Berlin auf der blühenden Inselstadt Lindau zu beraten?

Doch kehren wir zurück in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Die protestantische Stadt Lindau hatte also damals ein katholisches Herz oder einen katholischen Kern, nämlich das gefürstete Stift. Eine weibliche Wahl-Monarchie und eine männliche Municipal-Republik zusammengepöppelt auf dem engen Raum einer diminutiven Insel! Wem fielen da nicht

ein, daß zwar der römisch-katholische und der deutsch-protestantische Gedanke frei und friedlich neben einander wohnen können, daß aber die realen Dinge, die einander widerstrebenden politischen Gewalten, in dem engen Raume hart aufeinander stoßen mußten? Waren es denn nicht gleichsam zwei Schiffsbrüche auf einem Brett, diese beiden seltsamen Reichsstände? Das Brett war zu klein, sie beide zu tragen; war es da ein Wunder, daß Einer den Andern hinunterzustößen bestrebt war?

„Aber,“ meinte eine kluge Dame, „hätte denn nicht der regierende Bürgermeister der Stadt die gefürstete Abtissin des Stiftes heirathen können? Dann wäre doch für immer Frieden gewesen, oder der Krieg hätte einen unschädlichen häuslichen Charakter angenommen?“

Das ist wahr, gnädige Frau, und es ist nur schade, daß man im 17. Jahrhundert solche sinnreiche Einfälle noch nicht hatte; ja daß es geradezu absolut unmöglich war, daß ein solcher Gedanke Eingang finden konnte in die Köpfe der Menschen, wie sie damals noch waren.

Aber selbst auf dem schmalen Brett, mitten im Kampfe um das Dasein und um den Glauben, war Lindau eingedenk der Pflichten gegen Kaiser und Reich, obgleich zeitweise die Ungnade des Reichsoberhauptes schwer lastete auf der freien Reichsstadt, welche nun ringsum mit Befestigungswerken umgeben wurde, und die man sogar zwang, die steinerne Brücke abzubringen, welche sie verband mit dem Festlande, wo die starken Wurzeln ihrer Kraft ruhten. Gleich dem alten Athen sollte sich Lindau auf die „hölzernen Mauern“ verlassen, d. h. auf die Schiffe, welche auf dem „Seewege“ die Stadt verproviantirten.

Am 11. März 1628,“ schreibt Herr Reinwald, „rückte die kaiserliche Garnison in einer Stärke von 700 Mann unter dem Grafen Mansfeld hier ein und wurde zunächst bei den Bürgern untergebracht. Was eine solche Garnison kosten konnte, mag man folgenden Angaben über eine Einquartirung in Leutkirch, welche in demselben Jahre statt hatte, entnehmen. Dort hatte man wöchentlich zu geben dem Rittmeister 75 fl., dem Wachtmeister 10 fl. 30 fr., dem Lientenant 37 fl. 30 fr., dem

Cornet 30 fl., dem Fourier 10 fl. 30 fr., den Corporälen 22 fl. 30 fr., dem gemeinen Soldaten 2 fl. Die Quartiergeber hatten zu verabreichen den Befehlshabern Posament, Bett und Tischgewand, Küchengeschirr, Licht, Salz und Essig; dem Soldaten 2 Pfd. Fleisch, 3 Pfd. Brot, dem Pferde 3 Vierling Hafer, 12 Pfd. Heu, 3 Pfd. Stroh. Kein Wunder, wenn die Kosten für die Lindauer Garnison, welche zu Zeiten bis auf dreitausend Mann verstärkt wurde, monatlich 20000 fl. betrugen, so daß die Stadt den Aufwand für dieselbe während 20 Jahren zu fünf Millionen Gulden anschlug, wobei natürlich die Ansätze geringer sind als die oben angegebenen.

„Manche üble Vorkommnisse haben auch eine heitere Seite. Oberst Graf Wolfegg, Freiherr zu Waldburg, beansprucht für seine Tafel alle Rindszungen, bestimmt dann jährlich 100 und begnügt sich endlich mit 50. Oder die Stadt soll 1200 Malter Getreide liefern, schätzt ihre Vorräthe jedoch nur auf 600, während der Untersuchungscommissär 1600 zu finden weiß. Besonders Oberst Wolfegg unterhandelt gern in leutseliger Weise; er begnügt sich wohl einmal mit 1000 fl. Contribution statt 1500 und übt strenge Wammsucht, als die Soldateska sich selbst helfen will, um die 15 Fuder Wein noch zu erbeuten, welche der Commandant nachgelassen hat, statt die erst verlangten 30 einzutreiben.

„Nach dem Einzuge der Garnison waren die kaiserlichen Commissäre angelangt. Die Schlüssel der Stadt wurden ihnen übergeben. Bürger und Bauern mußten die Oberwehren ablegen, die Bauern wurden besonders in Pflicht genommen.“

Obgleich eine Reihe der benachbarten schwäbischen Städte während des „Schweden-Krieges“ (dieses Ausdrucks bedient man sich hier in der Regel) sehr übel mitgenommen wurde — so z. B. Ravensburg, Ueberlingen, Wiberach, Isny und am schlimmsten von allen Lentkirch —, so blieb doch Lindau, wenn man von einigen Streifereien der Schweden und der Spanier abieht, verschont, und man glaubte schon Alles glücklich überstanden. Der Krieg neigte sich offenbar dem Ende zu; man unterhandelte schon über den Frieden. Da hatte 1647 Lindau noch

einmal eine zweimonatliche Belagerung durch die Schweden zu bestehen; allein, eingedenk der patriotischen Mahnung:

„Stadt Lindau, wehre Dich;
Es gilt die Jungfernschafft;
Sonst wirft, wie ander Stätt,
Durch Stürmen hingerafft.“

setzte es sich tapfer und erfolgreich zur Wehre, und so ist es denn von jenen Kriegsgreueln verschont geblieben, welche z. B. das unglückliche Lentkirch erlitten.

Wrangel hatte zu Anfang 1647 das Obercommando über das schwedische Heer übernommen; während zwischen Oesterreich = Bayern und Schweden = Frankreich ein Waffenstillstand abgeschlossen worden und die Geandten der gedachten Mächte in Ulm über den Frieden conferirten, erschien plötzlich der Schwede Wrangel am Bodensee. Seine Ankunft erregte einen panischen Schrecken, namentlich bei dem reichen Adel Oberschwabens und bei den noch reicheren Klöstern. Alles rennet, rettet, flüchtet. Der Gebhards = Berg bei Bregenz, damals ein majestätisches Bergschloß, auf einem nach dem See zu steil abfallenden Nagelsluf = Felsen gelegen, galt allgemein für unüberwindlich. Hierher flüchteten die großen Herren, geistliche wie weltliche, ihre Habe, namentlich Baargeld und Kostbarkeiten; man schätzte den Werth der letzteren auf vier Millionen Gulden, — für die damalige Zeit eine ungeheure Summe. Hätte man nur ein Viertel davon auf die Kriegführung verwendet, man hätte Herrn Karl Gustav Wrangel mit Erfolg die Spitze bieten können. Allein die Feigheit und Niederträchtigkeit waren zu jener Zeit beinahe herrschend in Deutschland. Dem schwedischen Feldmarschall war von den geflüchteten Schätzen Kunde geworden. Sie zogen ihn an wie der Magnet das Eisen. So führte die Flucht, statt zur Rettung, zum gewissen Verderben. Am 4. Januar 1647 nahm Wrangel, angeblich durch Verrath, die zwischen Lindau und Bregenz gelegene Gasse, einen vortrefflich besetzten Engpaß, — darauf die Stadt und Burg Bregenz und endlich auch das Schloß auf dem Gebhards = Berge und die dort gesammelten Schätze eines hohen Adels und hochwürdigen Klerns. Der Gebhards = Berg führte übrigens, beiläufig bemerkt, damals einen

anderen Namen, nämlich Pfannenbergs. Es scheint, daß die Grafen von Montfort, die vormaligen Herren von Bregenz, diesen Namen liebten. Ihn führte ihre Burg bei Beckau in der Steiermark; und auch ein prachtvoller Aussichtsberg bei Blinden in Vorarlberg heißt heute noch bei dem Volk der Pfannenbergs, während er in den Büchern der „Hohe Traffen“ getauft ist. nannt wird — ein Name, der den dortigen Bauern und Sennen ganz unbekannt ist. Da dieser Fall in den Alpen und Vorarlpen häufig vorkommt, so will ich ihn hier en passant notiren.

Als die Schweden Bregenz verließen, sprengten sie das Schloß auf dem Pfannenbergs und die Bregenzer Clauße in die Luft. Statt des ersten — es hatte an dessen Stelle schon in altrömischen Zeiten ein Walthurm gestanden, von den Römern Specula, Eng' ins Land, geheißen — wurde nun in nachfolgenden frommen Zeiten zu Ehren des heiligen Gebhard, welcher den Vorzug hatte, dem hohen Adel und der hohen Geistlichkeit zugleich anzugehören, denn er war ein Sprosse des gräflichen Hauses Montfort-Bregenz und Bischof von Constanz († am 27. August 996), eine Wallfahrtskirche errichtet, welche zwar nicht zur Landesverteidigung diente, aber viel Geld eintrug und noch einträgt.

Die Lindauer hielten sich besser als die Bregenzer. Wir haben ein prachtvolles Tagebuch über „der Stadt Lindau Belagerung“ von Doctor Valentin Heider, Syndicus der Stadt, welchen ich später noch den Lesern in geziemenden Ehren vorstellen werde. Die Aufzeichnungen beginnen mit Montag dem 8. Jänner 1647 und enden mit Sonntag dem 11. Martii ejusdem.

Der Eingang lautet so:

„Nachdem die Stadt und Landschaft Bregenz am 5. Jenner Neuen Styles von den Schwedischen eingenommen worden, sein Montag den 8. Dito viel Reutter unsern der Stadt Lindau vorüber und den See am Giebelbach hinabwärts marschieret, auf welche aus der Stadt unterschiedliche Schuß aus Stücken beschehen, welche dann nicht sehr abgegangen; und weilten der Feindt sich je länger je mehr der Stadt genähert, und sein Quartier auch zu Eschach [ein Dorf, Lindau gegenüber, auf dem

Festland] genommen, ist das Landthor diesen Tag ganz verbaut und zerstütt worden.

„Dinstag den 9. Dito hat sich der Feindt hin und her sehen lassen, da dann abermahlen aus Stücken auf ihn gespielt worden: es hat auch Herr General Wrangel in Reehberg und bey der Kapuciner Kirchen in Eschach die Stadt recognosieret; da dann unsern von ihm eine Kugel auf einer selben Karthannen gefallen, welche auß der Stadt kommen.

„Mittwoch den 10. Dito war es des Feindts halber still den ganzen Tag, und sein uns von Ueberlingen (der freyen Reichsstadt am untern See) in vierzig Mann allher zum Succurs kommen. Abends um neun Uhren hat sich's am Himmel ein weißer Stern, einer Lanzen sich vergleichen sehn lassen, da dann das Vordertheil etwas roht, hinten aber schön hell und weiß gewesen.

„Und demnach seind sehr viel Vieh und Roß herein geslücht worden, denen man aber kein Fueter oder Hen gehabt; hat man viel davon geschlacht, viel nimb ein geringes Geld verkauft, etliche Roß aber gar laufen lassen, und ein Feder, wer gewollt, selbige nommen; es ist auch ein ganz Meene (Gespann) von vier ziemlich guten Rossen umb vier Kreuzer verkauft worden.

„Donnerstag den 11. Dito war es den ganzen Tag still, als wann kein Fremd Volk vorhanden were.

„Freitag den 12. Dito. Morgens früe haben die Schwedischen zu Bregenz mit Stücken, das Fneßvolf aber und Reutter, so in den Quartieren zu Reitin, Eschach, Spitalhof und dahernumb gelegen, mit Musqueten Salben gegeben und das alte Neue Jahr [d. i. das Neujahr nach dem Kalender alten Stils, die Mehrzahl der Protestanten hielt damals noch an dem alten Kalender fest; und dies ist der Grund, warum am alten Neujahr die Protestanten und am neuen Neujahr die Katholiken Beide um die Wette mit einander schossen; erst um das Jahr 1700 nahmen auch die Protestanten in Deutschland den neuen, gregorianischen Kalender an, und seitdem ist eigentlich keine Gelegenheit und Ursache mehr zum Neujahrstreiben, das denn auch glücklicher Weise nach und nach außer Gebrauch kommt] angeschossen.

„Dinstag ist das Schloß Langen-Argen, ein wöhrlich [d. i. befestigt und wohl vertheidigungsfähig] Haus von den Schwedischen Eingenommen, nachdem der darin gelegene [kaiserliche] Corporal Sylvester Frey, dem es anvertraut war, mit etlich bei ihm darinnen gelegenen Soldaten, selbiges noch ohne sondere Noth verlassen, welches dann auff die 24 Stunden gestanden. Der [Frey] ist, nachdem er alher kommen, alßbald in Arrest genommen worden. Eben auch diesen Tag ist das Lenten, Schlägen an der Uhr und dann das nächtliche Kneffen der Stunden ab- und eingestellt worden.

„Samstag den 13. Dito war es ziemlich still, weillen sich aber die Reutтер hin und wider sehn lassen, sein zwei Schuß auß selben Karthausen hinauß auf sie geschossen, und hat man sich mit Einem und dem Andern je länger je mehr zur Belägerung gerüstet.“ — — —

So weit Herr Heider. So geht das Tagebuch fort. Nulla dies sine linea, kein Tag ohne Aufzeichnung. Bei Nacht und bei Nebel fängt der „Feindt“ an, Batterien und Schanzen, Laufgräben und Wunden zu errichten, „ohn Angesehn, daß man mit Stucken dorthin gespielet“. Dann kommt ein Trompeter (Parlamentär) von dem schwedischen General, „um schwarz Tuch zu Klagkleidern zu begehren“. Es war, um für den Capitän Wangel, einen Better des Generals, Trauer anzulegen. Der Capitän war bei der Belagerung gefallen. Die beiderseitigen Schiffe auf dem See scharmütziren mit einander. Die Schwedischen brennen auf dem Festlande ein Haus nieder. Der Corporal Frey, welcher feiger Weise das Montfort'sche Schloß auf der Insel bei Langen-Argen preisgegeben, wird nach gehaltenem Standrecht „mit dem Schwerdt gerichtet“. Aus dem Thurgau kommen Schiffe mit Mehl an, nachdem die schwedischen Schiffe vergeblich Jagd auf dieselben gemacht. Der erste Schuß der Schweden in die Stadt schlägt nur einer Linde den Ast ab. Am 25. Januar wird die Sache ernsthaft. Der „Feindt“ bombardirt drei Stunden lang. Er wirft 250 Kugeln in die Stadt, darunter meistens glühende, sowie Granaten. Allein es brach kein Feuer aus und wurde nur „eines Pfaffen Köchin erschlagen“. Am

folgenden Tag schlägt eine Karthausen-Kugel in das Kirchendach. So geht es weiter tagtäglich mit Granaten, Karthausen und Stücken. Eine Granate fällt „in des Stißs Krantgarten, und ist ohne Schaden zerprungen“. Seitens der Stadt und der Garnison wird das Feuer kräftig erwidert. Der Feind hat auch einige Wackeren an die Schanzen angeworfen, in der Hoffnung solche zu besteigen, allein die Lindauer haben sich darin tapfer ge-wehrt, die Leitern umgestoßen, Feuer gegeben und den Feind zurückgewiesen. Ueber den Bürgern waltet ein seltener Glückstern.

Die Soldaten, die Bürger, die Bauern (deren Viele in die Stadt geflüchtet) machen auch Ausfälle oder überrumpeln einzelne Wachen des Feindes. Damit sie ungesehen an denselben herankönnen, ziehen sie bei Schneewetter ihre Hemden über die Kleider an. Einmal gelingt es ihnen, einen schwedischen Feldweibel im Bett aufzuheben. Während der ganzen Belagerung gingen die Garnison und die Bürgerschaft Hand in Hand. Der Commandant und der Rath hatten sich über die Lieferungen und Leistungen in Freundschaft verständigt. Alle Gerüchte, welche wegen einer feindseligen oder verrätherischen Haltung der Bürger ausgestreut wurden, waren Nichts als eitel Verleumdung. Dieselben erwiesen sich auch als in militärischen Leistungen tapfer.

Nur, die Schweden sahen, daß sie nicht mit Lindau so leichtes Spiel hatten wie mit Bregenz. Dieselben schienen überhaupt nicht auf eine ordentliche und andauernde Belagerung eingerichtet gewesen zu sein; namentlich fehlte es an schwerem Belagerungsgeschütz. Dazu kam, daß ein Friedensabluß, und zwar ein baldiger, immer wahrscheinlicher wurde, und daß daher die Schweden keine Ursache hatten, große Opfer für Eroberung einer Stadt zu bringen, welche entschlossen schien, sich bis aufs Messer zu wehren, und deren Besiz sich in den Friedensunterhandlungen diplomatisch nicht verwerthen ließ. So erfolgte denn, für die Belagerten selber sehr unerwartet, Anfangs Februar der Abmarsch der Schweden, oder wenigstens die Aufhebung der Belagerung. Denn im Allgäu und im schwäbischen Oberland führen die

Schweden fort zu rauben und zu brand-
schäken.

Während der Belagerung schon hatte der
Kaiser wiederholt Dank- und Lobschreiben
an den hohen Rath der freien Reichsstadt
erlassen, worin er deren „getreue Hülfftenz
Hülfe und Weisprung“ beifällig hervorhob

ist am Morgen das Volk, so zu Bregenz
u. in der Herrschafft gelegen, aufgebrochen,
und anfangen stark fort abwärts gegen
Ravenspurg zu marchiren, daß hat den
ganzen Tag gewehret, u. den Mittag ist
das Schloß Bregenz oder Pfannenbergl
vom Feind angestekt u. verbrant worden;

www.libtool.com.cn



Dr. Valentin Heiter.

und feierlich anerkannte, daß „die Bürger-
schaft gethan, was aufrichtigen Patrioten
des heiligen Römischen Reichs, des gelieb-
ten Vaterlandes Deutscher Nation, wohl
ansteht, und daß sie ihren Nachköm-
lingen ein schönes beispiel vorgeführet“.

Hören wir nun noch den Schluß aus
dem Tagebuch Heider's. Er schreibt:
„Donnerstag den 8. Martii (1647)

auff das marchirende Volk sein etliche
Canonenschüß hinauß beschehen.

„Freitag den 9. Dito hat der Marsch
abermalen mit Reüitter, Fuß-Volk u.
Bagagi den ganzen Tag gewehret, u. sein
uunderschidliche schüß auß den Stücken auff
sie beschehen, es sind auch 8 grosse Schiff,
welche noch zu Bregenz gestanden, mit
Volk u. anderem auff dem See hinab

werts gefahren, u. hat der Feind umb den Wittag die Clauß, welche minirt worden, Gesprenkt. Nachmittag haben etliche Officier auff dem Gottes-Alter zu Eschach gehalten, u. einen Trommenschlager herein biß zu der Linden u. Lauffgräben geschickt, u. wegen der beiderseits Gefangnen zu Parlamentiren Begehrt, da dann Heer Capitän Leutenant von Altmannshausen mit einem Trommenschlager hinauß gangen, entgegen ist ein Schwedischer Capitän Leutenant, welcher ein Schott, vom Gottes-Alter herab zu Ihme kommen, die dann Beiderseits mit einander Veredt u. einen Trund gethan, nach solchem sind 5 Gefangene, als der jenig Feldwaibel, so verschinen Tagen zu Eschachen Gefangen worden, sambt noch 4 gemeinen Knechten gegen Unserem Feldwaibel, der bei Einnehmung Wangen Gefangen worden, u. auch 4 Musquetirer gegen einander aufgewechslet worden, u. ist under wehrendem Parlamentiren alles still gewesen, u. nach solchem mehrerentheils des restirenden Volds fort Warthirt, außserhalb daß etwas wenigß noch zu Eschach u. daher-umb Ubernacht geblieben. Und weilten man sich hierinnen keiner Gefahr mehr zu besorgen gehabt, weilten daß Vold von Bregenz alles hinweg, u. auch keine Stuck mehr vorhanden gewesen, als haben

„Samsttag den 10. Dito in 300 Persohnen oder mehr hinaus in die Lauffgräben u. Battereyen gemüßt u. dieselbige Einwerffen u. Einfüllen, da man dann etlich grosse Eiserne Kugeln, die schon im Fesir gewest, Schaufflen, Widel, Leuthauen u. dann vil steinerne grosse Kugeln, welches alles der Feind hinterlassen, gefunden, es sind auch etliche Bürger hinauß geloffen umb zu sehen, wie es in ihren Gnettern, unsern vor der Statt gelegen, beschaffen, deren aber 4 von den Feinden, so noch herumb Gestraift, gefangen u. nach Ravenspurg mitgeführt worden, welche sich umb etwas Ranzioniren müessen, sie haben auch 2 hiesige Soldaten erdapt u. mitgenommen, sonst hat man hin u. wieder auff dem Spittalhof u. andern Orthen eine grosse Anzahl Todt Bich gefunden. Difen Tag hat man die Uhren wider gericht, gehen u. schlagen lassen; darauff

„Sonntag den 11. Dito in der Barfüßer Kirchen ein Dankfagungs-Predig

neben einem Dandgebett gehalten worden, daß der Allmächtige Gott uns so gnädig Beschützt und den Feind abgetrieben hat, auch niemand von den Unstrigen weder an Leib noch Leben, Guet noch Blueth Beschädiget worden, dann biß ein grosses, daß wehrender ganzer Belägerung allein in 24 Soldaten, 6 Bauern u. 2 frembde Weiber umbkommen, u. kein Bürger im geringsten am Leib Verlezt worden; umb 9 Uhren hat man in dem Stifft, so wol auch in St. Stephans Kirchen mit allen Gloggen anfangen zusammen Leitten, darauff sind alle alhie stehende Stuck 3 mal loß Gebraunt, u. zu Wittag u. Vesper wider jedes mals die Dankfagung neben der Dand-Predig u. Gesang verrichtet worden. Der Barmherzige Gott Behüete uns u. Unsere Nachkommen vor dergleichen u. allen anderen gefahren u. Beschwelligkeiten, u. wende alles Ubel von uns Gnädiglich ab.“

III.

Wenn ich dem Leser, soweit es der enge Rahmen einer bescheidenen Reiseskizze und Culturstudie erlaubt, ein möglichst vollständiges Bild der glorreichen Vergangenheit der Stadt Lindau, namentlich während jener beiden Jahrhunderte, in welchen die höchste Blüthe und der Beginn des tiefsten Verfalles dicht nebeneinander stehen, nämlich während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, zu geben versuche, so darf neben der Geschichte des Krieges mit dem äußeren Feinde die des Krieges mit dem inneren Feinde nicht fehlen. Ich habe hier den Streit mit dem Stifte im Auge. Wie ich für die Darstellung des inneren Krieges dem Tagebuche eines der ersten Bürger der Stadt gefolgt bin, welches der verdiente Adjunct Reinwald im ersten Bande der Bodensee-Vereinschriften publicirt hat, so werde ich bei der Darstellung der Streitigkeiten der Stadt mit dem Kloster den Processchriften der beiderseitigen Anwälte und Gutachten folgen, die vielleicht keiner unter den jetzt lebenden Menschen so eifrig studirt hat als ich. Im Interesse meiner Leser werde ich jedoch in meiner Darstellung das Ungenießbare oder sagen wir das nicht allgemein Genießbare ausscheiden. Und nun zur Sache: Die Stadt Lindau hat ein sogenanntes

sprechendes Wappen.*) Es zeigt eine grüne Linde in einem weißen Feld, die schwarzen Wurzeln des Baumes erheben sich aus der Erde und ragen in den Luftraum empor; daneben sieht man auf einem anderen Schild den Reichsadler. Es ist natürlich, daß man den Namen der Stadt herleitet von den Linden, welche, genährt von der Segelust, eine Zierde der Insel bilden. Es giebt aber auch eine andere Etymologie tendenziöser geistlichen Ursprungs. Ich will sie mit den Worten Merian's hierhersetzen (*Topographia Sueviae*, 1553. pag. 52):

— „Andere behaupten, die Stadt habe ihren Namen von dem Anlanden des Grafen Adalbert, Kaisers Karl des Großen Vetter, indem sie erzählen, wie dieser Adalbert von Rohrbach auf dem Bodensee in großer Gefahr gewesen, und doch endlich an dieser Insul angelandet, die er auch daher Länd-Au, Lendoam oder Lendaugiam genannt, und das Kloster allhie um's Jahr Christi 810 zu erbauen angefangen habe, darin lauter adelige Personen, so ganz frey sein und daher Freyfrauen genannt werden, die gar keinen Orden, oder besondere Kleidung tragen, allein zum Chor gehen, die sieben Zeit lesen und singen, und wenn sie wollen sich verheirathen mögen, deren Abtissin, zur Zeit Anna Christina, eine Fürstin des Reichs und der Römisch-katholischen Religion zugethan ist, und ihre Reichsanlagen besonders (d. h. eine aparte Heranziehung zu den, den Reichsständen obliegenden Prästationen und Umlagen), auch eine Kayserliche Freyung, Iem viel Freyheiten, den Blutbaun und Macht zu münzen hat.

— „Es weist ein Rodel (rotulus) oder alt Urbar-Büchlein um das Dorf Niedöschingen in der Baar, Gerechtigkeiten betreffend, klärllich aus, daß, wann ein Vogt solchen Orts sterbe, und ein andrer (sein Nachfolger) gen Lindau komme, er allda von der Frau Abtissin die von ihrem Stifft herrührende Lehen solcher Vogtei zu empfangen hat, und daß hochgedachte Frau Abtissin ihm die Schlüssel einen Tag und eine Nacht über Wein und Brot, geben soll.

— „In dieses Klosters prächtiger Kirche sind die Pfeiler oder Säulen jeder von einem ganzen Stein. Und hat solches Kloster Ursach geben, daß erst hernach

eine Stadt hierhin erbanet worden ist. Welche Stadt erstlich unter besagtem Grafen Adalbert und dessen Kloster, so Kaiser Ludwig II. Anno Christi 856 oder 866 bestätigt, gewesen, nachher an die Herzoge in Schwaben und endlich an das Reich kommen, von welchem, sonderlich von Kaiser Rudolf I., sie mit vielen Privilegien begabt und wider der Abtissin Einreden verfügt worden, daß die Lindauer nach ihrem Belieben Bürgermeister und Ammann erwählen möchten, so mit dem Rathe, die Verwaltung und Rechtssprechung frei übten, jedoch mit der Beschränkung, daß sie in wichtigeren Sachen, — als Religion, Bündniß, Krieg xx. — nichts ohne Vorwissen des ganzen Volks und der acht Runstmeister fürnehmen sollten, damit nicht entweder eine Tyrannei, oder ein Anfuhrh entstünde.“ —

Von der anderen Seite aber wird behauptet, daß die Stadt weit älter sei als das Kloster. Das letztere habe früher in der Gegend zwischen Langenargen und der Wasserburg gestanden. Der Nonnenbach, der hier in den See fällt, das Dorf Nonnenbach, welches auf einer Anhöhe über dem See an diesem Bache liegt, und das Dorf Nonnenhorn, welches sich theils an dem Gestade hin aufreißt, theils auf einer jener Landzungen, welche man hier „Hörner“ nennt, in den See vorpringt, bezeugen, daß vordem hier ein Kloster gestanden. Die Legende nennt drei alemannische Centgau-Grafen, Ecbert, Mangold und Wortbich, als die Stifter des Klosters; deren Standbildr waren vormals an dem Portal der Klosterkirche zu schauen und ihre Gebeine ruhten in der Krypta. Sie erzählt weiter, erst im zehnten Jahrhundert, nach der hunnischen Invasion und Verwüstung, sei das Kloster nach der damals schon wohlbesetzten Inselstadt Lindau geflüchtet, wohin es die Gebeine seiner Stifter mitnahm, und wo es, gefördert durch fromme Gaben des ganzen Rhein- und Argengau's, sich eine weit stattlichere Niederlassung gründete als die alte gewesen.

Der Streit zwischen der freien Reichsstadt Lindau und dem „frei weltlichen, gefürsteten Stifft“ Lindau bestand von Alters her und wurde von beiden Theilen mit der größten Hartnäckigkeit geführt; namentlich entbrannte er sehr heftig im

*) Siehe die Schluß-Vignette dieses Aufsatze.

17. Jahrhundert, wo der dreißigjährige Krieg die confessionellen Leidenschaften auf das höchste ansachte; die Stadt war nämlich evangelisch geworden und das Stift katholisch geblieben.

Es bestand eine Art Hoheitsrecht des Stiftes, dessen Ausübung sich nicht wogdisputiren ließ. Es war eine seltsame und beschränkte Art des Wegnabigungsrechts, welche sich nur auf Fälle von Hinrichtung durch den Strang bezog. Wenn nämlich der zum Tode verurtheilte Delinquent aus dem Diebsturm nach dem Galgen, welcher ursprünglich drüben auf einer Höhe, auf einem Grundstück des Klosters stand, hinausgeführt wurde, dann mußte er an dem Kloster vorüber. Hier, an der Karwagen-Edel, konnte ihn die Abtissin erlösen. Sie kam in feierlicher Amtstracht, hinter sich die zwölf Stiftsdamen (von welchen eine Jegliche mindestens „sechzehn Quartiere“ haben mußte, d. h. sechzehn Ahnen freyen deutschen ritterbürtigen stiftsfähigen Reichsadels) aus dem Portale der Stiftskirche geschritten; ihr zur Seite ging eine dienende Schwester, welche auf einer silbernen Schale eine mächtige, haarscharf geschliffene Scheere trug. Auf einen Wink der gefürsteten Abtissin hielt der Maleficantenzug stille. Diese schnitt den Strick ab, an welchem der Delinquent geführt ward. Der Letztere folgte den frommen Frauen ins Kloster. Die weltliche Gerechtigkeit und Meister Hemmerlein, der Nach- und Scharfrichter, zogen sich bescheiden zurück. Dem Losgeschnittenen wurde in dem Kloster eine Mahlzeit bereitet, die ihm ohne Zweifel besser schmeckte als die Henters-Mahlzeit, welche ihm der hohe Rath einer freien Reichsstadt vorher schon aufgesetzt hatte. Dann wurde ihm der Strick, den die gefürstete Abtissin durchschnitten, um den Leib gewunden und ihm die Verpflichtung auferlegt, denselben zeitlebens an dieser Stelle zu tragen. Und dann? — nun, dann ließ man ihn wohl laufen. Die Quellen enthalten darüber nichts. Im Uebrigen findet man das Ceremoniell des Losschneidens in der „Staats- und Erbbeschreibung des schwäbischen Kreises“ (Eindan, 1781, Theil II, S. 213 u. ff.) ausführlich beschrieben.

Es muß hinzugefügt werden, daß jede

Abtissin dieses Recht des Losschneidens nur einmal hatte; und wenn sie es bei dem ersten Galgenvogel nach ihrer Thronbesteigung übte, so war es damit für den Rest ihrer Regierung unzweifelhaft erloschen. Beweisen lassen sich überhaupt nur wenige Fälle der Ausübung des Rechts, namentlich in den Jahren 1578, 1615, 1692 und 1780. In dem letztgedachten Falle war der Losgeschnittene ein junger Mann von noch nicht neunzehn Jahren, Namens Johannes Stauber aus Oberstaufen. Man erzählt sich eine romantische Geschichte von ihm und der Abtissin. Ich will dieselbe hier nicht wiederholen; denn erstens ist sie nicht erweisbar, zweitens soll man von den Todten nur Gutes reden und drittens gilt das vorzugsweise von Damen. Jedenfalls sind vier Fälle auf drei Jahrhunderte außerordentlich wenig, namentlich in jenen früheren Zeiten, wo das Denken noch etwas Alltägliches war.

Ueber dieses Losschneidungsrecht und eine ganze Reihe anderer Differenzpunkte schwebten zwischen der Stadt Lindau und dem Stifte Lindau höchst verwickelte, schwierige und langwierige Proceßes vor dem Reichskammergericht in Weßlar. Es soll dort ein ganzes Zimmer voll Acten mit der Proceßrubrik „Lindau contra Lindau“ existirt haben. Gewiß ist, daß die Proceßes im 17. Jahrhundert begaunnen, und daß sie noch nicht zu Ende waren, als im Beginn des 19. Jahrhunderts sich das alte heilige römische Reich deutscher Nation und mit ihm das Kammergericht in Weßlar auflösten.

Ich hatte während meiner Villeggiatura am Bodensee einige recht trübe Tage, die ich jedoch sehr heiter verbrachte. Denn während da draußen ein weißes Nebeltuch nicht nur die Rhätikon- und die Alpstein-Gruppe verhüllte, sondern auch die lieblichen grünen Schweizer-Vorberge, und von dem See nichts sehen ließ als eine große, gräuliche Lache, so daß ich dachte, so muß der See ausgesehen haben, als der römische Oberst Ammianus Marcellinus sein unvortheilhaftes Stimmungsbild von ihm malte, während dessen vergrub ich mich in das Labyrinth der Lindauer Proceßes, wobei es mir sehr wesentlich zu gute kam, daß man damals, wie es im 17. und auch noch im 18. Jahr-

hundert Sitte war, die Proceßschriften und die zu deren weiterer Begründung verfaßten Gutachten und Denkschriften alle auf das splendideste drucken ließ, während wir uns heute an miserablen Handschriften (bekanntlich schreiben die meisten Juristen eine erbärmlich schlechte Hand) die Augen verderben. Man klagt heute noch, und in den Ländern des gemeinen und des sächsischen Rechts fürwahr nicht mit Unrecht, über die überflüssige Länge, welche einzelne Rechtsanwälte ihren Schriften, namentlich wenn dieselben bogenweise honorirt werden, zu geben pflegen. Allein was ist die längste Schrift von heute gegen eine solche des 17. Jahrhunderts? Letztere sind meist dicke Folianten, in Schweinsleder gebunden, und nach damaligem Geschmack so reich ausgestattet, daß man sich unwillkürlich fragt, woher in damaligen armen Zeiten — Dr. Gabriel Furtenbach in Leutkirch beschreibt die Drangsale, welche der dreißigjährige Krieg seiner Heimat brachte, in einem 1669 erschienenen Büchlein, betitelt „Oberländische Straf- und Jammer-Chronik“ — die Leute das Geld nahmen, um mit solchem Luxus Proceße zu führen und Proceßschriften drucken zu lassen.

Indessen huldigte man damals der Theorie Rudolf's von Eberhard über den „Kampf um's Recht“, und befolgte den Rath des bauerlichen Sprichworts, daß man „sein bestes Pferd zu Tod jagen solle, um sein Recht zu verfolgen“. Freilich kommt es auch heute nicht mehr vor, daß über Souveränitätsrechte einer Stadt oder eines Landes zwischen einem evangelischen hohen Rathe und einer katholischen Abtheilung processirt wird.

Es waren keine schlechten Leute, welche in dieser Proceßsache zur Feder griffen. Auf der Seite des katholischen Stiftes finden wir als Advocaten eine ganze Schaar von Jesuiten, unter welchen namentlich der Pater Räßler ein guter Jurist ist und eine schneidige Feder führt.

Auf der Seite der evangelischen Stadt sechten Conring, Strube, Leibnitz und vor Allem der Doctor Heider. Die Heider's sind ein angesehenes Patriciergeschlecht Lindau's, welches der Stadt während des siebzehnten Jahrhunderts, wo sie solcher so sehr bedurfte, zwei treffliche Männer und Beamte gestellt hat, nämlich den

Dr. Daniel Heider, welcher sechsundvierzig Jahre lang die Stadt als Bürgermeister regiert und sie mittels seiner diplomatischen Schmiegsamkeit und seines kräftigen Willens durch so viele Fährlichkeiten hindurch im Ganzen glücklich geführt hat, und den Dr. Valentin Heider, den Sohn des Bürgermeisters, welcher in seiner Vaterstadt die Stelle eines Syndicus bekleidete und ein vollendeter Hofmann und Jurist war. Am 20. März 1605 in Lindau geboren, besuchte er dort die lateinische Schule, studirte Philosophie und Rechtswissenschaft auf der Universität Straßburg, brachte ein paar Jahre auf Reisen, namentlich in Wien und Paris zu, wurde 1631 Syndicus und nebenbei auch herzoglich württembergischer „Hofrath“; von 1645 bis zum Abschlusse des weisfalschen Friedens vertrat er in Osnabrück und in Nürnberg nicht nur seine Vaterstadt, sondern auch Kempten, Esslingen, Hall, Nördlingen und Weisenburg im Elsaß, sowie die Protestanten in Augsburg; er starb in Lindau am 28. November 1664. Ich sah in Lindau zwei sehr interessante Portraits der beiden Heider; dieselben befinden sich in dem Hause eines dortigen Patriciers, Hrn. v. Pfisterer, eines Nachkommen der Heider's. Das obige Portrait des Dr. Valentin Heider ist eine Copie von dem einen dieser Bilder. Auch in der Umgebung von Lindau habe ich eine seltsame Heider'sche Reliquie gefunden. Von dem Hoireuberg aus siehst du eine nette Villa an den Berg anschmiegt, die „Sammelburg“ geheißt, und zwar deshalb, weil sie den Geschwistern Semmler gehört, welche dort ihre Lindauer Alterthümer bewahren. Unter den letzteren befindet sich auch die Thüre des weiland Heider'schen Patricierhauses in Lindau.

Die Proceßschriften des Dr. Valentin Heider nebst den dazu gehörigen Beweisurkunden und sonstigen Belegen sind 1643 in Nürnberg bei Wolfgang Endler im Druck erschienen unter dem Titel: „Merkwürdliche Ausführung der Stadt Lindau“ u. s. w. Sie bilden einen schweren schweinsledernen Folianten von mehr als tausend Seiten und enthalten eine reiche Fundgrube reichs-, staats- und municipalrechtlichen, sowie culturhistorischen Materials und ein ganzes Arsenal

juristischen Scharfsinnes, der seine Argumente, je nach Zweck und Ersprießlichkeit, bald aus dem deutschen und bald aus dem römischen Recht holt. Der Werth des seltenen Buchs, dessen Einsicht ich der Güte des Vorstehers der Lindauer Stadtbibliothek, Herrn Adjuncten Reinwald, verdanke, wird noch erhöht durch eine Specialkarte, welche die *Landkarte* *Verjüngter Abriß der Keyserlichen Reichsstadt Lindau*, und derselben theils allseitiger theils allein wiedergerichtlicher Oberkeit, aus der von Johann Andrea Rausen, Malern von Wangen anno 1626 angefangenen und anno 28 vollendten Mappa; in welcher die gebrochenen Linien sammt den dazwischen stehenden Markchen die Höhe, die gestüpfelten aber die Nieder Gerichtsbarkeit andeuten; und darinnen nicht allein die Stadt selbst, sondern auch deren äußere Gelegenheit (Umgebung), wie sie vor ihrer jetzigen Fortification anzusehn war für Augen gestattet würdt.“ Diese Karte, obgleich sie ja zunächst nur den Zweck hat, die Grenzen der Gerichtsbarkeit und Oberkeit zu veranschaulichen, ist so genau und so anschaulich (man unterscheidet darauf z. B. deutlich Wald, Wiesen, Ackerland und Weinberge oder wie man hier sagt „Reb-Gärten“), daß man sie heute, zweihundertfünfzig Jahre nach ihrer Aufnahme, sehr wohl als einen Wegweiser für Fußtouren in der Umgebung Lindau's benutzen kann. Einige Freunde der Geschichte und Alterthümer der Stadt haben die Karte neuerdings vervielfältigen lassen. Ich verdanke mein Exemplar der Güte des Herrn Martin Fels, der, einer Lindauer Patricierfamilie entsprossen, als Consul des deutschen Reichs auf der Insel Corfu fungirt und hier auf seinem heimischen Boden dicht am See eine „Zwinghof“ genannte Villa besitzt, — so schön, daß man in Zweifel darüber kommen kann, ob sie nicht seinem prachtvollen Palazzo auf dem Eiland der Phäaken vorzuziehen wäre.

Die Streitchriften über die gerichtlichen und obrigkeitlichen Differenzen zwischen der Stadt und dem Kloster (Stift) heben an mit der Frage über das Alter, d. h. mit der Frage, wer zuerst auf der Insel Fuß gefaßt hat, die Stadt oder das Kloster?

Die Aebtissin beruft sich auf die Legende von der Stiftung des Klosters durch den Vetter Caroli Magni, den Gaugrafen Adalbert, wie wir solche oben, nach Merian's Topographie, kurz mitgetheilt haben. Ihre Hauptschutzwaffe ist das „Diploma Ludovicianum“, d. h. die Schenkungsurkunde des Kaisers Ludwig II. von Jahre 866. Diese Urkunde nun ist es, welche von den Gegnern unbarmherzig zerpfündet wird. Die Historiker und Rechtsgelehrten der Stadt beweisen aus einer Reihe historischer, politischer und formaler Fehler, Lapsus und „Böcke“ die Unechtheit. Und in der That sind ihre Gründe so durchschlagend, daß wir an eine pia fraus glauben müssen, wie bei den pseudo-isidorischen Decretalen und dergleichen.

Gegen das alte Pergament führt nun die Stadt eine andere Urkunde in das Feld, die klobig und brutal ist, wie eine Thatfache, und die vielleicht nach einem Jahrtausend noch ebenso unerschütterlich dasteht wie heute. Das ist die bereits erwähnte „Heidenmanner“, ein mächtiges Bauwerk, das den Fremdling empfängt, wenn er über die Brücke auf die Insel und in die Stadt kommt. Es ist der Rest eines colossalen Thurmes, etwa dreißig Fuß lang und ebenso breit und, soviel ich schätzen kann, einige vierzig Fuß hoch; im vorigen Jahrhundert hat man einmal den sonst unzugänglichen Thurm an einer Stelle geöffnet; man fand die Mauer 8—9 Fuß dick, das Innere des Thurmes war hohl. Es haben sich einige mehrstöckige Häuser an den Thurm aufgehängt; und obgleich sie ziemlich groß sind, machen sie doch nur den Eindruck von Schwalbennestern; der mächtige Thurm drückt sie alle darnieder. Am meisten imponirt das Baumaterial: große Kiesel, förmliche Felsblöcke, Findlinge, wie sie in Lindau und Umgegend nirgends zu finden sind, sondern nur ganz da oben im Rheinthal. Man hat die Bauart des Heidenthums verglichen mit jener der cylopiischen Mauern, wie wir solche in Griechenland und auf den ionischen Inseln, z. B. auf Ithaka und Cephalonia, vorfinden. Sehr mit Unrecht. Beide haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander. Die Steine der cylopiischen Mauern sind, abgesehen von ein wenig Glättung an der

bergabwärts gefehrten Stirnseite der Obvallation, ohne alle und jede Bearbeitung und unter sich völlig verschieden an Größe, an Gestalt und an Steinart; sie sind aufeinander gehümt ohne Kalk, ohne Mörtel und ohne irgend ein anderes Verbindungsmittel, als kleinere Steine, die man in die Zwischenräume, wo die aufgethürmten unregelmäßigen Felsblöcke auf einander nicht passen, eingeschoben oder eingeklemmt hatte, wie ich dies näher beschrieben in meinen „Reise-Eindrücke aus dem Süd-Osten“ (Stuttgart 1878, Auerbach, Bd. II und III).

Die Kieselsteine der „Heidenmauer“ in Lindau sind dagegen mit Sorgfalt ausgehacht und nicht ganz ohne Bearbeitung. Sie sind in ihrem Format dicken Platten vergleichbar, so daß sie horizontal gut auf einander lagern, und durch einen Mörtel mit einander verbunden, welcher einer Ewigkeit Trost bietet. Das Ganze macht den Eindruck eines Werkes baumund kriegsfundiger Leute, welche über große Mittel verfügen und mit Sorgfalt und Auswahl verfahren, um ihren praktischen Zweck zu erreichen, also ganz anders als jenes uralte Geschlecht der Sterblichen, jene *prisca gens mortalium*, welchem wir die cyclopischen Mauern im Südosten verdanken.

Die Gelehrten streiten darüber, ob die Heidenmauer römischen oder deutschen Ursprungs sei; man scheint sich in neuerer Zeit der Meinung zuzuneigen, sie sei eine von den Alemannen im zehnten Jahrhundert gegen die hunnischen Ueberfälle errichtete Schutzwehr. Allein diese Meinung hat die Construction und die Beschaffenheit des Werkes nicht für sich. In jenen schrecklichen hunnischen Zeiten lebten die Deutschen von der Hand in den Mund; sie waren des morgigen Tages nicht sicher; die Verschanzungen und Mauern, welche sie aufführten, waren errichtet aus dem zunächst zur Hand liegenden Materiale; es waren Werke des Tages, bestimmt, für die nächste Zukunft die Gefahr abzuwehren, aber nicht für Jahrtausende berechnet. Wohl nahmen sich die Römer die Zeit, das Baumaterial mit Sorgfalt zusammenzulesen und aus weiter Entfernung heran zu transportiren; aber die Deutschen des

zehnten Jahrhunderts waren nicht im Stande, sich einen solchen Luxus zu erlauben. Die römischen Legionen, geschickt in allen Werken des Straßen-, Festungs- und Wasserbaues, waren während der Jahrhunderte langen Ruße, deren sie sich hier erfreuten, dagegen sehr wohl im Stande, ein Werk aufzuführen, dessen Reste uns noch heute Respect einflößen; die von den Hunnen geheßten Alemannen des zehnten Jahrhunderts aber hatten schwerlich die Möglichkeit zu etwas dergleichen.

Ich halte die Heidenmauer für römischen Ursprungs. Ob sie schon Tiberius erbaut hat, ob der Waffenplatz, der Haupthafen, die Flottenstation, welche er hier am Bodensee gegründet, am Obersee, d. h. in Lindau, oder am Zellersee, d. h. auf der Insel Reichenau, zu suchen, darüber erlaube ich mir kein Urtheil. Die gelehrten Autoritäten des Schwäbischen Venedig bestehen natürlich auf Tiberius und auf Lindau, und in der That, sie haben dafür keine schlechten Argumente. Man findet dieselben in den schweinsledernen Folianten des „*Thesaurus Rerum Suevicarum*“, dieser Kistkammer schwäbischer Alterthümer, welche der gelehrte Johann Reinhard Wegelin, beider Rechte Licentiat, erster Syndicus der freien Reichsstadt Lindau, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gesammelt und herausgegeben hat. Ich verweise namentlich auf die Abhandlung von Wegelin selber über „Lindau im acronischen See, die älteste Stadt in schwäbischen Landen“ (*Lindavia in lacu Acronio, urbs Sueviae antiquissima*, *Thesaurus* tom. IV, pag. 345—378), und auf die Abhandlung von Johann Georg Lotter, Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Berlin, über „die Peutinger'sche Tafel“ (*De Tabula Peutingeriana Dissertatio*, *Thesaurus*, Tom. IV, pag. 17—34). Diese Peutinger'sche Tafel ist eine der ältesten und merkwürdigsten bildlich-geographischen Darstellungen, die wir besitzen. Sie wurde im sechzehnten Jahrhundert von dem Augsburger Gelehrten Conrad Peutinger (gestorben 1547) aufgefunden und erworben. Daher der Name. Seitdem ist sie der Gegenstand der eifrigsten Studien gewesen. Ein Pergament von

einem Fuß Höhe und einigen zwanzig Fuß Länge, zeigt uns die Karte in bildlicher und schriftlicher Darstellung das römische Kaiserreich des vierten Jahrhunderts von den Säulen des Herkules im Westen bis zu den Altären Alexander's des Großen im äußersten Osten. Mit besonderer Sorgfalt verzeichnet sie die militärischen Niederlassungen, sowie die Staats- und Heerstraßen unter genauer Angabe der Länge ihrer Strecken. Das Segment III der Karte enthält den Bodensee und seine Umgebungen, namentlich die Militärstraßen, welche ihn umgeben und von da aus einerseits nach Deutschland, oder wie es dort heißt, Alamannia und andererseits durch die Schweiz nach dem römischen Gallien führen. Von Bellinzona und Chiavenna aus überstiegen die Alpen zwei Römerstraßen, welche sich bei Chur mit einander vereinigten und von da über Rankweil oder, wie man jetzt schreibt, Rankweil (jetzt eine Station der Vorarlberger Eisenbahn in der Nähe von Feldkirch), nach Bregenz führten, einer Stadt, deren Namen darauf schließen läßt, daß sie schon zu vorrömischer Zeit existierte. Briga (irisch brigh) heißt nämlich auf Keltisch Berg, die Bregenzer sind die Bewohner des Berges. Die Römer machten daraus Brigantium, ein Name, welchen wir auch in Gallien (jetzt Briançon) und in Spanien (jetzt Corunna) auf römisch-keltischem Gebiet wiederfinden. Von Bregenz ging die Heerstraße über die Klause und Lindau, sowie über das schwäbische Rhein, Oberamts Tettnang (damals „Ad Rhenum“), Nistetten und Krumbach nach Augsburg (Augusta Vindelicorum). Wenn auch das Haupt-Castrum auf dem Bregenzer Berg, an der Stelle der jetzigen Altstadt, lag, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß die Römer auch die Insel Lindau besetzt hatten. Außer der Heidenmauer spricht dafür auch die sogen. „Burg“, auch „Römerschanze“ genannt, ein separates kleines Eiland, mit alten Befestigungen und dem Kirchlein Sanct-Jacob, das in neuerer Zeit den erweiterten Hofanlagen hat Platz machen müssen.

Mag nun die Heidenmauer aus dem ersten oder aus dem vierten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung herrühren, mag sie unter Tiberius (einem, nach Adolf

Stahr, schmählich verkannten und von dem Reactionär Tacitus verleumdeten, auf-
geklärten und liberalen Biedermann) oder erst unter dem Kaiser Theodosius erbaut sein, welcher von 379 bis 395 regierte: unter allen Umständen überbietet sie fast das Stift durch ihr höheres Alter. Wo aber eine bleibende römische Militärniederlassung war, da siedelte sich gewöhnlich nebenbei auch eine Stadt an, bestehend aus Lieferanten der Armee, Handwerkern, Legionären, welche sich mit den Töchtern des Landes verheirateten u. dergl. Ob nun das römische Lindau identisch ist mit dem jetzigen, ob zwischen beiden eine fortlaufende Continuität besteht, oder ob die Stürme der Völkerwanderung oder die vorübergehende Auswanderung nach Gischach (a. 948) zeitweise der Stadt Existenz unterbrachen, ist schwer zu ermitteln. Den Lindauer Dejeunoren genügt: „Die Stadt ist älter als das Kloster; sie ist von den Römern gegründet, von römischen Imperatoren“, welche ja das ganze Mittelalter hindurch als die directen Rechtsvorgänger der geheiligten römischen Majestäten des germanischen Reichs galten.

Dem scharfsinnigen und gelehrten Wegelin aber gelang es, noch ein anderes Beweisstück gegen den karolingischen Ursprung des Stiftes aufzutreiben, nämlich eine als authentisch beglaubigte Abbildung des schönen alten Portals, welches die Stifts-Kirche von Lindau bis zu dem Brande von 1728 geziert hatte. In der Spitze dieses Portals thront der deutsche Kaiser, unter ihm in der zierlichen romanischen Wölbung die Mutter Gottes mit dem Jesusknäblein, neben sich auf beiden Seiten zwei anbetende Nonnen oder Stiftsdamen. Die Krone, der Bart, der Haarschnitt und die Kleidung des sitzenden Kaisers verrathen die sächsischen und durchaus nicht die fränkisch-karolingischen Zeiten. Die Figuren, welche den Kaiser rechts und links umgeben, stehen ansrecht mit entblößten Häuptern. Zur Rechten der Himmelshöfnig kniet der Graf Ekbert, der Erstgenannte das Modell der Stiftskirche anbietend. Hinter ihm sitzen zwei kleinere Figuren, offenbar die beiden anderen Stifter, der Eine mit einem mächtigen Heerschild.

Das auch in anderer Beziehung höchst interessante Bild findet sich in dem schon

oft citirten „Schwäbischen Thesaurus“ Band IV, Seite 272.

Als die klugen Damen des Stiftes die abgebrannte Kirche wieder aufbanten, ließen sie mit Sorgfalt Alles bei Seite, was an die nach-karolingische Ekkbertische Stiftung erinnern konnte. Mit mehr Schlaueit als Pietät schrieben sie über die schon sehr einfache Thür: „Dieser Tempel Gottes und der heiligen Jungfrau Maria wurde wieder aufgerichtet 1750“ (Templum Dei et B. V. Mariae reaedificatum MDCCCL). Keine Schrift, kein Sinnbild, kein Stein und keine Statue erinnert mehr an Ekkbert und Genossen. Die drei frommen Gründer des Stiftes wurden undankbarer Weise gänzlich verlegt.

Das Stift rückte nun zur Vertheidigung seiner obrigkeitlichen Rechte weiter in das Feld mit dem Begnadigungsrecht seiner Aebtissin, dessen Ausübung ich oben geschildert. Der städtische Galgen stand ursprünglich auf einer Anhöhe auf stiftischem Boden. Erst später hat man ihn herunter verlegt auf ein in den See hervorspringendes Horn, im Osten der Insel, der Stadt eigenthümlich gehörig. Das Stift hatte obervanzmässig den Galgen und die Leiter zu stellen und auch das Hochgericht zu unterhalten. Die Vertheidiger des Stifts argumentirten nun so: „Das Stift stellt den Galgen, es hat das Begnadigungsrecht, folglich hat es den obersten Blutbann, henzutage würden wir sagen: die Justizhoheit.“ Ja, man versäumte daneben sogar nicht — in einer Weise, welche an die Prozesse von Abdera erinnert — sich darauf zu berufen, daß die städtischen Behörden die Kloster-Regentin zum öfteren „Myn“ (Meine) oder „Unser from“ oder gar „Unser from Aebtissin“ angeredet hätten. Das letztgedachte Argument zu beseitigen, war nicht sehr schwierig. Man wies nach, daß ähnliche und gleiche Titulaturen auch andern vornehmen Herren und Damen, ohne daß von denselben Hoheitsrechte angeprochen oder ihnen zuerkannt, gegenüber im Schwange seien, und berief sich dabei auf die sprichwörtliche Redensart: „Titul kosten kein Geld.“

Was aber die Vergünstigung des Strickabschneidens anlangt, so machten die ge-

lehrten Advocaten der Stadt Folgendes geltend:

— „Das Unterhalten des Galgens und die Bestellung der Galgenleitern sei weiter nichts, als eine dem betreffenden stiftischen Grundstück obliegende Servitut oder Dienstbarkeit, sowie seinerseits das Stift wieder in einem Erbleihbriefe einem seiner Leute, dem Untereigenthümer eines stiftischen Weingartens, die Verpflichtung auferlegt hatte, die Galgenleiter, als gewöhnlich und recht ist, so oft man einer bedürftig und nothdürftig sey, zu machen, fertig zu halten und dem Galgen anzunantworten, und möge er das Holz zu der Leiter aus des Gotteshauses Gütern oder in dem Ronnebuch (Wald) haben, ohne daß diesen Erbleihträgern dadurch Jurisdictionrechte erwüchsen. Wenn aber auch irgend einer Aebtissin die Vergünstigung des Losbittens gestattet worden sei, so habe sich doch solche beschränkt:

- 1) auf den ersten Fall nach der Consecration als Aebtissin;
- 2) auf den Tod durch den Strang und
- 3) auf verurtheilte Diebe.

„Gerade die Losbittung bei der Stadt aber beweiße an sich schon, daß die Nacht zu heuten dem hohen Rathe der Stadt, und nicht dem Stift oder dessen Vogt von Alters her gebührt hab, ansonsten diese vergünstigungsweise gewährte Losbittung ganz ohne nothwendig und dero das Stift für sich selbst besugt gewesen wäre.“ „Unnütz verfolgt Einer mit Bitten das, was ihm ohnedies schon nach gemeinsamem Recht zusteht“, Frustra precibus imperat, quod jure communi potest, lex unica Codicis, de Thesauris).

„Will man aber die Losbittung nicht als einen Recompens für die Stellung des Galgens und des Glockenläutens zur Execution betrachten, so enthält solche doch nicht einen Ausdruck der Justizhoheit oder oberhalbgerichtlichen Gerechtigkeit, sondern nur ein rein persönliches Privileg, nur einen Ausfluß der kirchlichen Würde, und dieser hat mit der weltlichen Territorialhoheit nicht das Geringste zu schaffen. Behauptet man ja doch, daß auch die Cardinäle in Rom die Vergünstigung genossen, einen Maleficanten, der ihnen auf der Escorte zur Richtstätte zufällig begegne, vom Tode zu befreien. Der Schwaben-Spiegel aber

wende sogar den Frohnboten, Scharfrichtern, Freimännern und Garniszen ein ähnliches Privileg zu, indem er sagt: „Und es ist ihr Recht, wenn ihrer Einer neun Männern oder Weibern Leib und Leben genhupt hat, so ist der Zehnte sein; den löse man von ihm, als man Statt in ihm fündet; dies Recht haben wir nun einmal, des Reichs Frohnboten, in allen Deutschen Landen.“

Diese Probe aus den Bertheidigungsschriften der Stadt möge genügen, um einen Begriff davon zu geben, über was gestritten wurde und wie gestritten wurde, und wie die Stadt sich täglich ihrer Haut zu wehren hatte.

Eine Zeit lang waren die Hoheitsrechte der Stadt unterdrückt. Nachdem die Stadt die Reformation angenommen hatte — hauptsächlich veranlaßt durch die Predigten und die Schriften (den „christlichen wahrhaft nützlichen Sermon vom rechten wahren Glauben“) des Michael Haug, Lesemeisters in dem Darßpacher Mönchs-Kloster, welches stets zu dem vornehmen Nonnenstift in einem gewissen rivalisirenden Gegenstücke stand, obgleich beide Klöster dos-a-dos nachbarlich neben einander stehen, und von 1528 ab die Reformation so vollständig durchgeführt war, daß nirgend in der ganzen Stadt mehr katholischer Gottesdienst stattfand, als in der Kirche des Stiftes, entstand nun Streit darüber, ob die evangelische Gemeinde sich den Wittenbergern oder den Schweizern anschließen, ob sie Dr. Luther oder Dr. Zwingli folgen sollte. Dieser Streit blieb ungeschlichtet. Der Rath schwankte. Als derselbe aber hundert Jahre später, in Folge der unruhigen Zeiten, der Unordnungen, welche Krieg, Soldnerwesen und verheerende Seuchen im Gefolge hatten, und der gänzlichen Katholikkeit, in welche die Gemüther hierdurch versetzt wurden, auf Antrag der reactionären Geistlichkeit die Einführung der Privatbeichte beschloß, da brach ein Volksaufstand los; die Bürger der Stadt, welchen sich die auf dem Jahrmarkt gerade anwesenden Fremdlinge und Bauern anschlossen, drangen unter Führung des oppositionellen Predigers Alexius Neufomer in die Kirche ein, machten daselbst allerlei Unfug und zwangen den katholischstehenden Pfarrer Pagen, von der Kanzel herunterzusteigen. Der Rath be-

gaun zu unterhandeln, die befreundeten und benachbarten Freien Reichsstädte boten ihre Vermittelung an. Allein bevor etwas in Güte zu Stande kam, benutzte die Kaiserliche Regierung den willkommenen Anlaß, der Stadt, deren militärische Wichtigkeit nicht zu verkennen war, eine Garnison aufzueroetropiren. Durch eine Entschlieung, datirt Prag den 14. Februar 1628, verfügte der Deutsche Kaiser, daß „wegen der gefährlichen Sedition und des hoch-ärgerlichen Tumultes, wozu sich die Bürger durch den Magister Newthum (den Prediger) verleiten lassen“, Bestrafung der Mädelssführer, Entwaffnung der Bürgerschaft, Einlegung einer Kaiserlichen Garnison in die Stadt, Uebergabe der Thore und des Zeughauses an dieselbe, Entziehung der Vogtei und Uebergabe derselben und des militärischen Commandos an den Kaiserlichen Commissar, den Grafen Hugo von Montfort. Der Stadt wurde „wider alles Berichten, Flehen und Protestiren“ ein wesentlicher Bestandtheil ihrer „Oberkeit“ und die Reichs-Vogtei über das Gebiet genommen; und das gerade gab dem Stift die erwünschte Gelegenheit, nunmehr seine vermeintlich älteren Rechte geltend zu machen. Lange schwankte das Jünglein der Wage zwischen der Stadt und dem Kloster. Auch die Jesuiten waren gleichzeitig mit der Kaiserlichen Garnison eingezogen. Die Stadt erhob darüber beim Kaiser lebhafteste Beschwerde, wurde aber durch Schreiben der Kaiserlichen Commission vom 4. Juni 1649 ab- und zur Ruhe verwiesen und dahin beschieden, „daß die Patres als Garnisonscapläne, Feldprediger und Lehrer nur so lange allhier sich befinden würden, bis die Kaiserliche Garnison abgeführt werde“.

Erst der Westfälische Friede brachte 1648 der Stadt die Erlösung ober, wie man sich hier ausdrückte, „die leibliche und geistige Freiheit“. Im folgenden Jahre, am 20. September 1649, zog die Garnison ab, und mit ihr die Herren Patres ex Societate Jesu. Schon am 4. Juni hatten die Reichscommissare von Ulm und von Constanz die Stadt Lindau in alle ihre früheren Rechte, die Reichs-Vogtei über das Gebiet mit unbegriffen, wieder eingelegt. „Freilich,“ fügt Herr Abjunct Reinwald in seinem vortreff-

lichen Vortrag (Vodensee-Vereins-Schriften I., S. 74—108) hinzu, „freilich den alten Wohlstand konnten sie nicht wiederbringen, und auch die Mittel nicht, durch welche die Reichsstädte im Mittelalter zu solcher Blüthe gelangten“.

IV.

Den halb traurigen und halb komischen Scenen aus dem siebzehnten Jahrhundert will ich noch ein paar Worte hinzufügen, welche die Brücke zur Gegenwart schlagen.

Die freie Stadt Lindau hatte, wie wir sahen, ihre Unabhängigkeit siegreich gegen den äußeren Feind verteidigt. Sie hatte durch den westfälischen Frieden auch ihre politische Unabhängigkeit wieder erlangt.

Mit diesem Friedensschluß waren auch dem inneren Krieg, den Streitigkeiten mit dem Stifte, die schlimmsten Gistähne ausgebrochen. Es konnte sich nun nicht mehr darum handeln, die Stadt dem Stifte zu unterwerfen, oder den regierenden Bürgermeister und den hohen Rath zu Gunsten der Frau Abtissin zu mediatisiren. Der Streit, soweit er den dreißigjährigen Krieg überlebte und bis zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation fortbauerte, drehte sich nur noch um die Kellnhöfe des Stiftes, d. h. um einige Kellerei- oder Dominal-Höfe des Klosters auf dem Festlande (Kelln kommt her von Cella, Keller) und um die Vogtei oder Oberhoheit der Stadt über dieselben, namentlich um die Frage, ob die Stadt die Vogtei über diese Höfe kraft ihrer Territorialhoheit ausüben, oder kraft der ihr von dem Kaiser übertragenen Reichsvogtei, ob also die Höfe zum Gebiet der Stadt gehörten, oder zu dem des ebenfalls reichstädtischen Stiftes. Ersteres behauptete natürlich die Stadt und letzteres das Kloster. Die Prozesse hierüber wurden vor den Deutschen Reichsgerichten verhandelt und nahmen, wie es damals üblich, kein Ende.

„Diese Rechtsstreitigkeiten,“ sagt der Adjunct Reinwald, „waren für beide Theile von einer Menge von Unannehmlichkeiten begleitet. Jeder bewachte ängstlich alle Schritte des Andern. Jede Verweigerung

oder zufällige Unterlassung des Gebrauchs von Solennitäten, Titeln oder ehrenden Prädicaten, jede Procession, die das Stifte in der Stadt veranstaltete, pflegte Veranlassung zu neuen und endlosen Verhandlungen zu geben. Ja, selbst jede Hinrichtung wurde Gegenstand langen und fruchtlosen Streites. Alle diese Doctorfragen fanden ihre definitive Erledigung erst, als das Stifte sein Ende durch Auflösung, die Stadt das Ende ihrer Reichsfreiheit durch Verleihung an einen Fürsten fand“.

Wie kleinlich die Reibungen waren, dafür nur zwei Beispiele. Ich habe schon erwähnt, wie die Stadt genöthigt war, sich ihren eigenen Galgen am Gestade des Sees zu bauen. Bei dem Gebrauche des alten städtischen Galgens wurden die nöthigen Handreichungen durch die Lehnsleute oder Erbleihträger des Stiftes kraft einer den Stiftslehngütern bei der Vererbleihung auferlegten Last geleistet. Diese Berrichtungen wurden „von Amts wegen“ geleistet und machten daher nicht unehrlich, wie die sonstige Beschäftigung mit dem Galgen. Als nun der neue reichsstädtische Galgen einer Ausbesserung bedurfte, wollten die Handwerker nicht heran, weil sie fürchteten, durch solche Arbeit ihre Standesehre zu schädigen und ihrer künftigen Rechte verlustig zu gehen. Die Noth war groß, um so größer, als gerade einige Maleficanen gehängt werden mußten. Allein der Rath fand einen Ausweg. Er beschloß, den Galgen ehrlich zu sprechen. Zu diesem Zwecke wurde auf städtische Kosten eine große Solennität auf der Nichtstätte veranstaltet. Es wurde gut gespeist und noch besser getrunken, und zum Schlusse zerschmetterte man die Gläser am Galgen. Dadurch wurde der letztere ehrlich, die Handwerker verweigerten nicht mehr länger die Arbeit und die bisher vergeblich des Stricks harrenden Maleficanen wurden „hendermäßig erledigt“. Hinzufügen muß ich, daß dieser Vorfall aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts datirt, wo die Welt, selbst die reichsstädtische, schon stark von „Aufklärung angekränkelt“ war.

Das zweite Beispiel: Wie man im sechzehnten Jahrhundert die Abtissin und ihre Stiftsdamen gezwungen hatte, gegen ihre Ueberzeugung dem protestan-

tischen Gottesdienste beizuwohnen, so suchte sich jezt das Kloster durch allerlei kleine Chicanen zu rebauchiren. Es bestand ein Durchgang durch den äußeren Klosterhof, den das Publicum benutzte, um aus einer Straße in die andere zu gelangen. Nur den protestantischen Geistlichen hatte die Abtissin den Durchgang bei schwerer Strafe verboten. Eines Tages erhob nun die Abtissin bei der Stadt heftige Beschwerde, einer der protestantischen Prediger habe sich erdreistet, in der Dämmerung, und noch dazu in seinem Chorrock, durch den Klosterhof zu gehen, das Heiligthum zu entweihen und die Verbote der Abtissin, welche auf dem Gebiete des Stifts — das erkannte auch die Stadt an — Gültigkeit hätten, zu übertreten. Die Abtissin verlangte, bei Vermeidung von Repressalien, strenge Bestrafung des Maleficanten. Es gab eine weitläufige Untersuchung und endlose Schreiberei hin und her. Man war damals nämlich noch unendlich schreibseliger als heute, und allein Unterschrift, Anrede und Schlußsatz, wie solche das Herkommen, bei Meldung ansonstiger Beschwerden, verlangte, nahmen einen stattlichen Raum ein. Endlich stellte sich heraus, daß die Person, welche den frevelhaften Durchmarsch begangen, keineswegs ein Prediger gewesen, sondern eine junge Dame, welche sich, es war damals grade Fastnacht, des Talarz zum Mummenschanz bediente. Beide Theile lachten darüber, und damit war die Sache erledigt. Denn etwas haben unsere Ahnen vor uns voraus. Sie hatten mehr Sinn für Humor. Ich erwähnte das schon oben bei Gelegenheit des jüngsten Gerichtes.

Doch genug der Beispiele. Lindau, obgleich es in religiösen und politischen Dingen aus den „grausigen und wüsten“ (sprich „wüestlichen“) Wirralen des dreißigjährigen Krieges als Sieger hervorging, war wirtschaftlich vollständig ruiniert. Die Pest hatte die Bevölkerung bedeutend gelichtet. Der Verkehr war durch die Kriegsläufe in gänzliche Stockung gerathen. Der Handel hatte andere Bahnen eingeschlagen. Die Mittel der Stadt waren erschöpft und nicht minder die der Mehrzahl der einzelnen Bürger. Der Welthandel hatte den Seeweg gewählt. Der locale Handel wurde

gestört durch die fiscalisch-bureaucratische Richtung der deutschen Territorial- und der Schweizer Cantonal-Regierungen, welche das Peil in der Abschliefung erblickten und froh waren, durch dies System der Protection und Plasmacherei ihre Nachbarn schädigen zu können, ohne zu bedenken, daß sie sich selbst den größten Schaden zufügten.

Lindau blieb auch nach dem dreißigjährigen Krieg vorläufig noch Festung und mußte große Summen für Festungszwecke aufbringen. In Folge dessen stieg die Schuldenmasse der Stadt von Jahr zu Jahr, während der Wohlstand ihrer Bürger durchaus nicht in demselben Maß zunahm. Und wie ein Unglück selten allein kommt, so vereinigten sich jahrelange Mißernten, Ueberschwemmungen und Fenersbrünste, um die Stadt immer mehr herunter zu bringen. Der große Brand von 1728 zerstörte das Stift, die Stiftskirche und einen ansehnlichen Theil der Stadt. Dann kamen die schweren Zeiten der französischen Kriege, mit neuen Schulden, hierauf oder gleichzeitig mit ihnen die territorialen Veränderungen. Der Reichsdeputations-Recess vom 25. Februar 1803, welcher u. A. auch den Zweck verfolgte, die kleinen Herren, welche auf dem linken Rheinufer gelegene Besitzungen durch die Abtretung an Frankreich verloren hatten, auf dem rechten Ufer schadlos zu halten, theilte die ehrwürdige freie Reichsstadt einem Fürsten von Brethenheim zu. Ich bin offenerzig genug, zu meiner Schande zu gestehn, daß mir zwar ein bei Mainz gelegenes Dorf Brethenheim bekannt ist, daß ich aber von einer Dynastie dieses Namens nichts weiß und auch hier, in dem lieblichen schwäbischen Dörfchen am Bodensee, wo ich meine Sommerfrische abhalte, gänzlich außer Stande bin, mich über dieses durchlauchtige Fürstenhaus des Näheren zu unterrichten. Nur das weiß ich, erstens, daß die damalige Abtissin des Stiftes eine geborene Brethenheim war, so daß vielleicht der Verleihung der freien Stadt an den wenig bekannten Fürsten Vetterchafts-Rücksichten zu Grunde lagen; und zweitens, daß der damalige Fürst von Brethenheim sich beeilte, Lindau zu verschadern. Er trat die weiland freie Stadt nebst festländischem Gebiet, des-

gleiches das vormalz reichsunmittelbare Stift mit seinen Kelnhöfen an Oesterreich ab, welches ihm anderweite, nicht souveräne Besitzungen im Werthe von mehr als einer Million Gulden dafür gab. Oesterreich gewann damit am oberen Ende des See's eine dominirende Stellung, welche man ihm nicht gönnte, und so war es denn gezwungen, in Folge des unglücklichen Krieges und des Friedens von Presburg, Lindau an Bayern abzutreten, den größten der Rheinbunds-Staaten, welchen der Protector dieses Bundes, Napoleon I., ganz besonders protegirte.

Die damalige Rheinbunds-Regierung beilegte sich, als sie von Lindau Besitz ergriff, alle Spuren der vormaligen Reichsherrschaft mit Sorgfalt zu vertilgen. Namentlich wurde der Reichsadler, welcher neben dem Linden-Wappen an allen öffentlichen Gebäuden der Stadt prangte, je nach Befund überpinselt, abgetraht oder weg-gemeißelt. Noch heute machen die leeren Wappenschilder von Stein einen unheimlichen Eindruck. Jeder Fremde fragt: Was ist denn da früher gewesen? Und wenn ihm ein Einheimischer Auskunft giebt, schüttelt er den Kopf zu diesem Vandalismus. Derselbe war indessen keineswegs der bayerischen Regierung allein eigenthümlich. Während der Rheinbundszeiten und auch noch später herrschte bei vielen deutschen Regierungen eine Art von jacobinischer Zerstörungswuth, welche namentlich sich gegen alle historischen Reminiscenzen und Ueberbleibsel richtete. Man hielt es für einen Act von patriotischer und aufgeklärter Gesinnung, wenn man diese „Ueberreste des finstern Mittelalters als in unsere aufgeklärte Zeit nicht mehr passend“ (so lautete der stereotype Ausdruck bei den Behörden) unbarmherzig bei Seite schaffte. Namentlich war man stark darin, Burgen und Klöster auf den Abbruch zu verkaufen und statt dessen Kasernen zu bauen. So wurde namentlich auch die Stadt Lindau von der Rheinbunds-Regierung gezwungen, auf ihre Kosten die große Kaserne zwischen der Gerberschanze und der Maximiliansbastion (oder zwischen der Postgasse und dem See) zu erbauen. Und zwar nicht ohne einen gewissen Lutz, welcher u. A. auch den Eingang mit Trophäen und anderen Decorationen verzierte. Die Stadt, welche

sehr viel Schulden und gar kein Geld hatte, war genöthigt, einige Besitzungen, welche sie aus dem Schiffbruche gerettet, zu verkaufen, um die Kosten des Kasernenaubaus zu bestreiten, darunter auch das Gut Heuried. Dies gab Anlaß zu folgenden Anekdoten:

Ein Bäuerlein aus der Nähe steht vor der Kaserne, deren Pracht es bewundert. Nur der aufgeschlagene Helm der einen Trophäe macht ihm Scrupel. „Warum sperrt denn der steinerne Mann so das Maul auf?“ fragt es einen vorübergehenden Bürger. „Ah, lieber Mann,“ antwortet der Lindaner dem Bauern, „dieser steinerne Kerl da hat Heuried verschlungen, und weil es zu groß ist, kann er's nicht recht hinunter kriegen; deshalb sperrt er noch immer das Maul auf.“ Wenn nicht wahr, dann doch sinnreich erfunden.

In Bregenz erzählte mir ein frommer Vorarlberger mit sittlicher Entrüstung, der erste König von Bayern habe die Hafenanlage in Lindau mit den Trümmern der untern Gebhards-Kirche errichten lassen (ob es wahr ist, weiß ich nicht), das sei ein Kirchenraub und deshalb könne der Hafen nimmer gedeihen. „Wie kam denn der König in den Besitz dieser Steine? er war doch nicht Herr über Bregenz?“ Antwort: „Ja, man hat die Kirche auf den Abbruch versteigert, es waren eben gottlose Zeiten!“ So wurde innerhalb wie außerhalb der Mauern gesündigt.

Uebrigens hat Lindau am 12. October 1856 mit großem Jubel das semisacrale Fest der Vereinigung mit Bayern begangen; und dieser Jubel kam aus aufrichtigem Herzen. Denn die Stadt verdankt Bayern ihren Hafen, ihre Dampfschiffe und ihre Eisenbahn; sie verdankt dem Zollverein, dem Bayern rechtzeitig beitrug, die Entfesselung des Verkehrs und die Entfernung der Schlagbäume an den deutschen Territorialgrenzen; sie verdankt der vernünftigen internationalen Handelspolitik, der Politik der Maßen, Mühne und Delbrid, ihre guten Verbindungen mit Oesterreich-Ungarn auf der einen und mit der Schweiz auf der anderen Seite. Unter der Herrschaft des Systems der westeuropäischen Verträge ist der Schmuggel, der früher auf und an dem Bodensee eine so mächtige Rolle gespielt hat, murgiebig geworden. Man verdient

jezt mehr am hellen Tage mit ehrlichem Handel, als früher bei Gefahr von Kopf und Kragen mit nächtlichem Schmuggel.

Auch während der schlechtesten Zeiten hat Lindau seinen Muth nicht sinken lassen. Es hatte noch im vorigen Jahrhundert seine Commanditen in Spanien und sehr rege Verbindungen mit Norditalien, namentlich mit Venedig und Mailand, welche auch heute noch nicht ganz aufgehört haben.

Zu Ende des vorigen und, wenn ich nicht irre, zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ging regelmäßig ein Bote zwischen Mailand und Lindau. Die Lindauer nannten ihn den „Mailänder Bott“ und die Mailänder den „Corriere di Lindó“. Die letzteren hatten sogar einen Spottvers auf ihn gedichtet, welcher lautet:

„Il corriere di Lindó
Va e viene quando el puo“, d. i.

„Von Lindau der Botenmann
Kommt und geht so gut, wie er kann.“

Der Bote ging nämlich den damaligen schmalen und schlecht unterhaltenen Saumpfad über den Splügen und konnte daher im Winter, wenn tiefer Schnee lag, oder sonst bei ungünstigem Wetter, die programmmäßigen Ankunfts- und Abgangstage nicht immer einhalten. Diese vermeintliche Unordnung gedachten die Mailänder mit ihrem spöttischen Sprüchlein zu geißeln.

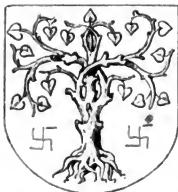
Mit diesem Boten ging auch mancher junge Lindauer Kaufmannssohn in die

Fremde, nachdem er die lateinische Schule absolvirt und dann in dem elterlichen Kaufhaus eine Zeit lang Briefe copirt und dann selbst correspondirt, auch die italienische Sprache ziemlich erlernt hatte. Dann nahm ihn der „Mailänder Bott“ unter seine Fittige und geleitete ihn sicher über die hohen Schnee- und eisbedeckten Berge in das italienische Jenests. Von Friz Gruber, von Genua und von Palermo habe ich schon oben gesprochen.

Ich habe nun versucht, das alte Lindau und das neue Lindau zu schildern; und wenn der geneigte Leser meinen bunten Bildern und wechselnden Scenen mit wohlthollender Aufmerksamkeit gefolgt ist, dann wird er mit mir sich freuen, daß diese gute alte Stadt im Begriffe steht, die hohe wirthschaftliche und bürgerliche Blüthe, deren sie sich im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte erfreute, im wiedergeborenen neuen deutschen Reiche auf's Neue zu erringen und dauernd zu behaupten. Schon der Unterschied zwischen dem Lindau von 1853 und dem Lindau, wie ich es 1878 gesehen, markirt einen erheblichen Fortschritt.

„Und aber nach zwanzig und einigen Jahren
Will ich des selbigen Weges fahren“.

würde ich sagen, wenn ich Ehder der ewig junge wäre; da ich das leider aber nicht bin, so will ich damit schließen, der schönen und doch so eigenthümlich gearteten Insel- und Lindenstadt zu ihrer glorieichen Vergangenheit ein fröhliches Gedenken für alle Zukunft zu wünschen.



Das Wappen Lindau's an der protestantischen Pfarrkirche.
Ende des 15. Jahrhunderts.



Reptilien und Vögel aus alter und neuer Zeit.

Von

Carl Vogt.

(Schluß.)

Sehen wir nun zu, wie sich die vorderen Extremitäten bei den Reptilien zuerst umgestalten.

Ich gebe hier zwei Reihen von Zeichnungen; die eine Reihe stellt die Entwicklung des Vogelsflügels nach Erdl, die andere diejenige des Fledermausflügels nach eigenen, noch nicht veröffentlichten Untersuchungen dar.

Die erste Anlage (Fig. 4 und 5) ist bei beiden identisch. Zur Seite des Körpers, mehr der Rückenfläche entsprechend, erhebt sich eine Art schaufelförmiger Falte, von Haut überzogen, mit indifferenter Bildungsmasse erfüllt, in welcher nach und nach Gefäße sich ausbilden. Diese platt an dem Körper anliegende Schaufel hebt sich mehr und mehr — sie läßt einen äußeren, plattenförmigen Theil und einen dicken kurzen Stiel gewahren, der in die Haut und Bildungsmassen des Rückens übergeht.

Nach und nach erscheinen in diesen Theilen die Anlagen festerer Gebilde; in der Platte zeichnen sich, bei der Fledermaus, fünf Strahlen aus, bei dem Vogel nur vier, von denen aber zwei sehr schnell zu einem verschmelzen. Hier scheiden sich schon die Wege, welche zu den weiteren Bildungen führen.

Bei der Fledermaus (Fig. 6 u. 8) zeigt sich deutlich der kurze, dicke Oberarmknochen, die Elle und die Speiche, aber letztere ist kurz und dick, die Elle dagegen länger und schmäler. An der Stelle, welche der Handwurzel und der Mittelhand entspricht, zeigt sich noch keine Differenzirung der inneren, harten Theile; die Fingerstrahlen sind noch fast gleich lang, durch Zwischenhaut verbunden, aber weder von der Mittelhand, noch in besondere Glieder abgetrennt. Die ganze Extremität gleicht einer kurzen Schaufel, und ihre drei deutlich angelegten Theile, Oberarm, Vorderarm und Endglied, sind

fast gleich lang, verhältnißmäßig dick und breit.

Nun werden die inneren Differenzirungen immer deutlicher (Fig. 8). Anfangs bleiben die beiden Knochen des Vorderarms noch gleich lang; bald aber gewinnt die Speiche an Länge und Dicke und zugleich wird die Elle auf ein feines Knöchelchen reducirt, das bei dem erwachsenen Thiere

ordentlich dünn und lang aus und ziehen die zwischen ihnen ausgespannte Verbindungshaut mit sich, die auf diese Weise zur Flughaut wird. Eine wahre Mittelhand im Gegenfatz zu freien Fingern existirt nicht. Ein dem Aus schlüpfen naher Embryo der Fledermaus hat ein seltsames Ansehen; er hüllt sich in seine Flügel, wie der Römer in seine Toga, und der Daumen

Fig. 4.



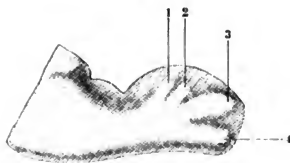
Erste Anlage des Fledermausflügels.

Fig. 5.



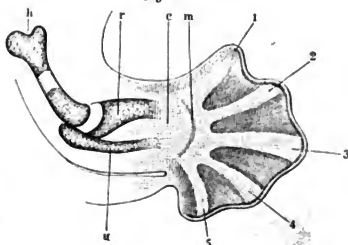
Erste Anlage des Vogelflügels, etwas weiter vorgeschritten als Fig. 4.

Fig. 7.



Vogelflügel, dem Stadium der Figur 6 etwa entsprechend. Erster Verbrütungsstag.

Fig. 6.



Fledermausflügel mit Anlage der Finger, des Vorder- und Oberarms.

Für diese und die folgenden Figuren gültige Bezeichnungen:

h Oberarmbein (humerus). r Speiche (radius). u Elle (ulna). c Handwurzel (carpus). m Mittelhand (meta-carpus). 1—5 Die Finger, vom Daumen an gezählt.

(Fig. 10) mit seinem dickeren — Ellenbogen — Ende an die Speiche angewachsen ist. Die Handwurzel bleibt außerordentlich kurz, unbedeutend und besteht bei dem erwachsenen Thiere nur aus zwei Knöchelchen; der Daumen bleibt gänzlich zurück im Wachsthum, richtet sich auf, wird von der Verbindungshaut frei und besetzt schließlich, bei dem erwachsenen Thiere, nur zwei kurze Endglieder, deren letztes eine Krallen trägt.

Dagegen wachsen die übrigen vier Finger mit ihren Mittelhandknochen außer-

steht meistens so, daß er sich quer über das Auge legt und mit seiner Spitze bis zur Ohröffnung reicht.

Das Schultergerüste ist demjenigen des Vogels in gewisser Beziehung ähnlich, die beiden Schlüsselbeine sind sehr lang, fest mit dem Brustbein verbunden; das Rabenbein aber ist nicht frei, sondern wie bei allen übrigen Säugethieren (mit Ausnahme des Schnabelthieres und des Schnabeligels) mit dem Schulterblatte verwachsen.

Folgen wir dagegen der Entwicklung

des Vogelflügels, so zeigen sich zum Theil ähnliche, zum Theil abweichende Verhältnisse.

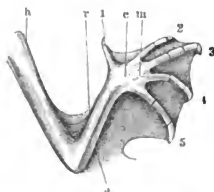
Die Elle nimmt den Vorrang (Fig. 9) über die Speiche, die jedoch nie so reducirt wird, wie die Elle der Fledermäuse.

Handwurzel und Daumen zeigen fast dieselben Verhältnisse; erstere ist ebenfalls

schmolzen, der kleine Finger nie zur Ausbildung gekommen.

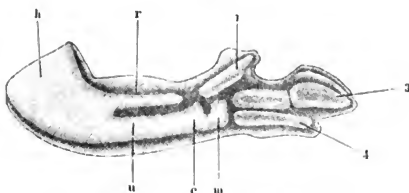
Wir sehen also, daß das Ziel, Herstellung eines Flugwerkzeuges aus der vorderen Extremität, bei den beiden jetzt lebenden Gruppen in verschiedener Weise erreicht wird; bei den Fledermäusen durch übermäßige Ausbildung, Verlängerung und Trennung der nur durch dünne Haut

Fig. 8.



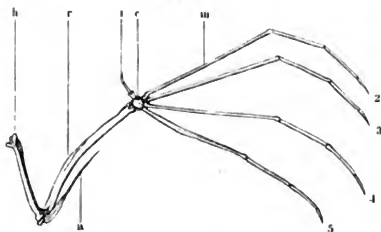
Fledermausflügel, etwa aus der Mitte des Embryonallebens.

Fig. 9.



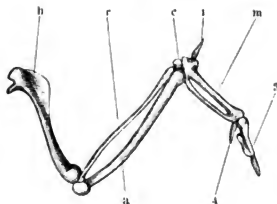
Flügel eines zehn Tage bebrüteten Hühnchens.

Fig. 10.



Flügel einer erwachsenen Fledermaus.

Fig. 11.



Flügel eines Käuzchens.

auf zwei Knöchelchen, der Daumen auf ein Glied reducirt. Die Mittelhand verschmilzt; die Finger verkümmern. In der That enthält der Vogelflügel (Fig. 11) nur einen Mittelhandknochen, welcher aus zweien verschmolzen ist, die anfangs getrennt waren, wie Figur 9 beim Embryo und die stets bleibende Spaltlücke beim Flügel des erwachsenen Vogels beweisen. Der eine rudimentäre Finger enthält nur zwei, der andere, welcher dem Ringfinger entspricht, nur ein Glied. Der Zeigefinger ist mit dem verkümmerten Daumen ver-

verbundenen, sehr beweglichen Finger; bei den Vögeln dagegen durch übermäßige Verkümmern, Verkürzung und Verschmelzung der Finger, die nur noch eine höchst geringe Bewegung gegen einander wie beim Kniegelenke zeigen.

Woher diese Verschiedenheit?

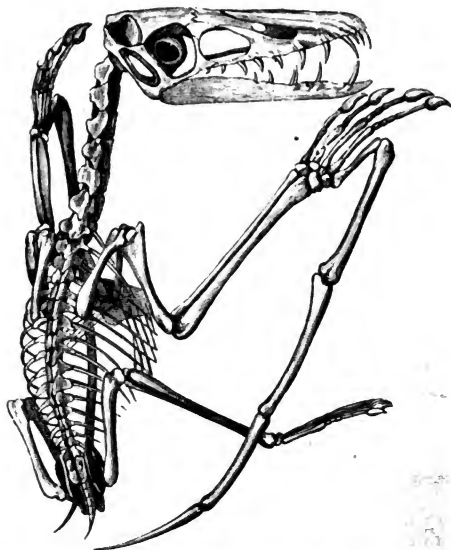
Der Grund ist leicht einzusehen; bei den Fledermäusen ist die Oberfläche, welche die Luft schlägt, aus weicher Haut, bei den Vögeln aus starren Hautgebilden, den Federn gebildet; bei ersteren müssen deshalb Stäbe geschaffen werden, welche

diese Haut stützen, ausbreiten und falten, bei letzteren dagegen handelt es sich um feste Stützpunkte für die aufgesetzten Federn, welche durch ihre Stellung die der Luft zu opponirende Fläche bilden.

Die Structur der Hautgebilde bestimmt also die Richtung, in welcher die Modification der Hartgebilde des Gliedes

Vögeln, bei den andern mit dem Schulterblatt verwachsen, wie bei den Fledermäusen; bei keinen sind die Schlüsselbeine beider Seiten, wie bei den Vögeln, zu einem Gabelknochen vereinigt. Das Oberarmbein, wie bei den anderen Fliegern, kürzer und kräftiger, als der Vorderarm, in welchem, wie bei den Vögeln, die Elle über die Speiche den Vorrang gewinnt;

Fig. 12.



Restauration des Skelets von *Pterodactylus crassirostris* aus den Schiefen von Solenhofen.

besonders in seinem Endtheile, durchgeführt ist.

Sehen wir nun zu, wie sich der Flügel der Pterodactylen gestaltet. Wir kennen das Skelet so genau, als lebte das Thier heute noch, und geben hier eine Zeichnung seines restaurirten Knochengerüsts (Fig 12).

Der Schultergürtel bietet, wie bei den Vögeln und Fledermäusen, ein festes Dreieck als Stützpunkt. Bei den einen ist das Kabenbein frei, wie bei den

die Handwurzel kurz, aus wenigen Knochen zusammengesetzt. Alle Finger und Mittelhandknochen getrennt, wie bei den Fledermäusen, aber vier Finger, ähnlich dem Daumen derselben, kurz und mit Klauen bewaffnet und nur der fünfte übermäßig groß, lang, dick und sogar mit einem überzähligen Gliede, also vier im Ganzen, ausgestattet.

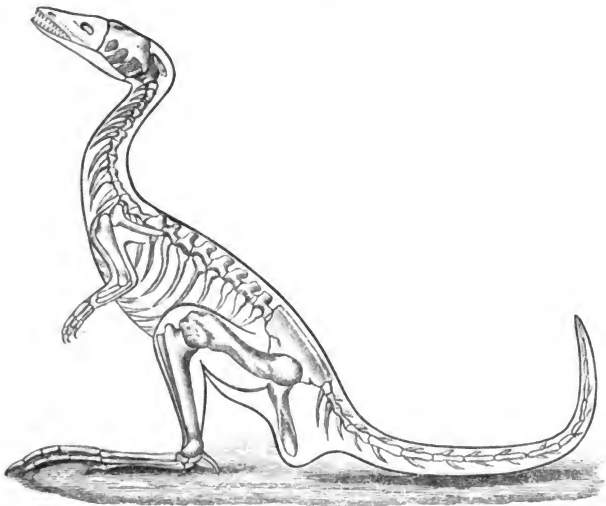
Die Bildungsrichtung ist also durchaus dieselbe, wie bei den Fledermäusen; man könnte den Flügel der Fledermäuse aus

demjenigen der Pterobactylen durch Streckung von drei Fingern entwickeln, während der Flügel der Vögel sich in keiner Weise auf den der Pterobactylen reduciren läßt:

Suchen wir unter den bis jetzt bekannten, lebenden oder fossilen Reptilien, so kennen wir mit Sicherheit kein einziges, in dessen Vorderfüße sich auch nur eine

Finger in Zahl und Gliedern. Wir dürfen also behaupten, daß die genauere Untersuchung der Vordergliedmaßen uns keinen Anhaltspunkt für die Entstehung der Vögel und Reptilien bietet. Vielleicht findet sich eine leise Hinneigung zur Vogelgliedmaße in der Reduktion der Zahl der Finger, die bei manchen, den Spuren zufolge, nur drei betragen haben mag.

Fig. 13.



Compsognathus longipes, restaurirt, in sitzender Stellung.

leise Annäherung zu der in dem Vogel-
flügel realisirten Bildung finden ließe.
Die Vorderfüße können wesentlich verkürzt
sein, wie bei Compsognathus (Fig. 13) und
den meisten übrigen Dinosauriern, aber sie
besitzen noch immer getrennte und wohl
ausgebildete Zehen, mit welchen sie, wie die
sogenannten Vogelspuren zeigen, von Zeit
zu Zeit den Boden berührten. Nirgends
zeigt sich eine beginnende Verwachsung
der in der Zahl reducirten Mittelhand-
knochen, nirgends eine Verkümmern der

Anders verhält es sich mit den Hinter-
gliedmaßen; aber die Kraft ihres Be-
weises wird, wie wir sehen werden, durch
manche andere Rücksichten geschwächt.

Das Becken der Reptilien ist meist nur
locker an den Wirbeln befestigt; bei allen
lebenden haftet es nur an zwei Kreuz-
beinwirbeln. Bei den Dinosauriern da-
gegen umfaßt es drei, vier, selbst fünf
und vielleicht auch sechs Wirbel und bei
Compsognathus bieten seine verschiedenen
Stücke, wie man aus den Figuren sehen

kann, eine Lagerung, die lebhaft auf die Structur des Beckens der Vögel hindeutet, wo die Darmbeine ebenfalls zwei lange Platten darstellen, welche mit einer größeren Anzahl von Wirbeln in Verbindung treten und dieselben so einfassen, daß sie in der Profilaufsicht gar nicht zur Anschauung kommen.

In ähnlicher Weise wie bei dem Flügel läßt sich bei dem Beine der Vögel nachweisen, daß eine ursprüngliche Vielzahl allmählig reducirt wird — nur trifft hier diese Reduction wesentlich den Unterschenkel, die Fußwurzel und den Mittelfuß, dagegen nicht so sehr die Zehen, welche am Flügel wesentlich betroffen wurden. Beim Reptil sind die reducirten und verschmolzenen Theile zeit lebens getrennt, beim Vogel sind sie es nur im Embryonalzustande. Schienbein und Wadenbein verschmelzen zu einem Stücke; die Fußwurzel, welche schon bei vielen Reptilien sehr eingeht und oft nur aus zwei Knochen besteht, die auch beim Vogel-embryo angelegt werden, verschwindet ganz, indem sie einerseits mit dem einfachen Unterschenkelknochen, anderseits mit dem ebenfalls einfachen Mittelfußknochen verschmilzt, den man am Vogelfuße unter dem Namen des Laufknochens kennt und der seine Verschmelzung aus drei oder vier ursprünglichen Knochen durch Rinnen und Gelenke deutlich anzeigt. Die Zehen bleiben getrennt und normal, meist in der Vierzahl, können aber bis auf zwei reducirt werden.

Die Folge dieser Gestaltung ist, daß der Vogel seinen Körper frei schwebend in der Luft und einzig auf den Stützen der beiden Hinterbeine ruhend trägt. Das kann kein hente lebendes Reptil — die Chamäleons sind die einzigen, welche den Körper frei schwebend, aber so tragen, daß die Last des Körpers auf die vier Füße vertheilt ist.

Die Dinosaurier konnten sich, wie wir sahen, diese Stellung erlauben; ihre Fußspuren beweisen, daß sie gleich langfüßigen Reihern stützbeinig einherschritten; das Skelet des *Compsognathus* beweist bis zur Evidenz, daß sie hüpfen und sprangen, wie Springmäuse oder Känguruis — selbst der lange Schwanz zum Balanciren fehlt nicht.

Beweisen aber alle diese Thatfachen,

ich will nicht sagen, die Vogelähnlichkeit, sondern vielmehr die Möglichkeit der directen Ableitung der Vögel von den Dinosauriern?

Keineswegs! Sie beweisen nur die Herstellung gleicher Mittel zur Erzielung eines identischen Resultates, des freien Tragens der ganzen Körperlaster auf den beiden Hinterbeinen. Um dieses zu ermöglichen, muß ein fester Stützpunkt des Beckens an der Wirbelsäule hergestellt werden durch die Heranziehung einiger Wirbel in das Becken selbst, und auf Herstellung dieses mechanischen Erfordernisses beschränkt sich auch die im Becken aufzufindende Vogelähnlichkeit der Dinosaurier, die sich sogar nicht weiter erstreckt, denn Schien- und Wadenbein, sowie die Mittelfußknochen sind bei ihnen, so viel man weiß, getrennt und keine Spur, keine Anlage von einem einzigen verschmolzenen Laufknochen, wie bei den Vögeln, gegeben.

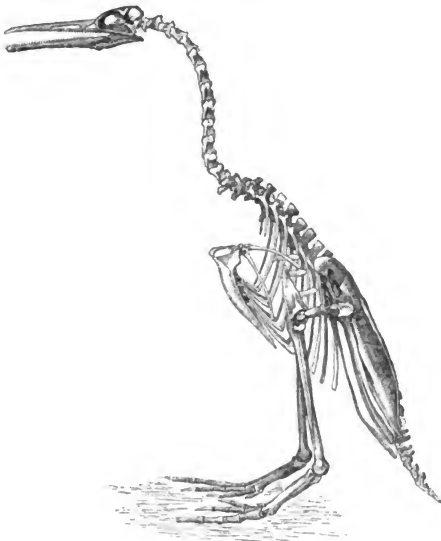
Weibe Momente aber, das Freitragen des Körpers auf den Hinterbeinen einerseits und das Fliegen anderseits, sind in ihren Beziehungen zu einander vollkommen unabhängig. Mensch und Springmaus tragen den Körper aufrecht auf den Hinterbeinen, ohne fliegen zu können, und Pterodactylus und Fledermaus fliegen, ohne aufrecht gehen zu können. Bei der Fledermaus lehrt das die tägliche Beobachtung; es würde schon, wie bei dem Pterodactylus, aus der schwächtigen Beschaffenheit der unmodificirten Füße und des keinen genügenden Stützpunkt gewährenden Beckens hervorgehen. Die Vögel allein sind schreitende Flieger; Pterodactylen und Fledermäuse dagegen kriechende Flieger. Selbst wenn die Dinosaurier vollkommen den Vögeln gleich gebildete Füße hätten, so würde dies nur eine größere Wahrscheinlichkeit, nicht aber eine Gewißheit dafür geben, daß ihre vorderen Gliedmaßen in ähnlicher Weise sich umgestaltet hätten.

Die Vogelähnlichkeiten der uns bis jetzt bekannten Dinosaurier reduciren sich also, mit alleiniger Ausnahme der kürzlich entdeckten und oben erwähnten Ausbuchtung der Hals- und Rückenwirbel bei Titanosaurius, einzig und allein auf Bildungen in den Hintergliedmaßen, welche auch in anderer Weise, durch die Herstellung einer aufrechten, frei schwebenden Haltung des

Körpers erklärt werden können. Die Verkürzung der Vordergliedmaßen ist keine Uebergangsbildung zur Herstellung, selbst des vogelähnlichen Flugorganes; denn der Vogelsflügel ist, im Ganzen genommen, nicht kürzer als das Vorderbein der gehenden Thiere; bringt man bei einem Vogelskelete den Körper in wagerechte Stellung, und die Flügelknochen in dieselbe Stellung, wie bei einem Säugethiere z. B.,

den ältesten, werden uns bald weitere Aufschlüsse kommen; er hat den Gabelknochen der Vögel, statt getrennter Schlüsselbeine, Speiche und Elle sind noch etwa gleichwerthig, wie bei den Reptilien; die Mittelhandknochen scheinen noch geschieden, die Finger mehr unabhängig, und neben dem Daumen scheint noch ein zweiter, vielleicht bekrallter Finger existirt zu haben, was auf die embryonale, vorübergehende

Fig. 11



Hesperornis regalis. Restaurirtes Skelet.

so erreicht der Vorderarm schon mit dem Handgelenke den Boden. Wenn also die Dinosaurier im Allgemeinen und Compsognathus im Besonderen eine bedeutende Verkürzung der Vorderglieder zeigen, so ist diese Bildung keine Annäherung, sondern im Gegentheile eine Entfernung von der in dem Vogelsflügel hergestellten Structur.

Unterziehen wir nun, bevor wir zum Schlusse eilen, die fossilen Vögel noch einer kurzen Betrachtung. Ueber Archaeopteryx,

Bildung hindeuten würde. Im Fuße zeigt sich schon die Verschmelzung von Schien- und Wadenbein, so wie die Verlängerung des verschmolzenen Laufknochens, während die Fußwurzel noch einige Knöchelchen, wie bei Reptilien, zeigt; der Schwanz ist ein Reptilienschwanz, auf beiden Seiten mit Federn besetzt. Außer in der Bezeichnung zeigen die beiden Vögel aus der Kreide, Hesperornis und Ichthyornis, keine Reptilienähnlichkeit mehr, wenn man nicht die doppelt-concaven

Wirbel des letzteren als solche bezeichnen will. Es ist also wohl erlaubt, eine genetische Linie von dem Zuraubogel zu denen der Kreide zu ziehen und zu sagen, daß sich während des Intervalls dieser Zeiten ein bedeutender Fortschritt zum definitiven Vogeltypus ausgebildet hat.

Aber Hesperornis (Fig. 14) zeigt noch mehr. Nach Marsh, der sein ganzes Glück nach aufgefundenen Resten reconstituiren konnte, wie wir es hier im Holzschnitte sehen, war der Vogel ein schwimmender Strauß von Menschengröße; im Uebrigen ein Schwimm- oder Tauchvogel, aber mit in einer Längsrinne der Kiefer eingesetzten Zähnen bewaffnet und mit kiellosem Brustbein und verkümmerten Straußenflügeln ausgestattet.

Die Moas aus den neuesten Ablagerungen Neu-Seelands, die Strauße und Kasuare, so wie die Kiwi-Kiwis (Apteryx) von Neu-Seeland haben solche verkümmerte Flügel, deren Endziel im letzteren Vogel erreicht ist.

Diese Verkümmernng ist offenbar eine später erworbene. Der Flügel des Straußeß hat nur einen Finger, statt der drei des gewöhnlichen Vogelflügels; aus der Geneseß des letzteren im Embryo können wir aber die Gewißheit ableiten, daß der Embryo des Straußeß zu einer bestimmten Zeit im Ei drei Finger gehabt haben muß, daß also die Verkümmernng eine erworbene ist. Der Flügel des Straußeß kann aus einer, noch weiter getriebenen Reduktion des normalen Vogelflügels abgeleitet werden, nicht aber der Vogelflügel aus einer Vermehrung des Straußenflügels.

Das gleiche Gesetz muß für Hesperornis gelten. Der Kreidevogel muß Vorfahren gehabt haben, welche nicht verkümmerte Flügel besaßen, und ebenso muß Archaeopteryx, der Zuraubogel, Vorfahren gehabt haben, deren Reptilien-Charaktere noch auffallender waren, wo Schien- und Wadenbein nicht verschmolzen, der Laufknochen noch nicht ausgebildet, alle Mittelfuß- und Zehnknochen etwa gleichwerthig waren.

Das sind logische Schlüsse, die uns mit Nothwendigkeit zu dem Ausgangspunkte der Huxley'schen Ansichten zurückführen.

Durch die Auffindung von Archaeopteryx

und den Kreidevögeln ist die Frage der Lösung etwas näher gebracht worden — wir können sagen, daß Archaeopteryx mehr Reptilienähnlichkeiten zeigt, als die Dinosaurier Vogelähnlichkeiten, und wir können, auf diese Beobachtungen gestützt, jetzt mit Bestimmtheit behaupten, daß die Vögel von Reptilien abstammen müssen; daß durch allmähliche Umänderungen, von welchen wir einige, unzusammenhängende Stufen nachweisen können, diese Umgestaltung bewirkt wurde — mehr aber können wir nicht mit Bestimmtheit belegen. Die Dinosaurier mögen die vogelähnlichsten Reptilien sein — wie wir aber nachwiesen, beruht diese Ähnlichkeit nur auf der Bildung der hinteren Gliedmaßen, welche nicht nothwendig mit denjenigen der vorderen verknüpft ist.

Wir kennen also die Uebergangsformen zwischen Reptilien und Vögeln im Speciellen durchaus noch nicht; wir können von keiner bekannten Form behaupten, daß sie der directen Nachkomme oder Vorfahre einer andern sei. Wer Solches behaupten will, versündigt sich an der thatsächlichen Wahrheit, der Grundlage aller echten Naturforschung.

Man hat neuerdings, wie ich schon im erwähnten Aufsatze zeigte, viel Gewicht auf die monophyletische oder einstammige Ableitung der Typen gelegt. Ein Ur-Reptil, ein Ur-Vogel. Aber dort schon sagte ich, daß jede genauere Untersuchung den Grund dieser Annahme nachweist. Marsh betont mit vollem Rechte, daß die Unterschiede zwischen den beiden Kreidevögeln ungemein viel größer seien, als die zwischen den heute lebenden Vögeln; daß also die Abstammungslinien um so mehr auseinanderweichen, je weiter man in die Vorzeit zurückkehrt. Es ist also wahrscheinlicher, daß der jetzige, mit Ausnahme der strauffartigen Vögel so überaus einförmige Vogeltypus sich aus mehreren, getrennten Wurzeln hervorgebildet hat. Und daß diese Wurzeln in grauer Vorzeit liegen müssen, ist um so gewisser, als schon in der Kreidezeit die Rückbildung des normalen Vogelflügels bei Hesperornis Platz griff.

Dieselben Betrachtungen müssen uns aber überzeugen, daß es durchaus unstatthaft ist, den Typus der Strauße als eine Stammform zu betrachten, aus

welcher sich der fliegende Vogel entwickelt hätte. Wenn man der Entwicklungs-
geschichte einmal das Recht einräumt, in
diesen Fragen mitzusprechen, (und Niemand
wird ihr dieses Recht absprechen wollen),
so muß man sie auch in jedem einzelnen
Falle hören und berücksichtigen. Nun
lehrt uns aber die Entwicklungsgeschichte,
daß die verschmolzenen Mittelhand- und
Fingerringen des Vogelflügels aus wohl-
getrennten, zahlreichen Anlagen hervor-
gehen, die erst später reducirt werden.
Bei den Straußen aber existirt nur ein
Finger, beim Kiwi-Kiwi gar keiner; die
Flügel dieser Typen setzen also nur die
Linie fort, in welcher der Vogelflügel sich
aus dem Reptilienfuße entwickelte. Der
Straußentypus folgt also dem Vogeltypus,
er geht ihm nicht voran; die Ratiten oder
straußartigen Vögel sind nicht, wie man
noch jetzt oft annimmt, zwischen Reptilien
und Vögel theilweise eingeschoben; sie
repräsentiren im Gegentheile eine besondere
Seitenlinie des Vogeltypus.

Welche Zwischenbildungen die noch heute
zwischen Reptilien und Vögeln existirende
Kluft überbrückt haben mögen, läßt sich
nicht bestimmen. Man darf nie vergessen,
daß alle diese Entwicklungsphasen Re-
sultate sind, hervorgegangen aus einer
Menge einander oft bekämpfender Ein-
flüsse; daß alle Bemühungen, einen von
vornherein maßgebenden Plan der Um-
bildungen aufstellen zu wollen, stets ge-
scheitert sind und nothwendig scheitern
müssen, da wir nie im Stande sind, von
uns aus zu bemessen, welche Organe
zuerst von der Umbildung ergriffen werden,
welche am längsten Widerstand leisten.
Nur die Beobachtung kann die that-
sächlichen Elemente zur Entscheidung solcher
Fragen liefern. Aber aus den hier zu-
sammengestellten Thatfachen ergibt sich
ein Wegweiser, der zeigt, wo und in
welcher Richtung gesucht werden muß,
wenn man die Materialien zu der Brücke
finden will, welche eines Tages über die
Lücke hinüber führen wird.





www.libtool.com.cn

Ueber Schlaf und Traum.

Von

Prof. Dr. F. Siebert.

Als schwierigste und dunkelste Probleme naturwissenschaftlicher Forschung bietet die Welt der Organismen die Phänomene, welche uns im Gegensatz zu den mechanischen Kräften der anorganischen Welt als Lebens-Erscheinungen, Leben im Allgemeinen entgegenreten.

Wir können diese Vorgänge der Wechselwirkung zwischen Organismus und Außenwelt, wie sie sich in den vitalen Kraft-äusserungen darstellen, als „Einnahme und Ausgabe“ bezeichnen. Die Einnahme besteht in der Aneignung der Stoffe aus der Umgebung, die zur Erhaltung der formgebenden Elemente tangential sind, und deren innerer Umsehung, Assimilation, welchen Vorgang wir als „Ernährung“ bezeichnen. Die Ausgabe äußert sich in dem Freiwerden der durch die Ernährung und specifischen Zusammensetzung resultirenden Kräfte, die „Function“.

Es sind somit Ernährung und Function als Gegensätze zu betrachten, die nicht gleichzeitig auftreten, sondern sich zeitlich ablösen müssen, d. h. die Ernährung findet statt, wenn der Organismus ruht, ist derselbe in Thätigkeit, so tritt Ernährungsverlust, Stoffverbrauch ein. Dadurch wird das Organ erschöpft, die Functionsfähigkeit ermüdet allmähig, um sich in der Ruhe durch Ernährung

von Neuem Kräfte zum Ausgeben zu sammeln.

Wir finden diesen Wechsel von Thätigkeit und Ruhe in den äußerlich erkennbaren Lebenserscheinungen überall in der organisirten Welt bei dem Individuum als Ganzes betrachtet, bis in seine einzelnen Organtheile, nur sind die Zeitintervalle zwischen Function und Ausruhen, wie uns Allen bekannt, verschieden, manchmal in langen Pausen abwechselnd, oder sich so rasch folgend, daß bei oberflächlicher Beobachtung an eine Constanz der Function gedacht werden könnte.

Als uns nächstliegendes Beispiel sei die Muskelthätigkeit erwähnt. Die Breite der Leistungsfähigkeit ist hier eine gewaltige, doch ermüdet der Muskel zuletzt und sammelt erst in entsprechend langer Ruhe durch die Ernährung aus dem Blutstrom neue Functionstauglichkeit. Eine scheinbare Ausnahme macht nur das Herz, das in regelmäßigen Schlägen ununterbrochen die ganze Lebenszeit arbeitet, aber die Perioden von einem Herzschlag zum anderen zeigen nur vollkommenerer rhythmische Abwechslung von Bewegung und Erschlaffung, rasches Zusammenziehen zum kräftigen Austreiben der Blutäule und völliges Erschlaffen, um der von der Peripherie zurückströmenden Blutwelle kein Hinderniß entgegen zu setzen, und so arbeitet in 24 Stunden der Herzmuskel genau 12 Stunden, während er eben so lange vollkommen ruht. Dieser Wechsel

von Ruhe und Arbeit ist besonders interessant, wenn er als Totaleffect in besetzten Individuen zur Erscheinung kommt. Wir nennen ihn dann Schlaf und Wachen.

Im Schlaf ruht vor Allem das Organ, welches die geistigen Lebensäußerungen vermittelt, das Gehirn. Sinnliche Apperception und Aufmerksamkeit werden zunächst schwächer und verschwommener, die Gedanken verwirren sich, das Bewußtsein erlischt, ebenso ruhen die seelischen, durch den Willen vermittelten Bewegungsercheinungen, dagegen dauern die sogenannten vegetativen Thätigkeiten, wenn auch vermindert und verlangsamt, fort, wie Athmung, Herzbewegung, Secretion und dergleichen. Je gründlicher der Körper in Schlaf verfallen ist, ausruht von den Kämpfen um das Dasein, den leidenschaftlichen Erregungen, dem Wechsel der Stimmungen und Vorstellungen, desto mehr gleicht er, wie sich die Poesie sinnig ausdrückt, dem erstarrten Bruder, dem Tod, doch fehlt der starre, kalte Ausdruck des letzteren, das warme Blut durchkreist die Gewebe und hält sie in weichen, schwellenden Formen, wodurch der Schlaf uns den Unverdorbenen, namentlich das Kind, so anmuthig erscheinen läßt.

Die Wissenschaft hat sich viel Mühe gegeben, diesen Zustand physiologisch klar zu machen, und doch gehört diese alltägliche Erscheinung noch zu den größten Räthseln. Es sei mir gestattet, einige Erklärungsversuche vorzuführen, wenn auch hier nicht der Platz ist, auf den Mechanismus des Gehirns tiefer einzugehen.

Schlaf ist Ruhe, Aufhebung der Function zum Zweck des Wiedererfasses im verbrauchten Hirnapparat. Aber das Gehirn ist ein äußerst complicirtes Organ mit der reichhaltigsten Functionsäußerung, es muß deshalb die Frage entstehen, welcher Centraltheil ist in seiner Ermüdung im Stande, den ganzen so complicirten Reichtum dieser Thätigkeiten herabzustimmen bis zum scheinbaren Erlöschen.

Man hat eine Reihe von Gehirnthellen als Sitz des Schlafes bezeichnet, das Großhirn, den sogenannten Stabkranz, die Sinnescentren und dergleichen. Es würde zu weit führen, die Unbrauchbarkeit dieser Hypothesen zu erörtern, denn

sobald man annimmt, daß durch die active Thätigkeit eines Centralpunkts die übrigen Hirncentren in ihren Lebensäußerungen gehemmt würden, so liegt sofort wieder eine Function vor, und diese contrastirt mit der Analogie der Ermüdung in anderen Organen zum Zweck des Wiedererfasses.

Dem Naturforscher ist nicht gedient mit den metaphysischen Raisonnements, wie sie die Philosophie einseitig bietet. Was soll man mit der Phrase anfangen, daß im Schlaf sich die Seele frei macht von der Materie und nun außerhalb der feststehenden Naturgesetze ihre eigenen Wege wandelt? Man mag eine Anschauung vom Seelenbegriff haben, welche man will, wir werden immer sagen müssen, daß ihre Äußerungen streng an die Integrität des Hirngewebes gebunden sind und hier nach allgemeinen Gesetzen der organischen Natur zur Erscheinung kommen.

Es ist deshalb gerechtfertigt, anzunehmen, daß im Gehirn dieselben Vorgänge stattfinden wie in jedem anderen Körper-Organ, und wir werden sofort den Schlaf verstehen, wenn wir uns klar machen, was dafür anderwärts bei der Ermüdung als wesentliches Moment zu beachten ist. Betrachten wir irgend ein Organ in der Thätigkeit, so ist es ganz zweifellos, daß seine Function Hand in Hand geht mit einer Steigerung der Blutfülle. Das Blut ist der normale Reiz für alle Organe, der Muskel in der Thätigkeit zeigt eine Blutanfüllung, ebenso jede Drüse, der Verdauungsapparat, das Athmungsorgan, so lange die Function dauert. In der Ruhe tritt dieser Blutandrang sofort zurück. Die Chemie weist uns den Stoffverbrauch im arbeitenden Organ nach, in der Ruhe verschwinden die Zerlegungsproducte und die verringerte Blutmasse dient nun zum Ersatz der Gewebsverluste.

Ist dies anders im Gehirn? Gewiß nicht. Die graue Substanz im Gehirn, an welche die Functionen gebunden sind, ist das blutreichste Organ des Körpers. Es ist physiologisch nachgewiesen, daß die seelischen Thätigkeiten mit dem vermehrten Blutandrang steigen, mit seiner Abnahme träger werden und veröden. Jedermann weiß, daß Ursachen, welche die Blut-

circulation im Gehirn beschleunigen, das Spiel der Vorstellungen erleichtern, es beruht darauf z. B. die Wirkung der Erregungsmittel, der freudigen Affecte, des Weins; es folgt alsdann jenes Erleichterungsgefühl, mit welchem sich die Vorstellungen rascher und präciser entfalten und — der Schlaf schwindet. Dem entgegen zeigt sich als *verlesenes Symptom* der Blutleere und bleichsüchtigen Zustände der mühsame Ideenablauf, die üble Stimmung, der Widerwille, Entschlüsse zu fassen, die Unlust, früh aufzustehen, und dergleichen.

Nun ist uns Folgendes bekannt. Die unendlich complicirten Bahnen des Blutkreislaufs verhalten sich nicht wie starre Gerinne, sondern sind einer wechselnden Ausdehnung und Zusammenziehung fähig. Dieselbe beruht nicht nur auf der Pulsionskraft des Herzens, sondern ist dem Gefäße eigenthümlich und kann partiell bald da und dort auftreten. Dies ist nur denkbar, wenn die feinsten Gefäßverzweigungen mit dem regulirenden Nerveneinfluß in Zusammenhang stehen. Die Physiologie weist uns auch präcis eine Stelle im Gehirn nach, von dem aus die Einflüsse auf das Gefäßsystem stattfinden; sie liegt nahe dem Centrum für den Athmungsmechanismus, am Uebergang vom Gehirn zum Rückenmark. Von hier aus gehen Leitungsbahnen nicht nur nach dem Herzen und den Gefäßen der Peripherie, sondern auch nach dem Großhirn, dem Organ zur Bildung des Vorstellungslebens. Nun wird uns sofort verständlich, warum gewisse Vorstellungen nicht bloß Herzklopfen, sondern auch Erröthen oder Erblassen hervorrufen, warum bei dem Gedanken an eine leckere Speise bestimmte Drüsen blutreicher werden und sich in Folge davon die Mundfeuchtigkeit vermehrt u. s. w.

Dieser Gefäßregulator sorgt auch für die richtige Blutvertheilung im Gehirn. Sofort, wenn das Vorstellungsleben rascher ablaufen soll, erweitern sich die Hirngefäße und umgekehrt. Was wird nun geschehen, wenn dieses Gefäßcentrum im Gehirn selbst ermüdet, Ruhe braucht?

Mit dem Nachlaß seiner Thätigkeit wird der Blutstrom im Gehirn verlangsamt, die feinen Gefäße verengern sich durch ihre natürliche elastische Be-

schaffenheit und das ganze Gehirn wird blutleerer. Sobald aber der Reiz der activen Blutwelle nachläßt, sinken sämtliche Hirnthätigkeiten, und es treten die bekannten Vorläufer des Schlafes, zuletzt dieser selbst ein. Wollen wir also von dem Sitz des Schlafes im Gehirn sprechen, so müssen wir für dies Phänomen das Gefäßcentrum und seine Ermüdung verantwortlich machen.

Diese Annahme bliebe eine werthlose Hypothese, wenn sie nicht durch weitere Beobachtungen und Experimente zu begründen wäre.

Es ist längst in der Physiologie bekannt, daß das Gehirn Schlafender blutleer ist. Dies ist bei Schädelverletzungen unmittelbar beobachtet und festgestellt worden, man kann es auch leicht bemerken beim Neugeborenen. Wenn derselbe schläft, sinkt die große Fontanelle, der noch offene Spalt auf der Scheitelhöhe, kahnförmig ein, während dieselbe beim Erwachen sich hebt, bis sie in voller Agilität des Kindes ziemlich prall die Schädelwölbung überragt. Der Grund liegt nahe. Das Gehirn des schlafenden Neugeborenen nimmt einen beträchtlich geringeren Raum in der allseitig luftdicht geschlossenen Schädelkapsel ein als das des wachenden. Das zusammensinkende Organ zieht die nachgiebige häutige Bedeckung der Fontanelle in den Schädelraum hinein, um sie bei neuer Schwellung im Wachen wieder zu erheben. Da die Gehirns substanz fest und unveränderlich ist, so kann nur das flüssige Blutquantum diese Größenschwankung veranlassen. Die neueste Zeit hat noch einen exacteren Beweis erbracht, der sich nicht allein auf die Thatsache der Hirnblutleere im Schlaf bezieht, sondern auch noch ein Licht auf die schlummernden, herabgesetzten Hirnthätigkeiten, auf das Verhalten der Sinnes- und Vorstellungscentren wirft und uns das Wesen des Traumlebens näher rückt.

Um dies geistreiche Experiment richtig zu würdigen, sei mir erlaubt, die im Schlaf rastenden Gehirnfunctionen kurz zu berühren.

Wenn wir von dem zeitlich sich Ablösen, dem Alterniren der Function und Ernährung sprechen, so erlischt nicht mit dem einen das andere vollkommen, sondern es kann nur von dem Zurücktreten des

einen vor dem anderen die Rede sein. Der ermüdete Muskel ist nicht absolut erschlafft, sondern es läßt nur die Energie der Contraction nach und es erhält sich das Organ in einer mittleren Spannung. Die Athmung und Herzbewegung erlischt im Schlaf nicht vollkommen, sie wird nur schwächer, langsamer und der chemische Stoffumsatz verringert sich. Ebenso sistiren im Schlaf die Gehirnthätigkeiten nicht durchaus, sonst würde sofort der Tod erfolgen, sondern sie treten nur in der Erscheinung der Lebensenergie bedeutend zurück. Die Sinneswahrnehmungen sind z. B. nicht absolut aufgehoben. So hört der Schlafende, aber die Schallwellen rufen nicht oder nur unvollkommen die specifische Sinnesempfindung hervor. Die Aufmerksamkeit fixirt kaum den Sinnes Eindruck, dadurch erlischt derselbe sofort wieder, ohne die ganze Reihe der dazu gehörigen Vorstellungen auszulösen. Also der Schlafende hört nur scheinbar nicht, weil für den fremden Beobachter die gewohnten Reactionsercheinungen auf Schalleindrücke nicht zum Ausdruck kommen. So geht dies durch alle Sinne. Ist der Sinnes Eindruck aber stark genug, so treten der Reihe nach die Gehirncentren reflectorisch wieder in volle Thätigkeit und der Schlafende erwacht. Die Leichtigkeit oder Schwierigkeit, mit der dies geschieht, unterscheidet den leisen und tiefen Schlaf. Ebenso wenig ist das Spiel der Vorstellungen im Schlaf vollkommen aufgehoben.

Sehen wir zu, in welcher Weise experimentell diese Gehirnvorgänge zur Erscheinung gebracht worden sind.

Dr. Messio in Turin construirte ein Instrument, um Volumenveränderungen an einzelnen lebenden Körpertheilen zu messen, das Volumeter.*)

Das Princip des Apparats ist sehr einfach. Im bestimmt begrenzten und abgeschlossenen Raume wird der zu untersuchende Körpertheil, z. B. eine Extremität des Untersuchungsobjects, mit Flüssigkeit umgeben, welche durch eine Oeffnung in der Hülle ungehindert aus- und eintreten kann. Erfolgt nun eine Volumenveränderung, z. B. eine Vergrößerung des Körpertheils, so muß notwendiger-

weise Flüssigkeit aus dem ganz gefüllten Raume anstreten; der umgekehrte Fall wird bei Verkleinerung stattfinden. Das Maß der verdrängten oder eingetretenen Flüssigkeit ergiebt direct die Volumenveränderung des Körpertheils.

Ist ein solcher Apparat nun z. B. sorgfältig dem Vorderarm angepaßt und mit einer längeren engen Glasröhre verbunden, so geben die Schwankungen der Flüssigkeit in derselben überraschende Aufschlüsse.

zunächst bemerken wir rhythmisch wiederkehrende kleine Schwankungen des Wasserstandes in der engen Röhre, die die geringen Volumenveränderungen im Arm durch Herzbewegung (Pulsschlag) und Athmung erzeugen.

Denken wir uns unser Beobachtungsobject in der Erwartung des Schlafes ruhig daliegend; wir unterstützen dasselbe in diesem Bestreben, indem wir das Licht möglichst von ihm absperrn und auf den Apparat concentriren. Wir beobachten lange die oben erwähnten kleinen Oscillationen der Wasserjähle. Da — plötzlich — sehen wir ein rapides Vorschreiten derselben. Es ist der Moment der eintretenden Bewußtlosigkeit, des Einschlafens gewesen, und wird dieses nicht gestört, so beobachten wir bei den nächsten Pulswellen ein ebenso rasches Vorschreiten, und in kurzer Zeit ist die Beobachtungsröhre gefüllt und das Wasser entleert sich bei jedem Pulsschlag tropfenweise. Es beweist diese Erscheinung zunächst, daß der Peripherie des Körpers, hier dem Arm, mit dem eintretenden Schlaf eine viel reichlichere Menge Blut zugeführt wird, die einem anderen Organ entnommen worden sein muß. Aus dem bereits Gefagten ist es zweifellos, daß dieses blutleer gewordene Organ das Gehirn ist.

Die Volumenvergrößerung des Arms durch einströmendes Blut dauert etwa eine Stunde; es ist die Periode des tiefsten Schlafes. Von da an bis zum Erwachen in der Frühe beginnt die Wasserjähle im Beobachtungrohr rückläufig zu werden, und hat man durch die Einrichtung des Apparats dafür gesorgt, daß das verdrängte Wasser von demselben wieder aufgenommen werden kann, so hat die Wasserjähle mit dem Erwachen un-

*) Vergl. Referat im „Ausland“ 1876, Nr. 6.

gefähr ihren früheren Stand vor dem Einschlafen wieder erreicht. Die eben geschilderten Erscheinungen bilden den gewöhnlichen Verlauf bei jedem ungestörten Schlaf; öfters tritt jedoch eine rückläufige Bewegung der Säule in größeren Dimensionen ein, und solches geschieht jedesmal bei Erregung irgend eines der Sinneswerkzeuge des Schlafenden. Wir nähern z. B. die Lampe dem Gesicht desselben oder berühren das Gesicht mit einer Flaumfeder, oder endlich wir erregen ein Geräusch; in allen diesen Fällen können wir momentan einen Rückgang der Säule bemerken, und erst nach einigen Minuten nimmt dieselbe ihren normalen Stand wieder ein.

Jedoch auch ohne unser Zutun und scheinbar ohne äußere Veranlassung sehen wir plötzlich eine rückgängige Bewegung der Wassersäule, deren Entstehung wir uns nicht sofort erklären können. Da hören wir, wie ein Hausgenosse die Treppe heraufkommt. Der Schlafende hat besser wie wir das in der Nacht rothwendigerweise vorausgegangene Auf- und Zuschließen der Hausthüre vernommen. In allen diesen Fällen haben seine Sinne mit mathematischer Sicherheit die äußern Eindrücke aufgenommen und am Apparat bekannt gemacht.

Interessant ist die Beobachtung von Träumen während des Versuches. Nicht allein an den Wienen und Bewegungen des Schlafenden sehen wir, daß er träumen müsse, auch die Wassersäule registrirt deutlich durch ihre unregelmäßigen Schwankungen die Eindrücke des Traumes, Zeit und Zeitdauer desselben. Es ist ersichtlich, daß weiter fortgesetzte Untersuchungen uns die interessantesten Aufschlüsse über die Natur des Schlafs und des Traums liefern werden.

Aber auch die leisesten seelischen Regungen während des Wachens werden durch unsern Apparat klargelegt. Hierfür diene nur das eine Beispiel: Denken wir uns unser Untersuchungsobject im wachen Zustand ruhig daliegend in gleichmäßiger Gemüthsstimmung. Nur die kleinen Oscillationen, durch Herzbebewegung und Athmung hervorgebracht, sind dann sichtbar. Geben wir nun demselben eine arithmetische Aufgabe, z. B. die Multiplication zweier Zahlen oder eine Ueber-

setzung in eine fremde Sprache, so sehen wir im gleichen Moment, in dem der gesteigerte Denkproceß beginnt, ein Zurückweichen der Wassersäule, und dieses hält so lange an, bis die gestellte Aufgabe gelöst ist; der frühere Normalzustand tritt sodann nach einiger Zeit wieder ein. Es durchfließt also umgekehrt wie beim Schlaf während jedes Denktacts, jeder gemüthlichen Erregung ein stärkerer Blutstrom, der von der Peripherie des Körpers herbeigezogen wird, das Gehirn. Wer erinnert sich hier nicht des heißen Kopfs und des gerötheten Gesichts, die wir in Folge der Lösung eines schwierigen Problems, des Haltens einer Rede oder der Aufregung eines Examins, bekommen haben?

Doch verlassen wir dieses anziehende Experiment, das gewiß geeignet ist, künftig in viele dunkle physiologische und krankhafte Zustände Licht zu tragen, und wenden wir uns zu der Betrachtung der Träume.

Der Denkproceß des Wachenden setzt sich im Wesentlichen zusammen aus den Erinnerungsbildern, der Phantasie und den durch Sinnesindrücke momentan gewonnenen Vorstellungen. Man könnte dies die subjectiven und objectiven Factoren des Denkens nennen. Die bekannte Schwierigkeit und Unzuverlässigkeit der reinen Beobachtungen und Erfahrungen beruht vornehmlich darauf, daß sich sinnliche Wahrnehmungen mit Erinnerungsbildern mischen, wodurch die objective Beobachtung leicht subjectiv phantastisch ausgeschmückt und gefälscht wird. Auch das Denkorgan hat im Schlaf seine Thätigkeit nicht vollkommen sistirt, schwache Erinnerungsbilder, regellos und phantastisch gruppiert, tauchen auf und nieder, häufig gemischt mit den Reflexen mangelhaft percipirter Sinnesindrücke, und so entsteht der Traum, das liebliche Kind des Schlafs.

Der Traum ist durchaus regellos, die präcise Gruppierung der Vorstellungen zu Begriffen und Urtheilen, die gesetzmäßigen Associationen, wie sie das wache Leben charakterisiren, fehlen gänzlich. Daher ist er verschwommen, meist sinnlos. Die sinnlichen Erregungen sind zu schwach, um correcte Associationen zu erregen, die Aufmerksamkeit, das Fixiren des Vor-

stellungsobject's ist minimal, und so kommt es, daß diese schwachen Schattenbilder des Denkens im Schlaf nicht leicht festgehalten werden können und meist spurlos aus dem Gedächtniß verschwinden. Daher werden die Träume so enorm leicht vergessen, und nur die Bilder, welche in einem dem Erwachen nahen Zustand entstehen, haften im Gedächtniß; im tieferen Schlaf meinen wir gar nicht geträumt zu haben. Auch das Erzählen empfundener Träume ist schwer. Der sichten- und ordnende, nach bestimmten Gesetzen sich vollziehende Ablauf der Vorstellungen im Wachen ist gar nicht im Stande, die regellosen, phantastischen Bilder, so wie sie wirklich aufstanken, zu reproduciren, daher man meist erst nachträglich die Traumbilder bei dem Erzählen logisch ordnet und dadurch den Traum häufig fälscht. Nur ganz nahe vor dem Erwachen werden die Traumbilder klarer, zusammenhängender und ordnen sich zu einer erlebten Geschichte.

Die Erklärung der unklaren Traumbilder hat von jeher die Menschheit interessiert. Die Neigung für das Geheimnißvolle, die Sehnsucht, unseren Horizont durch Eindringen in die Zukunft zu erweitern, metaphysische Speculationen über den Seelenbegriff führten dazu, wie den Schlaf als Bild des Todes, den Traum als Andeutung der sich nach dem Tode frei bewegenden Seele zu betrachten. Befreit von den Fesseln der Materie, der einengenden Denkformen von Raum und Zeit soll der Traum uns die Vorahnung des Ewigen empfinden lassen, die Zukunft enthüllen u. s. w. So entstand das Traum-Drauf, die Traumdeuterei. Es mag diese Anschauung recht poetisch sein und den mystischen Hang im Menschen befriedigen, vor der Kritik naturwissenschaftlicher Untersuchung hält sie nicht Stand. Eine vorurtheilslose Analyse der Traumercheinungen zeigt durchweg, daß der Traum ein niederer Seelenact ist, daß er sich zur wachen Gehirnarbeit verhält wie das verschwommene Nebelbild zu dem klar in den Focus gerückten Landschaftsgemälde. Es kann nicht anders sein, wenn wir festhalten, daß die Traumbilder aus den schwachen Nachklängen, der unterdrückten Function des ruhenden Gehirns entstehen. Wenn wir uns

nach Analogieen der Traumnzustände im Wachen umsehen, so finden wir dieselben von frappanter Ähnlichkeit da, wo die Gehirnthätigkeit noch nicht entwickelt oder durch krankhafte Gehirnzustände herabgesetzt ist, im frühen Kindesalter und bei Geisteskranken. Das Kind vermag z. B. noch nicht den klaren Vergleich anzustellen zwischen der Außenwelt und den durch diese im Innern hervorgerufenen Vorstellungen, gerade wie der Träumende, daher es häufig seine Phantasiegebilde mit der Wirklichkeit verwechselt, im Wachen träumt, woraus die Unmündigkeit und der phantasievolle Reiz im kindlichen Spiel resultirt, und doch wird man dies liebliche Bild nicht als eine höhere Intelligenzäußerung ansehen können. Noch auffallender sind die bleibenden, auf Gehirnskrankheit beruhenden falschen Verwerthungen sinnlicher Eindrücke und körperlicher Gemeingefühle im Irrewahn, der Hallucination und Illusion. Hier finden wir alle die psychischen Zustände in Permanenz als Krankheits Symptome wieder, welche wir im Traumleben vorübergehend kennen lernen. Insbesondere ist dies der Fall bei den sogenannten stereotypen Träumen, die sich in gleicher Weise bei Jedermann abspielen. So hält z. B. mancher Geisteskranke den Irrewahn fest, er könne fliegen. Eine genaue Prüfung ergibt, daß solche Kranke ein herabgesetztes Hautgefühl besitzen, welches den Druck der Außenwelt auf den Körper, die Körper schwere, wegen mangelhafter Empfindung der Hautnerven namentlich in der Fußsohle nicht zum Bewußtsein kommen läßt. Einer der angenehmsten Träume ist der, man schwebe über die Oberfläche hin, man fliege. Er beruht einfach darin, daß der Schlafende die eigene Körperlast, den Druck des Körpers auf der Bettunterlage nicht oder nur mangelhaft empfindet, welcher Zustand das Phantasiebild des Schwebens erzeugt. Eine kleine unwillkürliche Bewegung im Schlaf, das Ausstrecken des Beins stellt die Leitungsempfindung plötzlich wieder her, und das Traumbild antwortet mit der Illusion des Fallens, eines Sturzes aus der Höhe. Die unterdrückte Leitung vom Gehirn zu den Muskeln, welche die willkürlichen und exacten, den Vorstellungen entsprechenden Bewegungen nicht

oder nur mangelhaft ausführen läßt, erregt ängstliche Traumbilder, es droht Gefahr, ein Raub- und Wordanfall, oder der Träumende glaubt gelähmt zu sein, nicht entfliehen zu können und stößt ächzende, unarticulierte Töne aus. Wir träumen, in Gesellschaft gehen zu wollen, Besuch empfangen zu haben, aber die Toilette ist nicht in Ordnung zu bringen, immer bleiben bedenkliche Unzulänglichkeiten. Auch dieser Traum beruht auf einer Gefühlsillusion. Wir empfinden dunkel den Mangel des Kleiderdrucks, der dem Erinnerungsbild aus gleicher Situation im Wachen entspricht, das tiefe Schlafnegligee bewirkt die Vorstellung der lüdenhaften Toilette. Am häufigsten erscheinen die illusorischen stereotypen Träume unter der Form des sogenannten Alpdrückens. Die erstickende Last auf der Brust, das Gespenst, der Kobold, der auf unseren Körper drückt, entsprechen wirklicher Störung der Athmung, meist durch unbequeme Lagerung entstanden. Ein gedrückter Arm, ein schlecht gelagertes Bein rufen die Vorstellung einer neben uns liegenden Leiche hervor, die zu entfernen wir uns vergebens bemühen. Wer kennt nicht die mannigfaltigen Schreckträume, die dem gequälten Kranken auch im Schlaf kein ungestörtes Anruhen von seinen Leiden gestatten.

Soviel von den Illusionsträumen. Eine andere Kategorie stellen die reinen Phantasieträume dar. Im leiseren Schlaf, ungestört von Sinnesindrücken, Sensationen und Gefühlen des Unbehagens, entsalten sich regellos und phantastisch die Erinnerungsbilder. Es tauchen Anklänge an kürzlich Erlebtes, Menagerien, Reflexionen, Eindrücke und Situationen vom Tag vorher auf, die oft genug barock verknüpfst und ausgesponnen werden. Dieses schattenpielartige Vorstellen wird nicht beherrscht durch unser Selbstbewußtsein, deshalb sind wir nicht im Stande, ordnend und eingreifend den Vorstellungsablauf zu regulieren, wie wir im Wachen unserem Denkproceß willkürliche Richtungen geben können. Urtheilslos und ohne Kritik nehmen wir Alles im Traume für baare Münze, träumen oft von Erfindungen, Lösung von Problemen, Ausprüchen von tiefer Weisheit, und gelingt es uns dann, das leicht weghinichende Traumbild in die

Erinnerung des wachen Zustandes herüberzunehmen, so sind wir oft erstaunt über den baaren Unsinn, der uns im Traum so sehr imponirt hat. Wir sind bei solchen Träumen ganz nahe dem Erwachen, und es kann vorkommen, daß die letzte, höchste Geistesthätigkeit, das Selbstbewußtsein, noch in den Traum spielt, dann erst sagt man sich im Traum: du träumst ja, oft mit dem Wunsch, der Traum möge fortanern. Tritt dieser Moment ein, so folgt immer sogleich das Erwachen. Werden wir durch einen starken Sinnesindruck und dergl. mitten aus dem Traum oder tiefen Schlaf erweckt, dann kann es vorkommen, daß der Traum nicht gleich abzustreifen ist, und wir halten noch eine Zeit lang denselben für Wirklichkeit, oder wir können uns nicht gleich zurechtfinden, antworten und handeln unter dem Einfluß des Traums, und es entsteht der Zustand der Schlaftrunkenheit. Es ist unter solchen Umständen das Gefäßcentrum noch nicht in seine normale Thätigkeit eingetreten, dem wachen Gehirn wird noch nicht die nöthige Blutmenge zugeführt, und seine Functionen sind deshalb noch lüdenhaft. Daher erwacht man nur aus Leiche im Schlaf sofort zu geistiger Frische, aus tiefer Ruhe aufgeschreckt immer schlaftrunken.

Ist reichen die Traumbilder weit zurück in die Vergangenheit und versehen uns in längst verschwundene Zeiten und Eindrücke. Vollkommen aus dem wachen Gedächtniß verschwundene Ereignisse und Personen treten mit überraschender Deutlichkeit in die Erinnerung zurück, oder wir erleben im Traum Vorkommnisse, die sich in nächster Zeit wirklich ereignen oder unter Verhältnissen bereits vollzogen haben, die die Kenntniß zur Traumeszeit ausschließen. Hier kann der Traum in seiner Steigerung zur Vision werden, und er bietet dann dem Aberglauben eine willkommene Handhabe. Aber sind diese seltener und dann meist bei bereits krankhafter Hirndisposition vorkommenden Phänomene etwas Anderes als Vorgänge, die noch lange nicht das Combinationsvermögen des Wachenden erreichen? Ist es denn so verwunderlich, daß Erinnerungen von Dingen, die uns im Wachen vielfach beschäftigten, in die Traumbilder herüberspielen und nun das sehulisch erwünschte

oder schmerzlich erwartete Ereigniß als so Geschehenes erscheint, wie wir den Ausfall nach Vernunftschlüssen bereits combinirt haben? Es wird hier immer ein zufälliges Zusammentreffen von Traum und späterem Geschehen, ein einfacher in den Traum spielender Wahrscheinlichkeitschluß zu etwas Geheimnißvollem erhoben nur weil wir uns verwundern, daß wir im Traum einmal annähernd so zusammenhängend geschlossen haben, wie es im Wachen geschieht, und diesen Schluß dem Wesen des Traums entsprechend als erlebte Handlung empfunden haben.

Es ist vielfach die Frage behandelt worden, ob der Traum nothwendig zum Schlaf gehöre, mit andern Worten, ob der Schlafende immer träume. A priori läßt sich aus dem bereits Gesagten vermuthen, daß allerdings das Spiel der Vorstellungen niemals gänzlich erlöschen kann, wie auch Sinnesperceptionen und die sämtlichen seelischen Gehirnfunctionen im tiefsten Schlaf nie ganz aufgehoben sind, sondern nur mehr oder weniger unter das Niveau des objectivirenden Bewußtseins treten. Wie leicht der Trauminhalt vergessen wird, ist bekannt, und die Aeußerung, daß man beim Erwachen sich nicht mehr bewußt ist, geträumt zu haben, hat deshalb keinen den traumlosen Schlaf beweisenden Werth. Aber man mag ganz berechtigt einwenden, daß begrifflich ein nicht in der Erinnerung fixirter Traum eben kein Traum sei, also ein traumloser Schlaf existire, oder sich der entgegengesetzten Annahme zuneigen, unter allen Umständen bleibt stets von dem tiefsten Schlaf eine Zeitempfindung der Schlafdauer zurück, was denn doch auf etwas Erlebtes im Intelligenzorgan hindeutet und recht wohl auf das schwache Vorstellungsspiel des wenn auch dem Gedächtniß total entschwundenen Traumes bezogen werden kann. Durch diese nie fehlende subjective Zeitempfindung unterscheidet sich überhaupt der Normalis Schlaf von pathologischen Bewußtseins-Hemmungen, z. B. von tiefen Ohnmachten, wenn auch die Zeitschätzung auf Zuverlässigkeit keinen Anspruch machen kann.

Wenn wir hiermit an der Grenze des gesunden Traumlebens angelangt sind, so verlohnt es sich sicher der Mühe, auch noch einen kurzen Blick auf die krank-

haften Schlaf- und Traumzustände zu werfen, und wir werden leicht finden, daß wir auch hier nicht zu Ausnahme-gefallen und Wundererscheinungen behufs der Erklärung greifen dürfen.

Die normale Blutbeschaffenheit und die Integrität des Gefäßnervencentrums bewirken normale Abwechslung von Wachen und Schlafen und umgekehrt. Gehirn-ermüdung und Neigung zum Schlaf tritt immer dann ein, wenn entweder die psychischen Reize nachlassen oder andere Körpertheile eine größere Blutmenge wegen vermehrter Arbeit bedürfen. Alle Regeln, um Einschlafen zu erzielen, deuten zunächst auf Beruhigung der aufgeregten Vorstellungen. Wie Gemüths-erregung, eine spannende Lectüre den Schlaf verschuecht, so ruht ihn die Monotonie der Vorstellungen, die Langeweile hervor, daher die rhythmische Wiederholung eines leisen Geräusches, das Plätschern der Quelle, eintöniges, inhaltloses Vorlesen, das gedankenlose Zählen gar bald Verlangsamung des Athmens mit zeitweise tiefem Inspirationsbedürfniß, dem Gähnen, im Gefolge haben, bis sich die Vorstellungen verwirren und Schlaf eintritt. Im ersteren Falle kreist das Blut rascher durch das Gehirn, die Wange röthet sich und wird wärmer empfunden, das Auge glänzt. In dem langsameren Ideenablauf tritt die Blutwelle aus dem Gehirn zurück und die physiologischen Bedingungen des Schlafs, Herabsetzung der Functionsenergie des gefäßregulirenden Centrums, treten an die Stelle. Anders ist es bei der Schläfrigkeit nach reichlicher Mahlzeit. Hier tritt die Trägheit im Denken, die Sehnsucht nach Ruhe deshalb ein, weil das Blut zur Function an einer andern Körperprovinz gebraucht wird; die Assimilationsorgane entfalten ihre Thätigkeit und entziehen dem Gehirn einen Theil seines Bluts. Umgekehrt ist die Lebhaftigkeit des Ideenablaufs vor befriedigtem Nahrungsbedürfniß bekannt. — Außer diesen physiologischen Vorgängen vermögen wir künstlich Schlaf zu erzeugen oder denselben zu verhindern durch Einwirkung auf das Gefäßcentrum. Dasselbe wird zur Thätigkeit angeregt z. B. durch geringe Quantität alkoholhaltiger Getränke, narcotischer Mittel, die beide in größerer Dosis das Gegentheil, Gefäßlähmung und in Folge

davon Schlaf erzeugen. Bekannt ist die Gefäßnervenerregung nach dem Genuß starken Thees und Kaffees. Es beruht darauf die Gewohnheit des Kaffeetrinkens sogleich nach der Mahlzeit. Durch die Erregung des genannten Gehirncentrums wird die Energie des Blutumlaufs im Gehirn gesteigert, die Schläfrigkeit verschwindet, freilich wird dadurch der Verdauungsproceß verlangsamt, weil die nöthige Blutmenge im Gehirn zurückgehalten wird, weshalb unsere Gewohnheit als eine unphysiologische, ungewöhnliche bezeichnet werden muß. Wegen dieser Wirkung auf das Blutgefäß-Centrum kommen auch bei empfindlichen Naturen nach Kaffee so leicht Herzklopfen, Zittern und Schwächegefühl im Körper vor. Das Nichtbeachten des Ruhebedürfnisses nach dem Essen hat häufig ohnmachtähnliche, als Heißhunger bezeichnete Zustände zur Folge, wenn größere Körperanstrengungen, anhaltendes Gehen, forciert werden.

Menschen, bei denen aus irgend einem Grunde die Nahrungszufuhr mangelhaft ist, leiden ebenso leicht an nervöser Schlaflosigkeit, als solche, die mit nervöser Aufgeregtheit, Hysterismus, permanenten congestiven Kopfschmerzen behaftet sind, und die Behandlung dieses quälenden Uebels hat stets diese mechanischen Verhältnisse der Blutcirculation ins Auge zu fassen.

Die Ueberreizung des Gefäßnervencentrums kann sich zu ernsteren, tiefer gehenden Functionsstörungen steigern, und es entstehen dann krampfartige Bewußtseins-Hemmungen, deren mildeste Form die Ohnmacht ist.

Es würde hier zu weit führen, die Betrachtung auf die physiologische Wirkung schlafserzeugender Medikamente auszu dehnen. Wir kennen, um den Punkt nur kurz zu berühren, solche, die, dem Blute einverleibt, bei ihrem Weg durch die Gefäßbahnen zum Gehirn gelangen und dort Herabsetzung der Gehirnfunktionen, Bewußtseinsstörungen, endlich Schlaf erzeugen. Es liegt kein Grund vor, zu bezweifeln, daß auch hier der Schlusseffect durch Einwirkung auf das nasomotorische Centrum hervorgebracht wird. Fast niemals ist aber der Schlaf ein normaler, erquickender, zeigt deshalb auch pathologische Nebenerscheinungen, soge-

nannte typische Traumphantasmen, verschieden je nach dem angewandten Mittel (Haschisch, Opium, Belladonna etc.) und kann bei Mißbrauch zu tiefsten Nervenerschöpfungen und Verfall allgemeiner Körperernährung führen. Wer kennt nicht die erschütternden Schilderungen der Verwüstung, die der Opiumranch allmählig hervorbringt? Die Exemplare sind nicht mehr bloß bei den Orientalen zu suchen, leider hat unsere „nervöse“ Zeit auch dies Beruhigungsmittel in beängstigender Weise zur Mode gebracht.

Denken wir uns aber eine Krankheitsursache, welche für längere Zeit das Gefäßnervencentrum functionsuntauglich macht, dasselbe etwa lähmt, so werden sich auch die krankhaften Schlafzustände in Permanenz erklären, und es treten jene räthselhaften Erscheinungen auf, die viel Aehnlichkeit mit dem Winterschlaf mancher Thiere haben, der ja auch eine Lähmung dieses Organs durch verminderte Wärmezeugung ist. Wer erinnert sich nicht einer Krankheitsgeschichte aus neuester Zeit vom schlafenden Mann, die so viel Sensation hervorrief, aber nur eine Krankheitsform repräsentierte, welche Nerven- und Irrenärzten gar wohl bekannt ist.

Sehr getheilt ist unter Laien und Ärzten die Ansicht über den sogenannten magnetischen Schlaf. Ist derselbe reine Täuschung oder die Aeußerung eines räthselhaften Agens, des thierischen Magnetismus? Die Antwort darauf lautet: Keines von Beiden. Wie wir im Stande sind, durch das Auslegen der weichen, warmen, trockenen Hand örtliche Schmerzen und Krampfzustände zu lindern, selbst zu beseitigen, so gelingt es auch, manche Menschen durch bestimmte Manipulationen, langsame Striche über den Körper in geringer Entfernung zum Einschlafen zu bringen. Die Thatfache steht fest, doch gehört dazu eine sogenannte magnetische Hand und ein sensitives, für magnetischen Einfluß empfindliches Individuum. Die letztere glückliche oder unglückliche Naturanlage scheint ganz vorzugsweise das Prerogativ des weiblichen Geschlechts zu sein. Das Geheimniß der magnetischen (?) Hand ist bereits in seiner Eigenschaft angedeutet, die Hand muß weich, trocken, warm, d. h. wärmestrahlend sein. Die anderen körperlichen und geistigen

Eigenschaften des Magneteurs sind zu seiner Leistung irrelevant. Eine feuchte Hand ist nicht wärmestrahlend und ruft keine sympathischen Erregungen hervor. Aber die warme Hand thut wohl, zieht den Blutandrang nach der berührten Hautfläche und entlastet dadurch nicht selten innere, schmerzende Theile. Dies ist das Geheimniß der Handauflegung; die magnetische Zugabe ist eine nichts-sagende Phrase.

Bei dem magnetischen Strich erzeugen wir allerdings meist nur bei sehr nervösen, an sich blutleeren Naturen mittelst der Wärmestrahlung und eventuell leiser Berührung, sowie durch psychischen Reflex eine Wallung nach der gesammten Hautoberfläche, die genügend ist, um das Gehirn schon blutleer zu machen und dadurch Müdigkeit und Schlaf hervorzurufen. Es sind dies Vorgänge, wie sie uns das Volumeter bereits zeigte; auch hier ist zur Erklärung keine neue geheimnißvolle Kraft nöthig, denn das oft angegebene Gefühl einer warmen magnetischen Strömung nach der Körperoberfläche ist eben der Empfindungsausdruck für die vermehrte Blutzuflutung. Bei derberen Naturen mit normaler Blutmischung ist diese Manipulation noch nicht im Stande, Schlaf zu erzeugen, es müßte denn sein, daß die Monotonie des Verfahrens den Vorstellungsablauf hemmt und durch Langeweile Schlaf einträte. Daß in magnetischen Schlaf versetzte Individuum zeigt keinen Unterschied mit einem normal schlummernden. Der Schlaf ist nicht tief, deshalb traumreich, und so kann es vorkommen, daß auf leise Anfrage schwache Versuche gemacht werden, eine mehr oder weniger passende Antwort zu geben, wie dies bei Schlaftrunkenen der Fall ist; weitere mysteriöse Effecte habe ich nie gesehen.

Was außerdem erzählt wird, ist entweder absichtliche Täuschung oder Verwechslung mit einer anderen pathologischen Schlaferscheinung, die wir Sonambulismus nennen.

Diese letzte Form ist ein schweres Nervenleiden, eine sogenannte vasomotorische Neurose, ein Krampfzustand unseres vielgenannten gefäßregulirenden Gehirnapparats. Der Krampf kündigt sich zunächst als Hirnblutleere mit Verlust des Be-

wußtseins an, ein Zustand, welcher mitten inne steht zwischen Schlaf und Ohnmacht. Bald aber bemerken wir, daß eine eigenthümliche Gleichgewichts-Störung in den ruhenden Gehirnthätigkeiten eintritt. Es werden Aeußerungen und Verrichtungen von einer Complicirtheit beobachtet, wie wir sie kaum beim Wachen mit solcher Gracilität ausgeführt sehen, während andere Gehirnfunktionen, vor Allem bewußte Sinnesempfindungen tiefer zurücktreten als im natürlichen Schlaf. So entsteht das krankhafte Traumleben, in welchem Vorstellungsruppen und Erinnerungsbilder mit ganz besonderer Stärke und Deutlichkeit auftreten und welche sich darin vom normalen Traum unterscheiden, daß der Sonambule im Stande ist, die dem Traumbild entsprechenden Bewegungsacte auf das correcteste auszuführen. Dies ist das bekannte Bild des Schlafwandlers, der die gefährlichsten Wege ohne Straucheln geht, Hindernisse geschickt überwindet, bis er endlich sein dem Traumbild entsprechendes Ziel erreicht hat. Häufig ist dies nur das Aufsuchen eines andern Locals, oder der Kranke kehrt nach scheinbar objectlosem Wandern auf sein Lager zurück, wo er von nun ab in normalen Schlaf verfällt, aus welchem er zuletzt ohne jede Spur einer Rückerinnerung erwacht. Ein andermal wechselt das Bild, der Sonambule kann heute nicht wandern, die Leitung von den Vorstellungscentren nach den Bewegungsorganen ist vollkommen unterbrochen, aber der Schlafende spricht und hört. Wir sind im Stande, ihm correcte Antworten abzufragen, und manchmal erstannen wir über sein Combinationsvermögen, über die weit hergeholtten, aus langer Vergangenheit vorgefuchten Bilder, über sein plötzliches Sprechen in einer fremden Sprache und dergl. Es ist dies der Zustand, den man als Clairvoyance, „Hellsehen“, bezeichnet hat. Wieder wechselt das Bild, der Kranke kann nicht sprechen, er verlangt zu schreiben. Die Schrift ist dem Bildungs- und Unterrichtsgrad angemessen mehr oder weniger correct, der Inhalt logisch, oft wichtig, nützlich, geistreich, oft in Form und Inhalt hochpoetisch. Immer schließen die Paroxysmen mit Uebergang in natürlichen Schlaf und Erwachen, mit Mangel jeder

Erinnerung an die stattgehabten Vorgänge.

Es ist erklärlich, daß der, welcher mit lebhafter Phantasie ausgestattet einen solchen pathologischen Schlafzustand beobachtet, in das höchste Erstaunen versetzt wird und im Referat bei Sachkenntniß die Erscheinung noch räthselhafter macht, als sie an sich schon ist. Es ist eine leichte Kunst, solche Zustände zur Täuschung Anderer zu benutzen, sie schwindelhaft und eigenmächtig auszubeuten, der sich objectiv haltende Sachkundige wird die Natur der Erscheinung prüfen und alsbald alte Bekannte, unabänderliche physiologische Gesetze nur unter geänderten Bedingungen wieder erkennen.

Die Erklärung dieser Zustände wird uns Allen nicht schwer sein, wenn wir das bereits Erörterte auch auf die vorliegende Erscheinung anwenden.

Um kurz zu sein, will ich mir erlauben, hier nur die Resultate dieser Prüfung anzugeben.

Im Somnambulismus haben wir einen krankhaften Vorgang des Gefäßnervencentrums vor uns. Dasselbe ruht nicht einfach von seiner Function aus, wodurch das Gehirn im Allgemeinen blutleer und unthätig wird, sondern es ist in krankhaftem Reizungszustand. Dadurch ist seine Gefäßinnervation eine durchaus ungleichmäßige. In einzelnen Gehirnpartien ist der Einfluß auf die Gefäßnerven gesteigert, in andern unter die Norm herabgesetzt, und das Spiel der sich füllenden und zusammenziehenden Gefäßbahnen wechselt nach den Provinzen. Wo gerade der Innervationsnachlaß hinfällt, ist tiefere Unterbrechung der Function, wo dagegen der krampfähnliche Einfluß in dem Gefäßterritorium sich geltend macht, da zeigt der Functionsherd eine Steigerung über die Norm. Daher das seltsame Bild der Disharmonie in den Seelenthätigkeiten, welches man richtiger als „Schlaf-Wachen“ bezeichnen könnte, denn es ist ein Zustand von partiellem Schlaf und partiellem Wachen.

Hieraus erklären sich alle Phänomene mit Leichtigkeit. Wird das Intelligenzorgan einseitig durch den Blutkreislauf

gereizt, so spielen sich die Vorgänge in den Erinnerungsbildern, der Phantasie, viel reiner ab als im Wachen, weil sie nicht durch die unendliche Mannigfaltigkeit der Sinnesindrücke gestört werden. Eine Idee ruft gänzlich isolirt, abgeschlossen von dem Geräusch der Welt, durch keinen Affect gestört, viel präcisere Associationen hervor, die Handlung geschieht reiner, unbeirrt von Nebenvorstellungen, z. B. dem Bewußtsein einer Gefahr, dem Gedanken des möglichen Sturzes, des Schwindels. In der Clairvoyance kann die einseitige Reproduction eines Erinnerungsbildes, die Angabe eines früher mit Erfolg gebrauchten Medicaments, das Wiederhervorholen des scheinbar Vergessenen, z. B. einer erlernten fremden Sprache und dergl., das unter dem Einwirken vielerlei Sinnesindrücke verschwommen und incorrect ausfallen würde, unverfälscht und scharf contourirt in das Gesichtsfeld treten, und so entsteht das frappante Bild höherer Intelligenzleistung. Nie aber wird eine einzige Erscheinung den Beweis liefern, daß Aukeres als im Gedächtniß schlummerndes, früher Erlerntes producirt wird, eine genaue Untersuchung des Vorlebens wird immer die Erinnerungsfäden neu anknüpfen lassen. Der Somnambule weiß und äußert nichts, was er nicht bereits auf seinem Lebensweg einmal erfahren hat, ein Vicariren der Sinnesorgane, das Lesen eines verschlossenen Briefes, wohl gar mit der Nagengrube, gehört in den Bereich der Fabel oder absichtlichen Täuschung, aber die Intelligenzäußerungen haben oft einen eigenthümlichen Charakter der Schärfe, der Unge störtheit von zerstreuen den Eindrücken, aber auch der einseitigen Isolirtheit.

Wir schließen hiermit die Betrachtung ohne weiteren Versuch, gegen alle irrigen und phantastischen Hirngespinnste anzukämpfen, und konnte es auch nicht gelingen, jedes Räthsel unserer Frage zu lösen, so mag uns wenigstens die Ueberzeugung begleiten, daß die ewig schaffende Natur mehr Reize im schlichten Hausgewand ernster nüchterner Beobachtung als im Flitter mythischer und wunderfächtiger Auffassung entfaltet.



Der Tabak als Genußmittel.

Von

Friedrich Dorublüth.

Wie andere hervorragende Genußmittel, so hat auch der Tabak nicht ohne heftige Kämpfe seinen Eroberungszug über die Menschheit der neueren Zeit gemacht; ja, wie er dem Einzelnen schwerer zum Genuß wird, als irgend ein anderes der begehrtesten Genußmittel, so hat seine Einführung und Ausbreitung mehr als andere die heftigsten Widerfacher gefunden.

Vom Kaffee wissen wir, daß Murad II. aus religiösen, und Mahomet des IV. Großvezier Kuprili aus politischen Gründen die Kaffeehäuser schloß, und daß auch in England von der Regierung Karl's II. ein allerdings vergeblicher Versuch gemacht wurde, die zu Sammelplätzen der Politiker gewordenen Kaffeehäuser zu schließen. Der Wein ist den Mohamedanern durch Religionsvorschrift verboten; gegen den Tabak haben geistliche und

weltliche Gebieter bei Christen und Mohamedanern vergebens ihre Machtgebote gerichtet, Bannflüche und Straßandrohungen ausgehen und die härtesten Strafen vollziehen lassen. Als Geschenk der Götter, wie die Indianer ihn bezeichnen, hat er trotz alledem sich siegreich über die ganze Erde ausgebreitet.

Wie Kaffee und Thee ist auch der Tabak erst im Beginn der neueren Zeit nach Europa gekommen: gleichsam drei Unterstützungsmittel für die höheren geistigen Anstrengungen der letzten drei Jahrhunderte. Wohl kannten schon im Alterthum einzelne Völker des alten Continents die Gewohnheit, sich durch den Rauch gewisser Pflanzensstoffe zu berauschen und zu betäuben, wie Herodot die Verwendung des indischen Hanfs zu solchem Zwecke schildert: der Tabak ist erst durch die Entdeckung Amerikas bekannt geworden und im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts von dort nach Europa herübergekommen.

Auf der Insel Cuba begegneten, wie Washington Irving erzählt, die Begleiter des Columbus Indianern, welche brennende Stengel in der Hand hielten. „Die Indianer ließen gewisse Kräuter trocknen, rollten sie zusammen, zündeten das eine Ende an und athmeten, indem sie das andere Ende in den Mund steckten, den Rauch ein; eine solche Rolle nannten sie tobacco.“ Später fanden andere Schiffer diese seltsame Sitte in vielen Gegenden des neuen Continents, namentlich in den Umgebungen des Golf von Mexico, und lernten im indianischen Calumet den Gebrauch der Pfeife kennen. Schiffer brachten den Tabak nach Spanien und Portugal, wo er bald als Zerstreuungs- und Genußmittel, wie auch als Heilmittel für mancherlei Uebel Verbreitung fand, obgleich man ihn am Hofe Karl's V. als heftiges Gift fürchtete und verwarf.

Von Spanien gelangte er wahrscheinlich durch Kriegsvölker nach Italien, nach den Niederlanden und Deutschland; von Italien, durch die vielfachen Handelsverbindungen mit der Levante, zu den Völkern des Orients, wo er sich ebenso unaufhaltsam verbreitete wie in Europa.

Nach Frankreich kam er wahrscheinlich zuerst im Jahre 1556 durch einen Franziskaner-Mönch, André Thivet, aus Brasilien, und vier Jahre später durch den französischen Gesandten in Lissabon, Jean Nicot, von dem die Pflanze ihren wissenschaftlichen Namen Nicotiana erhalten hat. Nicot überreichte sie als kräftiges Heilmittel dem Großprior von Lissabon, woher sie den Namen „Kraut des Großprior“ erhielt, und der Königin von Frankreich, Katharina von Medici, als Schnupfmittel, um sie von der Migraine zu heilen. Ob die Medicäerin durch den Schnupftabak geheilt wurde, weiß man nicht, aber sie fand Gefallen an seinem Gebrauch, woher ihm der Name „Kraut der Königin“ oder „Medicäerkrant“ zu Theil wurde. Diese höfischen Bezeichnungen fanden aber wenig Eingang im Volke, wo auch der Name Nicotiana mehr und mehr durch den Namen Tabak verdrängt wurde.

Nach England wurde der Tabak zuerst durch Franz Drake gebracht und von Walter Raleigh trotz der Abneigung seiner königlichen Herrin selbst bei Hofe ge-

raucht. Es wird erzählt, Elisabeth habe ihn geneckt, er solle einmal angeben, wie viel der Rauch seiner Pfeife wäge, und habe die eingegangene Wette verloren, indem er den Tabak und die zurückbleibende Asche wog und das Uebergewicht des ersteren als Gewicht des Rauches angab. Die Königin bezahlte die verlorene Wette mit dem Scherz, viele Leute verwandelten wohl Gold in Rauch, aber er wäre der erste, der Rauch in Gold verwandelt hätte. Uebrigens begnügte sie sich damit, das Rauchen in den Kirchen zu verbieten, während ihre Zeitgenossen auf den Thronen mit Verboten und Strafen gegen die neue Sitte vorgiengen.

Sultan Murad II. untersagte seinen Unterthanen das Rauchen und ließ die auf der That Ertrappten einkertern; auch seine beiden nächsten Nachfolger setzten die Verfolgung fort. Schah Abbas von Persien und sein Enkel Sephi ließen den Rauchern die Nase und die Oberlippe abschneiden. Czar Michael Fedorowitsch verbot im Jahre 1560, in Folge einer großen Feuersbrunst in Moskau, welche der Unvorsichtigkeit eines Rauchers zugeschrieben wurde, seinen Unterthanen das Rauchen und zugleich das Schnupfen bei Strafe von 60 Stockschlägen auf die Fußsohlen und des Nasenabschneidens im Wiederholungsfalle. Auch die russische Geistlichkeit erklärte die Anhänger des Tabaks für Ketzer. Sobald aber unter der Regierung Peter des Großen diese Verfolgungen nachließen, verbreitete sich der Gebrauch des Tabaks rasch in ganz Rußland.

In Siebenbürgen wurde der Anbau von Tabak mit Confiscation des ganzen Besitzthums bestraft. In den Cantonen Bern und Glarus wurden die Raucher mit Geldstrafen belegt; ja, in Bern wurde den Zehn Geboten ein elftes hinzugefügt: „Du sollst nicht rauchen“. Endlich jählebte auch ein Papst, Urban VIII., im Jahre 1624 eine förmliche Bannbulle gegen die Tabakraucher.

Elisabeth's Nachfolger auf dem englischen Throne, Jakob I., begnügte sich nicht mit dem Verbote des Tabaks in allen seinen Staaten, sondern erließ in einem berühmten gewordenen Ueche Misokapros (d. h. Rauchfeind) einen „Trompetenstoß“ gegen das Rauchen, in dem es

heißt: „Sicherlich geziemt Manich eher einem Küchenherd als einem Speisezimmer; und doch macht er oft eine Küche in den inneren Theilen der Menschen, indem er sie mit einer salbenartigen und fettigen Art Ruß beschmückt und ansteckt, wie es in einigen starken Tabakrauchern, die nach ihrem Tode geöffnet wurden, gefunden ist. Nun, meine guten Landsleute, laßt uns betrachten, (ich bitte euch,) welche Ehre oder Staatsklugheit uns bewegen kann, die barbarischen und viehischen Sitten der wilden, gottlosen und sclavischen Indianer nachzuahmen, besonders in einem so niedrigen und schmutzigen Gebrauche. Sollen wir, die wir die Sitte unseres Nachbarn Frankreich (das den Namen des großen Christlichen Reiches hat,) verachten, und die wir den Geist der Spanier (deren König jezt in der Größe seiner Besitzungen dem größten Kaiser der Türkei vergleichbar ist) nicht ertragen können; sollen wir, sage ich, die wir so lange gebildet und reich im Frieden, berühhmt und unbefieglich im Kriege — glücklich in beiden — gewesen sind, die wir fähig gewesen sind, unseren Nachbarn zu helfen (aber niemals ihre Ehren mit unseren Bitten um Beistand betäubt haben); sollen wir, sage ich, ohne zu erröthen, uns so weit erniedrigen, diese viehischen Indianer, die Sklaven der Spanier, den Auswurf der Welt und dem heiligen Bündniß Gottes noch fremd, nachzuahmen? Warum ahmen wir sie nicht ebenso gut darin nach, daß wir nackend gehen wie sie, daß wir Glas, Federn und Spielzeug dem Golde und kostbaren Steinen vorziehen wie sie? Ja, warum verlegen wir nicht Gott und beten die Teufel an wie sie? Habt ihr denn nicht Gründe, dieser schmutzigen, so schlecht begründeten, so thöricht angenommenen und in ihrer richtigen Anwendung so gröblich verfehlten Neuerung euch zu enthalten? In eurem Mißbrauch desselben gegen Gott sündigend, in Person und Gütern euch schädigend, und auch die Merkmale und Kennzeichen der Eitelkeit durch dessen Gewohnheit auf euch rassend, euch zum Verwundern bei allen fremden gebildeten Nationen machend, und zum Spott und Hohn für alle Ausländer, die unter euch kommen? Eine dem Auge ekelhafte, der Nase gehässige, dem Hirn schädliche, den

Lungen gefährliche, und in ihrem schwarzen stinkenden Qualm dem schrecklichen Stygischen Dampf aus dem Abgrunde, der bodenlos ist, am nächsten gleichente Gewohnheit.“

Alles umsonst! Ja, die Schrift des gelehrten protestantischen Eiferers auf dem Throne Großbritanniens trug hauptsächlich dazu bei, daß die Jesuiten sich des geschmähten Krantes annahmen, und daß endlich auch Papst Clemens IX. die Bannbulle Urban's widerrief.

Auch unter den Gelehrten entbrannten heftige Fehden über den Schaden und Nutzen, die giftigen und heilkräftigen Wirkungen des Tabaks, ohne daß dadurch die immer weitere Verbreitung dieses Genußmittels verhindert wäre. Dagegen ist die Anwendung des Tabaks als Heilmittel, die immer nur eine sehr beschränkte gewesen ist, allmählig so gut wie ganz außer Gebrauch gekommen, da die Wirkungen desselben zu unsicher, die mit demselben verbundenen Gefahren aber außerordentlich groß sind.

Der Tabak enthält nämlich ein äußerst heftiges Gift, sowohl in seinen rohen Blättern, wie auch in den verschiedenen als Genußmittel benutzten Präparaten, im Schnupf- und Rantabak, im Rauchtabak, in Cigarren und Cigaretten, ja sogar im Rauche von Pfeifen und Cigarren ist derselbe giftige Stoff enthalten und sowohl chemisch, wie auch durch seine giftigen Wirkungen nachgewiesen. Dies Gift ist es, welchem der Tabak in jeder Gestalt und Gebrauchsweise seine eigenthümlichen Wirkungen verdankt, um derentwillen er gesucht und geschmäht, geliebt und verabshent wird.

Dieser wesentliche höchst giftige Bestandtheil des Tabaks, im Jahre 1809 von dem französischen Chemiker Bauguelin entdeckt und Nicotin genannt, ist eine ölige, in völlig reinem Zustande farblose, an der Luft schnell sich bräunlichgelb färbende Flüssigkeit, die sich schon bei gewöhnlicher Temperatur verflüchtigt, bei höherer Temperatur aber dichte, stark und widerlich riechende Dämpfe ausstößt. Das Nicotin bildet, nach Art der Alkalien, mit Säuren Salze, weshalb es zu den organischen Alkaloiden gezählt wird, und findet sich auch im Tabak an organische Säuren gebunden, hauptsächlich als apfel-

jaures Salz. Diese NicotinSalze werden bei langsamem Verbrennung, wie der Tabak sie beim Rauchen erleidet, unzersezt verflüchtigt, gehen in den Rauch über und können durch Abkühlung aus demselben wieder niedergeschlagen werden.

Das Nicotin ist eins der furchtbarsten Gifte, welchem an Raschheit und Heftigkeit der Wirkung kaum die gewaltigsten Gifte des Pflanzenreichs, die Blausäure, das Atropin und Aconitin gleichkommen. Ein oder zwei Tropfen können hochgradige Vergiftung und selbst den Tod herbeiführen; ein bis zwei Gramm Schnupftabak, ein Aufguß von 0,8 bis 2 Gramm Rauchtobak, fortgesetzt Rauchen von 17 bis 18 Pfeifen hat bei Menschen tödtliche Wirkung gehabt, und zwar erfolgt der Tod, wegen des raschen Ueberganges des Nicotin und seiner Salze in das Blut, sehr rasch. G. Fougères, der im Jahre 1850 von seinem Schwager, dem Grafen Vocarné, durch reines Nicotin vergiftet wurde, war 30 Secunden nach der Einschüttung des Giftes in seinen Mund eine Leiche. Auch bei Thieren führt die Einföhrung verhältnißmäßig großer Gaben Nicotin mit fast blitzartiger Schnelligkeit zum Tode; aber auch kleine Gaben, auf welche Art immer, ob durch Eintropfeln ins Auge oder auf die Zunge, ob durch Verschlucken oder durch Rhythiere, oder ob durch Einspritzung unter die Haut, sie in den Körper eingeführt werden, entfalten ihre giftigen Wirkungen in äußerst kurzer Zeit.

Es ist ja bekannt, daß beim Ungewohnten schon einige Züge aus einer Cigarre oder Pfeife ziemlich heftige Erscheinungen hervorzubringen vermögen: todenblaßes, entstelltes Gesicht, kalter Schweiß an Stirn und Händen, kleiner und langsamer Puls, mühsames, schweres Athmen, als ob die Brust zusammengeschnürt würde, große Angst, Schwindel, Ohnmachtsgefühle, Unsicherheit in den Beinen, Speichelfluß; oft auch Würgen und Erbrechen, Schmerzen im Magen und Bauch, Durchfälle und unfreiwillige Harnentleerung verrathen die geschehene Nicotinvergiftung. Nach größeren Giftmengen treten wirkliche Ohnmachten mit tiefer Bewußtlosigkeit, schwerem, schnarrendem oder röchelndem und unregelmäßigem Athmen, kleinem, schnellem und

unregelmäßigem Pulse, Muskelzuckungen oder Starrkrampfartigen Anfällen ein.

Wenn die Vergiftung nicht mit dem Tode endigt, was nach großen Gaben ganz plötzlich geschieht, so daß der Vergiftete wie vom Blitze getroffen fast augenblicklich todt zu Boden stürzt, so erfolgt die Genesung meist rasch, ohne daß schlimme Folgen nachbleiben: höchstens bleibt Kopfschmerz, Appetitmangel und Ekel vor Tabakgeruch noch einige Zeit zurück.

Wegen dieser höchst giftigen Wirkung des Nicotin würde der Tabak niemals zu einem Genußmittel haben werden können, wenn nicht durch Gewöhnung eine sehr rasche Abstumpfung gegen dies Gift stattfände. Wir wissen ja aus täglicher Erfahrung, wie rasch bei den meisten Menschen das Rauchen seine krankmachenden Eigenschaften verliert, und wie schnell viele Menschen dahin kommen, tagaus tagein fast unausgesetzt ohne Gefahr eine Pfeife oder Cigarre nach der andern rauchen zu können. Manche müssen freilich diese kurzdauernde Raucherkrankheit öfter durchmachen, bis sie sich hinreichend gewöhnt haben, um mit Genuß, oder wenigstens ohne auffallenden Schaden das Rauchen zu ertragen, Manche kommen auch niemals so weit, sondern müssen wegen immer wieder eintretender unangenehmer Folgen dem sehnlichst erstrebten Genuß entsagen. Ueberhaupt ist die Widerstandskraft gegen das Tabaksgift, oder die Toleranz für den Tabak individuell und zeitlich äußerst verschieden. Selbst eifrige Gewohnheitsraucher verlieren schon durch leichtes Unwohlsein die Lust am Rauchen, oder bekommen von dem zu anderen Zeiten bekömmlichen Tabak Umwandlungen von Uebelkeit, von Brustenge, Kopfschmerzen u. dgl. m.; auch die Zeit der vorstreichenden Genesung von schweren Krankheiten, mangelhafte Ernährung, Blutarmuth und große Erregbarkeit des Herzens, so wie endlich zu große Jugend machen entschieden empfänglicher für die giftigen Wirkungen des Tabaks. Da man ferner im nüchternen Zustande empfindlicher oder intoleranter gegen Tabak zu sein pflegt, als im gesättigten — bekanntlich werden von den meisten Rauchern Morgens lange Pfeifen und leichte Cigarren, nach der Mahlzeit dagegen schwere Cigarren vorgezogen —, so liegt die Annahme nahe,

daß eine gewisse Fülle des Ernährungs- zustandes die Toleranz steigert. Andererseits wird das in die Säftemasse des Körpers aufgenommene Gift um so rascher aus demselben wieder ausgeschieden, je energischer der Stoffwechsel überhaupt von Statten geht: so trägt man im Allgemeinen schwere Tabaksorten besser im Freien als im Zimmer, und Gewohnheitsraucher werden nicht gar selten von Tabakstomatitis befallen, wenn sie von einer bewegten Lebensweise zu einer sitzenden übergehen, ohne zugleich den Tabaksgenuß einzuschränken.

Auch von der Art des Tabaksgenusses ist die Bekömmlichkeit desselben in hohem Grade abhängig. So sind vom Tabakschnupfen und Tabakkanen kaum einmal schädliche Allgemeinwirkungen bekannt geworden; und dies ist begreiflich, weil die zu diesen Zwecken verwendeten Tabakpräparate sehr wenig Nicotin enthalten, und weil von diesem wenigen Nicotin noch weniger in die Säftemasse übergeht: denn durch das Schnupfen wird die Nasenschleimhaut in einen Zustand versetzt, der sie ziemlich untüchtig zur Aufsaugung macht, beim Rauchen aber wird der Tabakspeichel meistens nach außen entleert.

Beim Rauchen von Cigarren und Cigaretten verflüchtigt sich ein beträchtlicher Theil Nicotin in die Luft und kommt demnach überhaupt nicht zur Wirkung. Daraus erklärt es sich, daß zerschnittene Cigarren viel zu schwer sind, um aus der Pfeife geraucht zu werden. Dagegen kann, wenn Cigarren ohne Spitze geraucht werden, durch die Mundflüssigkeit aus dem angefeuchteten und oft auch zerkauten Cigarrenende Nicotin ansaugt und neben dem in dem Rauch enthaltenen zur Aufsaugung gebracht werden. In den Cigarrenspitzen und noch mehr in den langen Röhren und Abgüssen der deutschen Pfeifen schlägt sich dagegen eine beträchtliche Menge des abgekühlten Rauches und des in demselben enthaltenen Nicotins und seiner Zersetzungsproducte nieder. Ebenso halten die Meeresschaumköpfe solche Stoffe zurück, deren hochgiftige Eigenschaften durch Versuche an Thieren, wie durch gelegentliche Vergiftungen von Menschen, die zufällig solchen eingedickten Saft einer Pfeife verschluckt hatten, hinlänglich sichergestellt sind. Die türkischen Wasser-

pfeifen (Margarische) halten wahrscheinlich noch mehr Nicotin zurück, als die langen deutschen Pfeifen: dafür wird aber ihr Rauch in die Lungen eingesogen und entfaltet hier stärkere Wirkung, als wenn er bei unserer Art zu rauchen, nur in den Mund und von hier aus theilweise durch den Speichel in den Magen gelangt. Das Einathmen oder sogenannte Verschlingen des Rauches wird in Frankreich und Rußland vielfach beim Cigarettenrauchen angewendet, wodurch diese sonst, wenn nicht etwa der verwendete Tabak durch betäubende Zusätze verstärkt ist, leichte und ungefährliche Art in eine sehr bedenkliche umgewandelt wird.

Daß der Tabak aus neuen Pfeifen einen ganz anderen Geschmack giebt, als aus wohl angerauchten und gut gehaltenen, und wieder einen anderen aus unsauberen, verschmirgelten Pfeifen, liegt daran, daß in neuen Köpfen wegen des größeren Wärmeverlustes nach außen die Verbrennung stärker unterhalten werden muß, und deshalb theilweise andere Verbrennungsproducte (brenzlicher und theeriger Art) erzeugt werden, als in einem angerauchten Kopf, dessen Wärme durch eine beträchtliche Ruß- und Kohlenschicht zusammengehalten wird. In unsauberen Pfeifen schlagen sich vielleicht weniger Stoffe an den Wänden der Rauchleitung nieder; auch mögen Bestandtheile des abgejekten Schmirgels mit fortgerissen werden.

Die Art der Verbrennung ist es wohl auch, die dem Feuchtigkeitsgrade des Tabaks einen Einfluß auf dessen Geschmack, Geruch und Bekömmlichkeit giebt. Feuchter Tabak ist bekanntlich viel schwerer als trockener; allzu trockener verliert sein Aroma. Es wird wohl darauf ankommen, daß die Nicotinsalze möglichst unverändert in den Rauch übergehen, da die unter Umständen erzeugten Zersetzungsproducte desselben sehr scharfe Stoffe sind, die aber dem Nicotin ähnliche giftige Wirkungen entfalten.

Endlich ist die Art des Tabaks von größtem Einfluß auf die Wirkungen desselben, da der Nicotingehalt der verschiedenen rohen Blätter sowohl, als auch der zum Gebrauche präparirten Tabaksorten in ziemlich weiten Grenzen schwankt. Virginia- und Maryland-Tabake sind reich an Nicotin, ebenso der Pfälzer- und

der Vanerntabak; wenig Nicotin enthält der gute Havanna-, noch weniger der tür-
kische Tabak. Die Bereitung aber, die in
verschiedenen Fabriken sehr verschieden zu
sein scheint und mancherlei Geheimnisse
einschließt, zerstört oder entfernt mehr
oder weniger große Mengen Nicotin, und
es fehlt an Untersuchungen, wie viel davon
in verschiedenen Tabaken und Cigarren
enthalten ist. Man kann nur sagen, daß
die schweren Sorten mehr Nicotin ent-
halten als die leichten. Nicotinfreie Ci-
garren verlieren das eigenthümliche Aroma
und die Wirkung, um derentwillen sie ge-
raucht werden. Was vor Jahren unter
diesem Titel auf den Markt gebracht
wurde, hat anscheinend lediglich auf Schwin-
del beruht, da in sogenannten nicotin-
freien Cigarren, wo sie chemisch untersucht
wurden, sich gar nicht unbeträchtliche Ni-
cotinmengen vorfinden. Uebrigens geben
nicht nur nicotinfreier Tabak, sondern
auch andere getrocknete Pflanzentoffe, die
niemals Nicotin oder etwas Aehnliches en-
thalten haben, bei der langsamen Ver-
brennung in Pfeifen brenzliche Producte
von beizendem Geschmack und betäubender
Wirkung, und können deshalb wohl, wie es
mit Rosen- und Kirschblättern u. dgl. m.
geschieht, als Surrogate gebraucht wer-
den: die eigenthümlich beruhigende und
erregende Wirkung des nicotinhaltigen
Tabaks, und namentlich der feineren Sor-
ten, können sie aber nicht ersetzen. Sie
stehen zu letzteren wohl in noch schlech-
terem Verhältniß, als fuseliger Brant-
wein zu edlem Wein.

Wie edler Wein kräftig und zugleich
milde sein soll, so auch guter Tabak. Er
soll nicht die Zunge beizen, sondern die
Mund- und Rachenfleischhaut milde rei-
zen und zu mäßig verstärkter Absonderung
anregen; noch soll er strenge und brenzlich
riechen, sondern einen milden Duft ver-
breiten, der wenigstens den Rauchern an-
genehm sein muß. Aber die örtliche Wir-
kung ist es nicht, oder doch nur zum ge-
ringsten Theile, was die Freunde des
Tabaks an seinen Genuß fesselt und ihm
trotz der so schwierigen Gewöhnung immer
neue Freunde zuführt, sondern diese An-
ziehungskraft beruht auf seinen Allgemein-
wirkungen, welche Körper und Geist
gleichzeitig erfassen.

In Folge des Tabakgenusses wird

durch eine dem Nicotin eigenthümliche
Einwirkung auf die regulirenden Nerven
des Herzens der Herzschlag etwas lang-
samer, aber nicht unkräftiger, der Puls
ruhiger, gleichmäßiger, etwas voller: so
daß der Kreislauf des Blutes kräftig,
aber gleichmäßig, ohne bedeutendere
Schwankungen von Statten geht. Sei es
durch diese Regulirung des Blutlaufes,
welche bald die zu schwache Herzthätigkeit
gelinde anregt, bald die stürmisch erregte
mäßigt und dadurch den belebenden und
ernährenden Saft des Blutes in gleich-
mäßigem Strome den verschiedensten Or-
ganen zuführt, sei es durch eine unmittel-
bare Einwirkung auf das Gehirn und die
Nerven, welche der Tabak gleichfalls
mäßig anregt und vielleicht ebenfalls in
eigenthümlicher Weise beruhigt: die Span-
nung der Muskeln, die Thätigkeit der die
Empfindung und die Bewegung einleiten-
den Nerven, die geistigen Thätigkeiten des
Empfindens, Vorstellens, Urtheilens und
Wollens werden in ähnlicher Weise davon
ergriffen. Der Gelehrte schätzt seine
Pfeife wegen des ruhigen und stetigen
Flusses seiner Gedanken, die ohne Störung
sich seiner wissenschaftlichen Aufgabe zu
widmen und ihn zu intensiver und aus-
dauernder Geistesarbeit befähigen. Sehr
rasche und energische Geistesarbeit verträgt
sich mit dem Rauchen eben so wenig, wie
sehr schnelle und kräftige Körperbewegun-
gen; aber nach solchen Anstrengungen des
Geistes oder des Körpers beruhigt der
Tabak die nachtönende Spannung der im
Gehirn und in den Bewegungsorganen
arbeitenden Kräfte und leitet damit voll-
ständigere Ruhe und raschere Erholung
ein. So kann er überhaupt leidenschaft-
liche Erregung mildern und zu ruhiger
Thätigkeit, oder beschaulichem Sinnen
säuftigen, wie denn mit Recht dem In-
dianer seine Friedenspfeife das Symbol
ist, daß die kriegerischen Leidenschaften
ausklingen und friedlicher Stimmung
mit gemüthsruhigen Erwägungen Platz
machen. So auch wird dem Tabak nicht
mit Unrecht der Name „Sorgenbrecher“
beigelegt: denn indem er das stürmisch
bewegte, oder ängstlich zitternde Herz zu
gleichförmiger, gemäßigter Thätigkeit über-
leitet, und die wilden Wogen des Blutes
stilt, die Spannung des Nervensystems
mildert und ruhigen Betrachtungen die

Wege ebnet, verschoncht er die Sorgen und macht gemüthsruhigeren, hoffnungsvolleren und muthigeren Anschauungen Platz.

Durch diese zugleich beruhigenden und sanft erregenden Wirkungen wird der Tabak für die an seinen Genuß Gewöhnten eine höchst schätzenswerthe Triebkraft des Körpers und Geistes, ein Spar- und Erhaltungsmittel, welches übermäßige Anspannung und daraus hervorgehende rasche Abnutzung verhindernd, die Wiederansammlung verbrauchter Kräfte begünstigend, die Leistungsfähigkeit intensiv und extensiv, an richtig wirkender Kraft und Ausdauer, nicht unwesentlich steigert. Daher rührt das Wohlgefühl, welches seinem Genuße folgt, und welches ihn überall zum Sieger über alle seine weltlichen und geistlichen Feinde gemacht hat.

Wenn aber diese Beruhigung und sanfte Erregung des Gehirns nicht zu geregelter intellectueller Thätigkeit verwendet wird, noch der Sammlung und Erholung von anstrengenden Arbeiten des Körpers oder Geistes dient, sondern nur zur Erleichterung müßigen Dahinbrütens, zur Erzeugung leerer Traumgebilde, zur Beförderung nichtigen Selbst- und Weltvergehens gebraucht wird, dann kann die Phantasie sich nach und nach den Zügeln der Vernunft entziehen, unbestimmte Träumerei an die Stelle klaren Denkens treten und sich eine Art Gewohnheitsherrschaft über das ganze geistige Leben erringen. Solche durch anhaltenden Genuß des Tabaks, vorzugsweise durch Rauchen stark parfümirter und vielleicht nicht selten mit anderen verdächtigen Zusätzen versehener türkischer Tabake erzeugte Art Betäubung ist im Grunde nicht besser, wenn auch weniger gefährlich, weil nicht in gleich hohem Maße zerrüttend für Körper- und Geisteskräfte, wie die zu ähnlichen Zwecken gesuchte Betäubung der Haschisch- und Opiumraucher und der in neuester Zeit zu bedenklichem Anse gelangten Morphinumpriker.

Ueberhaupt ist der Tabaksgenuß, auch abgesehen von den bei Nichtgewöhnten oder bei überreichlichem Genuße schnell eintretenden acuten Vergiftungen, keineswegs ganz unbedenklich. Denn die Gewöhnung ist keine ganz unbedingte, welche das Nicotin unter allen Umständen un-

schädlich macht. Nicht ganz selten kommen bei starken Rauchern allerlei krankhafte Zustände vor, deren Ursache häufig unbekannt bleibt, weil die Erscheinungen sehr mannigfaltiger und oft unbestimmter Natur sind, als deren Ursprung aber übermäßiger Tabaksgenuß deutlich dadurch bezeichnet wird, daß Enthaltksamkeit von demselben die Krankheitserscheinungen rasch zum Verschwinden bringt, während ein Rückfall in die unmäßige Gewohnheit sie wieder hervorbringt. Außerdem ist in diesen Folgen der allmählig, gleichsam unbemerkt eintretenden, langsamen Tabakvergiftung die Wirkung des Nicotin für den Kenner hinreichend deutlich gezeichnet.

Das Herz, dies empfindlichste Reagens für das Nicotin, scheint durch übermäßiges Rauchen am ehesten in seinen Bewegungen gestört zu werden. Wie nämlich das Nicotin nur in äußerst geringer Menge den Herzschlag verlangsamte, in etwas größeren Gaben aber ihn beschleunigt und unregelmäßig macht, so werden Unregelmäßigkeit und Aussetzen des Pulses häufig als Folge starken und gewohnheitsmäßigen Rauchens gefunden, entweder allein hierdurch verursacht, wo dann der Puls zur Regelmäßigkeit zurückkehrt, wenn das Rauchen aufgegeben wird, oder doch erheblich verstärkt, wo die Unregelmäßigkeit der Herzbewegungen durch andere Ursachen erzeugt war. Bei höheren Graden der langsamen Tabakvergiftung sind Herzklopfen und zitternde unregelmäßige Schläge sehr gewöhnlich neben anderen Krankheitserscheinungen beobachtet.

Theils in Folge dieser Störungen der Herzbewegungen und der von ihnen abhängigen Blutströmung, deren Regelmäßigkeit gerade für das Gehirn eine nothwendige Bedingung gesundheitsgemäßer, kräftiger Thätigkeit ist, theils wohl in Folge directer Wirkungen des Nicotin auf die Centralorgane des Nervensystems, welche durch dasselbe bei zu lange dauernder oder zu starker Wirkung erst gereizt und dann geschwächt werden, finden sich nach länger fortgesetztem starken Rauchen zuweilen eine Art Aengstlichkeit, Auffälle von Schwindel mit Schen vor Bewegungen, Verstimtheit, Unaufgelegttheit, Unfähigkeit zu geistigen Arbeiten und Weinerliche Stimmung, die oft durch die geringste

Veranlassung, besonders häufig durch Musik, zu förmlichen Weinträmpfen gesteigert wird.

Klingen und Brausen in den Ohren, Ueberempfindlichkeit des Geruches namentlich gegen Tabak selbst, aber auch gegen sonst beliebte Wohlgerüche wie Eau de Cologne; subjective Geschmacksempfindungen, besonders diejenige von Pfeifenjauche, nachdem stundenlang nicht geraucht war: ein beachtenswerthes Warnungszeichen vor dem Eintreten der Nicotinsättigung, das bald von ernstern Vergiftungserscheinungen gefolgt sein kann; endlich gewisse Störungen des Gesichtsinns kennzeichnen das Ergriffensein des höheren Nervensystems. Die Störungen beschränken sich bei geringeren Graden der Tabakvergiftung auf eine Erschwerung des Sehens in der Nähe, die bald vorübergehend nach gelegentlichem starken Rauchen, bald mehr andauernd auftritt. Seltener schon wird eine Abnahme des Farbensinns beobachtet, indem z. B. statt roth eine Mittelfarbe zwischen roth und gelb gesehen wird, oder indem zwei nach einander gesehene Farben der Art mit einander verschmelzen, als wenn sie gemischt wären, so daß z. B. gelb nach blau als grün wahrgenommen wird.

Wichtiger und häufiger ist eine allgemeine Abnahme der Schärfe, als ob ein Nebel über die betrachteten Gegenstände ausgebreitet wäre. Dies Nebelfehen ist oft mit Schwindel und Kopfschmerz, mit Schlaflosigkeit oder im Gegentheil mit Schlafsucht verbunden, und kann bis zu gänzlicher unheilbarer Erblindung fortschreiten, wenn nicht bei Zeiten die Gewohnheit des Rauchens ganz aufgegeben wird. Diese Folge des Tabakmißbrauchs wird durch gleichzeitigen Alkoholmißbrauch in hohem Grade befördert und tritt besonders dann ein, wenn durch geringe Körperbewegung die Ausscheidung des in das Blut aufgenommenen Nicotin verzögert ist.

Eine übergroße Empfindlichkeit oder Reizbarkeit des Nervensystems in Folge zu reichlichen Tabakgenußes zeigt sich durch sonst nicht begründete zeitweilig auftretende, oder mehr oder minder andauernde, oft recht heftige Schmerzen an, die namentlich im Rücken, in den Seiten der Brust und des Bauches, manchmal

auch im Innern der Brust, des Magens, des Unterleibes, ihren Sitz haben, nach Aussetzen des Rauchens verschwinden, nach Wiederaufnahme desselben wiederkehren. Ferner durch Muskelschwäche, namentlich in den Beinen, durch Abnahme des die Körperhaltung und die Bewegungen controlirenden Muskelgefühls, wodurch namentlich die Erhaltung des Gleichgewichts im Stehen beeinträchtigt wird; durch leichte Ermüdung, Zittern der Arme und Beine, durch krampfhaftes Zusammenziehen einzelner Muskelpartien, vorzugsweise oft durch eine schmerzhaft gespannte im Nacken, sowie endlich durch eine öfter beobachtete erhebliche Abnahme des männlichen Geschlechtsvermögens — lauter Erscheinungen, die nach Enthaltensamkeit vom Tabakgenuß, wenn sie von letzterem und nicht etwa von anderen, durch ärztliche Untersuchung klar zu stehenden Ursachen herrühren, alsbald zu verschwinden pflegen — wird die allgemeine Schwächung des Nervensystems offenbart.

„Ein Pfeischen Tabak vertreibt Hunger und Durst,“ hört man oft sagen, und es ist nicht zu leugnen, daß diese Gefühle durch Tabakrauchen zeitweise gestillt werden können; theilweise gewiß durch die starke Erregung der Speichelsabsonderung, welche den Mund und Schlund senkt erhält und durch den hinuntergeschluckten Speichel auch den Magen beschäftigt, wie ja intensiveres Hungergefühl auch durch ein Glas Wasser vorübergehend zum Schweigen gebracht werden kann; vielleicht ist aber auch eine Art Betäubung derjenigen Nerven, durch welche jene Gefühle entstehen, Schuld daran. Bei starken Rauchern wird aber die Erregung der vollständig durch den Rauch gereizten Schleimhäute zuweilen so stark, daß sich nicht nur ein dauernder, die Geschmacksempfindung mehr oder weniger beeinträchtigender Zungenbeleg bildet, sondern daß auch die Mandeln und die ganze Schleimhaut des Hintermundes und Schlundkopfes dauernd in einen durch Röthung, Schwellung und vermehrte Schleimabsonderung verrathenen Reizzustand versetzt werden. Dieser hat dann öfteres Räuspern und Schleimauswerfen, belegte Stimme, und durch Fortpflanzung auf das zum Mittelohr gehende Rohr, die sogenannte Ohrtrumpete,

Ohrenjaufen und Schwerhörigkeit zur Folge.

Während ferner bei vielen Menschen durch eine nüchtern gerauchte Pfeife oder Cigarre der Stuhlgang erwünschte Beförderung erfährt, und nach reichlichen Mahlzeiten eine kräftige Cigarre die Beschwerden der Magenverdauung zu erleichtern pflegt, leiden starke Genußmittelraucher manchmal an hartnäckigen Störungen des Appetits und der Verdauung. Wenn nun gleich bei diesen Beschwerden nicht bekannt ist, wie viel der Tabak, wie viel andere Lebensgewohnheiten, z. B. mangelnde Bewegung und die durch Rauchen anscheinend beförderte Neigung, selten, aber dann sehr stark zu essen, dazu beitragen, so beobachtet man nicht selten bei starken Rauchern mit Verstopfung abwechselnde Durchfälle und heftige Darmschmerzen, sogenannte Koliken, die wohl auf einer acuteren Nicotinvergiftung beruhen. Denn das Nicotin wirkt in der That auf die Nerven des Verdauungsrohres in der Art ein, daß heftige, mit großen Schmerzen verbundene Zusammenziehungen und rasche Entleerungen darauf folgen.

Wie bei der reinen Nicotinvergiftung zuerst beschleunigte, sodann unregelmäßige, sehr langsame, abgebrochene und sehr erschwerte Athembewegungen beobachtet werden, und in denjenigen Vergiftungsfällen, welche nicht durch Ueberreizung und Lähmung des Nervensystems tödtlich endigen, der Tod durch die Störung des Athmens herbeigeführt werden kann; und wie bei den des Rauchens Ungewohnten die Erschwerung des Athmens mit den Gefühlen der Brustenge und der Zusammenschnürung der Brust zu den frühesten und lästigsten Erscheinungen gehört, so findet man auch bei starken Genußmittelrauchern nicht selten Anfälle von Engbrüstigkeit und Athemnoth, die sich bisweilen zum heftigsten Brustkrampf mit dem Gefühl drohender Erstickung steigern können. Diese meistens rasch vorübergehenden Krankheitserscheinungen, so wie der besonders Morgens, nachdem Abends vorher viel geraucht war, zuweilen beobachtete heftige Stirnkopfschmerz rühren wahrscheinlich von gelegentlicher Steigerung der Nicotinaufnahme her, welche die gewohnheitsmäßige Abstumpfung überwunden hatte.

Alle diese nicht so ganz selten beobachteten schädlichen Folgen des Tabaks werden eben so wenig wie die Vergiftungszufälle der Anfänger im Rauchen dahin wirken, dem Tabaksverbrauch erheblichen Abbruch zu thun. Der Mißbrauch schließt bei diesen, wie bei anderen Genußmitteln, deren Uebermaß schädlich wirken kann, den Gebrauch nicht aus. Wir werden den Wein und das Bier nicht verbieten, weil sie gelegentlich nachtheilige Folgen haben; wir werden nicht einmal dem Branntwein unbedingt den Krieg erklären, obgleich er offenbar sehr viel Unheil anrichtet! Denn Alkohol ist unter Umständen ein Sparmittel für den körperlichen Haushalt, und ein Reizmittel, welches vorübergehend und ohne bleibenden Schaden den Menschen zu größeren Leistungen befähigt. Dem allgemeinen Triebe nach solchen Reizmitteln, denen nebenbei die Eigenschaft innewohnt, mancherlei Sorgen zu brechen und Leiden zu verschleiern, setzen nach allen Erfahrungen weder staatliche Verbote, noch mündliche und schriftliche Warnungen, Predigten und Enthaltensvereine irgend hinreichende Schutzdämme entgegen.

Wohl aber sehen wir beständig das niedrigere Reiz- und Genußmittel vor dem höheren der gleichen Art zurückweichen: die alkoholisirten Weine vor den leichteren (Sherry vor Bordeaux in England), den Schnaps vor dem Bier u. dgl. m. Wer guten Tabak rauchen kann, wird die schlechteren, reizenden, weniger ausregenden als betäubenden Sorten und Ersatzmittel verschmähen, noch auch in der Regel darauf verfallen, durch stärkere Betäubungsmittel, wie indischen Hanf, Opium, Morphinum u. a. m. sich einen ähnlichen, für den Augenblick gewiß größeren, stets aber mit Nachtheilen für Körper und Geist verbundenen Genuß zu verschaffen. Der Staat wird demnach seine Bemühungen dahin zu richten haben, daß die schlechteren und schädlicheren Genußmittel durch bessere, verwandter aber weniger nachtheiliger Gattung ersetzt werden: er wird z. B. nicht durch hohe Steuern den Tabaksverbrauch einzuschränken versuchen, weil dieser Versuch den gewünschten Erfolg wahrscheinlich in sehr geringem Grade haben würde, dagegen aber, abgesehen von der Beein-

trächtigung einer höchst bedeutenden Industrie, dahin wirken könnte, daß schädlichere Ersatzmittel einen Theil seines Bodens erobern würden. Auch wird man kaum die feineren Tabake und Cigarren als Genußmittel der steuerkräftigeren Wohlhabenden und Reichen mit unverhältnißmäßig höheren Steuern belegen dürfen, weil dadurch der Verbrauch und die Einnahme durch die Besteuerung des Tabaks ein gewiß nicht wünschenswerthes Hinderniß bereitet werden würde. Vielmehr muß das Ziel der Bestrebungen auch in dieser Beziehung dahin gerichtet sein, das Bessere möglichst Vielen zugänglich zu machen, um hierdurch dem Schlechteren seine Herrschaft über diejenigen Volksklassen zu entziehen, welche seinen Verlockungen, wie seinen Nachtheilen am wenigsten Widerstand zu leisten vermögen.

Die Erziehung im Hause, in der Schule und in der Gesellschaft wird endlich dahin zu streben haben, daß über die Wirkungen des Tabaks und anderer unter Umständen schädlicher Genußmittel möglichste Aufklärung verbreitet werde, daß vor allen Dingen die Jugend durch Belehrung, zweckmäßige Beschäftigung und Beispiel behütet werde, zu früh Genüsse zu suchen, die sie nur auf Kosten ihrer Gesundheit und kräftigen Fortentwicklung befriedigen kann. Auch hier wird nicht das unbedingte Verbot sich heilsam erweisen, sondern die durch Lehre und Beispiel angezogene Gewohnheit Maß zu halten in allen Dingen: denn auch für den Tabak ist es gültig, daß Mäßigkeit im Genuße, den individuellen Kräften und sonstigen Lebensgewohnheiten angemessen, vor den schädlichen Folgen bewahrt, welche über-

mäßigen Genuß schnell oder langsam, offenbar oder heimlich begleiten.

Wegen der geringeren Widerstandskraft der Jugend sollte man möglichst zu verhindern suchen, daß Knaben vor der Vollendung des Wachsthum's sich die Gewohnheit des Rauchens aneignen, und vielmehr dahin streben, daß sie mindestens noch längere Zeit dem Genuße entzogen, wenn der erste Versuch ihnen schlecht bekommen ist. Auch weil das Maßhalten der Jugend schwerer fällt, soll sie die Genüsse des Mannesalters nicht zu früh theilen. Der Mann aber kann dies Maß auch darin finden, daß er nicht aus bloßer Gedankenlosigkeit gewohnheitsmäßig raucht, sondern nur, wenn ein süßbares Bedürfniß ihn dazu treibt. Wer ins Freie geht, um frische Luft zu athmen, der soll dieselbe nicht sich und Anderen durch Tabakrauch verderben; im Zimmer aber soll durch ausreichende ununterbrochene Lüftung dafür gesorgt werden, daß die Athmung nicht zu kurz kommt. Gesellschaftsräume, Bierstuben u. dergl. m. können durch Tabakqualm aus Erholungs- zu Giftstätten werden, in denen morgendliches Kopfschmerz, Abgespanntheit und geistige Arbeitsunfähigkeit ihren Ursprung haben. Endlich sollte dafür gesorgt werden, daß in solchen Localen wie auch auf den Eisenbahnen Nichtraucher nicht durch Rauch belästigt werden, während jetzt in Deutschland fast die umgekehrte Gewohnheit herrscht, die Nichtraucher als Ausnahme und Belästigung zu behandeln. Der Tabak soll doch nicht Herr des Menschen sein, sondern ein Freund in der Noth, wie andere Hülfsmittel und Anregungsmittel unserer Kräfte!



Wie sie, des Wechsels froh,
 blieb ich derselbe so
 Im Lauf der Jahre.

Vergnügt steh'n Palm und Blatt
 In Wald und Aue;
 Es prangen Dorf und Stadt
 Im neuen Baue.
 Wo sonst in meinem Haar
 Die braune Locke war,
 Ist jetzt die graue.

Ging' ich diese Bahn
 In Jugendfreude,
 Dann kam ich angehan
 Mit schwerstem Leide.
 Jetzt zwischen Leid und Lust
 Trag' ich in wunder Brust
 Grieschlummert beide.

So paart der Jahre Blicke
 Verlust, Gewinne.
 Fort mit den Wellen zieben
 Mutwill' und Minne:
 Doch aus der Blüthe Flucht
 Keimt eine volle Frucht
 Bereitstem Sinne.

1852.

* * *

Wir haben schon öfter von dem Voranschreiten eines Unternehmens Mittheilung gemacht, welches die Popularisirung der Ergebnisse gegenwärtiger Naturwissenschaft durch tüchtige Mitforschende sich zum Ziel gestellt hat: Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. München, Oldenbourg. Von den schon vertrauten zierlichen rothen Bänden liegt wieder eine Reihe vor. Graber behandelt die Insecten, Philipp Karl die Wärme, Rech giebt eine gemeinfaßliche Beschreibung des Weltalls, Pfaff eine physikalische Geographie des Alpengebirges, welcher jeder Alpenreisende gern neben seinem Badesfer im schmalen Reisegepäck noch ein Plätzchen ansmitteln wird, Krebs behandelt die Erhaltung der Energie als Grundlage der neueren Physik. Auch das Gebiet gesetzmäßiger geistiger Thatfachen ist mit hineingezogen in dem interessanten Bande: „Die Gesetzmäßigkeit im Gesellschaftsleben. Statistische Studien von Georg Mayr.“ Sollte die Meinung sein, daß auch hier „Naturkräfte“ walten und die Regelmäßigkeiten erklären, so müßten wir Verwahrung einlegen. Doch ist das nicht die Ansicht Mayr's. Derselbe tritt vielmehr in entschiedenen Gegensatz gegen Quetelet, den berühmten Repräsentanten dieser Betrachtungsweise. Mayr sagt, auf Grund langjähriger,

fruchtbarer amtlicher Beschäftigung mit der bayerischen Criminalstatistik: „Wir haben da eine Hauptfrage der Criminalstatistik vor uns. Die Quetelet'sche Schule scheint geneigt, auch hier mit ihrem Meister die Budgetisirung der Verbrechen anzuerkennen und die einzelnen Jahresabweichungen nur als zufällige und in einem längeren Zeitraum sich ausgleichende Erscheinungen zu betrachten. Das massenhafte Material, welches die Criminalstatistik in der Neuzeit zu Tage gefördert hat, läßt die absolute Budgetisirung des Verbrechens als unhaltbar erscheinen. Ja, wollten wir tiefer in das Detail der Nachweise eingehen, so würden wir sogar finden, daß auch jenes Gefüge, dessen Regelmäßigkeit im Allgemeinen allerdings anzuerkennen ist, gerade in den von Quetelet besonders hervorgehobenen Beziehungen mancherlei nicht bloß gelegentliche und vorübergehende Verschiebung erleidet. Jedenfalls aber steht so viel fest, daß ein absolutes, der Welt dictirtes Maß von Verbrechen nicht nachweisbar ist. Im Gegentheil sind die zeitlichen Schwankungen der Criminalität auch unter gleichbleibender Strafgesetzgebung, welche selbstverständlich immer vorausgesetzt wird, recht bedeutend. Wir können hierfür aus der bayerischen Criminalstatistik der sechziger Jahre von 1862 an, also eines Zeitraums, in welchem keine Aenderung der Strafgesetzgebung eingetreten ist, einen sehr deutlichen, wenn auch nicht erfreulichen Beleg finden.“

Hier mag ein neues Werk von Poschinger angegeschlossen werden, welchem wir eine Bankgeschichte Bayerns, dann Sachsens verdanken, und von dem jetzt die erste Hälfte einer preussischen vorliegt: Bankwesen und Bankpolitik in Preußen. Von H. Poschinger. Erster Band. Berlin, Springer, 1878. Das Buch ist aus dem Material des Finanzministeriums geschöpft und eröffnet daher die erste actenmäßige und gründliche Einsicht in den Gegenstand.

* *

Geschichte der Pädagogik mit Charakterbildern hervorragender Pädagogen und Zeiten. Von Böhm. Erste Hälfte. Nürnberg, Korn, 1878. Die Geschichte

der Pädagogik ist noch ein junger Theil der Culturgeschichte und ein sehr hoffnungsvoller, da das Unterrichtswesen mit den verschiedenen anderen Leistungen der Gesellschaft in sehr bedeutenden Beziehungen steht. Wir griffen daher auch zu diesem Buch, trotz so mancher Enttäuschung auf diesem Gebiete, wieder mit lebhaftem Interesse. Leider keine Enttäuschung! Mit einem so geringen Antheil eigener Arbeit läßt sich selbst ein brauchbares Compendium nicht herstellen. Am meisten begegneten wir in dem Buche den Spuren der Geschichte der Pädagogik von Schmid, welche doch selber ein höchst unvollkommenes Buch ist. Erziehungsweisen Griechenlands im Jünglings-, Mannes- und Greisenalter der Nation — das ist in der That zu geschmacklos, um aus einem Lehrbuch ins andere überzugehen!

* * *

Der letzte Constantin von Felicia Hemans und Wordsworth's politische Sonette. Aus dem Englischen von Christian Hönes. Stuttgart, Kohlhammer, 1878. Ein seltsam zusammengekoppeltes Paar; die Felicia wird nicht Vieler Geschmack sein; die Sonette, die ein Ereigniß seiner Zeit waren, liest man gern wieder in dieser Verdenkung. Wir geben als Probe das berühmte Sonett an Milton, London 1802:

O wärest du noch heut' in unsrer Mitte!
Ein Sumpf ist England nun, wo Haus und Herd,
Altar und Schule, Feder und das Schwert,
Der große Wohlstand in Palaß und Hütte,

Verloren, was besaß der alte Britte:
Das inn're Glück. O rüttl' uns, die verkehrt
Und selbstisch, auf, schaff' uns den alten Werth
Und gib uns Tugend, Freiheit, Kraft und Sitte!

Dein Geist erglänzte wie ein lichter Stern,
Und deine Stimme brauste wie das Meer!
Rein wie der Aether, frei und groß und hehr.

In heit'rem Gottvertrauen ging dein Lauf
Durch's Leben hin; und doch seh' wir dich gern,
Der Pflichten niederste dir legen auf!

* * *

Wissenschaftliche Abhandlungen. Von Friedrich Zöllner. Erster Band. Leipzig, Staackmann, 1878. Wie Zöllner's wissenschaftliche Gesamtunterscheidung, so hat auch der vorliegende Band be-

deutendes Aufsehen gemacht. Ein Naturforscher, welcher sich der Richtung der gegenwärtigen Naturwissenschaft nach allen Seiten hin entgegenzustellen das Bedürfnis fühlt, der sich mit den ersten gegenwärtigen deutschen Naturforschern in Fehde begeben hat, und an welchem doch Ebenbürtigkeit wissenschaftlichen Geistes mit denselben, christlicher Sinn für die reine Wahrheit unverkennbar sind: eine solche Erscheinung hat seit dem Erscheinen der Schrift über die Kometen die Kreise der Wissenschaft lebhaft beschäftigt. Ein besonderes Interesse erregten unter seinen allgemeinen Ideen zwei. Erstlich: alle Veränderungen im Universum erfolgen so, daß für letzteres die Summe der vorhandenen Unlust ein Minimum wird. So giebt es in dem Weltall nichts Unbelebtes, sondern alle Veränderungen in demselben erfolgen so, daß dieses Princip die mechanischen Grundgesetze in sich schließt. Diese Annahme hat in der That etwas außerordentlich Ansprechendes. Der zweite allgemeine Gedanke, den Zöllner verfolgt und der lebhaftes Interesse hervorgerufen hat, ist die Annahme, daß der von Gauß und Riemann hypothetisch eingeführte Begriff eines Raumes von vier Dimensionen — Wirklichkeit, beweisbare Wirklichkeit sei! So wird ihm die ganze Welt eine Schattenprojection einer höheren von mehr Dimensionen. Niemand kann die Möglichkeit einer solchen Annahme leugnen. Die in Kant und Plato gegebene Annahme einer übersinnlichen Welt, deren Phänomen die unsrige sei, erhält so zu sagen Faßbarkeit und concreten Inhalt durch diese Annahme. Leider glaubt Zöllner in den Manipulationen des bekannten Spiritisten Glade, welcher auf seinen Kunststreifen auch Leipzig berührt hat, einen experimentellen Beweis seiner Annahme gefunden zu haben. „Ich habe nun bereits in der oben citirten Abhandlung, S. 273, über die Wirkung in die Ferne, einige physikalische Erscheinungen discutirt, welche solche vierdimensionale Wesen auszuführen im Staube sein müßten, falls es ihnen unter gewissen Umständen gestattet ist, sichtbare, d. h. uns dreidimensionalen Wesen vorstellbare Wirkungen in der realen Körperwelt zu erzeugen. Als eine solche Wirkung hatte ich ausführlich die Verschlingung eines

einfachen Fadens ohne Ende discutirt. Wenn ein solcher Faden mit seinen Enden zusammengeknüpft und mit einem Siegel versehen worden ist, so müßte ein intelligentes Wesen, welches willkürlich vierdimensionale Biegungen und Bewegungen mit dem Faden vornehmen könnte, im Stande sein, ohne Lösung des Siegels einen oder mehrere Knoten in den einfachen Faden zu knüpfen.

„Dieser Versuch ist nun mit Hülfe des amerikanischen Mediums Mr. Henry Slade zu Leipzig am 17. Dec. 1877 Vormittags 11 Uhr innerhalb einer Zeit von wenigen Minuten gelungen. Die nach der Natur gezeichnete Abbildung des mehr als einen Millimeter starken und festen Bindfadens mit den vier Knoten, sowie die Haltung meiner Hände, mit denen die linke Hand des Herrn Slade und noch eines anderen Herrn vereint auf dem Tische lagen, ist auf Tafel IV dargestellt. Während das Siegel stets vor unser aller Augen offen auf dem Tische lag und der dort befindliche Theil des Fadens, wie die Figur zeigt, von dem Daumen meiner Hände fest gegen die Oberfläche der Tischplatte gedrückt wurde, hing der übrige Theil des Bindfadens auf meinen Schoß herab. Während ich die Schlingung nur eines Knotens gewünscht hatte, waren nach wenigen Minuten die vier Knoten in dem Bindfaden.

„Ich hatte bereits am Schlusse meiner ersten Abhandlung (Einwirkung in die Ferne), deren Manuscript im Laufe des August 1877 vollendet wurde, darauf hingewiesen, daß eine nicht unbedeutende Zahl physikalischer Erscheinungen, welche sich durch „synthetische Urtheile a priori“ aus der erweiterten Raumanschauung und der Platonischen Projections-Hypothese ableiten lassen, mit sogenannten spiritistischen Phänomenen übereinstimmen.

„Diese hier von mir ausgesprochene Vermuthung hat vier Monate später durch obige Experimente mit dem Amerikaner Herrn Henry Slade eine vollkommene Bestätigung erhalten. Ich war bei Anstellung der Experimente gleichzeitig darauf bedacht, dem oben erwähnten Kriterium zwischen einem subjectiven Phantasma und einer objectiven Thatfache Rechnung zu tragen. Die vier Schlingen in dem oben erwähnten Bindfaden mit

unverletztem Siegel liegen noch heute vor mir, ich kann denselben jedem anderen Menschen zur Prüfung vorlegen, ich könnte ihn successive in alle gelehrten Körperschaften der Welt senden, damit sie sich überzeugen, es handle hier sich nicht um ein subjectives Phantasma, sondern um eine in der realen Körperwelt dauernd erzeugte objective Wirkung, welche kein menschlicher Verstand nach den uns bisher geläufigen Anschauungsformen von Raum und Kraft zu erklären im Stande ist.“ Der treuherzige Glaube Böllner's an den fingergewandten Amerikaner würde wohl, wenn auch der Bindfaden an alle Akademicien verandt würde, wenige Anhänger an denselben finden. — In Bezug auf diese Raumtheorie und deren Begründung und Abschätzung heben wir schließlich eine fein- und scharfsinnige kleinere Schrift hervor: *Die Axiome der Geometrie*. Eine philosophische Untersuchung der Riemann-Helmholtz'schen Raumtheorie. Von Erdmann. Leipzig, Voss, 1877. Die Schrift versucht den Nachweis, daß die Bedeutung dieser Theorie von einem möglichen Raum von vier Dimensionen eine negative ist; dieselbe zeigt, daß keineswegs unser Raum mit seinen Dimensionen und den in ihm gültigen Axiomen die einzig mögliche Form sinnlichen Anschauens ist; so unterstützt sie die Ansicht, welcher gemäß diese Axiome nicht aus der Natur der Sinnlichkeit als solche folgen, sondern als thatsächlich von uns erfahren und aus Erfahrung abstrahirt werden.

Literarische Notizen.

Von Weber's illustrierten Katechismen, welche die Aufgabe sich gestellt haben, das Wissenschaftliche auf den verschiedenen Gebieten zu kleinen volkstümlichen Compendien zusammenzufassen, gehen uns zu: *Geschichte der Philosophie*. Von Kirchner. — *Ziergärtnerei*. Von Jäger. — *Allgemeine Sittenkunde*. Von Dürck. (Leipzig, Weber, 1877.) Der Gedanke solcher Compendien ist richtig; die Massen unseres Volkes haben das Bedürfnis, das wahrhaft Wissenswürdige für den praktischen Gebrauch zur Hand zu haben; immer weniger bedeuten uns Form und Stimmung; immer

zudringlicher wird die Wirklichkeit. Die bezeichneten Katedrismen entsprechen ihrem Zweck.

Von kleinen naturwissenschaftlichen Einzelarbeiten gehen uns zu: *Schutzmittel der Pflanzen*. Von Kunze. (Leipzig, A. Felig, 1877.) Die Arbeit reicht über ihr Thema in dem, was sie bietet, weit hinaus, sie hat durch eine Reihe des Verfassers um die Welt einen Hintergrund allgemeiner Gesichtspunkte empfangen und enthält über die Geschichte der Erde interessante Beiträge.

Die gesammelten Naturwissenschaften. Dritte bereicherte Auflage. 47. bis 60. Lieferung. (Essen, Verlg. von G. D. Bader.) Wir benützen diese Gelegenheit wieder, dieses Preiswerkes unseren Lesern warm zu empfehlen. Eine größere Zahl vorzüglicher naturwissenschaftlicher Schriftsteller, wie Anshelm, Rafins, Mädler, Nöggerath, nehmen an demselben Theil, vorzügliche Illustrationen erläutern den Text, und der geringe Preis ermöglicht in allgemeinen Kreisen die Anschaffung. Daß schon eine dritte Auflage hervortreten konnte, zeigt für sich, daß es sich bereits seinen Platz in den gebildeten Kreisen erworben hat. — Eine Zeitschrift, welche von der monistischen Richtung in der Naturwissenschaft ausgeht und die Principien der Entwicklungslehre auch auf das Studium des Menschen auszudehnen bemüht ist, erscheint in: *Kosmos*. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Häckel sowie anderen hervorragenden Forschern. Herausgegeben von Dr. Otto Caspary, Prof. Dr. Gust. Jäger, Dr. Ernst Krause. 1. Jahrgang, 1877. (Leipzig, Günther's Verlag.) Der Standpunkt ist der Darwin's, und der große Forscher hat der Zeitschrift einen höchst interessanten Beitrag mitgetheilt, ein Tagebuch, welches er über die ersten Jahre eines seiner Kinder geführt, und in dem er eine Fülle interessanter Beobachtungen unter bestimmten Gesichtspunkten wie sittliche Entwicklung, intellectuelle u. s. w. niedergelegt hat.

Die letzten Fragen der menschlichen Existenz werden gegenwärtig mehr als je in Folge der Ergebnisse der heutigen Naturwissenschaft der Besprechung unterzogen. Wir heben die folgenden Schriften hervor: *Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde*. Von Dr. L. Meyn. (Schleswig, Bergas' Buchhandlung.) — *Ueber Gott, Geist und Außerlichkeit*. Von Dr. Eduard Löwenhardt. (Wolfsst., Verlag von Meinede, 1876.) — *Die Elemente der Metaphysik*. Von Dr. Paul Deussen. (Machen, Verlag von J. M. Mayer, 1877.) — *Dogmatismus und Skepticismus*. Von Dr. Paul Kannengießer. (Eberfeld, Verlag von Fassbender, 1877.) Die Metaphysik von

Deussen ist aus der Schule Schopenhauer's. Sie ist es auch in Bezug auf ihre unweilen dichterisch angehauchte, stets wohl erwogene Form. Den Standpunkt selber bezeichnet Deussen näher, indem er die drei Spitzen des mächtigen Ganzen der Metaphysik charakterisirt. „Die erste dieser Spitzen hatten wir erreicht, als wir in der Metaphysik der Natur zu der Ueberzeugung von der Einheit alles Seienden gelangten und erkannten, wie der eine Wille zum Leben sich als die bunte Mannigfaltigkeit der Welt zu unseren Füßen ausbreitete. Die zweite Spitze erstiegen wir in der Metaphysik des Schönen: über uns sehen wir die Welt der Ideen in ewigem Glanze, unter uns in unvollkommenen Abstraktionen in der Natur. Aber noch blieb in der Metaphysik der Moral der dritte, alle anderen überragende Höhepunkt zu besteigen übrig. Wenn irgendwo, so durften wir hoffen, von hier aus einen Blick zu werfen in das ewige Reich, von welchem diese ganze Welt ausgeht, als eine Anstalt zur Besserung und zum Heile. Mit Anstrengung haben wir diesen allerhöchsten Gipfel menschlichen Erkennens erklimmen und finden ihn — in Wolken gehüllt; so daß wir, mühsam tastend, kaum den Weg zu unseren Füßen noch finden, wo wir dem Reiche des Lichts am nächsten sind.“ — Die Arbeit Löwenhardt's, welcher man gründliche Kenntniß auf den verschiedensten Gebieten zuerkennen muß, kann erst, wenn ein größerer Theil derselben vorliegen wird, besprochen werden. Die Briefe über natürliche Geschichte der Schöpfung können in weiteren Kreisen das Interesse an den letzten geologischen Problemen verbreiten. Die Arbeit Kannengießer's entspringt aus den jetzt so blühenden Kant-Studien und soll eine größere Arbeit desselben über das methodologische Problem des Kant'schen Criticismus vorbereiten. Sie erregt schöne Erwartungen in Betreff des beabsichtigten Werkes.

Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen. Von Carus Sterne. Mit 175 gedruckten Holzschnitten. (Berlin, Gebr. Bornträger (Ed. Eggers), 1876.) Nachdem Philosophie und Naturforschung lange Zeit getrennte Wege gegangen sind, drängen naturwissenschaftliche Arbeiten von ganz verschiedenen Seiten her zu allgemeinen Gesichtspunkten voran, welche sich wie von selber zu dem Ganzen einer Ansicht von der Natur zu fügen scheinen. Aus dem Zubegriff dieser Forschungen hebt der Verfasser des vorliegenden Werkes besonders zwei Untersuchungsschreihen hervor, mit deren Mitteln er sein Bild vom Kosmos entwirft.

Die Principien der Biologie. Von Herbert Spencer. Uebersetzt von Better. Bd. 1. (Stuttgart, Schweizerbart.) Spencer wird heute in England als der am meisten

hervorragende Philosoph nach dem Hingang von Mill betrachtet. Wenn Bain den vorsichtigeren Weg Mill's weiter geht, so entwickelt Spencer in kühner Verallgemeinerung der durch Induction festgestellten Thatfachen eine Ordnung von Begriffen, welche das große metaphysische Räthsel zu lösen die Aufgabe haben.

Er macht diesen Versuch, indem er in die Mitte seines Systems einen Begriff stellt, welcher aus der Biologie geschöpft ist, daher ist der hier veröffentlichte Theil seines Systems von ganz hervorragender Bedeutung für Verständniß und Beurtheilung seines Systems.

Dieser Begriff ist der Begriff der Entwicklung. Es ist bekannt, daß Spencer schon vor der Publication der großen systematischen Arbeiten Darwin's den Gedanken veröffentlicht hat, daß das System der Arten und Gattungen von Pflanzen und Thieren als vermöge einer allmähigen Entwicklung nach einfachen Gesetzen entstanden erklärt werden müsse. Dieser Gedanke, welcher immer mehr in England und Deutschland zum Mittelpunkt aller speculativen Erklärungen des Weltganzen geworden ist, trat bei Spencer zuerst hervor und empfängt jetzt von ihm die am meisten umfassende Durchführung. Denn von der Astronomie bis zur Wissenschaft der Gesellschaft, gestützt auf eine bewundernswürdige Sammlung von Thatfachen, führt er ihn durch.

Grundlinien der Psycho-Physik. Von Langer. (Jena, Dufft, 1876.) Nachdem lange das Problem einer Anwendung der Mathematik auf psychologische Probleme Gegenstand der Untersuchung, z. B. von Herbart, Probisch, Riemann, gewesen war, eröffneten Untersuchungen Weber's einen Weg von der Physiologie der Sinne her, und es war Fechner's unsterbliches Verdienst, diesen Weg erwählt zu haben.

Daß seine Ergebnisse der Revision bedürftig sind, ist in den letzten Arbeiten Hering's ausgeführt, und die vorliegende Untersuchung ist ein scharfsinniger Beitrag zu dieser kritischen Prüfung, aus welcher, wie wir hoffen, der greise Physiker und Philosoph sein Gesetz, wenn auch in erheblichen Einschränkungen, neu gestiftet retten wird.

Die Statistik und die Socialwissenschaften. Von Emilio Morpurgo. Aus dem Italienischen. (Jena, Costenoble, 1877.) Die Tragweite statistischer Untersuchungen für die Erforschung der Gesellschaft ist der Gegenstand dieses Buches des hervorragenden italienischen Politikers, welcher Mitglied des Parlament's und zugleich hoher Staatsbeamter in Italien ist. Daher der erste Abschnitt der Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung im Sinne Quetelet's gewidmet ist, jedoch mit der von Que-

telet abweichenden Tendenz, mit der Gesetzmäßigkeit der Vorgänge in großen Massen die Willensfreiheit der Individuen zu verbinden. Aus dieser Darlegung tritt man dann in dem anderen Theile des Werkes in die Erforschung der gesellschaftlichen Erscheinungen selber gemäß diesen Methoden, und in einigen Parttheilen dieses Theiles ist das bleibende Verdienst des vorliegenden Werkes zu suchen. Es untersucht die Zahlenbeziehungen in der Bevölkerung, die Bildung der Staaten, die Einflüsse der Confessionen, der religiösen Freiheit u. s. w. auf die Gesellschaft, andererseits die Einflüsse der Natur auf dieselbe. Ueberall in diesem letzteren Theile sind es die Angaben und Untersuchungen über sein Heimathland, welche dem Werke für uns seinen Werth geben, da in Bezug auf die statistischen Thatfachen über andere Länder nur die bekannteren allgemein gebräuchlichen Hülfsmittel benutzt sind.

Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen von Zuständen nach dem Tode. Von E. und Spieß. (Jena, H. Costenoble, 1877.) Es ist die Absicht des Verfassers, das Christenthum und seine Vorstellungen in das Gebiet einer vergleichenden Religionswissenschaft aufzunehmen, und er hofft auf diesem Wege zu einer tieferen Vertheidigung des Christenthums zu gelangen. Wir wollen ihn in dieser Hoffnung nicht stören, inzwischen zweierlei muß gesagt werden: der Schwerpunkt des Verfassers einer solchen Arbeit darf nicht in der Theologie, sondern muß in umfangreichen und gründlichen historischen Studien ruhen, welche die Beherrschung einer größeren Zahl alter Sprachen voraussetzen. Alsdann: nur von dem Standpunkt unbefangener historischer Betrachtung des Christenthums aus, frei von allem Dogmenglauben, kann eine solche Arbeit Aussicht auf Erfolg haben. — Hier sei zugleich eines kleinen Werkes erwähnt, welches ebenfalls eine allgemeine mythische Vorstellung zum Gegenstande hat: **Die Idee eines goldenen Zeitalters.** Von Pfeleiderer. (Berlin, G. Reimer, 1877.) Ein Versuch, von dem symbolischen Bilde ausgehend, die letzten philosophischen Fragen über den Werth des Lebens, über die Vergangenheit und die Zukunft des Menschengeschlechts zu behandeln.

Arthur Schopenhauer. Beitrag zu einer Dogmatik der Religionslosen. Von O. Busch. Mit der Photographie Schopenhauer's. (Weidelberg, Fr. Bassermann, 1877.) In welchem Sinne dieses Buch geschrieben ist, zeigt folgende Stelle: „Soll die Philosophie die Religion der denkenden Köpfe werden, so bedarf sie einer Dogmatik, einer Darstellung der Resultate, an welche sich der Laie halten, und auf denen die junge Generation fortbauen kann. Dogmen hießen die alten Philosophen

ihre Lehrlinge. Wenn wir also von einer Dogmatik der Religionslosen reden, so nehmen wir nur Namen und erstes Anrecht der Philosophie zurück, welche sich die Systematiker der geoffenbarten Religionen von derselben entlichen, wohlwissend, daß Formeln binden und vereint auch die Schwachen mächtig find.“ Wer eine neue Art von Religion in der Philosophie sucht, wird an dieser handfesten Darstellung Schopenhauer'scher Metaphysik vielleicht Befriedigung finden.

Universalbibliothek Nr. 851—855. Kant's Kritik der reinen Vernunft. Text der Ausgabe 1781 mit Beifügung sämtlicher Abweichungen der Ausgabe 1787. Herausgegeben von Dr. K. Kohrbach. (Leipzig, Pp. Neclan jun.) Wir machen auf diese ausnehmend billige Ausgabe aufmerksam, welche es Jedem ermöglicht, das bis jetzt nur um einen höheren Preis zugängliche Buch zu erwerben. Insbesondere Studirenden wird diese Ausgabe außerordentlich erwünscht sein. Wir können es freilich nicht billigen, daß hier wiederum die erste Auflage Kant's zu Grunde liegt, denn die zweite Auflage ist thatächlich vollkommener, und es war der Wille Kant's, daß sein Werk in dieser Form fortdaure.

Drei Schriften gehen uns zu, welche von den religiösen Reformbewegungen der Gegenwart ausgegangen sind: **Der lebensfreundige Jesus.** Von Dr. A. Wünsche. (Leipzig, A. Menckel's Verlag.) **Die biblische Schöpfungsgeschichte.** Von Dr. F. Reusch. (Bonn, Eduard Weber's Verlag.) **Naturgeschichte des Teufels.** Drei Vorträge von Dr. Karst. (Münster, C. C. Brunn's Verlag.) Wir gestehen, Büchern dieser Art nur einen geringen Grad von Interesse entgegenbringen zu können. An freidenkenden Männern, wie einer der Verfasser sich ausdrückt, und an religiös liberalen Schriftsteller haben wir nachgerade mehr als genug. Es bleibt nur noch wenig in unserem Volke aufzuklären, und für diesen geringen Rest von Aberglauben möchte es an vorhandenen Schriften wohl genug sein.

Euripides. Deutsch von Donner. Dritte Auflage. In 3 Bänden. (Heidelberg, Winter.) Die Vorzüge der Uebersetzungen der alten Tragiker von Donner sind dem gebildeten Publicum wohl bekannt. Gute philologische Bildung, enger Anschluß an die Metra und den Sinn des Originals, daneben aber eine leichtflüssige, an Goethe's Jamben entwickelte Sprache vereinen sich zu einer Wirkung, die lebhaft an die des Originals selber erinnert. Und Euripides steht gewiß unserem gebildeten Publicum von den drei großen griechischen

Tragikern am nächsten; sein moderner Geist, seine moderne Behandlung des Mythos, sein Affect nähern seine Stücke denen der neueren Völker an.

Die alten Lieder des Horatius in neuem Gewande. Von Röstler. (Würzburg, Leo Wörl.) Ein Versuch, Horatius in gereimte Verse zu übertragen. Im Großen war die Schule von Gleim und seinen Genossen auch nichts Anderes, das Eodem modo eben ein gänzlich anderes durch die veränderte Form; die attische Feinheit der Form, welche in dem jarten Abwägen der Rhythmen liegt, ist untrennbar verbunden mit dem geistreichen Epiturreismus des Inhalts. Der Reim giebt doch nur grobe Schlussaccente, und so empfängt das Ganze einen trivialen Beigeschmack, so hübsch auch der Verfasser den Vers zu handhaben versteht.

Leßing-Bibliothek von Christian Neblisch. (Berlin, G. Hempel, 1878.) Hier wird ein Verzeichniß der Drude geboten, welche eine Grundlage des Textes der Werke von Lessing bilden, wie dieser gegenwärtig in einer neuen Auflage hergestellt wird, von welcher später Mittheilung zu machen sein wird. — **Briefe und Dokumente aus der Zeit der Reformation.** Von Kraft. (Elberfeld, Lucas, 1878.) Interessante Briefe aus verschiedenen Archiven und Bibliotheken gewonnen und in sorgfältiger Ausgabe zusammengestellt.

Meyer's Handlexikon des allgemeinen Wissens. Zweite Auflage. 1. bis 9. Lieferung. (Leipzig, Bibliographisches Institut, 1878.) Ein sehr zweckmäßiges Nachschlagebuch, welches in fragmentarischer Kürze einen Bescheid auf die Fragen enthält, welche man etwa an Bücher solcher Art zu richten berechtigt ist. Die neue Auflage verspricht 6436 neue, hinzutretende Artikel; über 60000 Worte sollen ihre Erklärung empfangen. Die uns vorliegenden Lieferungen reichen von A bis G; wir werden nicht verfehlen, über den weiteren Verlauf der Unternehmung zu berichten.

Die Rundschrift. Von Soennecken. Mit Vorwort von Reuleaux. 14. Auflage. (Bonn, F. Soennecken's Verlag.) Dasselbe (Schul-) Ausgabe. 26. Auflage. Eine mit vorzüglicher Sachkenntniß ausgeführte Arbeit. In Frankreich ist diese Rundschrift seit lange populär und als Hirschchrift mannigfach angewandt. Die vorliegende tüchtige Durchführung derselben wird sicher auch bei uns von glänzenden Erfolgen begleitet sein.

Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels von Kleinschmidt. (Kassel, Theodor Kay.) Der Titel des Werkes reicht weiter als sein

Inhalt; es wäre besser das Umgekehrte der Fall. Bernhardt's Arbeiten über russische Politik haben uns einen hohen Maßstab für Studien über diesen Gegenstand in die Hand gegeben, und wir können nicht verschweigen, daß das vorliegende Werk diesem Maßstab nicht gewachsen ist. Was das Werk in Wirklichkeit zu bieten vermag, ist nur die Geschichte der einzelnen adeligen Familien Rußlands, aus welchen keineswegs die russische Politik in irgend einer wesentlichen Beziehung verstanden werden kann.

Juristische Schriften des früheren Mittelalters. Aus Handschriften meist zum ersten Male herausgegeben und erörtert von Herm. Fitting. (Halle, Buchhdlg. des Waisenhauses.) Ein sehr wichtiger und musterhaft gearbeiteter Beitrag zur Erforschung der juristischen Literatur während des Mittelalters. Der außerordentlich bedeutende Vorgang von Umbildung des römischen Rechts, welcher sich damals vollzog, ist noch lange nicht so erforscht, wie er nach seiner Bedeutung es beanspruchen kann. „Möge,“ sagt der Verfasser, „der Inhalt dieser Ausgabe eine gewisse Vorstellung geben von dem ungeahnten Reichthum interessanter und selbst als Quelle für die wissenschaftliche Bearbeitung des reinen römischen Rechts nicht unwichtiger mittelalterlicher Literatur, der uns überall noch zu Gebote steht, und möge er dadurch Andere zu weiterer Ausbeutung locken.“ Fitting selbst war von einer Handschrift ausgegangen, welche ihm Haenel in Leipzig aus seinen Sammlungen mitgetheilt hatte, und die Untersuchung dieser Handschrift hatte ihn von Manuscript zu Manuscript geführt. Daher tragen seine Mittheilungen die Spuren des zufälligen Anlasses noch an sich. Aber was konnte man auf diesem Gebiete vorläufig drin-

gender wünschen als solche monographische Publicationen, vorausgesetzt, daß sie den strengsten Forderungen wissenschaftlicher Methode in der Veröffentlichung und gründlichster Verwerthung durch beigegebene Untersuchung so entsprechen als diese Publication Fitting's? Möge sie Mehrere zur Untersuchung dieser älteren mittelalterlichen juristischen Literatur anregen. Und möge Fitting selber die angebotenen Aufgaben verfolgen.

Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes. Von David Müller. 2. Aufl. (Berlin, Franz Vahlen.) Nachdem das größere Buch des Verfassers sich eine so ehrenvolle Stellung unter den Darstellungen deutscher Geschichte erworben, wird auch dieser vorliegende Auszug weiter Verbreitung sicher sein können.

Das Patentgesetz für das deutsche Reich vom 25. Mai 1877. Nebst Einleitung und Commentar und mit vergleichender Uebersicht der ausländischen Patentgesetze. Von Dr. H. Koster mann. (Berlin, Fr. Vahlen, 1877.) Wir sind durch das neue Patentgesetz vom 25. Mai 1877 in Bezug auf die Verwerthung von Erfindungen in Deutschland in eine ganz neue Lage gekommen. Während bisher der Erfinder bei einer großen Anzahl verschiedener Regierungen Patente nachzusuchen hatte, welche ihn nur unvollkommen schützten, ist nun eine solide gesetzliche Regelung hergestellt. Es bedarf nur der Verwerthung dieser neuen gesetzlichen Regelung für das tägliche Leben, und der Verfasser dieses Werkes hat sich das Verdienst erworben, einen soliden, erläuternden Commentar des Patentgesetzes auszuarbeiten und an der Hand der Geschichte sowie der Rechtsinstitutionen anderer Länder die Bedeutung dieses Gesetzes darzulegen.





Deutscher Adel.

Von

Wilhelm Raabe.

(Schluß.)

XI.

In diesem Capitel handelt es sich hauptsächlich um Mutter und Sohn, und ist es ein vornehmes Hauptstück. Zwei von den guten Naturen der armen Erde finden sich darin zu ihrer Freude noch einmal zusammen und haben wahrlich ihr Genügen an einander, wenigstens für einen Theil der Zeit, oder wie ihr es nennen wollt: Stunden, Tage, Wochen. Der große Quirl im Brei kommt ja nie zur Ruhe, und so wird auch wohl doch von allen unmöglichen sonstigen Dingen die Rede sein müssen, — von Freunden und Vaterland, von Frauenliebe (Fräulein Natalie Ferrari!) und dergleichen. Ingleichen von der schönen Gegend, der Landschaft, welche die junge Frau Done, von ihren ersten lustigen Sprüngen an, begleitet.

Wir, das kriegsgewohnte, eiserne Geschlecht der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, wir, denen die Weltgeschichte eine ganz hübsche Musterkarte ihrer Schlachtenstücke donnernd um die Ohren schlug, wir kennen auch zur Genüge unsere Säle voll eiserner Bettstellen, Krankenwärter, barmherziger Schwestern, bleicher Gesichter und blutiger Lappen. Wir fahren aber auf dem Strahl der Morgensonne, welcher durch die verhangenen hohen Fenster dringt, in diesen Capitalsaal der Comthurei der seligen Deutschherren. Er ist uns, Gott sei Dank, nicht weniger realistisch als die Nacht, das Seufzen, Stöhnen und Sterben und der Eitergeruch.

„Mein lieber Junge!“ ...

„Du? du! O, das ist schön! .. wie schön ist das, — und um so schöner, als es gar nicht nöthig war. Bist du wirk-

lich da? bist du gekommen? Hatte ich es dir nicht strengstens verboten, dir irgend welche Sorgen um mich zu machen? Was macht dein Rheumatismus? Ging es denn gar nicht anders, mußtdest du mir deine glückliche Hand — du weißt doch, dir geht nie was aus! — auch hierher bringen. Ich gebe dir mein Wort darauf, wenn ich dich in dem nichtswürdigen Kassenjammer hercitirt habe, so geschah es ganz ohne mein Wissen. Lieber Doctor, ich erlaube mir, Ihnen meine Mutter vorzustellen, das Genie der Lebenswürdigkeit, das auch nur alle Jahrhunderte einmal erscheint wie alle sonstigen Genialitäten. Also diese Belagerung von Paris ist dir auf die Länge auch langweilig geworden, Mama? Webehop, was soll ich Ihnen sagen? wie soll ich Ihnen danken? Versuchen Sie es um Gotteswillen nicht, jemals Ihr Guthaben völlig von mir einzuziehen zu wollen. Und nun wie geht es euch Allen? was macht unsere Gasse? wie befindet sich Freund Achtermann? wie — geht es —“

„Hörst du jetzt endlich auf!“ schluchzte die alte Dame. „Nun hören Sie ihn nur, meine Herren! ist es nicht grade, als ob wir einzig und allein deshalb hierher gekommen seien, um ihn ganz unnöthig aufzuregen? Was geht dich mein — unser Befinden an, du heilloser Bursche? Hast du mir immer noch nicht genug Angst und Sorge gemacht? Natalie ist wohl, und auch in Angst und Sorge um dich! nicht wahr, weiter wolltest du doch nichts wissen? O — ich würde dir die Nachricht auch nicht vorenthalten haben; jetzt sei vernünftig und leg' dich wieder hin. Ich fahre sonst auf der Stelle wieder nach Hause.“

„Im Stande wäre sie dazu,“ murmelte der glückliche Sohn lächelnd. „O du Sparterin, ist je eine spartanische Mutter so mit ihrem Kinde umgegangen, wenn es sich an der Tischdecke gestoßen hatte?“

Nun höre sie Einer! Ich bin gar nicht sicher, daß sie nicht schon acht Nächte lang auf einer Fußdecke da vor der Thür geschlafen hat. So geben Sie mir doch endlich Ihre Hand, Doctor Webehop; von allen Erdgeborenen waren Sie derjenige, welchen ich mir zum Cavaliere servente da für die alte Frau heraus gesucht hätte. Was soll ich thun —“

„Ein vernünftiger Kerl sein, Ulrich,“ sagte Webehop, „ein paar ruhige Worte mit sich reden lassen und sonst nicht den übrigen armen Teufeln hier rechts und links die Ruhe nehmen.“

„Das ischt au wahr,“ meinte Winkelspinner. „Es ischt drauße ein recht schöner Morgen; aber die Sonne ischt darun noch nicht dem Einen so wie dem Andern aufgegangen!“

Sie blickten Alle nach rechts und nach links den weiten gewölbten Saal mit seinen gothischen Pfeilern und Fenstern entlang; und Herr Ulrich Schend legte wirklich den Kopf wieder verhältnißmäßig ruhig auf sein Kissen und hielt nur die Hand seiner Mutter um so fester.

Glücklicherweise fletzte auf dem nächsten Bett ein gleichfalls allgemach wieder auf die Beine kommender Turco der Frau Professorin zuthunlich vergnüglich die Zähne entgegen, und so vermochte sie es, nachdem sie dem Schwarzen gleichfalls zuthunlich zugenickt hatte, die sonstigen Schrecknisse zu überwinden und, zu dem Sohne sich niederbeugend, ihm zuzusüstern:

„Sie läßt dich grüßen. Sie hat unsern Wassermann zu sich genommen; und — ihr Vater ist auch aus Amerika nach Hause gekommen.“

„Und mein nichtsaußiger Brief?“

„Kam grade zur richtigen Stunde, mein lieber, lieber Ulrich. Ich habe ihn ihr zu ihren übrigen Sorgen mit nach Hause gegeben. Liege still! ich glaube sicher, sie findet aus dem dummen Ge-

kriep ihr Stück Sonnenschein heraus, und du kannst es nicht vor ihr verantworten, wenn du — jetzt nicht still liegst.“

Das konnte ihm jetzt nun gar nicht einfallen. Zuerst wenigstens richtete er sich noch einmal auf den gefunden Ellenbogen empor und rief nach dem Bettgestell zur Linken hin:

„Toupelard!“

„Eh bien, monsieur Schenck?“ klang es matt, aber mit dem allerrechtsten Accent von Lutetia Parisiorum zurück.

„Je vous donne ma sacrée parole, on dansera à vos noces, comme aux miennes, mon ami.“

„Croire et atteindre! . . . Mais par avance tous mes remerciements, monsieur Schenck.“

Der Doctor Windelspinner trat auch an das nächste Bett hinüber und legte die kühle Hand auf die nächste heiße Stirn:

„Liege Sie jetzt an' nur still, Monsieur Toupelard, ich bitte Sie. Attendre heißt's, wenn nachher vom atteindre die Rede sein soll.“

Er sagte das wiederum in seinem „allerhöflichsten“ Französisch; allein der junge Pariser Volkigeur verstand ihn doch, und der zerschmetterte Fuß desselben half dazu auch wohl mit. Er blieb liegen, wie er lag, und summite nur in seinem Fieber zwischen den Zähnen durch:

„Sous l'herbe verte où je repose
Me viendront des parfums de rose“

Ah, ah, encore, un petit verre, m'sieu Schenck.“

„Den bringe wir übermorgen 'naus,“ sagte der Doctor leise zu Wedehop. „Da handelt es sich bei der Hochgradigkeit der Körpertemperatur um keine andere Verbindung mehr als mit der kühlen Mutter Erde; — weiß der Teufel, 's ischt mir leid genu! Wie es mit dem Andern steht, hast du nun selber geseh'n; wann kein Rückfall eintritt, dürfen wir ihn dreißt uns in acht Tagen ins Privatloshaus her-

überhole'. Wir nehme' ihn diesmal noch mit hinüber in das neue deutsche Reich. Jetzt aber nehmt für heute Abschied, ihr Beide — ich meine Sie, Frau Professore, und den Herrn Sohn. Ihr Stübli ist fein sauber von meiner Alten hergerichtet, Sie junger Preiß' — auch die Aussicht auf des Nachbarn Hopfestangen ist recht angenehm, wie die Kenner behauptet. Ich komme gege' Mittag und gege' Abend noch einmal wieder wie gewöhnlich; aber die ‚Sie‘, von der vorhi' die Rede war, wolle' wir heute lieber doch noch, mit aller Höflichkeit es zu sage', aus dem Spiel lassen. Die Frau Mutter kann mir ja auf dem Heimwege wenigstens mittheile, wie sie — das Freile — meine i, mit Vorname heißt.“

„Natalie!“ murmelte der verwundete Verliebte in sein Kopfkissen.

„I guck a mal! Das verspricht scho' was! Sie hatt' ich aber gar nicht gefragt, Schenk. Also b'hüt Gott, und liege Sie still, morge' früh so um dieselbige Stunde bringe ich die Mama wieder zur zweiten Visitt. Natalie! A ganz edler Name. Zu Tettung siht mir a alte Tante, die ihn auch an sich trägt, der man ihn aber weiß Gott nit mehr ansieht. A wahres Unthier, sage ich Ihnen. Na, grüß Gott also, Schenk.“ —

Acht Tage später waren sie alle Drei — Mutter, Sohn und Wedehop — glücklich unter dem gasitlichen Dache des Hauses Windelspinner untergekommen. Die Lazarethverwaltung hatte gar nichts dagegen einzuwenden gehabt, daß der Reconvalescent dorthin übersiedle. Viel überzählige Betten gab es augenblicklich noch nicht in der Comthurei der Deutschherren.

Zwar wollte sich die Pariser Epiciere Angel noch immer nicht finden lassen und noch weniger höflich von selber zur Ehre der chirurgischen Wissenschaften zum Vorschein kommen; aber saß sie auch wohl, so stellte der Patient sich doch gleichfalls

allgemach wieder ein wenig fester auf den Füßen.

„Sie werden sich vielleicht noch recht häufig über das Wurfgeschloß wundern, Freunde,“ meinte Windelspinner. „Das sind solche Sachen. Finden wir es, so finden wir es nicht immer da, wo wir es vermuthe“. Spaziert's aus eigenem Antrieb hervor, so geht es auch häufig seinen eigenen Weg. Sieht es gar zu behaglich im volle' Fleisch und zwischen Ihr Knoche'g'stell, — no, nachher finde es vielleicht Ihre Erde sechzig Jahre später und setze darüber a heroische Notiz in's Blätt'le, — so ohn'g'fähr um's Jahr Eintausendneunhundert und eins und dreißig, wenn i recht rechne.“

„Ich danke Ihnen recht freundlich für sämtliche tröstliche Aussichten, theurer Hospes; vorzüglich aber für diese letzte,“ meinte der königlich preussische Unteroffizier. „Vor allen Dingen aber, darf ich heute mich wieder von der Mama und der Mama Natur in den Mantel nehmen lassen und mit Fräulein Anna und Fräulein Sophiele den ewigen Aether ans erster Hand nehmen?“

„Habe wenig dagege' einzuwenden. Nur lieber noch nicht da vorn am Bach — der Donau, sondern besser hinten im Gartenhänsle. Zugwind und Feuchtigkeit würden Ihren ‚moralischen Ernst‘, wie die Frau Mutter sich ausdrückt, freilich noch höher heben vermitteltst eines recht braven Rheumatismus zu allem Uebrigen; aber ich meine doch, die letzten tonischen Mittel erspare' wir au' bis zuletzt; — mit etwa?!“

Dieses kleine, in eine „Klinge“ des Verges hinter dem Hause des Doctors Windelspinner eingemastelte Gartenhaus gab in der That einen merkwürdig guten Schutz vor allerlei bösen Winden. Man hätte es den Abhängen der Rauhen Alp nicht zutrauen sollen!

Gute Freunde, liebe Verwandte reden

häufig von den Annehmlichkeiten des Endlich einmal-unter-sich-sein's; aber um wirklich einmal so recht unter sich zu sein, dazu gehört mehr als das, was zu einer guten und ernsthaften Stimmung im Verlaufe des gewöhnlichen Tagelbens zusammenzutreffen kann. Wenn Etwas aus den Erregungen, der Aufregung des Daseins herausgerissen werden muß, so sind das unbestritten die Momente, in denen Menschen — die besten Bekannten — erstaunt erfahren, wie viel sie einander werth sind.

So wie in diesen Tagen, bevor jenseits der Rarhen Alp die Nebel anfangen zu weinen, war das selbst dieser Mutter und ihrem Taugenichts von Sohn noch nie so deutlich geworden.

„'s ist die Möglichkeit! das letzte Wort behält man nie!“ sagte, glücklicherweise lächelnd, jedesmal der von den Zweien, der dasmal das letzte Wort behalten hatte.

Sie sprachen durchaus nicht im hohen Pathos mit einander. In einer Welt, wo so viel impotente Brutalität das erste und das letzte Wort behält, achteten sie zu ihrem eigenen Besten und Behagen auf jedes Leuchten aus der Tiefe oder von Oben.

„Wo ein Stern steht, sehe ich keinen Käse; aber auch umgekehrt nicht jedesmal da einen Stern, wo ein Philister die Zunge herausstreckt oder eine Thräne hinweint,“ sagte der Fälschier.

„Wenn du nur endlich diese grenzligen Wilber und Redensarten unterwegs ließeß, Ulrich,“ meinte dann seine Mutter. „Wenn ich nur wüßte, von wem du das hast?! von deinem Vater gewiß nicht, und von mir hoffentlich auch nicht!“

„Vielleicht doch wohl am meisten von dir,“ meinte der Sohn lächelnd. „Du aber kamst als Kirche in die Welt; ich als Ruß. Laß mir also nur deine Redensarten in meinen Einkleidungen — ich

werde doch noch darauf hin wirklicher Geheimen Hofrath und reune meinem braven deutschen Thraunen den Dold der Wahrheit in die Brust.“

„Jetzt bleib‘ mir endlich mit deinem mythischen Geheimen Hofrath vom Leibe,“ rief die Frau Professorin.

„Na nu?“ fragte der Sohn mit unnachahmlichem Berliner Ausdruck. „Mythisch? . . Ich versichere dich, Alte, Hoheit ist und bleibt mein künftiger ästhetischer Arbeitgeber. Ich wiederhole dir, vor Paris —“

„Und ich wiederhole dir, daß sie gesagt hat: Lächerlich lasse ich mich aber unter keinen Umständen machen, was ich auch sonst ihm zu Gefallen thun mag.“

Ein Strahl sonnigsten Lichtes glänzte über das abgemagerte Gesicht des Jüglers; ein gleichfalls unnachahmlicher Ausdruck von Schalkhaftigkeit und glücklichstem Selbstbewußtsein.

„Kann ich denn dafür, Mama? . . . Sagen Sie, Schenk,“ sagt in Bonn eines Abends ein ganz netter Kerl zu mir, „meinen Cornat (weist du, Mama, das ist so'n Indier, so'n indischer Elephantenkutscher und deutscher Varenführer) meinen Cornat bin ich für morgen glücklich los; er pouffirt beim Gouverneur die verwittwete Gräfin Jngelstrom; ich habe seit vorgestern officiell's Zahnweh: würden Sie viel dagegen einzuwenden haben, wenn ich Ihnen jetzt einen dumm-ten Jungen aufbraumte?“ — „Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, Durchlaucht, Sie so glänzend als möglich abzuführen, verlassen Sie sich drauf,“ erwidere ich, — „übrigens sind Sie gefordert, Herr, ohne weitere alberne Redensarten.“ — Es war das erste Mal, daß wir ein deutscher Fürstensohn die Hand drückte, und zwar zärtlich. Der Cornat, Hauptmann von Mulkamp, hat aber nicht bloß ein Mal das Licht halten müssen, wenn vierzehn Tage später noch der Medicinal-

rath Abends kam, um noch einmal nach der Naht zu sehen. Unser neuliches Wiederzusammentreffen unter dem Mont Moron würde hoffentlich nur noch Natalie ergötzen, weil ich es der bis jetzt noch nicht mündlich schildern konnte. Heiter und wohlaffectionirt aber war's, das mußst du doch selber sagen. Einen zweiten Schmiß vor Paris wie den Bonnenjer von mir besah der fürstliche Jüngling natürlich nicht, sie gaben da zu gut auf ihn Acht, nach gemachter Erfahrung. Aber nett war's doch, daß er, als ich den meiuigen erhalten hatte und auf dem Rücken lag, kam, sich meine Adresse im Vaterlande ausbat und die Versicherung hinzufügte: „Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Schenk, Sie sollen mich nicht umsonst gezeichnet haben. Warten Sie nur gefälligst, bis Jules Favre Vernunft angenommen hat; — den alten Thiers haben wir schon so weit, meint man, unter uns gesagt, drüben in der Präfectur in Versailles. In Deutschland sprechen wir uns wieder, und ich werde Ihnen die Bonner Quarte ganz gehörig austreichen. Daß Papa unsern edlen Mulkamp zum Major gemacht, aber doch lieber bei sich zu Hause behalten hat, wird Sie selbst in Ihrem jetzigen Zustande heiter anmuthen.“

„Ja, in deinem damaligen Zustande, armer Junge! Was magst du dir wohl Alles in den letzten Wochen zusammengeträumt und gefiebert haben? Was würdest du angefangen haben, wenn du in diesem Fieber und diesem Geträume nicht mich und meine liebe Natalie gehabt hättest?“

Der Sohn nahm leise mit der Linken die Hand der Mutter, die Rechte hing ihm noch immer, und leider noch für eine ziemlich lange Zeit, als recht unnütze Beilage in ihren Windeln und Binden am Leibe.

„Sieh einmal, es läuft merklich schon wie ein grüner Schein da über die Wälder

an den Bergen. Ein wenig früher wird's doch hier zu Lande Frühling als bei uns."

"Glaubst du? Ach, ich wollte nur, wir könnten einen Streifen von dem Sonnenschein dort von der Wiese, wo die Donau so hübsch um die Ecke kommt, aufnehmen, zusammenwickeln und nach Norden schicken."

"Das kannst du vor vielen Erdgebornen immer noch am leichtesten, Mama! Setz dich und schreib ihr einen Brief, und laß mich dabei dir über die Schulter sehen. Ich bin fest überzeugt, meinem lebenswürdigen Pariser Freunde würde es selber leid sein, wenn er eine Ahnung davon hätte, wie unbequem mir sein Blei gerade jetzt in der rechten Schulter sitzt. Feine Leute sind die Franzosen, — hätte der Halunke eine Ahnung von meinen germanischen Seelenzuständen gehabt, so würde er gewißlich mit Vergnügen seinen Schuß mehr nach rechts hin abgegeben haben."

"Ach, wenn wir sie doch hier hätten! Ich meine, auch diese Berlinerin müßte unseren Freunden hier im tiefsten Herzensgrunde gefallen."

"Wenn du schreibst, Mama, so gib dem alten Achtermann einen Wink von meiner herzinnigen Neigung, ihm den Hals umzudrehen. Kann er nicht einen um den andern Tag uns Nachricht von dort geben? Gefühl hat der Kerl gar nicht. Das hat der grane Sünder längst über seiner eigenen Bibliothek ausgeümt."

"Kästere nicht, Ulrich," rief die Frau Professorin, "da kommt das Sophiele und hält was Weißes in die Luft. Lieb Mädchen, nimm dir Zeit!"

Es war das älteste Windelspinnerte, — Dr. Windelspinner's Älteste, die den Schreibebrief, der gerade eben jetzt vom Leihbibliothekar Achtermann anlangte, in Sprüngen den nordischen Gästen in das Gartenhaus trug.

Das frische Kind hätte sich dreißig Zeit nehmen dürfen; und das sonnige Lachen um ihren Mund und die Neuglein stimmte eben so wenig zu dem Inhalt des Briefes wie der Sonnenschein auf der Wiese, wo die Frau Done um den Berghang hüpfte.

"Papa ist mit dem Herrn Doctor Wedehop zum Fröhlschoppe' nach dem Hirsch, und der Herr Doctor hat g'sagt, er wolle sich lieber von der Frau Professere erzähle' lasse, was in dem Brief stehe; er habe jetzt keine Zeit, den Wunsch zu lese', und Mama läßt anfragen, ob dem Herru Schend sei' Frühstücksupple jetzt gefällig sei und recht käme? Den Papa würd's recht freue', wenn der Herr Schend sich nit wieder so gar arg dagege' wehre' wollte."

"Fräulein Sophie, Sie wissen doch, daß Sie und Ihre Mama mich zu Allem bringen, ohne die geringste Gegenwehr!" lachte der junge Invalide. Währenddem öffnete seine Mutter den Brief Achtermann's und überflog ihn flüchtig; — sie wußte also augenblicklich, wie es dort um und in den Menschen aussah, und sie sah ihren Sohn zögernd an.

Der Brief war an den Uebersetzer gerichtet und lautete wie folgt:

"Mein guter Wedehop!

"Daß es bei euch dorten von Tag zu Tag besser geht, ist mein einziger Trost in den Zuständen, in denen ihr mich hier zurückgelassen habt. Ich bitte dich dringend, wenn es irgend möglich ist, mir umgehend zu melden, wann ihr mit unserm guten Ulrich hierher zurückzufahren hofft. Die Menschen holen noch immer ihre Lectürebücher bei mir, und gedruckte fremde Unruhe und fremdes Elend bleibt ihnen allfort interessant — ich habe noch nie so deutlich darüber nachgedacht, wie interessant doch Dieses ist, als wie gerade jetzt. Also kurz und bündig — was beiläufig gesagt, wie du sagst, durchaus nicht in mir liegt — es

geht kopfüber, kopfunter, sowohl in meinem engern Familienkreise als wie auch außerhalb desselbigen, wenn ich mich so ausdrücken darf, mein bester Freund. Ich erinnere mich, als annähernd gleich voller Unruhe, nur jener acht Tage, wo die Frau Professorin wegen Verreisung mit unserm Ulrich mir unsern braven Wassermann zur Obhut anvertraut hatte. Er kam mit einem heftigen Erbrechen ab, was damals meine Frau und meine Tochter Meta recht in Erstaunen gesetzt hat. Ich kostete ihm, wie einem Prinzen aus dem ritterlichen Mittelalter, Alles vor und hätte eigentlich doch auch unwohl werden müssen. Die Sache ist mir heute noch unbegreiflich; — gottlob aber, daß ich wenigstens diesmal zu allem Uebrigen nicht auch auf den guten Hund zu achten habe.

„Er befindet sich wohl und war heute mit unserm Freunde Paul Ferrari in meinem Geschäftslocal. — Dem guten armen Paul geht es leider nicht so gut als ihm.

„Du lieber Gott, in was für einer Welt leben wir doch! Da fange ich mit dem Geringsten an; mit mir und dem braven Wassermann. Was ist es mit uns am Ende, wenn's zum Schlimmsten kommt? Du liebster Himmel, und noch dazu bei solch einem Kriege, wie wir ihn eben durchgefochten haben!

„Aber der arme Paul und seine Tochter! unsere theure Natalie! . . . Seit sie am Tage eurer Abreise mit ausgebreiteten Armen in mein Local kam und mir einen Kuß gab, weil sie ihren Vater wieder hatte, hat sie ihm gegenüber das Lächeln nicht ein einzigmal von den Lippen verloren: wenn ich an die Frau Professorin Schend schriebe und nicht an dich, mein guter Wedehop, so würde ich sagen, daß es eine Geschichte zum Weinen ist.

„Ihr solltet sie nun in ihrem Leeren Stübchen sitzen sehen, — dem Papa gegen-

über freundlich wie keine Fürstin auf Erden sein kann. Und Er ist verrückt! Ich schreibe und unterstreiche das mit Schauder und Beben: Er ist bankrott an Leib und Seele, und er hat sich Wassermann zugewöhnt, und der Hund geht wirklich mit ihm, und wir suchen Beide des Abends in den Kneipen, allwo er unsern Hund unseres Ulrich's Kunststücke aufführen läßt und dann den Gästen den Hut hinhält. Meiner guten Frau ist es leider nie ganz recht, daß dieses natürlich auch mein Leben und vorzüglich des Abends viel unregelmäßiger macht. Ich würde es wohl auch nicht durchführen, wenn nicht Herr Louis Buhemann mir merkwürdigerweise eine große Hülfe wäre. Er ist sehr freundlich gegen mich und hat in der That einigen Einfluß auch auf meine Meta. Er kennt gottlob auch, ich möchte sagen aus Instinct, die Orte, an denen unser armer Paul zu suchen ist. Wir geben uns die möglichste Mühe, ihn — ich meine unsern Jugendfreund — einzig und allein nach Buhemann's Keller zu gewöhnen; aber leider ist uns das noch nicht vollständig gelungen. Sein Kind! sein armes, armes Kind! Laß diesen Brief Herrn Ulrich nicht lesen, Wedehop; ich ersuche dich dringend darum! aber was würde ich darum geben, wenn wir jetzt die Frau Professorin hier hätten. Ich weiß nicht, wie sie uns helfen könnte; aber helfen könnte sie uns, das ist gewiß. Ob du also der Frau Professorin diesen Brief zur Lectüre übergeben willst, das stelle ich hiermit deinem Ermessen anheim, lieber Wedehop. Ich schreibe da Worte, die nur das Allerwenigste von Dem ausdrücken, was ich eigentlich zu sagen habe, und gerade deshalb ist es mir gerade in diesem gegenwärtigen Moment um so klarer, wie viel die wirklichen Menschen auf dieser Erde durch ein Wort oder nur einen stummen Blick oder durch ein Achselzucken Gutes und Böses aus-

richten können. Wenn wir jetzt wen hier nöthig haben, so ist das unseres jungen Freundes Ulrich Mutter; denn sie allein geht überall frei durch; — ich weiß keinen andern Ausdruck dafür und ihr wahrscheinlich auch nicht. Nimm es mir nicht übel, daß ich auch Dieses wieder unterstreiche, obgleich ich weiß, daß du dergleichen Aufforderungen zum Aufmerken auf geschriebene oder gedruckte Worte gerade nicht liebst. Ich brauche ja nur an die vielen Bücher zu denken, aus denen ich meine nothdürftige Existenz ziehe, um klar vor Augen zu haben, wie viele Leute unnützlich schreiben und unterstreichen: ich weiß nicht, ob ich jetzt dumm rede; aber meiner augenblicklichen Ueberzeugung nach läßt sich eine Vergapredigt oft in ein einzig Wort fassen und wer die Welt nicht bergeltief unter sich liegen hat, der sollte eigentlich gar nicht reden, sondern sich lieber vor dem Echo fürchten, das ihm andernfalls möglicherweise entgegenschallen kann —“

Der Unteroffizier Ulrich Schend legte, als er an dieser Stelle des Briefes, kurzathmig, mit zusammengebißnen Lippen, angelangt war, das Blatt nieder, und wir thun dergleichen. Was noch folgte, las der Unteroffizier freilich noch oft genug; Freund Achtermann schilberte uns Genauere Nataliens Leben, Zustände und Hülfsmittel; uns aber liegt diesmal nichts daran, durch Thränen zu lachen, und — wir schreiben sein Schreiben nicht weiter ab.

XII.

Anstatt dessen reisen wir und fahren mit dem Frühling, der mit uns reist, vom Süden nach dem Nordosten.

„Das nenne wir nur a kurzen Besuch,“ sagte die Familie Windelspinner. „Und da sollen wir denn wohl gar noch versichern, daß er uns gar lieb gewesen ist? natürlich den betribten Grund mit dem Herrn Ulrich in Abrechnung gebracht.“

Ganz speciell zu Wedehop sprach der Doctor:

„Davon, daß ich dich verfligten Nationalvereiner, Bettelpreisse' und Erfolgsanbeter endlich wieder los werde, will i weniger sage'. Hast mir mal wieder manchen guten Trunk durch deine dumme nichtswürdige Redensarten und Berliner Corporalslogik versäuert! Der Herr sei dir aber gnädig, falle ich dir demnächst mal in deine sogenannte abgeschmackte, nichtsnußige deutsche Hauptstadt auf den Hals! Weißt du, i bring's fertig, — i komm', und i zwing's und bring' dir meinen Vetter aus Wien mit, — weißt du, in Heidelberg nannten wir ihn den Bisamberger, wahrscheinlich weil er verflucht wenig von Bisam an sich hatte; — nachher dent' ich, bringen wir die Sachen endlich zum Austrag, und da du dann Gastfreundschaft zu üben hast, verhoff' ich, daß du mi au' zuletzt 'mal zum Wort komme läßt.“

„Das wußt' ich wohl, daß ich hier am Orte in diesem Erdenleben meine letzte Nührungsthräne vergießen würde,“ erwiderte Wedehop. „Betrachte dir das edle Raß in meinem Auge, Alter. In diesem Tropfen spiegelst du dich wieder; und dein Wort habe ich dazu, und auf dich in Berlin freue ich mich unbändig; jetzt aber muß ich hinein in den Wagen — gud nur, wie sie mir den armen Zungen in Watte gewidelt haben!“

„Halt' ihm nur noch ein wenig die Schulter weich,“ meinte der schwäbische Doctor. „Zu viel des Guten geschieht da fürs Erste noch nicht.“

Auch der Abschied der Frau Professorin von den weiblichen Mitgliedern der Familie Windelspinner würde nun möglichst ausführlich zu schildern sein, und um so ausführlicher, als die Eisenbahnscenarien zuletzt ganz grob dabei wurden. Sie — die zweite Marie und ihre zwei Töchter — schoben der reisenden Frau Marie einen

ganzen April von Sonnen- und Regenschauern in den Eisenbahnwagen, und was sie ihr an Proviant mitgaben auf die Rückfahrt nach dem kahlen hungrigen Norden, das ging lange nicht in Einen Korb und Eine Tasche. Einen Gruß an die Namensschwester der Waise in Tettnang gaben die beiden Fräulein von der Donau der Mama Schend nicht mit zur Spree; das that die Mama Windelspinner allein, und zwar aus wirklich gutem und unbefangenen Herzen mit der bravsten Theilnahme an dem fernern Wohl und Wehe ihres jungen, „ganz netten und natürlichen und gar nit dummen“ invaliden Gastes.

„Macht es allesammt gut und schreibt uns bald, daß Alles gut ausgelaufen ischt. I, für mein Theil, habe die beste Hoffnung, denn i hab' in meinem Leben auch schon die Erfahrung gewonne', daß sich die Leute ganz unnöthig und für nichts und wieder nichts die Haare aus'rauft habe —“

„Na aber, Frau Doctere — i will nit unhöflich sei', aber — zum Donner —“ schnarrte der Schaffner und schlug die Thür des Wagens zu.

„Grüß Gott, Bedehop! Grüß Gott, Herr Ulrich! Schreibt bald — wir bleibe hoffentlich im briefliche Verkehr —“

„Das waren ganz gemüthliche Wochen,“ senßte Bedehop bei der Ausfahrt aus dem ersten Tunnel. Es hatte sich seltsamer Weise in der Dunkelheit ein merkwürdig intensiver Duft von Kirchengestirb verbreitet, und der Ueberseher suchte etwas angeröthet nach einem Kork zwischen den Füßen seines Gegenübers, seines jungen Freundes Schend:

„Dem alten Unglückszuku Achtermann werde ich Einiges mitzuthellen haben, wenn mich der Herrgott glücklich nach Hause kommen läßt, was ich bei meiner jetzigen Stimmung einigermaßen zu bezweifeln mich berechtigt fühle. Eins steht

fest, für 'ne ziemliche Zeit verlier' ich das Geplätsche des alten Brummens (Rauschen nennen es die Lyriker) auf dem Markt vor dem Rathskeller da hinter uns nicht aus dem Gehör. Mein einziger Trost für heute aber bleibt, daß der Freund Windelspinner eine größere Neigung und Neugier auf Berlin hat, als er ‚um's Berrede wille‘ in besagtem Rathskeller kundgeben würde. Wir sehen uns Alle noch einmal wieder, Frau Professorin.“

— — — — — Und nun

„An aber wird's klar! Jetzt gud Einer dat alte Weltgebäude an! Is es die Möglichkeit? Die Sonne! . . da steigt se grade bei Pannemann's auf's Dach; — das muß ich schon sagen, den Leuten passirt doch immer alles Gute zuerst; aber — einerlei! Da ist sie wieder! sie ist mich wahrhaftig noch vorhanden in das Univerzum — die Sonne!“

„Wo? wo? wo?“ schreit ein ganzer Chorus verschiedenartigster Stimmen, und der glückliche erste Entdecker des belebenden Strahls wird an den Knochhöfen vom Fenster zurückgezogen, wird am Ellbogen genommen und bei Seite geschoben; denn Alt und Jung will so rasch und rücksichtslos als möglich an dem wohlthuenden Ereigniß theilnehmen und gleichfalls einen Blick auf des Nachbarns Dach und den ersten Frühlingssonnenstrahl nach sechs langen Regen- und Nebel-Weeken werfen. Ein Gemurmel von spannungsvollen, erregten Gesichtern drängt sich vor und erlebt wirklich auch noch einmal das Glück, erst die Sonne auf Pannemann's Dache zu sehen, und sie also vielleicht auch noch, trotz der großen Concurrenz, auf der eigenen Nase und den ausgestreckten Händen zu fühlen.

„Und wie warm schon!“ ruft das älteste Glied der Familie und hält vielleicht den jüngsten Sprößling derselben in den behaglichen Schein; — dann niest der Säug-

ling, und es ist Frühling geworden — selbst in Berlin. — — —

Durch die frohe Lichtbotschaft von oben wurde noch ein Paar begrüßt, dem es nicht leicht zu werden schien, seinen Weg durch das muntere Gassentreiben zu finden; ein Paar, das jetzt, der Sonne zum Trost einzig und allein unsere ganze Theilnahme in Anspruch nimmt.

Es ist Natalie und ihr Vater; und das Licht der Sonne können wir viel eher missen als das bange, liebe Leuchten aus den Augen der jungen Dame, wenn an einer Straßenbiegung das Gedränge zu arg wird oder der kranke, unzurechnungsfähige Mann über einen andern Anlaß ungeduldiger als gewöhnlich. Die Sonne vermag es nicht, den armen Teufel und Pulverersinder in ein besseres Licht zu stellen; es ist eine bedenkende Veränderung zum Schlimmern mit ihm vorgegangen, und Paul Ferrari hat es wahrlich mehr denn je nöthig, daß Jemand Acht auf ihn gebe und das Gedränge des Lebens von ihm abhalte, sei's durch die Kraft seiner Ellenbogen oder, wie jetzt, durch einen stummen bittenden Blick aus unruhvollen, angstvollen Augen. Dem armen vielfindigen Paul ist ganz naturgemäß am letzten Ende jeder Weg auf der Erde zu einem Krenzweg geworden, auf dem er alle drei Schritte lang steht und umher starrt, und kindisch und krankhaft zaudert und nur durch die liebendste geduldigste Gewalt zum Weiter-schwanken überredet werden kann. Vielleicht — hoffentlich! — führt Frau Natalie Schend dermaleinst ihre Kinder durch diese selben Gassen spazieren, und zu dem Behufe ist sie heute in der besten, wenn auch trostlosesten Schule. Gleich einem Kinde, das hier nicht über den Kinnstein weiter will, weil es aus demselben eine Glasscherbe aufzuheben wünscht, das hier sich an einem Puppenladen festklammert und zehn Schritte weiter aus völlig un-

enträthselbarem Grunde stehen bleibt und mit Geheul gegen Bitten und Flehen, gegen Drohungen und Versprechungen, gegen Zerren und Schieben den passivsten, aber nachdrücklichsten Widerstand leistet — gleich einem solchen Kinde war jetzt der Schul- und Bankgenosse Wedehop's und Achtermann's geworden. Seine Tochter hatte ihre liebe Noth mit ihm; wir aber haben dieses für alles Mögliche dienende Wort von der „lieben Noth“ in der bittersten, grimmigsten Bedeutung zu nehmen. Der Hund Wassermann aber schien aufs genaueste in alle Verhältnisse eingeweiht zu sein; er hielt sich dicht auf den Fersen des Paares, ging mit gesenktem Kopfe und wenig wedelndem Schwanz, und wenn er auffah, so sah er sich sofort auch, wie mißtrauisch, nach allen Seiten um und lud durch seine Miene gewißlich Niemand ein, ihm näher zu treten, als irgend nöthig war. Es blieben genug Leute stehen, die dem häßlichen Roter, dem schönen Mädchen und dem weinerlichen, eigensinnigen, zusammengefallenen Manne verwundert nachblickten. —

„Papa, wäre es dir nicht auch lieb, wenn wir nun bald wieder zu Hause wären?“

„Nein, nein! Bei dir zu Hause ist es zu kalt und dunkel, Natalie. Faß mich nicht so fest an; ich bin alt genug, um allein meinen Weg zu finden. Hast du nicht mit mir hinaus in die Sonne gehen wollen? . . . Das nennt ihr hier nun Sonne! Dammy! ich Dummkopf! Wes-halb bin ich denn eigentlich wieder hier? In Vera Cruz schien die Sonne wirklich; ich will auch wieder zurück — mich friert, und Alles ist mir ekelhaft; — Hundepack! — ekelhaftes verfluchtes Hundepack — Alles!“

„U—ih!“ seufzte Wassermann mit einem wahrhaft menschlichen Ausdruck im Gesicht.

„Papa! o Papa — lieber Papa!“

„Habe ich dich gemeint? Warte, bis ich dich mit deinem Namen nenne, und laß meine Hand los, ich kann allein gehen. Ja, es ist mir lieb, wenn du vorausgehst und nach dem Ofen siehst. Ich komme mit der Bestie hier langsam nach.“

„Vater, als wir von Hause fortgingen —“

Mr. Paul Ferrari drehte sich um, versetzte mit dem schon erwähnten Ebenholzstöckchen dem Hund Wassermann einen Jagdhieb und pfiß ihm dazu, als ob er eine halbe Stunde Weges entfernt laufe.

Die junge Dame hielt den Arm ihres Papas immer noch fest; und wiederum blieben Leute stehen, um den ferneren Verhandlungen zwischen Vater und Tochter lächelnd zuzusehen, und ein frecher Gefell mit einem Nasenklebner sagte:

„Bravo, alter Herr. Nur nicht nachgeben! Gehen Sie dreist voran, Fräulein; wir kommen gleich nach. Papachen hat doch auch seinen Willen, und wir kommen gewiß und wahrhaftig gleich nach.“

Vor Scham und Aufregung glühend, stand Natalie rathlos. Der rath-, rand- und bandlose Vater lächelte wie blödsinnig und nickte dem rohen Menschen zu wie seinem besten Freunde und Rathgeber:

„Ja, ja; der Herr sagt es auch. Geh voraus, Mädchen; wir kommen gleich nach.“

Die Leser wissen, daß zu Anfang dieser Geschichte der Krieg noch im vollen Gange war; wir haben sie vor das belagerte Paris geführt und sie, wenigstens von weitem, die große Kanonade hören lassen. Schreckliche Schlachten sind auch seitdem geschlagen worden, und das deutsche Volk ist gottlob Sieger geblieben bis zum Ende; der Friede ist geschlossen, und der Triumphzug der Sieger steht vor der Thür; aber Fräulein Natalie Ferrari steht hier, an der Straßenecke, in einem Gesecht, das keinem der neulich in Frankreich vorgefallenen, was die Partnädigkeit in Ab-

wehr, Festhalten und Angriff anbetrifft, weicht. Und nicht bloß hier an der Straßenecke! Die kleine Heldin kämpft ihren Streit aus, zu Hause wie in der Gasse; und wir gehen mit ihr nach Hause und helfen ihr, auch ihren Vater dorthin zurückzuführen, und wir helfen ihr, als sie einen kurzen Augenblick lang sich besiegt glaubt von dem erbarmungslosen Gegner Welt, und nahe daran ist zu sagen:

„O ich wollte, ich wäre todt!“ — —

„Ich bringe ihn Sie mit nach Hause, Fräulein, wenn Sie gefälligst erlauben wollen; ich habe doch 'nen Weg nach der Richtung,“ sagte ein durchaus nicht melodisches Organ über die Schulter Natalie's. „Und dem Kerl da schlage ich die Zähne in den Hals, wenn er noch ein einziges Wort zu Ihnen spricht, Fräulein Ferrari.“

„O Herr Buhemann, Sie sind es!“ rief Natalie, und er war es wirklich, Buhemann senior aus Buhemann's Keller, der dem armen Mädchen zu Hülfe kam.

„Na, Herr Ferrari, dann geben Sie mich mau Ihren Arm. Heute Abend wird's vielleicht desto fideler, aber jetzt gehen wir 'mal Alle Einen Weg, Sie und ich und Fräulein Tochter und der Köter. Das ist ja ein ganz angenehmes Zusammentreffen! Unsereiner kommt doch immer viel zu wenig aus der Düsterniß und dem Keller 'raus ins Licht und an die frische Luft — das weiß der liebe Gott! Fräulein, ich habe Sie auch eine Postkarte vom Doctor Bedehop. Denken Sie 'mal, er denkt selbst bei die Weinländer da in Hinterindien oder Süddeutschland an Buhemann's Keller und erinnert sich seiner schmerzlich. Was sagen Sie dazu?“

„O, ich bin Ihnen so dankbar, so dankbar, Herr Buhemann!“

„Gar keine Ursache. Nicht die geringste. Sehen Sie mich erst 'mal an im Wids. Erkennen Sie mich, lassen

Sie mir hier in diesem Schniepel? Ja, sehen Sie 'mal, das haben Sie wohl gar noch nicht beobachtet? Ja, es sind so ungefähr circa Ihre fünfundsiebenzig, nämlich Jahre, her, als ich in diesem Gebäude meine Gattin — meine Louise in Weiß und mit Myrthen zum Altare abholte. Du liebster Himmel, wenn ich heute daran denke, und wie es immer ganz dasselbige bleibt mit der Menschheit, und der Eine so dünn ist als der Andere, und ich hier an der Ecke auf Sie und den Papa treffe, wo ich eben hingehge, weil der Herr Doctor Wedehop diesmal den Knuddelmuddler gemacht und die Liebenden zusammengebracht hat! Bei mir war's damals der Schlächtermeister Tödle, unser Nachbar gegenüber, der eine Hypothek auf meines seligen Vaters Anwesen hatte und ganz genau wußte, was meine anjeko auch Selige einmal zu kriegen hatte. Na, na, gebohrt hat der Doctor lange genug an meinem Zungen, und daß ich gegen meinen alten guten Freund Achtermann nichts einzutenden habe, das können Sie sich wohl vorstellen, Fräulein. Also, in Gottesnamen, los dafür! Die jungen Leute sind in Ordnung miteinander, und bei Ihnen gegenüber, Fräulein, erwarten mich jetzt officiell als Vater von das unmündige Wurm die Eltern — ich will lieber sagen, die Madame mit das bethränte Lanum, meine ganz demnächst zukünftige Schwiegertochter Meta. — Fallen Ihnen da nicht die Arme am Leibe herunter?"

Na, war das noch der Mund, der so ganz vor Kurzem noch gesagt hatte: O, ich wollte, ich wäre todt! — und der jetzt in so drolliger Weise aufgefordert wurde, einzugestehen, daß das Leben, aller Privatstimmungen ungeachtet, ununterbrochen seinen Fortgang nehme und allerhand Allerlei in gewohnter Weise munter drin neben einander herlaufe?!

Noch reichte Fräulein Natalie dem

braven Bußemann mit einem etwas weinerlichen Lächeln die Hand; aber im nächsten Augenblick schon sagte sie leise: „Ach, wenn mich die Frau Professorin so sähe!“ und sofort rief sie laut und mit dem alten sieghaften Augenzwinkern:

„Wie freue ich mich, daß wir gerade heute Einen Weg gehen, Herr Bußemann! Nun sehen nur auch Sie recht munter aus, — bitte! Seinen Verdruß hat Jeder in der Welt, selbst bei den besten Dingen, die Einem in den Weg gelegt werden. Papa, jetzt müssen wir rechts! . . Und ich wünsche Ihnen so herzlich — wirklich vom ganzen Herzen Glück — und nun sehen Sie selbst nur recht vergnügt aus; guten Leuten — Papa, bitte, laß nur Herrn Bußemann deinen Arm; er kennt den Weg! — geht es immer gut. Ich wollte nur, Fräulein Achtermann erlaubte, daß ich —“

„Ein heiliges Donnerwetter soll drein schlagen, wenn sie mich da drüben jetzt noch mit einem einzigiten Worte gegen Sie kommen, Fräulein!“ schnarrte Bußemann hervor. „Dafür komme ich Ihnen anjeko in die Familie und stehe Ihnen gut. Ich sage nichts weiter, aber das sage ich Ihnen, bei so 'nem Verkehr, wie ich ihn bis circa ans fünfzigste Jubiläum in meiner Wirthschaft, im Keller — Bußemann's Keller, Fräulein! — genossen habe, da lernt man sich ausdrücken, wenn's nothwendig ist; und wenn ihnen mein Flegel von Junge zu guterlekt gut genug gewesen ist, so sollen sie sich nur ja nicht einbilden, daß sie mich nicht mit in den Handel kriegen. Na, da paß auf; die sollen schon erfahren, wie es sich zu Zweien drißt; und der Achtermann, das Unglückswurm, den heirathe Ich persönlich jetzt — Mir an! — verstehen Sie wohl, Fräulein? Und nun, Herr Ferrari, jetzt hier nur noch um die allerlekt Ecke; und — da stehen wir denn, Jeder vor seiner Schicksalsthür.“

„Dann bringe du mich die Treppe hinauf, Natalie. Na, ich gehe zu Bette — es ist das Beste,“ lachte Herr Paul Ferrari. Die junge Dame drückte noch einmal diesem wahren Freund Buhemann die Hand; Buhemann aber stand da in seinem schwarzen Hochzeitsrad von „Munich Tobad“ und sah dem Paar nach, und grimmig und bärbeißig genug sah er dabei aus. Es gehörte schon ein gewisses gleich vierschrötiges Etwas dazu, um ihm noch weiter in die Quere zu kommen.

„In die richtige Stimmung wären wir gottlob!“ brummte er. „Siehste, Buhemann, da hast du dir 'mal wieder die ganze Nacht durch unnötige Sorge gemacht von wegen zu großer Flüssigkeit und Weichmützigkeit an unrichtiger Stelle und Stunde. Na, denn nur dreiste gleichfalls die Treppe 'nauf und dreidrähtig 'nein ins Familienglück. Als Großvater kamste dir ja immer noch beizu denken und dir 'n Ventil für deinen alten Freund und Schulkumpan Karl offen halten. Stimmung! das ist die Hauptsache, sagt Doctor Wedehop, der mich übrigens auch nur erst 'mal wieder zum erstenmal in meinen Keller kommen soll! . . . Nanu, in Gottesnamen.“

Auch er schritt ins Haus, und in einem der oberen Stockwerke fuhrn zwei Frauenköpfe mit möglichster Raschheit vom Fenster zurück, und zur Tochter sprach die Mutter:

„Jetzt denke an Alles, was ich dir gesagt habe, Meta, und nimm dir zusammen. Ich höre ihn schon schnaufen im ersten Stock. Achtermann, dir rathe ich, daß du mich kein unnötiges Wort dazwischen sprichst, und daß du mir einfach einzig und allein auf mich dein Auge hältst.“

„Meine Liebe —“ lachte der Leihbibliothekar. Auch das ereignete sich nun ganz anders, als wie es ihm seine Abonnenten oder sonstigen Zufallskunden

aus seiner Bibliothek tagtäglich abholten! Seine Liebe aber wendete sich mit dem sonnigsten Brautmutterlächeln gegen die Thür!

„Herein! bitte, treten Sie gefälligst herein, Herr Buhemann. Wir haben Ihnen schon längst erwartet!“ — — — Wir folgen jener leider viel geringern Zahl von Lesern, die den ferneren Vorgängen in der Familie Achtermann für jetzt nicht weiter anzuwohnen wünscht: wir selber haben in dieser Hinsicht selbstverständlich weder Wunsch noch Abneigung; wir gehen immer, wohin wir müssen: Wenigen nach und hoffentlich zuletzt denn doch auch Vielen voraus.

Es hatte ihrerseits der arme Natalie noch viel Mühe gekostet, den Papa die Treppe hinauf und in das leere Stübchen zu bringen, von dem Freund Achtermann in unserm vorigen Capitel dem Freund Wedehop geschrieben hat. Und nachdem der alte Thunichtgut noch Einiges von schosfeler Welt, Canaillen, Hundepack und unkindlicher Impertinenz gemurmelt hatte, hatte er sich mit seinem ruinirten Nervensystem in der kleinen Kammer neben der Stube auf das Bett fallen lassen und war in fiebernde Bewußtlosigkeit hinübergeschlummert. Wassermann hatte ihn fallen sehen, war einen Augenblick lang unter das Bett gekrochen; aber sofort nach besserer Ueberlegung wieder drunter hervor. Da stand er wedelnd neben dem jungen Mädchen am Fenster und legte ihr mit tröstendem Gewinsel die Hand.

„O Wassermann,“ seufzte Natalie, „was sollen wir anfangen? Morgen holen sie uns auch unser Piano weg.“

Ein mattes Lächeln überflog bei den letzten Worten das müde Gesicht:

„Danach fragst du freilich nicht, du unmusikatisch Vieh! . . . Ach, und wie hab' ich neulich in — Ulrich's Zimmer gelacht über Trutens Gesicht. Ach Gott, und — der — arme Junge hatte doch wenig-

stens den großen Dintentkex noch auf dem Boden zurückgelassen. Sie sagen gottlob Alle, daß er trotz Allem was gelernt hat in wissenschaftlicher Hinsicht; aber ich — ich habe gar nichts gelernt; und jezt, ohne die Frau Professorin verlerne ich auch noch, den Muth nicht zu verlieren. O, es ist zum Weinen, so dumm es ist. Es ist wirklich, wirklich zum Weinen — und — so — natürlich wie Regen und Schnee und — alles schlechte Wetter auf der Erde!“

„Weshalb haben Sie denn bei uns nicht vorgeguckt, Fräulein?“ fragte in diesem Augenblick eine Stimme in die geöffnete Thür. „Sie denken natürlich auch nur an Ihre jungen Beine; aber steigen sie erst 'mal mit fünfundsechzig die Treppe! Der Briefträger hat einen Brief für Sie bei uns abgegeben, während Sie ausgegangen waren.“

Der Brief war von der Frau Professorin und lautete in der Uebersetzung aus dem gerührtesten, bewegtesten und ängstlichsten Herzen in Feder, Tinte und Papier:

„Was schreibt uns Achtermann da, Kind? Daß ihm Wedehop noch ausführlich antwortet, glaube ich nicht; ich aber theile dir mit, daß Ulrich in acht Tagen reisen darf, und daß ich seit Empfang eures dummen Schreibens, d. h. seit einer Viertelstunde, bereits in der Phantasie meine Siebensachen zusammenfuche. Ich komme zu dir, Kind; — schone vor allen Dingen deine Gesundheit! Wir grüßen dich Alle.“

Deine alte Freundin
Marie Schend.“

XIII.

Das Blatt zitterte in der Hand des jungen Mädchens; auf dem Bette wendete sich der Pulvererfinder auf die andere Seite und murmelte:

„Zwanzigtausend Schachteln. Rechnen wir den Peso de Plata zu einem Thaler . . . Stimmt doch nicht! Lumperei — zehn Silbergrotschen; — zwanzig — zwanzigtausend Schachteln, zwanzigtausend Pesos! Hierher, Wassermann — mach dein Compliment den Herren und zeig, daß du rechnen kannst. Wie nehmen Sie den Dollar, Sir?“

Der Hund hatte auf den Mursuf hin den Kopf gewendet, aber er ging nicht zu dem Bette, sondern hielt sich womöglich noch dichter zu der jungen Dame am Fenster und schien in deren Mienenspiel lesen zu wollen, als ein kluger Hund, der wirklich das Rechnen verstand.

„Das Datum! — o das glückselige Datum! . . . der Poststempel! Sonnabend — Sonntag — am Montag — o Gott, das ist ja Alles einerlei — siehst du wohl, du närrischer Hund! hab' ich es dir nicht immer gesagt, daß wir zuletzt doch nicht auf uns allein angewiesen wären!“

Die Sonne schlüpfte weiter, das heißt die Erde, die alte Wolkenversammlerin, that's auf ihrem Wege um die Sonne; aber auch das war ganz einerlei: Fräulein Natalie Ferrari im Weitergleiten durch die Drangsale des Erdenlebens hatte sich lange nicht so leicht getragen gefühlt als in diesem Augenblicke, wo ihr junger Rachen so schwere Last zu schleppen hatte. Sie wünschte nicht mehr, einzuschlafen und nicht wieder aufzuwachen; aber sie mußte sich unbedingt setzen. Aus dem Kämmerchen nebenan kam wiederum die wüste Stimme, die ihren Namen mit dem leer-kindischen Tone ärgerlicher Verstörttheit rief:

„Gieb mir zu trinken, Natalie! Dreißigtausend Schachteln — dreißigtausend Etiquetten — Professor Ferrari! . . . Don Paolo Ferrari! o ich will wieder nach Amerika — nach Mexico — in die Sonne; aber — zu trinken will ich — hörst du denn nicht, Mädchen?“

„Gleich, Papa; da bringe ich dir schon ein Glas Wasser. O, habe nur Geduld — nur noch eine kurze Zeit Geduld, lieber Papa —“

Der Vater hatte sich halb aufgerichtet und das dargereichte Glas genommen. Er trank und zuerst mit großer Eile.

„Aguardiente!“ schrie er plötzlich und schleuderte das Glas in weitem Bogen durch die Thür in das Zimmer, dicht an der Schulter seines Kindes vorbei.

„Verflucht sei die ganze dumme Welt!“

„Nanu?“ sagte Gott sei Dank in demselben Augenblick eine Stimme, deren Nachhall wir noch nicht aus den Ohren verloren haben. Und dahinter her oder besser darüber weg und über die Schulter Bußemann senior's weg rief Achtermann matt entsezt:

„Aber mein Gott? . . Fräulein? . . . mein guter Paul!“

„Stille, Achtermann, Better, — Schwiegerbruder! Wenn's denn einmal sein soll, denn aber auch feste. Vivat die Division Nummer! Und nun sagen Sie mal, Sie alter Bazaine da auf dem Bette, sind Sie denn reinewegs verrückt geworden, daß Sie zu allem Andern mich hier so noch mit's kostspieligen Inventar herumschmeißen?“

Der Papa Ferrari saß ansrecht auf dem Bette seines Kindes; er hob auch die Beine wieder herunter und starrte die beiden Männer nichts sagend an. Achtermann trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Lieber Freund — wir sind es. Beruhige dich nur, du wirst auch theilnehmen, wenn ich dir sage —“

„Sagen Sie gar nichts, Better,“ schnarrte Bußemann; „geben Sie einfach dem Fräulein den Brief vom Herrn Doctor Wedehop und lassen Sie mir das Uebrige bemerken. Ich habe schon drüben vom Fenster aus meinen Trost an Ihnen gehabt, Fräulein Ferrari. Da steht die

Dame und sieht her, habe ich mir gesagt; und jetzt werden Sie bemerken, Fräulein: Das ging ja rascher, als ich dachte, Herr Bußemann! — Ja, gottlob; es ging glatter und schlanker ab, als ich selber dachte. Fragen Sie nur Achtermann; — mein Junge sitzt bei ihr, und ich habe ihm schon gesagt: Na, Junge — Louis — denn bin ich hier ja wohl nicht mehr nöthig; — ich danke für Kuchen, aber ein Glas Wein nehme ich wohl noch mit auf den Weg und zwar auf Ihr Wohl, Madame Achtermann. — Auf Ihr Wohl, Herr Bußemann, und auf lange glückliche Jahre, Herr Bußemann, sagt sie; und so stoßen wir an und unterdrücken alle Ahnungen davon, daß wir wohl noch manch' liebes Mal mit einander austossen können; aber das Eisen schmiede ich doch, so lange es warm ist, und meine: Dies ist der glücklichste Moment meines Lebens, Meta, und du, Louis, und Sie, Madame Achtermann, und du, alter Schulkamerad Karl Achtermann, und jetzt thun Sie mich auch einen Gefallen, Mama und Frau Schwester, und schicken Sie auch auf der Stelle ein Stück von diesem glückseligen Verlobungsnapfstücken nach drüben zum Fräulein Natalie und machen Sie mich kein Gesicht dazu wie die Kage, wenn sie in den Blitz sieht. — Ich versichere Sie, Fräulein; sie sieht mich an und ruft: Achtermann, 'nen Stück von der Boffischen! — Das habe ich denn selber in der Tasche, und — auf meine Ehre, sie widelt mir mit einem Blick von Liebenswürdigkeit ein, wie ich nicht vor möglich gehalten habe, und spricht: Da! und grüßen Sie das Fräulein recht schön von mir, und du, Achtermann, bring ihr nur dem Doctor seinen Brief und bestelle mein höfliches Compliment, und Meta hätte endlich Ja gesagt und wäre eine glückliche Braut und — Fräulein Ferrari wären zur Hochzeit freundlichst gebeten! — Sehen Sie, Fräulein Ferrari, so

verbessern die glücklichen Momente im Dasein die Stimmung der Menschen, und mein alter Kamerad Karl Achtermann wird von heute Morgen ab nicht mehr an die Thür umgeholt, wenn er Ihnen ein gutes Wort bringen will. — Meinen Limmel von Jungen kenne ich allein nach allen seinen Verdiensten; aber das hätte ich mir doch nicht eingebildet, daß er auch in die Richtung auf Sie, Fräulein Natalie, 'mal brauchbar werden könnte.“

Die junge Dame reichte diesem vierschrötigen wahren Freunde die Hand, dem Freunde Achtermann hätte sie nur zu gern die andere gegeben; aber in der hielt sie schon den Brief Wedehop's, und der Leihbibliothekar war auch zu angsthast um seinen Freund Paul Ferrari beschäftigt, um ihr was Anderes als den Rücken zuzuföhren.

Nicht wahr, es war der heilige Augustin, der sich immer wünschte, Christum in carne, Paulum in ore, Romam in flore gesehen und gehört zu haben? Wir unserseits haben uns stets gewünscht, einmal so recht unsern Freund Wedehop in flore, im Flor, in seiner Blüthe zu erblicken, und hier — endlich — in und mit diesem seinem Briefe gelangen wir zur Erfüllung unseres Wunsches; und der Genuß wird wahrlich dadurch nicht geringer, daß wir dabei unserer Freundin Natalie über die Schulter zu sehen haben.

„Grauer, nichtswürdiger, internationaler, alter Welt- und Allerseltsliteraturverpsemler!“

Dich werde ich mir kaufen. Ich, der ich, die Götter wissen es, wenig für Luxusartikel auszugeben pflege, ich werde mir diesen Luxus gestatten. O du heilsofer alter Mh, mußt du deinen dünnen Federdich-Schatten langgestreckt auch über anderer Leute länglichen Sonnenschein wegwerfen? Dich könnte man wahrhaftig als Zeiger auf eine Uhr des Verderbisses hinstellen; aber — ich werde dich

jezo mit deiner Erlaubniß ein wenig richtig stellen, alter Junge. Heute mir morgen mehr! Nehme ich es einer Nachtigall nicht übel, wenn sie mir im hellgrünen Frühlingswalde auf den Hut — so kannst du mir lange mit den Neuzerungen deiner bänglichen Natur und Seele (wofür du, die Sache philosophisch genommen, doch nichts kannst!) gewogen bleiben. Uebrigens komme ich soeben mit dem Windels Spinner vom- Girsch herein und finde deinen Brief; verzeihe also gütigst, wenn in meiner Rückantwort dann und wann noch Einiges vorkommen sollte, was dir nicht in den Katalog paßt — deiner Begriffe von Rücksichtnehmungen und Zartfühligkeiten nämlich. Jedem Stern, der sich schnäuzt, mein Taschentuch zu leihen, dazu bin Ich zu zartfühlig und habe zu sehr mein Behagen daran. Wozu gehen wir Könige in die Tragödie, wozu haben wir Aristokraten unsere Loge im Welttheater, als um Unseresgleichen im Pech zu sehen und also des täglichen Spases der Unsterblichen an unseren Feiertagen theilhaftig zu werden!? . . Den Frühlingschoppen, den du mir heute versäuert hast, werde ich dir gedenken; von rechtswegen müßte ich dir dafür deine süße Meta noch gut anberthalt Jahre länger auf dem Halse lassen.

„Um Christi Willen, junger Krieger, sind Sie verrückt geworden?“ fragt Windels Spinner, als wir in sein Gartenhaus treten. „Was Teufel ist Ihnen denn auf einmal in die Reconvalescenz gefahren?“

„Ich für mein Theil sehe deinen dummen Brief, den ich freilich besser erst selber hätte lesen sollen, in der Hand der Frau Professorin und sehe sie selber an:

„Alle Hagel, er krächzt! . . . Der Unglücksvogel hat gekrächzt! und ich bin ein Esel gewesen und habe den beiden Creaturen sein Gefächze im Couvert hingeschickt und bin mit dem Windels Spinner

nach dem Hirsch hinausgestiegen, um mir endlich einmal wieder die Sonne auf die Gläse scheinen zu lassen!

„Heilige Schwerenoth, ich sehe den Jungen an und die Frau und dann nach einer dringenden Aufforderung dich — nämlich in deinem Briefe. Leihbibliothekarisches Ugeheuer, habe ich darum auf die Anfertigung von Originalmanuscripten verzichtet und mich auf die Uebersetzerei vom Unsinne anderer Leute geworfen, um dir und mir, und dem Jungen, und der Frau, die Familie Windelspinner gar nicht gerechnet, durch ein ganzes Buch erstgenannter Literaturforste die vernunft- und verstandesgemäße Einreihung verschobener Ideen und Anschauungen ins große Weltganze jetzt frisch besorgen zu müssen?!

„Mensch, ich liefere dir das Manuscript — originalissime; — zeige es aber keinem Menschen, Fräulein Natalie Ferrari ausgenommen — beim Verlust von drei Vierteln deiner Aboumenteu.

„Na, grüße die kleine Heldin und sage ihr, zwanzigtausend Wedehöppe sehen in diesem Augenblick durch die Brille des einen, den sie vorhin von seinem Frischoppen aufgestört hat, auf sie, und rufe ihr ins Gedächtniß zurück, daß für ein Mädchen, zu Ehren und im Rechte Eva's, die Nase, die sie im Gesichte trägt, wichtiger ist als Alles, was ihr um dieselbe spielen oder auf derselbigen tanzen kann. Ferner, daß dem Menschen so und so viel behagliche Augenblicke für seinen Wandel im Irdischen zugetheilt sind, und daß es nicht das Geringste hülft, sich dergleichen durch Planmachen, Selbstvorwürfe, Nachgedanken und allerhand sonstige Künstlichkeiten selber anfertigen zu wollen. Ferner, quanto mas moros, tanto mas honores — je mehr Mühren desto mehr Ehren (Nb. ein spanisch Sprichwort) — wie denn diese edlen Spanier mit ihrer Spruchweisheit überhaupt gar nicht zu verachten sind; womit ich übrigens

auf die Hauptfache, nämlich unsern ganz speciellen Mühren, meinen braven Freund Paul, die schwarze Seele, kommen werde. Da wir binnen Kurzem nun doch wieder bei Euch anlangen werden, so ist im Grunde wenig mehr darüber zu sagen als — gebt ihn Bußemann in die Kost, d. h. wendet Euch in Allem, was ihn betrifft und womit er Euch das Leben sauer macht, an Bußemann und fragt den um Rath, bis ich wieder bei Euch bin, um seine Pflege zu übernehmen.

„Sämmtliche Anslagen werden eins ins andere gerechnet. Du weißt, Achtermann, daß es eine Zeit und in derselben mehr als ein Quartal gegeben, durch welches der ‚gute‘ Paul mich mit durchzufuttern hatte. Er hat — gottlob! — häufig genug seinen letzten Credit mit mir getheilt, und daß er mit seinem Wechsel auf das Ganze dieses erbärmlichen fideleu Daseins ein wenig früher fertig geworden ist als wir Anderen, wollen wir ihm, seiner mannigfaltigen sonstigen guten Eigenschaften wegen, freundlich zu Gute halten. Mittelstraße No. 23 im vierten Stock wohnt die Wittve eines königlichen Tafeldeckers mit dem ominösen Namen Dambach, sie hat die Schlüssel, nämlich zu meinen Gemächern, und ersuche ich dich inständigst, mein ‚Guter‘, sofort einmal nachzusehen, zu welchen von hier aus leider nicht zu überblickenden Zwecken die gelbliche Person sie — meine Appartements meine ich — augenblicklich verwendet. Laß es auf den Schopenhauerschen Criminalproceß aufkommen; schmeiß Alles heraus, was nicht hineingehört, denn mir schwanen Monstrositäten weiblich-wirthschaftlicher Unverschämtheit in dieser Hinsicht. Nur wenn du die Person selber hinaus zu werfen hättest, so mäßige dich a posteriori: das unsterbliche Wort: obit anus, abit onus ist doch nur ein vergänglichlicher Trost gegen eine rechtskräftige zwanzigjährige Veraltimentirung

eines gebrochenen Armes wegen; den Hals darfst du der Bestie meinetwegen dreist brechen. Doch nun zum Wichtigeren! sieh dich um in den ‚Salongs‘! Spaßhafter silberbärtiger Literaturtröbler, main basse auf den Trödel! Nb. soweit ihn die verführerische Wittne Dambach nicht als ihr Eigenthum in Anspruch nimmt. Für sämtliche anwesende fremdländische Unterhaltungselectüre und sonstige schöne Wissenschaften (bergehoch in dem Ofenwinkel!) wirst du selbstverständlich selber den höchsten Preis zahlen. Altes Silber, goldene Tressen und Pretiosen werden wahrscheinlich erst gesucht werden müssen (brich nur den Kleiderschrank auf, wenn die Wittib den Schlüssel nicht gutwillig hergiebt!) — meine Autographensammlung liegt in meinem Schreibtiisch in der Schublade linkerhand in einer Collegienmappe und ist sicherlich das ihrige für den Liebhaber werth. Du findest Eure beliebtesten deutschen Lieblingschriftsteller ziemlich vollständig von About bis Miß Yonge vor. Los auf die Verfasserin des ‚Erben von Redcliffe‘, Achtermann. Versilbere die englische Maid, versilbere Dumas fils, versilbere den Marquis von Foudras und M. Xavier von Montepin, versilbere Mrs. Oliphant und gieb Duida in den Kauf. Baroneß Tauphoes wirst du, wenn ich nicht irre, gleichfalls finden; versilbere sie und vergiß mir vor allen Dingen nicht, Miß Thaderay zu versilbern. Für Madame George Sand findet sich sicherlich Jemand, der was aufwendet; auf Turgenjew brauche ich dich wohl nicht erst aufmerksam zu machen! Was meine Garderobe anbetrifft, so ist Scholem nomine Brühl noch vorhanden: ich ersuche dich aber dringend, dem verdaunten Juden ja scharf genug mit meinem Bohn (Verachtung hilft bei ihm nicht!) an die Nieren zu gehen; — er kennt mich aber seit längeren Jahren und mehr brauche ich nicht zu sagen. Wie

ihm die Versicherung, in vierzehn Tagen sei ich wieder zu Hause, um ihm im Nothfall als Engel über den Hals und an die Hüfte zu gerathen und ihn von der Furth Zabol und der Stätte Pnuel leudenhalm und hinend nach Hause zu schicken.

„Nur durch eigene Schwere drückt das Genie die Welt herunter und sich in das Gedächtniß der Menschen. Versilbere dreist Alles, was nicht zu mir gehört. Komme ich nach Haus, so werden die Talente sämtlicher europäischen Nationen mit all' ihren möglichen und unmöglichen Beilagen und Beigewichten sich es zur Ehre rechnen, mir während meiner Abwesenheit aus Eurem Kreise munter fort in die Taschen geschrieben zu haben. Fräulein Natalie soll nicht lachen, obgleich ich sie gar zu gern lachen sehe: ‚Dazu bin ich zu sehr Dame‘, sagte neulich verschämt mein Freund Bußemann senior, als man ihm zumuthete, eine heikle Geschichte nachzuerzählen; aber — ich — ich bin zu nichts zu sehr Dame! mit verdoppeltem Eifer werde ich fortarbeiten an der Weiterbildung meines Volkes — des deutschen nämlich.

„Aber nun im Ernst, mein guter Achtermann (du siehst, ich unterstreiche dann und wann auch wohl einmal!), dein Brief kam mir im höchsten Grade widerwärtig; aber da er leider auch durch eigene Schwere wirkt, so mußte er eben wohl geschrieben werden; und ich ertheile dir hiermit bedingungslose kritische Absolution. Die zwei Andern werden dir ihre Gefühle zarter ausdrücken. .

„Berrückt war er immer. Und wenn er früher der Gesellschaft seine eigenen Kunststücke vormachte und jetzt unsern guten Wassermann die seinigen in den Kneipen produciren läßt, so sehe ich dabei keinen Unterschied. Helsen kann hier nur Freund Bußemann senior. Bis wir nach Haus kommen, wird in Bußemann's Keller dem armen Teufel Vocal und

Publikum (letzteres gewählt!) zur Verfügung gestellt. Das Herumlaufen in der Stadt hat natürlich aufzuhören; wenn du aber für mich, deinen guten Freund Bedehop, einmal eine behagliche Stellung als Director einer Anstalt für Nervenfranke und Geistesabwesende ausfindest, so lege augenblicklich die Hand darauf. Ich bin der Mann dafür.

„Wenn dieses manuscriptale Schreiben bei dir anlangt, so ist das liebe Kind, der sanfte Louis, sowie deine Meta und deine theure Frau wahrscheinlichweise bereits unschädlich gemacht, und die beiden Letzteren werden dir nicht mehr so scharf wie sonst auf die Wege passen.

„Alter, du wirst dafür sorgen, daß unsere Republik unter gegenwärtigen trostlosen Zuständen den möglichst geringsten Schaden erleide! du wirst den Hund Wassermann und den Pulvererfinder Paul Ferrari allabendlich abholen und nach Buzemann's Keller dirigiren. Du wirst Bravo klatschen und zum ersten Mal aus deinem eigenen Dasein ein Gedicht machen, alter Romantiker. Buzemann senior, der in letzterer Hinsicht von jeher mehr geboten hat, als ihm die Welt- und Vite-raturgeschichte über ihren Heroen, Gold-lack und Sonnenuntergängen zutranten, sammelt, d. h. er macht die Menschheit, oder wenn du in diesem Falle lieber willst: das Publikum, dem armen Teufel gegenüber so unschädlich als möglich. Es steht mancher Weise in Erz und Bronze auf unseren Märkten, aber Regenschauer, Philisterwitz und üble Nachreden gehen an keinem von ihnen so machtlos vorüber wie an meinem Freund Buzemann. Darauf hin kenne ich ihn.

„Was aber nun fangen wir mit dem Kerl, dem Paul, nachher an? Wie gehen die Nächte hin mit dem Menschenkinde, bis wir wieder bei Euch sind? Das ist die Frage, vor der selbst die Frau Professorin in rathlosem Zittern steht.

„Ich fahre morgen früh und reise die Nächte durch!“ brüllte der Narr, mein Mr. Uleric: Ich aber sage, Ihr werdet, bei Euren Köpfen, dafür sorgen, daß Er nie anders als hängend zwischen dir, Achtermann, und meinem Freund Louis nach Hause kommt. Ich nehme die Folgen davon auf mich. Der Mensch, der seinen eigenen Körper wie eine Flöte zu spielen weiß, kennt auch im Großen und Ganzen die Griffe auf jedem andern Instrument. Wassermann liegt dann vor dem Bett und zwar ohne Mantel. Fräulein Natalie schläft in ihrem Stübchen auf dem Sopha, und du, Achtermann, schläfst mir gar nicht, außer bei Tage in deinem Geschäftslocal. Du achtest mir auf das Fenster gegenüber und hast deinen und des Kindes Hausschlüssel sofort zur Hand. Die Wüste dieser Welt ist groß; aber die Sphynx oder der Sphynx, der nur mit der Nase aus dem Sande und seinen Wirbeln aufragt, ist doch noch größer als die Wüste. Bitte, bilde dir gütigst die nächsten Nächte durch einmal ein, du siehst solch ein Sphynx, und bleibe uns wach!

„Das Beste bleibt, Wir kommen so rasch als möglich.

Dein

Bedehop.“

Natalie Ferrari legte die Stirn an die Fenster Scheiben und weinte. Es war aber ein adelig stolzes Gefühl von Kraft und Weisheit in den Thränen und in dem Ueberlegen, wie viel Kraft und Weisheit doch unter den wunderlichsten Hüllen rundum auf Erden sitze, gehe und stehe und überall lächelnd die treue offene Hand herhalte.

XIV.

Und nun ein Wort über guten Rath und wohlmeinenden Trost bester Freunde aus der Ferne!

Ist da wirklich viel Unterschied zwischen dem Trost und Rath, der uns aus nächster Nähe und mündlich gegeben wird?

Unbrauchbar der laufenden Stunde gegenüber ist Beides meistens, und gute Worte werden nicht bloß in den Wind gesprochen, sondern auch geschrieben. Das erste und das letzte Wort hat hier wie in allen Erdenangelegenheiten die laufende Stunde, im Guten wie im Schlimmen.

Wie viele rath- und trostlose Stunden liefen noch zwischen der gegenwärtigen und der Heimkehr der Frau Professorin, ihres siebernden Ulrich's und des zwar keine Originalbrudmanuskripte, aber dagegen recht originale Schreibebriefe liefernden Freundes Wedehop! Es führt Alles immer auf den uralten einzig richtigen Trost hin, daß alle Stunden vorübergehen, daß die Uhr in der Westentasche des auf dem Schlachtfelde gefallenen Heros fortpökt, daß es auch nach den allergrößten Katastrophen fortfährt, ein Viertel, Halb und Dreiviertel zu schlagen, kurz, daß dem Dinge ein Ende eigentlich nicht abzusehen ist, und daß jedenfalls alle Zukunft grade so weit von uns abliegt als alle Vergangenheit. Und somit sollen sie Alle leben, denen der gute Rath und Trost vom Herzen kommt, sei es mündlich oder schriftlich, sei es aus der Nähe oder der Ferne. Wer hat je zu viel davon bekommen, wenn er im ersten Verdruss über die Mangelhaftigkeit und Ueberlebigkeit auch noch so sehr die Achseln zuckte?!

Auf den Tag, von dem wir im vorigen Capitel sprachen, folgte eine böse Nacht, in der Natalie trotz aller treuen Freunde und freiburchgehenden Seelen ganz allein auf sich und Wassermann angewiesen war. Von drüben schickten sie noch ein Stück Verlobungskuchen herüber; und der Leihbibliothekar schlüpfte zwei oder drei Mal herüber und stöhnte jedesmal ängstlicher:

„O Gott! o Gott!“

Aber wir erzählen diesmal überhaupt von adeligen Geschlechtern, und das deutsche Fräulein mit dem welsch klingenden Namen gehörte wahrlich in eine der erlauchtesten Familien.

„Sie hat es glorreich durchgefressen,“ sprach nachher Wedehop, und dann seufzte Frau Marie Schenk: „O Gott!“ jedoch in einem andern Tone als Freund Achtermann. Es ging ein gewisses Frösteln im Sonnenschein der alten Dame dabei durch die Glieder; aber sie lächelte doch und nickte, nicht den Andern, sondern sich selber zu:

„Ich kenne die Leute, mit denen ich umgehe; wie sollte ich sie nicht kennen, die ich mir am nächsten habe kommen lassen?! Man kennt die Photographiegesichter in den Familienalben und weiß, wann man sich über ein anständiges zu freuen hat.“

Von dem armen Paul besaß die Frau Professorin verschiedene Gesichter aus verschiedenen Lebensepochen in ihrem Album. Es hätte aber ein größerer Künstler, als da der fenrige Ball im Weltraum, dazu gehört, um das Andenken des Mannes vorurtheilsfrei auf einem Blatt Papier festzuhalten. Es fand sich keiner; — wir existiren Alle nur in den Vorurtheilen, welche die Sonne über uns hat oder — die Andern über uns haben.

Es ging reißend schnell bergab. Paul Ferrari lachte in dem Augenblick, als seine Tochter dem Leihbibliothekar den Brief Wedehop's zurückgab, so sehr mit dem Ausdruck des vollkommensten Blödsinns, daß nicht nur die anwesenden Menschen zusammenfuhren, sondern auch der Hund erschrak und den verlorenen Mann auf dem Bette wie einen Fremden heftig anbellte; und dann geschah das, was in solchen Krisen meistens einzutreffen pflegt: der Gott trat aus den Wolken, und die gemeinste, allbekannteste,

verbrauchteste Hülfe erwies sich als die ausgiebigste und wirksamste.

„Sehen Sie mal, Fräulein, ich bin Ihr Mann für Alles,“ sagte Buxemann senior. „Daß Sie mir selbst bei diesen pressanten Umständen als Ihren Vater betrachten sollen, kann ich nicht verlangen, außerdem, daß Sie ihn ~~ihm~~ ^{ihm} ~~leider Gottes~~ schon da liegen haben; aber unter die Arme werde ich Ihnen greifen und will kein größer Vergnügen in meinem Leben gehabt haben. Erschrecken Sie nicht — dieses ist Madame Raude. Mit Vornamen heißt sie Blanka und damit servirte sie bei mich vor circa fünfzehn Jahren, das heißt damals noch bei meiner Seligen, und — auf meiner Seelen Seligkeit, Fräulein, da können Sie sich auf das Beste und die Schule verlassen. Fragen Sie die Frau selber. Nicht wahr, Blanka, Alles für eine solide Hand oben drauf?! Nicht wahr, Madame Raude, wir Zwei wissen, was wir in jenen Tagen erfahren haben an Redensarten und reeller Moral und Erziehung und dann und wann einer Küchengeräthschaft an den Kopf?! Zieren Sie sich nicht, Blanka; von Ihrem Renommee in Ihrer Nachbarschaft will ich weiter nichts sagen; aber, bitte, zeigen Sie doch einmal dem Fräulein Ihre Handgelenke. Nicht wahr, eine Droschke erster Classe haben wir noch nie angerufen? Die halten wir einfach an! Ein Griff in die Speichen von eins von die Hinterräder, und das Karrenkullumwitä, wie der Herr Doctor Wedehop sagt, steht — ich sage Ihnen steht feste. Nun aber, Fräulein, Scherz bei Seite; woran denken Sie, daß ich in die beiden letzten Nächte einzig und allein gedacht habe? An die Verlobung von meinem Lämmel von Jungen? O Gott bewahre! An mich auf dem Altentheil und Fräulein Meta drüben ans Büffet? O bewahre mich der liebe Gott! Schlaflose Nächte haß'te und behältst'e, Buxe-

mann, habe ich mir gedacht, also wende ihnen endlich 'mal nützlich an; und da bin ich denn so hier auf die Madame Raude gefallen — reinewegs Ihretwegen, Fräulein. — Für Sie weiß ich was, Blanka, habe ich heute Morgen gesagt; jetzt sehen Sie 'mal gefälligst Ihre Siegeshaube auf und lassen Sie sich in Paradeanzug und kommen Sie mit. — Mit Ihnen, Herr Buxemann, durch Wasser und Feuer, und ich danke auch schön für die Karte von unserm Louis und den Korb mit die wunderschönen Reste, sagt der Kind, und so gehen wir zuerst bei Achtermann vor und sehen uns seine Thränen über den guten Einfall an, und — frei lesen bis in die Puppen kann sie jetzt auch bei ihm, und so — sind wir denn hier, und jetzt, Blanka, Madame Raude, legen Sie den Hut ab und sehen Sie sich den Patienten in der Kammer da an. Betrachten Sie sich ihn mit Ihrer gewohnten Ruhe, als Friedrich Karl um Mex und seine Majestät um Paris, bis die Bande klein bei giebt. Nämlich Sie weichen und wanken mich nicht von dem Posten, bis die übrigen Herrschaften zurück sind. Nachher kann man ja weiter sehen.“

Die Handgelenke der in so wirksamer Weise vorgestellten guten Frau befaß sich Natalie Ferrari grade nicht; wohl aber sah sie ihr in die gutmüthig-schlauen Augen, und Blanka sagte:

„Es ist ein Glück, daß Sie Herrn Buxemann schon kennen, Fräulein; denn was sollten Sie sonst wohl von mir denken. Wissen Sie, das ist nun immer mit ihm, wie wenn beim Platzregen mit einer Stange in der verstopften Dachrinne 'rauf gefahren wird. Die Hauptsache aber ist und das Hauptächlichste, daß ich gerne für Sie da bin, wenn ich Ihnen in irgendwas von Nutzen sein kann. Paroledonnöreden, Fräulein; daß sie mich neulich als passendste Specialitätin von die barmherzigen Schwestern

aus bei die ganz gesunde Jungens, die verwundeten Turcos meine ich, aufgestellt haben, braucht Sie nicht abzuschrecken. Das Unwendige von die Ruß ist immer die Delicateffe. Hat wer gute Zähne, so kann ich ihm auch schon ganz süße sein; und wenn Herr Buxemann da das nicht an sich selber in vergangene schon Jahre zu manchen bösen Zeiten und Muff und Jammerstunden zu seiner Erkenntniß gebracht hätte, sehen Sie, so wäre ich in dieser Minute wohl nicht hier; und jetzt, Herr Buxemann, halten Sie mich endlich 'mal den Mund und lassen Sie mich wirklich den Hut ablegen und das Fräulein reden. Na, Sie da, lieber Herr, ich bin die Wittve Raude, und wie geht es Ihnen denn heute? besser? Nun, sehen Sie, das ist ja ein recht guter Anfang für unsere Bekanntschaft! — Schlimm? Ach was, bilden Sie sich doch keine Dummheiten ein, Herr geheimer Rath! Wer sich in die Welt umgesehen hat, der kennt nachgerade Alles.“

„Schießen Sie noch fünftausend Thaler ein, Herr Compagnon; und wir sind glatt durch,“ murmelte der kranke Mann.

„Det stimmt!“ sprach Blanka. „Fünftausend Thaler? Mit dem größten Vergnügen! aber nur immer hübsch stille liegen, Herr Geheimer Finanzrath; ich und Fräulein sehen derweilen die Bücher nach. So — nun liegt das Kopfstissen recht, und nun, liebe Fräulein, wenn Sie erlauben, lassen Sie mir 'mal Sie die dummen Thränen da wegwischen. Sehen Sie, Herr Buxemann kennt mir wirklich, sonst hätte er mir Ihnen nicht gebracht.“

Und so wurde denn Frau Blanka Raude für diese Tage die beste Hülfe, die das Schicksal für die arme Natalie in ihrer höchsten Noth im Rückhalt gehabt hatte.

„Das ist so mit dem Leben. Woher stammt denn die Kindersterblichkeit, als weil wir nicht mit neun Leben geboren

werden wie die Katzen, und die versänft man. Geschnorte Pflaumen waren der Traum meiner Jugend, und heute noch' ich sie meinen Kindern, aber nicht wegen mir. Da bin ich mal zu einer Gräfin recommandirt, die meinte, Karpfen und Kartoffeln seien ihre Seele. Sie haben ihr bei Gaddeln in ihr Erbbegräbniß begraben. Ich sage immer, so'n Platzregen, der mich bis auf die Haut durchnäßt, ärgert mich gar nicht, denn — das ist das Leben; aber was mir ärgern kann, das ist solche dumme Dachrinne, die mich auf den Kopf gießt; denn das sind die dummen Lebensarten. Fräulein, was helfen Sie alle Generale und Professoren, Könige und Kaiser und Republikpräsidenten auf einer solchen Erde, wo Wir das erste und das letzte Wort haben? Meine Schwester ist Hebamme, mein seliger Mann wartete bei Hochzeiten auf, und ich — na, verlassen Sie sich drauf, ich habe dem alten Buxemann versprochen — ich bleibe bei Ihnen und thue mein Menschenmöglichstes.“

Glücklicherweise raucht die junge Frau Done immer noch in der Ferne, und die Märchenweiblein sitzen und spinnen ihre goldenen und silbernen Fäden weiter, und, was das Beste ist, die Eisenbahnzüge gehen wieder ganz regelmäßig. Wie groß würde wohl unter den Menschen die Kindersterblichkeit sein, wenn das Märchen nicht dem Menschen als Ersatz für die neun Leben gegeben wäre, welche die alte Mutter nicht bloß den Katzen, sondern allen ihren andern Kindern auf den Weg mitgiebt?!

XV.

Es gab in der ganzen Stadt vielleicht keinen zweiten Menschen mit so ausgesprochenem Talent für häusliches Behagen als den Leihbibliothekar Karl Achtermann, und Wenige, die weniger davon zu genießen bekamen als er. Wie Andere

vor einem wissenschaftlichen Problem, einer philosophischen Antinomie stehen, so stand er fortwährend im dauernden Halberstarren vor der unglaublichen, aber ganz einfachen Wahrnehmung, daß es eigentlich nie die wohlmeinenden Charaktere, die Leute mit den besten Absichten sind, welche die glücklichen Lebensläufe führen. Das Schicksal sucht und findet gottlob seine Helden nicht immer unter den Männern mit dem eisernen Willen. Das würde wahrhaftig eine noch viel nettere Welt geben, als sie schon ist, wenn dem nicht so wäre!

Die alten wohlthörenden Griechen, die ihre neun Mufen mit Vorliebe die Pimpliden nannten, haben für unsere deutsche „Seelenunerschütterlichkeit“ ihr treffliches Wort *Ataraxia*, und über das Starke im Milde, über das Feste im Weichen, kurz über die *Ataraxia* unseres Freundes Achtermann wäre an dieser Stelle wohl noch Manches zu sagen, wenn uns jene eben berufenen Pimpliden in diesem Augenblicke nicht vollständig mit ihrem Beistande im Stiche gelassen hätten. Sie schlugen sich, die lockigen Häupter zwischen die Schultern gezogen, kleinlaut hinter die Vorbeerbüsche in dem Moment, wo uns die Aufgabe zu Theil wird, den Seelenzustand des Leihbibliothekars in der Minute zu schildern, wo — ja, — wo der Müller aufwacht, weil sein Rad stillsteht. Freund Wedehop hatte sein Versprechen verblüffend glänzend gehalten, und — die Damen des Hauses Achtermann hatten nicht mehr Zeit, sich um Alles zu bekümmern, was den sogenannten Herrn des Hauses, den Gatten und den Vater betraf.

„Verne endlich einmal, für dich selber zu sorgen, Achtermann,“ sprach die Gattin. „Du siehst, wie wir jetzt alle Hände voll haben.“

„Ja wohl, Papa,“ sagte die Tochter, „einige Rücksicht könntest du in dieser Zeit

nun wohl auch einmal auf Uns nehmen! Louis ist da ganz meiner und der Mama Meinung und drückt sich nur etwas stärker aus.“

Der Leihbibliothekar drückte die Hand auf die linke Brustseite und athmete wie ein Kind in einem glücklichen Traume, hütete sich aber wohl, die Frauen zu unterbrechen.

„Der Vetter Buzemann meint, das wäre gar nichts für mich und Meta, das lange Fahren auf dem Omnibus mit dem Ekstorb jeden Tag, Achtermann,“ fuhr die Gattin fort. „Und für ein junges Mädchen schickt es sich eigentlich auch nicht, dich jeden Abend vom Geschäft abzuholen. Louis ist ganz dagegen. Ich habe es also mit Buzemann ausgemacht, daß du von jetzt an alle Mittage dein Couvert bei ihm belegt hast, und was das Nachhausekommen betrifft, so solltest du endlich alt genug geworden sein, um deinen Weg alleine zu finden. Es ist wirklich zu lächerlich! In jeder Zeitung liest man von dem deutschen Heldeumuthe und wie Hunderttausende geblutet haben, und dieser Mann verlangt auf Schritt und Tritt, daß ihn Weib und Kind hinten am Rodschoß halten und aufrecht halten. Aber das sage ich dir, Achtermann, und es ist auch mein letztes Wort: jetzt, wo wir an die Aussteuer zu denken haben, bist du so gut und bist zum ersten Mal die zweite Person! Verstanden?“

Verstanden?! — Muß man denn immer verstehen in dem Augenblicke, wo die Götter einmal gütig lächeln und ein linderer Hauch über die heißen brennenden Lebenswunden weht? Es ist wahrhaftig durchaus nicht nothwendig — es ist gar nicht nöthig; — im Gegentheil — ganz im Gegentheil! Je dummer der Mensch im Behagen, im Glücke aussieht, desto besser ist's für ihn. Je verwunderlicher und unbegreiflicher ihm die Geschichte vorkommt, mit desto größerer Sicherheit

darf er eine Hypothek drauſſin aufnehmen; mit deſto unbedingtrer Sicherheit darf ſeine Umgebung ihm und ſeinem unbegriffenen und natürlich auch „unverdienten“ Glück vertrauen.

Ganz entſetzlich dumm ſah in dieſen Tagen der Leihbibliothekar Karl Achtermann aus, hielt ſich dann und wann auf dem kleinen Sopha neben ſeinem Ofen in ſeinem Local den Kopf, gab, dieſen Kopf ſchüttelnd, ſeine Romantik in das deutſche Publikum und — ging umher und machte, vollſtändig verſtändnißlos, den beſten Gebrauch von dieſen ſeinen erſten guten Stunden ſeit langen, langen Jahren.

Das Einzige, was ihm ganz klar war, war, daß er ſich zu beeilen habe, um zu genießen. Die Dummheit — Hans im Glück! — halten eben den Augenblick: es ſind die Klugen, die ſchlau in ihr gegenwärtiges Wohlbehagen Hineinſchauenden, die auf den nächſten Tag, die folgende Woche, ja ſogar auf das kommende Jahr rechnen und ihre Rechnung ohne den Wirth machen.

Daß er der jungen Freiheit in ſeiner Weiſe genoß, verſtand ſich von ſelber. Andere Leute würden wohl anders über dieſe guten, unbeauffichtigten Stunden verfügt haben und anders um die harte Schule des Lebens herumgegangen ſein. Er ging nicht ſeine eigenen vergnüglichen Wege, ſondern er blieb auf denen des Kammers, der Noth, Sorge und Angst ſeiner Freunde.

„Sie, Madame Achtermann, nennen meinen alten Schulkameraden Paul Ferrari einen Tagesdieb, Landſtreicher und Halunken,“ ſagte Buhemann ſenior. „Sie nennen ſeine Fräulein Tochter eine hochnäſige, eingeübete Hans. Das können Sie. Ich kann nichts dagegen machen, wenn ich auch mancherlei dagegen ſagen kann. Das aber ſage ich: hübſch iſt es vom Achtermann, daß er an den zwei Venten

ſeinen Narren geſſen hat. Wenn Ihre Meta es noch fertig bringt und ſich meinen Zungen daranſ hin zurecht zieht, ſehen Sie, ſo gratulire ich uns Beiden und ihr heute ſchon im Voraus. Ich in meinem Keller habe lange Verzicht darauf geleiſtet, — dazu muß man aber unter die Bücher ſißen und alle ſchönen Gefühle von die Herren Poeten und ſonſtigen Schriftſteller ins Publikum verleiſen. Schiller's Gedichte und ein Glas Schlummerpunsch ſind was ganz Verſchiedenes; und es iſt ganz was Anderes, ob Sie Einer Goethens Werke oder ein Veerſteak mit Ei abſordert und es nachher wieder zurüchſchickt, weil er nicht geſagt hat, daß er es ohne Zwiebeln will, was doch kein Menſch abriecken kann. Uebrigens geht es drüben recht herzlich ſchlecht; und es iſt recht gut, daß mein alter Kamerade und jetziger Schwiegerbruder Karl dort die beſſere Seite von der Menſchennatur vertritt und alle ſeine Freistunden bis in die tiefe Nacht hinein da verſißt. Na, ſeien Sie mir ſtill, liebe Madame und geehrte Couſine, morgen ſollen ja wohl die Herrſchaften mit dem jungen Herrn endlich zu Hauſe anlangen. Nachher ſind wir Beide wieder ſchöne 'raus.“ —

So war es. Der Leihbibliothekar verſaß ſeine Nächte am Bette des armen Paul, ſeines leider zu talentreichen Schulgenossen. Es war ein halb Duſend arger Nächte; aber bis an ſein eigenes, gottlob auch heute noch nicht eingetretenes ruhiges Ende dürfte der gute Mann auf den ſchönen Nachklang derſelbigen dreißt rechnen.

„Wozu bin ich denn eigentlich hier, wenn Sie wieder Alles auf ſich nehmen, Fräulein?“ fragte manchmal Frau Blanka Rande.

„Sie thun wahrhaftig das Ihrige im reichen Maße, und jetzt ſollen Sie ſich hinlegen und ſchlafen. O, Herr Achtermann und ich, wir verſtehen es ſchon, einander die Stunden zu verkürzen.“

Dem war wirklich so. Sie verstanden das, der alte Leihbibliothekar und die junge Dame, wie sie einander gegenüber saßen, den Kranten zu Ruhe sprachen, ihm die Rissen zurecht legten und flüsternd mit einander redeten über des Lebens Fährlichkeiten und — Freuden.

„Damit der Mensch weiß, was er ist, und damit er's annähernd genau sich selber und Andern beschreiben kann, muß er in eigenen Hausangelegenheiten selber nach der Hebamme und der Todtenfrau gelaufen sein,“ hatte Madame Naude gesagt.

„Damit der Mensch erfährt, was Geburt, Leben und Tod eigentlich bedeuten, braucht er nur das Buch umzudrehen, Fräulein Natalie; — die Auflösung steht immer verkehrt gedruckt unter dem Räthsel,“ sagte Herr Achtermann, der dies pythische Draculum wahrscheinlich in einem seiner vielen Bücher gefunden hatte und dem es unbedingt imponirt haben mußte.

„Ulrich hat gesagt, die besten Philosophen gäben die Räthel des Daseins nur etwas interessanter auf; vom Lösen sei gar die Rede nicht,“ sagte Natalie, und —

„Da mag er wohl Recht haben!“ schloß der Leihbibliothekar, und dann — durchblätterten sie eben seinen letzten Katalog; und die alte Magie, der Zauber der Phantasie, der vom Anfang an einzig und allein den Menschen in der Welt festhält, die holde, bunte Büge, die liebe Zwillingsschwester der Wahrheit, trat wieder ihre volle Herrschaft an pour corriger la fortune und der bitteren Wirklichkeit die Bolte zu schlagen. „Des französischen Wortes bedient sich unser guter Webehop außerdem gern, wenn vom literarischen Reclame-Machen die Rede ist, Fräulein,“ meinte Achtermann beiläufig. —

Wir könnten noch manche weise, kluge und wohl auch spaßhafte Bemerkungen über diese schweren Tage und Nächte zu-

sammentragen; wir könnten auch Einiges über die Bemerkungen der liebenswürdigen Musikenthusiastinnen, deren Clavierstunden bei der jungen Lehrerin ausfielen, und die zierlichen Billets, in denen ihre Mütter sich nach dem Grunde bei Fräulein Natalie Herran erkundigten, mittheilen; allein — wozu?

Daß alle Krisen des Lebens mehr Anlaß geben, Anmerkungen darüber zu machen, als die glatt und ohne außergewöhnliche Aufregungen hingleitenden Tage, weiß ja Jeder; und wie die Nachbarchaft und die sonstige Welt sich zu solchen Krisen zu stellen pflegt, das weiß ein Jeder gleichfalls.

Der Tag ist da, an welchem Webehop, Herr Ulrich und die Frau Professorin Marie Schend wieder zu Hause anlangen und von der Frau Done, aus dem Hirsch, aus dem Franzosenkriege, der Belagerung der Stadt Paris und dem Kapitelsaal der Deutschherren, und — was die Frau Marie anbetrifft, aus dem schönen, freien, muthigen Dasein nicht nur ihre Erfahrungen, denn das will nie viel bedeuten — sondern ihren besten guten Willen zu Hülfe bringen, und das ist immer die Hauptsache.

Wie es aber dem gesammten deutschen Volke erst später klar wurde, daß es nicht so aus dem Kriege herausgekommen war, wie es hineingegangen war, so erfuhren auch diese braven Leute erst nach und nach, und zwar keineswegs durch fortwährendes Nachdenken über sich selber, sondern vielmehr stoß- und schubweise, daß sie anders nach Hause gelangten, als sie ausgefahren waren. Vor Allem war dies der Fall mit unserm lieben Freunde, Herrn Ulrich Schend, der übrigens auch wohl die meisten Gründe haben mochte, angestrengt und auch fortbauern über sich nachzusinnen. Das Dasein ist ein biegsamer Stab, der uns in die Hände gegeben wird, auf daß wir den Versuch

machen, einen Reiz daraus zu biegen. Jeder probirt's auf seine eigene Weise, und leider haben dabei nur Wenige Zeit, auf die Ueberlegung, den Ueberdruß, die zitterige Hast oder das Phlegma zu achten, mit denen die Nachbarn am selbigen Werke beschäftigt sind. Durch welche sonderbaren Attituden wir gewöhnlichen Leute und Alltagskerle bei unsern Besuch, Heiterkeit zu erwecken, im Stande sind, ist wohl gleichgültig; aber daß die Völker dann und wann ihre erlauchtesten Geister, Helden, Dichter und Weise bei den ihrigen komisch finden dürfen, grenzt doch wohl ans Tragische. Glücklicherweise halten die Frauen auch hier auf ein anständig Maß der Erregung und Bewegung, und so macht sich wenigstens die schönere Hälfte des Menschengeschlechts bei dem ernsthaften Spiel seltener lächerlich. Auch in diesem Buche vom deutschen Adel ist das der Fall.

XVI.

Daß sie bei der Beaufsichtigung, Wartung und Pflege des kranken Mannes an Alles dachten, nur nicht an sein zuletzt so sehr intim gewordenes Verhältniß zu dem treuen und fast zu gescheidten Köter, dem braven Wassermann, war wohl zu entschuldigen. Wer kann eben an Alles denken?

Daß sich das entschulbbare Verjämniß in so seltsamer Weise rächen sollte, wie es geschah, war freilich nicht abzusehen. Unsere Pflicht ist es vor allen Dingen, jezt etwas mehr über das Verhältniß des wunderlichen Pulvererfinders zu dem Hunde, und umgekehrt des wunderlichen Hundes zu dem „Commissionsrath“ zu sagen, ehe wir in unserer Erzählung pragmatisch weiter gehen.

Es waren dem nervenkranken Mann viel zu viel Menschen um ihn her beschäftigt. Er aber hielt sie selbstverständ-

lich sämmtlich für seine Feinde und traute Niemand, wenn er's gleich schlau genug zu verbergen wußte und sich ihre heuchlerischen Liebesbezeugungen, ihr tröstend Zureden u. s. w. wehrlos gefallen lassen mußte. In seinem armen zerfetzten Gehirn ging es zu bunt her, als daß er selbst seiner Tochter zärtliche Angst und Sorge für Wahrheit nehmen konnte. Die Uebrigen alle wußten gar nicht, wie häufig sie schon in Lebensgefahr geschwebt hätten, wenn dem Verwirrten ein Messer oder eine andere Waffe zur Verfügung gewesen wäre. Daß Madame Raude unerdroßelt davon kam, wird für alle Zeiten ihrem Schutzhengel als eine große Leistung angerechnet werden müssen.

Aber der Hund Wassermann?

„Nur still, Alter! Du kennst sie ja auch! Schlau, schlau! fein, fein! Gieb du nur auch Achtung und paß ihnen auf die Finger: wir kriegen sie doch noch, und sie sollen uns diesmal noch nicht unterkriegen. Du bist mein guter Hund — mein gut Hündchen — so, so — ja, da lebst du mit deiner guten Zunge! Bleib du nur bei mir; ich mache doch noch was Rechtes aus uns Beiden. Paul Ferrari und Compagnie! . . . Nun guck, wie die Bestie, die dicke Person da, im Stuhl liegt und schnarcht! Fahr ihr an die Waden — nein, nein, laß! bleib hier — hier unter dem Bette, daß ich dich abrichten kann. Sie merkt schon wieder Unrath, die Dide, und sie schickt dich vor die Thür, und am Ende nehmen sie dich mir gar noch und lassen dich gar nicht wieder herein, und dann bin — ich — freilich — verloren — verloren — bankerott, bankerott!“

Das war das Verhältniß zwischen dem kranken Mann und dem Hund, und so knirschte und winselte der Erstere unter seiner Decke und entballte seine Faust nur, um sie dem Andern auf den Kopf zu legen oder zum Decken hinaushalten unter

den Bettrand, oder wenn das Thier die Vorderpfoten auf den Bettrand legte und den neuen Freund leise und wie tröstend anwinkelte.

Und sie merkten gar nichts von diesem Verhältniß. Was sie oberflächlich davon beobachteten, erfreute sie sogar, und sie sagten:

„Der Hund ist ein wahrer Segen!“ und Natalie sagte seufzend in ihrem Herzen:

„Das hat sich Ulrich auch nicht gedacht, als er einst dem armen Thier den Strick mit dem Stein vom Hals losband.“

Als dann das von Keinem von ihnen Erwartete eintrat, waren sie sämmtlich — außer sich, und wer von uns wäre das nicht gewesen?! — — —

Die Frühlingssonne lag nun mit ihrem vollsten Glanze in den Gassen, und die Gassen waren so voll Menschen, daß man sich schon darunter verlieren konnte, wenn man es nur mit der gehörigen „Schlaueheit“ anfang.

Der Leihbibliothekar machte drüben bei der jungen Nachbarin seinen frühen Morgenbesuch, ehe er sich zu dem gewohnten Tagewerk nach seinem Local verfügte.

„Also morgen — morgen, Liebste!“ sagte er und meinte die Rückkehr der Frau Professorin.

Natalie erröthete nicht. Sie hatte zu viel ertragen die letzte Zeit hindurch und zu sehr sich nach Hülfe und Trost sehnen müssen. Kaum hörbar sagte sie: „Ja, gottlob!“ . . . Lauter fügte sie dann hinzu: „Selbst Wassermann scheint eine Vorahnung davon zu haben. Er ist die Nacht hindurch viel unruhiger gewesen als der Papa. Der hat, Gott sei Dank, recht gut geschlafen. Reden Sie nur mit ihm, lieber Freund; Sie werden sich recht darüber freuen, wie ruhig er heute spricht. O, wenn es doch so weiter ginge! ich wäre zu glücklich! und wir wollten Alle, Alle, so glücklich und dankbar sein!“

Sie sahen glücklicherweise, und doch leider, nicht das Gesicht, das Herr Paul Ferrari unter seiner Decke zog. Er hatte kein Wort von dem Gespräch verloren.

„Ja wartet nur!“ meinte er heimtückisch grinsend hinter seiner Faust. „Und jetzt wollen wir noch mehr über den Hals kommen mit eurer Zärtlichkeit? He he! Also morgen? Oh yes, good morning! Wartet nur.“

Dabei tätschelte er wieder den Kopf des Hundes neben seinem Lager. „Du bist da, und wir verstehen uns. Nur ruhig, daß wir sie erst ganz sicher haben und unseres Weges gehen können. Ferrari und Compagnie! o wir finden ihn schon, unsern Weg! Du und ich — nicht wahr, du und ich?!“

Der Hund leckte die fieberheiße Hand seines Compagnons, und dann trat Achtermann in die Kammer:

„Nun, guter Paul, ich freue mich ungemein, zu vernehmen, daß es dir, ungerufen, gut geht. Siehst du wohl, es ist so, wie ich jeden Augenblick mir, und in der letzten Zeit auch häufig dir, gesagt habe: Ruhe, Ruhe und immer wieder Ruhe! Was hättest du Alles in deinem Leben und mit deinen Talenten erreichen können, wenn du nur ein wenig mehr Ruhe gehabt hättest!“

„He?“ fragte der kranke Mann mit den vielen Talenten. Und mit der Logik der Verrückten, vor der schon mancher Professor der Psychiatrie rathlos gestanden hat, fragte er weiter:

„Und was hast du mit deiner Ruhe erreicht, Karlchen?“

„Fräulein Natalie, er ist wirklich gottlob viel besser,“ flüsterte der Leihbibliothekar der jungen Dame zu. „Hören Sie ihn nur! Haben Sie das eben wohl gehört? Ja, Sie haben Recht — ein merkwürdiger Umschwung — auch seine Augen sind ganz anders als gestern noch. Ich sage es ja: die Frau Professorin

bringt stets Glück mit. Lassen Sie sie nur erst ganz wieder bei uns sein, und Sie werden sehen, daß sich Alles endlich auf's Beste ausgleicht. Aber meine Frau winkt von drüben! . . ja, ich gehe schon, meine Liebe! — Sie wissen, wie ich zu jeder Stunde bei Ihnen bin, Fräulein Natalie; aber verlassen Sie sich darauf, heute Abend um neun Uhr — hoffe ich — wie gewöhnlich vorsehen zu können und Sie armes Kind und die gute Frau Klauke auf ein paar Stündchen abzulösen.“ —

Er ging, auf den Beinen, und unter dem Eindruck, daß sein Jugendfreund in seiner geistigen Verwirrung immer noch viel klüger als er sei. Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, gab auch Blanka ihre Ansicht und Meinung kund.

„Daß gewissermaßen eine Verwandlung mit dem Herrn Rath vorgegangen ist, ist richtig. Herr Achtermann hat Recht, und Sie haben Recht, Fräulein. Wie wir hoffen, auch zum Bessern, das aber gerade ist der Punkt, mein liebes Kind, worüber die Herren Gelehrten nur lieber dann und wann auch mal Unereine ans Wort lassen sollten. Nämlich die Sache ist so — keine Illusionen, sondern immer'n Posten vor die Gewehre, wie meiner Schwester Aeltester, der Viceseldwebel, sagt. Es sind Racker! unsere lieben Patienten dieser Art meine ich. Besser ist er — der da! — aber verlassen Sie sich darauf, er hat wieder mal mehr im Sinne, als wir wissen, und das ist's hauptsächlich, was ihn jetzt so hell macht. Ich muß Das kennen; dazu ist man ja eben mit Liebe und Neigung in seinem Beruf. Diese Patienten werden immer dann am muntersten, wenn sie wieder was ganz Neues im Sinne haben. Das ist meine Erfahrung, und also sage ich weiter nichts als: lassen Sie uns ja auch fernerhin recht hübsch auf ihn passen!“

Nicht wahr, sie hätten die Frau an

mancher Seelenheilanstalt und Universität mit dem Titel „Herr Geheimer Sanitätsrath“ recht wohl gebrauchen können?! —

Der Leihbibliothekar Achtermann war seit lange nicht seinem Geschäfte so leicht und elastisch wie an diesem Morgen zugewandert. Man hat solche fröhliche Stimmungen, vorzüglich aber hat man sie nach längerem schwerem Gedrücksein und vieler Beängstigung. Sie kommen und sind da, und der Mensch genießt in einem halben Wunder, und wenn er ganz offen sein will, auch nur mit halbem Vertrauen.

Unser alter Freund gehörte nicht zu den Charakteren, die am liebsten die Welt als ein Pulverfaß sähen, um in jedem ärgerlichen Moment sofort ein brennend Schwefelholz hineinwerfen zu können. An dem heutigen Tage nun gar schien ihm jeder Winkel der winkelvollen Erde zu lachen, und allen Denen, die da kamen und seine Bücher holten, oder sie ihm wieder brachten, hätte er gar gern ein gutes Wort mit auf den Weg gegeben. Er empfing sie wenigstens Alle mit seinem freundlichsten Lächeln und entließ sie unter dem wohlwollendsten Händereiben.

Es war heute Alles angenehm, und vorzüglich der Blick alle zehn Minuten über die Gasse und an dem gegenüberliegenden Hause empor.

„Den Besten,“ sagte er, „wird es immer leicht, uns Andere zu trösten und stets das richtige Wort für jede Gelegenheit zu finden. Daß sie, die das vermögen, auf längere oder kürzere Zeit oder auf immer weggegangen sein, und man merkt sofort, woraus eigentlich das Erdenleben, trotz aller großartigsten Weltgeschichte rundum, besteht. Die rechten Leute sprechen ein Wort, und es ist gut, und es wird still. Sie lachen, und man klopft sich vor die Stirn und sagt sich: wie kann man nur so dumm sein, sich über Das und Das zu ärgern oder zu betrüben.“

Ja, und wenn sich Die vom hohen Adel der Erde dann einmal selber nicht helfen können, weil sie nicht Acht darauf geben, dann — haben wir armen Schlucker freilich das große Maul. Ja, was wissen wir denn vom hohen Adel unter uns? Nichts, gar nichts! Wenn wir etwas davon wüßten, so würde die Welt wohl ein wenig anders aussehen.“

Nachher kam der Mittag, und Weib und Tochter kamen nicht mehr mit dem Eßkorb. Sie hatten zu viel zu thun zu Hause mit der Aussteuer. Der Gatte und Vater brauchte sich augenblicklich nicht mehr vor seinem eigenen Appetit zu fürchten; — er aß in Bußemann's Kellerei zu Mittag! Gottes Segen über den alten trojanischen Onkel Pandarus, unsern Freund Wedehop! Das war freilich etwas Anderes, als der Tragkorb vom häuslichen Herde her sammt den dazu gehörigen magenverderbenden, schlundzusammendrückenden domesticalen Redensarten und Bemerkungen!

Und dazu schienen die Kneipen von Tag zu Tag voller zu werden. Der Herzschlag des Volkes ging immer noch hoch, und die Unterhaltung und der Durst und die Meinungsverschiedenheit entsprachen überall dem Herzschlage.

„Karl, ich sage dir, das ist die Zeit für mich und Unsereinen!“ sprach Bußemann, der wie ein schweifender Halbgott im Gewühl stand und dem Freunde persönlich das Salz, den Senf, den Pfeffer und das Del zuschob. „Nicht wahr, das Filet ist dich recht, Alter? Ja, eine merkwürdige glorreiche Zeit, Achtermann! Auf den grünen Salat mache ich dir aufmerksam; er ist noch eine Specieilität in jetziger Epoche. Aber nun bitte ich dir auch, sieh dir mal um! Da ist der Dicker dort unter der Uhr. Seit Wörth kommt der Kerl jeden Tag, und ich habe Mollken, Frikken, den König, Friedrich Karl und den alten Steinmetz in einer Person an

ihm und möchte ihn um Alles nicht missen. Und nun guck da gegenüber unter Bismarden in Gips; das ist nämlich mein Privat-Bismard in Fleisch und Blut, und er rückt mich hier das neue deutsche Reich ganz gehörig zurechte. Laß dir deshalb nicht abhandeln von's Filet; aber guck, da kommt eben wieder Einer, der das Seinige bei mir wiegt. Das ist mein Simeon — ich meine den Reichstagspräsidenten, nicht Den mit die Psilister, die Füchse und die Schwärmer an die Schwänze. Ich ruhig zu, Achtermann; seine Glocke bringt der Herr Geheime Registrator nicht mit, und zur Ordnung rufe Ich nur hier dann und wann. Du staunst? Ja, staune nur! Ja, ja, sämtliche große Leute habe ich jezo hier ins Local vertreten; es ist manchmal in schlaflosen Nächten von wegen meines Asthma selber manchmal mein blaues Wunder. Du wunderst dir? Ja, wundere dir nur! Alles geht jezt mit, Karl; denn was soll man machen? Kerle fallen Einem herein, die meine Hochselige gewiß nicht zweimal ins Local geduldet hätte; aber die große Zeit nimmt Alles mit, und — ich auch! Weshalb auch nicht? Wenn Alles blüht, weshalb sollte denn Bußemann's Keller und Weizen nicht auch blühen? Es kommt ja doch einmal Alles an unsere Kinder! . . . Meine Herren, Ihr Tisch ist wie gewöhnlich reservirt! Louis, mach' den Herren Platz und sieh mich nach dem Rechten für sie, hörst du? Na, laß nur. Hier will ich doch lieber selber nach's Rechte sehen. Nehmen Sie Platz, meine Herren. Louis, sieh du da mal lieber nach unserm Birchow und Laster, die liegen sich wieder 'mal nett in den Haaren. Soll ich Sie nieder helfen, Herr Kame-rad?“

Das letzte Wort war an einen jungen Mann gerichtet, der an einem Krückstock mühsam die Treppe herabgehumpelt war und zwar in Begleitung einiger anderer

jüngerer und älterer Leute, die entweder eine Binde um den Kopf oder den Arm in der Binde trugen.

„Rücken Sie hier zu dem Herrn Bibliothekar; der stört Sie nicht und weiß auch ein vernünftig Wort zu reden,“ sprach Bußemann senior zu den neuen Gästen.
„Es lebe das Vaterland!“

„Ja, es lebe das Vaterland!“ rief Achtermann. „Wir Alle wollen leben! Ich sehe tagtäglich die Leute zu Hunderten bei mir; aber wie viel es giebt, und wie sie Alle zu uns gehören, das merkt man doch erst in solchen Zeiten wie jetzt, mein guter Bußemann —“

„Und an solchen Orten wie bei mir.“

„Auch da. Meine Herren, ich wünsche Ihnen einen guten Appetit! Mein guter Bußemann, ich sitze hier heute wirklich mit so leichtem Herzen, daß es eine wahre Erquickung ist. Unser Paul — ich versichere dich, ich habe ihn seit seiner Heimkehr nicht so ruhig und verständig gefunden als an diesem Morgen. Ich hoffe auch da wirklich und wahrhaftig jetzt das Allerbeste.“

Der erfahrene Mann des Kellers zog die Schultern in die Höhe, wie sie Madame Nauke emporgehoben hatte. Er erwiderte aber weiter nichts und war auch nicht dazu im Stande. Das freundliche Kind, sein Louis, schien diesmal leider nur Del in die zwischen seinem Local-Paster und Privat-Birchow aufgeloberte Flamme gegossen zu haben. Er hatte selber zu gehen, um den zwischen Beiden ausgebrochenen parlamentarischen Conflict in möglichster Güte durch eine mehr oder weniger gelungene Redensart auszugleichen.

Dann kam der Nachmittag und brachte für den Leihbibliothekar die gewohnte Geschäftsthätigkeit. Dann kam der Abend und brachte die rosige Meta mit der Benachrichtigung:

„Papa, du brauchst auch heute Abend

nicht auf mich und die Mama zu rechnen. Wenn du dich da drüben wieder zum Narren machen und halten lassen willst, so können wir nichts dagegen machen. Thu' also, was du willst, sagt Mutter. Louis meint auch, daß es wirklich das Beste und Bequemste sei, wenn man jetzt schon sich's angewöhnte, nicht mehr Rücksicht als nöthig auf einander zu nehmen.“

„Schön, mein Kind. Wo werdet ihr denn den Abend zubringen? Du weißt, wie lieb es mir ist, wenn ich euch heiter und angenehm aufgehoben weiß.“

„Ja, das weiß ich. Adieu also,“ sprach das Töchterlein und ging.

Dann kam die Nacht. —

XVII.

Es war eine ruhige Nacht, und durch ihre Stille leuchtete ächzend und mit verhältnißmäßiger Langsamkeit der lange Eisenbahnzug, der die Freunde nach Hause brachte. Es war ein großer Reconvallescentenzug; Herr Ulrich Schend war nicht der Einzige darauf, der noch einen Nachklang des Wundfiebers in den Knochen und Nerven spürte.

Wedehop schlief. Er hatte auf jeder Station die ganze unendliche Wagenreihe, so zu sagen, bemuttern müssen, und was in dieser Beziehung durch gute Reden und stärkende oder erfrischende Getränke zu leisten war, das war von ihm geleistet worden. Sämmtliche Verpflegungscomitees unterwegs ließen sich seine Visitenkarte zum Andenken geben und hätten noch lieber seine Photographie genommen:

„Der ist wirklich gut!“ hatten sie mit einigem Erstaunen sämmtlich gemeint und zwar in allen deutschen Dialekten, die das Schienengeleise von Südwest nach Nordost durchschnitt.

Die besten Reden und Trostworte machen auf die Länge aber doch auch die Kefle des tröstenden Menschenbruders

nicht feuchter; und so hatte dieser „wirklich gute Berliner“, was die Getränke anbetraf, natürlich sich selber auch nicht außer Acht gelassen; — und — Einer kann nicht Alles allein: Wedehop schlief wie ein tochter Sieger gegen Ende der nächtlichen Fahrt.

Dagegen wachten Mutter und Sohn, die zu Anfange der Fahrt geschlafen hatten. Sie sprachen auch leise mit einander; für uns aber tritt wieder einmal der Fall ein, den man sich so schwer klar macht, nämlich daß man, je mehr man in der Seele eines Andern Bescheid weiß, desto schwieriger von seiner Kenntniß durch Wort und Schrift Rechenschaft ablegen kann; immer vorausgesetzt, daß es sich, praemissis titulis, wirklich um Menschen und nicht bloß um Leute handelt. Auf die Titel kommt's stets wenig an, sie dürfen dreist weggelassen werden, — im erstern Fall, wenn, wie gesagt, von Menschen die Rede ist. —

Wir müßten die Umdrehungen der Räder unter ihrem rollenden Wagen zählen können, wenn wir die Gedanken und auch Gedankenspiele dieser Mutter und ihres Sohnes in dieser schlummerlosen Nacht nachrechnen wollten, vorzüglich gegen die Zeit der Morgenbäumung.

„Mama,“ sagte der Junge z. B., „Eines bringe ich außer dem gelähmten Flügel aus dem allernuesten welthistorischen Wirrsal mit: die Ueberzeugung, daß wir das deutsche Volk sind und bleiben, ob es sich auch Jeder noch so bequem in seiner eigenen Ansicht macht. Das außergewöhnliche Ereigniß führt da nicht bloß den Einzelnen, sondern auch die Menge in die Schule, — der große Krieg nicht bloß den Einzelnen, sondern die ganze Blase —“

„Blase?“ fragte die Frau Professorin.

„Das ist ein statistisch-studentischer Ausdruck für mehr als Drei — Volk

— Nation — kurz, den ganzen momentan vorhandenen Haufen oder Nummel, wenn du lieber willst, Mama. Nimm ihn mir nicht übel, den Ausdruck nämlich, — Wedehop schläft. Aber was ich sagen wollte, also was ich als edles unsterbliches deutsches Volk mit bedeute, das kann ich ja wohl ruhig auch fernerhin in den Schoß der Götter legen; aber als ein individuelles Geschöpf hätte ich es doch nie für möglich gehalten, daß ich je so nervenschwach wie heute nach Hause kommen würde! Zeus auf dem Ida hat sich nie so hinter den Ohren gekraht wie ich jetzt. O, beim Zeus; ich weiß ganz genau, wie es dann und wann auch im Olymp aussieht, und was ein Götter-Klagenjammer zu bedeuten hat!“

„Mein armes Kind, wir werden dich allgemach schon wieder auf die Beine bringen. Ich und —“

„Natalie! meine süße, tapfere, menschliche, nervenstarke Natalie! Ach, Mama, der brave Pariser Epicier mit seiner nichtswürdigen Gewürzflgel ist es nicht. Es ist auch nicht die Angst um das arme Mädchen, ihres Vaters wegen, was mir das Näherkommen und das, was ich noch an heilen Gliedern nach Hause bringe, so zitterig macht. Der dumme Brief ist es! Der Brief, den ich ihr und dir damals schrieb mit ganz gesunden Gliedern, mit der Aussicht auf das belagerte und vielleicht mit Sturm genommene Paris, mit der Devil-may-care-Stimmung aus all' den Schlachten in den Knochen! Ich kann doch auch wohl, wenn ich mir Mühe gebe, einen vernünftigen Brief schreiben! Was wird sie nun von mir denken? was wird sie sagen? wird sie mir überhaupt etwas sagen? O Mama, so kam der arme Sünder vom Träbernessen. So muß man nach Hause kommen, um bis ins Mark hinein zu erfahren, daß der Mensch als Individuum gegen Individuum und

nicht als Einzelner gegen die Masse steht, um seine Neigungen und Abneigungen bis ins Tiefste durchzukämpfen! Da drüben unter den vierzig Millionen Franzosen habe ich vielleicht durch einen Druck des Fingers mein zweites Ich in romanischer Fassung aus dem Buche des Lebens weggepußt; und ich sage dir, wenn ich das hier schriftlich hätte, vom Maire von Paris unterschrieben und unterschiegelt, so würde es mir doch ungeheuer gleichgültig sein. Weshalb stand der Esel, der Mr. Ulric Tavernier, gerade da! Ja sogar eine gewisse Genugthuung könnte ich verspüren, denn ich kenne mich viel zu gut, um allzuviel Werth auf mein Ich in gegenwärtiger germanischer Fassung zu legen. — Nun aber Natalie?! Weshalb mußte sie denn gerade da stehen oder vielmehr tagtäglich mit ihrer Musikmappe zu dir kommen, Mama? . . . Ich habe sie nun so herzlich lieb —“

„Und der alte Goethe sagt:

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit;

und was ihr Persönchen anbetrifft, so ist da wirklich nicht das Allergeringste dran anzusehen; nicht wahr, mein Kind?“

Der junge Mann lachte trotz seiner wohlbegründeten Beängstigungen:

„O ihr unsterblichen Götter!“

„Nun denn,“ lächelte die Mutter im schwachen Schein der Wagenlaterne, „so versuche ich es noch einmal, ein halb Stündchen weiter über meine reuigen Anwandlungen und in meine guten Vorsätze weg und hinein zu schlafen. Wir kommen jedenfalls währenddem auch hier dem Wendepunkt immer näher; ich gebe dir mein Wort darauf.“

„Hast du das — was das Schlafen anbetrifft — in den Krisen deines Lebens auch so gemacht, Mama?“

„Ja. Ich habe gottlob immer einen guten, ruhigen Schlaf gehabt. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. In

der Schlacht und im Frieden. Da hat selbst der erste Napoleon nichts vor der Frau Marie Schenk voraus gehabt auf seinen Schlachtfeldern.“

„Nobilissimum genus sumus!“ murmelte der Sohn. „Ein adelig Geschlecht sind wir!“ und er überlegte mit grimmigem Bangen, was er zu thun und zu lassen habe, um diesen alten Adel so viel es an ihm liegt, aufrecht zu erhalten. Da fanden sich denn freilich allerlei Gedanken ein, die fähig waren, einen Menschen wach zu erhalten. Gesprochen wurde lange Zeit durch nichts weiter; aber die Räder drehten sich, der Zug donnerte über Brücken und auch einige Mal durch das Eingeweide eines Berges. Er schnob durch die Thäler und vorüber an großen und kleinen Ortschaften, — immer weiter, zuletzt durch die weite Ebene und die Morgendämmerung.

Sie waren wohl berufen, diese beiden Menschen, frei durchzugehen; aber den Rädern unter ihnen hatten sie sich doch anheimzugeben. Wir wären oder würden allesamt wahnsinnig, wenn es uns nicht gegeben wäre, im ewigen Sturm, der uns umtreibt, dann und wann an Windstille zu glauben und das, was nie ist und sein kann, für ein Wirkliches zu nehmen.

Diese beiden Reisenden, Mutter und Sohn, schliefen nicht; sie träumten mit offenen Augen von der Stille und Sicherheit des Daseins. Es schlief aber der Herr Leihbibliothekar Achtermann am Bett des mexicanischen Pulvererfinders; — es schlief Natalie Ferrari auf ihrem kleinen Sopha, und Madam Naude schlummerte sanft im Kreise ihrer Familie in der eigenen Behausung. Punkt Mitternacht ging ihnen Allen der Commissionsrath Sennor Paolo durch und zwar in Begleitung des Hundes Wassermann. Es war merkwürdig, wie gern der kluge Hund mit ihm ging!

Auch Kinder, Verrückte und Thiere gehen wohl frei durch. Uns verständige Leute sollte jedesmal, wenn wir den Weg nicht zu finden wissen, ein Grauen ob dieser Thatfache antommen.

XVIII.

Wir haben selber mitgegessen und wissen es also genau, wie weit in jener Kriege- und Siegeszeit das deutsche Volk in seinen Kneipen in den lichten Morgen und das neue Reich hineinfaß. Unter den väterlichsten Regimenten war die Polizeistunde zu einem Mythos, einem fernst abliegenden Mythos geworden. Spätere Geschlechter werden es wahrscheinlich nicht für möglich halten; aber es war doch so: die Polizei saß mit und triumphirte, angenehm aufgeregt, gleich der übrigen germanischen Menschheit.

Wie alle übrigen Locale der Stadt war auch Buzemann's Keller nach Mitternacht noch bis zum Ueberfließen voll, jedoch um diese Zeit voll einer anderen Gesellschaft als die, welche der Leihbibliothekar in der Stunde seines Mittagseßens dort traf. Buzemann's Moltke und Bismarck, sein Friedrich Karl und sein Steinmeß schiefen zu Hause den Schlaf ihrer Wichtigkeit. Sein Simson, Lasker und Birchow gleichfalls. Sein Centrum lag auf seinem Centrum, vorausgesetzt, daß es sich nicht auf die rechte oder die linke Seite gedreht hatte.

Unter den Enthusiasten der Zeit und Weltlage drängten sich andere Factoren und Repräsentanten des öffentlichen Wesens und der Tagesgeschichte jezt, d. h. nach Mitternacht, ein, bemächtigten sich der Plätze eines großen Theils jener soliden Elemente der politischen Bewegung, stemmten die Ellbogen auf und schrieten weniger nach der Speisekarte als nach Getränk und zwar von den stärkern Arten. Auch Damen wurden nimmehr wohl mitge-

bracht, und die Inhaber des Locals, Vater und Sohn, sowie ihre Leute, hatten sicherlich einige Ursache, dann und wann auf ihre Bestede oder auf den Ueberroß des letzten, ihnen genau bekannten Stammgastes am Nagel zu achten.

In manchem Tiſche ging es manchmal selbst dem sonst Alles vertragen können den guten Kinde, Herrn Louis Buzemann, zu bunt her; und so war es denn durchaus dem Verkehr angemessen, als plötzlich dem Vater Buzemann inmitten dieses Getümmels die Arme hinter seinem Schenktische am Leibe herniedersanken und er stammelte:

„Zum Donnerwetter — Achtermann?! Träume ich das oder träumst du es? . . . Lou—ih! Guke mich — ist denn dieses — aber Achtermann, Karl! Bist du es denn mit Leib und Seele; oder bist du's als Geist allein?“

„Ja, Achtermann, Achtermann, Achtermann!“ kreischte der Leihbibliothekar im Gegensatz zu dem Schenkwirthe mit hocherhobenen Armen. „Wacht er oder schläft er? Träumt er das, — Achtermann?! das ist freilich die Frage. — Lachen Sie nur, meine Herren! Buzemann, er ist weg — fort — und ich Unglückseliger bin schuld daran!“

Der vierschrötige Kellerbesitzer hielt den zitternden alten Freund mit der einen Faust an der Schulter aufrecht. Mit der andern Hand holte er wie mechanisch eine Flasche vom Gestell zur Seite herab.

„Karl?! . . . Karl?! Du bei mir um Klöße Eins? . . . Geht die Welt unter oder kommt mich hier eine neue herauf und läßt mir durch dich grüßen? Louis, ein Likörglas! er rutscht mir hier unter der Hand zusammen. Rasch, Bengel; und schieb ihm einen Stuhl unter. Meine Herren, bitte, drängen Sie nicht zu sehr heran und herum. Es ist nichts weiter als ein guter Freund und Verwandter

von mir, der mich auf einmal an Nachtwanderei zu leiden scheint.“

„Die Welt geht mir freilich unter, Buzemann,“ stöhnte der Leihbibliothekar. „Hier hat er also seinen Weg nicht hergenommen? Das war meine letzte Hoffnung, — und — jetzt — kann — ich — auch verrückt werden. O Gott, ich wollte, ich wäre es schon!“

„Schlürfe mich erst mal diesen Giftstoff; er wird dir gut thun. So! . . . Nicht wahr? Jetzt fühlst du dir schon wohler. Ich nehme auch einen — der Harmonie wegen. Schön! Und nun äußere dir, Achtermann, und zwar verständnißvoll, wenn's auch zum letzten Mal in deinem Leben sein sollte.“

Die Hände ringend, schluchzte der Leihbibliothekar:

„Wie er es möglich gemacht hat, wird mir in alle Ewigkeit ein Räthsel bleiben. Alexander Dumas père hat so was nicht erfunden! wenn ich auch immer noch das Gefühl habe, als hätte ich es bloß irgend wo einmal gelesen. O Gott, o Gott, wäre es nur so! aber es ist ja gräßlicherweise eine zu wirkliche Gewißheit! Ich saß in dem Lehnstuhl vor meinem Bette; Fräulein Natalie schlummerte in der Stube nebenan auf dem Sopha. Daß sie einen Todtenschlaf schlief, war wohl natürlich; aber — ich! Ich! Ich! ich armselige nichtsahnende Nachtmüde! Ja, ich unglückseliger Mensch, ich trage die Schuld, und Alles, was auf diese entseßliche Nacht folgen wird, fällt mir zu. — Jetzt weiß ich auch wieder, was mir träumte, während ich die Augen sperrangelweit hätte offen halten sollen. Es war, als sei meine ganze Bibliothek rings um mich her lebendig geworden. Der Blumen Rache kennst du wohl nicht, Buzemann; — du auch nicht, mein guter Sohn Louis?! Was hilft es mir also, euch zu schildern, um wie viel beängstigender mein Traum war. O, und

er hat denn auch mit etwas bei weitem Schrecklicherem als dem bloßen Tode durch Blüthendunst geendigt. So hat er es fertig gebracht, in Rod und Hosen zu kommen —“

„Halt mal,“ sprach Buzemann senior. „Fasse dir doch mal ein bißchen orthographischer. Wer hat dies fertig gebracht?“

„Paul Ferrari! Unser guter Paul!“ jammerte der Leihbibliothekar. „Und er hat auch den Hansschlüssel an seinem Nagel hinter der Thür gefunden; und Wassermann — und das ist das Unbegreiflichste nach meiner grenzenlosen Unachtsamkeit! — Wassermann hat keinen Muth von sich gegeben, sondern muß sich gleichfalls auf den Behen mit fortgeschlichen haben, und als ich aufstehre und um Hilfe schreien will, weil mir die ganze deutsche Literatur von Fünfzehn bis Dreißig auf den Hals fällt, da habe ich in Wahrheit Grund, um Hilfe zu schreien. Das Bett vor mir ist leer! die Stubenthür steht halb offen! Wassermann ist fort! Paul ist weg, und ich — ich stehe taumelnd und weiß weiter nichts, als das arme unglückliche Kind, unsere Natalie, aus dem Schlafe durch mein Geschrei zu wecken!!!“

„Weiter blieb dir diesmal wirklich wohl nichts übrig!“ brummte Buzemann nach einer geraden Pause. „Halt noch mal 'nen Moment.“

Er stellte die Flasche mit dem „süßen Gift“ wieder an ihren Platz und holte eine andere herab, die einen stärkern, bitterern Trank enthielt. Bedächtig füllte er sein Spitzglas, ließ den Inhalt langsam die Kehle hinabfließen und sprach:

„Für dich ist das nichts, Achtermann. Uebrigens war die Idee, ihn hier zu suchen, eigentlich gar so übel nicht. Wenn du ganz von selber drauf gekommen bist, so mache ich dir mein Compliment und hätte es dich, offen gestanden, nicht zu-

getraut. Recht hast du aber, Karl; die Sache will reiflich überlegt werden; also —“

Er goß sich noch ein Glas ein und ließ es dem andern nachgelingen.

„Wie du es anfähest, sehe ich; aber mir ist doch gegenwärtig das Fräulein die Hauptsache, Karl! Ihn werden wir auf die eine oder andere Weise schon wieder kriegen, aber — das Fräulein! Mich kränkt bei der ganzen Sache das liebe Fräulein, — und noch dazu in diese nachtschlafende Stunde, wo Keiner sein eignes Kind gern in Noth weiß. Louis, vielleicht können wir dir hier endlich mal nützlich verwenden; doch davon später! Vor allen Dingen jetzt, Achtermann, was hast du mit dem Fräulein angefangen? wo hast du es gelassen, währenddem du jetzt hier deinen Gefühlen Luft machst?“

„Das Fräulein? . . . Fräulein Natalie?! Das Fräulein sitzt auf dem Bezirkspolizeibureau. Es ist fürchterlich; und ich habe ihr versprochen, sie dort wieder abzuholen.“

„Das sieht dir ähnlich!“ schnurrte Buzemann senior, die Faust schwer auf seinen Schenktisch fallen lassend. „Meine Herren, da Sie allesamt an uns Theil genommen haben und gesehen haben, daß auch der beste Restaurationsbesitzer mal seine Privataffairen haben kann, so werden Sie mich gütigst in diesem Momang begreifen, wenn ich leider sagen muß: Polizeiunde, meine Herren und Damen! . . . Ich schließe die Bude für heute oder eigentlich für gestern; aber mit dem Frühesten bitte ich mir wieder die Ehre aus! Buzemann ist mein Name. Sollte Ihnen unterwegs, was man nicht wissen kann, ein desolater ältlicher Herr in den schlechtesten Jahren und mit einem gelben Röter bei sich begegnen, so haben Sie eben genug gehört, um zu wissen, daß mich fünf Thaler Findextra in diesem Falle nicht zu viel sein können. Louis, laß dir von

den Herrschaften zahlen und schraub das Glas ans. Donner und Doria, das wird denn wohl wieder mal eine Nacht, in der Morphëus seine Arme vergeblich nach Einem ausstreckt. Na, dafür ist man denn Wirth und weiß, was zu's Metier gehört. Haben Sie Alle gezahlt? Ja? Bon! denn komm her, Louis mein Sohn; hole mich Hnt und Stod und bringe dich deine Mühe mit. Dir traue ich für diese heillose Geschichte eine Nase zu, wie Keinem von uns! Nun ahne mich mal, mein Junge, wo er wohl am ersten seine Schritte hingelenkt haben kann, da er nicht hier bei uns hereingefallen ist.“

„Nach answärts,“ brummte und meinte verbroffen gröblich der freundliche Züngling. „Der ist nach Amerika, oder nach Mexico wieder, oder sonst wohin, aber so weit als möglich. Und wenn ich mich an seine Stelle hindente, mit vernünftigen Verstande, so überschläge ich drei Stationen zu Fuße, ehe ich auf der vierten das Billet zum Ausreißen per Dampfachse löste.“

Der Vater Buzemann betrachtete sich sein Kind, als ob er eine erschreckliche Summe für die Erlaubniß dazu gegeben hätte.

„Na?!“ sagte er, und erst nach einer ziemlichen Weile fügte er hinzu: „Da wäre es mir doch lieb, wenn du so spät als möglich von diese deine Welterfahrungen Gebrauch machen wolltest, mein Sohn!“

Für sich sprach er:

„Das ist mich ja ein wahrer Segen, daß ihn Achtermann's Meta da feste hat! Alle Tensel, da sollte man ja wirklich auf alle elterliche Gartencultur verzichten!“

Lanter, doch immer noch sehr betroffen, wendete er sich an den Leihbibliothekar und meinte:

„Also wird es vor allen Dingen jetzt das Erste sein müssen, daß wir die junge Dame wieder von deinem Revierlientenant

abholen; denn was sie da eigentlich sehen soll, sehe ich gar nicht ein.“

„Oh!“ ächzte der Leihbibliothekar.

„Und du, Louis, du bleibst mich hier und bleibst mich wach, bis wir zurückkommen. Mit deine schönen Grundsätze mag ich dich diesmal doch lieber nicht zur Begleitung. Neue Gäste läßt du mich nicht mehr ein, und wenn sie dir noch so arg den Pariser Einzugsmarsch an der Thür trommeln. Hörst du? . . Und jetzt komm, Achtermann. Ich denke, in der freien Luft wird dir auch wohl ein bißchen besser und frischer zu Muth werden.“

So traten sie hinaus in die dem Morgen zutreibende Nacht.

„Ah! is das 'ne Erquickung!“ seufzte Buzemann, die kühle Luft mit Behagen einziehend. „Das weiß doch nur so'n unterirdischer Kellertosaffe, als wie Unserer nach seinem vollen Gehalt geacht, zu würdigen!“

Dem Leihbibliothekar aber fröstelte in seinem Fieber, und er schauderte zusammen und schüttelte sich.

„Eine ganz verfluchte Geschichte ist es,“ brummte Buzemann. „Grenzt ziemlich nahe an die von der Nähuael im Heiwagen! Da suche mich mal Jemand, der nicht sein gut Duzend Manenregimenten sich voraus auf alle Wege zum Unglücken schicken kann. Na, die Vorsehung und die Güte Gottes sind auch was werth in solchen Fällen. Das habe ich wenigstens immer gefunden! Marsch, Alter! Das Fräulein, das Fräulein! ich kriege es nicht fertig, sie mir in diese nichtswürdige Situation hereinzudenken, und wenn der Revierlieutenant noch so höflich ist und ihr sogar, zum Henker, seinen Stuhl angeboten hat, was mich weniger glaublich als möglich vorkommt.“

Ihre Schritte hallten beängstigend hohl wider in den menschenleeren Straßen. Der Leihbibliothekar hätte wohl jeden

Nachwächter, der ihnen aufstieß, nach dem Flüchtling ausforschen mögen; aber Buzemann meinte ganz richtig:

„Das hilft dich zu gar nichts, Achtermann. Die haben auf ganz was Anderes zu passen, als darauf, daß du deine Pflicht und Krankenwacht verschläffst. Die Vorsehung — ich sage, die Vorsehung — das ist das Einzige, was uns jetzt aus der Patsche helfen kann.“

Zu demselbigen Augenblick sprach an einer Straßenecke, um die sie eben biegen wollten, eine rauhe, so zu sagen gesättigte Stimme im citirenden Pathos:

„Die Sonn' erscheint hier, wo mein Regen hinweist:

— — —
Zwei Monte noch, und höher gegen Norden
Steigt ihre Flamme' empor, und grade hier
Sicht hintern Capitel der hohe Th."

Im grauen Morgendunst deutete eine breitschulterige Schattengestalt mit dem Wanderstabe auf den schattenhaft sich vom grauen Himmelsgewölbe abhebenden Rathhaussturm, und Achtermann stieß einen Schrei aus:

„Wehehop! . . . oh, die Vorsehung!“

„Wie? . . wo? was?“ schallte es zurück. „Täuschen mich meine Sinne? Träume ich das oder träumt mich ein Anderer? Achtermann!“

Zwei andere Gestalten traten rasch um die Ecke.

„Madame mère, ist das ein Wüstengesicht im Sande der Mark, oder kann so etwas wirklich sein? Ulrich, ich bitte dich! . . und Buzemann auch?“

„Ja, Buzemann auch, Doctor! Das ist nochmal recht hübsch von Ihnen, daß sich das so macht. Achtermann hier nennt es eben die Vorsehung, Frau Professorin. Wie Sie und der junge Herr da es nennen wollen, steht bei Ihnen; aber nett ist das von Ihnen, — da ist kein Zweifel!“

Es war ein Glück, daß die Mutter und der nervenschwache Sohn im Schein der Gassenlaterne und in diesem Morgen-

nebel nicht bloß auf die verstörten Mienen ihres alten Freundes Achtermann stießen, sondern daß sie vom Einen auf den Andern sehen konnten; nämlich auch unserm Freunde aus dem Keller in das gutmüthige, breite, stoisch-philosophische Gesicht. Mit Interjectionen war hier aber nichts weiter anzurichten.

Sie trafen sich an dieser Straßenecke, wie es von Anfang an, oder dem, was der kurzichtige Mensch so nennt, bestimmt war. Vorüber noch Tage, Wochen, Monate, ja Jahre lang von ihnen Allen gesprochen werden sollte, das hatten sie fürs Erste in den Raum von fünf Minuten kurz zusammenzufassen; und was in dieser Hinsicht eigentlich unmöglich war, das erwies sich wieder einmal als das Selbstverständlichste und Natürlichste. Siebrauchten nicht einmal fünf Minuten, um sich gegenseitig das Nothwendige mitzutheilen.

XIX.

Der Polizei-Revierlieutenant und sein Revier!

Es giebt Hunderttausende, die sitzen in ihren kleinen stillen Städten, auf ihren Dörfern, und das Rothkehlchen singt ihnen auf ihrem Dache, und sie hören den Ruck in ihren Morgenschlaf hinein.

Sie hören die Hähne, vielleicht auf dem eigenen Hofe; und wenn einmal ein Hund in ihrer Nachbarschaft den Mond anbellt, so haben sie am folgenden Morgen ein Gesprächsthema, das sich nach rechts und links zum Nachbar hinübertragen läßt, eine Unterbrechung der gewohnten Stille, deren man gedenken kann, wenn der Mond am folgenden Abend von Neuem aufgeht. Auch im Winter der Schnee, wenn er gegen das Kammerfenster dieser glücklichen Leute rieselt, ist ein ganz ander Ding als der Schnee, der durch das Revier des Revierlieutenants nathlicherweife getrieben wird. Wir aber,

wir erzählen an dieser Stelle besonders für die Leute mitten im idyllischen Grün, die keine Ahnung davon haben, was ein größtstädtisches Polizeibureau in den ersten Stunden nach Mitternacht bedeutet. Zu bedauern ist nur, daß wir nicht die Frau Marie ihnen davon erzählen lassen können. Sie, die doch in so vielen Dingen Bescheid wußte, hatte diesen Ort zu solcher Stunde auch noch nie betreten — von den besonderen Umständen, die sie jetzt dahin führten, gar nicht zu reden. Sie schilderte nachher mündlich sehr gut; — viel besser, als wir es hier schriftlich vermögen.

Die beiden Herren, Mr. Ulrich und Wedehop, waren mehr als einmal drin gewesen. Bußemann „kannte die Geschichte auch“; und — die Frau Professorin Schenk ergriff plötzlich nicht den Arm ihres Sohnes oder den Wedehop's, oder Bußemann's Arm, sondern den Arm des Leihbibliothekars Achtermann, und zog diesen, den Uebrigen voraus, in die Thür.

Hinter ihnen drängte sich eben so hastig der künftige Geheime Rammstrath; während Wedehop und Bußemann, wenn auch theilnahmsvoll erregt, so doch ruhiger als solider Rückhalt auf dem Fuße folgten. Und so — fanden sie Natalie Ferrari im Lichtkreise der Lampe über dem Schreibpult des Lieutenants, diesem laterna-magica-haften Lichtkreise, durch den sich so viel Elend und Jammer, so manche Schande und so manches Verbrechen schob — auch nicht anders, als ob es, nur ein wenig farbiger auf Glas tafeln gemalt, durchgeschoben werde.

Sie fanden das arme Mädchen in ziemlich ruhiger Unterhaltung mit dem Herrn Lieutenant.

Dieser Herr, unter dessen Nase vorüber so manche Dinge gingen, von denen sich gottlob die meisten Leute, wie gesagt,

nichts träumen lassen, hatte sich ihr, wie sie, freilich erst Wochen später, sich äußerte, als ein gar nicht übler Mann kundgegeben.

„Was er anfangs, als ich ihm so verstört auf den Hals fiel, von mir denken mochte, kann ich nicht sagen. Außer mir war ich natürlich, Mama (so der Schrei, mit dem mich Achtermann aus dem Schlafe aufjagte, gestt mir heute noch in den Ohren!), und so erschien er mir, ich meine der Herr Lieutenant, zuerst unbeschreiblich rücksichtslos. Sie hatten ihm aber auch zu gleicher Zeit einen betrunkenen jungen Engländer und ein unglückliches Geschöpf, das Jemandem die Uhr aus der Tasche gezogen haben sollte, zugeschleppt, und so sprachen wir zuerst alle Drei auf einmal auf ihn hinein, und ich glaube fast, ich eben so laut wie die Andern und jedenfalls auch so unverständlich. Arme Frauenzimmer bleiben wir doch stets, ob wir um Mitternacht eine Uhr gestohlen haben oder nicht; und ich hatte gerade so gut den Kopf verloren wie eine Mutter mit sechs Kindern bei einem nächtlichen Brande. Es war ein wahres Glück, daß ich in allen meinen Kleidern auf dem Sopha gelegen hatte, als mich der arme Achtermann durch sein Geschrei weckte. Ich sage dir, Mama, ich wäre mit ihm gelaufen, wie ich sein mochte, ohne mich nur eine Secunde lang auf den nöthigen Anstand zu besinnen! . . . O Mama, dem Herrn Revierlieutenant müssen wir noch in einer hübschen, höflichen Art irgend eine Liebe anthun. Wäre er verheirathet, so hätte ich schon längst seiner Frau eine Visite gemacht; da er es aber nicht ist, so mußt du zu ihm gehen, oder Ulrich muß ihm noch einmal persönlich danken für seine freundliche Ruhe in jener Nacht, nachdem wir den englischen Gentleman besorgt und auch das arme Mädchen mit der Uhr abgefertigt hatten. Jetzt, wo ich alle meine Sinne wieder ordentlich beieinander habe,

ist es mir um so unbegreiflicher, wie geschickt und tröstlich er sich und mir damals meinen Zustand klar zu machen wußte! — „Mein Fräulein,“ sagte er, „von Büssen haben Sie wohl gehört; — er war ein großer Naturgeschichtskundiger und brachzte mir Einen Knochen, um sich das ganze ausgestorbene Thier darans wieder zurecht zu construiren; uns von der Polizei (erschrecken Sie nicht!) genügt das Factum, daß Ihr Herr Papa den Hund mitgenommen hat, um Ihnen die beruhigendste Versicherung geben zu können, daß wir Beide wiedersehen werden (nicht wahr, Wassermann heißt der Steuerpflichtige?), und den Herrn Papa, wie ich hoffe, hoffentlich nicht unwohler als vorher. Bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein. Nicht da auf jener Bank! Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Stuhl anbiete. Sehen Sie, ich spreche nicht ohne Erfahrung: wer an das — absolute Weggehen aus unserer löblichen Civilisation denkt, der nimmt keinen Begleiter mit und am allerwenigsten einen Hund; — verlassen Sie sich drauf! Der aufgeregte Herr (Achtermann nannten Sie ihn?) will hier wieder vorgelaufen kommen; erwarten wir ihn also; ich würde gewiß selber — meiner Schwester nicht anrathen, in einer abnormen Lage gleich der Ihrigen wieder nach Hause zu gehen. Bleiben Sie hier, bis dieser Herr Achtermann Sie abholt; sehen Sie einmal unsern Apparat arbeiten, das wird vielleicht ihre Nerven etwas beruhigen; ich würde sagen: es wird Sie ein wenig zerstreuen, wenn das das richtige Wort wäre“ — Mama, ich bin geblieben und habe den Apparat in jene schreckliche Nachtwelt hinein arbeiten sehen, und — oh, könnte ich dir doch ganz deutlich sein! — meine Nerven haben sich wirklich und wahrlich nach und nach beruhigt. Ich habe auf Achtermann gewartet — nur dann und wann mit dem Taschentuch zwischen den Zähnen, des dummen

Schluchzens wegen — bis — ihr kamt!“

„Bis ihr kamt!“ Bis zu ihrem letzten Athemzug wird Frau Natalie Schenk alle ihre höchsten Begriffe von freiem, erlösendem Aufathmen, von glücklichem Erwachen aus schwersten Träumen, von Aether überm Bergesgipfel, von frischstem Wehen über sonniges Meer mit diesen drei Worten in Verbindung bringen. Der Herr Revierlieutenant, der so manche sonderbare Scene an sich vorbeigehn sah und sie meistens möglich rasch zu vergessen strebte, bemühte sich merkwürdigerweise, diese im Gedächtniß fest zu halten, und es gelang ihm auch. Ein recht freundliches Verhältniß zu braven Leuten, das weit über ein höflich Grüßen über die Straße weg hinausging, knüpfte sich späterhin daran. —

Nun hatten sie wohl beide — Ulrich und Natalie — und nicht allein aus der Bibliothek ihres alten Freundes Achtermann herans, sich ihre Phantasien über die inhaltvollste, wunderbarste Stunde ihres Lebens zurecht gemacht. Daß sie gerade den Mond dazu hatten scheinen lassen, daß sie das Ganze mit Abendroth und Waldbuft übergossen hatten, braucht nicht behauptet zu werden; aber das ist gewiß, daß sie die feierlich-schönen Momente nicht in diese übelduftende, anrüchige, verräucherte Polizeistube und in diese sonderbare Stunde des trübe anbrechenden Morgens verlegten. Einen verwundeten, verbundenen, gelähmten Arm des glücklichen Liebenden hatten sie sich wohl auch nicht als unumgänglich nothwendig dazu gedacht; aber sie nahmen Alles hin, wie es ihnen gegeben wurde, und gaben sich einander nicht nur vor Mutter und Freunden, sondern auch, da es nicht anders sein konnte, vor dem Revier-Polizeilieutenant und seinen befehlten rapportirenden und sehr große Augen machenden Untergebenen. Als Leuten, die ihrer Jugend zum Trotz stellenweise zu den verständigen Menschen

in diesem Erdburcheinander gerechnet werden konnten, verließen sie sich unter Umständen ohne alle Reueweisheit auch auf die Weisheit der Vordröner. Sie thaten diesmal wohl daran; sie konnten gar nicht besser thun. Es sind die Vordröner, die es schon längst ausfindig gemacht haben, daß Zeit und Umstände auf Niemand warten.

Wenn wir hier endlich auch einmal das Wort nehmen dürfen, so sagen wir nur unsere Meinung, nämlich, daß es gar keine richtigere Stunde und gar keinen besseren Ort geben konnte, um sich zu gegenseitiger Hülfe und Aufrichtung im modernen Leben die Hände zu reichen. Und sie reichten sich dieselben ohne weitere Umstände und ohne alle Ziererei. Der Herr Polizeilieutenant sah über sein Pult weg ihren ersten Kuß an; daß er weg sah, konnte man nicht von ihm verlangen. Der eben gegenwärtige rapportirende Schutzmann schien grüßend die Hand an den Helm legen zu wollen, besann sich jedoch aber noch und schob ihn nur auf das eine Ohr, um sich grinsend bequemer hinter dem andern kratzen zu können.

Viele Worte machten sie nicht dabei. Dazu waren die Stunde und der Ort und die Umstände, die sie hergeführt hatten, durchaus nicht günstiger als andere Stunden, Derter und Umstände. Die Mama wischte sich verstohlen eine Thräne ab; Buhemann, der ja eben auch „sein einziges Kind ins Ungewisse weggegeben“ hatte, versetzte sich schnaufend ganz in die Situation; und Achtermann, — Achtermann wußte eigentlich gar nicht, was da „eigentlich vorging“, und das ist ein Glück für uns; denn als er später dahinter kam, erreichte seine Unzurechnungsfähigkeit ihren Gipfel, und es ist nie angenehm, mit einem unzurechnungsfähigen Menschen zu thun zu haben.

Der Kälteste, der Zurechnungsfähigste blieb natürlich Wedehop, der sich denn

auch als der Erste von Neuem an den Lieutenant wendete und zwar mit den Worten:

„Nicht wahr, das ist doch endlich einmal etwas Anderes, lieber Herr? 'mal, so zu sagen, eine niedliche Episode in Ihrer Geschäftspraxis! . . . Erquickend — rührend! was? . . . Wird einiger poetischen Auffassungsgabe bedürfen, um in Ihrem diesmaligen Berichte nach Oben klar gestellt zu werden und morgen in den Blättern unter der Rubrik 'Vocale Vorfälle' im rechten Lichte zu erscheinen?! Mein Name ist Wedehop; darf ich Ihnen eine Priße anbieten?“

Der Revierlieutenant griff lächelnd in die dargebotene Dose:

„Wenn ich nicht irre, so habe ich bereits das Vergnügen gehabt, Herr Doctor —“

„Wirklich? Das freut mich! Lassen Sie uns jedenfalls die Bekanntschaft erneuern. Ja, ja, ich glaube mich jetzt auch zu erinnern: unsere ersten Beziehungen datiren aus der Conflictszeit. Nun, wir waren Beide damals noch jünger und grüner als heute. Ich bin in den kurzen Jahren fast ein wenig zu sehr in die Breite und ins Verständige gegangen. Aber nun, lieber Herr und Freund, geben Sie uns offen Ihre Meinung. Ist in dieser Nacht Unsererseits noch irgend etwas zu thun oder zu lassen, um diesen — jenen — jenen andern betrübten Zwischenfall zum Besten zu wenden?“

Der Revierlieutenant suchte die Achseln, und flüsternd sprach Wedehop zu ihm:

„Es ist auch meine Meinung, daß nicht die geringste Aussicht vorhanden ist, daß wir des armen Kerls vor Sonnenaufgang wieder habhaft werden.“

Der Revierlieutenant suchte wieder die Achseln und bestätigte, ebenfalls flüsternd, dem Uebersetzer seine Ansicht durch eine kurze, bündige Auseinandersetzung der Sachlage.

Mit der gewohnten Sonorität, die

schon an und für sich viel Beruhigendes an sich hatte, wenn eben nicht das Gegentheil erforderlich war, richtete Wedehop das Wort von neuem an die Freunde.

„Meine Herrschaften, unser guter Herr Lieutenant hier — wie Achtermann da sagen würde — ist der festen Ueberzeugung, daß wir ruhig nach Hause gehen können, ohne uns mehr als die nöthigsten Sorgen zu machen. Daß sich unser armer Freund — Papa und Schwiegerpapa wiederfinden wird, steht zweifellos fest; aber wir — wir können augenblicklich nicht das Mindeste dazu beitragen. Ulrich, gib Acht! d. h. gib deiner lieben Braut den Arm. O bitte, Fräulein Natalie, lassen Sie die Stuhllehne los! Die Mama wird Ihnen sagen, daß Niemand so zur richtigen Minute vom Schicksal vom Schwarzwald hergeschickt wird, wenn es nicht für den augenblicklich zu lösenden Fall das Beste im Sinne hat.“

„Stimmt!“ brummte Buxemann senior.

„Mein süßes Herz!“ flüsterte Ulrich.

„Du mußt meinen gesunden Arm nehmen! Nun müssen wir wohl zusammengehen, wie es sich geschieht hat, mein armes Mädchen. Es ist eine schlimme, aber schöne Nacht!“

„Ich bleibe bei dir, mein Kind,“ sagte die Frau Marie. „Du nimmst mich mit nach deinem trostlosen Nestchen. Ulrich geht mit Wedehop; und Herr Buxemann bringt unsern guten, alten Achtermann nach Haus. Es ist wohl eine schlimme Nacht; aber wir wollen uns tapfer halten, Natalie. Zu Narren soll uns das Glück nicht machen, wie es uns auch schüttelt und rüttelt. Und was den Jungen da betrifft, so hab ich's mir genau überlegt, ehe ich ihn dir nahe kommen ließ.“

XX.

Drei Tage und drei Nächte gingen hin, ohne daß die Polizei, die Freundschaft und die Liebe etwas ausrichteten;

obgleich sie alle drei ihr Möglichstes thaten. Der Papa Ferrari war verschwunden und blieb es. Je mehr man ihn suchte, auf desto falschere Fährten gerieth man; die Polizei jedoch hielt ihr Wort aufrecht:

„Der Hund wird uns Nachricht bringen, wenn alle übrigen Stricke reißen. Kommt der allein, nun so wissen wir leider jedenfalls genau, woran wir sind. So lange der ausbleibt, sind sie Beide noch beisammen, und vielleicht — thut dann dem Herrn die frische Luft gut, und sie kommen auch Beide von dieser Eskapade zurück und zwar, den Umständen nach, so wohl und wohlbehalten als möglich.“

Sie kamen Beide zurück; und nicht die Liebe, die Freundschaft und auch nicht die Polizei stießen auf sie und brachten sie ganz heim; sondern Buxemann junior war's. —

Es war ungefähr gegen zehn Uhr Morgens. Der Morgen war frisch aber sonnig; der Leihbibliothekar Achtermann in seiner Bibliothek weiter auf, weiter ab auf's eifertigste beschäftigt. Von dem bekannten dunkeln Winkel des Locals, von dem ebenso bekannten, zerfessenen Leder-sopha her erklang ein eigentlich ununterbrochenes Gemurr, Geseufz, Gestöhn und Geächz her, als ob da der geplagteste und unbedingt der verdrießlichste Erdenbewohner seinen Sitz genommen habe und von dort aus sich über der Welt Glend, Jammer und Nützlosigkeit Lust mache. Wedehop saß ganz einfach dort und war noch immer nicht zu Ende mit seinen Betrachtungen über die kürzlich verlaufenen Tage, wie über den laufenden gegenwärtigen.

„Dazu bleibt man bis über sein fünfzigstes Jahr hinaus Junggeselle, um sich dann in alle solche schändlichen Haushalts- und Familienangelegenheiten fremder Leute verwickeln lassen zu müssen.“

„Oh, oh, mein guter Wedehop!“ rief

der Bibliothekar in der Mitte seiner Weiter. „Sagten Sie wirklich: Was sich der Wald erzählt“, mein liebes Fräulein?“

„Was sich der Wald erzählt!“ brummte es aus der dunkeln Ecke. „Großer Gott! Das wäre freilich auch meine Lectüre.“

„Ich empfehle mich, mein Fräulein,“ sagte der Leihbibliothekar am Fuße seiner Leiter höflichst. Die Thür schloß sich hinter der mit ihrer Lectüre in dem Jahr 1850 zurückgebliebenen jungen Leserin, und Achtermann wendete sich an den Freund im Winkel:

„Es freut mich immer, wenn ich solch ein Buch wieder herausgeben kann in den heutigen Tag. Dich aber, mein guter Wedehop, begreife ich in der That nicht mit deiner — deiner schroffen Bemerkung.“

„Schroffe Bemerkung? . . . Schroffe Bemerkung ist gut! Jetzt aber halt einmal endlich den Mund und laß mich ausreden. Hab' ich dir etwa schon gesagt, daß es mir kein Vergnügen mache? He?! . . . Vergnügen? Na ja, ein schönes Vergnügen freilich! Deine ‚gute‘ Tochter bin ich zwar endlich vom Herzen los, und sie, du, deine Frau und dein ‚guter‘ Sohn Louis, ihr seid sämmtlich so glücklich gemacht, wie ihr es verdient; aber was will das sagen gegen diese zwei anderen jungen Geschöpfe, die ich jetzt mit ihrem verlorenen Papa und Schwiegerpapa auf dem Halse habe? Ich sage dir, dreimal lieber den Kuppler spielen, wie in deinem kläglichen Falle, als einmal so ein durch die Lappen aller seiner Verpflichtungen für beide Familienseiten gegangenes Familienhaupt mit Würde, Trost, Lehrhaftigkeit und Zutraulichkeit ersetzen zu müssen. Und das muß ich, dein guter Wedehop, mein guter Achtermann!“ . . .

„Oh! oh!“ stöhnte der Leihbibliothekar.

„Das Wort Univerſum ist groß,“ brummte es aus dem Winkel hervor, „aber das Wort ‚Univerſal-Schwieger-

vater' ist noch viel größer, und — so fühle ich mich. Eine Maus, die ihr Loch nicht finden kann, ist gar nichts gegen mich. — Die alte Dame da oben macht sich musterhaft unter den fatalen Zuständen; aber auf die Nerven sind sie ihr allgemach doch gefallen, und mit Recht. Das arme Bräutchen — diesmal gebrauche ich das Wort ,arm' wirklich im tragischen Sinn — meine wackere Natalie, hat eigentlich gar keine Nerven mehr; und der auch sonst ganz unzurechnungsfähige Mensch Ulrich ist unter so thänen Verhältnissen im Grunde gar kein Mensch mehr, sondern, wie es sich ja auch vom ersten Aufbrechen des Welteis versteht bei derartigen anständigen Naturen — der reine pure Esel. Deine eigene Verfahrenheit kennst du, Achtermann, also ich — ich allein bin's, der, wie er die deutsche Literatur durch seine Uebersetzungskünste erwärmt, ernährt und auf den Beinen erhält, so auch Alle — zum Hensler, da fahre mal Einer fort, wie er angefangen hat! also kurzum: der hölzerne Löffel bin ich im Brei, und meiner Rührigkeit hab ich ihr es zu danken, daß ihr nicht anbrennt! Währenddem aber bleiben wir gottlob das, was wir sind: ein ausgezeichnet Sammelstadium deutschen Volksthumus — nennen wir es dreist den tscheu A bels!"

„Ach, wenn ich doch nur ein allereinstigstes Mal eine Viertelstunde ganz und gar in deiner Seele sitzen könnte, Wedehop," seufzte Achtermann. „Nachher, glaube ich, würde ich das Leben auch wohl von einem so hohen Standpunkt aus ansehen können; und jedenfalls würde ich es genauer wissen, wie du es eigentlich nimmst; ob im Ernst oder im Spaß!"

Der Uebersetzer unterdrückte das Wort: „Schafskopf!" Statt dessen seufzte auch er und sagte sodann:

„O du glückseliger Nachtwandler! Alter Metempsychositisimus! Bist du nicht dein

halbes Dasein durch den Unsinn — wollte ich sagen: den Inhalt deiner Bücher da gelustwandelt? Ich habe das nur überseht und mich dabei geärgert, während du dich amüsicst hast! Ich tausche gleich mit dir und setze mit Wollust meine noch übrige Lebenszuchtzeit in deinem Bett und Fleisch oder, wie du es nennst, in deiner Seele ab."

Der Leihbibliothekar machte nur den Mund auf. Zu einer weiteren Bemerkung kam er nicht; denn in diesem Augenblick wurde auch die Thür seines Geschäftslocals geöffnet, und Herr Louis — Bußemann junior, erschien auf der Schwelle (welches letztere ebenfalls eine Redeweise aus Achtermann's Büchern ist!) und sprach mit gewohnter Vergreßtheit:

„Meine Herren, — na, jetzt liegt er bei uns! Das Vieh ist schon drüben bei der Frau Professor'n. Bis an die Ecke ging es mit mir; da riß es aus und fuhr wie's Donnerwetter da in die Thür. Sie werden sich also da oben wohl schon ihren Reim darauf gemacht haben."

Die beiden Herren (auch Wedehop!) waren zugesprungen und hielten den jungen Mann am Arm, jeder von ihnen auf einer Seite.

„Menschentind," schrie Wedehop, „bist du wirklich überzeugt, daß du genau weißt, was du da sagst?"

„Wie kommen Sie mir vor?" brummte Louis mit gewohnter Liebenswürdigkeit zurück. „Wenn ich 'mal was sage, so sage ich was. Wann habe ich 'mal nicht gewußt, was ich sage, Herr Doctor? Zwei Stunden sind es her! Der Alte, der mich viel zu oft für meine Privatbeine seine Wege machen läßt, schiebt mich da wieder 'mal aus dem Halle'schen Thor. Von wegen des Einzugsgetränkes sagt er. Denn, sagt er, wer kann es wissen, wann es ihnen einfällt, hereinzutriumphiren, und wer Einem dann das Getränke vor die Nase weguimmt? ..

Nun ist meine Privatmeinung: an dem Tage läuft Alles herunter, was naß ist; aber der Alte steift sich eben auf sein altes Renommee von Buhemann's Keller und schlägt mit der Faust auf: An dem großen Tage großartig! . . dann hätte er aber auch selber an die Quelle zum Lieferanten gehen können. Nicht wahr? . . Frage ich Sie, Schwiegervater, wozu ist man denn eigentlich Braut und Bräutigam, wenn man immer noch keine einzige freie Stunde für sich selber hat? No, sage ich, Buhemann junior, Alles hat 'mal sein Ende, Louis; und so strolche ich denn los, und es ist wenigstens eine Aussicht, daß man auf dem Tugendpfade und Wege nach 'ner Brauerei ist, und auch unterwegs an mehr als einem Orte seinen guten Bekannten und Freund hinterm Büffet hat. Bon! aber wer nicht aus dem Halle'schen Thor herausgekommen ist, das bin ich. Muß ich gerade um die Ecke biegen, als er mir auf die Arme fällt! . . Und wie? . . nämlich mit Gefolge. Nicht wahr, da kam ich Ihnen denn gerade recht, meine Herren? — Ist das eine Polizei! Keine Püchelhaube zu sehen, so weit das Auge und der Tumult reicht! . . Halb Berlin hat er hinter sich und um sich: Pictsch kommt! Nicht wahr, recht kam ich Ihnen da gerade, meine Herren? . . Ja, ist das 'ne Polizei? . . Da war es denn wohl am besten, daß man sich auf seine eigene Autorität und vier Häufte verließ — die Stiefelsohlen mitgerechnet! Und, na, Sie kennen mich: packe ich zu, so packe ich feste; — schmeiße ich einen 'raus aus das Local, so fliegt er so lange, bis er niederkommt; und wenn ich Jemanden sanft meine richtige Meinung sage, so soll mich der schon nach vier Wochen später die Ohren mit Baumwolle verstopfen! . . Meine Herren, wie ich bin, müssen Sie mich nehmen, und so sage ich Ihnen, lernen Sie Louis Buhemann kennen, wenn es sich um ein Ren-

contre mit die Allgemeinheit, so meine ich, mit dem, was Einem in der Straße zu anderthalb Hundert auf einmal begegnet, handelt. Meine Herren, das ging Alles; aber das Schlimme war der richtige faule Kunde, unser Herr Ferrari, oder wie Sie die unglückselige Creatur sonst nennen wollen. O du meine Güte, hat mich das Gewächse den Weg mit ihm nach Hause schwer gemacht! . . Der Hund ist grade verhungert genug, um sedate nachzuschleichen. Na; kurz und gut; wenn Sie jetzt wollen, so steht es bei Ihnen, ob Sie sich jetzt Beide bei uns genauer ansehen wollen. Wir haben den Einen im Separatzimmer platt auf dem Kanape und den Andern, alle Biere von sich gestreckt, platt unter dem Tische vor dem Sopha. Hier sind sie Beide; aber meinen Alten und sein Gesicht vergesse ich mein Lebtag nicht, als ich ihn ihm die Treppe hinunter zuschob. Da kam der Alte wirklich endlich einmal aus der Fassung. Den Spaß lasse ich mir mit Vergnügen kalt stellen und nächste Woche wieder aufwärmen."

"Aber der Hund? . . Eben soll er Ihnen ja vorausgelaufen sein zur — Frau Professorin Schend!" schrie Wedehop.

"No, natürlich! Kann er denn nicht Beides? Mit dem ersten Besten, was ihm in der Küche in die Hand fiel, hat ihm der Alte aufgewartet. Es war ja ein wahres Wunder, daß ich ihm nicht die Serviette habe vorbinden müssen. Drei Portionen wiener Schnitzeln bis auf die Glasur vom Teller! Na, ich denke, ich habe Ihnen ein Vergnügen durch meine frohe Botschaft gemacht, und jetzt gucken Sie so, als hätten Sie selber Appetit auf mir!"

Der Leihbibliothekar Achtermann saß schwindelnd und athemlos, Wedehop jedoch brachte es noch fertig, seinen „muffigen Liebling" auf die Schulter zu klopfen:

"Küssen kann ich Sie leider nicht,

Louis; denn ich weiß doch nicht genau, ob das Meta'n Recht sein würde. Aber küssen möchte ich Sie — Sie Thantropfen in der Blume der Menschheit! Da schimpfe mir nun noch 'mal Einer und räsonnire über das Schicksal, daß es sich meistens in seinen Werkzeugen vergreife!"

Es war aber wirklich gar keine Zeit zu weiteren überflüssigen Reden und Redensarten; denn Wassermann hatte in der That schon drüben seine Bestellung abgegeben. Ulrich Schend stürzte herein, den einen Zipfel seiner Armbinde zwischen den Zähnen, den andern in der Hand. Die Botschaft schien ihn grade bei einer Festschürzung dieses seines tragischen Knotens getroffen zu haben.

"Die Mutter folgt mir auf dem Fuße!" rief er. "Natalie — o meine Natalie! . . . Wedehop? Wassermann? Und da sind Sie, Herr Buzemann? Was, was ist geschehen? Woher kommt Wassermann? Was haben wir für Nachrichten?"

"Nur ruhig Blut, junger Mann, — die besten!" brummte Wedehop.

"Das habe ich ihm ja auch gesagt!" rief die Frau Professorin, in Hut und Mantel in die Thür tretend. "Da hast du deinen Hut, Ulrich. Laß mich den Knoten knüpfen; bedenke, wie nöthig du von jetzt an beide Arme haben wirst!"

Sie sah ein wenig betroffen auf den ihr bis jetzt noch unbekannten Jüngling, der ihr als Herr Buzemann junior vorgestellt wurde; und Herr Buzemann junior nahm nunmehr wirklich die Mühe vom Kopfe und sagte:

"Ja, Madam; er liegt bei uns. Grade so auf dem Hunde wie der da."

Dieses war von so einem bedeutungsvollen Hinweis auf den armen Wassermann, welcher der Frau Marie nicht von der Seite wich, begleitet, daß Jedermann darauf hin sich das unselige, zum Gerippe herabgemagerte Thier noch einmal ansah.

"Dann gehen wir so rasch als mög-

lich," schloß die Frau Marie, und der Leihbibliothekar Karl Achtermann schloß für heute sein Geschäft ganz. Er würde es selbst seiner Gattin vor der Nase geschlossen haben. Viele Sensations-, Gefühls- und Stimmungs-bedürftige Abonnenten hatten erstaunt, verdrüsslich und — mit dem Vorfasse, anderswo auf diese ihre geistigen Bedürfnisse zu abonniren, vor der verriegelten Thür umzukehren. Aber für den alten Achtermann hatte dieses, so wie irgend etwas, was in seinen Büchern stand, nicht die geringste Bedeutung.

"Die Herren gehen wohl voraus," sagte die Frau Marie. "Ich nehme eine Droschke und bringe Natalie mit. Auch du gehst mit den Anderen, lieber Ulrich. Achtermann, achten Sie auf ihn; — Wedehop, Sie auch."

"O wohl," brummte Wedehop. "Vorhin noch habe ich von meiner grünen Salatzeit, wie Ihre höchstselige Majestät von Aegypten sagte, geredet. Daß ich so 'ne Art Tragödie darin auch gesündigt habe, habe ich bis jetzt schämig verschwiegen. Jetzt gestehe ich es und bekenne, daß der vierte und fünfte Act dümmmer sind als das Dümme, was ich je vorher bei Anderen in diesem Fache gelesen habe. Es ist aber ein Unterschied zwischen der Theorie und der Praxis. Meine Herren, die Frau Professorin hat in der verständigsten Weise über uns verfügt. Leihen Sie mir Ihren Arm, Louis, mein fröhlicher Knabe. Man merkt doch, daß man die letzte Zeit hindurch Mancherlei durchgemacht hat. O mein lieber Sohn Louis, vorhin sprach der Büchermensch da den Wunsch aus, einmal eine halbe Stunde in meiner Seele sitzen zu können: uh, was gäbe ich drum, wenn ich die nächsten Stunden durch in Ihrem Temperament sitzen könnte, Louis! Achtermann, nehmen Sie den Franzosenfieger untern Arm. Ruhig, ruhiger, Ulrich!"

Sie sollten doch von uns Allen die sicherste Erfahrung haben, daß die Welt nicht so gleich untergeht."

Der junge Mann hatte den Arm Achtermann's genommen; aber führen ließ er sich nicht. Er zog den alten Herrn hastig den Uebrigen voran, und sie hatten Mühe, ihm zu folgen.

Nach zwanzig Minuten trafen sie alle- sammt vor der Thür von Buhemann's Keller zusammen. Die Droschke, welche die Frau Marie und Natalie Ferrari her- geführt hatte, hielt eben an; und Ulrich Schend kam grade noch zur rechten Zeit, um das erste Wort an seine Braut richten zu können.

"Was hat Mama dir gesagt?"

"Sie wäre bei mir, und ich sollte Ruth haben."

"O, und was soll ich dir nun sagen? Ich, der —"

"Daß du auch bei mir bleiben willst."

Sie stiegen nun die enge Treppe hinab, die zu den düsteren, dumpfigen Vergnügungsräumen führte.

"Führe du Natalie," flüsterte die Frau Professorin ihrem Sohne zu; „aber nimm deinen Arm in Acht. Wie ist es nur möglich, daß Menschen es hier zum Aus- halten finden?"

"Wollen Sie meinen Arm nehmen, liebe Frau?" fragte Wedehop, trotz aller Grimmigkeit der Situation unwillkürlich doch grinsend.

"Nein, ich danke, lieber Freund. Es ist ein wüster Weg; aber ich werde ihn meinstheils schon allein finden."

Schon drang ihnen aus dem nächsten Raum der Lärm der Begehenden entgegen; dichter Tabakqualm erfüllte auch den durch eine Gasflamme erleuchteten Gang, der zu der Thür des ersten Schenkkimmers führte.

"Hier, meine Herrschaften, nicht da, wenn's beliebt," sagte der alte brave Kneipenhalter Buhemann senior. „Hier

herein — hier herein. Meine Damen, ich würde mit Vergnügen Ihre Wege das ganze Local nöthigenfalls mit Gewalt geräumt haben; aber Sie wissen nicht, was Unserer von wegen seines Renommées an moralischem Zwang auszustehen hat! Schließe ich einen Tag, so kann ich dreist den Schlüssel für Zeit und Ewigkeit an den Hauswirth abgeben. Hier herein, wenn ich bitten darf; — so haben Sie wenigstens nichts mit's officiële Geschäft Buhemann zu thun — das Maul kann ich ihnen leider nicht verstopfen."

Er öffnete eine niedrige schwarze Thür, die in ein Seitengemach, von wenig mehr Rauminhalt als eine Cabine auf einem Auswandererschiff, führte.

"Persönlich ist mich der werthe Besuch natürlich die größte Ehre; aber — leider- gottes — ich kann Ihnen nicht zu bessern Illusionen verhelfen, als ich Ihnen zu bieten habe. O mein Fräulein — o, beste Madam, sehen Sie, da liegt denn der Unglücksmensch, und — es ist — fast für eine Gnade zu halten — daß — Sie zu spät kommen! Ach mein armes, liebes Mädchen!"

Natalie Ferrari hatte sich mit einem Schrei über die auf dem Bette Buhemann junior's ausgestreckte Leiche ihres Vaters geworfen.

"Down at last!" murmelte der Ueber- seher. Das war das letzte Wort eines Mannes, der durch seine Phantasie Vieles und Großes auf dieser Erde ausgerichtet hat. Charles Dickens rief es, als er vom Schlage getroffen zusammenbrach. Ob er mit so viel Phantasie in diese Welt hin- geboren war wie der Pulvererfinder Paul Ferrari, das steht dahin. —

Die zwei übrigen phantasievollen Schul- bankgenossen, Achtermann und Buhemann senior, sagten anfangs gar nichts. Achter- mann gerieth aus seinem Schrecken in ein heftiges Schluchzen, und Buhemann schüttelte den Kopf.

Es fiel ein matter Widerchein von dem hellen Sonnentage draußen in die unheimliche Höhle. Aus den Kneipenräumen drang der Lärm der Gäste her, und eine Drehorgel mischte sich von der Kellerthür aus mit grenligem Hohn auch noch drein; sie hatten aber sämmtlich keine Zeit, darauf zu achten und irgend einen Ton, ein Geräusch des Lebens für unpassend zu halten.

„Ja, so ist er nun an dem Orte gestorben, wo es ihm beschieden war,“ sagte Buzemann, leise die Hand der Frau Marie in seine harte, breite Tasse nehmend. Er sprach das leise, und noch leiser fügte er, dicht am Ohr der alten Dame, hinzu: „Wenn Unserer so von seinem Büßet aus in die Fidelität und das ewige Gerenne und Keine-Zeit-haben der Menschheit hereinsieht, dann wird er mit der Zeit zu einem Vieh und einem Philosophen. So'n Mittelbing von beiden! Bei mich persönlich zwar liegen zwei Drittel vom Gewicht nach der ersten Seite hin; aber Eins habe ich mich doch nach und nach abdestillirt: Schuld haben sie Beide nicht; weder der Mensch noch sein Schicksal; — sie passen nur immer ganz genau aufeinander. Ihr Herr Sohn da, neben dem armen Fräulein, wird Ihnen das, wenn er noch etwas mehr erlebt haben wird, gewiß gelehrter und besser sagen können.“

Von der anderen Seite schob Wassermann seine feuchte Schnauze der Frau Professorin in die Hand.

„Wir sind eine wunderliche Gesellschaft auf dieser Erde!“ sagte die Mama, und dann wandte sie sich zu ihren Kindern. —

Schon hatte Ulrich seine Verlobte von dem Leichnam des Vaters aufgehoben; aber was er ihr sagte, hatte viel weniger logischen Zusammenhang und philosophischen Inhalt als die weisen Worte Buzemann's. Gelehrter klang es wahrhaftig auch nicht.

„Mein armes altes Mädchen!“ flüsterte er, und schon streichelte er dabei das weiche Haar auf dem jungen Kopfe an seiner zerschossenen Schulter. Alle seine Anwartschaften auf die Direction der ästhetischen Neigungen sämmtlicher fürstlichen Thronfolger seiner Nation hätte er ohne alles Besinnen für ein festes Dach über seinem Kopfe und eine Dorfschullehrerschaft im Spreewalde dahin gegeben.

„Jetzt komm zu mir, Natalie,“ sagte die Mama. „Die Männer sind die Todtengräber, und das Amt müssen wir ihnen schon überlassen; — wir aber — wollen den Kopf hoch halten und — die Welt aufrecht!“

„Hier? hier soll ich ihn jetzt allein lassen? O ich kann es nicht!“

„In guten, treuen Händen lässest du ihn. Ach, frage den Ulrich, in was für Händen so manche Mutter ihr Kind, so manches Kind seinen Vater hat lassen müssen auf den Schlachtfeldern und im feigen Hinterhalt. Wir sind nachdenklich deutsches Volk, und es ist kein anderes, das so gut und ehrfurchtsvoll mit den Todten umzugehen weiß.“

„Und das ist ein großes und gutes Wort; und wenn es wahr ist, so wollen wir uns mehr darauf einbilden als auf alle unsere übrigen merkwürdigen Vorzüge,“ brummte Bedehop. „Ist Madam Raude schon benachrichtigt?“ wendete er sich an Buzemann unhörbar für die Anderen, und Buzemann nickte:

„Natürlich, obgleich ich es nicht gedacht hätte, als ich ihr da hinter's Büßet hatte, daß ich auf ihr auch 'mal unter solchen Umständen reflectiren mußte. Thun Sie aber das Ihrige, Doctor, daß der junge Herr mit dem jungen Fräulein jetzt so bald als möglich das Local verläßt. Wir kommt selber ein Grauen an, wenn ich uns Alle hier so zusammennehme.“

Auf Ulrich Schend war in diesen

Augenblicken noch einmal weniger denn je zu zählen. Wedehop nahm ihn bei Seite und sagte:

„Draußen scheint die Sonne, und die Droschke habe ich vor der Thür halten lassen. Ihr geht jetzt! und du nimmst dich zusammen! Geh' jetzt zum ersten Mal nicht zu sanft mit ihr um — zu ihrem Besten. Wozu schickt man euch denn sonst in die Schulstuben und auf die Schlachtfelder hinaus? damit ihr lernen sollt, mit dem Menschen als solchem umzugehen?! Glaubt ihr etwa, ihr lernt das im Ballsaal oder Concertsaal, oder wenn die Sonne schön auf- oder untergeht im Theater oder im Meer oder auf der grünen Bergwiese? Die alte Frau hat Recht; aber du bist jung und gehst besser mit den Frauen. Für das Uebrige werden wir sorgen, wir Alten.“

Und so geschah es, da es nicht anders sein konnte; gegen sich selber aber bemerkte der Uebersetzer aus so vielen Sprachen der gebildeten erdbewohnenden Nationen:

„Da wären wir denn! . . Es gehört nur eine klare Darlegung des ganz Gewöhnlichen dazu, um den Schein des Außergewöhnlichen in der Welt festzuhalten. Was ist es denn eigentlich an der Zeit? Zwölf Uhr! Jetzt sitzt nun der Windelspinner da oben an der Donau beim Frühschoppen im Hirsch und politisirt drauß los, schlägt mit der biebern Faust auf den Tisch und ist im Stande, sich auf den Kopf zu stellen, vorausgesetzt, daß er den Gegner mit demselben in den Erdboden hinein drücken kann. Ach du lieber Gott, und ich sitze hier bei dir, alter Buxemann; aber als ein politisch Thier ist mir in diesem Moment mein Dasein wahrhaftig nicht bewußt. Da sitzt Achtermann, völlig gleichgültig dagegen, wie Europa heute über sieben Jahre aussehen wird. Und — hier liegt unser Freund Paul: —

dies war der klügste Römer unter allen; — aber — weiter als wir drei Andern hat er's auch erst vor kaum anderthalb Stunden gebracht. — Nicht auf dem haufenvollen Schlachtfelde, sondern vor der einzelnen Leiche gewinnt man das richtige Verständniß für das Menschenloos. Nichts Neues aus Afrika, nichts Neues vor Paris, nichts Neues in Buxemann's Keller. Aber die alte Frau, die da eben ihre beiden Kinder mit sich in die Sonne hinausgenommen hat, hat doch ein braves stolzes Wort gesprochen: es ist deutscher Adel, den Tod nicht zu ernst zu nehmen, und die Todten mit Ernst und Respect zu behandeln. Und da kommt die Frau Maude. Kommen Sie nur her, Blanka.“

Epilog.

Wer es bis jetzt immer noch nicht gemerkt hat, daß unser Freund Wedehop, wenn er nur wollte, ein ganz geschiedter Kerl sein konnte, dem wird in dieser Beziehung und durch dieses Buch nicht mehr zu helfen sein.

Da er sich nicht auf die Aufertigung von Original-Manuscripten geworfen hatte, so hatte er von Mund zu Ohr viel häufiger guten und brauchbaren Rath für Andere übrig, als viele eben so geistreiche oder gar noch geistreichere Leute. Daß er viel in der Welt umherfuhr, wenigstens auf deutschem Boden, und zu Zeiten und an Orten austauchte, wann und wo man es am wenigsten hätte vermuthen sollen, nannte er eine „individuelle Veranlagung zur gemüthlichen Antheilnahme am germanischen Dasein“; nannten andere Leute dann und wann — anders.

So kam er ungefähr zwei Frühlinge nach dem des Jahres Achtzehnhundert-einundsiebenzig, um uns einen Gruß vom Nedar und der jungen Frau Dore zu bringen, und sagte, merkwürdigerweise ziemlich erstaunt:

„Also da sitzen Sie?! Zeigen Sie mir gefälligst doch einmal Ihre Zunge! . . . Belegt im hohen Grade. — Lassen Sie mich Ihren Puls fühlen! . . . Sehr matt! . . . Alle Teufel, sogar intermittirend! nun, das deutet wenigstens unter Umständen auf ein längeres Leben. Wohl bekomme's Ihnen.“

„Der Ort thut da nichts zur Sache.“

„Wem sagen Sie das, mein Guter? Mir? Ich bitte Sie; hat mir jemals irgend ein Buch, welches ich in unser geliebtes Deutsch zu vertiren hatte, viel zur Sache gethan? Nehmen Sie die Injurie, die ich Ihnen zu sagen habe, für genossen an. Sie waren ja sogar schon im Tummellande; — glauben Sie etwa, wenn ich Ihnen jetzt den Rath gebe, ein wenig ins Freie zu gehen, — ich wolle Sie abermals nach Afrika, oder Rom oder — beim Satan, einerlei wohin ins Classische oder Exotische schicken?! . . . Nicht 'mal in den grünen deutschen Wald (als ob andere Völkerschaften keine eben so grünen Wälder hätten!), auch nicht auf die grüne Wiese, wenn ich Sie gleich da zu uns, d. h. den übrigen Wiederkehrern rund um diesen nichtswürdigen Planeten zählen darf. — Nach dem ersten besten Eisenbahnknotenpunkt sollen Sie mir!!“

„Mein bester Doctor —“

„Da haben Sie wirklich endlich einmal wieder Recht. Ihr bester Doctor bin ich in diesem Moment ohne allen Zweifel. Was meinen Sie zum Exempel zu Lehrte? . . . Börssum ist Ihnen freilich noch etwas näher, und ich selber habe dort eben anderthalb Stunden gegessen und kann es höchlichst empfehlen. Kreienjen ist ein wenig todtgelegt, sonst würde ich Ihnen Kreienjen vorschlagen.“

Selber halb todt gelegt durch den Menschen hielt ich mir den Kopf mit beiden Händen; er aber fuhr mit unentwegter Ernsthaftigkeit fort:

„Haben Sie sich wohl schon einmal das Wort: Kriegsschauplatz, genauer überlegt? . . . Schauplatz! 's ist wundervoll! . . . Soldaten bezahlen die Hälfte. . . Kreienjen, Börssum, Lehrte, Mars la Tour. Immer steht da ein höchst ungemüthlicher Bahnhof; und nun bitte ich Sie, die schöne Natur gänzlich bei Seite zu lassen: die Pachtung ist immer an den Mindestfordernden vergeben; und die schöne Natur hilft uns armen Sündern längst nicht so gefällig über die faule Minute hinweg, als ihr Poeten von Gottes Gnaden es uns einzubilden euch abquält. Von Gottes Gnaden sollen Sie auch diesmal die Vergünstigung haben, sich mit einer Cigarre zu einer Tasse Kaffee vor die Restauration setzen zu dürfen und bis zum nächsten rückfahrenden Zuge in das närrische Allerweltsgetümmel hineinzugaffen. Nennen Sie das Mittel gegen alles Allerweltsunbehagen nicht trivial. Es ist das Beste, was es giebt. Und nun leben Sie auch für dieses Mal recht wohl. Ich fühle des Lebens Ueberdruß mir selber bis an die Gurgel heraufsteigen, wenn ich Sie so ansehe. Soll ich etwa aus purer Gefälligkeit Ihnen zu einem Spiegel werden? Adieu.“

Er ging, fuhr ab, und — — — da sitzen wir!

Büchen heißt der Ort; Station Büchen im Herzogthum Lauenburg. Mölln ist eine der nächsten Stationen, wenn nicht die nächste.

In Mölln oder Möllen ist ein gemein berühmter Kirchhof; aber Büchen ist uns für heute doch noch der angenehmere Ort und dazu ein Eisenbahnknotenpunkt ganz und gar im Sinne unseres Fremdes Bedehop.

Da sitzen wir in dem beruhigenden Bewußtsein, nur aus psychiatrischen Gründen nach Büchen gefahren und durchaus nicht verpflichtet zu sein, weiter zu fahren. Da sitzen wir und blasen nach jenem

klugen Rathschlag den Rauch unserer Cigarre in die Fahr-, Lauf-, Renn- und Gepäckschlepp-Haft des letzten Drittels dieses neunzehnten Jahrhunderts hinein, und mit jedem Schritt, den wir nicht mit zu machen haben, „wird unsere Seele stiller“. Gottlob, die Kriegs-, Kranken- und Gefangenen-Büße der Jahre Siebenzig und Einundsiebzig sind bereits historische Erinnerungen; es ist wieder das ganz gewöhnliche und gewohnte Tagesgetöse, das wir vor Augen haben und als Beruhigungsmittel gebrauchen dürfen.

Und jetzt sagt plötzlich in der Thür der Restauration hinter uns eine Stimme:

„Siehst du, mein Engel, da gelangen wir nun in das Reich der rothen Grütze. Es hat auch einigen rothen Saft gekostet, ehe wir es, soweit es uns gehört, glücklich den Klauen und Löffeln der Fremden abgerungen haben. Darf ich euch auf seiner Grenzschwelle mit dem eminenten Genuß aufwarten?“

„Nein, jetzt lieber noch nicht!“ rufen zwei muntere Frauenstimmen unisono, und wir kennen alle drei Organe und wenden uns rasch und überrascht um.

Da steht in der Pforte der Bahnhofshalle, zwischen einer jungen und einer ältern Dame, ein junger Mann; und eine Wärterin oder Amme trägt hinter der Gruppe ein jährig Baby im Arm; und dieses Baby trägt unverkennbar eine ganz merkwürdige Ähnlichkeit mit einem unserer besten Bekannten zur Schau.

„Aber Schend! . . . Sind Sie dies denn wirklich, Schend?!“

„Und mit Familie; — wie Sie sehen,“ erwidert mit höchster Gravität der wirkliche geheime Hofrath, Herr Ulrich Schend.

„Sie wundern sich; ich aber wundere mich ebenfalls. Was für ein glücklicher Wind setzte Sie denn gerade in diesem Moment auf dieser Bank hier ab?“

Ist man verpflichtet, stets mit einem stichhaltigen Grunde auf jede Verwunde-

rung seiner Nebenmenschen zu antworten? Durchaus nicht. — Uebrigens aber gehörte glücklicherweise der junge Ehemann selber viel zu sehr in den allgemeinen Reisetrubel hinein und hatte viel zu viel mit seinem Gepäck, seinen drei Regenschirmen und zwei Sonnenschirmen, kurz mit seiner ganzen „Familie“, die Amme eingeschlossen, zu schaffen, als daß er im Stande gewesen wäre, seinerseits durch Fragen lästig zu werden.

Was mich anbetrifft, so gewann ich ihm wirklich noch zehn Minuten von seinen Verpflichtungen gegen Weib und Kind und sonst Alles, was sein war, ab, ehe der Zug nach Rabeburg weiter ging.

„Wir haben uns ein mildes Seebad ausgesucht und sind auf Trabemünde gefallen. Ihnen geht es hoffentlich nach Wunsch, lieber Herr und Freund?“

„Ja wohl! aber was fragen Sie danach? Sie sehen mir nicht aus —“

„Sehen Sie sich vor allen Dingen meinen Jungen an. Gleich geht's weiter, Natalie; reich ihn 'mal herüber. Der alte Freund interessirt sich wirklich für ihn.“

Halben Leibes in das Coupé hineinhängend, befehle ich mir — über den Jungen weg, die Mama, den Papa und die Großmama freilich mit dem größten Interesse. Der jugendliche quatschliche Weltbürger gefällt mir zwar ganz wohl, aber noch viel besser gefallen mir die junge glückliche Mutter und die muntere, hell- und klugäugige Großmutter. Daß ich ihre Geschichten und Zustände so sehr genau kenne, thut Vieles, — doch wir haben nicht viel Zeit zum Austausch unserer Gefühle:

„Ich freue mich, Ulrich.“

„Ich auch, mein guter Alter.“

„Das klingt ja ganz wie Freund Achtermann! Hat er die Tage des Trübsals und der Verwirrung überwunden wie ihr?“

„Meta Ach — Buhemann ist ebenfalls eine Mama,“ sagt Frau Natalie erröthend.

Die Frau Professorin lacht:

„Ja, dieser Wedehop! Er hat seine Sache doch ganz ausgezeichnet gemacht. Unser Freund Louis ist ihm vielleicht nicht ganz so dankbar, als es sich gebührt, aber — die beiden Schwiegerväter! Sie sollten die beiden Schwiegerväter sehen. — Ulrich, du hast doch den armen Wassermann möglichst behaglich in seinem Reisebehälter untergebracht?“

„Nach Möglichkeit, Mama, und er findet sich ganz ruhig auch hier in das Unabänderliche,“ sagt der Geheime Hofrath; ich aber rufe:

„Ei freilich! Wassermann! Also er geht mit nach Travemünde?“

„Die ganze Familie!“

Wir haben immer weniger Zeit; die Schaffner fangen bereits an, die Wagenthüren zuzuschlagen:

„Wollen Sie erlauben, mein Herr?“

„Gleich, Conducteur. Also für jetzt noch ein letztes Wort, liebste Freunde. Auf Ehre und Gewissen, Frau Natalie, — Sie sind doch wirklich wirkliche geheime Hofrätthin? Wedehop hat es mir jetzt versichert.“

Diesmal lacht die junge Frau, ohne zu erröthen.

„O dieser Wedehop! . . . Doctorin der Philosophie bin ich, und zwar auf eine Abhandlung Ulrich's über die Lübecker Ziegelbauten hin. Mein Mann schwärmt für Lübeck, und es schwärmt natürlich für ihn. Wissen Sie, was deutsches Kunstgewerbe ist? Wenn nicht, so sehen Sie

uns an. Es ist die höchste Zeit, daß es nach diesem glorreichen Kriege wieder auf den Damm kommt, sagt Ulrich, und so haben wir es uns denn fürs Erste als Lebensaufgabe gestellt, es theoretisch (auch das ist ein Wort von Ulrich) wenigstens auf den Damm zu bringen. Wir reisen dafür und halten Vorlesungen; wir schreiben darüber, und es ernährt uns so ziemlich. Mama, die über Alles nachgedacht hat, meint, dieses hätte sie wirklich nicht für möglich gehalten.“

Jetzt lachte der deutsche Aesthetiker Ulrich Schend:

„Auf den alten braven Zungen, meinen fürstlichen Freund, Commilitonen, Kriegskameraden und Gönner lasse ich aber doch nichts kommen. Was kann er denn dazu, daß er mich augenblicklich nur bei dem Theaterwesen seines Papas in Verwendung bringen kann? — Jetzt reist er in Italien, um sich von den Strapazen des Feldzuges wieder aufzurichten. Er hätte mich nur zu gern mit sich genommen; aber Die da kam ihm zuvor, und dafür kann ich nichts! nicht wahr, Natalie? . . . Laßt mir diese Hoheit nur erst an die Regierung gelangen! weiter sage ich nichts.“

Weiter sagte er in der That nichts. Der Schaffner schlug jetzt — und sogar ein wenig gröblich — die Wagenthür zu. Da fuhren sie hin, und ich blieb, um eine halbe Stunde später auch zu fahren, jedoch nach der entgegengesetzten Richtung.

Sonnenlicht über die Lübsche Bucht! Soviel als möglich davon!

Wer stimmt nicht mit in den freundlichen Wunsch ein?





Ein Sinnbild und ein Geschichtsbild aus dem Volksleben.

Gespräch auf der Kunstausstellung

von

Berthold Auerbach.

I.

(Scene: Vor dem Bilde Gustav Spangenberg's „Am Scheidewege“.)

Maler. Also just dieses Bild muthet dich besonders an und — beiläufig gesagt, eine gewagte Metapher! — überschüttet dich mit einem Schneegestöber von Gedanken?

Laie. Ja, ich sehe hier menschengewordene Gedanken, noch mehr, ich sehe hier Götterbildung.

Maler. Könnte mir's denken. So etwas gefällt euch Männern vom sogenannten idealistischen Realismus, das hat, wie ihr es nennt, immanenten Geist und giebt sich doch realistisch; das predigt oder ist doch mindestens didaktisch in Gestalten, da läßt sich ausdeuten und hineingeheimnissen. Warum lächelst du?

Laie. Du bist erfinderisch im Schelten.

Maler. Wir müssen es sein, weil ihr Männer des Wortes fast immer auf falsche Fährte gerathet, wenn ihr ein Bildwert auf den sogenannten Gedankeninhalt hin

prüft. Unser großer Lessing hat viel Unheil angerichtet, indem er seinen Phrasenprinzen zu dem Schwachkünstler Conti aussprechen läßt: Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth . . . Ich möchte annehmen, daß er damit nur hohle Conversation machen wollte. Laß mich mit deinem Gedankenmaler! Schön sein ist Alles in der Kunst, Lust an Farben, an Licht und Gestalten; das sagt genug.

Laie. Gehst du nicht zu weit in deiner Verwerfung des Denkers im Künstler?

Maler. Was denken! Ein Künstler ist kein Denker, er ist ein Sehender!

Laie. Du darfst ohne Schen Seher sagen.

Maler. Also Seher. Nur zwei Gattungen Menschen sehen, und das sind die Künstler und die Naturforscher. Und was der Künstler sieht, kann auch Gedanken haben, aber wenn er seine Gedanken abstrahiren und auf Flaschen ziehen kann, ist er kein Künstler mehr. Ich bilde mir was daran ein, das Wort „Schwachkünstler“ geschaffen zu haben. Mir ist nichts widerwärtiger als der pictor lo-

quax, zu deutsch Schwafkünstler, der von den Werken der großen Meister Unendliches, von seinen eigenen Intentionen wenn möglich noch etwas mehr zu reden weiß. Und nun gar ein Bild reden lassen!

Laie. Warum nicht?

Mal. er. Weil es da auch nur Ja oder Nein heißen darf: Schön oder nicht schön. In der Moral ist man doch zu dem einfachen Satze gekommen: Das Gute muß um des Guten willen gethan werden, und so heißt Paragraph 1 unserer Kunst: Das Schöne muß um des Schönen willen geschaffen werden; jede andere Absicht profanirt, zerstört. Mag da sonst irgend etwas Brauchbares gebildet werden, ein Uhrgehäuse oder ein Schnupstischbehälter, ein Kunstwerk für sich ist es nicht.

Laie. Und siehst du hier nichts Schönes?

Mal. er. Allerdings, aber du, was siehst du denn hier an diesem Bilde?

Laie. Ich sehe hier Menschenkinder und Göttererscheinungen.

Mal. er. Bleiben wir zuerst bei den Menschenkindern.

Laie. Gut. Zuerst finde ich das Maß — gewiß ohne lange Ueberlegung des Künstlers — von selbst getroffen; zwei Drittel Lebensgröße. Derartiges kann nicht kolossal aufgefaßt werden, weil das gegebene wirkliche Maß der Menschenkraft hierbei zur Entfaltung kommen soll. An die Wirklichkeit sich haltende einfache Lebensgröße wäre zu real und ließe den Gedanken nicht durchscheinen; stärkere Verkleinerung jedoch würde die Idee vielleicht verflüchtigen. Giebst du das zu?

Mal. er. Es sei. Aber du wolltest ja zunächst sagen, was du siehst.

Laie. Ja. Es herrscht feuchte Abenddämmerung, der Mond geht unter einem Schleier tief am Horizonte auf. Ueber eine Brücke, die über den Schiffsgrund gebaut ist, schreiten drei Frauengestalten, in der Mitte ein eben zur Jungfrau erwachsenes Kind von einer rührenden holdseligen Anmuth und Kraft, mit einem Gesichtsausdruck, der nichts davon weiß, daß es Lüge und Laster in der Welt giebt; rechts die modische hohe Gestalt in Prachtgewändern mit Federhut, sie bietet dem Kinde ein Geschmeide an. Und links, einen großen Blick auf das

Kind werfend, eine andere kräftige Gestalt mit Spinnrocken und Spindel. Es ist eine Dämmerstimmung, ein leiser gedämpfter Ton im ganzen Vortrage: die Mittelgestalt schweigt, die gepuzte spricht, indem sie das verlockende Geschmeide darbietet, nur leise, und die Gestalt mit der Arbeit wendet den Kopf mit geschlossener Lippe und blickt nur, aber die Mittelgestalt spürt offenbar diesen großen strengen Blick.

Mal. er. Ich kann auch nicht leugnen, ich finde an den Köpfen die charakterisirende Verschiedenheit im Vortrage des Malers sehr anerkennenswerth.

Laie. Und nun sieh, ich könnte diesen drei Figuren ihre Lebensgeschichte erzählen.

Mal. er. Laß hören.

Laie. Diese gepuzte, geschminkte Gestalt — noch ziemlich züchtig entblößt, aber schon etwas verbraucht und mit kosmetischen Mitteln aufgefärbt — das war ein Mädchen im Dorf, dem das beschränkte Dorfleben zuwider war, es fühlte sich zu Höherem gedrungen, wollte in die Welt hinaus und wurde halb freiwillig, halb verführt eben ein Stüd Halbwelt. Sie kennt das Mädchen in der Mitte, das barfuß da über die Brücke gehen will, in der linken Hand einen Stok trägt, wie er aus dem nächstbesten Reißigbündel genommen ist, und in der Rechten in einem Tuch alle seine Habseligkeiten. Es wandelt barfuß dahin in seiner ungepflegten unbewußten Schönheit, und die Weltbame sagt ihm: Ach, gutes Kind! du kannst dein Glück machen! Sieh mich an! Und wie wirst du aussehen, wenn du die für deine anmuthige Gestalt passenden Kleider hast! Welch ein Wohlleben wirst du haben! Und deine Mutter ist eine verlassene Wittwe, sie weint jezt; ja, du wirst ihr und auch allen deinen armen Verwandten reiche Geschenke geben können!

Mal. er. Das Alles und noch mehr soll meinethwegen die mir zu trocken gemalte Schlange in rothem Sammet sagen können. Aber was sagst du oder was sagt die andere Gestalt, die bereits vorgeschritten?

Laie. Diese wohlwollenden, aber streng geschlossenen Lippen haben gesprochen und sprechen nicht mehr. Wenn nicht die nackten Füße so realistisch wären, so könnte diese Gestalt fast idealistisch erscheinen. Ihr

Blick ist so groß und so sittsam, und ihr ganzer Schmuck besteht im Gegensatz zum Verschmeide der Verführenden in Feldblumen, die sie an den Büsen gesteckt hat. Dieses ganze Bild ist kein Act, ist kein Genrebild, ist nicht, was du gestern gesehen hast und morgen sehen wirst, es ist eine auf realistischen Grund gestellte Allegorie.

Maler. Sag lieber: eine in Bauerntracht maskirte Allegorie. Ich will nicht davon sprechen, daß die gepuhte Figur mit Sammetkleid und Federhut flach gemalt, daß die Perspective nicht getroffen ist, denn die Vorden an der Brücke heben sich, statt flach zu liegen, das geht dich natürlich nichts an — aber warum Bauern als Repräsentanten? Die Reinheit, die Unschuld, zumal unter den Mädchen, ist nicht unter den Bauernvolk, sondern unter den rechtschaffenen gebildeten Städtern weit mehr vorhanden.

Laie. Ich will nicht darüber streiten, aber wie wolltest du ein Mädchen darstellen, das Clavierunterricht zu geben sucht? Dieser einfache Vorgang, mit seiner nur angeborenen Arbeitskraft für sich allein hinaus zu wandern in die Welt, um zu dienen und sein Brot zu verdienen, das stellt sich eben am anschaulichsten in einem Kinde aus dem Landvolke dar.

Maler. Richtig, in den Bündel, den das Kind trägt, ist der ganze Ideenstrom hineingepackt. Diese Figuren sind nicht um der Kunstschönheit willen da, sie leben nicht für sich, sind nicht, was du ihnen andichst, sind eben sogenannte Ideenträger, und alle Allegorie hat etwas Frostiges, Kaltes, Gemachtes, was bald abständig wird. Und nun gar übertragen in modernes Costüm!

Laie. Der Dichter — ich wollte sagen der Maler — hat nicht eine localisirte Volkstracht gewählt, sondern eine allgemeine, man kann sagen, typische. Dadurch ist er von der Beschränkung der Wirklichkeit befreit und hat doch glaubhafte Wirklichkeit. Das ist der Weg zur modernen Götterbildung.

Maler. Also Götter siehst du bereits?

Laie. Ja. Ich sehe hier einen schönen, festen Ansat zu Bildung von mythischen Gestalten, die wir nicht bei der Antike ausborgen, in denen vielmehr unser Herz-

schlag pocht. Welches sind denn die Götter, oder nenne sie Dämonen, die unser Zeitalter beherrschen und rechts und links an uns zerren? In früheren Zeiten sagte man abstract Laster und Tugend, wir sagen heute concreter: Corruption und Arbeit, müßige Genußsucht und Pflichterfüllung, Beshätigung, Arbeitsamkeit, Fleiß sagen wir statt Tugend. Arbeitsamkeit und Fleiß sind nicht Tugend, aber sie sind der feste Boden aller Tugend. Es wäre zu untersuchen, und ich glaube, es wäre zu verneinen, ob ein grundsätzlicher Mensch fleißig sein kann.

Maler. Bitte, wohin willst du?

Laie. Du hast recht, also zu dem Bilde zurück, zu dem Bilde vor uns, zu diesen aus dem Leben genommenen Menschenkindern, die im Alltag stehen und auch wieder über dem Alltag. Denn jeder Mensch lebt ein doppeltes Leben, als Individuum und als Träger eines Gedankens, representativ man, und dieses Heranrücken an unsere wirkliche Welt, dieses Herculnehmen unseres Zeitcostüms, das zeigt eben das gegenwärtige Leben und doch sub specie aeterni. Dieses harmlos dreinblickende Kind, um das sich harte Arbeit und weiche Genußsucht streiten...

Maler. Wäre es nicht passender gewesen, wenn die Arbeit als Mannesgestalt erschienen wäre?

Laie. O nein, dann hätte die Darstellung der Idee leicht etwas Schiefes und Schielendes bekommen, die Geschlechtsliebe hätte sich hineingemengt, die nun durch die gegebene Repräsentation der Frau ausgeschlossen ist und um so reiner hervortritt.

Maler. Der Maler kann dir danken.

Laie. Nein, ich danke ihm. Es ist da ein Versuch, in die entgötterte Welt, ja in die gottlose unserer Tage wieder die Götter einzuführen. Das können nur die bildenden Künstler.

Maler. Wir sind dir sehr zu Dank verpflichtet.

Laie. Spotte nur. In dem Augenblick, da im Volksgeist sich eine noch so ungeschlachte Göttergestalt bildet — schon das Wort „bildet“ sagt, was ich meine — in diesem Moment ist das Volk Künstler geworden, d. h. Mensch. Die Menschenbildung beginnt nicht mit der Selbstbildung, sondern mit Götterbildung, und

eben das ist das bittere Räthsel unserer Zeit, daß die Abstractionen wie Irrlichter umher huschen, und die Wissenschaft hat so viel rohes Material aufgeschürft, daß wir immer schwerer zur Götterbildung kommen. „Erkenne dich selbst“ heißt im tiefsten Grunde: Erkenne das Göttliche in dir und deiner Zeit, in deiner dich umgebenden Welt, die in ihrem Zusammenschlusse dein Selbst bilden. Alle bildende Kunst ist Sehen, und ihr Beruf ist, uns sehen lehren, uns zu sehen geben. Aus der taghellen Aufklärung der Wissenschaft schafft die Kunst, indem die Psyche des Künstlers, in die Dämmerung zwischen Erkenntniß und Phantasie versetzt oder verzaubert, aus diesem Dämmerlichte heraus wieder Gestalten erstehen läßt, die vor der Schöpfung des Genius wohl geahnt wurden, aber die nur er gesehen hat und die nun für uns offenbar werden. Ich danke dem Künstler hier besonders, daß er so dieses Bild, ich möchte sagen, auf die Schwelle der Dämmerung gelegt hat. Es ist noch Tag, aber schon kommt der Mond herauf mit seinem dem freien Phantasiren holden Lichte, und es ist eine Resignation des Künstlers, deren er sich vielleicht nicht bewußt war — aber was ist da Wissen! — daß er allen romantischen Krimskrams, an den wir nicht mehr glauben, der nur noch Tradition ist, vermied. Im Schilse hier huschen keinerlei Nixen und wie sie heißen. Das sieht Alles so prosaisch aus und ist doch wahrhaftige Poesie; der echte Künstlermuth, der die unsagbaren, in der Lust schwebenden Ideen Gestalt werden und stehen heißt. Da ist ein Versuch, daß die Kunst wieder etwas Anderes werde als bloßer Tafelaufsatz, als bloßes Dessert in der Erhaltung der Menschheit.

Ma l e r. Soll die Kunst denn mehr sein als schöner Lurus, als Decoration des Lebens?

La i e. Ja, die Kunst soll die Religion bilden helfen, sie allein kann es.

Ma l e r. Also mit Farben predigen sollen wir?

La i e. Nein, du weißt wohl, was ich meine.

Ma l e r. Nein, ich weiß es nicht.

La i e. So laß mich sagen. Der Künstler muß den Muth haben, sich die mythenbildende Kraft zuzutrauen.

Ma l e r. Die Religion kann Kunstgebilde hervorbringen, aber Kunstgebilde können nicht umgekehrt einen neuen Glauben, einen Cultus, eine Religion bilden.

La i e. Das sollen sie auch nicht. Aber eine Heiligung des Lebens ist ihnen gegeben, eine Gestaltungskraft, die im Gegensatz zu den Abstractionen und Analysen der Wissenschaften wieder die Kindhaft der Seele ist. Unsere ganze moderne Welt krankt daran, daß wir Ideen haben, Empfindungen, und keine festen nothwendigen Gestalten für dieselben. Die lustigen Abstractionen müssen wieder leibhaftig werden.

Ma l e r. Du drehst also das Sprichwort um und sagst: was das Herz glaubt, soll das Auge sehen?

La i e. Etwas derart allerdings. Was im Anfang Wort war, muß Gestalt werden. Das Wort ist national beschränkt, die Gestalt ist universell, jedem Menschenauge erkenntlich und verständlich. Laß mich ein Beispiel anführen. Die ganze alte Welt kennt nicht, was wir Modernen mit Einem Wort Solidarität, moralische Solidarität der Volksgenossen und der Menschheit nennen. Wird ein Künstler erstehen können, der uns in einer schaubaren Gestalt den Begriff, die Empfindung, die Idee der Solidarität veranschaulicht?

Ma l e r. Das ist eine Doctorfrage.

La i e. O nein! Für das aus dem Urgrunde des Menschengenies auftauchende Genie ist das keine Frage; das Genie antwortet, ohne gefragt zu sein, oder in ihm ist die Antwort von Millionen gegeben. Es kann ein bildender Künstler erstehen, der uns jene körperlose Idee darstellt, rund und voll, gleichwie es heißt, daß Minerva fertig aus dem Haupte des Jupiter entsprang. Man glaubt vielfach, das und das läßt sich nicht darstellen, bis ein Genie kommt, dann ist es da und das Darstellungsgebiet ist erweitert. Und nun sieh her.

Ma l e r. Wie? wo?

La i e. Hier in diesem Bilde — es hat gewiß viele Mängel — hier sind wirkliche Menschen und Allegorien zugleich, in diesen Figuren ist etwas Nothwendiges.

Ma l e r. Nothwendiges? Muß denn die Arbeitsamkeit verbunden mit Sittsamkeit so aussehen? muß so die unbewußte Schönheit und Unschuld, muß so die be-

wusste Verführung und Verlorenheit aus-
sehen?

Laie. Sie müssen nicht so aussehen,
aber sie können so aussehen. Und was
mir noch das Anziehendste an diesem Bilde
ist, besteht darin, daß mir aus diesem
Bild der Spruch entgegenkömmt: *de te su-
bula narratur.*

Mal. Ich höre nichts von deinem
Spruch und sehe nichts davon.

Laie. Doch, doch, wenn du willst,
und zu allem Kunstverständniß gehört ein
Wille; das Sensationelle allein übt Ge-
waltthaten, wirkt pöndelnd; das Gela-
sene, Tiefe, Einfache nur ergreifend und
setzt einen Willen des Empfangenden vor-
aus, verlangt ihn.

Mal. Und ich habe guten Willen,
was ist also hier Nothwendiges?

Laie. Erlaube mir etwas weiter aus-
zuholen. Wenn man durch eine Kunst-
ausstellung wandert, da möchte man diese
Bilder gern als eine Offenbarung dessen
ansehen, was die Seele der Zeit will, was
sie erinnert. Ich kann mir, wie man eine
Erntestatistik des Feldertragnisses hat, so
auch eine Erntestatistik der Kunstproduction
denken.

Mal. Wie? Was?

Laie. Ja, es klingt hart, prosaisch,
aber die Psyche würde nicht verlegt, wenn
man zusammenstellte: in diesem Jahre
wurden geschaffen: so viel Landschaften,
Wasser und festes Land a. mit, b. ohne
Staffage; in diesem Jahre wurden von so
und so viel Künstlern gemalt: Genrebilder
a. aus dem Bauernleben, b. aus dem Bür-
gerleben, c. aus dem Soldatenleben, d. aus
dem Hofleben. Unterabtheilungen: a) aus
der Vergangenheit, b) aus der Gegenwart.
Ferner: so viel historische Bilder, so viel
Portraits, Alles nach Zahl der Künstler.

Mal. Ich bitte dich, halt ein! Die
Phantasie in Zahlen! Das ist nen.

Laie. Ich wollte die Zahlen auch nur
zur Erleichterung, als Hülfsmittel bei mei-
ner Frage: Läßt sich zusammenfassen, was
die Geister der Künstler bewegt, mit innerer
Nothwendigkeit bewegen muß? Da malen
die Künstler, ein jeder, was er will, und
nicht, was er soll und muß; so viel Unnöthi-
ges, es fehlte gar nichts, wenn es nicht da
wäre. Vieles, gar Vieles ist nichts als Bel-
leität. Ich weiß wohl, das Stoffgebiet der
Kunst ist ein unbegrenztes, und nicht der

Stoff, sondern das Wie seiner Auffassung
ist maßgebend. Aber was soll ein Bild,
von dem ich deutlich sehe, die Sache, die
da vorgeht, geht den Maler nichts an und
sie geht mich nichts an; es ist bloß Kunst-
fertigkeit, Gemachtes, künstliche Kunst?

Mal. Du gehst zu weit. Das Ge-
nie, weil in ihm selber ein Göttliches zur
Erscheinung gekommen ist, ist in seiner
Göttlichkeit Alles erfassend und bedarf
dessen, was wir subjective Theilnahme
nennen, nicht. Das höchste Genie geht
Alles etwas an. Shakespeare dramatisirte
nicht nur seine englischen Historien, son-
dern auch Hamlet und Cäsar, Romeo und
Falstaff. Raphael stellt uns die heilige
Jungfrau wie die Galathee in gleicher
Vollendung dar. Das sonnenhafte Auge
des Genius leuchtet aus Allem, über
Alles.

Laie. Für das höchste Genie wie für
den Riesen giebt es kein Reglement; aber
die mittleren Kräfte! Das lügt sich sel-
ber etwas vor, und ich lüge mir selber
etwas plausibel vor, und mein Nachbar
glaubt mich sehr weise zu belehren, indem
er mir zeigt, wie gut das gemalt ist:
Diese Perspective! Diese Falten! Dieser
Schatten, diese Linien! — Das ist eben
eine Kunst für Künstler und Kunstfreunde
und solche, die sich dafür halten, nud das
ist so ziemlich die ganze lesekundige Welt.
In Wahrheit aber spricht nur Leben zum
Lebendigen, und das Lebende hat Recht,
und vor Allem in der Kunst.

Mal. Und in dem Sinnbilde vor
uns willst du ein Lebendes finden, das
Recht hat?

Laie. Ja. Hier ist etwas aus unserm
Zeitleben, aus unserm Dasein; unser ab-
stractes Denken hat eine Condensation in
der Erscheinung gewonnen. Es ist freilich
nur eine Erneuerung der Fabel vom
Scheidewege, aber die Scala mensch-
licher Empfindungen bleibt wesentlich die-
selbe und wird nur immer, und so hier
wieder, neugeboren durch neue Fassung.
Es ist kein Perseus mehr, der an diesen
Scheideweg gestellt wird; jedem Menschen,
und in unsern Tagen besonders auch der
Frau, ist dieser Scheideweg beschieden.

Mal. Und dieser Scheideweg mußte
eine Brücke von zweifelhafter Perspective
sein?

Laie. Unser Künstler hat in seinem

Todtentanz ein Bild geschaffen, das ich zu den besten unserer Zeit zähle.

Ma l e r. Ich auch.

La i e. Ob nun diese Brücke perspectivisch correct, lasse ich dahingestellt. Wenn ich nicht fürchten müßte, zu sehr zu symbolisieren, so möchte ich sagen, daß die Brücke den Uebergang bezeichnet, den Schritt von einer Lebenssphäre in die andere. Das frische, kräftige, naturvolle Kind geht ans andere Ufer, während es bisher hüben lebte; so ist das Dribben realistisch und idealistisch zugleich gefaßt. Der Künstler ist vielleicht zu bescheiden, oder man könnte sagen, er will nur durch Substantive wirken ohne ein Adjectivum oder gar, was heute Mode ist, durch einen Superlativ; ja er vermeidet, was doch in seiner Sphäre läge, Embleme und Attribute, deren sich die allegorische Darstellung doch bedient. Aus seinem Streben nach Einfachheit hat er es wohl unterlassen, im Hintergrunde bei der Figur der Halbwelt etwa ein Reitpferd mit einem wartenden Jockei zu malen, und diesem Jockei hätte er etwas Dämonisches geben können. Ja, die Verlorne selbst hätte massiger, derber und fester, verführerisch lustiger sich darstellen lassen; das hätte aber vielleicht die sanfte Melodie des Ganzen übertönt und zerissen.

Ma l e r. Warum sagst du vielleicht?

La i e. Weil ich nicht positiv zu entscheiden wage. Andererseits bei der Arbeit hätte sich in der Ferne ein langhalsiger Schornstein zeigen können oder, wenn das zu prosaisch erschiene, ein Feldarbeiter oder ein Steinmetz. Ob und wie der Künstlermuth hätte weitergehen können? Nützige Frage. Diese neue Allegorienschöpfung ist an sich muthig.

Ma l e r. So hätten wir also für künftighin eine neue mythische Gestalt für den Begriff der Arbeitsamkeit?

La i e. Ich hätte die Arbeitsamkeit gern noch etwas derber gehabt. Es muß nicht gerade sein, daß Arbeitsamkeit verunschönt, aber die Anstrengung der Kraft und die Ausdauer darin giebt ein stärkeres Gepräge.

Ma l e r. Und ich kann nicht davon los, daß ich Fehler und Mängel sehe. Es ist, ich will nicht sagen eine kühle Leere — auch das Laster als Corruption dürfte energischer und verführerischer sein — es

ist eine gewisse steife Symmetrie in dem Bilde.

La i e. Das hier aber ist doch schön und sinnig zugleich. Die Arbeitsamkeit hat gesprochen und blickt nur noch ernst, die Verführung und Corruption spricht noch. Wer da sagt: thue deine Pflicht, der ist bald fertig; wer aber vom Wege abzulenkten sucht, der hat viel zu sprechen und kann die Verführung hin und her wenden. Die Verführung hat sich zuerst lustig gemacht über die Einfalt, sie hat gelacht, gescherzt genug. Damit die Arbeit nicht siege, hat sie wohl eben jetzt gesagt oder sagt es gerade: du irrst, du gutes, unerfahrenes Kind, du glaubst wohl, du könntest bei der Arbeit feinsch und rein bleiben? Du wirst schwer arbeiten und doch eine Verlorene werden, dann ist deine Schönheit hin . . und was da noch Alles hinzuzufügen ist.

Ma l e r. Vor Jahren war hier ein Bild des belgischen Malers Herrmanns ausgestellt, das pakte den Conflict ganz anders und pakte den Beschauer fraglos.

La i e. Ich erinnere mich des Bildes ganz wohl. Die Figuren waren in Lebensgröße. Es ist früh am Tag, aus einem Restaurant kommen verlieferte Männer und Frauen die Stufen herab, und auf der Straße ihnen entgegen kommen zur Arbeit schreitende Männer und Frauen mit Axt und Säge. Auf dem Bilde von Herrmanns ist lebhafter Affect, ja ein scharf zugespitzter dramatischer Contrast, vielleicht sogar eine Tendenz zur Classenaufreizung; Conflict und Contrast, daß auf der einen Seite eine Orgie anstönt, auf der anderen der alltägliche Kampf mit dem Dasein beginnt, dessen Waffe die Arbeit. Und ich möchte es auch als Gegensatz betrachten, daß auf dem Bilde von Herrmanns Morgenbämmerung ist — ich glaube, es ist so betitelt — hier aber ist erster Beginn der Abendbämmerung; der Morgen wäre hier unmöglich, und ebenso der helle Tag. Der Morgen wäre nicht passend, denn das von der Heimath ausgewanderte Kind sucht Unterkunft; der Mittag wirkte mit seiner scharfen Beleuchtung der umgebenden Welt zerstreuend, und es ist entscheidend für das ganze Leben, wo das Kind heute Nacht bleibt.

Ma l e r. Ist denn hier eine Entscheidung?

Laie. Rein. Auf dem Bilde von Hermanns war die vollendete That, die Entscheidung in crassem, packendem Gegensatz. Der Dichter — ich wollte sagen der Maler hier, aber ein echter Maler ist auch ein Dichter zugleich — giebt uns, wenn man so sagen darf, die Knospe des Lebens, den Moment der Entscheidung. Hätte er vielleicht eine Linie weiter gehen und uns die entschiedene, die bereits gestroffene Wahl andeuten können? Ich glaube, er hätte damit unser Interesse gemindert. Eben dieses innerlich Psychische, dieses Schweben zwischen Furcht und Hoffnung des Beschauers bietet einen tiefsten Punkt der lebhaftesten Theilnahme.

Maler. Zugegeben. Aber betrachte einmal die Hände. Diese Hände der verschiedenen Frauengestalten sind nicht derart modellirt und charakterisirt, wie es sein müßte. Denken wir an die größten Hervorbringungen, an die Hände auf dem großen Bilde von van der Helt: Das Schützenmahl; oder an die beiden Hände von Jesus und dem Phariseer auf dem Tizian'schen Zinsgroschen. Da läßt sich gewissermaßen zu den beiden Händen die Gestalt und der Kopf mit seinem besonderen Ausdruck hinzuconstruiren. Um diese drei fast in gleicher Linie befindlichen Hände abzutönen, hätte der Maler die Hand der sogenannten Weltbame oder Halbweltbame in einen feinen Handschuh stecken und die der Arbeitsamkeit eben auch ausgearbeiteter machen müssen.

Laie. Läßt sich nicht bei jedem Werke der Fiction mit leichter Mühe Einzelnes hinzu- oder auch wegdenken, weil einmal der Boden gegeben ist, und da sich subtrahiren und addiren läßt?

Maler. O nein, bei einem in sich abgerundeten Kunstwerke schweigt diese Art von Kritik. Du erinnerst dich vielleicht des herrlichen Bildes von Tizian, das gewöhnlich als irdische und himmlische Liebe bezeichnet wird, man könnte es auch paradiesisches Leben und Zeitleben nennen. Aber, wie gesagt, man weiß heutigen Tages nicht mehr, was es darstellen soll. Man kann das Bild also nicht erklären. Da sitzt auf einem antiken Brunnentrog eine nackte Frauengestalt und eine bekleidete, die sogar Handschuhe trägt, ein Amor spielt im Wasser des Troges — und da hast du es auch. Man

weiß nicht mehr, was das Bild vorstellt; das aber ist der Triumph der Kunst, es bleibt einfach dabei: es ist schön und hat weiter nichts zu bedeuten. — Und nun sieh hier die Füße! Muß denn die Arbeit barfuß gehen? — Im Gegentheile, es wäre charakteristisch, wenn die Weltbame in Massschuhen, die Arbeit in derben kräftigen und das den Lebensweg suchende Kind in der Mitte barfuß dahin wandelte. Das hätte wiederum künstlerisch mehr abgetönt.

Laie. Du magst Recht haben. Mir aber bleibt von Bedeutung das Echte dieses Bildes, es giebt unser Tagesleben und das in der Tageserscheinung ruhende Ewige.

Maler. Es bleibt mir verwunderlich, daß gerade du das Allegorisirende so hoch zu halten suchst. Aber hast du denn nichts davon gehört, daß uns gerade gestern eine volle Männererscheinung zugekommen ist, eine echt künstlerische?

Laie. Was meinst du?

Maler. Es ist ein Bild von Desregger angekommen; Andree Hofer's Todesgang darstellend.

Laie. Wo? Wo ist es?

Maler. Komm mit.

II.

(Scene: Vor dem Bilde Franz Desregger's „Andree Hofer's Todesgang“.)

Maler (nach längerem stillen Treinschauen). Das habe ich von dir erwartet — du bist wortlos. Ich werde es mir merken: wer einen starken Eindruck bekommt, hallt die Faust, als müßte er die Empfindung mit der Hand lebhaftig festhalten. Das Bild tönt nicht und spricht doch, es sieht dich an und du siehst es an, stilles Sehen und Wiedersehen. Das ist ein Bild, wo wir nicht einen Glauben herbeiholen müssen; was da gesagt werden soll, sehen wir und glauben es von selbst. Da ist kein Geheimniß, Alles ist offenbar; da ist nichts abbrevirt, Alles ist rund und voll, Alles scharf gesehen, und so sehen wir es wieder. Hier hast du nun ein Bildwerk, von dem es nicht heißt: das bedeutet, sondern das ist unser Leib und Leben.

Laie. Da ist sie —

Maler. Sie? Auf dem ganzen Bilde ist ja, und mit Recht, keine Frauen-gestalt?

Laie. Ich meine die Thatsache, die vom Genius gefest, welche keine Theorie, kein Programm vorher bestimmen kann. Da steht's: hier bin ich, ich kann nicht anders und ich will nicht anders.

Maler. Etwas mehr Deutlichkeit wäre doch nicht unerwünscht.

Laie. Was kann deutlicher sein als das? Da haben sie gestritten und streiten vielleicht noch, ob das Genrebild, die Scenen aus dem Kleinleben, zumal der Bauern, zum lebensgroßen historischen Bilde werden könne. Hier ist die Antwort. Nun ist es keine Frage mehr, ob eine Scene aus dem Vauernleben lebensgroß dargestellt werden kann.

Maler. Du entscheidest so schnell als unbedingt.

Laie. Das Fragen und Forchten ist vorbei. Es ist mir ein schönes Symbol, daß es in der Bibel heißt: Moses wollte Gott von Angesicht zu Angesicht sehen, und dieser antwortete: Du kannst mich nicht von vorne sehen, nur von rückwärts. Das ist das Göttliche als Erscheinung, es kann vorher speculativ gedacht, aber nicht vorher gesehen werden; erst wenn es da ist, ist es eben sichtbar und anders, als jede Speculation meinte.

Maler. Also auch hier kommst du noch nicht von deinen Symbolen los?

Laie. Ja, hier ist's, hier ist Mehrung des Weltbesitzes, Mehrung jedes einzelnen Daseins. Wer dies Bild gesehen hat, der vergißt es nie mehr, er kann, die Augen schließend, es jede Minute vor seiner Phantasie neu erwecken.

Maler. Und du vermißest hier nichts von deinem gegeisteten doppelten Boden des Daseins, den du so gern zur Darstellung gebracht haben willst? Dort war fragliche neu geschaffene Mythologie, hier stehen wir auf dem festen Boden des historischen Heroenthums. Wenn du verglei-
che! —

Laie. Ich bitte, vergleiche nicht. Ist die Kunst die zweite Natur, so müssen wir uns auch ihr gegenüber verhalten wie zur Natur und sie ebenso in sich gewahren lassen. Im Walde singt der Fink, singt die Amsel, grünt die Buche,

grünt die Eiche, — wer kann sagen: das Eine ist schöner als das Andere?

Maler. Schön und schöner! Ich wollte nicht vergleichen. Hier ist zunächst eine malerische Begabung, die das Mächtigste scheinbar leicht und spielend beherrscht. Wir vom Handwerk wissen freilich, was leicht und spielend heißen will; es ist redliche, strenge, der Sache dienende Arbeit. Und es ist ein Kennzeichen des natürlich rhythmischen Kunstwerkes, daß der Empfangende glaubt, das sei in unbewußter Naivetät und vor Allem mühelos hingervorfen.

Laie. Ja, das ist nicht auf Beifall gemalt, da ist die heilige Einsamkeit des künstlerischen Gottesdienstes, die nichts vom Publikum weiß und will. Das ist kein gestelltes lebendes Bild, das sie morgen bei der Gräfin so und so oder bei dem Prinzen so und so zur Geltendmachung ihrer Schönheiten darstellen könnten. Da will keine Figur gesehen werden, jede ist für sich und giebt sich ganz ihrer Empfindung hin und schießt nicht neben hinaus.

Maler. Gewiß, kein Modell hat lange in dieser Stellung aushalten können, das ist im Flug gesehen und gefast.

Laie. Ja, hier ist künstlerische Anschauung und zugleich patriotische. Ach, Alles ist ja Eins, wir müssen's nur in Worte und Gedanken zerlegen. Wie die Naturwissenschaft lehrt, ist Wärme und Bewegung Eins; so ist hier Anschauung, Gedanke, Empfindung mit einander geboren, unzertrennlich, Leib und Seele.

Maler. Und welche Leiber! welche Seelen!

Laie. Diese rauschhaften Gesellen —

Maler. Man sieht diesen Söhnen der Berge freilich die Kerkerluft an. Diese Männer voll Mark und Kraft sind in den Gefängnißmauern von Mantua abgelaßt, aber ihre feste Grundnatur hat der Kerker doch nicht brechen können. Diese rauschhaften Gesellen, die sich dem Kriege fast wie einer Jagdfreude hingaben, sind nun eben ganz vom Scheitel bis zur Sohle Schmerz und Erbitterung. Da ist Niemand, der nur so thut, als ob er dabei wäre, da ist Alles Ergriffenheit, und das ergreift wieder. Da ist keine Spur von Schaustellung, da sind keine Spiegelgesichter. Das ist das Volk, es

kennt keine Reserve; das schiebt nicht im Unglücksfall ein Stück Besitzthum bei Seite und sagt: man muß doch auch später leben — da lebt Jeder voll und ganz in der momentanen Aufregung.

Laie. Und ich möchte die Figuren, die sich an Hofer klammern, gewissermaßen Projectionen seiner inneren Wirklichkeit nennen. Es giebt ein vortreffliches, leider noch nicht genügend gewürdigtes Buch von Ernst Rapp*), das mit überraschender Evidenz nachweist, wie die Werkzeuge, die wir bilden, Projectionen unseres inneren Organismus sind. So möchte ich sagen: Diese Gestalten sind Projectionen der Seelenbewegungen Hofer's, die die mannigfaltigen in ihm gewordenen Empfindungen darstellen. Da ist hier der niedergeworfene Kamerad, der andere der Wunddete, der andere der still Verzweifelte, — alle diese war er selbst; diese Figuren sind Vielfältigungen seiner Empfindungen, sind die orchestrale Instrumentation der einen Melodie in ihm.

Maler. Und wenn ich auch über Licht- und Schattenvertheilung Einiges finden könnte, wie ist das Alles doch echt malerisch! Da sitzt Alles natürlich und ist malerisch wiedergegeben. Das ist realistische Wahrheit, aber die Wahrheit der realistischen Kunst. Da ist meisterhafte Individualisirung —

Laie. Und wie von selbst sich fügende Gruppierung.

Maler. Ja. Denke dir, der Maler hätte Hofer bereits die Treppe in den Festungshof hinabsteigen lassen, da hätten sich durch die Stufen die Gruppen leicht aufgebaut, es hätte aber auch leicht etwas Theatralisches bekommen. Und das hat der Künstler nicht vermieden, es fiel seinem einfachen Sinne wahrscheinlich gar nicht ein. Er hat mit geradem Takt den Ausgang aus dem Kerker gewählt, und ganz natürlich steht Hofer nicht im Mittelpunkt des Raumes und ist doch der Mittelpunkt des Bildes.

Laie. Ich verstehe. Das ist der natürliche Drehpunkt, jeder andere Schritt vorwärts wäre bereits ein Schritt zu weit. O wie wohl thut's, der schaffenden Künstlerseele, der vom göttlichen Geiste angehauchten nachzuempfinden.

Maler. Bemertst du die coloristische Stimmung, die Beleuchtung?

Laie. Wahrscheinlich ist es geschichtlich, und wenn es so ist, so hat die Geschichte dem Künstler gut vorgearbeitet. Es ist früher Morgen. Das fahle Licht eines kalten Wintermorgens fällt durch die Schießscharten der Umfassungsmauern. Der Tag bricht an, der Todestag. Hofer hat mit dem Geistlichen, der hinter ihm steht, den Morgen herangewacht. Jetzt ist er aus seiner Zelle herausgetreten, er soll da hinabsteigen in den Hof, wo die französischen Grenadiere Gewehr im Arm auf ihn warten, und da ist er von seinen Genossen umringt, aufgehalten und bleibt stehen. Sieh, wie sich die große Gestalt Hofer's scharf abhebt von der Mauer, auf die das Licht fällt, und die Gruppe um ihn her. Der weißhaarige Geistliche erscheint als der einzige Vertreter der ruhigeren oder freieren Stimmung und Empfindung. Er hat das kindliche Herz des bayerischen Heerführers kennen gelernt, und mit stiller Resignation trägt er die schwere Pflicht, diesen treuen Menschen zum Tode zu geleiten. Sich zusammennehmend, hält er das Kreuz auf seiner Brust in den gefalteten Händen fest. Und an der Treppe, die zum Hof führt, vor den Soldaten, steht ein Tiroler mit dem rechten Arm in der Binde, sich auf die Stufen auflehnd. Dieser hier und der Geistliche drüben, das sind die eigentlichen Beschauer inmitten der Handlung, die Vertreter unserer Empfindung, die wir dies Bild sehen. Die Genossen aber — sie schreien auf, sie stöhnen, sie jammern, sie sind ganz Schmerz, ein Chor von Schmerzen. Da ist der Alte, der mit seiner Rechten die linke Hand Hofer's faßt und mit seiner Linken sich über's Gesicht in die Haare fährt — er ist der leidhaftige Jammer; da auf der andern Seite der liebevoll die andere Hand Hofer's drückt — er ist das leidhaftige Entsetzen. Und nun der Jüngling, der in mächtiger Erschütterung in die Knie gesunken ist. Er ist mit umgehängter Reiseflasche und auf nagelbeschlagenen Schuhsohlen die Nacht hindurch gewandert, um Hofer zu sehen. Er hat Hnt und Stock auf den Stufen, die vom Festungshofe heraufzuführen, abgeworfen. Wie hat er sich gesehnt nach dem Anblick des

*) „Philosophie der Technik“.

Mannes! Und nun kniet er nieder an ihm und bedeckt sich mit beiden Händen die Augen und schluchzt in sich hinein.

Ma l e r. Und von der Verklärung im Antlitz Hofer's sprichst du nicht?

La i e. Ja, vor wenigen Minuten hat Hofer den Brief an seine Frau geschrieben, worin die wunderbaren Worte vorkommen: „Ade, du schöne Welt, mir wird das Aug' nit naß, da ich dich lassen muß.“ Da war noch ein weltverachtender, bitter schmerzlicher Zug auf seinen Mienen, als er das schrieb. Jetzt steht er bereits auf der Schwelle der Verklärung, und so und nicht anders mußte sie sein. Er ist fertig, er hat Alles erledigt, das Leid um das verlorene Vaterland, um die preisgegebenen Kameraden, um seine Familie und um sich selber. Sein Auge ist weit offen, er sieht eigentlich über die Welt weg. Sein Mund ist offen, aber er spricht nicht, er athmet nur — heut zum letzten Mal.

Ma l e r. Ja, und das ist mir das Liebste. Die Verklärung ist eben so, daß wir sie nicht nur glaubhaft finden, sondern daß wir sie gar nicht anders denken können. Und da ist der wesentliche Punkt. Diesen Grad von Verklärung hat der Künstler fein bedacht, oder eigentlich nicht bedacht, er mußte in ihm so werden und mußte in uns so werden.

La i e. O du warmherziger, einfacher Wirth von Passau, es hat dich doch viel gekostet, bis du zu der Ruhe und Milde gelangt bist, die nun von deinem braunen Gesichte leuchtet, derweil der Morgenstrahl darauf fällt. Du stehst ruhig, du hast gesprochen, kannst nicht mehr sprechen, du giebst deinen Leib jetzt den Freunden hier zum letzten Gruß und letzten Druck, wie du ihn bald den Feinden dort unten, den Männern mit den Bärenmützen, die Gewehr im Arm deiner harren, die Brust aufreißend darbieten wirst und ihnen zurufen: Schießt zu! O wie schießt ihr schlecht! Jetzt wirst du's noch dulden, daß deine Mitgefangenen sich an dich klammern, sie wollten's nicht glauben, aber jetzt sehen sie's vor Augen, du wirst sterben, und warum? Sieh die Alten dort, und dort den an den Krücken, der dir auch gern einen Händedruck gäbe, aber die Kraft nicht hat. Sieh das Alles! Oder sieh es nicht, denn es könnte dich schwach machen. O du bist ein Märtyrer, du bist ein Heiliger.

Ma l e r. Meinerseits möchte ich protestiren, neue Heilige zu ernennen. Wo wäre Raum genug, wenn man alle Insurgentenführer zu Heiligen machen wollte?

La i e. Du weißt wohl, wie ich es meine. Sieh hier Hofer zum Tode gehend und denk' an das Bild: Fuß vor dem Scheiterhaufen.

Ma l e r. Aber du wolltest doch nicht vergleichen.

La i e. Ich will auch nicht vergleichen, obgleich es ergiebig wäre. Und so wenig Fuß ein Heiliger geworden — er war ja ein Kämpfer gegen die Heiligssprechungen — so wenig werden wir Hofer dazu machen. Aber ein Märtyrer ist Hofer.

Ma l e r. Den Märtyrer lasse ich mir gefallen, zumal wenn er so wenig verhömmelt ist wie dieser.

La i e. Hofer ist nicht ein Märtyrer wie die Anderen, die ein still gehegtes Denken, ein heiß empfundenes Gefühl hinausstragen wollten in die traditionell verhärtete widerstrebende Welt. Er ist kein Mann des Gedankens, er ist ein Mann der That. Der Bauernheld geht dem Märtyrertode anders entgegen als Jesus, Sokrates, Fuß, Savonarola und Giordano Bruno. Der Tod, was ist er ihm? Er hat ihn so oft kühn und trohig geschaut, als Jäger ans schroffen Alpenspitzen, wie er aufgähnt aus den Abgründen, als Volksführer dem Feinde gegenüber. Er hat selber die Angel oft tödtlich in das Herz der Feinde geschickt, nun wird sie ihn durchbohren, freilich nicht in der Aufregung des Kampfes, in heißem leidenschaftlichen Selbstvergeben. Und mir ist Hofer nicht nur ein Märtyrer, er ist mir auch ein Held, den ich neben Leonidas und Epaminondas stelle.

Ma l e r. Gute Gesellschaft! Er wird sich aber, mit seiner zertragenen grünen Zoppe und den Hosenträgern, mit seinem rothen Hemd und den schwarzen Lederhosen und seinem Leibgurt, schlecht annehmen neben den antiken Helden. Und auch seine Bildung —

La i e. Was Bildung! Der moderne Volksheld, dieser Bauernführer, hat freilich weniger als der Grieche, der beim Spazierengehen durch die Straßen schon Bildung bekam. Ob Einer dies oder jenes Dogma glaubt, das hat in der Regel weder auf seine Sittlichkeit noch auf seine Bildung Einfluß. Es war einmal eine Zeit, da war

Religion und Bildung Eins oder ging mit einander in gleichem Schritt. Die Religion sagte: Ich bin nun weit genug gegangen mit dir, die Bildung ging weiter, und jetzt ruft die Religion: Alter Kamerad! steh still und warte, bis ich nachkomme.

Maier. Ich kann dir auch nicht nachkommen, denn ich weiß nicht, wohin du willst.

Maier. Ich wollte nur sagen, daß die transscendenten und dogmatischen Religionen auch den Patriotismus nicht pflanzen und pflegen konnten, und in diesem Helden ist der Patriotismus doch wieder Religion geworden, und durch dieses Bild hier ist Andree Hofer davon erlöst, daß er nicht mehr zu den ewigen Juden gehört.

Maier: Zu den ewigen Juden? Giebt es denn mehrere?

Maier. Ja, es giebt Stoffe, die man die ewigen Juden der Kunst nennen könnte. Da ist z. B. Conrabin von Schwaben; er kann dichterisch nicht ausgestaltet werden, weil man dem kaum zum Jüngling erwachsenen Knaben nicht den politischen Calcul und somit die Schuld und Verantwortung zuerkennen kann. Das Verhängniß ist dadurch einfach traurig und widerspricht der tragischen Vertiefung. Ein ähnlicher Stoff ist Agnes Bernauer. Das schöne Augsburger Bürgerkind wird wie ein Baum der Staatskränze geopfert...

Maier. Und du meinst, auch Andreas Hofer wäre dichterisch noch nicht erlöst?

Maier. Ich darf da mitreden. Andreas Hofer, diese verkörperte treuherzige und zugleich stiere Loyalität wird der Diplomatie geopfert; er steht nur als Opfer da, traurig aber nicht tragisch. Es fehlt Hofer nicht an Seelengröße, aber seine schwärmerische Begeisterung, sein natives Pathos ist zu eintönig oder hat doch zu wenig Variation, und auf einer Pante läßt sich kein Concert geben.

Maier. Du bist so überraschend als unverständlich in deinen Vergleichen.

Maier. Ich glaube doch nicht. Ich möchte nicht gern das Wort beschränkt gebrauchen, weil es eine falsche Nebenbedeutung bekommen hat, eher ließe sich das jetzt allgemeiner gebräuchliche alemannische Wort „unentwegt“ anwenden, in dem Sinne, daß hier nie ein Abweg betreten war. Ich meine also, die einfache, immer sich gleich bleibende Gesinnung des

Helden, die nie von einer Reflexion, nie von einem Calcul schwankend gemacht, unterbrochen oder gar gebrochen war, das läßt sich dichterisch nicht articuliren; es ist zu naturfest, zu sehr einfache Naturkraft, die innere Bewegung des Contrastes fehlt, die nothwendige Scala, die jede dichterische Ausgestaltung erreicht. Die Simplicität hat die Vielfältigkeit der Welt nicht in sich —

Maier. Es käme, wie du ja wiederholt sagtest, auf das Genie an. Könnte man das Alles, was du von Hofer sagst, nicht auch von Tell und der Jungfrau von Orleans sagen, bevor Schiller sie gedichtet hatte?

Maier. Wohl. Aber Hofer steht uns in seiner Simplicität noch zu sehr im scharfen historischen Lichte, um ihm auch nur eine vorausgehende That anzudichten wie Tell die Rettung Baumgarten's. Vielleicht ließe sich Hofer nur episodisch gerecht behandeln. Der eigentliche tragische Conflict liegt im Erzherzog Johann, dem man ein Denkmal errichtet hat, über den aber die Acten noch nicht abgeschlossen sind. Er meinte es wohl treu mit den Tirolern, als er sie, wie man heutzutage sagen würde, officios zum Aufstand ermunterte, und in ihm spielt sich die Tragödie ab. Der Prinz wollte die Bauern als Werkzeug gebrauchen, und er selber war ein Werkzeug, das man freilich nicht zerbrach wie den Sandwirth Hofer, das man aber bei Seite schob und verleugnete, wenn es seinen Dienst gethan und das Gebot der höheren Staatskunst eintrat.

Maier. Ich erinnere mich aber doch, daß Hofer das Glück geworden, daß ein Dichter wie Julius Moser den Volkston getroffen und daß ein Musiker — ich weiß den Namen nicht — eine echte volksthümliche Melodie dazu gefunden, so daß das Lied „Zu Mantua in Banden“ überall von den Lippen tönt. Jetzt wird auch zum volksthümlichen Bilde, was vordem Lied war. Mag also Hofer noch kein dramatischer Held sein, so reicht seine Erscheinung doch vollkommen aus, um ihn in einem Liede und in einem Bilde — wie du es nennst — künstlerisch zu erlösen.

Maier. Bild und Lied! Mir erweckt das Bild eigentlich ein höchstes Werk der Musik. Ich wage es aber nicht zu sagen.

Mal. er. Wage immer zu, du hast schon Wunderliches genug gesagt —

Laie. Ich weiß, ich habe Vieles gesagt, was deinen Spott herausfordern kann. So laß mich auch das noch sagen. Dies Bild giebt mir eine ähnliche hohe und reine Stimmung wie —

Mal. er. Nun wie? Warum zauderst du?

Laie. Nein, du wirfst mich nicht mißverstehen. Ein Schauer schwebt über dem ganzen Vorgang. Die Stimmung ist ähnlich, wie sie aus Beethoven's *Fidelio* in uns eindringt, nicht nur, weil auch hier Kerkerlust und Schmerz der Gefangenschaft so vorherrschend, die Lust am Lichte fehlt auch hier, und mir ist's, als umtönte mich jener ergreifende Chor der Gefangenen, die wieder zurück müssen: „Leb' wohl, du liebes Sonnenlicht.“ Fühlst du dich vor diesem Bilde nicht auch in den Tonnellen von Beethoven's *Fidelio*?

Mal. er. Ich lasse immerhin deinen Vergleich gelten. Ein echtes Kunstwerk hat keinen Gebrauchszettel, berührt vielmehr immer verschieden und weckt Allerlei. Ich dagegen freue mich und finde es so recht, daß der Künstler Alles dunkel und schwer gemalt hat, stumpfes Roth, stumpfes Grün, Braun und Grau vorherrschend.

Auch diejenigen, die das Bild stofflich nichts angeht, die kein nationales Pathos haben wie wir, werden diese Schmutz verschmähende und Farbenpracht vermeidende Schlichtheit erkennen müssen.

Laie. Ich frage mich auch, ob das Thema dieses Bildes und seiner Ausföhrung uns deshalb oder doch vorzugsweise deshalb ergreift, weil es auf ein vaterländisches Pathos trifft. Aber ich glaube mir diese Frage doch beantworten zu können.

Mal. er. Und welches wäre diese Antwort?

Laie. Sieh her. Wer auch nicht weiß, daß dies ein von Vaterlandsiebe bewegter Volksheld war, der sieht doch aus der Umgebung, aus der Ergriffenheit der Genossen, daß er ein geliebter und dieser Liebe würdiger und in ihren Augen schuldlos geopferter Mann ist. Und aus dem Antlitz des Helden selbst leuchtet das subjective Gefühl der Reinheit und steigert sich zur Verklärung. Da ist das historische Wissen nicht nöthig, es zeigt uns unsere Empfindung; da ist ein allgemeines Menschliches.

Mal. er. Amen! sagt der Pfarrer, wenn er nichts mehr zu sagen weiß.





www.libtool.com.cn

Wierx und das Wierx-Museum in Brüssel.

Von

German Niegel.

Eine der merkwürdigsten künstlerischen Erscheinungen nicht bloß unserer, sondern wohl aller Zeiten ist ohne Zweifel Anton Wierx gewesen. Thorwaldsen soll ihn einen Riesen genannt haben; in Brüssel hörte ich, wie man ihn le singe des génies nannte, den Affen der großen Meister. Zu der That, in beiden Urtheilen liegt Wahrheit: Wierx war ein Riese in der Kraft seiner Phantasie und Gewalt seines Willens, in der Darstellung aber blieb er ein Nachahmer von Rubens, Michelangelo und Andern. Je nachdem nun das Eine oder Andre mehr betont wird, wechseln und wandeln sich die Urtheile über ihn. Aber es ist eigenthümlich, daß diese Urtheile, so wahr sie sein mögen, doch denjenigen Punkt nicht klar und bestimmt treffen, der die weitere geschichtliche Bedeutung von Wierx bezeichnet. Ich gebe gern zu, daß das geschichtliche Verständniß von Wierx, bei Betrachtung der in seinem Museum zu Brüssel vereinigten Werke von ihm, sich nicht von selbst anbietet; man muß es suchen, aber man wird finden, daß es sich aus dem Worte erklärt: Wierx ist der Vertreter der Revolution an und für sich in der Kunst. In dieser Bedeutung ist ihm Niemand gleich gekommen. Wie in Fiesole's Bildern sich die innigste, schlichteste Frömmigkeit vorreformatorischer Zeiten epochemachend spiegelt, wie Boucher die

französische, vorrevolutionäre Gesellschaft in seiner Kunst verkörpert, wie Carlens in seinen Zeichnungen die strenge und reine Classicität vertritt, welche das deutsche Geistesleben seit Klopstock, Winkelmann und Lessing bezeichnet: so vertritt Wierx auf dem Gebiete der Kunst die politische und sociale Revolution, mit allen ihren Leidenschaften und ihren Verirrungen, all' ihrem gewaltigen Leben und ihrem Grauen.

Antoine Wierx war 1806 zu Dinant geboren. Sein Vater, seines Zeichens ein Schneider, der jedoch selbst Soldat der Republik gewesen war, erfüllte ihn mit den Ideen von 1789. Ein wohlwollender Kunstfreund seiner Vaterstadt, Paul Maibe, unterstützte ihn, bis er 1821 von der niederländischen Regierung ein Staatsstipendium erhielt, mit dessen Hülfe er in Antwerpen auf der dortigen Akademie sich ausbildete; da er keine eigenen Mittel besaß, so waren für ihn die Preise, die er jedes Jahr gewann, von besonderer Erheblichkeit. Er hörte und sah auf der Akademie nichts als die Lehren und Arbeiten von Männern, die einer bereits überwundenen Epoche noch angehörten, die mit Nüchternheit und Mäthzigkeit jene von Mängeln wieder eröffneten akademischen Bahnen verfolgten. Man sieht Werke dieser Männer und ihrer Genossen, der beiden van Bree, Matthäus Ignatius und Philipp Jakob, der Lens, Picot, Navez und Anderer in der modernen Abtheilung des Museums zu Brüssel und kann da

genugsam ermessen, welcher Art diese Kunstrichtung war. Man wird bei Betrachtung dieser Werke unwillkürlich immer an Jünger erinnert, und man wundert sich, wie 1820 in den Niederlanden noch eine Kunstrichtung herrschen konnte, die in Deutschland und Frankreich längst überwunden war. Genug aber, sie herrschte wirklich noch da, und Wierz wuchs auf diesem alten akademischen Boden nun auch auf, ja er konnte sich, trotz des offenbarsten innern Widerspruches, von demselben aus eigener Kraft nicht los machen. — Die ersten neuen ihm mächtig anregenden Eindrücke erhielt er zu Paris, wohin er nach seinem Austritte aus der Akademie 1829, unter Verbehaltung seines Jahrgeldes von 300 Gulden, gegangen war. Aber diese Eindrücke veränderten noch nicht seine bisherige Richtung. Wie sehr er sich den akademischen Grundsätzen unbequem hatte, lehrt z. B. eine Aeußerung, die von ihm aufbewahrt ist und die er im Alter von 20 Jahren that: „In einer Zeit, wo das Technische der Innerlichkeit vorgezogen wird, muß man den Muth haben, Poussin nachzuahmen, für die Nachwelt zu malen und, immer im Kampfe gegen den schlechten Geschmack, arm zu bleiben wissen, um ein großer Künstler zu werden.“ Es geht hier aber neben dem Ausdruck des akademischen Standpunktes, der in dem Hinweis auf Poussin und die Verbesserung des Geschmackes so deutlich liegt, ein persönliches Element, das schon ein offenes Bekenntniß von Wierz' Ehrgeiz ist. Dieser Ehrgeiz wurde immer bewußter und er blieb der Leiter seines Strebens. „Bilder für den Ruhm zu malen und Bildnisse für den Nothtopf, das wird die unverrückbare Beschäftigung meines Lebens sein.“ So sprach er schon ein paar Jahre später; und wieder nach ein paar Jahren, nachdem er inzwischen 1832 den Preis für die Reise nach Rom im Betrage von 10,000 Franken errungen hatte, erklärte er bereits rundweg: „Ich will mich mit Rubens und Michelangelo messen!“

Die Mittel, die er hierzu wählte, weisen auf die akademischen Anregungen hin, die er zu Antwerpen empfangen hatte; er wählte einen Gegenstand aus der Ilias. Aber der alte Homer erfüllte ihn nicht mit jener göttlichen Heiterkeit und Ruhe, die seine Gesänge auf die der Schönheit offe-

nen Seelen hervorbringen, sondern er erfüllte ihn mit Wuth, mit einer Leidenschaft, als sollte er persönlich sich in das Kampfgewühl der Helden stürzen. Er las ihn wieder und wieder, er legte ihn sich, wie Alexander d. Gr., unter das Kopftüsch, aber der wahre Geist des göttlichen Sängers ging ihm nicht ein. Er selbst fand es „eigenthümlich, daß der Homer ihn nur zur Wuth (fureur) antrege“. Eine Leidenschaft des Kampfes entflammte er in ihm und weckte in ihm die „Begierde, sich mit den größten Meistern zu messen“. In diesem Sinne nannte er die „Veinwand sein Schlachtfeld“. Und so malte er denn in Rom, wo er von 1834 bis 1837 verweilte, den „Kampf um den Leichnam des Patroklos“, der zuerst in Rom, Vütich, Antwerpen und dann, im Jahre 1839, zu Paris ausgestellt wurde und von welchem eine Wiederholung aus dem Jahre 1845 im Wierz-Museum sich befindet. Diese letztere zeigt eine merkwürdige Mischung von akademischen Elementen und Einflüssen der Nachahmung des Rubens, wie auch einer gewissen Anlehnung an die gleichzeitigen französischen Coloristen, ohne daß die Persönlichkeit des Künstlers sich bestimmend über diese Elemente und Einflüsse erhoben hätte. Vielmehr tritt diese Persönlichkeit hier insofern ganz zurück, als es Wierz nicht gelungen ist, die gemalten Gestalten auch nur einigermaßen wahr und innerlich zu befeelen; die idealen Köpfe seiner Helden sind nichts Anderes als Masken. Welch ein Unterschied ist es zwischen diesem Bilde und dem Fresco desselben Gegenstandes von Cornelius in der Glyptothek zu München! In diesem ersten Versuche eines „Kampfes mit den größten Meistern“ hatte er nicht gesiegt. —

Es verdient besondere Hervorhebung, daß in keinem Werke von Wierz ein lebendiger Einfluß seiner römischen Studien wahrgenommen werden kann. Die Erklärung findet sich in seinen Schriften. Er verstand Rafael und Michelangelo nicht und hat belangreiche Zeugnisse dieses Mangels an Verständniß hinterlassen. Rafael war ihm „ebenso sehr geschickter Abschmierer der Antike wie treuer Nachahmer der Natur“; er fügte hinzu: „Rafael ist groß, soweit er nachahmen kann; das ist sein Genie.“ Und angesichts der Werke

Rafael's und Michelangelo's schrieb er fest hin: „Wir haben Unrecht gethan, unsere Zeit mit dem Studium dieser Meister zu verlieren; alle diese alten Perrücken würden heutzutage ihre Sachen recht schlecht machen; das ist nicht die Mode!“ Wie einseitig und thöricht ist es, statt an den Werken der großen Meister trenn zu lernen, sie vom Standpunkte der neuesten Mode mit unreifer Naseweisheit zu tadeln! Aber Bierh war eben sehr einseitig und ganz unhistorisch. Was sollte er in Rom! Statt das Verhältniß geschichtlicher Nothwendigkeit eines der großen Meister zum andern zu begreifen, stellt er sie als Nebenbuhler neben einander und besonders neben Rubens, vergleicht sie und verurtheilt sie. Auch vom Schönen an und für sich hat er eine ganz unzureichende Vorstellung; ihm ist das Schöne noch „nichts Anderes als was gefällt“, eine Ansicht, die zur Zeit der Barockkunst von den Franzosen aufgestellt wurde, die aber schon vor beinahe 100 Jahren bei uns als ganz unzureichend und unhaltbar nachgewiesen worden ist. In allen diesen geschichtlichen, ästhetischen und überhaupt wissenschaftlichen Beziehungen ist Bierh ganz subjectiv; was er da sagt, hat nur Werth zur Verurtheilung und Charakterisirung seiner selbst.

Der Natur von Bierh entsprach die Clafficität nicht. Dennoch sehen wir ihn zu den antiken Stoffen mehrmals zurückkehren; aber es ging ihm, wie es in solchem Falle allen zum Realismus neigenden Künstlern geht: er behielt jene in jedem Betracht eklektische Haltung durchaus in allen seinen Bildern, deren Stoff dem classischen Alterthum entnommen ist. Sein „Homertischer Kampf“ von 1853 bezeugt dies sehr deutlich, namentlich aber auch die etwa gleichzeitige „Schmiede des Vulkan“. Beide Bilder sind in Bezug auf wahre Beseelung schwach, in Bezug auf Empfindung kalt; doch hat das letztere bei seinem kleineren Maßstabe — es mißt etwa 2 zu 3 Meter, während jenes 6 zu 9 Meter mißt — eine glattere Malerei, deren warme Töne angenehm erscheinen. Uebrigens zeigt diese „Schmiede des Vulkan“ eine weitere Anlehnung an einen andern großen Meister, indem in zahlreichen Motiven das Vorbild von Cornelius zu erkennen ist; aber diese Anlehnung ist eine

äußerliche geblieben, von einem wahrhaften Verständniß des Geistes der Cornelius'schen Kunst ist nichts zu bemerken. Doch ahnte Bierh die Größe von Cornelius und dessen Genossen. Als er bald nach seiner Ankunft in Rom die Casa Bartholbi und die Villa Massimi gesehen, schrieb er von dort aus, daß man „zu ernstlichen Studien zurückkehren müsse, nach dem beharrlichen Vorbilde der deutschen Maler“. Auf der Heimreise im Jahre 1837 war er in München, und 1859 bei Gelegenheit der Ausstellung Cornelius'scher Cartons in Antwerpen schrieb er: „Deutschland stellt heute Rafael und Michelangelo gegenüber Nebenbuhler auf; wir haben immer in dem Kern der deutschen Maler den tiefen Gedanken, den hohen Stil, den vollendeten Umriß bewundert.“ Kein Wunder ist es also, daß Bierh Versuche einer Anlehnung machte, wie sie in der „Schmiede des Vulkan“ wahrzunehmen sind.

Wenn in diesen und einigen andern Bildern verwandten Inhaltes sich die Eigenthümlichkeit von Bierh noch nicht in ihrer Größe und Bestimmtheit äußert, so deutet sie sich doch in sehr beachtenswerther Weise auf einem anderen mythologischen Gemälde an, welches „Polyphem mit den Gefährten des Odysseus“ darstellt. Eine Leinwand von 7 zu 9 Meter, also leidlich haushoch, enthält in gekrümmter, gebückter Stellung einen Riesen, der aufgerichtet 16 bis 18 Meter messen würde; sein Fuß allein mißt 2 Meter. Dies ist Polyphem. Odysseus und dessen Genossen trabbeln ameisengleich zwischen den Beinen des Riesen herum; einer hat auch die Ehre, zwischen den Lippen des Cyclopen zu stecken, ein anderer von der ungeheuren Haub, deren Damm gerade so lang ist wie die griechischen Helden, gepackt zu werden. Dem Künstler kam es bei diesem Werke, welches dem Jahre 1860 angehört, augenfällig gar nicht mehr auf eine künstlerische Gestaltung des gewählten Gegenstandes an, denn von einer solchen kann dem gegebenen Werke gegenüber doch süglicherweise nicht die Rede sein, sondern es kam ihm darauf an, zu zeigen, wie die Großen dieser Erde die Kleinen verschlingen und erdrücken. Deshalb gab er dem Bilde den Namen „Ein Großer dieser Erde“, und deshalb stellte er diesen Großen in so

riesenhaftem Maßstabe dar. Hier ist also ganz unzweifelhaft ein revolutionärer Gedanke der Geschichte des „Polyphem“ untergeschoben, und nur in diesem Sinne ist das Bild zu verstehen.

Doch wir eilen der Entwicklungs-geschichte des Künstlers voraus und fehren deshalb wieder zu der geschichtlichen Ordnung zurück. Seiner Ruhmbegierde war Belgien zu klein; er suchte die große Weltbühne, wo er „für die Jahrhunderte malen“ konnte. Er schickte also 1838 seinen Patroklos und einige andere Bilder nach Paris zur Ausstellung; er ging selbst dahin und dachte daran, französischer Staatsbürger zu werden. So wenig genügte ihm der Beifall, den sein Werk in seinem Vaterlande gefunden, so sehr geizte er nach dem Lobe der Welt, deren Ausspruch die Schätzung seines Talentcs ins Ungeheure steigern sollte. Aber der Erfolg blieb aus. Auf's äußerste empört, verließ er den „verfluchten Ort“, und an Stelle der feurigen Zuneigung trat ein tiefer Haß gegen Paris und Frankreich, der ihn niemals mehr verließ. Wierz blieb aber in seinen Zielen fest und unverrückt. Er „suchte den Ruhm“ und glaubte ihn nur finden zu können, wenn er große staunenswerthe Malereien schuf. In diesem Sinne also ging er weiter.

Wie von Homer fühlte sich Wierz auch von der Bibel angezogen. Gleich nach dem „Patroklos“ malte er unter Bezugnahme auf ein biblisches Wort ein „Glückliches Zeitalter“, und im Jahre 1839 einen dreiflügeligen Altar mit einer „Trauer um den Leichnam Christi“ als Mittelbild. Er hatte die Kühnheit, in diesem Mittelbilde ein Seitenstück zu der Darstellung desselben Gegenstandes von Rubens hinzustellen, welche im Museum zu Antwerpen sich befindet und die unter dem Namen „Le Christ à la paille“ bekannt ist. Aber wie fällt er in seiner akademischen Mattigkeit und Gemachtheit gegen den großen Meister der lebendigsten Wiedergabe alles Lebens, selbst des todtcn, ab! Er muß selbst dies empfunden haben, denn er vertiefte sich sehr ernst in das Studium von Rubens. Dafür freilich erhob er nun auch die ausschweifendsten Ansprüche. In einem offenen Briefe, den er aus Lüttich im Februar 1840 an den Minister des Innern schrieb,

verlangte er zur Ausführung eines neuen Werkes eine Leinwand von 80 Fuß Höhe und eine Veristatt von angemessener Ausdehnung, sowie die Bestreitung der übrigen Kosten seitens der Regierung, wogegen er nur den ganz bescheidenen, kleinen Wunsch äußerte, es solle ihm, „bevor er Hand ans Werk lege“ zugesichert werden, daß sein Bild auf ewige Zeiten neben der „Kreuzabnahme“ von Rubens im Dome zu Antwerpen aufgehängt werde“. Trotz der schönen Redensarten, mit denen dieses, sowie spätere ähnliche Ansuchen gewürzt waren, blieb man doch kalt. Auch der Erzbischof von Antwerpen zeigte sich diesem Vorhaben durchaus abgeneigt. Aber Wierz behielt seine Ziele immer fest im Auge. „Es ist Zeit, daß die belgischen Maler endlich ihre Mar-seillaise fingen!“ rief der revolutionäre Mann. „Mein Ziel ist der Ruhm, der Ruhm meines Vaterlandes!“ schrieb der Künstler, für dessen Ruhm noch eben Belgien zu klein gewesen war. Aber er überwand die Hindernisse. Die Stadt Lüttich überließ ihm die alte Andreaskirche, und da malte er seine, wenn auch nicht 80, so doch 40 Fuß hohe Leinwand. Dies Werk stellt den „Ansturm der Hölle gegen den Himmel“ dar; es hat einen Flächeninhalt von 90,85 Quadratmetern und wetteifert also mit den größten Frescomalereien. Der Gegenstand und dessen Auffassung deuten unmittelbar auf die Bilder von Rubens in München und Dresden hin, wo der „Sturz der Verdammten“ dargestellt ist; und auch die Malerei weist ganz unmittelbar auf Rubens hin, wenn daneben auch einige Züge eine Beeinflussung durch die französischen Coloristen verrathen: in tiefen vollen Farben ist sie bei starken Licht- und Schattengegenätzen doch einheitlich gehalten. Das Akademische aber, was in den früheren Bildern von Wierz so vorherrschte, tritt hier sehr zurück. Das ganze Werk also macht in sehr entschiedener Weise den Eindruck einer bewußten und beabsichtigten Nachahmung von Rubens. Wenn diese Eigenschaft geeignet sein könnte, den Werth des Werkes zu verringern, so muß doch anerkannt werden, daß die Nachahmung mit Geist, Eigenthümlichkeit und Meisterschaft gemacht ist. Wierz ist kein armjeliger Gedanken-dieb und Abschnierer. Aus feuriger Phantasie nimmt er seine Gedanken, alle Mittel

der Darstellung beherrscht er, — aber er hat nicht die Macht, dem Dargestellten einen festen Stilcharakter, den Stempel einer überwältigenden und genialen Persönlichkeit zu geben. Wenn er sich deshalb hier als Effektiker eng an Rubens lehnt, so steht er doch zugleich in der Fülle und Kraft seiner Phantasie ganz großartig, in der lebendigen, vollen dramatischen Entwicklung seines Werkes, in der Technik der Zeichnung und Malerei ganz als ein selbständiger Meister da. Allerdings muß ich bekennen, daß, wenigstens nach meinem Gefühl und meiner Erfahrung, dem Wilde nicht eine das Gemüth des Beschauers wahrhaft entzündende Kraft eigen ist; aber es zwingt doch zur Bewunderung der Phantasie des Künstlers, die hier diese Teufelsgehaltnisse im leidenschaftlichsten Ansturm gegen die Engel hingezaubert hat, wie auch der technischen Meisterschaft, die hier die größten Schwierigkeiten der Zeichnung überwunden und dem wilden Durcheinander Klarheit und Uebersichtlichkeit gewahrt hat. Ich halte dies Gemälde für das Hauptwerk von Wierß und stelle es auf eine Rangstufe künstlerischer Leistung, die er später nie wieder erreicht hat. Auch in Hinsicht der inneren Geschichte des Künstlers ist dies Bild von außerordentlicher Bedeutung. Es fällt in die Zeit, wo Wierß, wie bemerkt, eifrige Rubens-Studien getrieben hatte, und wo er eine Abhandlung über den großen Meister, bei Gelegenheit des zweihundertjährigen Todestages von Rubens, geschrieben, welche von der Akademie in Antwerpen gekrönt worden war. Diese Abhandlung und jenes Gemälde stehen in innerem Zusammenhange. Daß er Rubens lobt, rühmt und bewundert, ist recht und richtig, aber er verliert dabei alles Maß. Rubens ist ihm der größte Maler der Welt, der Wierß der Kunst, das Feuer, dem gegenüber Michelangelo nur ein Funken ist; er ist ihm trotz Tizian der erste Colorist der Welt! Aber damit ist es noch nicht genug. In einem späteren Nachwort zu dieser Abhandlung sagt Wierß Folgendes: Seither „habe ich viel studirt, viel bedacht, viel gelernt; Rubens ist in meinen Augen nicht mehr, was er mir damals schien: Michelangelo, Rafael, Tizian, Rembrandt, Velasquez sind wie demantene Sterne in der Schmuckschale der Himmel; aber es scheint mir nicht mehr möglich,

einen Vergleich anzustellen Man vergleicht nicht die Sonne mit Sternen.“ Diese Vergötterung von Rubens ist aber doch nur eine Selbstvergötterung; in Rubens spiegeln sich die Ziele seiner Ruhmsucht. Die Schule von Rubens sollte wieder aufleben und den alten Künstler-Ruhm fortsetzen. „Rubens ist es, dem man folgen muß; er ist es, den man erreichen muß! Auf seinen Stein müßt ihr euren Stein setzen, eure Begabung aufrichten, eure Individualität krönen!“ Ueber den vergötterten Rubens hinaus strebte Wierß nach eigener größerer Vergötterung. Und das Mittel hiezu war ihm der „Ansturm der Hölle“. Wie Rubens in seinem „Höllenssturze“ Michelangelo in Schatten gestellt, so . . . , doch ich will den Gedanken nicht ausdenken. Es erinnert mich an Dante: „O vana gloria dell' umano posse.“ Statt Rubens überflügelnd zur Vergötterung zu schreiten, blieb er nur ein Nachahmer des großen Meisters, „le ainge des génies“. —

Wierß malte noch in demselben Jahre 1842 ein „Martyrium des h. Dionysius“ für die Kirche zu Tilburg, von dem der Entwurf in seinem Museum zu Brüssel aufbewahrt wird, und dann im folgenden Jahre 1843 eine „Erziehung der Jungfrau“, wo neben der engen Anlehnung an Rubens, namentlich an den Stil der „Kreuzabnahme“ im Dome zu Antwerpen, einige Züge auch ein Studium Tizian's verrathen. Dies letztere Werk aber ist weit entfernt, dem dargestellten Gegenstände genug zu thun, denn es ist in Bezug auf die Empfindung und Beiseelung, auf die es doch hier ganz besonders hätte ankomen müssen, sehr äußerlich; es lehrt also, daß das wahrhaft Innerliche ebenso wenig den Kern von Wierß' künstlerischem Wesen trifft, wie das Heroische, Ideale, Classische, welches er in dem „Patroklos“ und einigen verwandten Bildern erstrebt hatte. Es trug von Wierß' eigener Hand eine Inschrift, die sonderbarer Weise neuerdings entfernt worden ist, die aber für ihn, seine Ziele und seine Selbstbeurtheilung höchst bezeichnend war; dieselbe lautete: „Pour être placé à côté du tableau de Rubens représentant le même sujet. (Musée d'Anvers).“ — Seltsame Ueberhebung! Wierß darf noch im Tode dem Schicksal,

welches die Aufhängung seines Bildes neben dem des Rubens in Antwerpen verhinderte, danken, denn der Vergleich würde nicht zu seinem Vortheil ausgefallen sein. —

Mit dem Jahre 1848 trat eine Wandlung bei Wierz ein, der er im Allgemeinen bis zu seinem 1865 erfolgten Tode treu blieb. Die revolutionären Bewegungen von 1848 weckten in ihm ganz die revolutionären Gedanken, die in ihm immer schon gelebt hatten und die er früher schon in seinen Schriften ausgesprochen hatte. „Die politische Revolution von 1830 führte die künstlerische Revolution (in Belgien) herbei. Man hatte für das gute Recht gekämpft, man wollte für die gute Malerei kämpfen. Die Flut gab dem Pinsel Muth.“ In diesem Sinne regten die Ereignisse von 1848 ihn zur That an. Von nun an wählte er für seine künstlerischen Darstellungen fast nur Gegenstände, die diesen revolutionären Gedanken entsprachen. Zwar gehören in das Jahr 1848 selbst noch ein paar religiöse Bilder, namentlich ein „Triumph Christi“, ein 11 Meter langes Gemälde, welches in der Malerei dem besprochenen „Kampfe der Hölle gegen den Himmel“ eng verwandt ist, obwohl die Schatten weniger schwarz gehalten sind. Nun aber folgen sich fast ganz ausschließlich diese Szenen aus den Nachtseiten des modernen Lebens, die meist erschreckend und anregend wirken, wie die Revolution selbst, wenn ihnen auch, wie dieser selbst, eine thatsächliche und philosophische Berechtigung zusteht. Wie oft sind schon Kinder verbrannt, die von ihrer Mutter allein in der Stube zurückgelassen waren! Wer aber malt ein solches entsetzliches, herzzerreißendes Unglück? Wierz malt es in fürchterlicher Wirklichkeit auf eine über 2 Meter lange Leinwand hin. Wer hat nicht schon das Entsetzen erregende Unglück erlebt, daß eine in die tiefste Noth versallene Mutter vom Wahnsinn ergriffen wird und ihr Kind ermordet! Auch dies hat Wierz in Lebensgröße und in größlicher Lebenswahrheit dargestellt. Das ärgste dieser Stücke aber, nach meinem Gefühl, dürfte ein dreißigfüßiges Gemälde sein, welches die ersten drei Minuten des abgeschlagenen Kopfes eines eben Hingerichteten schildern will. Ich sage aus-

drücklich: will; denn wer hat den Schleier des Todes gelüftet, wer in die Ewigkeit geschaut! Ein phantastisch-philosophirender Gedankengang des Künstlers ist an die Stelle des Thatsächlichen getreten, und an die Stelle reiner künstlerischer Ausgestaltung ist die Absicht gesetzt worden, abzuzeichnen. „Vielleicht wird mein Gemälde einst als Beweisgrund gegen die Todesstrafe dienen, ich wünsche es.“ So dachte und schrieb Wierz, ohne zu bedenken, daß sein gemaltes Traumbild wohl abschreckt und anekelt, aber nicht entfernt auch nur die geringste tragische Kraft besitzt und besitzen kann. Wie könnte also von einem solchen Werke eine ethische Wirkung ausgehen!

Es folgt die „Romanleserin“, der der Teufel ein Bündchen des verführerischen Buches nach dem andern zuschiebt; und es folgen dann zwei Bilder verwandten und wieder sehr schrecklichen Inhaltes, beide im Jahre 1854 gemalt. Das eine stellt einen „Selbstmörder“ nach vollbrachter That dar, der auf einem Zettel das traurige Bekenntniß zurückgelassen hat: „Es giebt keine Seele, es giebt keinen Gott!“ Das andere stellt einen „Lebendig Begrabenen“ dar, der wieder aufwacht. Ich sehe von einer Schilderung dieser äußerst widerwärtigen Darstellungen ab; es sind ganz tolle Bilder, von denen man sich am liebsten ablehrt.

Um diese Zeit führten die vielfältigen Versuche, welche Wierz gemacht hatte, um für seine Darstellungen eine bequemere Technik als die des Delmalens zu finden, zu einem festen Resultat. Seine Absicht aber war, ein Verfahren zu gewinnen, welches den Malereien den Charakter des Fresco verleihen sollte, ohne daß es die Beschränklichkeiten dieser Technik besäße, ohne daß das Bild fest an die Mauer gebunden wäre. Dies konnte er natürlich mittelst der Oelfarben, die immer einen Glanz behalten, nicht erreichen, und so suchte er nach anderen Bindemitteln für seine Farben. Er wendete als solche venetianischen Terpentinsäure und Alkohol oder an Stelle des letzteren Terpentinöl an, und es gelang ihm eine Technik zu finden, die er die „matte Malerei“ nannte, die er in einer besondern Denkschrift beschrieben hat und deren er sich

von nun an fast ganz ausschließlich bediente. Schon der im Jahre 1853 entstandene „Homerische Kampf“, der weiter oben erwähnt wurde, ist in dieser Technik gemalt worden; aber der Erfolg scheint ihm noch nicht genügt zu haben, denn die übrigen Bilder dieses und der nächstfolgenden Jahre sind wieder in Oel ausgeführt. Vom Jahre 1859 ab sind jedoch alle größeren Bilder in der neuen Technik gemalt, die ihm ein sehr schnelles Malen gestattete und die er ausübte, indem er sich neben den Pinseln auch jener Bürsten oder Schrubber bediente, welche die Theatermaler zu gebrauchen pflegen. Auf diese Art führte er zunächst ein religiös-symbolisches Gemälde, „Die Leuchte von Golgatha“, 19 Meter hoch, aus und dann das schon besprochene Gemälde des Polyphem, das den Namen „Ein Großer dieser Erde“ führt und das dem Jahre 1860 angehört. Mit den nun folgenden Arbeiten lehrte Bierß wieder ganz auf das politisch-social Gebiet zurück, das er 1848 betreten und das er übrigens auch in jenen beiden großen Werken eigentlich nur scheinbar verlassen hatte. 1860 entstand „Der Löwe von Waterloo“, der den Napoleonischen Adler zerreißt, 1861 „Die Ohrfeige einer Belgierin“, zu welchem Bilde der Künstler selbst eine hochpolitische Erläuterung schrieb. „Da wo die Freiheit bedroht war — schreibt er — erzählt die Geschichte Wunder vom Muth der Frauen. Unter den Umständen, die wir fürchten — (nämlich einer Vergewaltigung Belgiens durch die Franzosen) — würden unsere Weiber wie iger groß sein als die der Geschichte? Hieran zu zweifeln, hieße sie beleidigen. Nichts wir also, wenn möglich, Schießstände ein, wo die Frauen sich üben können; eröffnen wir Wettschießen, wo ihnen Preise dargeboten werden. — Die Hälfte einer Bevölkerung besteht aus Frauen; ist das nicht eine furchtbare Macht! Jede Frau hat zwei Arme, jeder Arm kann sich mit einem Revolver bewaffnen, jeder Revolver kann eine Kugel enthalten, um den räuberischen Soldaten zu strafen, der in seiner Frechheit an den häuslichen Herd rührte. — Die Frauen kämpfen nicht auf dem Schlachtfelde, aber sie können die Unverletzlichkeit der Familie vertheidigen. . . .“

Das klingt doch wohl ganz so, wie eine Stelle aus einer Conventsrede! Und diese aufregende Rede erläutert nur die aufregende Darstellung, wo eine Frau einem französischen Soldaten, der ihr zu nahe treten will, eine Kugel ins Gesicht schießt. Das ist „Die Ohrfeige einer Belgierin“!

Im Jahre 1863 stürzte auf der Luisenstadt zu Brüssel ein Neubau ein und begrub im Sturze mehrere der Arbeiter. Man kam sich das Entsetzen der Frauen und Kinder dieser Unglücklichen vorstellen, als sie die gräßliche Botschaft erhielten; man kann sich vorstellen, wie sie beim Begräbniß in Verzweiflung geriethen, wie die verwaisenen Kinder die Särge den Leichenträgern entreißen wollten. Diesen letzteren Augenblick hat Bierß in einem Bilde dargestellt, welches er bei einem für die Familien jener Unglücklichen veranstalteten Concerte vor der versammelten Zuhörerschaft enthüllte und als einen „Aufruf zur Wohlthätigkeit“ benutzte. Das macht seinem Herzen gewiß Ehre, auch konnte gewiß der beabsichtigte Erfolg, bei der passenden gegenständlichen Wirkung des Bildes, nicht ausbleiben, — aber etwas Anderes ist es, dies Werk als reines Kunstzeugniß zu betrachten. Welcher empfindende Mensch — und der Betrachter eines Kunstwerkes muß doch wohl einigermaßen empfindend sein — welcher empfindende Mensch könnte den Anblick einer so herzerreißenden Scene ertragen! Säge er sie in Wirklichkeit, so würde er sich beeilen und mit allen Kräften bemühen zu helfen, oder er würde, wenn ihm dies unmöglich wäre, sich dem jammerreichen Anblick zu entziehen suchen. Und angesichts der Malerei: was bleibt ihm Anderes übrig, als sich, nachdem der erste Anblick ihn schon tief erschüttert hat, abzuwenden und sein Antlitz zu verhüllen! — Von einer ähnlichen Wirkung erscheinen auch zwei Bilder aus dem Jahre 1864 „Die Civilisation des 19. Jahrhunderts“ und eine „Scene aus der Hölle“, in denen Bierß die Schrecknisse des Krieges und die höllischen Strafen eines der Urheber dieser Schrecknisse, Napoleon's I., darstellt. Diese Stücke sind die jüngsten unter allen den ausgeführten Arbeiten, die im Bierß-Museum

aufgestellt sind. Einige Monate nach deren Vollendung starb er an den Folgen eines Brandgeschwürs.

Nach dem Tode von Wierz fiel in Gemäßheit getroffener Vereinbarungen, auf die ich noch zurückkomme, die Werkstatt sammt sieben bestimmt bezeichneten Bildern an den Staat, doch ging in Folge einer von Wierz getroffenen Bestimmung auch der übrige künstlerische Nachlaß in den Besitz des Staates über. Da die Bedingung einer dauernden, öffentlichen Ausstellung der auf solche Weise im Staatsbesitze nunmehr vereinigten Werke in seiner Werkstatt von Wierz selbst stets betont war, wurde aus dieser jetzt von selbst das Wierz-Museum. Es umfaßt 57 ausgeführte Malereien größtentheils von bedeutendem Maßstabe, 8 kleine Bildhauerarbeiten, 55 verschiedene Studien und Entwürfe und 5 Bildnisse von Wierz und dessen Eltern, im Ganzen 110 Nummern. Das Wierz-Museum ist ein ganz unmonumentales Gebäude; es gleicht mehr einem leicht zusammengezwimmerten Ausstellungsraume, als einem für Jahrhunderte bestimmten Museumsbau. Der allgemeine Eindruck ist ein unwirthlicher und unfreundlicher; und er wird es auch wohl so lange bleiben, als das Gebäude hält. —

Wenn sich in den sämmtlichen zuletzt besprochenen Werken der Künstler als das Widerspiel des Zeitalters der Revolution darthut, wenn die Auffassungs- und Darstellungsweise, die Technik und Behandlungsart ihn als einen ganz modernen Maler ausweist, so zeigen seine allgemeinen Anschauungen, sein Verhalten dem Staate gegenüber ihn als einen ganz modernen Menschen, der von den politischen und socialen Grundsätzen der Revolution tief und innig durchdrungen war.

Bei der Herstellung seiner Gemälde kam es ihm nicht auf die eigene innere Befriedigung an. Er kannte und begriff als Ziele künstlerischer Thätigkeit nur den Ruhm und den Gelderwerb. Von der inneren Nothwendigkeit, die den Dichter zum Dichter, den Künstler zum Künstler bestimmt und macht, scheint er nicht einmal eine Ahnung gehabt zu haben. „Es giebt unter den Malern zwei Zünfte: die eine hat das Geld zum Ziel, die

andre den Ruhm.“ Wierz erstrebte den Ruhm mit der ganzen Gewalt seiner leidenschaftlichen Natur. Als wirksame Mittel auf dem Wege dieses Strebens wurden ihm „der Ehrgeiz, der Stolz, die Eitelkeit und sogar die Selbstsucht Tugenden des Künstlers“, — die Kunst wurde ihm Mittel zum Zweck. Wenn er also von „Liebe zur Kunst“ spricht, weiß man, was darunter zu verstehen ist. Der echte, aus innerer Nothwendigkeit arbeitende Künstler schafft und macht seine Werke unbekümmert um die Menge, die Welt; der ruhmjüchtige aber denkt nur an den Beifall der Menschen, er will sie packen, in Staunen setzen, erschrecken, erschüttern, mit einem Worte zur Bewunderung hinreißen. Er arbeitet also mit Absicht auf eine Wirkung, eine möglichst große Wirkung hin. In diesem Falle war Wierz. Nicht eine an sich künstlerische Wirkung erstrebte er, sondern die Masse sollte vor seinen Bildern Maul und Nase aufsperrn, und bisweilen auch verfolgt er eine bestimmte Tendenz. Bald sollte das Bild als ein Mittel zur Abschaffung der Todesstrafe, bald als ein „Aufruf zur Wohlthätigkeit“ dienen, immer aber sollte es eine möglichst überraschende und schlagende Wirkung hervorbringen. Um diesen Zweck in einer bisher nicht dagewesenen Weise, in einem bisher niemals erreichten Maße zu erreichen, wendete Wierz neben dem Riesenmaßstabe vieler seiner Werke, neben der breiten, coloristischen Behandlungsweise auch mehrere Male das System der Gucklöcher an. Er baute in seinem Werkstatt-Museum einzelne kleine Holzverschlüsse, in deren Wandung er an geeigneter Stelle ein mit einer Glasfüllung versehenes kreisrundes Loch anbrachte, welchem gegenüber er an der Hinterwand des Verschlages sein Bild aufstellte. Zwar verwahrt er sich dagegen, daß die Löcher den Eindruck der Täuschung vervollständigen sollten; sie sollten nur die abgeschlossene Betrachtung derjenigen Bilder ermöglichen, deren Gegenstand dies verlangt. Aber was denn Anderes als eine Steigerung der Wirkung sollte und konnte diese abgeschlossene Betrachtung bezwecken? Und zur Wirkung gehört bei Wierz nothwendig das Element der Sinnentäuschung; die „illusion la plus com-

plète“, wie er sich ausdrückt, wollte er hervorbringen (produire). Aber er täuschte sich selbst hier über die Wirkung. Hat man z. B. eben sein gewaltiges Gemälde der Himmelstürmenden Hölle bewundert und wandelt, die Seele noch von dieser Anschauung erfüllt, weiter, so gelangt man in wenigen Schritten an diese Gucklöcher. Harmlos blickt man hinein — aber wie oft fährt man entsezt zurück. Die Kindsmörderin, der lebendig Begrabene oder ein ähnlicher Gegenstand starren einem entgegen. Ich habe mehrfach diesen Schrecken an Besuchern des Wierz-Museums beobachtet, die von dieser Einrichtung keine Ahnung hatten und ganz unbefangen an diese Gucklöcher traten; aber ich habe auch gesehen, wie häufig der Schrecken sehr bald dem Späße wich, den sich die Besucher machten, indem sie sich gegenseitig zum Hineingucken anreizten, bald hier bald dort hinein blickten und so mit diesen Guckkästen ihr Spiel trieben. Diese von Wierz angewendeten außerordentlichen Mittel schossen also über das Ziel hinaus, und die beabsichtigte Wirkung schlug in das Gegentheil um. Die modernste Kunstansicht, der es eben nur um Wirkung zu thun ist, überholte sich selbst, indem sie den Sinn für alles Maß, das Urtheil über die Angemessenheit der gewählten Mittel verlor. Aber es scheint unzweifelhaft, daß bei Wierz dies Streben nach Wirkung, so zu sagen um jeden Preis, nicht auf kalter Absicht beruhte, sondern auf seinem feurigen leidenschaftlichen Wesen. Und dieser Umstand, der die berechnete Absichtlichkeit, die erkünstelte Künstlichkeit ausschließt, rettet vor dem Urtheil der Nachwelt die innere Wahrheit von Wierz' Künstlernatur. Wie leidenschaftlich, feurig und bisweilen schier bis zur Tollheit überschlagend wild diese Künstlernatur auch war, sie war nicht unwahr, — natürlich soweit als ein Künstler, dem die Kunst nicht reinster und höchster Selbstzweck, sondern nur Mittel ist, überhaupt in sich und vor sich selbst wahr sein kann. Was Wierz wollte, wirkte und that, vollbrachte er, wie ich glaube, aus voller Ueberzeugung. Daß die anregenden Kräfte in ihm nicht die Begeisterung für die reinste und höchste Kunst an sich, nicht die Liebe zum

Schönen, die rückhaltlose Hingabe an religiöse und dichterische Ideale waren, ändert die Aufrichtigkeit dieser Ueberzeugung nicht. Erfüllt von den Gedanken über die modernen politischen und socialen Probleme, gestachelte von starker Eitelkeit oder doch von einem starken Triebe nach Ruhm, ergriff er mit der feurigen Kraft seiner Phantasie die Gegenstände, und wie er sie gestaltete, so stellte er sie dar, — aber als ein Geist revolutionärer Art nicht für sich, zu seiner inneren und reinen Genugthuung, sondern für die Masse, die von ihnen hingerissen werden sollte. Diese Wirkung aber sollte nicht erreicht werden durch innere und höchste Kunstvollendung, sondern durch die anregende Kraft des Gegenstandes und die schlagende, womöglich eine Sinnentäuschung herbeiführende Darstellung. In Wierz' Werken hat die Kunst ganz ihre ruhige, versöhnende, erhebende Kraft verloren; sie betrachtet da alle Schönheit sowohl im Gegenstande wie in der Form als eine Nebensache, — sie will überraschend, schlagend, aufregend und hinerreißend wirken und giebt in der Wahl des Stoffes vieler der Darstellungen bereits den Weg an, der hier zum Ziele führt und der seitdem mit Erfolg auch von Andern betreten ist. Wierz malte Schrecknisse, Unglücksfälle, Grausamkeiten, und in dieser modernsten Richtung hat er nicht wenige Nachfolger gehabt, die ihn natürlich überboten, theils in der Gräßlichkeit des Gegenstandes, theils in der Vollendung der Malerei. Von dem gewaltigen Umfang und der künstlerischen Bedeutung dieser Richtung konnte man sich in der Kunstabtheilung der Pariser Ausstellung von 1878 reichlich überzeugen, und auch der gleichzeitige „Salon“ bot hierzu nur allzu günstige Gelegenheit. Besonders die Franzosen zeigten, ihrem Nationalcharakter entsprechend, für diese Art von Kunst eine sehr starke Liebhaberei, doch auch andere Nationen und einzelne Künstler anderer Nationen theilen dieselbe. Ich erinnere nur an „Die lebendigen Fadeln des Nero“ von dem Russen Siemiradski, die zuerst 1876 in Rom und München, dann in Berlin und an anderen Orten, 1878 aber auch in Paris ausgestellt waren: ein Bild von ebenso wunderbarer Vollendung der Malerei wie

abschreckender Gräßlichkeit des Gegenstandes. Keine Tragik, keine Versöhnung, reine Folterqualen und herzzerreißende Leiden! Man fragt sich unwillkürlich, wer soll, wer mag solche Leiden mit ansehen? Aber das Volk in allen Schichten drängt sich heran und staunt und bewundert, hingerissen von Schreden-erfüllter Neugierde wie bei einer Hinrichtung. Der Künstler hat es erreicht: eine vollkommene Wirkung! Sein Name ist in Aller Munde, seine Ruhmsucht sonnt sich an dem Staunen der Welt. Wierzb war einer der ersten, der diese Bahn betreten, der erste, der sich hier eines großen Erfolges rühmen kann; er war den Modisten von heute mit den Schritten eines Riesen vorangeeilt.

Sehr bezeichnend für ihn ist sein Verhalten dem Staate und der Öffentlichkeit gegenüber. Als Knabe von vierzehn Jahren empfing er die erste Unterstützung aus Staatsmitteln, die er seitdem dauernd bis zu seinem 27. Jahre genoß. Von da ab lebte er in Rom auf Staatskosten, bis er 31 Jahre alt geworden war. Er hatte nicht gelernt, bürgerlich auf eigenen Füßen zu stehen, er war ein verwöhntes Kind der Staatskassette. Aber das edle Gefühl der Dankbarkeit, das der Revolution so gänzlich fremd ist, kannte auch er nicht. Aus Rom heimgelehrt, steht er im Begriff, alle Wohlthaten, die sein Vaterland ihm erwiesen, dadurch zu vergelten, daß er es für immer verläßt. Nur die Abweisung, die er in Paris fand, treibt ihn wieder in die Arme der Heimath. Aber schon tritt er auch wieder mit neuen, ganz ungemessenen Forderungen auf. Der Ruhm von Rubens ließ ihm keine Ruhe. Die höllischen Mächte in ihm, Eitelkeit, Ehrgeiz, Ruhmsucht, trieben ihn zum Ansturm gegen den Staat, damit dieser ihm dazu verhelfe, in den Ruhmestempel zu steigen und sich neben Rubens aufzustellen. Eine 80 Fuß hohe Leinwand mit dem „Ansturm der Hölle gegen den Himmel“ sollte ihm der Staat bezahlen und neben des großen Meisters „Kreuzabnahme“ aufhängen lassen! Und was verliert denn Wierzb ein inneres Recht zu dieser Forderung? Sein „Patroklos“! Sein „Christus im Grabe“, — dieser mißglückte Versuch, sich Rubens zu nähern! Sein Versuch mußte den Regierenden wie eine Narr-

heit erscheinen. Zugleich erklärte er, daß er nicht für den Verkauf male, daß er der Vertreter der „unabhängigen Malerei“ sei. „Bis heute — sagte er — war die Malerei eine Sklaverei, die wie eine Waare behandelt, die allen Lannern der Liebhaber unterworfen wurde, die unabhängige Malerei befreit sich von dieser Knechtschaft, sie trotzt dem Einfluß der Mode, sie wirft das Joch der Phantasie des Einzelnen und der herrschenden Systeme ab. Sie hat nicht die Ausschmückung, nicht die Ausstattung im Auge; das Ziel ihrer Anstrengungen ist nicht der Gewinn; sie hat es nur auf die künstlerischen Eigenschaften abgesehen, sie sucht das Schöne und das Wahre, die durch die Jahrhunderte geheiligt sind. Mit einem Worte, die unabhängige Malerei tritt nicht in den Handel ein und wendet sich nur an die Intelligenz.“ Diese gewaltig in die Ohren klingende Erklärung heftete Wierzb an den Eingang seiner Werkstatt, die zugleich sein Museum war, und noch jetzt kann man sie daselbst lesen. Ich sehe von einer sachlichen Beurtheilung derselben, die gegen Thatfachen der Geschichte, gegen die Achtung vor den großen Meistern und gegen die Logik gleichermaßen verstößt, ab und weise nur auf die ungeheure Ueberhebung hin, die sich in diesen Worten ausdrückt. Jedermann wird sie empfinden und anstaunen.

Durch diese Grundsätze und Gesinnungen sah sich Wierzb immer wieder an den Staat gewiesen. Er verfolgte dabei zwei Ziele; einmal verlangte er den Bau eines großen Werkstatt-Museums und zum andern suchte er immer wieder seine Gemälde mit einem Werke von Rubens zusammenzustellen. Im Juni 1848, wo die Phantasie und die Leidenschaften in ihm neu entzündet waren, nahm er einen neuen Anlauf. Die „Marcellaise der Malerei“, die schon 1840 gespußt, führte er dem Minister des Innern wieder vor, nebst andern hochtrabenden Reden von der Zukunftsmalerei; dann forderte er die Darlehnung der Rubens'schen „Kreuztragung“ im Museum zu Brüssel auf 17 Monate. Die Künstler erhoben hiergegen Einsprache, der Minister lehnte ab, Wierzb spottete, daß man „den großen Meister vor einer ungeheuren Gefahr geschützt“ habe. Im Jahre 1849 wendete er sich

an die Oeffentlichkeit, — es war bereits das dritte Mal, — daß Jemand ihm ein Gemälde von Rubens oder Rafael darleihen möchte: ohne Erfolg. Da entschloß er sich im Jahre 1851, statt der Gemälde sich mit Kupferstichen zu begnügen, und er forderte nun in einem ziemlich anmaßenden Schreiben an die „Indépendance belge“ zu einem kritischen Turnier in seiner Werkstätte heraus. Inzwischen aber hatte Wierix wiederholt die Leinwand zu großen Bildern vom Staate geschenkt erhalten, und er erklärte dagegen, im September 1848, daß es „seine Absicht sei, dereinst alle seine Werke der Regierung anzubieten“. Die Ausführung dieses Gedankens nahm festere Gestalt an; man trat in Verhandlungen ein und schloß am 2. Juli 1850 einen Vertrag ab, kraft dessen Wierix 30,000 Franken vom Bau eines Werkstatt-Museums erhielt, wo alle die bestimmten, in den Besitz des Staates übergehenden Gemälde aufgehängt werden sollten. Ein Nachtragsvertrag vom 1. September 1853 stellte ihm noch weitere 34,000 Franken zur Verfügung, und später erhielt er nochmals 23,000, im Ganzen also 87,000 Franken. So hatte er es erreicht; der Staat hatte ihm geholfen, sich das ersehnte Denkmal zu errichten, — aber es drängte ihn weiter. Er dachte an ein dreimal so großes Museum. Der Tod schnitt seine Pläne ab.

Man muß es mit Genugthuung anerkennen, daß Wierix niemals Staatsmittel zu gemeinen Zwecken verwendet hat. Er lebte äußerst einfach, und was er zu seinem Unterhalte sich erwerben mußte, das deckte er durch Einnahmen für die Bildnisse, deren er viele malte. Auch verkaufte er, ungeachtet seiner öffentlichen Erklärung, einzelne seiner erfundenen Malereien. Die Staatsgelder, besonders die letzten großen Summen, benutzte er nur als Mittel, um die Wege des Ruhmes sich zu bahnen und zu sichern.

Auffällig könnte es vielleicht scheinen, wie ein Mann, der dem Staate gegenüber einen ganz socialistischen Standpunkt einnahm, der fortwährend Staatshilfe und Staatszusage genoß, der Oeffentlichkeit gegenüber ein wahrer Tyrann war. Aber hierin zeigt sich nur der echte Revolutionsmann. Gierig nach dem bewundernden Beifall der Menge, unerfättlich nach Lob

und Ruhm, war jedes tadelnde Wort ihm ein Stich ins Herz, jeder Tadler sein Feind. In den Zeitungen forderte er zu einer „öffentlichen vergleichenden Besprechung seiner Gemälde und der Werke von Rafael und Rubens auf“; aber wer nicht lobte und rühmte, erhielt Abfertigungen. Das Bedenkliche solcher Erörterungen vielleicht fühlend, sagte er sich dann wieder in seinem ganzen Stolze zusammen und schnitt alles Gerede mit der Frage ab: „Ist eine Kritik in Bezug auf Malerei überhaupt möglich?“ Diese Frage setzte er auf sein eigenes, 1860 gemaltes Bildniß, offenbar als eine Art von Schlussbekenntniß, daß er des Geschwäzes der Menge nicht achten wolle.

Faßt man Wierix ganze Persönlichkeit zusammen, so treten Leidenschaftlichkeit und Ruhmsucht als die treibenden Kräfte seiner Natur hervor, beide nicht unedel, nicht nach Niedrigem, sondern nach den höchsten Palmen trachtend. Freilich die Leidenschaftlichkeit, in ihrem künstlerischen Ausbruche, hatte keinen Halt, keine Grenze; immer ausschweifender wurde sie, immer wilder, bis zur Tollheit. Und die Ruhmsucht wieder führte ihn in seinen Forderungen und Wünschen bis an die Grenzen der Narrheit. Dennoch aber hielt sein starker Geist aus, sein beharrlicher Wille that das Seinige, und Wierix erreichte seine Ziele. Durch den Inhalt der meisten seiner Darstellungen, durch seine Gesinnungen und Handlungen aber bekannte er sich als den Vertreter der Revolution; in hohem Maße that er dies auch durch den Stil und die Ausdrucksweise seiner Schriften. Immer redet er die Leser an, immer ist er aufregend, gewalttham und leidenschaftlich; sein Stil ist der der Revolutions- und Volksredner. Als solchen Vertreter der Revolution suchten wir ihn hier zu bezeichnen und in seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung einzuführen. Sein künstlerischer Charakter an und für sich ist der eines Eklektikers, eines Nachahmers; er ist in diesem Betrachts so wenig wahrhaft originell wie die ganze belgische Schule. Originell wurde er erst durch seinen revolutionären Geist; aber in dieser Originalität ist er nicht mehr reiner Künstler. Kein einziger rein künstlerischer Zug von Bedeutung ist in

seinen Werken, der ihm eigen wäre; überall sieht man Anlehnung, Nachahmung, Eklekticismus. In dem Aufbau und der Anordnung, der Bewegung und Haltung, der Zeichnung und Formengebung, der Schatten- und Farbenbehandlung: überall kann man leicht seine Vorbilder erkennen und nachweisen. Das Heroische, Ideale, Classische aber war ihm nicht gemäß. Auch für die Wiedergabe des Innerlichen, der Empfindung, der Stimmung war sein so entschieden nach außen gerichteter Geist nicht angelegt. Sein künstlerisches Talent drängte nach Leben, Bewegung, Leidenschaft. Und so erklärt sich aus zwiefachen Gesichtspunkten seine enge und dauernde Anlehnung an Rubens. Ich würde es für eine Anerkennung halten, welche dem Talente und den Leistungen von Wierz nicht gebühret, wollte man ihn mit Rubens wirklich und eingehend vergleichen. Was Rubens von Natur war, ein Genius mächtigster Art, das wollte Wierz mit Gewalt — *par force* — werden. Aber er wurde nur „*un génie forcé*“. Die Größe und der Ruhm, sie waren sein Ziel — aber er erstrebte es mit dem Willen und nicht mit dem Talente. Seine Ruhmsucht streifte an Selbstvergötterung, die ihn nicht selten verblendete und irre

führte. Statt zum „Schönen“, von dem er in seinen Schriften immer redete, gerieth er dann nicht selten zum Häßlichen, Abgeschmackten, Überwiegigen und Tollen. Aber Wierz war und blieb ganz klar; seine Ungebundenheit geberdete sich nur bisweilen wie Verrücktheit.

„Vergebens werden ungebundene Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben!“

Wenn in diesen trefflichen und schönen Worten Goethe's der Maßstab des echten Künstlers, des wahrhaft Gebildeten, des gereiften Menschen, des weisen Mannes liegt, so kann daraus, daß er auf Wierz gar nicht paßt, geschlossen werden, welchen Werth dieses eklektische Talent, dieses leidenschaftliche Herz, dieser gährende Geist, dieser revolutionäre Kopf als Künstler und Mensch an und für sich haben kann. Ferne sei es von uns, sein Inneres zu richten! Wir urtheilen nur, um die Bedeutung recht klar hervorzuheben, die er in der Kunstgeschichte nach unsrer Meinung hat, die nämlich, der Vertreter der politischen und socialen Revolution auf dem Gebiete der Kunst zu sein. In diesem Betrachte ist er wirklich ein Riese — mag er übrigens sein, wie er war und was er will.





www.libtool.com.cn

Karl Egon Ebert

und seine gesammelten Werke.

Von

Alfred Klar.

Es sind ungefähr sieben Jahre her, seit wir unser fünf, Vertreter der Prager Schriftsteller und Kunstfreunde, vor das Smichower Stadthor hinausführten, um vor einem stillfreundlichen, einsamen, dem prächtigen Kinsky'schen Garten zugewendeten Hause, das ganz und gar wie ein Poetenheim anmuthet, Halt zu machen. Die Deputation hatte dem Nestor der deutsch-böhmischen Dichter, der sein siebzigstes Jahr vollendet hatte, eine mit viel hundertten Unterschriften bedeckte Glückwunschadresse zu überreichen, und Jeder von uns nahm einen starken Herzeusantheil an der Ehrenpflicht, die zu erfüllen wir im Begriffe waren. Die Aelteren kannten den bescheidenen Sinn des berühmten Mannes, der seit Jahrzehnten jede öffentliche Anerkennung von sich abgelehnt hatte, und dem Worte des Dantes und des Lobes zu sagen, ihnen nichtsdestoweniger ein Bedürfniß des Gemüthes war. Wir Jüngeren freuten uns, den Mann von Angesicht zu sehen, dessen Verse uns schon in der Schulzeit zugleich mit jenen Goethe's und Schiller's begeistert hatten, der in unserer Heimathstadt lebte und der in seiner stolz-bescheidenen Abgeschlossenheit uns trotzdem als ein unnahbarer, auf einer Höhe thronender Poet erschien. Wie sehr aber fühlten wir nicht nur

unser Interesse befriedigt, sondern auch unser Gemüth angeheimelt, als wir die Schwelle der Poetenwohnung überschritten hatten und der Träger des berühmten Namens, auf den noch ein Sonnenstrahl des Goethe'schen Lobes gefallen, der Säger der „Wlasta“, uns als ein Mann der kräftigen Gegenwart, mit rasch zutraulicher, schlichter, wahrhaft jugendlicher Freundlichkeit entgegentrat. Von dem Siebziger, auf dessen Anblick sich, so zu sagen, unsere ehrfürchtige Erpfundung gestimmt hatte, war gar wenig zu merken. Vor uns stand ein hoher, kräftiger, aufgerichteter Mann, dessen volles, schwarzes Haupthaar eine von mildem Ernste durchleuchtete Physiognomie umrahmte. Das breite Gesicht Ebert's, zumal der schmale, feine Mund, zeigt strenge Linien, jenen eigenthümlichen, gehärteten Ausdruck, der durch die Selbständigkeit eines stillen, sich vornehm und consequent abschließenden Denkens gebildet zu werden pflegt. Aber unter den buschigen Brauen leuchtet ein Paar Augen voll kindlicher Milde, voll weichen, schmiegsamen Mitgefühles hervor. Wie das Aussehen, so der Mann. Ebert's Haltung und Rede kennzeichnet das Wesen, das in sich selbst ruht; imponirende Reife des Könnens und Wissens spricht aus seinen Reflexionen, eine wahrhaft jugendliche Frische verleiht jeder seiner Gefühlsäußerungen einen im edelsten Sinne des

Wortes naiven Reiz. Und wie der Mann, so der Dichter. Eine seltene Harmonie weht durch diese Natur und durch dieses Leben. Ein reiches Talent und ein schlicht angelegter, adeliger Charakter, war Ebert früh vom Schicksale begünstigt und konnte seine Kraft auf sein bestes Können concentriren. Daß er dies auch jederzeit zu wollen die Energie hatte, hat ihn über Hunderte, die neben ihm ihr Talent in rasch verschwindenden Productionen aufleuchten ließen, emporgehoben. Dem Tage, mit dem die kleinen Größen stehen und fallen, hat Ebert nie gehuldigt; daher seine Jugend und die seiner Werke. Es war ihm vergönnt, das Rein-Menschliche in sich durchzukämpfen, ohne daß er jemals in die Niederungen des materiellen Kampfes um das Dasein hinabgerathen wäre; daher die Reinheit und Keuschheit der Empfindung, die er sich bis ins hohe Alter hinein bewahrt hat. Für Freiheit und Fortschritt hat der Dichter warm empfunden und die politische Reaction mit der ehernen Strenge des sittlichen Urtheils verdammt; jede Zeile seiner Zeitgebichte spricht dies aus. Voll Liebe zu seiner engeren Heimath fühlte er sich zugleich als ein treuer Sohn der deutschen Nation; das bezengte der Jüngling in seinem begeisterten Gruß an den Vater Rhein, der gereifte Dichter in der Fülle der epischen Gedichte, welche deutsche Sage und Geschichte verherrlichen, der besahnte Mann in dem Triumphgeänge, den er nach der Schlacht von Sedan anstimmte. Aber in das wildbewegte Parteileben seiner Heimath ist Ebert niemals hinausgetreten. Wer seine Stimme hören will, der darf ihn nicht auf dem Markte suchen. Im abgeschlossenen Heiligthum der Poesie fühlte, dachte, urtheilte und gestaltete er. Daher die vornehme Ruhe seines Wesens, die sonnige Klarheit seiner Anschauung, die von jeder Einseitigkeit freie Empfindung für alles Große, Schöne und Bedeutende.

Ebert ist längst gekannt und gewürdigt in Deutschland. Die Literaturgeschichte hat seinen Namen in das goldene Buch der Verühmten eingetragen, seine Balladen sind volksthümlich geworden. Ja einige derselben, wie „Fran Pitt“ und „Schwerting, der Sachsenherzog“, genießen das schöne Loos, in jenen Kreisen bekannt zu sein, in denen man nach keinem Autor-

namen fragt und die Dichtergabe wie eine Gottesgabe dankbar empfängt, ohne nach der Herkunft zu forschen und zu grübeln. Aber erst seit einigen Monaten liegt das ganze Dichterleben Ebert's in der Gesamtausgabe seiner Werke*) erschlossen vor uns. Sieben Bände Dichtungen in gebundener Form, das ist eine Seltenheit unter den Werken der Zeitgenossen, die sich so leicht von einem trivialeren Lesebedürfniß der Menge verleiten lassen. Sieben Bände Verse — das scheint fast zu viel für eine Zeit, die in der Literatur nur naschen und nur im Gedränge des täglichen Wirkens der schönen Form huldigen will. Im Sinne jener Mode, welche jede anderweitige Voraussetzung dem frappirenden Effecte zum Opfer bringt, ist auch Ebert wirklich kein Moderner; für ihn gilt noch das Grillparzer'sche Wort: „Dichten heißt in Versen denken.“ Von früher Jugend auf gestaltete er sein Gedankenleben in der ihm eingeborenen poetischen Form. Nur jene Fremde der Poesie, welche noch in Kunstwerken zu leben verstehen, anstatt, wie es Mode geworden, an der lodenden Neußerlichkeit des Künstlerischen vorüber zu eilen, werden sich an Ebert's Werken erfreuen; diese aber sicherlich von ganzem Herzen.

Die erste Entwicklungszeit unseres Dichters, der im Jahre 1801 als Sohn eines Doctors der Rechte zu Prag geboren wurde, fällt in die Zeit nach dem Wiener Congresse, in die Periode des erkünstelten politischen Friedens, den Oesterreich damals in seinen inneren Angelegenheiten noch besser als die anderen Staaten der heiligen Alliance zu wahren verstand. Das schöngeistige Element trat, wie immer in Reactionszeiten, einseitig in den Vordergrund. In Prag namentlich wurde in den zwanziger Jahren sehr viel gereimt, mitunter auch gebichtet. Die Deutschen, kosmopolitisch wie überall und damals noch ohne Ahnung davon, daß ihnen jemals auf einem Boden, der durch ihre Bildung, ihr Können und ihren Fleiß befruchtet war, das Heimathsrecht könnte streitig gemacht werden, gingen in ihrem poetischen Streben mit den wenigen nach Fortschritt ringenden Tschechen Hand in Hand, ja,

*) Prag, Verlag der Gesellschaft „Bohemia“.

sie verherrlichten in der Sprache Goethe's und Schiller's die tschechische Sagen-
schichte und konnten nicht vorhersehen, daß
ein kindischer Staatsrechtsdünkel und das
Streben nach nationaler Gewaltherrschaft
einmal Sage mit Geschichte und Geschichte
mit Politik verwechseln werde. Auch viel
später noch, in den vierziger Jahren, kam
der kosmopolitische Befreiungsdrang der
Deutschen den Tschechen zu Gute. Be-
weis dafür: Hartmann's böhmische Ele-
gien und Meißner's Bizka, wie denn
überhaupt die besten Gedichte, in denen
tschechische Sage oder Historie verklärt
worden, von urdeutschen Poeten geschrieben
wurden. Karl Egon Ebert ist darin, wie
in vielem Anderen, den deutsch-böhmischen
Poeten vorangegangen. Er hatte sich
durch einen Band Gedichte, der im Jahre
1824 bei Kronberger in Prag erschien,
als Jüngling bereits den Namen eines
Poeten erworben. Schon damals war
man über Böhmen hinaus auf ihn
aufmerksam geworden, und zumal die
schwäbischen Dichter erkannten in dem
Verfasser des Romanzenkranzes: „Karl
der Große und seine Jungfrauen“ den
verwandten Genius. Rückert, Tieck, de
la Motte-Fouqué und Vögtler begrüßten
freudig ein neues Talent, Vaggesen, der
Gegner der Modernen, dem der Zufall
die Gedichte in die Hände spielte, sprach
sich geradezu enthusiastisch aus. Nicht
ein Strebender, sondern ein Könnender
war in diesen Gedichten des dreiundzwan-
zigjährigen Mannes an die Oeffentlich-
keit getreten. Der Epiker, der „Schwer-
ting, der Sachsenherzog“ gebichtet hatte,
stand gewappnet und gerüstet neben den
Besten, welche für die Renaissance des
urdeutschen Heldengesanges eintraten; der
Lyriker, der das unsäglich zarte Liebes-
lied von „Elise und Mondenstrahl“ ge-
sungen, ward als ein Poet der ge-
klärten Romantik gekannt und anerkannt.
Wohlthuend berührte schon damals die
ausgleichende und versöhnende Gewalt
der poetischen Stimmung, über die Ebert
schon als Jüngling gebot und die er sich
bis ins Greisenalter bewahrt hat. Indi-
vidueller Schmerz und Menschheitsklage,
jene ewigen Stürme, welche die Saiten
der Lyra durchzittern, wehen auch durch
seine Gedichte. Aber es ist der Kampf
eines Gefunden, der da durchgekämpft

wird; die bewegte Empfindung ist frei
von Krankhaftigkeit, in die Accorde dieser
Gedichte stürmt keine Dissonanz herein.
Ein wahrhaft kindlich reines Gefühl für
das Naturleben und der Zug eines innigen,
in der Tiefe des Gemüthes wurzelnden
Empfindens geben einen positiven Halt,
dessen unsere neuesten Lyriker, die nur zu
fragen und zu klagen wissen, so oft ent-
rathen. Diesen Charakter hat Ebert in
dem Motto, das er dem ersten Bande
seiner Werke, den lyrischen Dichtungen,
voransetzt, selbst am schönsten ausge-
sprochen:

„Natur und Lieb', ich nenn' euch beide,
Und hab' euch mir im Sinn gepaart,
Weil jede reine höh're Freude
Mir nur durch eure Segnung ward.“

Wenn nicht Natur uns trenn' verbliebe,
Ob Alles auch von uns sich lebt,
Und wäre nicht das Tröpflein Liebe,
Das Leben wär' nicht Lebens werth.“

Aus der Schöngesterei, welche damals
in Oesterreich die Zuflucht der Geistes-
thätigkeit bildete, hatte sich Ebert also früh
zur poetischen That emporgeschwungen.
Vertrauen, Ermuthigung und die eigene
poetische Kraft drängten zu einem größeren
Werke. Der Dichter war unterdessen
Bibliothekar seines Freundes und Gön-
ners, des damals noch reichsunmittelbaren
Fürsten Fürstenberg, geworden, und Pflicht
und Vorliebe drängten zur Beschäftigung
mit der heimischen Geschichte. Da wuch-
sen denn aus dem Rebel der unzuverlässigen
böhmischen Chroniken von Kosmas und
von Hajek Gestalten, die immer festere
Umriffe gewannen, vor den Augen des
Dichters empor. Der deutsche Poet be-
schenkte das tschechische Volk mit der
Ausgestaltung der merkwürdigsten Sage,
die sich an das Regiment Libussa's und
Przemysl's knüpft, mit dem Epos „Wlasta“,
durch welches die schattenhafte Geschichte
vom böhmischen Mägdetrüge Leib und
Seele, Gestalt und Physiognomie erhielt.
Das Gedicht, im Jahre 1828 vollendet,
war ein Ereigniß, als es erschien, und gilt
mit Recht noch heute als eine That
in der deutschen Literatur. Die prächtigen
Naturschilderungen, die mit der Darstellung
der Ereignisse poetisch zusammenklingen,
die breit und energig gemalten Kampfes-
bilder, die kühne Charakteristik der he-
roischen Gestalten, das interessante Co-

lorit der Kulturdämmerung und die Allegorisation des Dämonischen in slavisch-mythologischen Formen — all dieses vereinigt sich zu einer echt epischen Wirkung im großen Stil, die durch die meisterhafte Behandlung der Nibelungenstrophe, durch freie Strömungen und kunstvolle Stauungen des Rhythmus in mustergerüstiger Weise unterstützt wird. Schon erscheint freilich der „Wlasta“ ein starker moderner Inhalt eingesenkt, eine Art detaillierter psychologischer Motivierung, ein Gewebe von Schuld und Unschuld, welches mit dem epischen Interesse ein dramatisches verknüpft. Aber Ebert's „Wlasta“ hat vor späteren Epen ähnlichen Stoffes den Vorzug, den dramatischen Momenten die traditionelle großartig-epische Form nicht aufgeopfert zu haben. Die gestaltungsfreudige Breite der Darstellung, die Verwebung des Sagen- und Legendenhaften mit der Wirklichkeit, die Wiederholung der Handlung in höheren Regionen gemahnen aufs glücklichste an die classisch-epischen Traditionen. Wie Grillparzer, der unserem Dichter in vielen Stücken vergleichbare deutsch-österreichische Zeitgenosse auf dem Gebiete des Dramas, so hatte Ebert auf dem des Epos das Erbtheil der Classicität angetreten. Kein Geringerer als der Großmeister der deutschen classischen Dichter hat dies vor sechzig Jahren bestätigt. Goethe las die „Wlasta“ mit hohem Interesse, begrüßte das erfreuliche Talent und meinte unter Anderem: „Landschaften, Sonnenauf- und Untergänge, Stellen, wo die äußere Welt die des Dichters war, sind vollkommen gut und nicht besser zu machen.“ Goethe fand nichts zu tadeln als den Mangel an Realität in der Individualisirung der Zeit. Die Amazonen, ihr Leben und Handeln erschienen ihm zu sehr „ins Allgemeine“ gezogen“. Ebert, meint Goethe, hätte sich mehr an die Chroniken halten sollen wie Schiller, als er den Tell schrieb, wie er — Goethe selbst —, als er für seinen „Clavijo“ die Memoiren des Beaumarchais benutzte.

Ebert konnte entgegnen — und er that dies auch durch die Vermittlung des bekannten böhmischen Goethefreundes, Professor Jauper — daß der Altmeister von einer falschen Voraussetzung ausgegangen war, wenn er an böhmische Chroniken dachte, die

über das siebente Jahrhundert Auskunft zu geben, die Sitten, die Gebräuche und den Culturstand jener Zeit der Gegenwart nahe zu bringen vermöchten. Kosmas und Hajek schildern die Ereignisse des Frauenkrieges so, als ob sie sich in nicht ferner Zeit zugetragen hätten ohne irgend eine Zeitfärbung, die nicht einmal in ihrer naiven Intention gelegen war. Die Königinhofer Handschrift, viele Jahrhunderte später geschrieben, giebt ebenfalls nicht den geringsten Anhaltspunkt, und so schloß Ebert seine Rechtfertigung: „Ich mußte so verfahren, wie ich verfuhr, oder ich hätte die „Wlasta“ umgeschrieben lassen müssen.“ Goethe erlebte nicht das zweite größere Werk Ebert's, in dem er vollauf gefunden hätte, was er an der Wlasta vermißte: bestimmteste Realität und meisterhaftes Localcolorit. Die Idylle „Das Kloster“ ward wohl im Jahre 1831 vollendet, aber erschien erst im Jahre 1833. Sie schließt sich an die „Wlasta“ wie das liebe Wiefenthal an die furchtbar schöne Gebirgskette. Ebert selbst meinte in der poetischen Einleitung über das Verhältniß der Gedichte:

„Groß ist himmelsfürend Strebend und die That
der Riesenkraft,
Aber schön ist, was das Leben oft in engem Kreise
schafft.
Prächtig steht die Königsreihe, und der Bels ragt
kühn und hehr,
Aber holdser ist die Blume und der Aehren goldnes
Weer.
Herrlich prüft sich Stärl' an Stärke, hoch auf
schwellt ein Sieg die Brust,
Doch im ruh'gen Thau und Weben wohnt die
sanfte süße Lust.
Doch begeistert's, aufzusiegen mit des Adlers küh-
nem Schwung,
Aber nah' um uns, ganz nahe, winket mehr Ver-
sriedigung.“

Diese innere Befriedigung des Gemüthes ist es, die in der Idylle „Das Kloster“ verherrlicht wird. Viele haben es versucht, auf jenen freundlichen Landwegen der Poesie, die durch Woffens „Louise“ und Goethe's „Hermann und Dorothea“ gebahnt worden sind, als würdige Nachfolger zu wandeln. Ebert ist der Einzige, der seinen Schritt auf die rechte Bahn gelenkt hat. Das Mißverständniß glaubte vielfach die classische Tradition in der Idylle zu pflegen, wenn das Kleine zum Kleinlichen übertrieben und außer dem Schlafrode auch noch die

Wolljacket unter demselben mit ängstlicher Feder gezeichnet wurde. Ebert hat sich bei dem größten Talent für behagliche Kleinmalereien von solchen Tisteleien ferngehalten. Das Kleine, wofür er den feinsten Sinn besitzt, ist ihm wie seinen großen Vorgängern nur insofern bedeutend, als es einen markanten Zug in der Stimmung des selbstzufriedenen, still bescheidenen Glückes bildet. Eben so fern bleibt ihm der bucolische Fanatismus, der das Vegetiren zwischen Kuhstall und Düngerhaufen als das Um und Auf des menschlichen Wohlfühlens verhimmt. Nicht die Beschränktheit ist es, die der Dichter feiert, sondern die weise Beschränkung; nicht die Geistesarmuth, die vom Reichtum der Bildung ausgeschlossen ist, sondern der Reichtum des Gemüthes, der die Schätze der Bildung in sich verschließt und nutzbar macht. So schildert er ein friedliches Thal, einfach tüchtige Menschen und wahre Priester des Seelenfriedens, unter denen der verloren geglaubte Sohn der Heimath wiederfindet, was dem Abenteuernden in der weiten Welt abhanden gekommen war: das Gleichgewicht der Seele und die Hingabe an die unerlöschlichen aus dem Gemüthe quellenden Freuden des Daseins. Die Schilderung des Klosterlebens, in das der Wanderer verzweifelt eintritt, um durch Einkleben in sich selbst und durch innere Läuterung die Seele neu zu stärken, ist ein Meisterstück der plastischen Darstellung. Ein Greis an Jahren, ein Jüngling im Empfinden, hat Ebert mehr als vierzig Jahre später, im Jahre 1874, in der Idylle „Wald und Liebe“ ein Seitenstück zum „Kloster“ vollendet. Auch diesem Gedichte liegt eine einfache Geschichte zu Grunde, die durch den vertieften Ausdruck wechselnder Empfindungen, namentlich durch die schöne Wechselwirkung zwischen Gemüths- und Naturleben abwechslungsreichen und farbenreichen Reiz gewinnt. Im Grunde handelt es sich nur um den rasch gefaßten Entschluß eines hochgeborenen Herrn, eine schlichte Försterstochter, ein anmuthiges Kind des Waldes, heimzuführen. Aber wie der Himmel im Wassertropfen, so spiegelt sich hier das Leben guter Menschen in einem Tage friedlichen Glückes. In beiden Idyllen bezeugt eine kunstvolle Verwerthung des Gegenstandes den Meister

der Composition. Die Mauern des stillen, weltabgeschlossenen Klosters widerhallen von der Erzählung bunter und lärmender Abenteuer, die der ruhelose Gast der frommen Väter erlebt hat. Nahe an der von „Wald und Liebe“ eingelegten Försterwohnung, in der der schönste Friede des ruhigen Daseins waltet, lagert die Zigeunerbande, die Schaar der rast- und heimatlosen Nomaden. Es ist derselbe schöne und bedeutsame Gegensatz, den der Zug der Vertriebenen in die Sphäre der weltberühmten Goethe'schen Idylle hineinragt. Beide Idyllen Ebert's sind in Hexametern geschrieben, die namentlich in „Wald und Liebe“ durch ein sinnvolles Spiel der Cäsuren die Kraft der Schilderung wesentlich unterstützen.

Einen interessanten Gegensatz zu den idyllischen Dichtungen bildet ein kürzeres Epos „Die Magyarenfrau“. „Halb Heldenlied, halb Lied der Minne“ stürmt es im kühnen Romanzenschritte, im geflügelten Tacte der Trochäen einher. Eine Episode aus den ungarischen Revolutionskämpfen des Jahres 1644 bietet die historische Grundlage, die der Dichter psychologisch zu vertiefen verstand. Der Ton der Erzählung ist feurig, das Colorit ein eigenthümliches Hell Dunkel. Die Beleuchtung der abenteuerlichen Situationen und eine energische Charakteristik fesselt das Interesse. Eigenthümlich ist Ebert's Virtuosität und Neigung, die weiblichen Charaktere in die heroisch-kriegerische Sphäre zu versetzen. Neben die „Wlasta“ und „Die Jungfrauen Kaiser Karl des Großen“, Gestalten, die von dem Nebel einer historischen Dämmerperiode umwoben sind, stellt sich „Die Magyarenfrau“ als ein moderneres Heldenweib, auf dessen Züge ein schärferes geschichtliches Licht fällt.

Das Epos ist überhaupt in den Werken unseres Dichters am reichsten bedacht. Auf diesem schwer zu bebauenden, nicht von selbst sich begründenden Boden hat er das Schönste und Mannigfaltigste geleistet; er hat den echten Dichterblick im Erschauen der großen Begebenheit, in der breiten Entfaltung des Menschlichen und Natürlichen. Mit den Klagen über Mangel an sanglichen Liebern laufen bekanntlich in unserer Literatur die Lamentationen über den Mangel an declamationsfähigen

Gedichten parallel. Daß solche Klagen zuweilen auf Unkenntniß oder Bückerschen beruhen, beweisen auch Ebert's Werke, zumal die kleinen Epen, welche den zweiten Band der Gesamtausgabe füllen. Ein wirklich erstannlicher Reichthum guter poetischer Erzählungen findet sich da zusammengedrängt. Der düster-schwere Gang der Ballade, die hellere Art und der kurze Schritt des deutschen Heldengedichtes, der leichtbeschwingte Lauf der Romanze, die schlichte feierliche Bewegung der Legende erscheinen da gleich glücklich beherrscht, gleich consequent durchgeführt. Mustergiltig sind „Otto, der Schütz“, ein Liederfranz voll freisteher Frendigkeit, „Der Königstochter Laune“, eine Mythe voll Tiefinn und Aumuth, „Der Schelm vom Berge“, die in Zeit und Charakter prächtig individualisirte Geschichte des Kampfes gegen das Vorurtheil, die frei erfundene, aber schön in den Charakter des Mittelalters eingestimmte Erzählung „Der Schild“ und die liebenswürdige originelle Humoreske „Rübezahl's Braut“. Allüberall tritt hier zugleich mit der schönen Gesinnung und dem sicheren Blick für das Concret-Bildliche auch eine an die besten schwäbischen Dichter mahnende Meisterschaft in der äußeren poetischen Form zu Tage. Ebert gießt seine Stoffe nicht in Verse um, sondern er denkt künstlerisch. Es lebt in ihm jene prästabilirte Harmonie zwischen Gedanken und sprachlichem Ausdruck, die der moderne Verskünstler Jordan als eine der poetischen Form eingeborene bezeichnet.

Als Dramatiker ist Ebert wenig bekannt, und doch hat er auch auf diesem Boden manchen schönen und edlen Bau aufgeführt. Sein Jugendwerk „Brzetislaw und Jutta“, mehr durch lyrischen Schwung als dramatische Kraft ausgezeichnet, feierte in Prag und Wien Triumphe. Es sollte auch eine allegorische Bedeutung haben, nämlich die Versöhnung der Tschechen und Deutschen in Böhmen darstellen – ein Gedanke, dem es an poetischer Berechtigung gewiß nicht gebricht, wenn auch die Verwirklichung desselben durch die praktisch-politischen Verhältnisse in weite Ferne gerückt ward. Die Tragödie „Der Frauen Liebe und Haß“ behandelt einen psychologisch interessanten Stoff, dessen historische Grund-

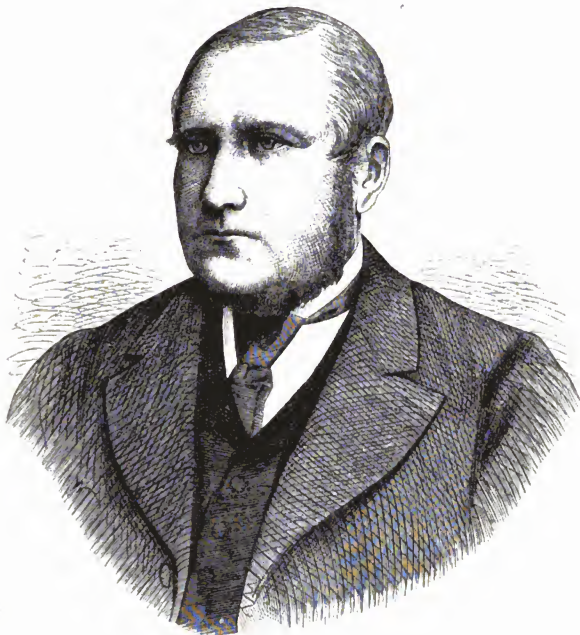
züge der „Eroneken der Sassen“ entnommen sind. Die Hauptgestalt des Stückes ist Maria, die einem spanischen Königsgeschlechte entsprossene Gemahlin Otto's III., eine Potiphar in altdeutschem Costüme. Das Ganze, ein mit sittlichem Ernste durchgeführtes Ehebruchsdrama, ist ein Versuch, der krankhaften Verirrung des Individuums gesunde schlichte und natürlich-derbe Verhältnisse zur Folie zu geben. Das Trauerspiel „Das Gelübde“ verlegt in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in den Kreis des deutschen Templerordens, dessen Zucht in der Forderung begriffen ist. Der tragische Conflict wird durch den Zwang des Celibates begründet. Ebert's bedeutendstes Drama ist „Brunoy“, ein kräftiges, charaktervolles, im guten Sinne modernes Drama. Erst der siebzehnjährige Mann hat dieser eigenthümlichen Dichtung die letzte bleibende Form gegeben. Held des Stückes, das in der Vorbereitungszeit der großen französischen Revolution spielt, ist ein Halb-aristokrat, der Sohn einer vorurtheilsvollen aristokratischen Mutter, der väterlicherseits von Bürgern abstammt, ein wild energischer Mann, der den Muth gewinnt, dem verderbten Adel, der sein Gold umschmeißelt, den Fehdehandschuh hinzuwerfen und auf seine eigene Faust glücklich und adelig zu sein. Geist vom Geiste des „Timon von Athen“ lebt in diesem Stücke, dessen sich die deutsche Bühne bemächtigen sollte.

Eine Selbstbiographie hat uns Ebert in seinen gesammelten Werken nicht gegeben, wohl aber schöne Selbstbekenntnisse, Früchte seines innersten persönlichen Lebens. So in den „frommen Gedanken eines weltlichen Mannes“, die neben den poetischen Erbauungsbüchern eines Rüder, Schefer und Sallet zu den Schätzen der Spruchweisheit in der deutschen Literatur gehören. Uhlund rühmte an diesen Gedichten, daß „der Gedanke mit dem Naturbild, die Lyrik in der Tiefe mit dem didaktischen Ausdruck auf neue und glücklichste Art verbunden sei“. In der That sind die frommen Gedanken, so lehrreich sie sind, doch in keinem Zuge lehrhaft; sie gehören zu jener einzig möglichen Art didaktischer Poesie, welche von der sinnigen Anschauung ausgeht und an das Gemüth appellirt. Was Ebert, ein stiller,

fester und sinniger Beobachter der Zeitereignisse, dem öffentlichen Leben gegenüber empfand, das bezeugen seine Zeitgedichte und seine trefflichen Satiren, welche das Hohle, Seichte und Marktschreierische in der Literatur mit goldenen Ruthen geißeln. Einige Strophen, in

Er huschte durch den dichten Nebel
Mit tiefgesenktem Angesicht,
Am Munde einen harten Knebel,
An jedem Fuß ein Bleigewicht,
Und hinter ihm, auf dünnen Sohlen
Mit Ragentritten lind und weich,
Schlich hochgespannten Lohrs verflohlen
Der Lauscher, einem Schatten gleich.

www.libtool.com.cn



Karl Egon Ebert.

denen der Dichter die Reactionszeit schildert, mögen hier Platz finden; sie kennzeichnen zugleich den Dichter, wie er zu beobachten, zu urtheilen und zu treffen versteht:

„Ein Nebel lag, ein dicker Brodem
Verbreitet ob dem Häusermeer,
Und wer da ging, dem war der Odem
Welkmen und das Herz ihm schwer. —

Doch zählte zu den Geistesritten
Der arme, so betroffene Mann,
Da gab's viel mehr noch zu erwidern:
All, was er that und schrieb und sann;
Der Mann, der war gewiß ein Denker,
Vielleicht geheimen Bunts Genosch,
Vielleicht wohl gar ein frecher Lenker
Von ewig unzufriednem Troß!

Der so verfolgt sich mußte wissen
Und war im Ritterthum nicht fest,
Begünstigt von den Finsternissen,
Entschlüpfte er in sein sicheres Nest;

Den Mantel drehte nach dem Winde
 Manch' Antrer — blieb ihm auch die Wahl? —
 Ein jedes grade Wort war Sünde
 Und nur der Schleicher hieß — loyal.

Ebert selbst war in einem schöneren Sinne loyal. Er trug sein Leben lang das Gesetz der feinen und edlen Empfindung im Herzen. Von Gemeinem vornehm abgewendet, schuf er in der Stille, was für das Allgemeine fortlebt. Dabei war er der fruchtbaren, unmittelbar ins Leben eingreifenden Thätigkeit keineswegs abhold, und sein Wirken in dieser Richtung bezeugt in interessanter Weise, wie gut sich ein streng praktischer Beruf mit poetischem Empfinden in Einklang bringen läßt. Ja, es legt die Frage nahe, ob ein derartiges Schaffen, wenn anders das Herz des Mannes seinen Antheil daran hat, die Sammlung und Vorbereitung zu größeren poetischen Werken nicht mehr begünstigt als jene träumerische Einseitigkeit, welche von den praktischen Bedingungen des Daseins nichts wissen will, oder eine Lebensentheilung, welche das schriftstellerische Schaffen selbst zwangsweise den Anforderungen des Tages anpaßt. — Als Berather und Vertreter des Fürsten Fürstenberg legte Ebert den Grund zu jener Eisenbahnlinie, welche das Buxtehuder Kohlenrevier mit der Hauptstadt Böhmens verbindet und, an sächsische und bayerische Bahnen anschließend, von Bedeutung für das ganze Land werden sollte. Als er sich vor etwa vierzig Jahren in Wien aufhielt, um diese, ein wichtiges Kohlenbergwerk betreffende Angelegenheit mit Feuereifer zu fördern, gefiel sich ein Journal der Residenz in der spöttischen Bemerkung, „der Dichter der ‚Wlasta‘ sei in die Grube gefahren“. Unser Poet antwortete darauf gelegentlich

der Begrüßung, die ihm der Wiener Schriftstellerkreis zu Theil werden ließ, in einem Gedichte, das den positiven Kern des Lebens und Dichtens in das schönste Licht setzt. Alle Thätigkeit des Mannes — so tönt es uns aus diesen Versen entgegen — muß in dem einheitlichen Charakter, in der das ganze Wesen durchdringenden Menschenliebe wurzeln,
 „Und wer nicht richtet so, als ob er handeln sollte,
 Und wer nicht handelt so, als ob er dichten wollte.
 Der ist's, dem nichts gelingt,
 Der richtet nimmermehr, wie's frommt in unsern Tagen,
 Und der treibt kein Geschäft, wie es in diesen Tagen
 Der Menschheit Segen bringt.“

Ebert's gesammelte Werke sind eine Gabe, welche von allen Freunden der Poesie in Deutschland mit Dank aufgenommen werden dürfte. Seine Poesie gleicht nicht dem Bergstrom, der zwischen Klippen hindurch unruhig schäumend und zischend in überraschenden Sprüngen und in hastigem Laufe einherstürmt, sondern dem breiten, mächtigen Strom, der liebliche Landschaften, Stätten der Cultur und Denkmäler der Geschichte spiegelt und in imposanter, gemessener Bewegung einherzieht. Ähnlich wie Grillparzer's Werke, so werden auch jene Ebert's, die nicht für das ephemere Aufsehen geschaffen sind, sich allmählig in Haus und Hütte einbürgern und den geistigen Besitz der Nation dauernd mehrten. Wer aber in das freundliche Heim des Dichters eintreten möchte, um ihm all' dies zu sagen und ihm den verdienten Kranz zu reichen, der würde erfahren, was Ebert so schön und treffend von dem ihm congenialen Umland sagt:

„Und wollt' du ihm den Gichtkranz reichen,
 Den Deutschland seinen Meistern deut,
 Er nähme nur ein Blatt der Eichen
 Und legt ans Herz es unterm Kleid.“





B a g d a d.

Von

Gustav Pauli.

Wanderien wir in den letzten Wochen im Geiste wie auf historischen Inseln*), die der Strom der Jahrtausende so tief getrennt, daß man an ihren Ufern umsonst nach einer Furth sucht, die an eine Verbindung denken ließe mit dem großen Festlande der Geschichte, so sind wir hier in Bagdad auf einen Boden getreten, über den auch mächtige Sturmfluthen dahin gegangen, die viel Großes weggeschwemmt, die ihn aber nicht losreißen, nicht veröden konnten. Auf derselben Stelle, auf der 762 der Khalif Al-Mansur die Fundamente der Hauptstadt des großen Reiches legte, das vom Indus bis nach Spanien sich ausdehnte, wo dann durch fünf Jahrhunderte unermessliche Reichtümer zusammenfloßen, um eine fast beispiellose Pracht zu schaffen, wo die Wissenschaft, namentlich Astrologie, Chemie und die Medicin, blühte und Früchte brachte, an denen die Forscher des Westens mit Behagen zehrten: auf derselben Stelle

fluthet noch heute ein mächtiges Leben, und können wir auch nicht mit einem Zeitgenossen jener Glanzperiode von Bagdad reden als vom „Herzen der Erde, dem Schlüssel des Orients, vom Wege des Lichts, von einer Gegend, welche alle Annehmlichkeiten des Lebens gewährt“, so haben wir doch den Eindruck, eine bedeutende, noch immer blühende Stadt zu betreten.

Seit mehr als drei Monaten ohne jede Kunde aus Europa, war es nach unserer Ankunft in Bagdad unser erstes Bestreben, Briefe und Zeitungen zu erlangen. Auf unsere Anfrage sagte man uns im Bazar, daß der Kaufmann, an dessen Adresse wir uns erlaubt hatten, Sendungen aus der Heimath dirigiren zu lassen, von hier nach dem Süden verzogen sei, daß derselbe aber einen Engländer als Correspondenten am Platze habe. Zu ihm geführt, der ein großes, schönes Haus im nördlichen Theile der Stadt bewohnte, fanden wir zwar unsere Post nicht, aber die freundliche Aufforderung, während unseres Aufenthaltes seine Gäste zu sein. Auch unsere Post machten wir noch im Laufe des

*) Siehe Bd. XLIV, S. 73 u. 178.

Nachmittags in den Händen eines Oesterreichers, eines Herrn Swoboda, ausfindig, des Nestors der hiesigen europäischen Colonie, der er schon seit 56 Jahren angehört. Wie die meisten reicheren Häuser in Bagdad, hatte auch das, welches uns gastlich aufgenommen, zwei Höfe. Im ersten hatte die zahlreiche Dienerschaft ihre Zimmer, waren Stallungen und Waarenlager im größern zweiten befanden sich außer Küche und Vorrathlocalitäten, einige Fuß unter der Erde, die gewölbten Räume, die sogenannten „Serdabs“, in welche die Bewohner sich vor der fast unerträglichen, bis zu 33° R. im Schatten sich steigenden Sonnenhitze flüchten. In diesen Gewölben ist die Tagestemperatur etwa um ein Drittel oder ein Viertel gemindert. Auf sehr unbequemen engen und steilen Treppen gelangt man vom Hofe in den oberen Stock. Eine offene Galerie umzieht denselben hier allseitig, und während die eine Seite die kahle Scheidewand zum ersten Hofe einnimmt, sind um die drei anderen die Wohn- und Schlafräume derartig geordnet, daß nie zwei mit einander in Verbindung stehen; entweder trennt sie, wie auf der dem Hofeingange gegenüber liegenden, eine nur durch Leinwand verschließbare Nische mit Divans umher, oder eine kleine Ausbuchtung der Galerie. Der Hausherr hatte sich durch die Heirath einer eingeborenen Christin so gänzlich in die Sitten des Orients eingelebt, der nur Schmuckmittel gegen die Hitze, aber keine gegen die Kälte kennt, daß ich in meinem so stattlichen Gemache wie der Armisten Einer fror. Lebt man am Tage in den Serdabs, so ist das flache Dach der Aufenthalt für die Sommernächte, und aufgespannte Leinwand schützt gegen neugierige Blicke. Auf den Dächern münden auch die mit einem Schuttdache versehenen Canäle, die bestimmt sind, Ventilation in die Sommerzimmer zu bringen. Bagdad hat, wie keine mir bekannte Stadt des Orients, die Annehmlichkeit und Wohlthat freier Plätze in seinem Innern. Auf den üblichen engen, winkligen und bei Regenwetter unergründlichen Gäßchen ist man stets bestrebt, den Bazar zu erreichen, die innerhöfliche Fundgrube für das Studium des Volks und des Verkehrs. In breiten, gewölbten Hallen kann man allezeit trocknen Fußes, gegen

die Launen des Himmels wohlgeschützt, und nicht allzusehr gedrängt und gestoßen, zwischen den reichen Lagern heimischen und europäischen Gewerblleißes sich ergehen. Auf unserem ersten Wege, den wir dorthin unternahmen, machten wir die Bekanntschaft zweier Herren, die uns so vielfache Freundlichkeit erwiejen haben, daß sich in jedem Erinnerung an unsere Tage von Bagdad das Gefühl des Dankes neu belebt. Es war dies ein Herr Weber aus Zürich, früher hier als Importeur europäischer Gewebe etablirt, augenblicklich zur Liquidation einer Concursmasse anwesend, und Omar Pascha, ein geborener Deutschrusse, der neben seiner militärischen Stellung die Direction der dem Vilayet gehörigen Dampfschiffahrt auf dem Tigris und Euphrat führt.

Wie es den Reisenden aus dem Halbdunkel der Bazars ins Freie zieht, um sich zunächst in seinem neuen Aufenthaltsorte zu orientiren, wird es auch den Leser verlangen, zu erfahren, wie die große Stadt sich ordnet, in die ich ihn geführt. Je mehr wir uns in den Straßen des Bazars in westlicher Richtung hin bewegen, desto lebhafter wird in ihm der Verkehr und verräth die Nähe der Hauptlebensader, des großen schönen Stromes. Die Stadt liegt mit ihrem Haupttheile an dessen östlichem Ufer, am gegenüberliegenden nur eine Vorstadt, die von dem Araberstamm Agil bewohnt wird, der, aus Central-Arabien stammend, vor längerer Zeit von einem Pascha hier angesiedelt worden ist, und sich, wegen des guten Einvernehmens, in dem er zu den Stämmen der syrischen Wüste steht, besonders mit der Stellung von Kameelen für die Karawanen nach Damascus befaßt. Nach so langem Entbehren des Baumwuchses hat der Blick von der Schiffbrücke einen besonderen Reiz; nord- wie südwärts blickend, folgt die Palme den Ufern, zunächst nur vereinzelt aus den Höfen ragend, tritt sie, wo die Stadt endet, zu compacten Massen zusammen und läßt uns in ihrem fröhlichen Gedeihen den Schauer der Wüste vergessen, der dahinter liegt. An dem Ufer im Osten erheben sich die vornehmsten Gebäude der Stadt; aufwärts liegen die Militärschule, die Casernen, der weitläufige Konak des Sali und weiter in einem Garten das Haus des Schah von Persien,

www.libtool.com.cn

Mosque in Bagdad.

ein Geschenk des Sultans, ein recht verunglücktes europäisch-maurisches Bauwerk. Abwärts der Brücke liegen die Dampfer vor der Donau, deren Fronte eine lange Inschrift trägt, einer der wenigen Reize aus der Khalifenzeit. Das Gebäude, welches jetzt so realen Zwecken dient, ist ein Ueberbleibsel jener berühmten Akademie, die der Khalif Al-Mostanser erbauen ließ. Sind wir mit unseren Gedanken in jener Zeit, so können wir sie dort fesseln in dem Anbilde der schönen gewölbten Halle eines Khan inmitten des Bazars, und indem wir über die lange Schiffsbrücke gehen und hinter den letzten Häusern der Vorstadt das Grab der Zobeide, der Lieblingsgattin Harun-al-Raschids, betrachten. Ueber einem Octogon-Unterbau erhebt sich ein schon vielfach durchlöcherter Kegel, aus kleinen Nischen zusammengesetzt. Auf 80 Fuß schätze ich die ganze Höhe des Baues, auf 35 die der lustigen Spitze.

Wir stehen noch auf der von etwa 40 Booten gebildeten Brücke und blicken auf das rege Leben; das bei den Dampfschiffen herrscht. Während von Bagdad aufwärts der Strom bis Tefrit, mit ganz flachgehenden Dampfern sogar bis Nimrud hinauf, wenigstens einen Theil des Jahres zu befahren wäre, regt die dünne Bevölkerung und die schwache Production zur Zeit noch diesen Betrieb nicht an, auch ist die Floßfracht abwärts so billig, daß auf eine Rückfracht keinesfalls zu rechnen ist. Von Bagdad abwärts jedoch ist die Schifffahrt das ganze Jahr hindurch in Thätigkeit. Die türkische Gesellschaft „Dman“ nimmt an ihr mit sechs Dampfern, die englische „Euphrates and Tigris Steam navigation Company“ mit zweien Theil, und machen beide Gesellschaften zusammen etwa 110 Reisen nach Bassora hin und zurück. Die Reise dauert je nach der Jahreszeit zu Thal 2 bis 4 Tage, zu Berg 4 bis 6 Tage. Die Passage, ohne Verpflegung, stellte sich für den Salon auf 200 Piaſter für die Thal-, auf 300 für die Bergfahrt. Circa 15 000 Personen werden durchschnittlich im Jahre auf dieser Strecke befördert. Den ganzen Import Bagdads schätzt man, da genaue statistische Erhebungen hier wie überall in der Türkei fehlen, auf etwa 8000 Tonnen, den Export auf 14 000 Tonnen. Die englischen Dampfer correspondiren mit

denen der British India Steam navigation Company, die zwischen Bassora und Bombay laufen. Alle zwei Wochen geht der Dampfer von hier als Postschiff. Auch die Schiffe der türkischen Gesellschaft, die denselben Agenten mit der indischen Gesellschaft haben, stehen in Coincidenz mit denen der letzteren. Außerdem trifft, je nach Bedürfnis, jedenfalls monatlich einmal, ein directer Dampfer durch den Suez-Canal von England in Bassora ein. In letzter Zeit hat der Verkehr sich jedoch so gehoben, daß es häufig nothwendig geworden, auf dieser Linie noch einen zweiten Dampfer einzuschließen. Die Hauptartikel des Exports sind Wolle, Galläpfel, Datteln, Getreide, besonders Weizen, Gummi, Sesam, Felle, persischer Tabak. Das Quantum der im letzten Jahre ausgeführten Wolle berechnet man auf etwa 25 000 Ballen, hydraulisch gepreßt, das an Getreide auf 4500 Tonnen und an Datteln 2000 Tonnen. Der Canal von Suez erst hat es ermöglicht, diesem letzteren Artikel auch den europäischen Markt zu eröffnen, da er den früher nothwendigen langen Karawanentransport nicht ertragen konnte. Der größere Theil der Wolle geht nach Frankreich, das Getreide ist fast ausschließlich für Arabien bestimmt. Zu diesen Rohproducten tritt nun noch die bedeutende Industrie Bagdads mit Teppichen, Abbas (Mäntel), Keffies (Kopftücher). Besonders wegen dieser letzten beiden Dinge erfreut sich die Stadt eines großen Rufes. Erstere werden entweder von reiner Wolle oder mit Baumwolle gemischt gefertigt; einfarbig braun oder, wie besonders beliebt, breit braun und weiß gestreift. Sehr geschmackvoll werden die seidenen Abbas für die Frauen gemacht, in lebhaften Farben reich mit Gola durchwirkt; man hat sie bis zum Preise von 300 Francs das Stück. Die Keffies sind ebenfalls hochgeschätzt im ganzen Orient. Entweder sind sie von Seide und Halbseide oder aus Baumwolle mit seidenen Mustern eingewirkt.

Die Einfuhr besteht in Colonialwaaren aus Indien, Baumwollengewebe, Metallen, Kerzen, Papier, Glas, Steingut, Farbhölz, Kohlen und Getränken aus England. Dann kommt Frankreich mit Zucker, Cochenille, Kerzen, Papier, Schuhwerk, Seidenwaaren und anderen Modestikeln. Nicht

unerheblich ist endlich der Antheil, den die Schweiz mit Manufacturwaaren und Deutschland und Oesterreich mit Tuchen und Flanellen an der Einfuhr nimmt. In welchem Grade dieselbe sich in den letzten Jahren gesteigert, dafür mag ein kleines Erlebniß als Beweis dienen. Als ich eines Tages meinen Schweizer Freund

Erde saßen vier Männer, schweigend zwar, aber in lebhaftem Geberdenpiel; die Hände Aller bedeckte ein ausgebreiteter Mantel. Es war der Courtier des Hauses mit drei jüdischen Kaufleuten. Des Kaufherrn Hand sucht zunächst die des Courtiers, um ihm durch die Zahl der dargelegten Finger in ihrer ganzen Länge

www.libtool.com.cn



Grab der Jobite.

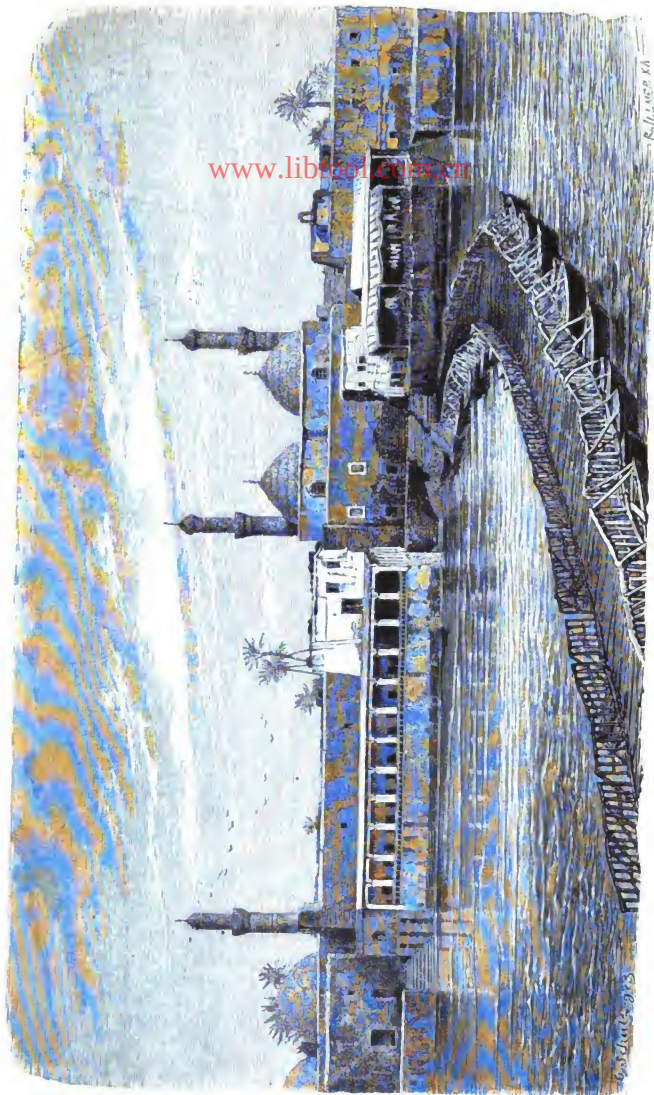
befuchte, fand ich ihn mit der Entgegennahme einer Bestellung auf europäische Manufacturartikel beschäftigt, deren Ergebniß schließlich 700 Stücke war. Vor zehn Jahren, meinte der Schweizer, wäre er kaum im Stande gewesen, mehr als 100 Stücke auf einmal abzusetzen. Minder flott, aber amüsanter machte sich ein anderes Geschäft, dessen Zeuge ich bei ihm war. Neben seinem Stuhle auf der

oder in einzelnen Gelenken den Preis der verlangten Waare in runden Zahlen und Bruchtheilen anzubringen. Man sieht die Forderung unter der Hülle nach und nach zur Kenntniß Aller gelangen und sieht auf den Mienen den Eindruck. Das Gegengebot gelangt auf demselben lautlosen Wege an den Verkäufer zurück, und das Spiel der Finger setzt sich fort bis zum Abschluß oder Abbruch des Geschäfts.

Es ist dies die Art, wie man in den Caffees, auch im Weizen Unberufener, Geschäfte macht.

Die Judengemeinde ist in Bagdad eine ziemlich zahlreiche, sie wurde mir auf 20000 Seelen angegeben. Man erkennt die Männer sofort an dem Fetz mit der laugen blauen Troddel und ferner an dem blau oder roth gefärbten Turban. Sie leben sehr eng an einander gedrängt in einigen Straßen beisammen, bei deren Durchwandern man den ekelhaften Geruch schlechten Oeles gar nicht los wird, das sie reichlich in ihren Tempeln verwenden. Zu ihrer geistigen Hebung hat die „Alliance israelite“ in Frankreich hier eine Schule errichtet. Ich habe mir eines Tages das schöne lustige Gebäude angesehen, in dem der Rector, ein in Paris gebildeter Eingeborener, mich umherführte und mir von seinen Schülern erfreuliche Proben ihres Wissens zeigen ließ. Es war eine Reihe sehr niedlicher Gesichter, die mir die Schulbänke zeigten, und kein einziges fast verunziert durch die Narben des sogenannten Aleppo-Knotens, der außer in der Stadt, von der er seinen Namen trägt, noch in Mosul und hier besonders auftritt. Verhältnißmäßig seltener, wie ich erfuhr, soll das Uebel unter den Juden vorkommen, ohne daß mir dafür ein verständiger Grund angegeben werden konnte. Während der Knoten sich bei den Einheimischen vorzugsweise das Gesicht und in diesem am häufigsten die Nase für sein Zerstörungswerk auserkieset, sucht er die Ausländer meistens an den Extremitäten heim. Es ist ein Leiden, das man unter einem Jahre nicht loswerden kann, besonders widerlich durch den unangenehmen Geruch der Absonderungen aus dem Geschwür. Nur sorgsame Reinhaltung habe ich öfters anwenden sehen, ein Mittel zur Beseitigung soll es nicht geben. Als ich meine Besorgniß äußerte, auch dies Audenten an Bagdad mit davonzutragen, tröstete man mich damit, daß ich ja nicht zur Zeit der Datteldreise anwesend sei. Es hängt dieser Trost mit der Vermuthung zusammen, daß das Geschwür die Folge eines Insectenstiches sei, eines Insectes, das allerdings nicht besonders auf Palmen, sondern überhaupt in diesen Breiten leben müßte, da weder Aleppo noch Mosul Palmen haben.

Wieder führe ich den Leser auf die Brücke zurück, und wenn wir dieselbe bis aus westliche Ufer überschreiten, finden wir an ihrem Zugange in einem lustigen Caffeehause einen schönen Sitz und können uns bei einer Wasserpfeife und dem Tranke der Bohne, die das nahe Arabien, wenn auch nicht just in dieses Haus, so doch sehr häufig in diese Gegend liefert, des Blickes auf das Menschengewoge der Brücke und auf dem Strom erfreuen. Da liegt weiter abwärts an seinem östlichen Ufer das stattliche Gebäude des englischen General-Consulats. Der Inhaber dieses Postens, der mit seinem vollen Titel Consul-general and political Agent for Turkish-Arabia sich nennt, war augenblicklich ein Oberst Nixon. Er untersteht der indischen Regierung, und es läßt die reichdotirte, mit einem gewissen Glanze sich umgebende diplomatische Stelle die Wichtigkeit erkennen, die England auf seinen Einfluß in diesen Gegenden legt. Vor dem englischen Palaste ankert ein kleiner Marinedampfer zur Verfügung des Vertreters, und ein Zug Scapows ist demselben beigegeben. Wie mir der Oberst sagte, dem ich meinen Besuch machte, beschäftigen ihn sehr vielfach die Interessen von etwa 10000 indisch-englischen Unterthanen, die hier, meistens aber an den heiligen Stätten der Schiiten in der Nähe leben. Im Augenblicke schwebte gerade die Untersuchung gegen einen seiner engeren Landsleute, einen Kaufmann am Plage, der sich eines groben Unterschleifes bei einer Kohlenlieferung an die türkische Regierung schuldig gemacht. Es veranlaßt mich die Erinnerung dieses Vorfalles, an den ich die so mancher anderer im Oriente erlebter anreihen könnte, es auszusprechen, wie das Christenthum, das einheimische wie das fremde, seiner eigenen Sache unter den Türken schadet durch die Entfittlichung, in der es sich dem Islam darstellt. Auf meinen dreimaligen Reisen durch das türkische Reich, die mich in fast alle seine Provinzen geführt, habe ich überall erfahren müssen, daß der christliche Theil der Bevölkerung der sittlich verkommenste sei. Männer in der Stellung eines Consuls, eines Arztes, eines Banddirectors, die ihr Beruf mit allen Schichten der Gesellschaft in Verkehr bringt, haben es



Blick von der Schiffsbrücke auf das westliche Aigüpten.

wir offen gestanden, daß das schlechteste Element in derselben das christliche sei. Wollen die Christen eine bessere Stellung unter den Türken haben, so mögen sie doch erst einmal an sich selber arbeiten, damit der Christenname unter denselben zu Ehren komme. „Warum haben Sie denn keine christlichen Diensthoten?“ fragte ich mehrere Europäer in Bagdad. „Da würde uns unser Hausstand noch einmal so theuer kommen, da wir einen Christen nicht in den Bazar schicken können, ohne daß er uns beim Einkaufe betrügt; bei einem Moslem haben wir das kaum zu befürchten,“ lautete die Antwort. „Ich finde, wir sind in guter Gesellschaft!“ sagte ein in Constantinopel ansässiger Deutscher zu mir, als wir auf einem vollgedrängten Dampfer unseren Platz gefunden. Ich sah mich in meiner Nähe um und erblickte nur Türken. Die ganze Reihe der orientalischen Christen hat in Bagdad Gemeinden und Kirchen. Die der unirten Jacobiten wird von französischen Missionären verwaltet und ist ein neuer Bau mit schöner Kuppel. Die Gotteshäuser der nichtunirten Jacobiten, der Chaldäer, Nestorianer, Armenischen-Unirten und armenischen Gregorianer sind kaum sehenswerth.

Von den übrigen Mächten hat nur noch Persien einen General-Consul, Frankreich einen Consul. Der Letztere ist gleichzeitig russischer Consul, Vice-Consul von Oesterreich-Ungarn und Italien; auch beschützt er die Schweizer. Die Deutschen unterstehen dem englischen General-Consulate, machen ihm aber wenig zu schaffen, da die Zahl der hier lebenden Deutschen sehr gering und der directe Verkehr mit dem Vaterlande gleich Null ist.

Wie es in Bagdad den Reisenden immer wieder zum Tigris zieht, so kehre ich auch in der Erinnerung an ihn zurück, um vom Noab (oder Nabob, wie die Engländer sagen) Ekbol al Deole zu erzählen, dessen Haupt vor mehr als vierzig Jahren durch vierundzwanzig Stunden die Krone des Königreichs Duhhe getragen. Mit einem bedeutenden Jahrgelalte der indischen Regierung hat er seine Residenz seit jener Zeit hier aufgeschlagen und bewohnt als reichster Mann den schönsten Palast am Stromesufer, nicht weit unterhalb des englischen. Der Blick von seiner breiten

Terrasse den Strom auf- und abwärts ist entzückend, und der große Palmengarten in seinem Rücken war meine größte Freude, als ich bei meinem ersten Besuche denselben im Sonnenlichte durchschritt, um den Prinzen in seinem Ghiosk zu suchen. Trotz seines hohen Alters und trotz zahlloser Dienerschaft unterzieht sich der Prinz den Geschäften seines Haushalts bis ins Detail. In den Tagen meiner Anwesenheit vereinigte ein Ballfest den größten Theil der europäischen Gesellschaft und die Spitzen der türkischen Behörden in den Räumen seines Palastes, der auf das behaglichste in europäischer Weise eingerichtet ist. Zwischen den Tänzen, zu denen eine Militärcapelle spielte, ward ein vortreffliches Souper servirt, das jedem europäischen Gastgeber Ehre gemacht haben würde. Etwas schwierig war es, bei dem Mangel an Wagen, die Damen zum Feste und wieder heim zu bringen. Der kleine Einspänner meines Wirthes war unter seiner eigenen Führung schon von fünf Uhr Abends an in Thätigkeit, und wir Herren erreichten zu Pferde durch das Schlammmeer, das gerade die Straßen bildeten, unsere Ziele.

Unter den Gästen war auch der Bali Abd-erachman Pascha, bei dem ich schon einige Tage zuvor durch Omar-Paschas Güte eingeführt worden war, ein Mann von herzgewinnender Freundlichkeit, dem man eine unermüdliche Thätigkeit nachrühmt. Unter allen Wilajets des türkischen Reiches nimmt das feine den ersten Rang ein. Die geographische Ausdehnung desselben erstreckt sich vom persischen Meerbusen bis hinauf an das Paschalik Diarbekr, und von der persischen Grenze im Osten bis soweit in die Wüste im Westen, daß es gelungen, den arabischen Stämmen die Oberherrschaft des Sultans zur Erkenntniß zu bringen. Der Bali gab mir gegenüber der Verstimmung Ausdruck über die unaufhörlichen Einmischungen der europäischen Mächte in die inneren Angelegenheiten der Türkei. Es giebt eine Partei einsichtsvoller Patrioten, welche die inneren Schäden des Landes wohl erkennt, Verbesserungern sehnlichst wünscht, aber wie Abd-erachman Pascha sagt: „Man soll uns nur Zeit lassen!“ So sehen wir denn heute diese Partei, die das Bessere will, aber es aus eigener

Initiative thun will, vereint mit der mächtigen Partei starrer Alttürken, die jedem Fortschritte abhold, in dem Entschlusse, alle Zumuthungen zurückzuweisen, die die Würde des Staates verletzen. Jeder Türke kennt den unermüdlichen Feind, der in seinem Innern schürt und wühlt. Man

gezeigt, an dem man vielleicht nur eine übergroße Hast tadeln könnte. In einem Lande, wo ein Mann wie er eine ungewöhnliche Erscheinung ist, der so leicht kein Ebenbürtiger folgen kann, darf man sich jedoch nicht verwundern, daß man eine seiner Schöpfungen entweder schon

www.libtool.com.cn



Minaret der Moschee Suzz-el-Nasel.

weiß hier in Bagdad, daß jener Feind, der in Teheran den mächtigsten Einfluß übt, in geeigneterem Momente dort zu einem Angriffe auf diese Provinz treiben wird, wo dieselbe mit den heiligsten Orten der Schiiten, die in ihr liegen, schon lange sehr begehrenswerth erscheint.

Der Vorgänger des heutigen Wali war Reuf-Pascha, dem wiederum Midhat-Pascha im Amte folgte. Auch hier hat sich derselbe als der rastlose Verbesserer

wieder verschwunden, wie die Beleuchtung des Bazars und der Brücke, oder nicht mehr in seinem Geiste verwalltet sieht, wie eine Gewerbeschule und ein Waisenhauß.

Früher umspannte eine hohe Mauer die Stadt im Halbkreise von einem Ende des Flusses bis zum anderen mit 160 Thürmen; als ihren Erbauer nennt man den Khalifen Manjur-el-Dowranifi. Dieselbe geht ihrem Verfall entgegen,

und an ihrer Nordseite ist durch Midhat-Pascha ein Stück ganz niedergelegt worden. Den Osten, wo hinaus die Baukunst minder rege, liegt ein weiter öder Raum zwischen Stadt und Mauer. Hier steht das heilige Grab Scheich Omar's, nicht fern vom Thore Bab-el-'Abd-el-Wohab, das man vermauertet nach dem Murad IV. siegreich durch dasselbe eingezogen. Dort sah ich zuerst einen hier häufiger vorkommenden Baum, Rapeca, auch Nabuk genannt (eine Rhamnus-Art). Er hat kleine eirunde, ganzrandige Blätter, seine Frucht hat die Form eines kleinen Apfels; er breitet seine dicht belaubten, schattenden Aeste über viele Höfe.

Am westlichen Ufer des Tigris, von der Vorstadt aus durch eine Schöpfung Midhat-Paschas, eine Pferdeeisenbahn, in einer knappen halben Stunde erreichbar, liegt Nazem oder Nadem, den Schiiten heilig durch die Gräber von Mussa-el-Nadem und seinem Enkel Mohammed-el-Schuaib, directe Nachkommen Hussein's, des Sohnes Ali's. Unser Zweck, die prachtvollen Gräber zu sehen, war auch hier natürlich nicht erreichbar. Schon ein Kaufmann am Ende der Bazargasse verbot uns das Weitergehen, und da eine hohe Mauer die Moscheen gänzlich abschließt, war ein Versuch zum Vordringen auf jedem andern Punkte nutzlos. Auch das Dach eines nahen Khans erwies sich als nicht hoch genug zur gewünschten Ueberschau. So mußten wir uns begnügen, von außen einen Blick auf die bunten schillernden Prachtbauten und die zierlichen Minarets zu werfen.

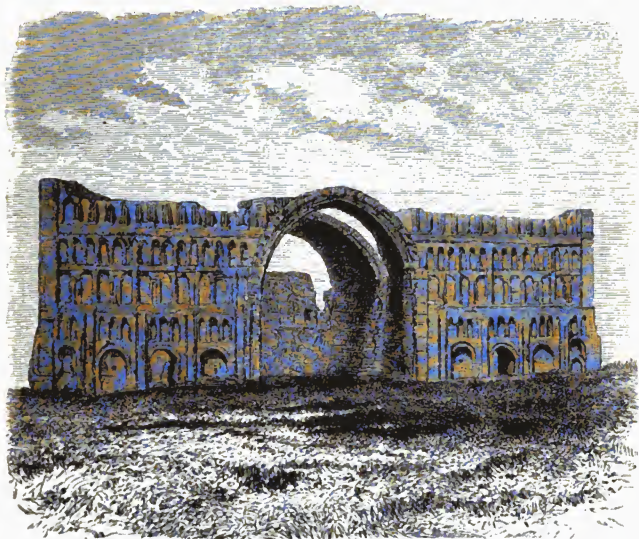
Bagdad hat keine Moschee von irgend hervorragender Schönheit, und nur nahe der Brücke wölbt sich eine gläserne Kuppel, auf der das Auge gern ruht. In der Nähe meiner Wohnung steigt noch das einsame Minaret, Eng-el-Rasel heißt es, einer schon verschwundenen Moschee auf, und da es den höchsten Punkt zur Umschau bieten sollte, erklimm ich es eines Tages kurz vor Sonnenuntergang mit Hülfe einer Leiter. Nach einer halsbrechenden Kletterpartie war endlich das Wörtchen erreicht, und über die Kule in Taubenexcrementen wattend, standen wir auf der Galerie. Das Auge haftete nicht auf dem grauen Einerlei der Dächer der großen Stadt,

die 100 000 Bewohner bergen soll, sondern suchte den breiten Palmenjaum des Stromes, an den sich dann sofort unmittelbar die Wüste schließt; denn hier, wo die Niederschläge so gering, verweigert der Boden jede Gabe, wenn ihm nicht der Mensch das rieselnde Wasser bringt. Stets wußte ich an ein kampflös sanftes Hindererschimmern eines langen stillen Lebens denken, wenn der letzte Sonnenstrahl vom farbenprächtigen Himmel, wie ein letzter Pulsschlag der Wüste, geschwunden, und nun das schauerlich ernste Grau die regungslose ungeheure Einsamkeit überschattete.

Es hatte in der Nacht leicht gefroren, wie es um diese Zeit des Jahres wohl zu geschehen pflegt, trotzdem folgte aber dann ein unvergleichlich schöner Tag, als ich in Begleitung eines schweizer Herrn von der in der Liquidation begriffenen Firma mich auf den Weg zu einem Gute machte, welches derselbe am Ufer des Flusses Djalah eingerichtet. Wir ritten den anmuthigen Weg zum Süden der Stadt hinaus, wo jenseits der enggebauten Häuser die großen Palmengärten sich hinziehen. Dann durchritten wir ein altes Thor, und die lustigen Hallen der Palmen zur Rechten lassend, folgten wir der Straße in südöstlicher Richtung ins kahle Flachland hinaus. In ihren buntseidenen Mänteln, das Gesicht durch ein härteres schwarzes Gewebe bedeckt, das am Kopftuche befestigt, wie ein bewegliches Schutzbach, die Wäde der Männer abwehren kann, die Füße in hellgelben Stiefeln, schleichen dort die mohammedanischen Weiber zwischen den Gärten dahin, und europäische wie arabische Reiter tummeln ihre vielfach trefflichen Pferde. Ich war überrascht, unter denselben so große kräftig gebaute Thiere zu bemerken, da ich stets unter einem arabischen Pferde mir ein sehr zierliches Geschöpf vorgestellt. Meistens sieht man sie von lichten Farben; einen Rappen sah ich nie. Die Araber führen die zahlreichen Familien ihrer edlen Pferde auf fünf Stuten ihres Propheten zurück, die zusammen den Namen Kamje tragen. Des besten Rufes genießen heute die Pferde der Stämme Shammar und Aneha; die Zucht des großen Stammes Montefi, der südwärts von Bagdad bis zum Schatt-el Arab hinab wohnte, hat, verlockt durch die enormen Preise, die man in Indien

zahlte, viel werthvolles Material dorthin verloren. Da auch für die übrigen Stämme die Ausfuhr die edle Rucht mit Untergang bedrohte, hat die Regierung dieselbe ganz untersagt. 1200 Pfd. Sterl. hatte ein Indier einem Araber für eine Stute bezahlt; das ist ein hübsches Stück Geld! Der Vizekönig von Aegypten, der von dem Handel gehört, schickte nach Indien und erstand das Pferd für 2000 Pfd. Sterl.

genstwerthen Eindruck, nur wenn im Frühjahr die kurze Zeit des frühen Grüns gekommen, rundet sich ihr edler Bau. Die Gangart des Trabes lernt das arabische Pferd nur von der Hand des Europäers; es kennt nur den Paßgang oder den Galopp. Das Verschneiden der Hengste ist dem Araber unbekannt. Der edle Braune, den man mir gegeben, sollte zur Zeit das beste Pferd in Bagdad sein; leider unter-



Ruine des Palastes von Sargon.

Werthvolle Stuten sind meistens im Besitze Mehrerer, da sie ein zu großes Capital repräsentiren, als der Einzelne darin anlegen dürfte. Sie sind schwer oder fast gar nicht käuflich. Ein weibliches Thier ist dem Araber nur dann feil, wenn es mit Fehlern, oft nur kleinen, behaftet ist, über die der Araber seine ganz bestimmten, oft dem Europäer lächerlich erscheinenden hergebrachten Ansichten hat. In den Händen der Araber mangelhaft gefüttert, fast nie gepuht, machen die werthvolleren Thiere meistens einen beklä-

gten mir die Nachwehen eines Sturzes, der mir vor Wochen passirt, mich von seiner vielgerühmten Geschwindigkeit zu überzeugen. Sein Besitzer, mein Begleiter, erprobt dieselbe häufig auf der Jagd des Wildschweines. Auf seine Fährte gebracht, folgt es derselben beharrlich, bis der Reiter mit seiner langen Bambusstange das Wild niederrennt. Diese Art der Jagd ist bei den Engländern ein beliebter Sport, den sie pig-sticking nennen.

Das Gut, welches wir nach etwa zwei Stunden erreichten, ist ein großer, der

Wüste abgewonnener Strich Landes am Ufer der Djalah. Leider war der Grünsüßholz, der damit ein lobenswerthes, anregendes Beispiel für die Gegend hatte liefern wollen, selbst ohne nöthige Sachkenntnisse, in die Hände eines schwindelhaften polnischen Administrators gerathen. Für die enorme Summe von 20000 Pfd. Sterl., mit der schließlich dem Hause der Besitz zu Buche stand, war nur sehr Geringes erreicht worden, und die Gläubiger waren jetzt bereit, es um 2000 Pfd. Sterl. herzugeben. Den einzigen hoffnungsvollen Eindruck machte neben einer feiernden Dampfmaschine zur Hebung des Wassers und zahlreichen kostbaren englischen unbenutzten Ackergeräthen eine große Palmenpflanzung und Nebgelände. — Die Palme macht in ihrer Jugend dem Pflanzler viel Mühe in ihrem Verlangen nach reichlichem Wasser und Düngung; mit dem fünften Jahre aber kann man auf einen, wenn auch kleinen, Ertrag Rechnung machen. So übereinstimmend in seinem Habitus der Baum auch erscheinen mag, die Frucht zeigt eine zahlreiche Mannigfaltigkeit der Arten; man erzählte mir von mehr denn 70 Formen, die man hier keune. Der kleine Stand von Pferden und Bodelvieh erfreute sich schon der saftigen Kost frühgeäelter Ernte, die bereits die Höhe eines Fußes erreicht hatte. Eine Schafherde zeigte in überwiegender Zahl weiße Thiere, während mein Begleiter, der den Süden des Landes durch längeren Aufenthalt kennen gelernt, mir erzählte, daß dort fast nur schwarzwollige vorkämen. — Auf unserer Wanderung durch die Felser fanden wir die wilde, bitter schmeckende Melone; sie hat etwa die Größe einer kleinen Faust. Eine ausgedehnte Fläche Weizen konnte bei den kalten Nächten und mangelndem Regen die erhärtete Kruste des eingeschlammten Bodens nicht durchbrechen.

Noch eine zweite Excursion führte uns eines anderen Tages gen Süden zur Stadt hinaus; sie galt den Ruinen von Ctesiphon, die fünf deutsche Meilen von Bagdad am östlichen Ufer des Tigris liegen. Um das Unternehmen in einem Tage ausführen zu können, verließen wir schon in der Frühe um 4 Uhr die noch stille Stadt und waren gleich nach Aufgang der Sonne am Ufer der Djalah, die hier so wasserreich ist, daß ein großes Fährboot uns

hinüber brachte. Bisher hatten Getreideculturen den Weg begleitet, nun lag die Wüste vor uns. Am Horizonte erschien nach einer Stunde schon eine hochragende graue Masse; es war unser Ziel, das wir vor unserem unverwandten Blicke wachsen sehen. Jetzt trennt uns nur noch ein dichtes Gestrüpp von Cappernstrauch, Tamarisken und Süßholz von ihm, und nach sechsstündigem Ritte stehen wir vor dem alten Prachtbau der Sassanidenkönige. Der nahe vorbeischießende Tigris trennt uns von der Stätte des alten Seleucia, das Alexander des Großen Nachfolger, Seleucus, aus den Trümmern Babylons erbaut und mit dessen Einwohnern bevölkert. Als dann später hier auf diesem Ufer die Parthischen Könige aus dem Hause der Arsaciden (256 v. Chr. bis 226 n. Chr.) ihre großen Winterlager aufschlugen, sank zwar Seleucia, wurde aber, als von den nachfolgenden Sassaniden, unter dem Könige Sapor II, Ctesiphon wieder aus den Trümmern erstand, in die es Kaiser Severus gelegt, zu der Doppelstadt vereinigt, die die Araber al Midain nannten. Von Seleucia blickten nur gelbe Schüttungen herüber, rings um uns her waltete das Land in regelloser Trümmerhaufen und das einzige Ueberbleibsel ragt vor unseren stannenden Augen empor. Es ist die gegen Westen hin blickende Palastfassade in einer Länge von 270 Fuß und einer Höhe von jetzt noch zwischen 90 und 100 Fuß. In ihrer Mitte spannt sich parabolisch etwa 105 Fuß hoch, 85 Fuß breit und 150 Fuß tief, auf 20 Fuß hohen Mauern ruhend, der Bogen über eine Halle. Aus zwei weitläufigen Oeffnungen blickt schon der Himmel herein, aber es steht noch genug, um im leichtesten Baue der Phantasie zu ersehen, was die Zeit vernichtete. Hier brachten die Herrscher der aufsteigenden Sonne ihre Verehrung dar, und schräg gegen Osten ins Gewölbe eingesezte Röhren haben vermuthlich die Bestimmung gehabt, den Strahlen den Eingang zu verschaffen. Hier lag der vielgerühmte Teppich, den die plündernden Araber unter Saad, dem Heerführer des Kalifen Omar (633 n. Chr.), fanden, und hier richteten die Sieger ihre Gebete an Allah und bewahrten dadurch die Halle und den Palast vor der Zerstörung, welche die Stadt ereilte. Die

arabischen Geschichtschreiber nennen das Bauwerk den „weißen Palast“, und es ist daher anzunehmen, daß über die lichten gebrannten Steine, welche die Ruine uns heute zeigt, früher wenigstens eine theilweise Marmorbekleidung gelegt war. Im Gewölbe stecken die Ziegel in hoher Reute. Die Fassade zeigt in fünfsacher Gliederung zuunterst eine Reihe großer thortürlicher Nischen und darüber von Pilastern getragene Rundbogennischen, deren kleinere vielleicht für Statuen bestimmt waren.

Es giebt großartigere Ruinencomplexe, unter denen wir staunend, sinnend und reconstituierend umherwandeln, aber hier stehen wir allein im unendlichen Wüstenraum und haben nur das Eine. Unser ganzes Bewundern der Schönheit, unser ganzer Schmerz über den Untergang concentrirt sich, und dazu fühlen wir das Mitleid sich regen, daß man für Verlassene hat. Bleiche Wüstenblumen sprossen umher, wo Cyressenhaine ragten, die der Stolz der Königsstadt waren. Ein Schakal lauerte schon in der Ferne auf die Reste unseres Frühstück, das wir in der königlichen Halle eingenommen.

Nach zweistündigem Aufenthalte bestiegen wir unsere Pferde, durchreisten rascher noch, als wir gekommen, die Wüste, um in der Dämmerung Bagdad wieder zu erreichen.

In die Zeit meines Aufenthaltes fiel auch eine Doppelhochzeit, die ein Gerichtspräsident, einer angesehenen und reichen Familie der Stadt angehörig, seinen beiden Söhnen veranstaltete. Eine Reihe von Dinern eröffnete dasjenige, welches die Consuln und andere Europäer an der Tafel des gastlichen Hauses vereinigte, zu dem man auch mich gezogen hatte. Das gewölbte Zimmer, in welchem sich die Herren versammelten, soll noch einem Baue aus der Khalifenzeit angehören. Diener hatten den Gästen die Wasserpfesen nachgetragen und eilten geschäftig ab und zu, um ihre Herren zu bedienen. Aus dem mit Lampions matt erhellten Hofe tönte die eintönige Musik eines Tambourin, eines Hackbretts und eines dünn-tönigen Saiteninstrumentes herein. Das lange Diner war ganz europäisch bereitet und verrieth seinen orientalischen Ursprung nur darin, daß die Speisen in ihrer gleichzeitigen Fertigstellung in sich steigender

Erkaltung zum Gemisse kamen. Die Sorge um das Getränk nahm mir der Oberst Nixon durch den von ihm mitgebrachten Bordeaux ab. Nach aufgehobener Tafel wurden uns die Brautgemächer der jungen Ehepaare gezeigt. Bevor, nach allen den Schmausereien, die jungen Ehemänner sie betreten, haben dieselben noch eine angreifende Cerimonie zu erfüllen, deren ich Zeuge war. In großem Staat setzt sich der Bräutigam auf das reich gesattelte und gezäumte Pferd, und, voran eine Musikbande, muß er die große Stadt die Kreuz und die Quer durchziehen. Immer länger wächst hinter ihm der Zug der Fadel- oder Laternenträger an, die Freunde und Bekannte senden, und der sich heiter durch die Gänge des Bazars windet, wo wir ihn erwartet hatten.

Noch einmal durchwanderte ich den Bazar, wo der „feine“ Perser, der „plumpe“ Türke und der „edle“ Araber, wie der Lektüre, anscheinend zwar anmaßend, aber doch eigentlich wahr, die drei Nationalitäten charakterisirt, dem Geschäfte und dem behaglichen Nichtsthun nachhängen, indem sie die Caffees füllen oder bei befreundeten Kaufleuten umherhocken. Neben den Läden, mit Artikeln des Morgenlandes gefüllt, bemerkt der aus dem Innern kommende Reisende doch sofort, wie durch die leichtere Wasserverbindung die Waaren europäischen Gewerbflusses einen größeren Absatz gewinnen, und wir sahen einige Läden gefüllt mit eleganten Waaren, welche mehr als gewöhnliche Bedürfnisse befriedigen konnten. Am fesselndsten gestaltete sich der Verkehr in einer Abtheilung des Bazars, wo die Händler mit alten, gebrauchten Waaren ihren Sitz haben, und wo eine zahlreiche Classe öffentlicher Ausrufer, gegen eine kleine Vergütung, jedes nur erdenkliche Object, dessen man sich entäußern will, lärmend durch die Menge trägt und dem zuschlägt, der den gesetzten Preis im steigenden Gebote erreicht hat; doch ist es den feilbietenden Kaufleuten umher untersagt, sich am Bieten zu betheiligen. Wer sich da öfters bewegte, könnte die schönsten Waffen, Teppiche, Stoffe, Antiquitäten und Pretiosen für billigen Preis erwerben. Dem europäischen Fremdling wird aber bei allen Käufen die Zahlung erschwert und er ist stets benachtheiligt durch

die große Menge von Werthzeichen, die hier im Verkehre sind; entweder ein heimisches Gepräge, das nur hier am Platze vorkömmt, oder persisches und indisches, russisches Geld, das er nicht sofort in Piaster, deren hier 105 statt 100 auf eine türkische Lira gerechnet werden, umzurechnen im Stande ist.

In der Tracht der männlichen händlichen Bevölkerung, mögen sie Moslems oder Christen sein, lehrt der arabische Mantel, in der Form ganz gleich, nur in Farbe und Güte des Gewebes wechselnd, immer wieder. Aber die Kopfbedeckung ist das Unterscheidungsmerkmal. Der Araber windet immer das mit gelber Seide gestickte weiße Baumwollentuch in seinen Fes, der chaldäische oder syrische Christ ein schwarzes, wenn er nicht schon dem rothen türkischen Fes frei zu tragen den Vorzug giebt; der Jude, wie schon oben bemerkt, das blau oder roth geblünte. Der ländliche Araber, tief gebräunten, meistens schwachbebarteten Angesichts, hüllt sich, wenn er der ärmeren Classe angehört, nur in einen durch einen Ledergurt zusammengehaltenen weiten Rock und legt ein schwarzes oder blau-geblüntes Tuch über Kopf und Schultern. Die seidene oder halbseidene Keffie verräth den Vermögenden, wie die weitwallende Abba. Entweder hängt dem

Sohne der Wüste die kurzgeschästete, langläufige Fliinte über der Schulter, oder er trägt im Arme die einfache, aber furchtbare nationale Waffe: eine Naphthakugel, in der Größe einer starken Faust, an eine kurze schwanke Palmenblattrippe befestigt. Keine Schädelwandung kann einem wuchtigen Schlage mit dieser Keule widerstehen! Die Weiber niederer Classe tragen häufig das Gesicht unverhüllt, sind sie vom Lande, immer. Eine besondere Schönheit kann ich weder dem weiblichen noch männlichen Geschlechte arabischen Stammes in Bagdad nachrühmen, doch zeigen die Männer eine angenehme berührende Feinheit im Benehmen, die man auf den veredelnden Einfluß der Glanzperioden ihrer Nation zurückzuführen versucht ist.

Zum letzten Male setzte ich mich noch vor dem Scheiden in die Strahlen der untergehenden Sonne ans Ufer des Tigris, sah dem Spiele der großen Möven zu, wenn sie nach den zugeworfenen Brodstücken im Fluge haschten, folgte der sich drehenden trüben Fluth und dem nie stockenden Menschenstrom über die holperige Brücke und prüfte den Inhalt der Säckchen mit Steinen, Münzen und sonstigen kleinen Antiquitäten, die die hier allzeit vorhandenen Händler für den Fremgi aus den Tiefen ihrer Brusttaschen hervorholten.





www.libtool.com.cn

Deutsche Städte-Bilder.

Reise-Skizzen und Cultur-Studien

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Bremen.

I.

Der weiland Bremer Bürgermeister und Frankfurter Reichshandelsminister A. Duckwitz giebt uns in seinen „Denkwürdigkeiten“ (Bremen, Schönmann, 1877) eine recht interessante Darstellung der Verfassungszustände dieser Hansestadt, wie solche vor 1848 existirt haben. Wir erfahren daraus, daß auch hier „Speij“ und „Trank“ seine Rolle gespielt hat.

Die Bürgerschaft, genannt der „Bürger-Convant“, bestand damals aus drei Gruppen, erstens den Juristen oder Doctores Juris, welche meist Advocaten waren, zweitens den „Ältermännern“ der Kaufmannschaft und drittens den übrigen Bürgern. Zwischen dem Bürger-Convant und dem Senat kamen viele Kompetenzstreitigkeiten vor. Gleichwohl waren die Formen sehr höflich. Der Senat wurde: „Magnifici, feste (oder vielmehr veste) hochgelehrte, edle, hoch- und wohlweise Herren und Obere“ angeredet und der Convant: „Ehrliebende Bürgerschaft“.

Die Senatoren wurden gewählt von „vier Wahlherren“ des Bürger-Convants und vier desgleichen des Senats. Die

„Wahlherren“ wurden durch die Würfel ernannt, in Erwägung, daß der Zufall kein Coterien- und Klüngelwesen kennt und daher zuweilen unparteiischer ist als die sterblichen Menschen. Die acht Wahlherren präsentirten dem Senat drei Candidaten, woraus denn Einer zum Senator ernannt ward.

Nach Creirung des neuen Mitglieds wurde dessen intellectuellen Urhebern, den acht „Wahlherren“, ein glänzendes Festessen in der „Guldenen Kammer“ des Rathhauses gegeben. Der neue Senator nahm daran nicht Theil, wohl aber mußte er durch einen seiner männlichen Verwandten den acht „Wahlherren“ seinen tiefgefühlten Dank ausdrücken lassen. Sein Botschafter erschien bei dem Braten und mußte mit jedem der „Achte“ einen großen Humpen schweren alten Rüdesheimer (aus dem Rosenteller) leeren. Das ging nicht ohne einige Pavarie ab. Der Botschafter führte daher den officiellen Namen „das Schwein“. Gleichwohl galt es als eine besondere Ehre, „das Schwein zu machen“.

Wie es währenddessen bei dem neuen Senator selbst zugeing, das schildert uns A. Duckwitz. Seine Wahl und Einführung erfolgte am 16. und 17. Februar 1841.

„Da man,“ so erzählt er, „für gut gefunden hatte, mich nicht unter die Wahlmänner zu bringen und alle zwölf zu meinen speciellen Freunden gehörten, konnte ich über den Wunsch der Bürgerchaft nicht im Zweifel sein, eilte daher nach Hause, aß mit den Meinigen zu Mittag, ließ etwas aufräumen und verjah mich mit fünfundzwanzig bis dreißig holländischen Gulden. Die Sitte verlangte nämlich, daß die ersten Boten, welche die Nachricht der Erwählung überbrachten, einen halben Thaler erhielten, und da es damals keine bremische halbe Thaler gab, traten die holländischen Gulden an deren Stelle. Nachmittags sah ich einen Haufen Männer über die Brücke rennen, und im Nu füllte sich mein Haus und Empfangszimmer mit einer großen Zahl die Hände ausstreckender Männer. Die Gulden waren bald ausgegeben, aber das Drängen und Schreien in pöbelhafter Weise nahm noch zu, bis meine Küper und Arbeitsleute die wilde Menge mit Gewalt auf die Straße spebirten. Nun erschienen Freunde und Verwandte, um die Ordnung zu handhaben, die Gratulanten in das Empfangszimmer zu weisen und sie auf den Abend zur Soirée einzuladen. Der Strom war aber so arg, daß fast Niemand zu Wort kam, und fast Alle nach einem raschen Händedruck durch die Nachfolgenden wieder aus dem Zimmer hinausgedrängt wurden. Als der Strom der Gratulanten sich gegen sechs Uhr minderte, wurde eine Menge großer Körbe mit Kringeln, Bitternüssen und anderem Gebäck, Eis u. s. w. ins Haus getragen; denn es war Gebrauch, daß Bäcker und Conditoren nach Belieben, und zwar oft genug ihre alten Vorräthe ohne weiteres dem Erwählten ins Haus schickten. Ebenso erschienen alle Lohndiener, von denen meine Freunde mit Mühe einen Theil wieder fortschickten, weil dieselben sich einander im Wege standen. Vom Rathswinkel wurde der unvermeidliche alte saure Rheinwein in reicher Fülle hergesandt. Um sieben Uhr fingen die Geladenen mit ihren Damen im reichsten Schmuck an einzutreffen, und gegen acht Uhr machten die gewöhnlich stark angeheiterten acht Wahlherren mit dem ‚Schwein‘ ihre Erscheinung. Sobald dieses geschehen war, verjassen sich alle Anwesenden mit einem Glase Rheinwein, worauf der Präsident

des Senats das Wohl des Neuerwählten ausbrachte. Unmittelbar darauf toastete der Syndicus des Senats auf das Wohl des Senats und der Bürgerchaft, und schließlich dankte der Neuerwählte den Wahlherren und trank auf Bremens Wohl. Später, als es keinen Syndicus des Senats und auch keine Wahlherren im alten Sinne mehr gab, fiel der zweite Trinkpruch sowie der dritte aus, indem der Neuerwählte beide Trinkprüche zu vereinigen suchte. Die Herren, mit Ausnahme einiger weniger, welche Karten spielten, trennten sich damals nicht von den Damen, und gegen elf Uhr war Alles vorbei. Freilich war an Ruhe und Schlaf nicht zu denken, weil verschiedene Nachtmusiken sich vernehmen ließen und die Küper es sich nicht nehmen lassen wollten, während der Nacht das Haus äußerlich mit Flaggen zu schmücken.

„Am andern Morgen sollte die ‚Aufsührung‘ stattfinden.

„Um neun Uhr waren der Senat, die Gelehrten, Kaufleute u. s. w. im Delius'schen Hause und die ‚Kämter und Zünfte‘ im daneben befindlichen Kramer-Amthause versammelt, und setzte sich nun der Zug nach dem Rathhause, unter dem Geläute der Glocken, in folgender Ordnung in Bewegung. Vorauf die Herrendiener in Gala, sodann der Senat mit dreieckigen Hüten (im Volksmunde Pufut genannt) auf den Häneptern, untermischt mit denjenigen Rechtsgelahrten, welche vor 1825 die Doctorwürde erlangt hatten und gleichen Rang mit dem Senat beanspruchten. Dann folgten die Ältermänner, ebenfalls mit dreieckigen Hüten bedeckt, sämmtlich zwei bei zwei, und zuletzt die beiden jüngsten Ältermänner, unter welchen auch der neuerwählte Senator, der vor seiner Beerdigung noch nicht zum Rath gerechnet wurde. Sodann folgten die Gelehrten, Kaufleute, Amtsgenossen und sämmtliche Eingeladene und Nichteingeladene, denn es konnte sich dem Gefolge anschließen, wer da wollte. Jedoch hielt man es für respectirlich, am Schluß des Gefolges einherzuschreiten; man ließ daher zwei Arbeitsleute in anständiger Kleidung das Ende des Gefolges bilden. Diese zwei nannte der Volksmund: ‚Schneebrod und Darbrod‘.

„Nachdem der Zug in der großen Halle des Rathhauses eingetroffen war, hielt der Präsident des Senats eine Ansprache,

worauf der Neuwählte den Rathmanns-eid in niederdeutscher Sprache, altem Herkommen gemäß, leistete, und zum Schluß der Syndicus des Senats, Namens des neuen Senators, eine Erwiderungsrede verlas. Nach Beendigung dieser Rede ging der Zug in derselben Ordnung, der neue Senator jedoch unter den Senatoren, zu den Versammlungslocalen zurück, wo die alterthümliche Bewirthung stattfand.

„Mit dieser ging es folgendermaßen zu. Die Honoratioren befanden sich in meinem Falle in dem Delius'schen Hause, die Aemter u. s. w. im Kramer-Anthause. In beiden Häusern wurden Taufkränze, Macronen und ähnliches Gebäck, sowie mancherlei Siebensachen, nebst Wein in verschiedenen Sorten und Havanna-Cigarren zum Besten gegeben, und von Zeit zu Zeit Teller mit Kränzeln und Vackwerk aus den Fenstern unter das versammelte Volk geschüttet. Der Neuwählte hatte in beiden Häusern sich für die Ehre der Begleitung nach dem Rathhause zu bedanken, worauf auf seine Wahl getoastet und getrunken wurde. Es ging dabei in dem Raume, in welchem die ‚Aemter und Rünfte‘ versammelt waren, sehr tumultuariß, jedoch vergnüglich her, so daß wenige Stühle und Tische unverfehrt blieben. Nachdem die Gäste sich entfernt hatten, wurden zu je zwanzig bis fünf- und zwanzig die auf der Straße befindlichen Knaben in das Vocal gernsen und satt gefüttert, bis denn auch diese Fütterung ihr Ende erreichte.

„Kurze Zeit nach Vollziehung dieses Acts der Einführung hatte der neue Senator den Mitgliedern des Senats und ihren Frauen, sowie den Wahlherren und ihren Frauen ein Diner zu geben, bei welchem allerseits der größtmögliche Glanz entwickelt wurde.“

So schreibt der frühere Reichshandelsminister A. Duschwitz aus Bremen. Für die Beantwortung der Frage: „Wie speiste man früher in Bremen?“ muß ich mich in Ermangelung eigener Wissenschaft auf diesen classischen Jengen berufen.

Die Frage: „Wie speist man heute in Bremen?“ laun ich dagegen aus eigener Wissenschaft beantworten. Ich habe dort am 16. Februar 1877 die „Schaffner-mahlzeit im Hause Seefahrt“ mit-gefeiert und sie kurz danach auch besungen.

Meine damalige Rhapsodie enthielt jedoch, so gut sie gemeint war, doch mancherlei Mängel und Lücken. Denn ich war in die Details der eleusinischen Geheimnisse des Hauses Seefahrt noch nicht zur Genüge eingeweicht. Dies ist inzwischen geschehen. Ich verdanke meinen verehrten Freunden in Bremen so viel Berichtigung und Belehrung, daß ich es unternommen, meine damalige kleine Skizze erheblich zu verbessern und zu erweitern und sie in den folgenden beiden Capiteln zu reproduciren. Daran soll sich dann als viertes ein vergleichendes Schlußcapitel anschließen, welches noch einige Beiträge liefert zu den Antiquitäten der deutschen Tafelfreude und Kochkunst.

II.

Am 11. Februar 1877 erhielt ich folgende Einladung:

„Die diesjährigen Schaffer der Seefahrts-Mahlzeit erlauben sich, Sie zu dem auf Freitag den 16. Februar um 2 Uhr angeordneten einfachen Mittagessen im Hause Seefahrt ergebenst einzuladen und schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß Ihre gütige Antwort zusagend lauten wird. Sie ersuchen solche an den mitunterzeichneten Schaffer, F. Heinrich Brauer jr., zu richten und sich dazu des einliegenden Briefcouverts gefälligst zu bedienen.

Bremen, den 10. Februar 1877.

Hochachtungsvoll

Karl Siebenburg.

F. Heinrich Brauer jr.

E. Stodmeyer.“

Ich nahm die Einladung sofort an, in der Voransetzung, daß von Bremen nichts kommen könne als Gutes.

Zu meiner Schande aber muß ich gestehen, daß ich über Ursprung, Wesen und Zweck der solennen Mahlzeit nicht ganz im Klaren war. Meine Unwissenheit ging sogar so weit, daß ich „Schaffer“ mit Schaffner verwechselte, worüber mich in Bremen jedes Kind auf der Straße ausgelacht haben würde. Meine ganze Wissenschaft beschränkte sich auf Folgendes: Ich hatte in früheren Zeiten in Bremen ein altherwürdiges Haus gesehen, welches den Namen führte: „das Haus Seefahrt“. Ueber dem massiven Portal, das durch ein zierliches Gitter geschlossen wurde, standen steinerne Figuren, welche den Handel und

die Schifffahrt repräsentirten und ein Relief beschirmten, das ein Schiff mit schwelenden Segeln und der Bremer Flagge auf steinernen Wellen darstellte. Durch das Gitter sah man in einen von zahlreichen Gebäuden umgebenen inneren Hof. In dem letzteren, sagte man mir, werden die Wittwen der der Stiftung angehörenden Capitäne, **namentlich solcher, welche auf See in ihrem Verufe verunglückt sind, zeitlebens unterhalten.** Das Ganze erinnerte mich an die in belgischen Städten vorfindlichen Beguinenhöfe, die uns der Reichstagsabgeordnete Friedrich Detker in seinen kürzlich erschienenen „Belgischen Studien“ so anschaulich beschrieben. Man sagte mir, das „Haus Seefahrt“ sei eine gemeinsame Stiftung der Bremer Rheder und Schiffer, und die Inschrift über dem Portal: „Aus Freigebigkeit von Kaufleuten“ (d. i. Schifferheider, denn andere Kaufleute, als Schiffseigenthümer, haben nie etwas mit dem Hause Seefahrt zu thun gehabt) „und Schiffern“ bestätigte dies; es sei eine ehrwürdige Corporation, die alle Stürme des dreißigjährigen Krieges und der Fremdherrschaft überdauert habe und sich an Alter und Stabilität mancher europäischen Dynastie mindestens gleichstellen könne.

Als ich im Herbst 1876 wieder in Bremen war und mich nach dem Haus Seefahrt erkundigte, sagte man mir, es sei von der Erde verschwunden, es habe der Erweiterung und Verschönerung der Stadt zum Opfer gebracht werden müssen, der Durchbruch zur neuen „Kaiserstraße“ habe seine Beseitigung dringend erfordert. „Das ist schade,“ sagte ich; denn jeder gute Deutsche, mag er sich auch noch so modern gebahren, hat irgendwo in seinem Herzen einen stillen romantischen Winkel, wo er der Poesie des Verfallenden huldigt und dem Beseitigten desselben durch Neuerungen, Umbauten oder Reformen abgeneigt ist. Man tröstete mich damit, daß der Geist des Hauses, daß die Stiftung und die Corporation mit all ihren wohlthätigen und ehrwürdigen Einrichtungen noch fortbestehe, und daß auch das Haus selbst in einem der äußeren Stadttheile neu entstanden sei, daß man sogar das Portal, welches mir noch lebhaft in Erinnerung war, erhalten und in der neu erbauten

Straße, der Seefahrtsstraße, wieder aufgerichtet habe.

Als ich nun am 15. Februar 1877 von Berlin nach Bremen fuhr, nähte ich die Zeit und den Umstand, daß mein Geist und meine Augen durch die Naturschönheiten der mir ohnedies schon genügend bekannten Lüneburger Haide nicht überflüssig in Anspruch genommen wurden, um während der Eisenbahnfahrt darüber nachzudenken, was wohl die „Schaffer-Wahlzeit des Hauses Seefahrt“ sein möge.

An dem Wort „Schaffer“ scheiterte mein Witz. Daß es nicht identisch sein könne mit „Schaffner“, sah ich bei näherer Ueberlegung wohl ein. Dann nahm ich alle gewöhnlichen Anwendungen des Wortes „Schaffen“ und „Schaffer“ durch; sie paßten alle nicht. Endlich ging ich zu der außergewöhnlichen und seltenen Bedeutung und Anwendung der betreffenden Worte über. Ich erinnerte mich an das süddeutsche „Schaff“, ein hölzernes Hohlmaß, das der Wöttcher, dort Schaffler genannt, macht. Dann dachte ich an die liebliche Anrede der österreichischen und ungarischen Kellner: „Was schaff' n's, Guaden?“ Auch erinnerte ich mich eines Vorganges in München. Vor nunmehr beinahe schon vierzig Jahren hatte ich mir in dem Restaurant unter den Arkaden „Knöb'l“ bestellt und saß da, mit verlangendem Herzen dieser mir bis dahin noch gänzlich unbekannten Nationalspeise des bayerischen Volkes entgegenharrend. Da setzte sich ein außerordentlich umfangreicher bayerischer Major neben mich. Er hatte ein rothes Gesicht und einen mächtigen larmoyant niederhängenden weißen Schnurrbart; er trug Ringe in den Ohren und sein rundes Haupt à la brebis geschoren. „Katherl, Katherl!“ rief er mit halb heiserer Stimme. „Herr Major,“ erscholl aus dem andern Zimmer die Stimme der Kellnerin, „'s kummt gleich, Herr Major.“ „Dumm's Mensch!“ schrie der hungrige und über die verlogene Ausrede sittlich entrüstete Krieger, „dumm's Mensch, wie kann's denn kommen, i hab ja noch nix g'schafft!“ Da hieß also schaffen so viel wie bestellen oder befehlen. In einzelnen Theilen der preussischen Provinz Schlesien nennt man den Gutsverwalter oder Inspector „den Herrn Schaffer“. Einige Verordnungen des

Grafen von Henneberg, welche in dem zu Schleusingen erscheinenden Henneberger Kreisblatt vom 21. Februar 1876 in dem Aufsatze: „Mittheilungen aus der Geschichte des Henneberger Landes“, abgedruckt sind, beginnen mit den Worten: „Von Gottes Gnaden, Wilhelm, Graf von Hennebergk, fügen allen unserer Gräfschaft innewohnenden Schaffern zu wissen, und hier scheint das Wort „Schaffer“ Gutsbesitzer zu bedeuten. Aber weder das südlische „Schaff“, noch das nordische „Schaffen“, gleich Bewirthschaften oder Verwalten, noch endlich das bairisch-österreichische „Schaff’n“, gleich befehlen oder etwas zu essen bestellen, gab mir Licht über die Sache. Ich beschloß also, mich mit der Sokratischen Weisheit, zu wissen, daß ich nichts wisse, vorerst zu begnügen und alle weiteren Nachforschungen bis Bremen zu vertagen, wo ich denn auch endlich einfuhr, und auch der geneigte Leser wird das Nähere von mir erfahren, daß ich das Richtige aus eigener Weisheit nicht finden konnte, weil mir ein seemannischer Ausdruck unbekannt war.

Die Bedeutung des „Hauses Seefahrt“ kannte ich schon, und ich war nicht im Zweifel darüber, daß die Seefahrts-Mahlzeit eine jener Festlichkeiten war, mit welcher altherwürdige Körperschaften nach den Sitten und Gebräuchen der Altvordern ihr Stiftungsfest oder einen ähnlichen Gedentag zu begehen pflegen. Ich muß gestehen, daß ich diese althergebrachten Feierlichkeiten, welche längst vergangene glorreiche Zeiten mit der lebendigen Gegenwart in Verbindung bringen, außerordentlich liebe. Wer den Triumphzug, den alljährlich am 9. November der Lord-Mayor von London hält, oder wer eines der Feste in Mansion-House oder in Guildhall mitgemacht hat, der wird meine Vorliebe begreifen. Selbst die Jahresfeste der englischen Bünfte haben für jeden Freund der Culturgeschichte ein hohes Interesse, und ich will bei dieser Gelegenheit nur daran erinnern, daß dort die Großen des Landes, die Minister und sonstigen Staatsmänner, sich stets geschmeichelt fühlen, wenn eine dieser Bünfte sie zu ihrem Ehrenmitglied ernennt. So war der hochverehrte und unvergeßliche Gemahl der Königin, Prinz Albert, Ehrenmitglied der Fischerzunft, und der alte

Lord Pam, sein unverbeßerlicher Widersacher, setzte eine besondere Ehre darein, der Schneiderzunft anzugehören. Alle diese englischen Feste sind in Deutschland bekannt und bis in alle Einzelheiten beschrieben; ich erinnere z. B. an die anschaulichen Schilderungen in Max Schilling's „Wanderungen durch London“. „Ist es nicht seltsam,“ dachte ich, während ich durch die Lüneburger Heide fuhr, „daß ich, ein Deutscher, der sein Vaterland und dessen Geschichte aufrichtig liebt, zwar das Fest im Londoner Mansion-House, nicht aber das im Bremer Haus Seefahrt mitgemacht habe, und daß meine Mitbürger im deutschen Reiche jenes Fest kennen und dieses nicht? Muß ich mich nicht halbwegs schämen, daß ich nicht einmal weiß, was ein „Schaffer“ ist? Haben wir in Deutschland nicht doppelt Ursache, solche historische Festlichkeiten zu hegen und zu pflegen, weil sich deren leider nur sehr wenige bis heute erhalten haben? Haben denn nicht bei uns die Zeiten des dreißigjährigen Krieges und der französischen Fremdherrschaft schreckliche Verheerungen in unseren Sitten und Traditionen angerichtet? Wie selten ist nicht eine Stadt wie Bremen, in welcher die ehrwürdigsten Monumente der Vergangenheit umringt sind von den geschmackvollen Bauten der neuesten Zeit, den Schöpfungen des genialen Baumeisters Heinrich Müller! Wie selten ist nicht ein Fest, wie die Schaffermahlzeit des Hauses Seefahrt, bei welcher man das Ceremoniell des fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderts conservirt hat!“

Diese Erwägungen endeten mit einem Beschlusse. Nämlich mit dem, das Schaffer-Essen nicht nur mitzumachen, sondern auch zu beschreiben, damit jener bedauernswerthen Unwissenheit nach Möglichkeit ein Ende gesetzt wird. Nach Berlin zurückgekehrt, habe ich mich aus dem dumpfen Sitzungs-saale des Abgeordnetenhauses, wo der Karren des „Culturkampfes“ in seinem ausgefahrenen Geleise mit schreienden Rädern und raselndem Geschirr weiter fährt, rüttelt und schüttelt, ohne jemals ein Ziel oder auch nur eine Station zu erreichen, in die hellen freundlichen Räume der „Bibliothek des hohen Hauses“ zurückgezogen, um, bevor meine Erinnerungen verdraucht sind, diese flüchtigen Skizzen zu Papier zu bringen.

Die Schaffermahlzeit des Hauses Seefahrt wird seit länger als dreihundert Jahren regelmäßig an einem der ersten Freitage des Monats Februar abgehalten. Ursprünglich war sie der Schlußact der Rechnungsablage durch die Vorsteher, welche damals schon „Schaffer“ geheißen haben sollen. Schon die Stützungsurkunde von 1545 enthält einen Artikel, „über das Bier und was sonst — bei der Rechnungsablage der Vorsteher getrunken und verzehrt werden möchte“. Es wird dort bestimmt, „daß die Kosten all dieser Dinge nicht aus der Seefahrts-Kasse (der Kasse der Corporation) gedeckt, sondern von einem Jeden aus seinem eigenen Beutel bezahlt werden sollen“. Die Sitte, die Rechnungsablage mit einem standhaften Trunk zu verbinden, ist bekannt im deutschen Vaterland. Ich erinnere mich, von einem steinalten Rheingauer gehört zu haben, daß die dortigen Gemeinden, welche sich, bevor sie das Schicksal hatten, nassauisch zu werden, einer vollkommen freien Selbstverwaltung auf der Grundlage ihrer uralten Gau- und Markverfassung erfreuten, sich in früheren Zeiten folgender Methode bedienten: An dem Tage der Rechnungsablage traten die Väter der Stadt auf dem Rathhause zusammen. Der Gemeinderichter verzeichnete auf der Rathstafel die einzelnen Posten mit Kreide und wies bei jedem Posten die Belage vor. Dann wurden die Einnahmen und die Ausgaben summiert und revidirt und der etwaige Baarbestand in klingender Münze vorgezeigt. Hatten die Rathsherrn Alles richtig befunden, dann kamen die Pöcale mit Wein auf dieselbige Tafel, und es wurde so lange poculirt, bis der verschüttete Wein die Rechnung gelöscht hatte. Das war die damalige Art, „Decharge zu ertheilen“.

Die Schaffermahlzeit des Hauses Seefahrt bedeutete aber nicht bloß die Rechnungsablage, sondern auch zweitens den Abschied der Schiffer, welcher genommen wurde, bevor sie aufs Neue in See stachen. Sie wurde deshalb im Anfange Februar gehalten, weil spätestens mit dem 22. Hornung die Winter-Giesta ein Ende hatte und „die Schiffer wieder von Hause fuhren“, und wenn man das nächste Jahr wieder zusammenkam, dann hatten in der Zwischenzeit die Wogen gar Manchen ver-

schlungen, der das letzte Mal hier noch fröhlich mitgebechert und seine Abneigung gegen das Wassertrinken kundgethan hatte.

Die Schaffermahlzeit des Hauses Seefahrt bedeutet endlich drittens die Verbrüderung der Kaufleute und der Schiffer, der Rheder und der Capitaine, wobei bemerkt werden muß, daß man hier auf diesem echt deutschen Boden, in der dort herrschenden niederdeutschen Mundart das Wort „Capitain“ accurat so spricht, wie es geschrieben steht, und die französische Aussprache gänzlich verschmäht. Das Element der Kaufleute wuchs zusehends im Hause Seefahrt. Die Geschäftsführer oder Schaffer wurden theils aus den Kaufleuten, theils aus den Schiffern gewählt, und endlich wurden die Kosten der Mahlzeit, welche früher „ein Jeglicher aus seinem eigenen Beutel“ und dann die Kaufleute-Schaffer und die Schiffer-Schaffer gemeinsam bestritten hatten, in der Art vertheilt, daß die Schiffer-Schaffer auf eine bestimmte Summe Geldes contingentirt wurden, die Rheder-Schaffer aber den ganzen Rest auf sich nahmen, welcher „Rest“ wahrlich nicht klein ist. Georg Herwegh ärgerte sich zu jener Zeit, wo in Deutschland so viele Denkmäler errichtet und so viele Feste gefeiert wurden, ohne daß man zu letzteren große Ursache hatte — in der Zeit von 1840 bis 1845 — über diese Excesse, und die Indignation gab ihm folgenden Vers ein:

„Erst ein Feß — dann ein Denlmal dem Feß —
dann ein Feß für das Denlmal —
Deutsche, wohin? Mit euch geht ja die Dant-
barkeit durch!“

Bei dem Schafferfest, wobei anfangs die Rechnungslegung die Hauptsache und die Mahlzeit die Nebensache war, zeigte sich alsbald dieselbe germanische Neigung.

Die Schaffer, junge Herren aus den reichsten und vornehmsten Häusern, suchten einander zu überbieten. Die Feste wuchsen in quali et quanto. Zuerst trennte man die Rechnungsablage und die Mahlzeit. Jene wurde am ersten und diese am zweiten Tage gehalten. Dann fand man zweitens, daß eine bloße Rechnungsablage ohne irgend etwas dazu doch gar zu trocken sei; man fügte daher auch der Rechnungsablage eine Mahlzeit hinzu,

„aber nur eine ganz kleine“. Es waren also nun der Mahlzeiten zwei, nämlich zuerst die kleine Schaffermahlzeit, gewöhnlich Rechnungsmahlzeit genannt, und dann die große Schaffermahlzeit; zu letzterer wurden zahlreiche Gäste geladen. Im Laufe der Zeit wurde man darauf aufmerksam, daß die Frauen und Töchter der Mitglieder doch auch einige Berücksichtigung verdienten. Statt sie aber zu den Mahlzeiten, von welchen sie bis dahin ausgeschlossen waren, zuzuziehen, beschloß man — dies war das dritte Entwicklungs-Stadium — ihnen am dritten Tage eine besondere Mahlzeit zu geben. Diese hieß officiell der „Dritte Tag“ und galt den „Eheliebsten“ der Schaffer und Vorsteher. Natürlich wurden von den Frauen auch die Töchter und von den Töchtern die Freundinnen zugezogen. Zum Vierten fand sich, daß man einige Zeit vor der Mahlzeit Bierprobe halten und doch notwendigerweise auch dazu eine „Kleinigkeit“ essen müsse, und daraus entstand abermals eine stattliche „Schmede-Bier-Mahlzeit“. Endlich aber war es doch einleuchtend, daß, nachdem die Vasten der Schaffer sich durch Vermehrung der Mahlzeiten vervierfacht hatten, ihnen dafür auch ein besonderer Dank gebühre, und so beschloß man denn zum Fünften, daß einige Zeit nach Abhaltung jener vier Mahlzeiten eine fünfte abzuhalten sei, mitteilt deren die Vorsteher, Oberalten und Ältesten der Gesellschaft den „Schaffern“ eine Ergöhllichkeit bereiten und ihren Dank abstatten sollten.

Aber nicht nur extensiv, sondern auch intensiv steigerten sich die Mahlzeiten. Der Durst wuchs und mit ihm die Anforderungen an die Güte des Bieres. Die alten „Bergefahrer“ schütteten am Schmede-Biertag das Bier auf die Bank und setzten sich dann vier Mann hoch auf die also zurecht-gesalbte Bierbank mit ihren hirschledernen Hosen. Dann tranken sie noch eine Weile, und endlich commandirte der älteste der alten Knausterbärte: „Hipp — hipp — hipp — Hurrah!“ Bei dem Hurrah erhoben alle vier sich a tempo, und die Bank, auf welcher zwischenzeitig das dicke, schwere, süße, flebrige Bier zwischen den Hosen und dem Holz das erforderliche Bindeglied hergestellt hatte, mußte sich mit ihnen erheben.

That sie es nicht, dann taugte das Bier nicht. Taugte es aber, dann setzte es Ränke und Zänkereien. Zur Erläuterung des Ausdrucks „Bergefahrer“ muß ich Folgendes bemerken: Bremens Schiffahrt nahm ihren ersten Aufschwung im Verkehr mit Bergen in Norwegen. Dieser Verkehr entwickelte sich der Art und gelangte zu solchen Ansehen, daß die „Bergefahrer“ allerlei Vorrechte erlangten; sie erhielten sogar in den Kirchen ihre Bergesfahrer-Stühle an bevorzugter Stelle. Als die Bremer Schiffahrt schon längst nicht mehr auf den Verkehr mit Bergen beschränkt war, hieß die Schiffergesellschaft noch immer die „Bergefahrer-Gilde“. Zum Beleg für die Zänkereien finden wir bei J. G. Kohl*), daß im Jahre 1670 mehrere Schiffer mit hohen Geldstrafen belegt wurden „wegen über Tisch geplogener Schlägerei“. Dann bildeten sich einige weitere mahzeitliche Nebenproducte aus, wie z. B. das „Umschicken des Biers und des Stockfisches“ an die Älterleute und andere vornehme Gönner, welche damit ihr eigenes Rechnungs-Diner à part abhielten, und die Institution des „Bündels“, welche darin bestand, daß die Theilnehmer der Mahlzeit Jeder eine Serviette oder sonst ein Tuch mitbrachten, in welches sie am Schlusse Alles, was sich nicht wehrte, einpackten, um es den „lieben Kleinen“ zu Hause zu bringen.

Seit dem achtzehnten Jahrhundert, welches überhaupt die Polizeireglements liebt, tritt gegen die übermäßige Ausdehnung der Mahlzeiten eine lebhaftere Reaction ein. Man sah sich genöthigt, die Zahl und den Umfang der Mahlzeiten und der Einladungen zu beschränken und jene Thaten, wie das Umschicken von Bier und Stockfisch, die „Bündels“ u. s. w., ganz abzuschaffen. Der gestrenge Bürgermeister Rindermann, der 1755 aus Regiment kam und als „Rindermann der Tyrann“ noch heute im Viede lebt, wollte

*) Dieser hochverdiente Schriftsteller, welcher gegenwärtig an der Spitze der Verwaltung der großen öffentlichen Bibliothek in Bremen steht, hat uns unter dem Titel: „Das Haus Seefahrt in Bremen“, eine ebenso viel Gewissenhaftigkeit und Gelehrsamkeit als Geschmack und gefällige Darstellung aufweisende Monographie gegeben, auf welche ich alle Leser verweise, welche mehr verlangen, als ich ihnen biete.

sogar dem ganzen Institut der Schaffermahlzeit zu Leibe. Nachdem er „die verschwenderischen Mahlzeiten der Handwerkerämter und Bruderschaften“ verboten, trug er dem Senat, welcher das Prädicat „Amplissimus“ oder die „hochedle Wittheit“ (Weisheit) führte, vor, es sei besser, diese Gelder statt für Essen und Trinken zum Kauf von Seesläuten, so in die Sklaverei der Nordstaaten gefallen, zu verwenden, und am 23. Januar 1756 beschloß denn auch wirklich die hochedle Wittheit, „daß die Schaffermahlzeiten gänzlich abzuschaffen und daß bei Ablegung der Rechnung des Hauses Seefahrt den dazu erforderlichen Personen hinfüro Jedem nur ein Glas Wein zu präsentiren sei“.

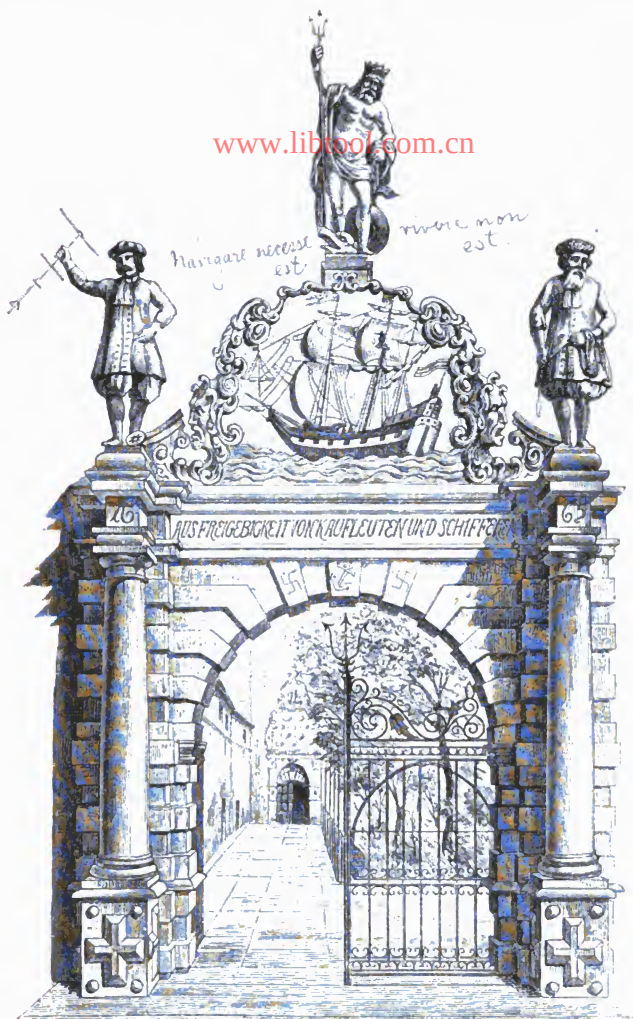
Das aber war doch den Schaffern, Oberalten und Ältesten des Hauses zu arg. Sie remonstrirten lebhaft und wiesen die Berechtigung des althergebrachten Ordensfestes der Bremer Rheder- und Schiffergilde nach; und was die Ausgaben für die Mahlzeiten anbelangt, so stellten sie, schon lange vor Goethe, das Gleichniß des „Manns mit zugeknöpften Taschen, dem Niemand was zu Liebe thut“, auf und deducirten siegreich: „da der Beutel für die Mahlzeit doch einmal weit aufgethan werden müsse, so werde dann zum Frommen der Armen noch tiefer hineingegriffen und bedeutendere Geschenke gemacht, als es geschehen sein würde, wenn der Geldsack ganz zugeknüpft geblieben wäre“, und wenn man den Schaffern das Plaisir so verderbe, dann würden sie sich auch der Lasten entschlagen, denen sie sich bisher so uneigennützig und opferwillig unterzogen.

Da nun das Haus Seefahrt außerdem nachwies, daß man alle Ausschreitungen bereits beseitigt, und wie man verboten habe, bei der einen Mahlzeit, welche in Zukunft werde abgehalten werden, andere Speisen aufzusetzen, „als vor zweihundert Jahren gebräuchlich gewesen, nämlich frisch und geräuchert Fleisch, Schinken, Sauerkraut, Stodfish, Karpfen, braunen Kohl mit Pökel, Käse und Butter“, wie die Articuli, so man zur Confirmation vorlege, darthäten, so ließ sich Amplissimus erweichen und resolvirte am 20. Februar 1756, daß „dem Petito um Zurücknahme des Verbots 23. v. M. zwar

vor der Hand zu deferiren, auch die vorgelegten Articuli zum Versuch zu confirmiren, jedoch der Gesellschaft bei nachdrücklicher Abmahnung zu intimiren sei, daß sie eine weitere Extension der Mahlzeit nicht wieder einreißen zu lassen hätte“.

Als im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Schrecken der Fremdherrschaft über Deutschland hereinbrachen und deutsche Fürsten sich dazu hergaben, Napoleon I. als Rheinbunds-Vasallen zu huldigen und von ihm Titel und Länder zum Geschenk anzunehmen, drohten nicht nur der Schaffermahlzeit, sondern dem ganzen Hause Seefahrt schwere Gefahren. Sofort nach der Occupation Bremens streckte die französische Regierung ihre Krallen aus. Sie verbot den Trinkspruch auf „Kaiser und Reich“, welcher dort seit mehr als anderthalb Jahrhunderten zu den officiellen Toasten gehörte. Dann verbot sie überhaupt die ganze Schaffermahlzeit. Doch das waren nur Vorläufer. Im Jahre 1810 decretirte Napoleon I. die Einverleibung der freien Hansestadt Bremen in das französische Kaiserreich. Natürlich geschah das ganz ohne jenes „Suffrage universel“, welches die Franzquillons in Elsaß-Lothringen heutzutage fordern, Bremen wurde die Hauptstadt (chef-lieu) des Departements der Weser-Mündungen (des Bouches du Weser). Der Präfect des neuen Weser-Mündungs-Departements säumte nicht, seine gierigen Blicke auch auf das Haus Seefahrt zu richten. Er wollte dies Haus und sein Stiftungsvermögen ebenfalls dem französischen Fiscus einverleiben und suchte zu dem Zwecke einen Titel nach dem andern hervor; bald den der öffentlichen Armenpflege, bald den der Marine-Anstalten des Staates. Die Schaffer, Oberalten und Ältesten des Hauses Seefahrt wehrten sich standhaft. Sie wiesen unwiderleglich nach, daß das Haus und das sonstige Vermögen Privateigenthum einer Gesellschaft sei und deshalb nicht angetastet werden dürfe, wenn man nicht das System des Communismus proclamire.

Indessen weiß man doch nicht, wie der ungleiche Kampf zwischen deutschem Recht und der französischen Gewalt verlaufen wäre, wenn nicht der Ausgang der



Eingang zum Hause „Seefahrt“ in Bremen.

großen Völkerschlacht von Leipzig dem Proceß und überhaupt der Fremdherrschaft ein Ziel gesetzt hätte. Damit lebte denn auch die Schaffermahlzeit des Hauses Seefahrt wieder auf, und sie ist seit 1814 bis 1877 ohne Unterbrechung alljährlich abgehalten worden. Auch der 1809 von den Franzosen unterdrückte Trinkspruch auf „Kaiser und Reich“ hat seit 1871 seine Wiederanferstehung gefunden.

Nehtliche Festlichkeiten waren auch in den übrigen Hansestädten üblich. Aber sie sind dort verschwunden. Nur Bremen hat sie erhalten. In Lübeck hat die alljährliche solenne Mahlzeit im Hause der Schiffergilde seit 1804 aufgehört. In Hamburg wurde die Schiffermahlzeit von den Franzosen unterdrückt und ist seitdem nicht wieder aufgelebt. Das Gildehaus der Schiffergesellschaft ist in dem großen Brande von 1842 zerstört und nicht wieder aufgebaut worden. Aber Handel und Schifffahrt der drei freien Hansestädte blühen heute noch, und deshalb singt man heute noch bei der Schaffermahlzeit des Hauses Seefahrt in der Hansestadt Bremen, welche in ihrem Wappen den silbernen Schlüssel führt:

Wo der Döfse Woge brauset
An die alte Hansestadt,
Wo der deutsche Adler hauset,
Der der Franken Joch zertrat;
Da ist die Freiheit,
Da tönt unser Sang:
Heil dir, o Lubeca,
Weim Beckerslang!

Wo an der Elbe grünem Strande
Die drei festen Thürme steh'n,
Wo aus nah und fernem Lande
Aller Völker Flaggen weh'n;
Da ist die Freiheit,
Da tönt unser Sang:
Heil dir, Hammonia,
Weim Beckerslang!

Wo den Schlüssel zu der Weste
Treu und Redlichkeit bewahrt,
Wo bei jedem frohen Feste
Freude sich mit Sitte paart;
Da ist die Heimath,
Da tönt unser Sang:
Heil dir, o Brema,
Weim Beckerslang!

Zwar die Dreifalt hat nicht Wälder,
Hat nicht Weinberg, ackert nicht;
Doch die goldne Frucht der Felder,
Seltner Wein gebirgt ihr nicht.
Hier ist die Freiheit,
Hier tönt unser Sang:
Heil dir, o Hansa,
Weim Beckerslang.

III.

Der Einladung Folge leistend, trat ich, unter Führung meines Reichstagscollegen Herrn Mosle, am 16. Februar 1877 präcis 2 Uhr in das neue Haus Seefahrt am Dovenhofs-Steinweg ein, und zwar zunächst in das „kleine und große Herren-Losament“, wo sich die Festgeber und Gäste sammelten, bis sich die festlichen Räume zur Schaffermahlzeit öffneten.

Zunächst machte oder erneuerte ich die Bekanntschaft mit den diesjährigen Zutrütern der Mahlzeit, den Herren Schaffern, Brauer, Siedenburg und Stodmeyer, und dann mit den heute gewählten jungen Schaffern, welche 1879 die Mahlzeit zuzurichten haben werden und mich heute schon dazu einluden. Dann erfreute ich mich der zahlreichen alten Freunde und Bekannten aus Bremen, die ich hier wieder traf. Nicht minder der zahlreichen Gäste aus Berlin und den benachbarten lokalen Centren, dann der Offiziere des Heeres und der Flotte von Oldenburg, Wilhelmshafen und Bremen, und endlich der Ausländer, aus New-York, Baltimore, Japan, Rangore und Sabanna. In der Unterhaltung mit letzteren hatte man wieder Gelegenheit festzustellen, daß durchaus nicht Französisch, sondern Englisch die Weltsprache bildet, während Italienisch als internationale Sprache für das Mittelmeer-Beden dient, welches weiter als jemals davon entfernt ist, ein „französischer See“ zu sein, wozu es Napoleon I. und Napoleon III. zu machen vergeblich sich mühten.

Während wir auf die Eröffnung des Festsaales in den „Herren-Losamenten“ warten, haben wir Gelegenheit, uns etwas umzusehen. Das große Herren-Losament ist mit mehreren schwarzen Tafeln geschmückt, welche die Namen der Vorsteher, Oberalten, Ältesten, Stifter und Wohlthäter des Hauses enthalten. Jedem Namen ist ein in den lebhaftesten Farben strahlendes Wappen beigegeben. Diese Heraldik der seefahrenden Geschlechter, in welcher das Schiff, der Anker und dergl. eine große Rolle spielt, weicht sehr wesentlich ab von den Wappenschriften der Wappenfunde der binnländischen Landratten-Häuser. Der Zweck dieser Skizze erlaubt mir nicht, an gegen-

wärtiger Stelle auf diese Differenzen näher einzugehen. Ich begnüge mich, auf die von der Abtheilung des Künstler-Vereins für Bremische Geschichte und Alterthümer herausgegebenen, prachtvoll ausgestatteten „Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen“, Band 2, Abhandlung „über Familien und Wappen Bremischer Rathsherren“ zu verweisen.

Das kleine Herren-Vosament enthält die Portraits einiger um die „Seefahrt“ besonders verdienten Personen, darunter auch eines, das mit den Namens-Initialen B. R. und mit dem Datum „Anno 1597 den 3. Januarius“ bezeichnet ist. Auf dem Rahmen steht mit großen Buchstaben das Wort „Fondator“. Jedoch ist augenscheinlich das Bild weit älter als der Rahmen. Das auf Eichenholz gemalte Bild stellt einen runzeligen alten Herrn mit ehrwürdigem und gestrengem Gesichtsausdruck und weißem Bart vor; mit der Rechten drückt er ein Gebetbuch an die Brust und mit der Linken reicht er einen schweren Beutel mit Geld dar. Man hat bis jetzt nicht ermitteln können, wer dieser edle Gründer ist, der sein Geld weggiebt und sein Seelenheil fest an der Brust hält.

Während wir noch mit Betrachtungen und Bemerkungen über das räthselhafte Bild beschäftigt sind, rauschen plötzlich die Portièren des großen Eingangsthores zum Speisesaal auseinander, und es ertönt eine mächtige Stimme:

„Schaffen unnen un boven!
Unnen un boven schaffen!“

Und auf diesen Commandoruf setzt sich die ganze Masse in eine gleichförmige, langsame, aber sichere Bewegung, um die Pforten des Heils zu erreichen.

Und nun ist es auch Zeit, das Wort „Schaffen“ und „Schaffer“ zu erklären. Der Ruf „Schaffen unnen un boven“ (unten und oben) ist auf den Seeschiffen üblich, um den Matrosen unten und oben anzuzeigen, daß das Pöckelfleisch und die Erbsensuppe aufgetragen sind und daß die Mahlzeit beginnt. Man hat ihn auf die Schaffermahlzeit übertragen, bei welcher man von der Fiction ausgeht, sich an Bord eines Schiffes zu befinden. Wir haben außerdem noch ein authentisches Zeugniß über die Bedeutung des

Wortes „Schaffer“ in jener Demonstration des Vorstandes des Hauses Seefahrt gegen die von Windermann dem Tyrannen 1756 beabsichtigte Unterdrückung aller Schaffer-Mahlzeiten. Es heißt in diesem Actenstücke, dessen ich schon in dem zweiten Abschnitte gedachte, nämlich wörtlich so: „Wer auf den Finger Gottes Nicht giebt, hat dabei hundert Gelegenheiten, die Wege der Vorsehung zu bewundern und zu beobachten, wie sie durch aufscheinend geringe Mittel Großes zuwegbringt. So ist es auch mit den Schaffer-Mahlzeiten. Schaffen heißt in der Seelente Mundart so viel wie: ‚Zu Essen geben‘. Schaffer aber heißen Diejenigen, so auf ihre eigenen Kosten im Hause Seefahrt ein Essen geben. Die reichen Kaufleute-Schaffer machen sich daraus ein Vergnügen und in Unbetracht dessen unterziehen sie sich auch ohne Entgelt den mühsamen und nützlichen Geschäften des Hauses Seefahrt, der Ausfertigung der Bodmerei-Briefe, dem Einsammeln der Reisegelder und sonstigen Einnahmen und der Führung der complicirten Verwaltung. Die große Schaffermahlzeit ist demnach der Grund zu dem Allen; und wenn man auf den Ursprung der Foundation zurückgeht, so wird man finden, daß dieselbe Anfang, Aufnahme, Fortgang und Erhaltung nur der Schafferschaft oder dem Essengeber, wodurch die Liebe zur Nation erhalten wird, zu verdanken hat.“ Hieraus ist also Sinn und Bedeutung des Wortes „Schaffer“ deutlich zu ersehen. Desgleichen, daß unsere Vorfahren kluge und ehrliche Leute waren. Der „moderne Cato“ würde zunächst sich auf der Mahlzeit voll essen und trinken und dann mit der höchsten sittlichen Entzückung und mit dem tiefsten Brülsten des tugendhaften Biedermannes die Schale seines Jornes ausschütten über solche „hybaritische Orgien“.

Treten wir nun ein. Der Speisesaal, im freundlichen Renaissancestil gehalten, zeigt an seinem oberen Ende drei schöne Fresken von Fitger, in der Mitte Europa, links von ihr Afrika, rechts Asien, jede Hauptfigur umgeben von charakteristischen Gruppen und Emblemen. Der neue Saal unterscheidet sich wesentlich von dem alten, bei welchem Alles darauf berechnet war, den Eindruck zu erzeugen, als speise man an Bord eines Schiffes.

Die Tafel besteht aus drei langen Paralleltischen, die an der oberen Seite geschlossen werden durch einen Quertisch, an welchem die Vorsteher und die vornehmsten Gäste sitzen. An dem untern Ende der drei langen Tische thronen die drei Schaffer, ein jeglicher secundirt von zwei würdigen Capitänen. Auf einer Emporbühne spielt rauschende Musik allgemein beliebt, Melodien von Volks-, Vaterlands-, Studenten- und Seeliedern. Hat man sich niedergelassen, so festelt das Tafelgeschirr unsere Aufmerksamkeit. Da stehen hohe silberne Kannen oder Becher, gefüllt mit dem süßen, dicken Seefahrts-Bier. Das letztere wird extra zu diesem Zwecke gebraut; es erinnerte mich, obgleich es besser schmeckt, lebhaft an die Braunschweiger „Mumme“, die ich vor mehr als einem Menschenalter als Göttinger Student zuweilen genossen. Noch vor fünfzig Jahren beherrschten diese Sorten Bier ganz Niedersachsen, Belgien und Holland. Jetzt sind sie in die Minorität gekommen. Interessanter als das Bier sind aber die Becher. Sie sind alle Geschenke der jeweiligen Schaffer und der sonstigen Mitglieder und Gönner des Hauses Seefahrt. Auf jedem derselben ist das Stiftungsjahr und das Wappen des Stifters zierlich eingravirt. Jeder wiegt über 50 Lth. feinen Silbers. Die Jahreszahlen auf den Bechern bewegen sich alle zwischen 1701 und 1788. In dem letztgedachten Jahre schloß man die Reihe, weil der Becher genug waren; die Freigebigkeit warf sich von nun an auf andere Gegenstände. In dem erstgedachten Jahre aber wurde der ganze Silbervorrath (man nannte ihn mit dem technisch-officiellen Ausdruck den „Silberschmidt“) durch Einbruch gestohlen.

Außer dem Silber festelt das Porzellan unsere Blicke. Man findet darunter mancherlei Schönes aus dem vorigen Jahrhundert. Jedes Stück des ganzen Services zeigt das Emblem der „Seefahrt“, nämlich eine Abbildung des in der ersten Abtheilung dieser wahrhaftigen Erzählung geschilderten Portales und daneben Namen des Stifters und Jahr der Stiftung. So bildet das Tafelgeschirr zugleich die Personalchronik des Hauses. Es giebt wohl in Europa nicht viel fürstliche Häuser, deren Tafelgeschirr so ehrwürdig und interessant ist. Unter jedem Couvert der Tafel

liegt eine Lage ganz dünner, aber fester viereckiger Papierbogen. Sie vertraten im sechzehnten Jahrhundert die Stelle der Servietten. Indessen erhält daneben auch Jeder noch eine Serviette modernsten Stiles, deren sich zu bedienen ihm ebenfalls gestattet ist, wenn er zu ungeschickt sein sollte, sich nach Sitte der alten Väter den Mund mit Papier abzuwischen. Neben jedem Couvert liegen zwei zierlich gedrehte Dütchen, das eine aus Silber-, das andere aus Goldpapier. In jenem ist Salz und in diesem Pfeffer. Auch diese Fassung entspricht den Sitten der Väter, welche sich ihre Gewürze in solchen Enveloppen mitbrachten, etwa wie der alte Fritz seinen Schnupftabak in der Westentasche trug. Dicht dabei liegt ein Päckchen, das ebenfalls das Emblem des Hauses Seefahrt trägt. Es enthält Habannas erster Qualität, gespendet von dem Schaffer Herrn Siedenburg. Aber auch lange irdene Pfeifen sind vorhanden, um daraus nach unserer Väter Weise Tabak zu rauchen. So ist Alles dazu angethan, die Gebräuche der alten Zeit mit den Vorzügen und Gewohnheiten der Gegenwart zu vereinen.

Da ist ferner das alte Bier und hier der neue Wein, sowohl Bordeaux als auch Rheinwein. Beides vortrefflich, aber in Summa nur diese zwei Sorten. So will es das Herkommen. Und wie viel weisheitsvoller ist das alte Herkommen als die moderne Unsitte, jeden Augenblick mit den Weinen zu wechseln und sich damit den Geschmack und den Magen zu verderben und zu verhindern, daß man bei irgend einer der vielen Sorten, welche uns vorgeführt werden — bald hätte ich gesagt „vorgeritten“, so eilig geht die Geschichte zu demjenigen Grade von Ruhe und behäbiger Ueberlegung komme, welcher absolut nothwendig ist, um in so schwierigen und feinen Dingen einen wahren Genuß zu empfinden und ein richtiges Urtheil zu fällen.

Noch vergessen wir über dem Trinken nicht das Essen. Es beginnt nach deutscher Sitte mit zwei kräftigen Suppen: einer Hühnerbrühe und einer Dorschschwanz-Suppe. Dann kommt der Stodfisch, welcher die Hauptrolle spielt und sowohl mit Butter als auch mit einer gelben Rahm-Sauce servirt wird. Das Bremer

Nationalgericht aber, welches auch hier seine Rolle spielt, ist: „Brauner Kohl mit Pinkel.“ Jene Sorte Kohl ist meines Wissens in Berlin nicht bekannt, dagegen wird sie auch am Rhein gebaut. Sie ist außerordentlich fein und würde vielleicht fade schmecken, wenn ihr nicht die „Pinkel“ zu Hilfe käme. Pinkel aber giebt es vielleicht nirgends in der Welt als in der guten Stadt Bremen. Es ist ein uraltes Gericht und verdient nicht nur seiner Ehrwürdigkeit, sondern auch seiner Güte wegen eine nähere Beschreibung. „Pinkel“ bedeutet ursprünglich in der niederländischen Mundart („Naturalia non sunt turpia“ und „Hony soit qui mal y pense!“) den Mastdarm des Ochsen. Der Mastdarm ist schon von Natur fett. Man stopft ihn mit Hafergrütze, Zwiebeln, Fleisch, Fett und Gewürzen und bereitet so eine Art Wurst, welche sehr kräftig und fett ist und dem feinen Kohl das giebt, was ihm fehlt. Diese Pinkelwurst kommt zusammen mit dem Kohl dampfend auf den Tisch, und man muß sie sofort, mit Beiseitlassung alles Anderen, im heißen Zustande essen; denn wenn sie nicht mehr ganz warm sind, schmeckt weder der Kohl noch die Wurst gut. Der dritte Hauptgang ist Sauerkraut mit Schinken und allen anderen Sorten von Bökel- und Salzfleisch, wie sie auf den Schiffen üblich sind. Ganz ausgeschlossen sind dagegen Mayonnaise und alle sonstigen französischen Schuurrpfeisereien, Vederereien und Magenverderbereien. Den Schluß machen geräucherte Fische, Butter und Käse. In Summa ist es ein löbliches, ehrwürdiges, echt deutsches Essen und könnte für unsere öffentlichen Gastereien, als da sind: Parlamentarische Diners, Fractionessen, Festessen, als Muster und Vorbild dienen. Zum Troste für solche Gäste, deren Magen die richtige Direction verloren hat, haben übrigens die Schaffer, liebenswürdig wie sie sind, auch Braten, Geflügel, Ragouts, Fricandeaus zur Verfügung gestellt.

Und nun gehen wir zur Tisch- und Toast- und Tagesordnung über. Die Ordnung wird von den Schaffern in Beistand ihrer Secundanten, der Capitäne, ganz in derselben Weise geübt, wie dies bei den Commercen der Studenten von den Präsidien geschieht. Auch sind es die Schaffer,

welche die officiellen und obligatorischen Toaste ausbringen; letztere haben natürlich vor allen andern Trinksprüchen den Vortritt. Sobald sich ein Schaffer erhebt, um das Wort zu ergreifen, erheben sich gleichzeitig die auf seinen beiden Seiten sitzenden Herren Capitäne. Letztere bleiben neben ihm stehen so lange er spricht. Diese von den Vätern übernommene und durch ihr Alter geheiligte Sitte soll, so lautet die Ueberlieferung, ihren Grund darin haben, daß in den früheren Zeiten die toastenden Schaffer dann und wann einer kräftigen Stütze bedurften, um sich aufrecht zu erhalten. Denn unsere biederen Vorfahren dachten: „Der Appetit kommt zwar im Essen, aber der Durst vergeht über dem Trinken“, und deshalb tranken sie selbst auf die Gefahr hin, das Gleichgewicht zu verlieren. Heute natürlich kommt dergleichen gar nicht mehr vor, aber gleichwohl ist man, und mit Recht, bei der frommen Sitte der Väter verblieben. Die Schlußworte der obligatorischen Toaste sind durch das Herkommen vorgeschrieben, die Motivirung ist Sache des Schaffers, welcher hierbei ganz seiner individuellen Auffassung Raum geben darf, aber natürlich so spricht, wie es Zeit und Ort, Zweck und Stimmung der Versammlung erfordert. Natürlich hat die Toastordnung sich im Laufe der Zeit einigermaßen modificirt und verändert. Nach J. G. Kohl waren 1862 folgende Trinksprüche obligatorisch:

- 1) „Zum freundlichen Willkommen“ der ganzen Tafelgesellschaft gewidmet von den Schaffern;
- 2) „Das Wohl der Stadt Bremen“;
- 3) „Der hohe Senat“ (und die Herren Aelterleute, welche früher noch daneben genannt wurden);
- 4) „Das edle Hans Seefahrt“;
- 5) „Die Vorsteher, Oberalten und Aeltesten des Hauses Seefahrt“;
- 6) „Die Herren Schaffer“ (von einem Nicht-Schaffer ausgebracht);
- 7) „Die neu gewählten Herren Schaffer“;
- 8) „Gott segne Handel und Schifffahrt!“;
- 9) „Die Fremden und die Gäste“.

Diesmal, am 16. Februar 1877, hatten wir etwa folgende Reihenfolge: 1) Den freundlichen Willkomm; 2) den deutschen Kaiser; 3) Bremen; 4) den Senat; 5) die Handelskammer; 6) die

Vorsteher, Oberalten und Ältesten des Hauses Seefahrt; 7) Handel und Schifffahrt; 8) das deutsche Heer und die deutsche Flotte; 9) die Gäste. Man sieht, es sind Aenderungen eingetreten; und wenn man die neuen Toaste in das Auge faßt, so wird man zugeben, die Aenderungen sind nicht ohne Bedeutung.

Der „freundliche Willkomm“ wird in Bier ausgebracht, d. h. in dem bereits beschriebenen altmodischen, biden, süßen Bier, das in den alten hohen silbernen Vocalen schäumt. Der dabei übliche Ritus ist beinahe der nämliche, wie bei dem „Landesvater“ der Studenten. Es wird nämlich paarweise getrunken. Wie dort die Präsidcs herumgehen, um die Schläger zu überreichen, so hier die Schaffer und Secundanten mit den Bechern. Das einander gegenüberstehende Paar erhält ein jedes seinen Bierbecher, und nun stoßen sie über den Tisch mit einander an, indem sie die Becher etwas neigen, zuerst nach links, dann nach rechts, dann wieder links und endlich geradeaus wenden, und zwar geschieht dies nach dem Tacte der Musik — Alles gerade so, wie auf dem Studentencommerc in jenem herrlichen Augenblicke, wo das Paar, welches gerade an der Reihe ist, mit der linken Hand die Schläger, die ihm die Präsidcs gereicht haben, ergreift, deren Klängen wiederholt klirrend kreuzt (oder, wie der technische Ausdruck lautet, „bindet“) und dabei singt:

„Seht ihn blinken

In der Linken;

Diesen Schläger nie entwehlt!“

Natürlich wird dabei auch getrunken, und zwar geschieht das Alles, der größeren Feierlichkeit wegen, nicht sitzend, sondern stehend, ebenfalls so, wie beim „Landesvater“ auf Universitäten.

Diese Uebereinstimmung zwischen dem Ritus des Weiheliebes der Studenten-Commerse und dem Ceremoniell des Willkomm-Trunkes bei der Schaffer-Mahlzeit des Hauses Seefahrt machte einen tiefen Eindruck auf mich. Beide Ceremonielle, das der alten Studentenverbindungen und das der noch weit älteren Schiffergilden, haben wahrscheinlich einen gemeinsamen Ursprung; und wenn wir diesen ermitteln, können wir möglicher Weise noch feststellen, welches die Trunk-, Sanges- und Tafel-Ordnung unserer heidnischen germanischen

Vorfahren war, wenn sie unter dem Vorsteher ihrer Führer in den Hallen der Väter ihren Meth tranken. Ich glaube, es lohnte der Mühe, diesen Gegenstand zu erforschen; an interessantem und lehrreichem Material dürfte es nicht fehlen. Bemerken will ich nur noch, daß die Vocale des Hauses Seefahrt von Haus aus offenbar gerade für diesen Ritus construirt, d. h. daß sie so schmal und so hoch sind, damit man das Senten und Anklingen gut ausführen kann, das will sagen: mit Grazie und ohne Stoff zu vergeuden.

Wir erwiesen zwar Alle dem dunkeln und süßen Biere diejenige Ehrfurcht, welche sein Alter anzusprechen berechtigt ist, aber zum Schlusse tranken wir, so viel ich übersehen konnte, doch Alle Wein, und zwar sehr Viele von uns Rheinwein, was selten ist im Norden, aber begreiflich im Lande der „Rose“. Dazu kommt noch, daß der weiße Wein zu Stodfisch, Pinkel-Kohl und Sauerkraut weit geeigneter ist als der rothe.

Ich habe schon erwähnt, daß die Herren Schaffer die Obliegenheiten haben, die obligatorischen Toaste auszubringen und dieselben unter einander vertheilen. Herr Siedenburger brachte den „Willkomm“ aus und trank auf den Bremer Senat, die Vorsteher, Oberalten und Ältesten des Hauses Seefahrt, sowie auf die Armee und Marine Deutschlands. Herr Brauer brachte die Toaste auf den Kaiser Wilhelm, die Bremer Handelskammer und die Gäste; Herr Stodmeyer die auf Bremen, das Haus Seefahrt und auf Handel und Schifffahrt aus. Namens der Armee und der Flotte dankte der Capitän zur See Freiherr von der Goltz; Namens der Gäste ich, indem ich auf die Herren „Capitäne“ und alle Seeleute der deutschen Handelsmarine toastirte und meine oben angebeuteten Ideen über den gemeinschaftlichen Stammvater der Wein- und der Seeleute, den Vater Noach, des Näheren exponirte. Von den weiteren Toasten erwähne ich noch den sehr gelungenen des Herrn Nagnaber, des Capitäns des Dampfers „Mosel“. Bekanntlich hat dieses Dampfschiff, obgleich es nicht alt ist, doch seine Geschichte. Es fuhr das erste deutsche Parlament auf seiner unvergeßlichen Bremer Festfahrt in die Salzfluthen der Nordsee hinaus und erhielt bei dieser Gelegenheit

von dem Reichstag eine seidene schwarz-weiß-rothe Flagge verehrt, welche noch heute bei festlichen Gelegenheiten von der Gaffel des Schiffes weht. Später war die „Mose!“ ein Opfer jener Dynamitexplosion, deren Urheber sich Thomas nannte, aber in Wirklichkeit Alexander Thomas King hieß. Bei dieser Gelegenheit ist der Capitän Meynaber nur durch einen merkwürdigen Glücksfall dem Tode entgangen. Endlich ist er einer der wenigen Sterblichen, welche sich rühmen können, daß der große Schweizer, Graf Moltke, einen berebten Toast auf ihn ausgebracht hat, was ebenfalls bei Gelegenheit jener parlamentarischen Meeresfahrt geschah. Der Toast des Herrn Meynaber, in welchem er in sinniger Weise sein und seiner „Mose!“ Beziehungen zum deutschen Reichstag zu verweben mußte, fand großen Beifall.

Dasselbe war bei den Schaffer-Toasten der Fall. Officielle Toaste haben im Allgemeinen die unzweifelhafte Verechtigung, ein wenig langweilig sein zu dürfen; allein die Herren Schaffer des Hanjes Seefahrt machten keinen Gebrauch von diesem Vorrechte. Es ist natürlich, daß in den Reden der Schaffer Bremen und seine Schifffahrt die Hauptrolle spielten. Der Bremer hat ein Recht, sich seiner Heimath zu rühmen und zu sagen:

„Süd und Nord,
Fort und fort!
Ost und West,
Bremen West!“

Er hat Recht, wenn er rühmend darauf hinweist, daß, wenn früher die Schiffer in Bremen bis nach der Schaffer-Mahlzeit ihren Winter Schlaf hielten und auch die Post und die Nachrichten zwischen Amerika und Bremen nur durch Segelschiffe befördert werden konnten, jetzt die Dampfer ohne Unterlaß fahren und die Waaren jeder Zeit in wenigen Wochen über See bringen, während die Nachrichten mittels des elektrischen Drahtes in wenig Stunden hinüber und herüber gehen. Jedermann, der den Stolz kennt, mit welchem die Hanseaten ihre alte glorreiche roth-weiße Flagge betrachteten, wird begreifen, daß manchem alten Capitän Thränen in die Augen traten, als er sie zum letzten Male von der Gaffel seines Schiffes wehen und dann einer neuen Flagge Platz machen sah, welche

zu den lustigen Farben der Hanse noch das ernste preussische Schwarz hinzufügte, um eine Tricolore zu bilden. Aber über alle diese berechtigten Gefühle triumphierte doch immer und überall in den Reden der Schaffer die unitarische Idee, der Enthusiasmus für den Träger derselben, den deutschen Kaiser, „den Begründer der deutschen Einheit, den Jubilar einer siebenzigjährigen Waffenehre, den glorreichen Führer im Kriege und den milden und gerechten Hüter des Friedens“, für die Einheit des Heeres und der Kriegsflotte, für die einheitliche Leitung der Politik und der handelspolitischen Dinge, welche die Macht und die Unabhängigkeit nach außen verbürgt. Es war ein harmonischer Zusammenklang von deutschem Patriotismus und aufrichtiger Liebe zur Bremischen Heimath.

Hier ist nicht der Ort, Fragen der hohen Politik zum Austrag zu bringen. Aber eine beschriebene Randglosse bitte ich mir zu gestatten. Ich werde mich auf einen Gewährsmann berufen, welcher unseren deutschen Parteikämpfen vollkommen fern steht. Es ist Herr von Planta, ein angesehenen Jurist und Politiker aus Graubünden, vormalig Mitglied des schweizerischen Ständeraths. Er hat ein sehr lehrreiches Büchlein geschrieben: „Die Schweiz in ihrer Entwicklung zum Einheitsstaate“ (Zürich, Verlags-Magazin, 1877), worin er jenen großen und wichtigen Unterschied zwischen Unitariern und Centralisten, welchen in Deutschland die centrifugalen Parteien zu ignoriren für gut finden, mit logischer Schärfe und historischer Beweisführung darthut und nach sorgfältiger Erwägung der concreten Verhältnisse zu dem Resultat kommt, daß in der Schweiz der Widerspruch zwischen Staatenbund oder Bundesstaat auf der einen und Einheitsstaat auf der anderen Seite nothwendig zu einer Krisis führt, daß der Bundesstaat das Vorhandensein so kleiner und ungleich wogender Bundesglieder nur schwer verträgt, diese vielmehr nur in dem decentralisirten Einheitsstaat ihre vollkommen gesicherte Stellung finden, und „daß sowohl ehrliche Föderalisten (freilich nicht centrifugale Particularisten) als auch ehrliche Unitaristen (freilich nicht Centralisten), wenn es ihnen um eine haltbare und zugleich

freiheitliche Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse zu thun ist, in dem decentralisirten Einheitsstaate in gleicher Weise Befriedigung finden.“

Ich beschränke mich auf diese Andeutung, indem ich hinzufüge: Wenn ich den Trinksprüchen der Herren Schaffer mit ebensoviel Verständniß als Aufmerksamkeit gefolgt bin und den Beifall, der ihnen gespendet wurde, richtig auslege, dann ist Bremen ebenso unitarisch als anticeutralistisch, was nicht nur kein Widerspruch, sondern eins und dasselbe ist, d. h. Bremen giebt bereitwillig dem Kaiser und dem Reich, was des Kaisers und des Reichs ist, will aber seine eigenen Angelegenheiten alle Zeit selber besorgen, sowie das ehle Haus „Seefahrt“ sich selber regiert, seine Selbstverwaltung sowohl gegen den „Tyraann Mindermann“ als auch gegen den Prefet du Departement des Bouches du Weser siegreich behauptet und seine solenne Mahlzeit der Kaufleute und Schiffer, als die einzige unter allen Hansestädten, bis zum heutigen Tage conservirt hat. Quod bonum, felix, faustum fortunatumque sit. Aber

„Scheint auch die Sonne noch so schön,
Einmal muß sie doch untergehn;“

und deshalb mußte das Fest doch auch ein Ende nehmen. Die Toaste gingen in Lieder über, die Musik nahm ein immer rascheres Tempo. Dann trat an die Stelle des Weines der Kaffee. Die Frauen und Töchter der Herren des Hauses Seefahrt erschienen. Der Tanz begann. Exest commercium, initium fidelitatis. Wir Alten verschwanden.

Aber auf dem nächtlichen Rückweg nach Berlin tönte mir mitten durch das Eisenbahngerassel immer noch das letzte Lied in den Ohren. Es ging nach der Melodie des Studentenliedes: „Wo zur frohen Feierskunde“ — ein Lied, dessen Dichter und Componist unbekannt ist, das aber seit hundert Jahren auf deutschen Hochschulen mit Andacht gesungen wird.

Ich kehrte zurück mit dem erneuerten Eindruck: Es giebt in Deutschland keine vornehmere Stadt als Bremen. Denn hier ist die corporative Selbstverwaltung am meisten entwickelt, und Jedermann wohnt hier statt in einer Mieth-Caserne wie in Berlin, oder in einem „Zinshaus“ wie in Wien, in seinem eigenen Hause.

IV.

Vielleicht wird irgend ein Cato, der die Freuden der Tafel verachtet, weil ihm das Verständniß für dieselben versagt ist, es tabeln, daß ich einer einfachen Mahlzeit so große Aufmerksamkeit widme und sie so ausführlich beschreibe. Ich könnte mir die Antwort auf einen solchen Tadel sehr leicht machen. Ich könnte ihn verweisen auf das Symposion der Hellenen, auf die Liebesmahle (*ἀγάρι*) der ersten Christen, ja sogar auf das Abendmahl Christi.

Aber ich will, um seinen Tadel zu entwasfnen, etwas näher, wenngleich nur aphoristisch und fragmentarisch, auf die Sache eingehen.

Die Viehfütterungsmethoden haben ihre Geschichtschreiber gefunden, aber gewiß wäre es noch weit wichtiger, zu ermitteln, welche Entwicklung die Ernährungsweise der Menschen seit den Anfängen der Cultur bis zu unseren Zeiten genommen. Eine Geschichte dieser Entwicklung von dem aufgeschlagenen Elenthiernochen, aus welchem der vorgeschichtliche Mensch das Mark gesogen, bis zu dem Blumpudding, der Artichoke und den indianischen Vogelnestern würde Jedermann interessieren. Sie würde aber auch zugleich eine Reihe neuer Aufschlüsse gewähren, indem sie im innigsten Zusammenhang steht mit den übrigen Zweigen der Natur- und der Culturgeschichte.

„Sage mir, was du ist, und ich will dir sagen, was du bist,“ sagt Brillat-Savarin, und Ludwig Feuerbach ergänzt ihn durch das Apophthegma: „Was ist, ist und wird gegessen.“

Offenbar ist es nur die außerordentliche Schwierigkeit der Aufgabe sowohl in Beziehung der Geschichtsforschung als auch der Geschichtschreibung, welche bisher unsere Gelehrten abgeschreckt hat, ein solches Werk zu unternehmen, für welches zur Zeit auch noch die erforderlichen Vorarbeiten fehlen. Ich bin weit entfernt davon, mehr Muth zu besitzen als die Anderen, und will mir daher nur einige Andeutungen erlauben.

Der Mensch ist ursprünglich ein Heerdenthier, welches abgrast, was die Natur für ihn wachsen läßt, und dann sich eine neue ergiebige Weide ansucht. Getreide, Hirse

und Reis sind ursprünglich ohne menschliches Zutun gewachsen; und es giebt auch heutzutage sogar noch Gegenden, wo die Natur dem wandernden Volk der Vegetarianer in freigebigster Weise den Tisch deckt. Weite Strecken am Amazonasstrom bieten auch heute noch eine wildwachsende Menge nahrhafter und wohl-schmeckender Früchte, wie Kassanen, Ananas, Cacao u. s. w.

Darauf folgt ein wichtiger Schritt: der Uebergang zur Fleischnahrung, welche anfangs nicht auf dem Wege der Züchtung, sondern auf dem der Occupation oder der Jagd beschafft wird. Je weiter die Cultur vorschreitet, desto wählerischer wird der Mensch in der Auswahl der Thiere, die er verzehrt. Ursprünglich nimmt er die, welche am leichtesten zu fangen sind. So speist der Australier noch heute vorzugsweise Frösche und Eidechsen, Schlangen und Kröten.

Die Kannibalen verzehren heute noch Menschen, weniger aus Noth oder aus Wohlgeschmack, als weil sie glauben, daß die körperlichen und geistigen Kräfte des Aufgefressenen auf sie übertragen werden.

Von dem schweißenden Heerdenstier, welches keinerlei Sorgfalt auf die Anschaffung der Nahrungsmittel verwendet, und keinen anderen Weg, neue Nahrung zu beschaffen, kennt als das Wandern, kommen wir zu dem mordenden Jäger und dem Viehzüchter (Nomaden), welche eine Art von systematischer Thätigkeit zur Gewinnung der Nahrung entfallen.

Je mehr aber die Zahl der Menschen wächst, desto mehr müssen sie sich ausbreiten, desto mehr müssen sie arbeiten, desto mehr müssen sie sich differenziren. Sie können nicht mehr Alle auf einem Punkt bleiben. Auch hier tritt der Fall mit dem babylonischen Thurm ein; dieser Thurm ist eine der sinnreichsten culturgeschichtlichen Mythen!

Das vormalige Heerden-Thier wird sesshaft und verbreitet sich über die Erde, d. h. es wird ein Cultur-Mensch. Es beginnt den Boden zu bearbeiten.

Es erfindet die Arbeit, allerdings zunächst nur in der rohen Form der Sclaverei. Es erfindet das Kochen.

Die Verbreitung der Menschen über die ganze Erde, die Bebauung des Bodens, die Arbeit des Kochens haben zu-

gleich die Wirkung, die Nahrungsmittel mannigfaltiger zu machen und je nach dem Klima und dem Boden zu differenziren. Die Bedürfnisse sind in heißen Ländern andere als in den kalten, und danach wechseln die Mittel der Befriedigung derselben.

Gleichzeitig entwickelt sich die Kochkunst. Anfangs ist für sie die Hauptfrage die Art der technischen Verwendung des Feuers zum Zwecke der Zubereitung der Rohstoffe, welche vom Menschen verzehrt zu werden bestimmt sind. Gefotten wird im Anfang mit Hülfe glühender Steine, welche man in den Wasserbehälter wirft. Gebraten wird in den ersten Zeiten der culinariischen Cultur entweder in der Aschengluth oder mittelst des hölzernen Bratspießes oder endlich in der Art, daß man das Fleisch unter den Rasen vergräbt und darüber ein mächtiges Feuer entzündet.

Die Fortschritte der Technik sind aber nicht immer auch Fortschritte der Kochkunst. Die complicirten Herde und sonstigen Kochmaschinen im Hause, in welchen das Fleisch nicht mehr gebraten, sondern geschmort wird, die Sparherde mit Steinkohlen u. dergl. sind culinariische Rückschritte und lassen uns jene Zeit zurückwünschen, wo, wie uns Homer in der Iliade erzählt, Achilleus seinen Gästen Nestor und Odysseus eigenhändig das Fleisch unter freiem Himmel an einem hölzernen Spieße briet. Auch heute noch schmeckt ein Haidlein, das uns ein griechischer Hirte im Peloponnesos in gleicher Weise gebraten, selbst dem vermöchtesten westeuropäischen Gourmand vortrefflich.

Ich müßte nun zur Geschichte der Mahlzeiten übergehen, d. h. zur Erörterung der Art und Weise, wie die Menschen von der Zeit an, wo nicht mehr Jeder für sich allein à part speist, wie es heute noch die Kafen machen (daher der Ausdruck „das Kafentischen“), sondern wo die Leute zusammenkamen, um in Gemeinschaft zu tafeln, dieses Geschäft eingerichtet haben.

Dieses gemeinsame Tafeln ist ein enormer Culturfortschritt. Die Menschen vertragen sich miteinander. Der eine gönnt dem anderen auch einen Brocken, während früher jeder in dem anderen einen Fress-Concurrenten und folglich einen Feind erblickte.

Ich erinnere mich hierbei immer der Mittheilung eines intelligenten Thierbändigers, der in den weiland Cremorne-Gardens bei London ein höchst ansehnliches Pund- und Affentheater unterhielt. Er schilderte mir seine Methoden der Affendressur und behauptete dabei, das Schwierigste sei, diese Geschöpfe dahin zu bringen, daß sie, in Menschengestalt gekleidet, miteinander, Menschen gleich, zu Tische saßen und speisten; in der Regel glaube Einer dabei zu kurz zu kommen oder es träte sonst ein Zwischenfall ein, und dann verwandele sich das so schön und anständig begonnene Symposion in eine allgemeine Prügelei.

„Sehen Sie,“ setzte er hinzu, „dadurch unterscheiden sich die Menschen von den Affen. Die ersteren können in Frieden und Freundschaft miteinander speisen, die letzteren nicht. Wenigstens kommen doch in wohlgeordneten menschlichen Gesellschaften Prügeleien in der Regel nicht vor. Nicht wahr?“

Von dem gemeinsamen Tafeln kann man nun wieder nicht reden, ohne des gemeinsamen Trinkens zu gedenken.

Da indeß dieser Gegenstand uns zu weit führen würde, so will ich hier nur im Vorübergehen eine kleine, aber nützliche Notiz einschalten.

Das jüngste der genannten Getränke ist das Bier, und man nennt seinen Erfinder in Deutschland Gamberius. Dies beruht auf einem Sprachfehler. Der „Graf von Brabant, der das Bier erfand“, hieß Johann der Erste und wurde gewöhnlich „Jan Primus“ genannt. Aus diesem Jan primus ist dann mittelst eines oberdeutschen oder bayrischen Umlautes „Gamberius“ verwandelt worden, gerade so, wie das niederdeutsche „Maul open“ (Maul offen) von den Oberdeutschen in ein „Maulaffen feil halten“ verballhornt worden ist.

Neben den Speisen und Getränken kommt in Betracht die Tafelordnung und die Dinge, welche man bei Tisch sonst noch, außer dem Essen und Trinken, öffentlich zu betreiben pflegt. Die Privatunterhaltung kommt also nicht in Betracht, sondern nur die gemeinsame. Heutzutage dominiren die Toaste. Dies ist eine etwas einseitige Richtung. Namentlich in Deutschland ist in der Regel die Zahl und die

Länge der Toaste zu groß. Zuletzt will Niemand mehr hören, und es entwickelt sich dann eine tumultuarische Anarchie, welche für Alles eher gelten kann als für eine Höflichkeit gegen den Sprecher oder vielmehr Sprechenden-Böller.

Ein großer Mißstand bei den deutschen Tischreden besteht darin, daß man dieselben zwischen die verschiedenen Gänge der Mahlzeit einschaltet. Hierbei leidet das Essen unter dem Reden, und das Reden leidet unter dem Essen.

In England, woher wir das Wort und die Sitte des Toastens entlehnt haben, versteht man es besser. Die Trinksprüche beginnen erst, nachdem das Essen beendigt, das Tischtuch abgenommen ist und die Damen den Speisesaal verlassen haben.

In Berlin dagegen habe ich bei einem Festessen einen Toast zwischen Tisch und Braten erlebt, welcher anderthalb Stunden dauerte und von einem Professor vom Ratheber herunter gesprochen wurde. Obgleich die Rede sehr schön war und sich gedruckt ganz brillant machte, haben während des Sprechens wir doch Alle vor Hunger und Langeweile gegähnt, daß uns die Kinnbacken knackten.

Die alten Griechen unterhielten sich bei Tisch durch Gesang. Sie sangen selbst. Die Römer ließen sich etwas vorsingen. Dafür leisteten letztere desto mehr im Trinken. Horatius schildert uns (Satir. I. 9, 30) die Explosionen und Katastrophen, welche daraus entstanden, mit so anschaulichen und drastischen Worten, daß ich Anstand nehme, dieselben vor unserem gebildeten Publikum zu wiederholen. Gegenüber solchen Diätfehlern ist indeß der große Dichter außerordentlich nachsichtig.

„Soll deshalb,“ so fragt er (Horat., ibidem, 93—94), „soll deshalb etwa der Freund mir weniger werth sein?“

„— minus hoc lucundus amicus
Sic mihi?“

In den späteren römischen Imperatorenzeiten artete der Geschmack in das Rohe und Barbarische aus.

Man füllte die Zwischenpausen zwischen den Gängen der Mahlzeit aus mit den Vorträgen gemieteter Joten- und Possenreißer, mit Jongleur- und Tänzerkünsten und endlich gar mit blutigen Gladiatoren-

kämpfen. Statt am Gesang und Saitenspiel, wie die Hellenen, ergöhten sich die Römer der Kaiserzeit während ihrer festlichen Mahle an blutenden Wunden, an zerfleischten Körpern und an kaum noch erkennbaren Leichnamen, welche an Fleischerhaken hinausgeschleppt wurden.

Da ist denn doch am Ende ein langer oder gar ein langweiliger Loast noch besser!

* *

Unsere deutschen Theater haben im Laufe der letzten Jahre eine lobenswerthe Neuerung eingeführt. Ich meine die historischen Abende, an welchen sie uns mehrere Stücke, etwa drei kleine Lustspiele oder Possen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert, hintereinander mit geschichtlicher Treue vorführen.

Vergleichen Vorstellungen sind äußerst belehrend. Noch belehrender würde ein historisches Essen sein. Es ließe sich freilich nicht an einem Abend vollziehen. Aber man könnte vielleicht während eines Monats an dem ersten Sonntag im Stile des 14., am folgenden in dem des 15. und endlich am dritten in dem des 17. Jahrhunderts diniren.

Aus allen diesen Jahrhunderten sind Kochbücher bis auf uns gekommen. Das älteste derselben ist eine Pergament-Handschrift aus dem 14. Jahrhundert, welche auf der Bibliothek in München verwahrt wird und 1844 auf Kosten des hochverdienten „literarischen Vereins“ in Stuttgart publicirt worden ist, — eine Sammlung von Küchenrecepten, die durch eingestreute humoristische Verse gewürzt sind.

Wenn unsere heutige deutsche Küche nicht in den allergebantenlosesten Schlen-drian versunken wäre, so müßte es das höchste Interesse für uns haben, zu erfahren, wie im Mittelalter nicht nur der eiserne Ritter, der Mönch und die Nonne im westlichen Europa, sondern auch wie im fernen Orient der Sarazene gekocht und gespeist hat; und dies können wir aus diesem Manuscript, welches betitelt ist: „Dis Buch sagt von guter Spiße“, erfahren. Wir finden nämlich darin unter der Ueberschrift „Ris von Griechen“ (Reis von Griechen), „Heidenische Kuchen“, „Heidnische Sanbt“, „Mus von Jerusalem“,

„Heidenische“ oder was dasselbe sagen will „Behemmische“ (d. h. böhmische im Sinn von Zigeunerthum oder „Vohème) erweist“ (Erbsen) eine Anzahl von Küchenrecepten, welche offenbar aus dem Orient herrühren und von den Kreuzfahrern mitgebracht wurden; wie denn überhaupt die Kreuzzüge den Zwecken derjenigen, welche sie predigten und veranstalteten, sehr wenig entsprachen.

Ich will den weltgeschichtlichen Gedankengang, zu welchem ein deutsches Kochbuch aus dem 14. Jahrhundert anregt, hier nicht weiter verfolgen, sondern zu der Idee eines historischen Essens zurückkehren, die ich schon vor 8 Jahren in meinen „Briefen über die deutsche Küche“ in Westermann's Monatsheften (später wieder abgedruckt in der Sammlung: „Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers“, Hannover, Rümpler, 1874, Bd. II, S. 1—94) angeregt habe.

Das „Germanische Museum“ in Nürnberg hat sich das Verdienst erworben, wenigstens einen ernstlichen Versuch zur Verwirklichung einer solchen Idee gemacht zu haben. Dieser Versuch ist leider gescheitert, jedoch ohne irgend ein Verschulden der Museums-Verwaltung. Vielmehr war derselbe so sinnreich und fachkundig eingeleitet, daß ich, um dieses Verdienst nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, hier noch einmal daran erinnere und unter Führung einer gelehrten Autorität die Einzelheiten in das Gedächtniß zurückzurufen versuche.

In demselben Jahre, 1877, in welchem ich in Bremen der Schaffer-Mahlzeit des Hauses Seefahrt im Februar beizuwohnte, feierte im August das „Germanische Museum“ sein 25jähriges Jubiläum, bei welchem zugleich auch der Grundstein gelegt wurde zu dem „Reichsbau“, der aus den von dem deutschen Reichstage bewilligten Mitteln ausgeführt werden soll. Eine Hauptzierde der Festlichkeiten sollte das „historische Bankett“ bilden, das am Abend des 16. August 1877 stattfinden sollte.

Man hatte den Plan dazu, unter Zugrundelegung eines Mainzer Kochbuches vom Jahre 1580, auf das sorgfältigste ausgearbeitet. Der große Rathhausaal mit seinen alterthümlichen Decorationen

und Fahren war wie dazu geschaffen. Die drei Tafeln wurden in Hufeisenform aufgestellt. An dem mittleren Tische, an der Südwand, sollte der Thronstuhl des „Ehrengastes“ prangen. Als solchen erwartete man den deutschen Kronprinzen.

Man wollte von Zinn speisen, weil es im sechzehnten Jahrhundert noch kein Porzellan gab. Die Gläser sollten große grüne „Römer“ sein. Das Messer — klein, mit weißem Griff und gebogener Klinge — die Gabel, klein und nur zweizinkig — der Löffel von Holz und zierlichem Schnitzwerk, ebenfalls klein — ermangelten nicht der historischen Treue, wie man sich auf der Wartburg überzeugen kann, welche eine Bestandsammlung aus allen Jahrhunderten besitzt, die mit der einzinkigen Gabel beginnt und mit der fünfzinkigen endet.

Die Gäste sollten nur an der Innenseite der Tische sitzen; die Außenseite blieb unbesetzt. An den beiden Enden der Tafel saßen die „Fürschneider“.

Inmitten der Tafeln sollte der Boden mit grünem Rasen gedeckt werden, auf welchen vom Vorplatze her eine fliegende Bräute hinführte.

Nachdem die Gäste Platz genommen, sollte sich nach dem Programm die Feierlichkeit also gestalten.

Unter den Klängen der Tafelmusik, die ebenfalls dem 16. Jahrhundert angehört, kommt ein Wagen hereingefahren mit Fässern Weines beladen, auf welchen die Weinküfer sitzen; ihm folgen im Laufe der Mahlzeit die weiteren Wagen. Die Fässer werden abgeladen auf den mächtigen Scheutisch, von wo aus die Küfer die Gäste bedienen. Es giebt nur drei Sorten Wein: deutschen, Ungar und Sekt.

Nach dem Wein erscheinen die Speisen, und zwar zu Pferd. Die Reiter, welche sie tragen, sprengen über die Brücke des Vorplatzes auf den Rasen in der Mitte, von wo sie ihre Schüsseln den Fürschneidern überreichen.

Das Menu lautet wie folgt:

„Der erste Gang zum Nacht-mahl. (Alles kalt.) Endivien-Salat, Köpfel-Salat, Rapunzel, Salat von allerlei Kräutern, Salat von rothen Rüben, Salat von Pommeranzen-Schalen, von Brunnkress“. — Kalt Fleisch: weisfällischen Schinken, vier gebratene Schwane (alt)

mit übergezogener Haut und in vollem Federichmud, sechs dito gebratene Pfauen, vier Ochsenköpfe in eigener Galert' mit verguldeten Hörnern, mehrere Kalbsköpfe in Essig und Del, zwei Wildschweinastköpfe, in feiner Draffur', geräucherte Zungen, Wurst und kalten Kapau. — Folgt die Suppe, warm: Ochsenchwanzsuppe, — über jedem Teller liegt in der Quere ein langer hölzerner Spahn, an welchem ein gebratenes Vöglein steckt, zum Abzauen'.

„Der andere Gang zum Nacht-mahl. (Alles warm.) Rindfleisch gesoteten mit Meerrettig und warme Ruttelfled' (Kalbs-Gefröße) dazu. Gebratene Spanjau'. Manscho Blanco (Reis und Fleisch). Ein großer Hirschziemer wird von zwei verkleideten Jägern heringetragen. Ein Lungenbraten. Warme Pasteten von Feldhühnern werden herumgegeben. Ein Gast nach dem andern sticht hinein und holt sich sein warmes Feldhuhn heraus; ein Lamprentbraten; dort kommt eine andere Pastete, und da noch eine, die Gäste stechen hinein, da fliegen vierundzwanzig lebendige Sperlinge heraus. Große Feiterkeit, — die Vögel fliegen davon, die Gäste haben das Nachsehen. Kommt eine sehr große Pastete — Achtung geben! Man sticht hinein, fliegen sechs Tauben heraus. Folgt gar eine dritte Pastete, größer als alle bisherigen. Sie ist von Papiermaché, ihr entsteigt ein lebendiger Zwerg. Er grüßt achtungsvoll und macht sich aus dem Staube. — Folgt schweinerneß Wildpret, eingemacht (Ragout) in schwarzen Pfeffer. Eingemachte junge Hühner mit Kräuselbeer. Gebratene Gans, gefüllt mit süßen Aepfeln und Quitten. Rehentele und Feldhühnerbraten.

„Der dritte Gang zum Nacht-mahl. (Nachtisch.) Allerlei eingedunstete Frücht' (Compot) und Marzipan. Allerlei Saft von Quitten und Latwergen, Frösch' von Marzipan, item Krebs', Fisch' und Vögel, Tauben von Biscuit, item Gans', ein Truthahn und Enten in natürlicher Größe. Strauben (Spritzgebadenes) und ungrische Turten; item Spinatturten, Hölippen und Hobelspäh'n'. Jetzt folgen große Stücke: Ein Taubenhaus — ein Mandelbaum — der Lauffer-Thorturm (nach Dürer) aus Marzipan, 1 1/2 Etr. schwer. Endlich allerlei überzogenes Confect. Folgt noch ein Nachtisch: Frische Frächte.“

An diese drei Gänge hatten sich die drei Pausen zu reihen.

In der ersten Pause, zwischen dem kalten und dem warmen Gange des Nachtmahls, sollten Athleten auf dem Rasen ihre Kunststücke produciren; in der zweiten, zwischen dem warmen Gange und dem Nachtiſch, sollte ein feuerpeiender Drache erscheinen, und zum Schluß, nachdem er genugsam geſpicien, von zehn costümirten Lanzknechten erschlagen werden; endlich in der dritten Pause, welche dem Nachtmahls-Nachtiſche folgte, sollten Minneſänger und Harfenmädeln auftreten; und am Ende aller Dinge wurden den Gästen „von Holz gut zugerichte Zahnstühle“ (Zahnstöcher) verabreicht.

Jeder der drei Gänge wurde durch einen Spruch des Speisemarſchalls (Truchseß, Vapiser) eingeleitet. Außer diesem durfte Niemand das Wort ergreifen; und Toaste waren unstatthaft. Beim Beginn eines jeden Ganges spielte die Tafelmusik und unter ihren Klängen fand das Neu-Auffahren des Weines und das Neu-Aufreiten der Speisen statt. Die Musikanten steckten natürlich auch in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts. Desgleichen die Weinküſer und die Schüſſelreiter.

„So sind die Rollen ausgeheilt
Und Alles wohl bestellt.
So wird die kranke Zeit geheilt,
Und jung die alte Welt.“

Der rühmlich bekannte Museumswirth Todt aus Coburg hatte die Vereitung des quasi mittelalterlichen Essens übernommen; der feuerpeiende Drache und der Lauffethurm aus Marzipan und so manche andere Dinge waren schon fertig; mit dem Circus Wulff hatte man den Vertrag wegen der Schüſſelreiter und der Athleten abgeschlossen; ja der Magistrat hatte — allerdings nach einigem Sträuben, das wir ihm nicht verübeln wollen — in das Aufschlagen der fliegenden Brücke und das Auflegen der Rasenstücke gewilligt, — und doch ward nichts aus Allem.

Der Kronprinz konnte nicht kommen, und damit erlosch mancher Eifer. Auch der Preis von dreißig Mark (obgleich außerordentlich billig, denn die verehrten Gäste durften sogar ein Jeder sein Besteck einstecken und mitnehmen), soll manchen Biedermann abgeschreckt haben, welcher mit dem berühmten schwäbischen Varden, dem alten Scharnenmeyer, dachte:

„Und für's Essen dreißig Mark
Dieses ist doch gar zu stark.“

Tyr!

Kurz, das historische Bankett konnte „wegen Mangel an Betheiligung“ nicht stattfinden. In Bremen wäre das ohne Zweifel anders gegangen, und hoffentlich wird es auch in Nürnberg gelingen, wenn das Germanische Museum sein fünfzigjähriges Jubiläum feiert.

feiern, das
Germanische
Museum
am 30. 12.
1890 sein
50. Jubiläum
feiert.





www.libtool.com.cn

Neuigkeiten des Kunsthandels.

Die Classiker der Malerei. Von Dr. P. F. Krell und Eisenmann. — Aegypten. Von Georg Ebers. — Germania. Von Joh. Scherr. — Handzeichnungen deutscher Meister. Von Schöber und Rächmann. — Die Olfsee. Von H. Hindorf. — Am deutschen Rheine. Von Prof. C. Schuren. — Tierbilder. Von R. Riese und Tetlow. — Früh Winter-Galerie. Von Conrad Beckmann. — Deutsche Minnesänger in Bild und Wort. Von E. v. Lütich, E. Norberg und Holland. — Das Märchen von den sieben Haden und der treuen Schwester. Von M. v. Schwind. — Die schöne Reluine. Von M. v. Schwind.

Die vervielfältigende, für den weiten Kreis der Gebildeten arbeitende Kunst hat auf den Weihnachts-tisch dieses Jahres wieder manche erfreuliche Gabe gelegt; hier ist in Deutschland die Technik in erfreulichstem Fortschreiten begriffen.

Auch die zweite Sammlung der Classiker der Malerei, welche die nichtitalienische Kunst umfaßt und insbesondere die herrlichen Niederlande zur breitesten Anschauung bringt, nähert sich ihrem Abschluß. Die Classiker der Malerei. Herausgegeben von Dr. P. F. Krell, unter Mitwirkung von Eisenmann. Zweite Serie. Stuttgart, Paul Neff. Im Augenblick liegen uns die Lieferungen von 29—31 vor, welche in gewohnter meisterhafter Art von bedeutenden Gemälden jeden besten vorhandenen Kupferstich reproduciren. Da ist ein Adriaen van der Velde aus der Londoner Galerie, „winterliches Vergnügen auf dem Eise“ darstellend, den wir mit immer neuem Vergnügen angesehen haben. Diese Zustandsbilder, auf welchen der Strom des Lebens still zu stehen scheint, die einen Augenblick des Behagens verewigen zu wollen scheinen, üben eine ganz besonders wohlthuende Wirkung auf das Gemüth, der von Landschaften zu vergleichen. Da ist nichts als eine Gruppe angesehener Männer, in behaglichem Spiel und Gespräch, eine alte Frau, die ängstlich sich auf dem Eise weitertastet, und ein paar andere auf Schlitten, im Hintergrunde die Aussicht

auf eine Hütte mit warmem Getränk: und was für ein Behagen scheint das Sujet auszuströmen! Ein Rembrandt „die berühmte Nachtwache“ wird nach der meisterhaften Radirung von Unger, der sich in Rembrandt so eingelebt hat, gegeben. Genug, das Unternehmen, welches wir unbedingt unter allen Unternehmungen des Kunsthandels in der Gegenwart in Beziehung auf Verbreitung des Besten um außerordentlich billigen Preis voranstellen, erhält sich dauernd auf seiner Höhe, und wer diese beiden Sammlungen der ganzen Reihe aller ersten malerischen Meisterwerke besitzt, hat in ihnen in der That eine lebendige anschauliche Kunstgeschichte, anstatt der todtten unausföhligen in Büchern mit ihren Bilderbeschreibungen. Möchte doch unser Publikum sich immer mehr von den Büchern über Kunst zu diesen Vervielfältigungen wenden, in denen es die Kunst wirklich selbst genießt.

Demnächst ist ein anderes Unternehmen in rüstigem Vorschreiten begriffen, welches uns das Land der Wunder, Aegypten, durch Verbindung von Wort und Bildern so nahe rückt, daß man mit hinaufzufahren glauben kann, den Nil aufwärts, an allen Denkmälern jener riesenhaften und wahrhaft tiefkönnigen Kunst vorüber, Volksgruppen um sich, Landschaften ziehen in wechselnden Bildern vorbei. Georg Ebers, der berühmte Archäolog, der einige höchst bedeutende Entdeckungen auf dem rein wissenschaftlichen Gebiete der Aegyptologie gemacht hat, der durch wiederholte Reisen

sich eine intime Kenntniß von Volk und Land erworben hat, verbindet in einer auf diesem Gebiet zum ersten Male hervortretenden Art eine hohe dichterische und schriftstellerische Begabung mit dieser wissenschaftlichen Kenntniß. Seine Romane haben Bilder des alten ägyptischen Lebens entworfen, welche zu farbenfrischem Leben jene entfernte Vergangenheit aufrufen. Er faßt in diesem Werke seine ganze Anschauung Aegyptens zusammen. Aber er selbst will dabei nur dem Fremdenführer sozusagen gleichen, welcher von Gegenstand zu Gegenstand geleitet. Die künstlerische Darstellung selber steht im Vordergrund. Denn es trifft sich nun für ein solches Unternehmen außerordentlich glücklich, ja es ermöglicht erst dasselbe in dieser Vollendung, daß einige unserer ersten Maler, Alma Tadema, Makart, Gustav Richter, C. Werner, Genß, Aegypten besucht und studirt und eine Fülle von Skizzen mitgebracht haben. Diese sind alle nebst einer Anzahl anderer guter Künstler von dem Unternehmer gewonnen worden, und so ist ein Ganzes entstanden, welches durch richtige und gute Wortdarstellung und durch künstlerische Vergewärtigung eine bisher nicht dagewesene anschauliche Erkenntniß Aegyptens darstellt, und so nicht nur Prachtwerk — es ist das durch trefflichste Ausstattung der Verlagshandlung im höchsten Maße — sondern fast eine comprimirte Bibliothek über Aegypten für jeden Gebildeten zu werden verspricht. Sehr schöne Arbeiten enthalten namentlich die uns diesmal vorliegenden Lieferungen 6—9. So von Tadema ein Bürger von Memphis; mit der wunderbaren Vergewärtigung des Vergangenen, die ihm eigen, ist die Erscheinung des Bürgers, der an die Thür des Hauses lässig gelehnt dasteht, ist als Hintergrund das Haus selbst behandelt. Das Bild desselben Künstlers, Joseph und Pharaon, ist schon aus dem Delgemälde einem Theil des Publikums vertraut. Immer neuen Reiz haben die Arbeiten von C. Werner, dem Meister des Aquarells, sogar die kleineren, wie das Genrebild, das uns am Fuße einer Pyramide einen ruhenden Mann mit seinem Esel, auf einem Absatz darüber Aegypten in Unterhaltung ruhend, zwischen dem Gestein zeigt, dessen Fortsetzung, die Höhe aufwärts, sich dann

unsern Blicken entzieht. Wirklich groß gedacht ist Werner's Abbild der gewaltigen Trümmer des Chefrenbaues, nur ein einsamer Mann zwischen ihnen, hochauferichtet, das Angesicht dem Sternenhorizont entgegengerichtet. Ebers bemerkt über dieses älteste auf uns gekommene tempelartige Bauwerk das Folgende, und es mag diese Mittheilung auch das Interesse an dem Text beleben: „Wir verlassen jetzt ihre heißen, dunkeln und staubigen Innenräume und wenden uns der zweiten Pyramide zu, die leicht kenntlich erscheint durch die platten Deckplatten, welche heute noch in guter Erhaltung ihre Spitze bekleiden. Des Cheops zweiter Nachfolger, Chefren, den die Aegypter Chefra nannten, hat sie errichtet. Ihr Inneres bietet nichts Bemerkenswerthes, wohl aber ein Quaderbau in ihrem Südosten, in dem sich, wie es scheint, seine Getreuen versammelten, um seine Mahnen mit frommen Diensten zu ehren. H. Mariette war es, der dieses merkwürdigste, jahrtausendlang vom Sande verborgene Denkmal ans Licht zog und zu gleicher Zeit einige Gewißheit über den Namen seines Begründers verschaffte; fand er doch in einem Wasser haltenden, nummehr wieder verschütteten Brunnen sieben Statuen, welche sämmtlich König Chefren, den Erbauer der zweiten Pyramide, darstellten. Auf den meisten ist der Name dieses Fürsten zu lesen, und die schönste und am besten erhaltene unter ihnen hat mit Recht einen Ehrenplatz im Museum zu Bulak gefunden, wo wir ihr wieder begegnen werden. Sie ist aus so hartem Diorit gearbeitet, daß Meister Drake, mit dem wir sie vor Jahren gemeinsam bewunderten, versicherte, er würde nur mit Zagen seinen Meißel an solchem Material versuchen; und dennoch ist sie in der realistischen Behandlungsweise des freundlich ernstesten Antlizes eines jeden Lobes würdig. Die schöne Politur des Diorits kann uns nicht überraschen, wenn wir uns in dem Bauwerke umsehen, in dem diese Bildsäulen gefunden wurden. Es besteht theils aus Granit, theils aus Alabasterblöcken, und die Steinmetzen, welche diese mit äußerster Sorgfalt geschnitten und geglättet haben, besaßen die Fähigkeit, jeder Forderung, die wir an ihren Beruf stellen, gerecht zu werden. Die Anordnung dieser Anlage

ist sehr einfach, aber doch interessant als einzige aus jenen früheren Tagen bis auf uns gekommene Perle eines tempelartigen Bauwerkes. Der rechte Winkel herrscht überall vor, der Pfeiler ist noch nicht zur Säule geworden und an den Wänden zeigt sich keine Inschrift, die uns lehrt, welche Zwecke die beiden größeren Räume, die zusammen die Gestalt eines Tempels bilden und die Nebenzimmer mit ihren kastenförmigen Granit- und Alabasternissen gewidmet waren. Von den mächtigen Steinplatten, welche das Kreuzschiff (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist) bedecken, ruhen heute noch viele auf den granitenen Pfeilern. Wie waren die Dienste beschaffen, welche diese Räume den Augen der Menge entzogen haben? Dürfen wir aus den im Sande gefundenen Figuren von Hundskopf-Affen schließen, daß hier der Gott Thot, dem diese Thiere heilig waren, vor anderen verehrt worden sei? Sind die Statuen des Chefnen von heidnischen Empyren oder sind sie erst in Folge der die Götzenbilder dem Untergange weihenden christlichen Edicte in den Brunnen geschleudert worden? Ist dies der Tempel der Sphinx, von welchem eine uralte Inschrift redet? —

Die Verlags-handlung stellt uns zwei für unser Format passende Illustrationen zum Abdruck zur Verfügung; unsere Leser finden dieselben auf Seite 389 u. 391. —

Eine weitere Fortsetzung eines schönen Lieferungs-werkes kommt uns in den Hefen 27—33 der „Germania“ zu. Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Culturgeschichtlich geschildert von Johannes Scherr. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. Nur noch ein Heft, und das Werk ist vollendet, wird also gewiß auf manchem Weihnachtstische dieses Jahres abgeschlossen liegen. Ueber den Text von Scherr können wir nur lobend sagen, daß er einfacher und — der Schriftsteller verzeihe uns — sehr manierlich ist — Herr Sauerampfer hat sich durchaus gemäßigt, dagegen finden wir alle Vorzüge der kräftigen sinnlich-aufschaulichen Darstellung des tüchtigen Mannes wieder und freuen uns an dem herzlichen Geiste der Liebe zum Reich, welcher durch die letzten Lieferungen hindurchgeht. Das Schwergewicht liegt auch bei diesem Werke in seinem künstlerischen

Schmuck. Hier heben wir vor Allem den glücklichen Gedanken hervor, die letzten Hefte durchweg durch Nachbildungen der besten Porträts der einzelnen Männer, welche unsere Geschichte gemacht haben, zu beleben. Selbst die Frauen, welche als Mütter oder Gattinnen oder Freundinnen unserer großen Dichter wirksam gewesen sind, fehlen nicht. Vortrefflich erfunden ist ein Bild Friedrich's d. Gr. in hohem Alter von Adolf Menzel. Auch andere Bilder desselben genialen Malers enthalten diese Hefte, alsdann einen Defregger: Andreas Hofer, wie er auf dem Iselberge die Tiroler zur Revolution aufruft; mit der ihm eigenen gesunden markigen Kraft zeichnet Defregger die Tirolertypen, welche den Helden umgeben. Wir nennen außer diesen noch W. Friedrich's Gründung des Rheinbundes (s. S. 395); A. v. Werner's Reproduction seines vielgenannten historisch bedeutsamen Bildes: die Kaiserproclamation zu Versailles. Von Friedrich Kaulbach erhalten wir ein Gegenbild zu dieser Scene, die Kaiserkrönung Karl's d. Gr. in St. Peter. Sehr anmuthig vergegenwärtigt Heinrich Lossow die Roccocozeit (s. die Illustration auf S. 393): kurz, je weiter dies Werk vorgerückt ist, desto bedeutender sind die künstlerischen Beiträge zu seiner Ausschmückung; es ist ein Vortheil, den die neueren Zeiten bringen, daß auch die bedeutendsten Künstler in diesen Jahren bereitwillig ihre Beihülfe solchen Werken leihen, welche von einem großen Kreise von Gebildeten besessen werden können. Denn es bleibt einmal dabei, der oft verspottete Sammler hat schließlich doch Recht, man genießt nicht wirklich Kunst bei flüchtigem Durchgang durch Galerien, sondern nur durch eigenen Besitz, durch stets wiederholte behaglichste Betrachtung. Und Niemand spreche von seinem Kunstsinne oder Kunstverständnis, der nicht von Kunstfachen umgeben ist, die zu einer erneuten liebevollen Betrachtung sich darbieten.

Hier mag nun einiger Lieferungs-werke Erwähnung geschehen, deren erste Proben uns vorliegen, deren weitere Entfaltung wir also abwarten zu eingehender Besprechung, hier nur vorläufig von ihnen



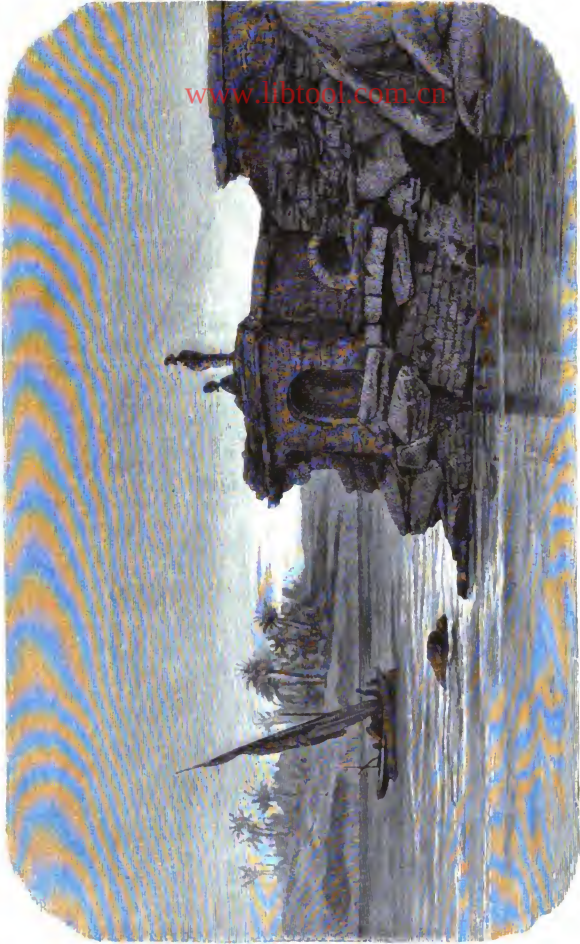
W. Genß, Der Kafenbater.

Aus dem Frachtwerk: Egypten, von Georg Ueber. — Verlag von C. Hallberger in Stuttgart.

Mittheilung machend. **Handzeichnungen deutscher Meister.** Eine Sammlung von Bildern aus Italien und der Schweiz. In unverändertem Lichtdruck reproducirt von Schöber und Bachmann. Stuttgart, Verlag von Engelhorn. Die erste Lieferung enthält eine sehr schöne Zeichnung von Schönleber: **Partie aus Genua.** Es ist der **Eindruck in einer Straße**, durch die ein Genuiese behaglich lustwandelt, schwerbepackte Raufesel hinter ihm her; über die Straße weg bauen sich die höheren Theile der Stadt und darüber die Berge amphitheatralisch auf; die Perspektive des Bildes, die Färbung der Berge sind vortrefflich. Weniger wohlthuend muthet uns eine Zeichnung A. v. Werner's an: **Am Brunnen von Nevano:** eine fröhliche Malergesellschaft (gewiß die meisten Gesichter Porträts), welche an dem Brunnen auf schöne Nebenanerinnen treffen und geneigt scheinen, zu verweilen; über dem eingemauerten Brunnen sieht man in waldige Gegend. Die Perspektive bleibt unklar, und die Staffage ist denn doch etwas über Gebühr trivial; diese wandernden Maler und Krüge tragenden Italienerinnen gehören zum eiseren Bestand aller Skizzenbücher. — **Die Oster.** Malerische Stätten aus ihrem Küstengebiet. Nach der Natur aufgenommen und auf Stein gezeichnet nebst erläuterndem Text von A. Hindorf. Erste Lieferung. Berlin, Alexander Dunder. Vier Bilder zeigt dieses erste Heft. Wirklich poetisch empfunden ist Oliva: von der Höhe des Carlsbergs blickt man auf die Kreuzkirche und ein paar Gebäude des Klosters, herbstlich gefärbtes Laub verdeckt das Dorf, darüber weg blickt man auf die See, über der ein Vogel einsam schwebt. Weniger glücklich erscheint mir die Ansicht von Danzig an der Promenade: die schöne alte Stadt wird nicht durch diese Promenade mit Pferdebahn und der üblichen modernen Staffage eleganter Damen und Reiter vergegenwärtigt: diese leere Staffage (wie arm, verglichen mit der der Niederländer) macht sich hier ungebührlich breit, und die herrlichen Gebäude blicken bloß aus der Ferne mit ihren Spitzen herüber. Erst die Fortsetzung wird uns ein volleres Urtheil über das, was hier geleistet wird, gestatten, und ebenso geht

es uns mit einem verwandten Unternehmen: **Am deutschen Rhein.** Von Prof. C. Scheuren. 25 Blätter. Erste Lieferung. Düsseldorf, Verlag von Baumann & Co. Auch dies sind farbige Bilder, Ausichten untermischt mit Randzeichnungen um Verse. Die Randzeichnungen sind schon auf dem Titelblatt geistreich und gefällig. Von den zwei Ausichten stellt die eine Straßburg vor; das ist, wenn nicht einzelne Plätze aus dem Stadtimern gewählt werden, sondern ein weiterer Blick gegeben werden soll, ein so entsetzlich öder und unfruchtbarer Gegenstand, daß keine Kunst ihn malerisch zu beleben vermag und wir daher auch nicht über das Mißlingen auf dem vorliegenden Blatt erstaunt sind. Was Scheuren vermag, zeigt die andere Aussicht, Bacharach, ein Bild, das in den Unrissen der Zeichnung die genaueste Correctheit und Anmuth zeigt und in seiner zarten Färbung höchst liebenswürdig ist. — Aus dem Verlage von Alexander Dunder kommt uns auch eine erste Lieferung: **Thierbilder**, nach dem Leben gezeichnet von K. Frieße, zu. Zu den fünf Blättern giebt Oberlehrer Lettnow begleitenden Text. Die Bilder erscheinen, da die Zeichnungen der Thiere nach dem Leben gegeben werden, zur Belehrung der Jugend geeignet, soweit der erste Anfang schließen läßt. — Endlich geht uns zu in erster Lieferung: **Fritz Reuter-Galerie.** Photographieen nach Original-Gemälden von Conrad Beckmann. Grudmann's Verlag in München. Soweit die Bilder dieser ersten Lieferung ein Urtheil gestatten, haben wir hier ein Prachtwerk von wahren Kunstwerth zu erwarten. Diese drei uns vorliegenden Blätter bieten wirkliche Gestalten aus dem Leben, mit Humor und tiefstem Gemüth aufgefaßt, wie es Fritz Reuter's würdig ist. Doch wie gesagt: wir theilen unseren Lesern ungern den flüchtigen Eindruck solcher ersten Anfänge mit, und wo die Fortsetzung des Gelingens versichert und den vollen Eindruck eines empfehlenswerthen Werkes machen wird, da werden wir auf die eben einstweilen angezeigten neuesten Erzeugnisse unseres Kunsthandels wieder zurückkommen und unseren Lesern Näheres berichten.

* * *



Welch, Ufergemäuer am Nil bei Damiette.
Aus dem Prochnert: *Ägypten* von Georg Ebers. — Verlag von E. Hallberger in Stuttgart.

Abgeschlossen liegt vor uns: *Deutsche Minnesänger in Bild und Wort*. Gezeichnet von E. v. Luttich, gestochen von E. Forberg, Text von Holland. Wien, Verlag von P. Roeser. Die Zeiten des Mittelalters wurden zu künstlerischer Reproduktion emporgesprochen, als die noch vorhandenen Kunstwerke zur Würdigung kamen. Das war ein Verdienst der Romantiker, der an sie, insbesondere an Friedrich Schlegel, sich anschließenden Brüder Voßler. Man lernte in den Formen und Gestalten des Mittelalters sich frei bewegen. Die Düsseldorf'sche Schule zuerst breitete über ganz Deutschland Darstellungen aus, welche freilich etwas weichlich und süß, aber immerhin in anschniegenderm Verständniß jene großen Zeiten unserer Nation reproducirten. Einiges von Cornelius bezeichnet das Höchste, was von Wiederbelebung der Gestalten jener Tage in Deutschland geschaffen worden. Dem vorliegenden Unternehmen, die Minnesänger darzustellen, kommt im Interesse des Publikums zu Gute, daß gerade Wagner's Oper aus einer wirklichen Vertiefung in den Minnegefang entsprungen ist, daß andererseits die Werke der Minnesänger doch immer mehr in das größere Publikum durch gute Uebersetzungen und Nachbildungen dringen. Die Schwierigkeit der Aufgabe lag darin, so mannigfache Typen zu schaffen, welche zusammen das Leben des mittelalterlichen Gesangs als ein Ganzes, Einheitliches zur Anschauung bringen, ohne daß doch Eintönigkeit entstände. Die bekannten Bilder der Handschriften haben zwar Herrn von Luttich vorgearbeitet, das Eigenste von individueller Gestaltung mußte er doch aus der Vertiefung in diese Dichter selbst und aus seiner Künstlerphantasie schöpfen. Beides ist ihm gelungen, die Gestalten haben alle dasselbe edle und idealische Gepräge und zeigen doch lauter Individualitäten: jedes Bild betrachtet man mit einem erneuten Genuß, weil es aus dem Verständniß der dichterischen Individualität geschöpft und in wahrer Künstlerphantasie zur Wirklichkeit gebracht ist. So Heinrich von Veldeke, ein rosenbekränzter Jüngling, durch den Frühling dahingehend, wie ihn sich auch die alten Maler dachten; so Kaiser Heinrich VI., aufgesprungen von seinem

Thron, als ergriffe ihn das Gefühl eines Liebes, mit dem Diadem auf dem Haupte, das auch die Manesse'sche Handschrift zeigt; wie sich gebührt, ragt über alle an Schönheit und glücklichem Liebreiz Walther von der Vogelweide, er schreitet durch den Wald mit dem Saitenspiel in der Hand und dem Kranz deutscher Eichenblätter auf dem Haupte, zu seinen Füßen ein Amor mit den Pfauenfedern, die auf den Dienst der Liebe deuten, ein anderer trägt das Schwert: wie denn sein Leben vom Dienst der Liebe und dem kriegerrischen Dienst der deutschen Adelligen erfüllt war. Zwei schöne Gegenbilder bilden Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach. Gottfried, recht wie ich mir ihn denke, ich finde wirkliche Intuition in dem Gesicht. In vornehmem Gewande, das aber durch einfachen Ernst an seine wahrscheinlich bedeutende bürgerliche Stellung mahnt, ein Säulendach eines vornehmen Hauses an seinem Pult (die Umgebung könnte noch mehr an die Euge vornehmer Bürgerlichkeit erinnern), das Antlitz bartlos (denn er war kein Ritter, sondern ein Schreiber), mit feurigsten Goethe'schen Augen, aber mit den Zeichen des Gedankens, des streng wissenschaftlichen Sinnes. Wolfram dagegen, im Hintergrund die Burg, die (der Künstler lese seinen eigenen Bericht) sehr viel kleiner hätte sein müssen und mit wenigeren Thürmen, durch den Wald dahinschreitend, im Antlitz ernst-heiteres dichterisches Sinnen, Schwert und Saitenspiel in der Hand. So empfingen wir eine erste Reproduktion jenes weiten Kreises von Dichtung (zwölf Poeten sind vereinigt) durch einen neueren Meister. Denn der Vorbericht sagt mit Recht: „Von allen Werken der deutschen Dichtkunst sind die Minnesänger noch am wenigsten bekannt geworden. Während im Mittelalter kostbare, mit Bildern geschmückte Handschriften zu ihrer Verherrlichung dienten, während Teppiche und Fresken ihren Ruhm verkündeten, schien die Neuzeit sie vergessen zu haben. Und doch, was je das deutsche Volk bewegte, sei es in Liebe und Leid oder im großen politischen Leben jener Tage, das ist in ihnen mannhaft ausgesprochen. Sie sind der deutsche Spiegel einer ruhmvollen Zeit, einer glänzenden Vergangenheit. Es war daher ein dankenswerthes



H. Lossow, Bürgerliches Paar in Rococo-Tracht.

Aus dem Prachtwerk: Scherr, Germania. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

Beginnen, ein wahrer Act der Pietät und Pflicht, sie in ihre Rechte wieder einzusetzen, ein Werk zu ihrer Ehre zu unternehmen.“

* *

Blickt man bei dieser Uebersicht dessen, was der Kunsthandel diesmal von vorzüglichen Arbeiten zur Jahreswende mit ihren Festen darbietet, rückwärts in die Zahl der Prachtwerke, welche abgeschlossen daliegen seit längerer Zeit: so ziehen immer wieder die Vielfältigungen der Bildercyclen Schwind's die Aufmerksamkeit auf sich, und wie sie uns von Neuem vorliegen, rufen sie immer erneute schönste, glücklichste poetische Stimmung bei ihrer Betrachtung hervor. Dieser große Märchenpoet unter den Malern hat in zwei zusammenhängenden Bildreihen zwei tief sinnige Geschichten erzählt, von einer ergreifenden Wirkung, ähnlich der im Cyclus der Müllerlieder oder der Winterreise von Schubert; die ergreifendsten lyrischen Momente sind untereinander zu einem Ganzen verknüpft, einem Halsband von Perlen gleich, deren jede einzelne für sich erfreut, die aber doch erst als ein Ganzes ihren ganzen Zauber ausüben. Die Schubert'schen Lieder bringt nur ein seltenes Glück in ihrer ganzen Folge und in vollendeter Ausföhrung uns einmal zu Gehör. Schwind's Märchencyclen erfreuen beständig Unzählige in ihrer photographischen Vielfältigung: **Das Märchen von den sieben Raben** und **der treuen Schwester**. Componirt von Moriz von Schwind. Stuttgart, Verlag von Paul Neff. — **Die schöne Melusine**. Ein Cyclus von elf Bildern. Von Moriz von Schwind. Verlag von Paul Neff. Wer die Originale auch gesehen, weiß, welcher nur Schwind eigene Zauber der Farben in der photographischen Vielfältigung verloren geht, er weiß aber auch, wie meisterhaft die photographischen Nachbildungen so viel als möglich von dem Ton, beinahe dem Farbenton der einzelnen Bilder erhalten, bei treuer Wiedergabe alles Einzelnen in den figurenreichen Bildern.

Die ältere der beiden Arbeiten, das Märchen von den sieben Raben, umfaßt sechs Blätter. In der Composition hier und da noch unbehüllicher oder theatra-

lischer, noch nicht zu der reinen Formvollendung der Melusine gelangt, haben diese Blätter doch vor dem späteren und mehr classischen Werk Züge rührender Schönheit und naiver Gemüthstiefe voraus, die so rein ihm ganz eigenthümlich sind. Wie der Königssohn das Mädchen durch den Wald trägt, wie die gute Schwester zur Nachtzeit am letzten Hemden spinnt: das sind reinste, holdste Verkörperungen deutscher Märchenpoesie, die in der ganzen Geschichte der Kunst nicht ihres Gleichen haben.

Das erste Blatt zeigt den Maler inmitten seiner Familie und der Freunde (man liest den Namen Abba Weibel auf dem Gewande einer Freundin, die, einer Muse gleich, inmitten der Kinderchaar aufgerichtet steht); sie blickt, während im weiten Gemach das Märchen gelesen wird und die Kinder horchen, aufwärts nach einer Bildreihe, die um die Wand läuft und welche die böse Mutter zeigt, wie sie ihren sieben bösen, immer hungrigen Buben zuruft: „Ich wollte, ihr wäret lieber Raben!“ Dann sieht man die Buben als Raben aufsteigen, die Mutter sinkt ohnmächtig zu Boden; die brave Schwester läuft hinter den Raben her in den Wald, wo sie einer Fee begegnet, die ihr Erlösung der Brüder verspricht, wenn sie sieben Jahre schweigt und sieben Hemden spinnt; dann sieht man das Schwesterchen in einem im kleinsten Raum entzündenden Bildchen, im tiefen Wald im hohlen Baume spinnend, nachdenklich sitzen: die Brüderchen Raben umflattern den Baum. Das zweite Blatt zeigt dasselbe Bild in weitem Raum: das Schwesterchen im einsamen Walde in dem hohlen Baume spinnend, aber ihr Antlitz ist leise umgewendet nach dem schönen Königssohn, der in den Jagdgründen des Waldes ihrer ansichtig wird. Daneben das einzig schöne Bild: er hat sie herabgehoben vom hohlen Baum, die leicht bekleidete, rührende, unschuldige Gestalt, an der Grenze der Kinder- und Mädchenjahre wie durch die Kindlichkeit des Gemüthes zurückgehalten, ruht sorglos auf seinem Arm, ihre blonden Haare überschütten sie, und so schreitet er dahin; dann sieht man ihn sie auf dem Pferde nach seinem Schloß geleiten, vergebens will er sie zum Reden bewegen. Dann zeigt das dritte Blatt die Blüthe



W. Friedrich, Die Gründung des Hainbundes.

Aus dem Prachtwerk: Scherr, Germania. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart.

des Kindes erschlossen; man sieht sie mit dem Brautkranz im Haar, mit dem Gemahl umherwandernd unter den Armen und im siebenten Jahr der Ehe — ein Bild tiefster Innigkeit — am letzten Hemdchen spinnend. In das vierte Blatt können wir uns schlecht finden. Eine sehr bewegte Scene: sie ist Mutter zweier Knaben geworden, und da die beide Blätter gerin sie ins Bad bringt, sieht sie erschreckt dieselben als Raben davonsfliegen, eine ganze Anzahl gegenwärtiger Personen erscheinen in theilweise sehr gezwungenen und gewundenen Geberden des Schreckens. Wo Schwind humoristisch sein will, artet er in einen gewissen conventionellen Düseldorfer Spaß aus. Die folgenden Bilder auf den zwei letzten Blättern geleiten die gute immer schweigende Schwester durch das Gericht bis auf den Holzstoß. Diese Bilder bieten wenig, was über die damalige Art, deutsche Stoffe zu malen, hinausginge; erst das Schlußbild, das freilich etwas opernhast in Einem Tableau die Auflösung giebt und noch einmal da alle Personen in glücklichster Bewegung zusammenführt, ist wieder ein wahrhaft genialer und ganz einziger Wurf. Sie steht auf dem Holzstoß, nur durch die herabwallenden blonden Haare bekleidet, ihr Schweigen in unverbrüchlichem Glauben, in unverbrüchlicher Schwestertreue bewahrend, eine rührende Gestalt; ihre Füße beneht, ganz in Schmerz aufgelöst, der Königssohn, ihr Gemahl, mit Thränen. Aber die sieben Jahre sind um, und auf weißen Kissen sieht man die nun erlösten Brüder sie erreichen; nur für einen hat das siebente Hemd im Kerker nicht fertig werden können, und ein Rabensflügel erinnert an die frühere Gestalt. Die Bewegung in der Gruppe der auf sieben weißen Kissen Heraneilenden, die ihr die Hände entgegenstrecken und sie umkreisen, ist von einer Verbindung lebendigster Erregung und großer natürlicher Einfachheit, die so nur dem Genius glücken kann. Sie umkreisen den Holzstoß mit ihren Kissen, und von der rechten Seite kommt, das Stundenglas hoch erhoben, das die letzte abgelaufene Stunde der langen sieben Prüfungsjahre zeigt, die Fee, ruhigen, stehenden Antlitzes, die beiden Kinder in den Armen, von denen eines ihr das Aermchen sehnsüchtig entgegenstreckt. Alle

Gefühle, alle Motive des Waldmärchens sind hier in der Schlussscene im einsamen Walde wie zu Einer ausklingenden Harmonie oder besser zu einem mächtigen Finale, in dem alle Stimmen zusammenklingen, vereinigt. Die neuere deutsche Kunst hat wenig, was sich mit diesem Bilde vergleichen könnte. Denn wie in dem ganzen Cyclus ist der innerste Geist unserer deutschen Märchenpoesie verkörpert zu reiner Schönheit, nichts von der Naivität und Kindlichkeit und Gemüthstiefe des Stoffes ist verloren, aber er ist zu einer Art von Classicität vornehmster Schönheit gesteigert.

Vollendeter doch in dieser vornehmen Schönheit ist der spätere Cyclus, welcher elf Blätter umfaßt und die Geschichte der schönen Melusine darstellt. Es ist noch in Vieler Gedächtniß, welche einmüthige Begeisterung dieser großartige Bilder-cyclus hervorrief, als die Aquarelle Deutschland durchwanderten. Der Märchenstoff von der schönen Melusine ist nicht so einfach faßbar als der von den sieben Raben. Die Geschichte wechselt so zu sagen in ganz verschiedenen Farben schillernd, sie hat etwas Unergründliches, wie die tiefe Wasserquelle, aus welcher Melusine emporsteigt. Gerade darin liegt nun das einzig Ergreifende des außerordentlichen Kunstwerkes, daß Schwind auf die einfachsten classischen Formen, auf die änkstlich klarsten und durchsichtigsten Darstellungen dies Unergründliche gebracht hat, daß der Schluß in den Anfang zurückkehrt und die ganze Geschichte einem Traum gleich aufsteigt aus dem einfachen Bilde der in Waldestiefe in der dunkeln Grotte träumerisch ruhenden Melusine und in demselben Bilde dann einem aufsteigenden Traum gleich wieder zurücksinkt, das umgiebt das Ganze mit einer Art von mystischem Banne. Nun hat aber dann der Maler, wie er schon in der Geschichte von der treuen Schwester die Hauptgestalt von der Grenze des Kindesalters bis auf die volle Höhe des Lebens sich vor den Augen des Zuschauers wandeln und ausreifen läßt, auch hier einen Wandlungsproceß eigenster Art an der Hauptgestalt des Mädchens, an der schönen Melusine, vollzogen. Er hat sich als Grundlage einen ganz besonderen Typus dieser Rigen geschaffen, die von ihm

als Schwestern gedacht werden, ein mächtiges üppiges Kinn, das Auge träumerisch, die Stirn und der Hinterkopf so, als ob in dieser Gestalt Gedanken keine Stätte hätten, die Glieder mächtig und bewegt. So sieht man im ersten Bilde zwischen Schlaf und Traum, mit Blättern von Wasserpflanzen das Haupt geschmückt, liegt in dem Wasser der Grotte die Nixe ruhend, dämönisch wie in Eins mit der Natur verwebt, welche sie, ebenfalls Leben athmend, umgiebt. Sie ist ein Theil der Natur selber. Nun zeigt das zweite Bild den in der unberührten Wildniß verirrten Grafen Raimund zu den Füßen Melusinen's, welche, von seiner Liebe heraufgelockt, den Warnungen der hinter ihr stehenden Schwestern nicht folgt und den Ring an den Finger steckt. Phantastische Wurzeln zwischen Felsen, seltsame Blumen umgeben den stillen Ort, tiefes Laub zittert über ihren Häuptern, und die Gestalt Melusinen's sieht man von einer neuen mächtigen Empfindung menschlicher bewegt. Wieder einen ganz anderen Ausdruck schüchterner Hingebung gewinnt die Erscheinung auf dem nächsten Bilde, auf dem sie mit den Schwestern auf weißen Kissen herangeprengt kommt zur Vermählung mit dem Grafen: der Contrast der ihrer Kasse und ihrer Freiheit frohen Schwestern mit der hingebenden stillen Haltung der nun durch die Liebe ganz Gebändigten zeigt die Entwicklung auf einer neuen Stufe. Auf Melusinen hastet nun auch von selber der Blick auf dem vierten Bilde. Auf die Freitreppe des Schlosses herausgetreten, zeigt sie dem Gemahl den wunderbaren, über Nacht entstandenen, von Bäumen geheimnißvoll umschatteten Bau und nimmt ihm den verhängnißvollen Schwur ab, daß er sie niemals belauschen wolle, wenn sie von Zeit zu Zeit in diese geheimnißvolle Halle sich zurückziehen werde, widrigenfalls sie für ihn ewig verloren sein würde; Eibbruch sei Trennung, wie die Inschrift auf dem wunderbaren Gebäude lautet. Aber inmitten dieser Geheimnisse erscheint als das Wunderbarste die verwandelte Erscheinung Melusinen's. Ihre Gestalt ist voller geworden, sie steht da in frauchenhafter Reife, die Augen blicken nun klar und voll zu dem Grafen auf, und nichts Träumerisches oder Sehnüchtliges ist mehr

in ihnen. Die Lippen sind sicher aneinander geschlossen: es ist, als ob die ganze Gestalt vom Leben und vom Glück der Liebe gesättigt wäre. Und so erscheint sie nun auch auf dem nächsten Bilde in dem geheimnißvollen Gemach unter den Schwestern, welche in den Fluthen baden und spielen. Aber wie sie über ihnen, von dem Paar gleich einem Strahlentranz umgeben, die Hände selig ausgebreitet erscheint, hat diese reife Frauengestalt etwas Bacchantisches, das Bewußte und Frauenhafte in ihr erscheint in ergeißelndem Contrast zu der Gestalt der Schwestern, die mit dem angeborenen Element wie Eines erscheinen, in denen unbewußtes Genießen verkörpert ist, die mit den Blumen, welche sie der Schwester darbringen, und mit den Fluthen, aus denen sie auftauchen, noch kindlich eins sind. Dies Bild gehört zu den schönsten Schöpfungen Schwind's.

Wiederum wie in den sieben Raben singt Schwind die Begründung der Katastrophe am wenigsten gut. Das Schloßgesinde ergeht sich angesichts des in dem geheimnißvollen Hause angebrachten Wappens, ein Meerweib darstellend, in abergläubischem Geschwätze über die Herkunft und den bösen Zauber der Gebieterin. Die Verwandten und Kinder der Grafen belauschen das böswillige Gerede. Die Figuren haben etwas Fragenhaftes und doch zugleich Conventionelles. Schwind durfte eben niemals aus der Sphäre weiblicher Idealität heranstreten, wie denn auch die Figur des Grafen nur sehr schablonenhaft und wenig erfreulich behandelt worden ist. Auch das Gegenbild, welches das Liebesglück Melusinen's im Kreis ihrer schönen Kinder zeigt, geht über ein gutes anderes Bild aus der Mitte unseres Jahrhunderts aus Düsseldorf oder Münchener Kreisen nicht hinaus.

Nun aber folgt das Bild, welches wir nicht antehen, für die herrlichste Schöpfung Schwind's, für eine der ersten Schöpfungen der deutschen Malerei zu erklären. Raimund, von wilder Eiferjucht verblindet, bringt in das Heiligthum seiner Gemahlin. Unter unsäglichem Jammer Melusinen's und dem Wehklagen der Nymphen, welche sich vor Entsetzen verbergen und flüchten, endet das Liebes- und Lebensglück des Eibbrüchigen. Das Heiligthum selbst stürzt

in Ruinen zusammen. Es ist wie eine Fortsetzung des früheren Bildes, welches das Spiel der Schwestern in dem geheimnißvollen Bau darstellte; der Graf in der geöffneten Pforte, recht conventionell in seiner zornigen Geberde, die zurück-sinkende, wie nunmehr geheimnißvoll aus ihrem Erdenleben abscheidende Gestalt Melusines ist von unvergesslicher Schönheit, und die flüsternden Nixengestalten ringsum zeigen wieder jene nur dem echten Genius eigene Verbindung affectvoller schöner Geberde mit höchster naiver Natürlichkeit; besonders die eine weibliche Gestalt, welche vergebens den nackten Körper zu verbergen trachtet und mit dem Arm das Antlitz zudeckt, ist jedes frühern großen Meisters würdig. Nun folgt ein Bild, welches durch seine rührende Tiefe und in einfacher, beinahe alterthümlicher Art der Behandlung an den Cyclus der sieben Raben erinnert. Einem Vogel gleich ruht auf dem Sims des Fensters eine nunmehr von Gram so leicht und lustig gewordene Gestalt, sehnsüchtig die Augen nach den beiden jüngsten Kindern gewendet, die mit einem rührenden Ausdruck von Verlassenheit einander im Schlaf umfaßt halten, und die Wolken ziehen finster das Gebäude entlang, und zwischen den geisterhaften, dunklen Bäumen sieht man den Grafen mit dem Pilgerstab wandern, die Verlorenen zu suchen. Leider wird das wunderbar schöne Nachtbild dadurch entstellt, daß Schwind die drei verläumderischen Gesellen, in sonderbaren Verrentungen hinwegfliehend, im Bilde angebracht hat.

Das Ende ist da. Das nächste Bild zeigt, wie Raimund, in Jammer und Elend umherirrend, an den bekannten Waldbrunnen in der Bergwildniß kommt, wo er die bleiche Entschwundene wie damals dort träumerisch ruhend, wiederfindet und von Leid gebrochen in ihren Armen zusammensinkt. Nach Nixensagung küßt Melusine den Geliebten zu Tode unter dem Wehklagen ihrer Schwestern. Das Bild ist außerordentlich schön. Melusine ist nicht mehr das irdische Weib, sondern ganz wieder sie selbst, dämonische Naturgewalt, unter welcher der verirrte Mensch zusammensinkt und vergeht, und in traumhafter Stimmung schauen die Schwestern zu, mit schmerzlichen Geberden die einen,

die fast wie die von Schlafenden sind, erstaunt neugierig die anderen, die Fürstin mit der geheimnißvollen Ruhe, mit welcher wir uns die Natur ihre Todesurtheile vollziehend denken. Es ist geschehen, und wiederum ruht zum Schluß in ihrem Quell Melusine, traum- und schlafbefangen.

Man sieht, wie sich die Motive in dem Bilderchclus geheimnißvoll verbinden. Aus der Darstellung dunkler Naturgewalt steigt die herrlichste Bergegenwärtigung des Weibes in seiner höchsten Würde als Gattin und Mutter auf. Gerade hierin liegt das immer wieder Fesselnde des Werkes, daß das höchste und klarste Menschliche hier unlöslich mit den dunkeln Geheimnissen der Natur verschlungen erscheint.

Literarische Notizen.

Grundlinien einer Philosophie der Technik. Zur Entstehungsgeschichte der Cultur aus neueren Gesichtspunkten. Von Ernst Kapp. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen. (Braunschweig, G. Westermann, 1877.) Der Titel dieser Schrift überrascht, denn es erscheint auffallend in unserer Philosophie verachtenden Zeit, die Technik philosophisch behandeln zu wollen; jedenfalls erwartet man, daß hierbei das Materielle, Handwerkszeug und Maschinen, materialistisch in den Himmel erhoben werde. Freudig erkannten wir nun, daß es sich in dieser Schrift nicht um Materialismus handelt; freudig rühmen und empfehlen wir die Schrift, da sie leistet, was der Materialismus vergeblich erstrebt; sie begründet in Wahrheit Werth und Würde des Materiellen und ermöglicht hierdurch die Versöhnung zwischen Idealismus und Realismus.

Der Materialismus behauptet zwar auch den Werth der Materie, sie ist ihm sogar dasselbe, was der Geist ist; aber da er die Vorstellung einer einheitlichen Stufenentwicklung festhält, so wird ihm notwendig die Materie eigentlich das werthlos Niedere, Rohe, der Geist dagegen das werthvoll Höhere und Feinere. In den Steinen sieht er die niedrigste Mechanik, die einfachsten, unfeinsten, größten Atomverbindungen, im Geist sieht er die höchste Mechanik, denn die höchst zusammengesetzten, feinsten, zarten Atomverbindungen des Gehirns produciren nach ihm das Denken. Eigentlich verbleibt dabei der Materialismus ganz auf dem Boden des speculativen Idealismus stehen;

denn auch diesem ist Denken und Sein, also Geist und Stoff, identisch, und auch ihm ist die Materie nur das sinnlich Außerliche, die niedrigste, roheste Erscheinungsstufe, der Geist aber die höchste und feinste, das unsinnlich Innerliche. In der That, bei der Erfahrung, daß so viel geistig Schlechtes und Verkommenes geschieht, erscheint gerade die Gehirnmechanik, von der man sagt, daß sie den Geist producirt, als die unvollkommenste, schlechteste, während die sogenannte niedrigere Mechanik, wie sie im ewig harmonischen Kreislauf der Gestirne, in einer stets gleichmäßig kristallisirenden Atomverbindung zum Ausdruck kommt, als die herrlichste, vollendetste und beste zu achten ist. Wenn Philosophie und Wissenschaft endlich aufhören, Materie und Geist nur im Verhältniß von niedrig und hoch zu betrachten, wenn sie an die Stelle der Subordination das Coordinationsverhältniß treten lassen, dann auch wird es wahrhaft gelingen, mit der Eigenartigkeit ihres Wirkens die Natur der Dinge zu erkennen und dieser verschiedenen Natur sich wahrhaft zu erfreuen.

Diesen Gesichtspunkt nun, dürfen wir sagen, hält Kapp fest. Er bestrittet den Materialismus durch den Nachweis, daß zwischen Mechanismus und Organismus ein wesentlicher Unterschied sei. „Ein Organ ist niemals Theil einer Maschine, ein Handwerkzeug eben so wenig das Glied eines Organismus, und ein mechanischer Organismus ist ebenso wie ein organisches Häderwerk ein — hölzernes Eisen“ (S. 99). Gerade dadurch aber, daß Kapp in seiner Philosophie der Technik den Begriff des Mechanismus in seine Schranken verweist, verhilft er ihm zu seinem Rechte und stellt die hohe Bedeutung der Mechanik und damit des Leibes und der Materie für die Entwicklung des Geistes in ihrem vollsten Werthe dar. Er begründet, daß „die Idee des Menschen Mutter und Urgrund alles Lebendigen ist“ (S. 17). Hierdurch wird freilich alles Materielle nur ein Mittel für den Menschen; aber da es nicht als niedrigste Entwicklungsstufe, sondern in der Eigenartigkeit seiner berechtigten Daseinsweise betrachtet wird, so gewinnt es eben dadurch wieder selbständigen Werth. Das kleinste Werkzeug wird geachtet, da es zum notwendigen Mittel wird, durch welches die Selbstverwirklichung des Menschen zur wahren und vollen Menschlichkeit oder, wie Kapp S. 29 ein Wort Lassalle's citirt, „die absolute Selbstproduction“ ermöglicht ist. Mit dieser Erkenntniß aber, daß nur mittelst materieller Werkzeuge die Idee der Menschheit verwirklicht wird, gewinnt zugleich, was in unserer socialistisch erregten Zeit bedeutend ist, die Masse der eigentlichen Werkzeugarbeiter wahren Werth und Würde, wenn auch nicht den einseitig hohen Werth, den sie sich selbst zuerkennen.

Wir begrüßen daher Kapp's Schritt, da sie den Menschen nicht einseitig bloß als vernunft-erzeugendes, sondern mit Benjamin Franklin als werzeugmachendes Wesen betrachtet. Sie geht davon aus, daß nur der Mensch vermag, die angeborene Kraft und Gewandtheit seiner Glieder weit über das ursprüngliche Maß zu verstärken. Vom ersten durch Menschenhand verfertigten Stein geräthe hebt die Culturgeschichte an, die mit Herstellung und vervollkommnung der künstlichen Werkzeuge stets gleichen Schritt hält. Das ganze Gebiet der menschlichen Technik erscheint somit als Erzeugniß der vereinten Thätigkeit von des Menschen Hand und Hirn, als eine Außenwelt, in welcher der Mensch eigene Vorstellungen verkörpert wiederfindet. Unbewußt projectirt der Mensch anfangs organische Verhältnisse und Formen seines Leibes nach außen, sie in mechanischen Werkzeugen nachbildend; später erst wird er vergleichend der Beziehungen des organischen Vorbildes zum mechanischen Nachbild bewußt, und das Verständniß des Mechanismus dient ihm jezt zum Verständniß seines Organismus und bringt ihn zum Bewußtsein über sich selbst. Die Erschließung der mechanischen Welt ist somit für Kapp zugleich die Erschließung der Welt in ihm, die Hand habe zur vollen Erkenntniß seiner selbst. Der Inhalt der Wissenschaft ist ihm daher (S. 9) „der zu sich selbst zurückkehrende Mensch“, ihr Ziel die Selbsterkenntniß. In diesem Sinne begründet seine Schrift zuerst den anthropologischen Maßstab und entwickelt dann sein Princip der Organprojection. Die folgenden Capitel: Die ersten Werkzeuge, Gliedmaßen und Maße, Apparate und Instrumente, die innere Architektur der Knochen, Dampfmaschine und Schienenweg, der electromagnetische Telegraph, das Unbewußte, die Maschinenteknik, das morphologische Grundgesetz, die Sprache, der Staat geben dann die Ausführung im Einzelnen, auf die näher einzugehen uns leider der Raum nicht erlaubt. Wir rühmen nur noch, daß der Verfasser das Unbewußte auf das Gebiet des Physischen beschränkt und daß er sich freijust von jenen Ausschreitungen, die das Unbewußte zur Gottheit machen. Wenn der Eisen für die Würde der Mechanik den Verfasser vielleicht in einzelnen Punkten zu weit führte, so ist dies bei dem Geist des Ganzen gern zu übersehen; eine neue Auflage kann darin leicht Verbesserung bringen. Namentlich wünschten wir, der Verfasser, der so scharf zwischen Mechanismus und Organismus scheidet, möchte bei Sprache und Staat die Frage bedenken, ob man beide in Wirklichkeit mit einem Organismus vergleichen kann. Zweifel dürfte auch darüber sein, ob das morphologische Grund-

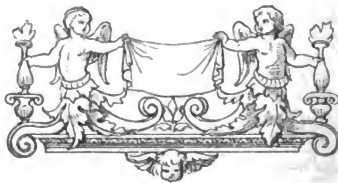
geseh wirklich durch den „goldenen Schnitt“ gegeben ist. Harmonie ist ja in aller Schönheit ein wesentliches, doch nicht das einzige Moment. Ein harmonischer Schnitt wird sich daher in allen schönen Formen finden lassen, ob aber in der ganzen Natur dieser harmonische Schnitt nur speciell die Weise des goldenen Schnittes hat, das möchten wir bezweifeln. Ueberdies beachtet der Verfasser nur die Längenverhältnisse, nicht auch die der Dicke und Breite. In Betreff der Maschinentechnik hätten wir neben Reuleaux den Namen Carnot's gewünscht, des Organizers des Krieges der ersten französischen Republik, denn nicht nur legte er den Grund zur modernen Betrachtung der Maschinen, sondern er hielt seine Kenntniß der Maschinen auch bei Betrachtung menschlicher Verhältnisse fest, und so ist gerade er ein Beispiel, wie die Kenntniß des Mechanischen fruchtbringend sein kann für die Thaten im Dienste des Staates.

Diese Anstände treten aber vor dem Werth des Ganzen zurück, und so wünschen wir dieser Schrift, die auch äußerlich vorzüglich ausgestattet ist, weite Verbreitung als einem Werkzeug zur Versöhnung von Realismus und Idealismus. Der Verfasser, bereits rühmlich bekannt durch eine in zweiter Auflage erschienene „Vergleichende allgemeine Erdkunde“, bewährte auch in seiner neuen Schrift die reichste Lebenserfahrung, eine Fülle von Belesenheit und die Kraft, das sinnlich Eingelne mit geistigem Gehalt zu durchdringen. Ludwig Weiss.

Die menschliche Arbeitskraft. Von Jäger. (München, Oldenbourg.) Die kleine Schrift bildet den 26. und 27. Band der naturwissenschaftlichen Volksbibliothek. Der Gedanke des Buches ist höchst interessant; die Wissenschaften der Gesellschaft haben es mit den Menschen als Einzelkräften zu thun. Jedes Individuum

muß also von ihnen als ein System von Arbeitskraft betrachtet werden, das eine bestimmte Arbeitsleistung ermöglicht. Diese Betrachtungsweise kann aber von der Naturwissenschaft begründet werden. Denn für diese, nach ihrem neuen Standpunkte, kann eine Betrachtung angestellt werden, welche Jäger folgendermaßen zusammenfaßt: „Man hat den Leib des Menschen in Rücksicht darauf, daß von ihm Kraftleistungen ausgehen, vielfach mit einer Maschine verglichen und ihn nur Kraftmaschine genannt. Dieser Vergleich ist ein sehr nützlicher, das Verständnis erleichternder, und wir werden im Folgenden gleichfalls von ihm Gebrauch machen, allein wir müssen gleich von vornherein auch auf die wesentlichen Umstände aufmerksam machen, durch welche sich der Menschenleib von einer Maschine unterscheidet. Beide, Menschenleib und Maschine, haben das gemein, daß sie aus einer großen Zahl einzelner Theile zusammengesetzt sind, welche ihre Bewegungen auf einander übertragen und welche im Verhältniß der Leistung und Gegenleistung zu einander stehen.“ Von diesem Standpunkte aus behandelt Jäger die Arbeitskraft bis hinein in Berufsarbeit, Militärwesen. Von besonderem Interesse muß die Schrift für die Nationalökonomien sein.

Der Rheinflall bei Schaffhausen. Von Samuel Pleischer. (Schaffhausen, Selbstverlag des Verfassers, 1878.) Eine Beschreibung, welche Manchen zur Erinnerung erwünscht sein mag, pathetischer und länger als billig; dann folgt eine schätzbare Uebersicht der dichterischen oder beschreibenden Auffassungen dieses von jeher hochberühmten Naturphänomens, welche als Beitrag zur Geschichte der Naturanschauung sehr interessant ist. Diesem wichtigeren Theil des kleinen Büchleins dient indeß zur Grundlage das vortreffliche Buch von Zehender: Der Rheinflall im Lichte der Naturanschauung verschiedener Zeitalter.





Um den Engel.

Von

Hans Hopfen.

Der Wanderer, der aus dem sonnigen Thale sich in diese lustige Höhe emporgearbeitet hatte, athmete auf mit voller Brust. Er trat von dem Fußpfad bis hart an den Felsrand vor, stieß den Alpenstock ins Gerölle, daß er gerade unter die Achselhöhle reichte, und also in halber Ruhe ließ er die Blicke ringsum über Wipfel, Klippen und Firnen ins Weite schweifen und hob wie ein Grüßender die Hand und küßte den Hut.

„Es lohnt wohl der Mühe,“ wollte er just sagen, wie seine schwelgenden Augen all die vor ihnen ausgebreitete Herrlichkeit der Welt gar nicht fassen konnten, aber der wehende Wind, der ihm plötzlich so kalt durch die feuchten Haare, über die glühende Stirn, in den glühenden Nacken blies, daß er wie schauernd zusammenzuckte, haßte auch das Wort der Be-

wunderung von seinen Lippen weg. Rasch zog der Jüngling den Hut wieder übers Haupt, zog ihn so fest in Stirn und Nacken, als es nur anging. Und da nun einmal über den Dithyrambus der Begeisterung der prosaische Hauch der Vorsicht und leiblichen Sorge gestreift hatte, so schaute der Wanderer alsbald nicht nur mehr staunend vor sich, sondern auch prüfend und beobachtend hinter sich, durch die Schlucht, über den Berg und in die weiten, dunkeln, sich übereinander aufbauenden Nadelwälder.

Nach seiner Schätzung mochte hier etwa die Mitte des Weges sein. Noch ein solcher Marsch, nur wahrscheinlich noch etwas mühsamer und anstrengender als der eben zurückgelegte, dann wird er — wenn anders der Pfad nicht verfehlt worden — vor dem „Bahl“ anlangen, das er zu besuchen sich vorge-
setzt hat.

„Badl“ nennen sie in Tirol jene zahllosen mehr oder weniger bekannten Heilquellen, an denen sich meist sehr ursprüngliche und unbequeme Einrichtungen für Waschung und Herberge festgesiedelt haben, damit die Bauern dort nach guter Landessitte ihre Gebrechen und Unfälle abspülen oder auch nur in heißerer Zeit etliche Wochen Ruhe von harter Arbeit in Reinlichkeit und Gebet genießen mögen. Der nunmehr allgemein gebräuchliche Ausdruck „Sommerfrische“ stammt von ihnen.

Manch eine dieser im Verborgenen, nicht selten auf gewaltiger Bergeshöhe sprudelnden Quellen hat allmählig Weltruf, ausländische Gäste, spitzbübische Wirthe und dem entsprechend Curhäuser, Curärzte, Curmusik, Curlisten, Curotagen u. dergl. m. gewonnen. Andere dienen noch heute wie vor hundert Jahren denselben wenigen Bauernfamilien in frommer Abgeschlossenheit zur allsommerlichen Erquickung. Comfort und Preise sind dort fast so bescheiden wie in jener guten alten Zeit, ein Doctor wird dort kaum gesehen, und die einzige Zerstreuung bringt der Wanderpriester, der jeden Sonntag den steilen Bergpfad heraufsteucht, um den einträglichen Patienten die heilige Messe zu lesen.

Auf dem Wege vom einen dieser Extreme zum anderen giebt es „Badln“, die, einem halb geschorenen Pudel vergleichbar, schon so weit von der Cultur und Kostspieligkeit beledet sind, daß hüben eine Baracke nach altem Stil einer modernen Hotelfaschine drüben in die funkelneuen Fenster guckt, und es den Einen noch bis auf Weiteres möglichst einfach, gut und billig gemacht wird, während über der Straße bereits verwöhnte Leute ob solcher Behandlung und Preise sich zu empören allen Grund haben; und wieder andere „Badln“ giebt es, in denen alljährlich unter etlichen Duzend tiroler Bauern immer nur derselbe „einsichtige“

Städter aus dem Reich sich niederläßt, welcher diese unvergleichliche Sommerfrische einmal durch Zufall gefunden hat und sich nun wohl hütet, seinen lieben Nebenmenschen auch nur ein Wörtchen verlauten zu lassen, wo er seine Ferien zubringt, damit sie ihm nicht etwa die Einsamkeit, die Ugenirtheit und das Allerheiligste: die waldburprüngliche Billigkeit durch ihre Mengier und Theilnahme verderben.

Das „Badl“, nach welchem der junge Mann mit Hut und Bergstock unterwegs war, hatte lange Zeit zu den letzteren gehört. Die hohe Lage, fast sechstausend Fuß über Meer, abseits von der Heerstraße und auf kaum gangbaren Pfaden zu erreichen, begünstigte nur zu sehr die glückliche Verborgtheit, in welcher glau benzineithliche Bauern, vor Fremden und Kechern sicher, sich von einer wirklichen Heilquelle besprudeln ließen.

Aber freilich der erste Städter, der sich auf den Berg verirrt und von dem alkalischen Wasser und der vortrefflichen Küche gleichermäße, wie von ozonreicher Luft und paradiesischer Lage hatte entzücken lassen, es war ein menschenfreundlicher Schwärmer, ein gesellschaftliches Heerden thier gewesen, daß nie hatte allein bleiben und nichts Gutes allein genießen wollen. Und wenn er die Nähr von dem herrlichen Fude auch just nicht an die große Glocke hing, so raunte er doch etlichen guten Freunden den guten Rath ins Ohr: falls sie an wunderbarem Orte billig wie nirgend und dabei besser als irgendwo verpflegt sein wollten, so möchten sie ihre Ferien im nächsten Sommer mit ihm verbringen.

So etwas redet sich, sobald nur ihrer Mehrere darum wissen, herum. Einmal machen sich ihrer Zwei, im nächsten Jahre schon ein halb Duzend auf den beschriebenen Weg. In der Amtsstube wird dann einer der Rückkehrenden gefragt:

„Na, wo sind denn Sie die sechs Wochen gewesen?“ Dem Gerichtsvorstande darf man aber doch billigerweise nicht genügende Antwort verweigern. Der Herr Rath erzählt drauf Abends seiner Frau beim Thee, um wie viel klüger es diesmal doch die einfältigsten Collegen getroffen hätten als sie, die in einem schlechten Nest eben so überflüssig viel Geld ausgegeben hätten, ohne daß es ihrer Gesundheit bekommen wäre. Beim Kaffee am anderen Morgen fragt die Frau Rätthin ihren Hausarzt, ob er schon von einem weltverborgenen Badeort mit rhätischem Namen gehört habe, der so wie auf Prads oder Kreds oder Tschöfs ausginge, und ob er nicht glaube, daß die dort sprudelnde Quelle — mit den billigen Zuthaten — gerade für ihre Nervosität — oder was ihr eben fehlt — wie geschaffen und darum im nächsten Jahre zu empfehlen sei.

„Ja, ja,“ schmunzelt der Hausarzt mit überlegener Miene, „ich habe selbst schon an den guten Ort gedacht, von dem jezt öfters geredet wird. Man müßte sich nur bei Leuten, die dort gewesen, erkundigen, ob die Sache nicht gar zu primitiv eingerichtet ist?“

„Ei nun, der Assessor Dingsda und der Referendar Soundso waren ja audert-halb Monate dort!“

„Junges Volk, Enthusiasten, Bergsege!“ murmelt der Arzt. So jung er selbst noch ist und so voll von allen Vorzügen und Fehlern der Jugend, er giebt sich erst recht ein gefestetes, gelassenes, würdevolles Wesen. Er hat natürlich noch nie im Leben von jenem Orte gehört. Aber man darf Patienten ja immer nur einen Theil der Wahrheit merken lassen und oft nicht einmal den. Dagegen ist es Pflicht, sie auszuhören. Nachdem er gehört, macht er sich einen Knopf ins Sack-tuch und, sobald sich die Gelegenheit bietet, macht er sich nach den sachkundigen Schilderungen des Referendars Soundso

und nach den entzündeten Unterbrechungen des Assessors Dingsda einige kleine Aufzeichnungen. Ehe der Sommer wiederkehrt, hat er der Frau Rätthin das Ge-lüsten nach dem neuentdeckten Curort ansgeredet.

„Mein Gott, alle Welt kann jezt nicht hoch genug in die Sommerfrische gehen. Die reine Manie der Nervosität, die sich nur fünftausend Fuß über Meer curiren lassen will. Dafür machen Sie im Ober-Eugadin auch die Rechnungen danach. Und wie lange währt's, auch in Tirol! Höchste Lage, höchste Preise! c'est tout comme —“

Der Rätthin schaudert's. Der Arzt aber packt sein Kofferchen, blättert seine Notizen nach, löst den Knopf im Taschentuche der Erinnerung und löst auf dem Bahnhof ein Billet nach Tirol. Nun geht's in Einer Fahrt so hoch, als man mit der Eisenbahn nur gelangen kann. Dann kauft er sich auf der letzten Station den landesüblichen Vergitod, und da steht er! Halbwegs auf dem steilen Bergrücken bewundert er aus überwältigtem Herzen die herrliche Natur und daneben auch ein wenig seinen eigenen Unternehmungs-geist.

Mein Gott, man ist noch jung, und die Pragis ist noch jünger. Die knickerigen Kammergerichts-räthe und dergleichen halb-arme Leute machen einem Strebenden, und ob er einen neuen Aesculap und Gallenus in seinem Hirn fühlte, den Kuhl nicht fett. Im Unmuth fängt man Gril-len, aber im Vorüberflug hascht man manchmal auch eine gute Idee.

Im Geplauder der nervösen Rätthin hatte sich solch eine gute Idee gefunden: Wie wär's mit einem neuentdeckten Cur-ort? Selbstverständlich müßte sich dort eine wirkliche stichhaltige Heilquelle finden lassen, die in der chemischen Analyse sich bewährte — Eisen, Schwefel, Jod, Brom oder sonst etwas Gutes, gleichviel —

aber die Sache muß ihre wissenschaftliche Wichtigkeit haben. Unser Mann ist kein Schwindler, sondern ein ehrlicher, wenn auch strebsamer und ziemlich eingebildeter Mensch. Er möchte ganz gern in der bösen Zeit ein gutes Geschäft machen, nur nicht um Alles in der Welt eine Zukunft compromittiren, von der er selbst die höchste Meinung hat.

Aber welch ein Glück, wenn die lange und ausschließliche von ihm selbst vorausgesehene Zukunft des annoch verkannten großen Mannes endlich ihren Anfang nehmen wollte! wenn sich dort oben ein tirolisches St. Moritz entdecken, mit Hülfe eines vernünftigen Unternehmers erweitern und ausstatten und der heilsbedürftigen Welt in zweckentsprechenden Prospecten bekannt geben ließe! Er, der Erfinder, der Gründer, war billigerweise dann der erste und so lange als möglich der einzige Curarzt am Orte. Der Sanitätsrath, der Medicinalrath, der Geheime Rath standen ihm dann in angenehmer Steigerung in sicherer Aussicht. An reichen Patienten und zur Abwechslung auch an schönen Patientinnen konnte kein Mangel sein. So war er bald ein gemachter Mann und lachte sich ins Häuschen. — — —

Der gute Doctor war noch so jung! Daheim that er sich genug Gewalt an, um diese Jugend, die ihm bei den Leuten schaden konnte, durch würdevolles Wesen zu bedecken. Daheim war er von einer Einsilbigkeit, Gelassenheit und Unanfechtbarkeit, die einem vor fünfzig Jahren zum ersten Mal entlassenen Minister keine Schande gemacht hätten. Aber hier in Gottes Einsamkeit, in der freien Natur, in den Ferien wollte kein Zwang mehr halten, da war er nichts als der junge Mensch, der ausgelassene Muttersohn, der muthwillige, schwärmerische, manchmal auch kindische Obilo. Er hätte sich auf dem grünen Rasen wälzen und noch weit

kühnere Pläne in die Luft bauen können als die eben verrathenen.

Doch wie berauscht schon von diesen, ja nicht anders, als wäre ihm die Last so rasch anwachsender Hoffnungen zum Weitertragen zu schwer, setzte er sich ins Gras, wo er stand, an den Rand der Schlucht und sah hinab in die entzündenden Fernen.

Hätte er sich nicht mit dem Ellenbogen gestoßen, er hätte, was ihm zunächst stand, gar nicht wahrgenommen. Es war auch nichts Besonderes eben. Ein einfaches verwittertes Holzkreuz, wie sich deren tausende im Gebirge finden. Sie bezeichnen die Stätte, wo ein Mensch verunglückt ist, und man nennt sie „Marterln“.

Welke Blumen, artig gewunden, hingen vom Querbalken herab über die Inschrift, die nur zum Theil mehr leserlich war; doch war das Unglück noch nicht alt. Vor etwa sieben Jahren war ein braver Mann und Familienvater in der Nacht hier hinuntergestürzt. Der Wanderer ward zum inbrünstigen Gebet für die arme Seele aufgefordert. Nur schade, daß der Wanderer nicht mehr recht entziffern konnte, für wen er beten sollte: „Leopold Schab . . .“, damit hörte der Name nicht auf. Man sah noch Reste mehrerer Buchstaben. Hatte sie in Jahren der Regen verwaschen? oder wie, täuschte das Auge sich nicht? ward es wirklich mitten am Tage immer dunkler und dunkler, so dunkel, daß man undeutliche Schrift kaum mehr entziffern konnte?

Obilo sah über sich gegen Himmel. Er erstaunte. Während er sich mit voreiliger Hoffnung ein Trugbild in die Alpenluft gezaubert, hatte er es gar nicht gemerkt, wie hinten über der höchsten Wand ein grauer Wolkenszipfel zum Vorschein gekommen war, bis er alle Sonnenstrahlen verhüllte. Jetzt wehte auch der Wind immer heftiger, hier Zweiglein von den

Bäumen reißend, dort Steinchen vom Kamm in die Schlucht niederrollend. Obiso, der sich nicht gern zur Unzeit stören ließ, dachte, solch ungestümes Blasen sei eben hier oben der Brauch. Aber als der Anprall des Sturmes ihn bei einem Ruck in die Schlucht hinabgeworfen hätte, sprang er doch ernüchtert auf den Weg zurück und darüber hinaus bis an den schützenden Fels. Und jetzt erst, die flache Hand auf dem gefährdeten Hütlein, sah er aufmerksam gen Himmel und beobachtete, wie sich ein Wölkchen übers andere schob, wie aus den mehreren Wölkchen eine große, eine ungeheure Wolke wurde, die nur am Rande noch in weißem Glanz die Sonne wiederpiegelte, indeß in ihrem Inneren ein gefährlich Grau sich zu schlagenden Wettern zu verdichten schien. Mit jener fabelhaften Schnelligkeit, wie nur im Hochgebirge sich der Himmel verändert, ging das strahlende Aetherblau dahin, und bald deckte mit seinem bleigrauen Schilde das Hochgewitter alle Fernen zu. Der Schild senkt und senkt sich immer tiefer. Jetzt stößt die höchste Spitze des Berges ein Loch in ihn, aber nur, um selbst in diesem Wolkenloch zu verschwinden. Ein Dampfschleier zieht von den Schroffen über die Bäume nieder. An den Nadelarmen löst der Schleier sich in wolfige Flocken auf. Streifig ziehen sie sich von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum, schweben heran, zerreißen hier und ballen sich dort wieder zusammen, wunderliche Formen bildend, lösend und verschmelzend.

Auf die Hand des Wanderers fällt jetzt ein schwerer Tropfen. Sein Hut ist naß, und doch regnet es eigentlich noch nicht. Der Wind bläst schwül, als trüg' er den Hauch einer Gasse in sich, und wie vom Wind gehoben, eilt der Jüngling vorwärts. Soll er in den Wald hinein? Nicht doch. Wo aber ist sonst ein Obdach?

Da kommt's auf einmal mit Schellengeklirr und Geraffel den Berg herab. Steine knirschen, Nester knaden, Pferde schnauben, und dazwischen dröhnt eines Menschen treibende Stimme. Das Fuhrwerk muß ganz nahe sein; dennoch sieht man's nicht, so hüllen es die Nebel ein. Jetzt sticht ein Roßhaupt aus dem Gewölke, da ein zweites. Wie der Dampf aus ihren geblähten Rüstern in den Nebel fährt und sich mit ihm vermischt, scheinen diese Pferde selbst die Wolken, die sie umgeben, zu erzeugen.

Der Fuhrmann hinter ihnen schaut den einsamen Fußwanderer verwundert an, der Rasse den Rassen, aber bei dem drohenden Wetter hält er nicht still. Auch der Arzt staunt über den Bauernknecht; derselbe sieht wunderbar genug aus. Den Kopf hat er durch eine Pferdebedeckung gesteckt; auf dem Kopfe den von allen Wettern gewaschenen spitzen, breitkrämpigen Filzhut; auf dem Hute ein Wildfederlein, das jämmerlich im Winde zittert, und im Munde eine Holzpfeife mit dem Messingbeschlag. Ensig, als wäre das gegen Unwetter gut, paßt er unter Peitschenknall und Hufschall seinen Tabaksdampf in den Dampf des Nebels. Er hat's eilig und hält sein Fuhrwerk nicht an.

„Willst auffstehn?!“ schreit er dem Fremdling nur so im Vorüberhasten zu. Das ist der Menschenfreundlichkeit genug.

Der Angeredete bedankt sich dafür. Er sah noch nie solch ein Fuhrwerk. Nur vorn hat es Räder, hinten dafür zwei gabelsförmig ausgestreckte Stangenartige Balken. So fährt man bei dieser Steile besser zu Thal. Aber der Wanderer möchte so nicht zu Thal fahren; prellt's doch den Fuhrmann selber manchmal fußhoch über den Sitz, so stößt und schüttelt das Zeug. Rasch geht's immerhin. Und darum rasch, ehe Lenker und Pferde wieder in der Wolke verschwinden, ruft der Städter dem Bauern die Frage nach, ob

denn um Gotteswillen hier herum nirendwo Unterstand vor dem Gewitter zu finden sei.

„Wohl, wohl!“ giebt der Roßknecht zur Antwort und zieht in den Bügeln, als wollt' er ernstlich das Gefährte zum Stehen bringen.

„Wohl, wohl!“ wiederholt der ungeduldige Frager, „aber wo denn? wo? Rechts oder links? nah oder fern? Wo?!“

Der Kutsher hält nun wirklich an, wendet erst den Kopf nach links, streckt dann die Peitsche mit der rechten Hand über die linke hinüber und deutet pfad-anwärts gegen den Berg.

„Ein'n Büchschenschuß weit droben find'ist ein Häusle. Da stehst gern unter. Die Schabacherin wird ohnedem daheim sein! Ist immer daheim!“

Mit dem letzten Wort holt der Fuhrmann weit zum Knall mit der Peitsche aus und im nächsten Augenblick knallt es auch. Aber nicht bloß von des Fuhrmanns Peitsche. Es war ein Schlag, wie wenn der Berg gegen Himmel gesprengt würde, und unmittelbar darauf ging ein Riefeln, Säusen und Dröhnen durch die Halde, als sollten Bäume entwurzelt, Felsen gespalten und die arme Welt dort unten in Regengüssen eräuft werden. Der Fuhrmann war im Donnergepolter davon-gefahren. Waren die Pferde von dem Wetterschlag schon geworden oder waren sie solchen Höllenlärm gewöhnt? gleichviel, fort, spurlos, wie wenn sie der Abgrund verschlungen hätte, und in dem allgemeinen Tosen unterschied kein sterblich Ohr mehr noch Pferdegetrappel und Wagenrasseln.

Auch der Fußgänger sah sich nicht mehr um; jetzt war Jeder sich selbst der Nächste. Ohne Säumen sprang Obilo über Stock und Stein nach der Richtung, wohin des Fuhrmanns Peitsche wegweisend in den Nebel gestochen hatte. Ob er genau der Weisung folgte, daß

war er freilich nicht sicher, denn die Dämpfe des Gewitters quollen immer dichter. Er merkte wohl, daß er im Schoße, der sie erzeugte, dahin irrte. Schon den Fuß, den er vor sich ausstreckte, belegte ein grauer Schleier, und zum ersten Mal begriff er in aller Anschaulichkeit das Sprichwort, daß man die eigene Hand nicht vor den Augen sehe.

Da frachte es unter ihm. Er griff taumelnd in die dicke Luft, durch die er einen halbverhüllten Tannenzweig dämmernd sah. Er rigte die Hand sich dabei an den Nadeln wund. Aber trotzdem hielt er fest und ließ nicht los. Zwei-, dreimal frachte es ihm zu Füßen dicht hintereinander — und mit welchem Lärmen — und die Blitze zuckten unten in der Schlucht durch den Nebel, der eine Weile sich röthete und dann wieder erblaßte und sich gleich wieder heller röthete, als wollte er sich entzünden und aufbrennen.

Der Wanderer sah, das Gewitter war über und unter ihm, die Blitze schlugen nach unten und nach oben. Dorten war der Abgrund, also weg davon!

Da läutete man mit Glocken heftig näher und näher. Zwei Kühe kamen wie toll durch den Nebel gesprungen. Die Hörner geneckt, den Schweif in der Luft, gallopierten sie vorüber, wie eine Vision in der Wolke auftauchend und verschwindend. Er hätte sich selber in der nächsten Minute nicht geglaubt, daß er die gefährlichsten Thiere gesehen, wenn er nicht noch die Schellen an ihrem Halse hörte.

Bei alle dem hatte er nicht still gestanden, sondern war vor jedem neuen Schreckniß nur immer schneller gelaufen. Da fiel er über etwas hin. Es war rohes Alpenwirthschaftsgeräthe, das er nicht vor sich im Wege gesehen hatte. So halb stolpernd, halb sich noch erhaltend, berührte er mit den Händen die Holzstufen eines Häuschens, und stellte bald auch die Füße darauf.

Ob das die bezeichnete Wohnung der Schabacherin sei oder eine andere, war ihm gleich. Er ergriff die Klinke, und da sie nicht nachgab, schüttelte er sie, klopfte auch erst höflich, dann dringender ans Brett. Aber es half nichts. Niemand öffnete, Niemand antwortete. Und doch war Jemand in der Stube, denn man hörte eine Stimme in gleichmäßiger Hebung und Senkung ziemlich laut hinter der Thüre beten.

Jenun, die Thüre befand sich in vertieftem Raum, so daß man auch vor derselben unter Dach und von drei Seiten ziemlich geschützt, ähnlich wie ein Posten in einem Schilderhause, stand.

Jetzt erst betrachtete und befühlte der jugendliche Heilkünstler seine Kleider, seine Schuhe.

Ein paar Stunden vor einem flackernden Herdfeuer sollten ihm schon wohl thun. Er legte sich nochmals auf's Klopfen. Er trommelte mit Händen und Füßen. Es half ihm nicht mehr als das erste Mal.

Eine graue in schrägen Linien zitternde Wand lag zwischen ihm und der Welt, der Plakregen des Hochgewitters. Kein Schimmer, keine Furche mehr im eiförmigen Guß. Nur zuweilen blinkte es weißlich und blendend von rechts her, immer in derselben Weise und dann dreier, viermal hinter einander. Darauf kam ein Schlag, bald stärker, bald schwächer, noch einer, ein vierter, der den dritten zu überholen schien, und dann schüttelte es ringsum wiederhallend in den Schluchten eine Weile lang, als sollte die Welt zu Grunde gehen.

War diese Kanonade, welche der Donner des Gewitters und das Echo der Berge um die Wette mit einander aufführten, vorüber, so hörte der Laufschende wieder nichts als vor sich das Rieselndes Regens, das Trausen vom Dach und hinter sich die Stimme der unbarmherzigen unsichtbaren Wettschwester, die nicht müde

wurde, seit einer Stunde, ach seit Gott weiß wie lange! dieselben Worte ohne Nachdruck, ohne sinnigen Unterschied mit halbheiserer Stimme zu wiederholen. Zuweilen vernahm er auch ein hastig Häuspern oder Schnäuzen. Gleich drauf aber ging die alte Litanei wieder von Neuem los, und am Thürschloß drinnen rührte Niemand.

Der junge Mann rief und fluchte. Dann wollt' er sich in Geduld fassen. Er hielt sich ja sonst für einen Meister in dieser Tugend und für ein Muster von Gelassenheit.

Nun dieser Probe tirolischer Gastfreundschaft gegenüber ließ sich zeigen, was er konnte.

Er sah den Regen darauf an, wie lange er wohl noch dauern möchte?

Die Antwort war ein gleichtöniges Rieselnd und Rauschen, nur von dem Klatschen der Dachrinne unterbrochen, die sich ziemlich unregelmäßig auf den Felsblock ausschüttete.

So konnte es Stunden, Tage, vielleicht Wochen lang fortgehen, ohne Unterlaß, ohne Milderung, ohne Gnade. Man hat Beispiele, wie ein heftiges Gewitter in einen zähen Landregen sich umwandelt.

Was sollte dann aus ihm werden?

Sollte er bei diesem Unwetter einen Pfad in der Bergwildniß suchen, den er nie gewandelt war? Einen Pfad, den oft wochenlang kein Menschenfuß betrat, der kaum kenntlich jetzt im nassen Gras verwaschen lag, bald über glitscherige Steinplatten, bald durch Rinnale, die jetzt Gießbäche überströmten, bald an Abgründen hart vorbei, die jetzt Nebel verhüllten, dahinführte! Allein, ohne Führer, ohne Kenntniß des Berges! Das Martel drunten am Wege mit seiner traurigen Inschrift fiel ihm ein; selbst wenn er einen Kundigen an der Hand gehabt hätte und der Regen noch in dieser Viertelstunde nachließ — wie viel Uhr war es denn

eigentlich? — nein, er konnte auch unter den besten Umständen heute nicht mehr daran denken, bei Tag vor dem Bahl, dem er eine so glänzende Zukunft ausdachte, anzulangen. Die Nacht mußte ihn auf halbem Wege überraschen. Und die Nacht machte den Berg unpassbar für ihn und nun vollends eine Wetternacht, wie die heutige zu werden versprach.

Ach, hätte er doch die Aufforderung des menschenfreundlichen Pferdeknechtes beherzigt und wäre auf dem Gabelgefahr zu Thal geholpert. Drunten gab's doch Wirthshäuser und Defen, warme Betten, warme Speisen und warme Getränke. Hier nichts von alledem! Sogar sein stolzer Zukunftsplan, aus dem Bahl dort droben über den nassen Wolken ein modisch Weltbad zu entwickeln, war ihm verleidet. Seine Hoffnungen und Entwürfe schienen sich in Wasser aufzulösen und mit dem Regen dahinzuschießen.

Seufzend und gedankenlos stierte er in das Unwetter hinaus. Frösteln ging über seinen Rücken und Bitterniß über seine Zunge.

Noch einmal fiel er die Thür und dies Mal wie ein Wüthender an. Er hatte doch schon mehr als ein Brett im Leben mit dem Fuße eingestoßen. Er war hoch gewachsen und breitschultrig und von zuversichtlicher Leibeskraft. Aber die Leute, die solchem Donnerwetter zu trotzen hatten, richteten ihre Dielen und Angeln gut ein. Kein Spahn, kein Nagel rührte sich an der verschlossenen Thüre. Und wie seines Unmuths Ausbruch nicht gleich von Erfolg begleitet war, kam doch zu bald die Nachdenklichkeit des gebildeten Menschen über ihn, der Jebermanns Hausrecht gelten läßt und vor einem Friedensbruch auch unter den entschuldbarsten Umständen und in mäßiger Form zurückschreckt.

Doch was war das? Ueber dem Poltern seiner eigenen Hände und Füße hatte er gar nicht gemerkt, daß das Ge-

töse in der Natur nachgelassen. Ja wirklich, der Regen schüttete nicht mehr so gewissenlos gleichförmig drauf los. Und bei Gott, dort oben rauchten sie auseinander die Wolken und — ob zwar nur ein dünner Strich — blauer Himmel war's denn doch, was dort aus der weltumfängenden Trübniß auf den armen nassen Erdenwaller niederblifte. Ach wie schön!

Mit schadenfrohem Lächeln wandte er das Gesicht der verschlossenen Thüre zu, als wäre es der Wetenden da drinnen zum Verdruß, daß er sie nun gar nicht mehr zu sehen wünschte. Er lauerte noch ein Weilchen, bis sich die Wolken weiter zertheilten und das Träufeln nachließ. Und obwohl er sich noch durchaus nicht klar darüber war, wohin er denn eigentlich von dieser Schwelle wandern wollte, trat er doch ins Freie und spähte rund um sich, als prüfte er Wetter und Weg.

Da sah er zwischen den Felsblöcken und Nadelbäumen, halb noch von verziehenden Nebelstreifen gebrochen, eine Gestalt herabkommen.

Welch unverhofftes Glück! hier oben und nach solchem Sturm einem menschlichen Wesen zu begegnen.

Er schritt hurtig drauf los. In kaum einer Viertelstunde waren sie bei einander und sahen sich grüßend ins Gesicht.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte ein altes Weib und wackelte mit dem runzeligen Kopfe.

„In Ewigkeit Amen!“ antwortete der gefällige Freigeist, der, um ein trockenes Nachtquartier zu bekommen, heute noch ganz andere Zugeständnisse gemacht hätte.

„Seid's halt recht naß! Ja ja! Ist ein Wetterl das! Gott erbarm sich unser armen Sünder!“

Sie schlug mit hageren Fingern, die starr und knorrig wie alte Baummurzeln ausfahen, ein hastiges Kreuz, denn eben, da sie noch geredet, hatte zwischen Berg und Thal ein Bliß aufgejuckt wie eines

fernen Geschnitzes Blinken, und als nun die Donner rollten, murmelte sie unverständliche Worte vor sich hin. Auch da Alles wieder ruhig geworden, blieb sie noch ein Weilchen gebückt, und das Kinn wackelte noch emsig, ohne daß es einen Laut von sich gab.

Der junge Mann benutzte die Gelegenheit, die alte Frau, welche ihm in der ersten Freude, einem lebendigen Wesen zu begegnen, gar lieblich erschienen war, des Genaueren zu mustern.

Sie war wohl sehr alt. Oder ihr Leben und Treiben in der Bergwildniß hatte sie vor der Zeit gealtert. Ihr Haar war hier grau, dort weiß; dünne Zöpfchen, mit einem groben Bindfaden aneinandergebunden, die unter einem breiten Hut hervorsahen. Sie ging nicht barfuß, sondern auf schweren Nagelschuhen. Die Lodenjoppe, die über den Weiberrock hing, war dieselbe, wie sie die Männer tragen. In der Hand hielt sie ein Bündel, um das ein rothgewürfeltes Schnupftuch geknüpft war, in der andern einen gewöhnlichen Bergstock mit eiserner Spitze, oben drauf aber war ihm ein weißes Kreuz aufgebunden. Einem Portepée vergleichbar hing vom Stab ein braunkügeliger Rosenkranz ihr über die Faust hin. Der Fremdling kannte die Tracht der Gegend nicht des Genaueren. Eine Tirolerbäuerin kam ihm so ziemlich wie die andere vor. Nur solch einen Hut hatte er noch bei keiner gesehen. Breitkrämpig, aber nicht spitzköpfig, wie sonst beliebt, schwarz, hoch und rauhhaarig und mit einem Duzend weißer Kreuze besteckt.

Das Merkwürdigste an diesem merkwürdigen Gute war aber, daß er kaum naß geworden schien. Und da auch sonst die Kleidung der alten Bergläuferin durchaus nicht so windelweich geregnet war, wie die des Städters, so erschien die Vermuthung berechtigt, daß hier in der Nähe noch ein anderer Schlupfwinkel sich

finden lassen müsse, der den Obdachsuchenden besser vor dem Wetter verberge als die Nische vor der Schabacherin verschlossener Thüre.

Mochte die Alte die Gedanken von des Fremdlings Stirn lesen, mochte ihre Klugheit andere Zumuthung abwarten, sie blieb ruhig stehen, ließ sich betrachten, schmunzelte und senkte dabei nur allmähig das linke Ohr immer tiefer.

„Wer wohnt denn da drüben in dem Holzhäuserl?“ fragte Obilo, nach dem Orte zurückweisend, von welchem er kam.

„Die Schabacherin,“ antwortete das alte Weib, und ihr Schmunzeln ward zum Grinsen. Das linke Ohr lag schon fast in einer Linie unter den beiden Augen, so schief stellte sie den Kopf.

„Das ist eine abscheuliche Person!“ rief Zener.

„Ei beileib! Die gute Stund' selbst! Und so fromm!“

„Fromm? Und läßt ihren Nebenmenschen bei solch einem Hundewetter nicht zur Thüre herein.“

Die braune Bettel muthete das heiter an. Man konnte nicht recht sagen, ob sie hüstelte oder lachte. Aber nachdem sie eine Weile sich geschüttelt hatte, sagte sie ernsthaften Angesichts: „Mein Gott, sie ist halt gar so schreckhaft. Müßt nit fluchen, ihr nix Böses wünschen, der frommen Frau. Wir sind allesammt Sünder, und wenn sie auch gar so furchtsam, sie ist doch recht gut und fromm, die Schabacherin.“

„Furchtsam!“ versetzte der Gebildete barsch. „Sehe ich aus wie Einer, der die Wurst aus dem Rauchfang oder gar die Gulden aus der Truhe stiehlt.“

„Aber gnädiger Herr! Wo denken Sie hin!“ beeilte sich knigend die Bäuerin zu versichern. „Aber, aber“ . . . Sie stodte und sah zu Boden, wo sie verlegen mit dem Bergstock auf einem Felsstücke herumtrakte.

„Was für ein Aber ist dabei, Frau Mutter?“ sagte der Arzt.

Und die Alte versetzte: „Ich mein' nur, es könnten Einem nicht bloß Wurst und Gewand und ein paar lumpige Gulden gestohlen werden. . .“

„Sie meint doch nicht? Ist die Schabacherin so jung und schön?“

Obiso mußte der Seltsamen ins Gesicht lachen.

Diese jedoch blieb ernsthaft und erwiderte: „Nein, so mein' ich's nicht. Die arme Bäuerin hat nichts im Rauchfang hängen und nichts in der Schubladen liegen, das der Sünde des Wegnehmens verlohnen möcht! Auch die Schönheit plagt sie lang nicht mehr. Allein der Mensch hat noch ein theureres Gut als Reichthum, Schönheit und Jugend. Das theuerste Gut, was der Mensch hat, ist sein Glauben. Aber das wollen die Leute nicht allerorten Wort haben. Die Fremden gar kennt man von den schlimmsten Seiten. Manch' einem haben die seinen Glauben und damit sein Seelenheil gestohlen. Und darum haben die Leute, die sich schwach fühlen im Gewissen, ganz recht, wenn sie sich vor den Fremden in Acht nehmen und lieber die Thür gar nicht aufmachen, wenn einer draußen klopft, den man nicht kennt.“

Die Alte hielt jetzt den Kopf ganz gerade. Sie hatte sich in Hitze geredet, ob sie schon ihren Sermon ohne Fehler, fast in reinem Schriftdeutsch und überhaupt nicht anders wie eine answendig gelernte Sache vorgebracht hatte.

„Zum Glück denken nicht alle Leute so im schönen Land Tirol!“ rief der Fremde.

„Zum Unglück!“ antwortete die Frau und zog ihre Brauen finster über der Stirn zusammen.

„Na ich denke mir, Ihr z. B. seid so fest im Glauben, daß Ihr festlich mit Kettern, Juden und Heiden unter Einem

Nach haufen dürftet, ohne an Eurer armen Seele Schaden zu leiden.“

„Wohl, wohl!“ lautete die Antwort. Des Spötters Lob schien der Frommen doch zu schmeicheln.

Und wie dieser sie lächeln, den Himmel aber sich mit neuen Wolken bedecken sah, hielt er's für Zeit, die Kundige zu fragen, was denn ein unschuldiger Fremdling hier oben aufsaugen sollte, dem die fromme Schabacherin keinen Einlaß gewährte, der aber trotzdem nicht zu Schanden geregnet und in dieser Winternacht nicht vom freien Himmel allein zugedeckt werden möchte.

Die Gottselige merkte wohl, was der Fremde noch außerdem damit andeuten wollte, daß er den Armel ihrer Bodenschoppe mit den Fingern besühlte. Dieselbe war kaum feucht.

„Ja, unser einer kriecht leicht unter. Für den ist bald was gut. . . Wo wollen der Herr denn heut' noch hin?“

„Nach'm Badl hinauf!“

„Heut' noch!!“ Sie maß ihn vom Kopf bis zum Fuß und schien trotz seiner Größe und Stärke, trotz des kühnen Ausdrucks in seinem Antlitz und trotz der spizen Nägel an seinen Schuhsohlen wenig Zutrauen in die Ausföhrung seines Vorhabens zu setzen.

„Kennen Euer Gnaden den Weg genau?“

„Ist er denn schwer zu finden?“

„Gar nicht zu finden ist er!“

Sie wandte sich, ohne eine Antwort abzuwarten, um und ging gegen das Haus der Schabacherin. Aber schon nach zwei Schritten hielt sie inne und schüttelte den Kopf, wie wenn sie sagen wollte: die thut's doch nicht! Dann winkte sie dem Fremden und schlug mit ihm den Weg ein, welchen sie hergekommen war.

„Steiget Ihr auch nach dem Badl?“ fragte der Doctor.

„Bewahre Gott! Geben der Herr das

für heute nur auf. Aber eine Viertelstund' weit oben ist ein Heustadel, wo man in Gottes heiligem Namen trocken sitzen und auch schlafen kann über Nacht. Morgen ist auch noch ein Tag, und in der ersten Früh' steigt sich's leichter."

Der vergnügungsfüchtige Tourist entpörte sich nicht wenig, daß er also seine kostbare Zeit verlieren und sich noch bei helllichtem Tag schlafen legen sollte und nicht einmal in ein ordentliches Bett.

Aber den Aufbrauenden beschwichtigte das Bauernweib mit einem Wink gegen den Himmel, an welchem sich allerdings eine Wiederholung des Unwetters vorzubereiten schien. „Halb so wild, thut's auch!" sagte sie. „Auf dem besten Weg küm' Einer heut' nicht weit."

Sie schritt, ohne fürder auf den Fremden zu hören, voran, bis sie, um einen Felsblock biegend, unter den ersten Tannen des Waldes eine kleine Blockhütte sahen. Das gebräunte Häuschen ohne Schlot und Fenster schien dem Verurtheilten gar nicht einladend. Allein noch eh' er seinem Unmuth Worte gab, kaum daß sie des Schlupfwinkels waren ansichtig geworden, kaum daß sich die Alte noch die Mähe genommen hatte, die Hand mit dem Stod weisend auszustrecken, hatte sie sich auch schon umgewandt und war mit einem landesüblichen „Gelobt sei Jesus Christus!" von dem Fremden geschieden.

Dieser lehnte sich, nicht ganz ungenügend lächelnd, an einen jungen Tannenbaum. Eine Handvoll dicker Regentropfen, die der nachgiebige Ast von seinen Zweigen auf ihn niederwarf, gab ihm mit der Mahnung an ausgestandenes Ungemach seine gute Vanne wieder.

Und also fröhlicher, als er gedacht, schickte er sich ins Nothwendige und musterte seine neue Wohnung. Der Augenschein war bald genommen. Als er darnach neuerdings verdrücklich werden

wollte, ließ just eine neue Wolke ihren Regen über den Wald fallen. Wie Obilo die Güsse so regelrecht auf's Dach trommeln, die Bäume im Walde knacken und den Donner in den Schluchten poltern hörte, war er doch herzlich froh, in Troden zu sitzen. Die alte Hege erschien ihm nun wie eine gütige Fee, die nur um ihre Uneigennützigkeit zu behaupten, keine verlockendere Leibesgestalt angenommen hätte.

Selbst als eine noch mächtigere Fee, die Langeweile, bei ihm einkehrte, konnte sie nicht ganz die dankbaren Gedanken gegen die bärbeißige Tirolerin verdrängen. Er half sich, so gut es ging; er zog Zoppe und Schuhe aus und stellte sie zum Trocknen gerecht. Er sah nach, was er für Notizen in seiner Brieftasche stehen hatte. Und als er fand, daß dieser nicht viel waren und ihm noch weniger sagten, setzte er sich breit in einen Heuhaufen, faltete die Hände über den Knien, drehte die Daumen über einander, sah zur Abwechslung aufmerksam dem Regen zu und machte gute Miene zum bösen Spiel.

Endlich schlief er gar ein. Als er erwachte, war die Sonne just untergegangen. Rothe Streifen glühten noch am Himmel, einzelne Tropfen klatzten noch von den Bäumen ins Gras, und durch die Halde strich jener gesteigerte Wohlgeruch, den die Waldböde nach einem Gewitter so wunderbar aushaucht.

Jeden Anderen und auch unseren Heilskünstler überall anderswo hätte die Herrlichkeit, die sich seinen Sinnen darbot, entzückt. Er aber fühlte vor Allem nur das Unbehagen des Gefangenen, und da er eben auch geschlafen hatte, so wußte er schlechterdings nicht, womit er die nächsten Stunden hinbringen sollte.

Sein Verdruss steigerte sich zum Zorn, als er, seine einsältige Lage nach allen Seiten durchdenkend, in dieser nothge-

drungenen Zeitvergeudung keinen Sinn, keinen Zweck und Niemandes Vortheil erkannte. Wäre das dumme Unwetter nur um drei Stunden später ausgebrochen, so hätte er das Ziel seiner Reise noch mit halbnasser Haut erreicht; er wüßte jetzt bereits, wie er mit seinen Zukunftsplänen daran sei, und wäre an diesem schönen Abend bereits vollaus mit nützlichen Vermessungen, Berechnungen und Besprechungen beschäftigt.

So saß er unnütz da, in gleichgültigem Heu, hielt Maulaffen feil und haberte mit seinem Schicksal.

Es ward ihm dabei ordentlich unwohl. Er hatte seine Wissenschaft nicht von Nöthen, um sich zu erklären, daß dies vom Hunger käme. Er hatte seit dem Vormittage nichts zu sich genommen, und die scharfe Lust, das viele Steigen und Rennen, der Aerger und die Längeweile hatten ihm ganz außerordentlichen Appetit bereitet.

Zum Glück hatte er etwas Mundvorrath im Sack. Der bestand aber nur in einem Restchen kalten Fleisches. Die paar Bissen verschwanden, ohne sonderliche Wirkung zu üben.

Er saß vor der Luke des Henschobers und wollte eben sein Gemüth mit einem überlauten vehementen Fluch erleichtern, als er unter den Bäumen ein Kind auf die Hütte zukommen sah.

Es war ein kleines Mädchen, flachshaarig, barfuß und nur nothdürftig bekleidet. Es schlenderte zögernd auf ihn zu und wendete doch halb furchtsam, halb neugierig die Augen nicht von ihm ab. Große blaugraue Augen unter blonden Wimpern; ältere Augen, die dem kleinen Ding gar nicht von Rechtswegen zu gehören schienen. Und ein besonderer Glanz war darin, der den Arzt eigenthümlich auf das Kind aufmerksam machte, auch da es noch nicht nahe vor ihm stand.

Fünf Schritte weit von der Hütte schien der Muth oder die Kraft der Kleinen erschöpft. Sie setzte sich auf einen Stein und schlug zum ersten Mal die Augen zu Boden. Sie machte sich mit einem Gegenstande, den sie verhüllt unter der blauen Schürze trug, zu schaffen und schien beim Athmen Beschwerde zu empfinden.

„Nun, nun!“ rief der Fremde, „du dort drüben! fürchtest du dich, weil du nicht herankommst?“

Das Kind hob wieder die Wimpern hoch und schüttelte verneinend den Kopf. Es wartete aber doch noch einige Minuten, bis es sich erhob, und gab so dem Manne Gelegenheit, ihre vermeintliche Furcht zu besprechen und seine gute Meinung gegen Kinder im Allgemeinen und das anwesende insbesondere wiederholt zu bezeugen.

Dann half sie sich mit dem freien Arm empor und schritt langsam aber lächelnd auf den Wartenben zu.

Der freute sich nicht wenig, in seiner Verlassenheit wenigstens die Ansprache eines Kindes zu finden.

„Na, grüß dich Gott, gutes Weib! Wo kommst denn du daher? . . . hast noch weit nach Haus? . . . wie alt bist denn? . . . wie heißt denn dein Vater?“ . . .

Das Kind fand auf alle diese Fragen noch keine Antwort. Es sah den Fremdling nur immer mit den großen Augen an und schien sich so erst allmählig an die gute Gesellschaft gewöhnen zu wollen, bis ihr in der Verlegenheit auch die anderen Sinne wieder Dienste thaten. Daneben schien sie der Gegenstand, den man ihr in die Schürze gewickelt, nicht wenig zu beschäftigen.

Auch der Fremde bemerkte das und sagte: „Was hast denn in deinem Fürtuch? Magst es nicht zeigen?“

Sie nickte heftig. Eine flüchtige Röthe

stieg in die blassen Wangen, und mit hastig klaubenden Fingern drehte sie das blaue Tuch auf, bis sie dem Staunenden ein großes Stück Brot und eine kleine Flasche mit Milch darbiehen konnte.

„Was? das ist doch nicht für mich?“

„Ja, der Herr soll das in Gottes Namen nehmen. Wir haben nichts Anderes.“

Es war eine laute klare Kinderstimme, die nun diese ersten Worte sprach. Auch diese Stimme paßte nicht zu der kümmerlichen, dürftigen Erscheinung des armen Dings. Aber auch sie erregte in ihrem schönen zitternden Klang die Aufmerksamkeit Obilo's, der nun mit der einen Hand Brot und Milch in Empfang nahm und mit der anderen die Wangen der kleinen Gastgeberin streichelte.

„Wie komm' ich denn zu der Ehre?“ sprach er lächelnd.

„Meine Mutter schickt's zum Essen,“ war die Antwort.

„Ist deine Mutter die alte Frau mit dem großen Hut und den vielen Kreuzeln drauf?“

Das Kind verneinte das mit Kopfschütteln und sah ihn, der so fragen konnte, noch verwunderter an als vorher.

„Wer ist denn deine Mutter?“

„Die Schabacherin!“ versetzte die Kleine mit einem Tone der Selbstverständlichkeit, der wohl andeutete, daß sie das noch keinem Menschen hatte zu versichern brauchen.

Den Fremdling überraschte diese Mittheilung sichtlich. Und überraschend war es immerhin, daß das Weib, welches den Tiefenden unbarmherzig hatte im Regen ausgesperrt und ihn lieber zu Wasser verrinnen ließ, als daß sie Einem, der vielleicht nicht ganz ihres allein seligmachenden Glaubens war, die Thüre öffnete, daß dasselbe Weib ihren Zmbiß mit ihm theilte; und das Ueberraschendste dabei noch, daß sie, die um ihr Seelen-

heil so aus der Maßen besorgt war, für ihr eigen Kind keine Besorgniß zu hegen schien und es unbedenklich dem Anhang des Keizers entgegen schickte.

Wahrscheinlich glaubte sie, daß die Unschuld keine Gefahr lief, oder daß dieser nicht als Sünde werde angerechnet werden, was doch den Wissenden verderben mußte.

Gleichviel, dem Hungrigen waren Milch und Brot sehr willkommen. Das Gebäck freilich war etwas grob und hart, aber es ließ sich aufweichen, und gediegenere Milch hatte der Mann, wie ihn dünkte, noch nie über die Lippen gebracht.

Das Mädchen sah ihm gar ernsthaft zu, wie er so fröhlich laute und schluckte. Er merkte es wohl, machte sich ob seiner Unhöflichkeit stillen Vorwurf und beistete sich dann, die Kleine einzuladen, mitzuhalten. Ohne Zweifel, daß sie wie alle Kinder und besonders alle Bauernkinder stets bereiten Hunger haben werde. Aber sie schüttelte wieder ablehnend das Haupt.

Das mißfiel dem Arzt. Ein Gedanke, der ihn nur zweimal so gestreift hatte, als er die Kleine hatte herankommen sehen, stellte sich jetzt neuerdings und deutlich ein. Er betrachtete die Schweigende aufmerksamer. Sie schien das zu merken und machte Anstalten fortzugehen.

„Fürchtest du dich?“

Die gewöhnliche Antwort erfolgte durch das schüttelnde Haupt.

„Nun sag', wie heißest du denn?“

„Barbara.“

„Das ist schön von dir . . . Und wie alt bist du?“

„Bald acht Jahre!“

„Hm.“ Der Fragende hatte nicht auf mehr als sechs gerathen, ob schon das Kind nicht eben im Wachsthum zurückgeblieben war. „Komm doch näher . . . ganz nahe . . . so und fürchte dich nicht! Ich mein' es gut mit dir und thue keinem Menschen Böses.“

Er griff nach des scheuen Wildlings Arm. Die Kleine zögerte aber nach aller Bauern Art, und weinerlich wich sie immer wieder aus und zurück. Doch nicht so weit, daß der Mann, dem endlich die Geduld riß, nicht aufstehend sie bei der Falte hätte fassen können.

„So, jetzt halt' einmal still!“ sagte der Arzt, der nun den Flüchtling am Handgelenk hatte und sein Ohr bald an dessen Rücken, bald an den Hals, bald an die Seite seines neuesten Patienten legte.

Die kleine Barbara wußte nicht, wie ihr geschah. So wunderbar war noch kein Mensch mit ihr umgegangen. Aber ob schon sie die Mutter beim Fortgehen mehrfach mit Weihwasser bekreuzt und ausdrücklich davor verwahrt hatte, dem Fremdling nicht näher zu gehen, als daß sie in seine ausgestreckte Hand Brot und Milch hinzustrecken vermöchte, so empfand sie doch gar keine Furcht in seiner Nähe und glaubte keinen Augenblick, daß er sie mit seinem räthselhaften Gebahren verhegen würde. Sie fühlte sich so jämmerlich in ihren armen Knochen, daß ihr instinctiv die Meinung kam, Einer, der sich so umständlich mit ihr befaßte, müßte ihr auch helfen.

„So, athme noch einmal und recht stark!“ sagte der Arzt . . . horchte und schüttelte den Kopf hinter dem Rücken des Kindes, das seine bedenkliche Miene nicht sah. „Friert es dich recht?“

Barbara nickte und suchte dabei die kurzen Lappen ihres Hemdchens vergeblich über die mageren Ellenbogen herabzuziehen.

„Und manchmal hast du recht heiß . . . bei der Nacht . . . auch am Tage, wenn die Sonne nicht sticht?“

Das Kind sah den Fragenden stannend an. Woher wußte der Mann denn das? Wenn sie der Mutter an kalten Tagen sagte, daß ihr heiß wäre, und an warmen,

daß sie fröre, so schalt diese sie verrückt, und wenn es nur Schimpfworte, nicht auch Schläge dafür gab, so stand Sonntag im Kalender. Da sagte sie denn nie mehr etwas . . . Und der wußte das, ohne daß man sich gemerkt, und er schalt sie nicht denn, sondern strich ihr mittheilend über die Haare und sah sie mit so guten Augen an und nannte sie ein armes Kind.

Sie mußte weinen und wußte doch nicht recht warum. Recht bitterlich weinen. Dabei kam auch wieder der Frost über sie, daß es sie in den Armen, die der Fremdling theilnehmend über ihr schloß, nur so schüttelte.

Er hatte seine Koppe abgenommen und der Kleinen um die Schultern gehängt. Jetzt wickelte er sie ganz und gar darein, hob sie auf seinen Schoß und hieß sie, die immer heftiger weinte, guten Muthes und recht vernünftig sein. Und nachdem er sich noch einmal durch freundliche Frage vergewissert, daß sie in demselben Hause hinter dem Felsen daheim sei, welches sich vor etlichen Stunden so hartnäckig vor ihm verschlossen hatte, nahm er sie auf seine Arme und schritt mit dieser leichten Last den Weg zur Schabacherin zurück.

„Was es doch für Menschen giebt!“ sagte er im Gehen so vor sich hin.

Das Kind begriff nicht, was er damit sagen wollte. Es kamen ihm wohl allerhand Gedanken, daß die Mutter schelten, daß sie den Fremdling nicht einlassen und ihren unschuldigen Ungehorsam mit Hieben bestrafen werde. Aber alle die Einfälle huschten nur so an Barbara vorüber; keiner ward ihr recht klar, und wären sie's auch geworden, gehen hätte sie jetzt doch nicht können, das fühlte sie deutlicher als alles Andere. Die Weichen waren ihr wie abgefaßt. Sie wäre dann eben wieder einmal liegen geblieben, wie es in jüngsten Tagen, war's im Gras, war's auf der Ofenbank, mehr als

einmal vorgekommen war. Daß Einer sie auf den Armen trug, das war ihr Gott weiß wie lange nicht mehr geschehen. Und that doch so gut! Jetzt, meinte sie gewiß, jetzt würde ihr geholfen werden. So war das kleine Herz voller Angst und voller Zuversicht auf einmal.

Im Herzen des Mannes, der sonst sein Selbstvertrauen so wenig unter den Scheffel stellte, daß ihn selbst seine besten Freunde einen aufgeblasenen Patron nannten, war in diesem Augenblick die Angst weit vorlauter als die Zuversicht.

Zwar daß die Schabacherin ihm nunmehr nicht die Thür verschließen würde, wenn er ihr begreiflich machte, daß ihr Kind — ihr einziges Kind schwer krank war, daß dieses theure kleine Leben nur noch an einem Haare hing, daran zweifelte er keinen Augenblick. Aber der Gedanke, daß hier wohl alle Kunst und Wissenschaft — auch die feinste, wovor er doch soviel Hochachtung hegte — schon zu kurz käme, der drückte ihm schwer aufs Herz. Und er hatte doch so manchen Kranken den letzten Seufzer in seine Rissen hauchen sehen, ohne viel mehr als eine flüchtige Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu empfinden. Aber hier oben in dieser Vergewildniß erschien ihm dieses Kind, welches gar keine Ahnung davon zu haben schien, daß es krank sei, noch viel bedauernswerther als je ein anderer Kranker. Und wie sich in diesem einen Armen die Hüfllosigkeit und Verlassenheit der Menschheit ihm so recht deutlich vor Augen stellte, nahm er sich im Stillen vor, auch die anderen Brüder dort drunten mit theilnehmenderen Augen zu betrachten als bisher.

Also schritt er hastig dahin. Schon von ferne sah er vor der Thür der Schabacherin zwei weibliche Gestalten hocken. Dieselben waren in so eifriges Gespräch vertieft, daß sie sein Herannahen noch lange nicht merkten.

Auch er achtete noch nicht auf jene. Er sah ins Abendroth, das hinter den blauen Fernen emporschimmerte. Ueber ihm glänzten die höchsten Bergspitzen noch, wie wenn sie aus Sonnenschein gewobene Kronen trügen, und doch stand schon der Abendstern funkelnd am Himmel. Jeder Baum, an dem der Mann vorüberging, ließ blanke Tropfen auf das Kind in seinen Armen niederregnen; oder waren es Thränen des Mitleids, welche die Natur dem Kranken spendete? Und sollte der Mensch dem Menschen Mitleid verjagen!

* *

Während der Arzt sein Obdach unter dem Dach des Heuschobers gesucht und gefunden, während er dort geflücht, geschlafen und philosophirt und endlich die Bekanntschaft der kleinen Barbara gemacht hatte, war die Wegweiserin mit bekränztem Stab und Hut vor der Schabacherin Thür gegangen und, da diese ihr nicht wie dem Fremdling verschlossen geblieben, in ein merkwürdiges Gespräch mit der wunderlichen Freundin gerathen.

„Stodklausnerin, Gott segn's dir, daß du heut kommst! Und gar bei dem Wetter! Mir drückt's heut schier wieder das Herz ab, und ich weiß mir nit aus und nit ein!“

„Wohl, wohl, arme Seel! Gott hilft allemal. Laß nur den Rosenkranz nit aus. Auf wieviel Vaterunser und englische Grüß' hast's denn bracht in der Wochen? Red' nur. Es wird dir nachher schon leichter!“

Die Aufforderung zum Reden ward denn nun von der Wittwe Schabacher aufs reichlichste beantwortet. Aber trotz aller Ausführlichkeit und Wortvergeudung wäre Keiner, der sie und ihr Schicksal nicht schon kannte, daraus klug geworden. Ein Stammeln und Abbrechen, ein ewiges Wiederholen und doch nicht Vollenden des

bereits Gesagten, Thränen, Seufzer und Ausrufe, so ging es oft Stundenlang fort, als wäre diese Weise, sich zu äußern, eine Entschädigung für das lange Schweigen in der Einsamkeit und Vergewildniß.

Die Stocklausnerin beschränkte sich auch nicht bloß auf geduldiges Zuhören. So wie die Andere vor Schluchzen nicht mehr weiter konnte, fing Jene zu reden an. Sie that das in gar festem und bestimmtem Tone; es klang ganz so, wie die Priester reden, wenn sie den Beichtkindern eine schließliche Ermahnung mit auf den Weg geben, und kam deutlich aus einem überlegenen rathgewohnten Verstande. Da aber dieser der armen Sünderin auch nichts Neues mehr mitzutheilen hatte, so war das, was die Stocklausnerin vorbrachte, auch nicht viel Anderes als abgebrochene Sätze, einzelne Worte, Seufzer und Ausrufungen verschiedener Heiligen.

Und doch hatte die Schabacherin diesen Besuch ersehnt und fürchtete sich vor der Minute, wann die Stocklausnerin sie wieder verlassen würde.

Hätte diese sich bereden lassen, ihres Lebens Rest bei Jener zu bleiben, kein Opfer wäre der Schabacherin zu groß gewesen. Barbara's Mutter war nicht gerade arm. Sie saß auf dem ererbten Hänschen schon lange Jahre, und wie die Vorfahren in besseren Zeiten brachte sie sich auch jetzt noch mit des Lebens Nothdurft durch. Ein Magen mehr unterm Dach hätte sie nicht arm gegessen, um so weniger, wenn dabei ein Paar so rüstiger Fäuste wie die der Stocklausnerin mitarbeiteten.

Ja die Stocklausnerin, das war ein Weib! Schade nur, daß sie ein Weib geworden war! Als Mann hätte sie predigen gelernt und hätte es mindestens zum Erzbischof gebracht. So schossen ihre Gaben fast nutzlos ins Krant. Wenn sie eine arme Sünderin durch guten Rath

und Gespräch ein bißchen aufrichtete, wenn sie den Einödbauern und den Kranken, die nicht wallfahrten gehen können, geweihte Rosenkränze, Heiligenbilder und frisch Weihwasser aus der Stadt brachte und durch kräftige Fürsprach ein' und andere Seele aus dem Fegfeuer losbetete — das war Alles, was sie in ihrem Laienstande leisten durfte. Und sollte man's für möglich halten, obwohl das nur lauter gute, ja wünschenswerthe Berrichtungen waren, stand sie mit dem Pfarrer drunten in Sanct Agatha herzlich schlecht. Er hatte sie gar einmal einen unruhigen Schwarmgeist gescholten und ein andermal ihr im Beichtstuhl die Absolution verweigert. Freilich es gab zum Glück noch Einsichtige, die sie nicht verkannten; ein anderer Gewissensrath, den sie sich ausgesucht, hatte ihr Thun und Treiben nur löblich und gottwohlgefällig erachtet und nichts Tadelnswerthes, geschweige gar etwas Unverzeihliches an ihr gefunden. Es mußte ja nicht gerade in Sanct Agatha sein, daß sie in den Beichtstuhl kniete. Die Kirche kam ihr nun ohnehin fast wie entweicht vor, und es wollte sie bedünken, wäre sie ein Mann geworden und der Pfarrer von Sanct Agathen müßte i hr zu beichten kommen, er sollte von rechtswegen wohl schlechter bestehen als sie vor ihm.

Wahrlich, sie konnte eines solchen Mannes Meinung verschmerzen. Es gab im Thal und auf den Bergen noch Leute genug, die sie als eine Trösterin in der Noth, ja schier wie eine Heilige verehrten. So freilich wie die Schabacherin trieb's keine mit ihr. Wenn die nur sicher gewesen wäre, die Stocklausnerin in ihrer Sterbestunde neben sich zu haben, das wäre noch ein Trost gewesen! Aber die ließ sich nicht festhalten.

Trotz aller Heiligkeit war diese eine Vagabundennatur, die sich nirgend festhaft machen wollte. Ihr war nur wohl, wenn

sie zwischen Berg und Thal was hin- und herzutragen hatte und von einem Be- trübten zum andern wanderte.

Zu der Schabacherin kam sie ihres Be- dünkens ohnehin oft genug, besonders im Sommer. Im Winter freilich hatte das seine Mühseligkeiten, die über Alter und Kräfte der sonst so gutwilligen Helferin gingen.

Daß die Schabacherin Trost und Hülf- rede nur gar so nöthig hatte! Man sollt' es gar nicht glauben, wenn man die schwachmüthige, blaßhängige, niedergebückte Frau so dastehen und die mageren Hände in den Schoß hängen sieht, daß sie so was Schweres auf dem Gewissen trüge.

Der Pfarrer von Sanct Agatha, zu dessen Sprengel das Haus auf dem Berge noch gehörte, war auch nicht der Meinung gewesen, daß sie sich so ganz und gar zer- knirschend und an des Allmächtigen Gnade verzweifeln dürfte. Aber das war schon so einer, zu dem man keine rechte Zuver- sicht behalten konnte; die Stocklausnerin sagte das auch, und die verstand sich auf all dergleichen am besten.

Zwar hatte der Pfarrer der Schaba- cherin reichliche Bußen auferlegt und ihr das Gewissen windekeich geredet. Ja- wohl, das erste Mal! Aber wie sie nach- her immer wieder gekommen ist mit der alten Anklage und sich gar nicht zufrieden hat geben wollen, da ist er ordentlich zornig geworden — Soll ein Geistlicher in Zorn gerathen? Niemals! sagt die Stock- lausnerin — Und was hat ihr der nicht Alles zugerufen! Sündhaft wär's, also an Gott verzweifeln, und ein Aberglaube wär's, kein frommer Glaube, der ihr das Herz so schwer machte!

Wenn du dich mit deinem Eheherrn verzürst — hat der Pfarrer gesagt — und du ihm zuruffst, sobald er vom Wirths- hausgehen nit lassen wolle, dann solle er lieber gar nicht mehr nach Hans kommen, so ist das sündhaft und unchristlich gegen

den Gespons, welchen man mit Güte und Liebe zu seiner Pflicht zurückführen, nicht durch Zorn und Eifern aufbringen und im Troß bestärken soll. Ja wohl, nicht durch Eifern! Das ist das rechte Wort. Denn wegen dem Wirthshaus an sich ist der gute Frau nicht so grimmig zu Sinn geworden. An allerhand trinkbare Sachen war Freund Schabacher schon von klein auf gewöhnt worden. Man ist ja nicht umsonst eines Weinbauern Sohn. Er hat sich ja nur ihr zu Lieb' oben auf dem Berg, in ihrem Erbhäuschen festgesetzt. So oft's anging, war er ohne- dem unten, wo die Reben sich noch ziehen lassen. Aber, wie gesagt, Reben und Rebenjaft, die machten der Frau keine Sorgen. Ins Wirthshaus war er schon nach dem ersten Jahr öfter als einmal in der Wochen hinuntergestiegen. Allein zum alten Wirthshaus gehörte auch eine alte Wirthin. Seit die neue Wirthin, die junge mit den blonden Zöpfen, rund um den Kopf gesteckt, und den braunen Augen, die allweil rund in der Stube umgingen, da war, seitdem hatte die Schabacherin auf einmal ein Grausen daran gesehen. Und merkwürdig, seitdem gerade fand es der verdrehte Schabacher erst recht ge- müthlich dort.

Mein Gott, die Wittve will jetzt selber die Hand ins Feuer legen, daß damals nichts Schlimmes dabei war. Hätte sie ihn durch Reifen und Spötteln das Heim nicht verleidet, er hätte sich vielleicht gar nicht so oft von dem grünen Zeiger hinab- winken lassen. So that er's aus Aerger erst recht und bald aus Gewohnheit. Ja wohl, und wenn man schon ins Wirths- haus geht, man muß doch was dort leisten.

Des Guten wird freilich bald zu viel! Und die zänklische, aber sittenstrenge und ordentliche Hausfrau war so gar im Un- recht nicht, wenn sie, da es einmal arg geworden war, dem Schlemmer zurief: „Haus oder Wirthshaus!“ Aber daß sie

es so garstig ausdrückte: „Wenn du das Gefindel drunten nicht lassen kannst, so komm' lieber gar nicht wieder zu Weib und Kind!“ das war nicht recht, das hätte sie nimmer jagen sollen.

Sie hatte es ihm zwar nur so nachgerufen auf den Weg. Sie hätte gern geglaubt, er kommt' es nicht mehr hören. Aber gut war ihre Meinung an jenem Abend nicht gewesen. Nein, schon ganz ungut! Sie sieht sich noch heute vor dem Schlafengehen auf dem Boden knien. Sie hat eben für sich gebetet und für die Mutter, die damals noch gelebt hat, hinten im Ausgebirg, und für das Kind da neben ihr in der Wiegen, das vor einem Jahr geboren worden war. Und darauf sagt sie noch ein Vaterunser für Den und ein anderes für Jenen in der Freundschaft, weil Jener krank ist oder Dieser sonst Hülfe braucht. Und immer giebt ihr das Gewissen einen Stoß und mahnt: Betest nun noch nicht für deinen Mann, daß er gut heimkommt und keinen Schaden an Leib oder Seele nimmt auf dem öden Weg den Berg herauf bei der Nacht?!

Aber nein, es sieht ihr wie eine Klammer im Nacken. Sie mag nicht, sie thut's nicht. Er soll für sich selber beten, wenn er's nöthig hat. Und wenn sie ihm vor ein paar Stunden gesagt hat, daß er gar nicht wiederzukommen braucht, wenn's ihm drunten besser gefällt, so kann sie doch jetzt nicht beten, daß er auf alle Fälle gut heimkommen soll! Da hätte sie ja „keinen Charakter“.

Hat sie ihn denn nicht mehr lieb? Ach, wenn das nicht wäre, da mücht' er ja leicht bei allen Wirthinnen im Land Tirol herumgehn, ohne daß sie ein Wort dazu sagte. Sie schaut in die Wiege hinüber und fängt an zu weinen.

Und weinend schläft sie ein — ohne für den Vater ihres Kindes gebetet zu haben. So ist sie noch nie eingeschlafen.

Und so läßt sie's auch heute nicht lange schlafen.

Sie sitzt im Bett auf, horcht dem Ruck zu, der von der Wand ruft, und glaubt allemal, sie hätte sich verzählt, soviel könnt's doch noch nicht an der Zeit sein.

Wär' es denn möglich, daß er Ernst machte, ein gestandener Mann wie der Schabacher, und wirklich gar nicht mehr heimkäme, weil — weil ihm die andere lieber wäre, die im Wirthshaus?

Jetzt leidet sie's nimmer im Bett. Früh vor Tag ist sie in die Schuhe gesprungen und weit bergab gelaufen und hat immer ihren Mann beim Namen gerufen und hat nie eine Antwort gehört, außer dort, wo der Widerhall von der Felswand klingt. Sie kennt die Stellen alle. Und wo sie ein Echo weiß, da ruft sie nun gar nicht mehr. Denn die todte hohle sinnlose Antwort will sie nicht, sondern eine andere von seiner Stimme.

Muß er denn nicht jeden Augenblick um einen Felsblock oder einen Baum biegen und sagen: Gest, jetzt suchst mich mit Herzweh! Na, da bin ich, und jetzt laß es gut sein und wir wollen uns sein vertragen!

Aber nein, es kommt ihr nichts entgegen.

Sie hat es gar nicht gemerkt, wie weit sie gegangen ist. Erst jetzt sieht sie's, und das Blut steigt ihr brennend heiß in die Wangen. Sie steht in Sanct Agatha vor der Wirthshaus Thür.

Sie muß laut aufseufzen. Wie oft ist er über die verhezte Schwelle getreten! Aber sie bemerkt sich nicht lange. Da tritt sie selber ein.

„Wirthin, grüß dich Gott! Ist mein Mann nicht da? Sag! Ich brauch' ihn nothwendig!“

„Dein Mann? der Schabacher?“ antwortet die blonde Schöne und schaut mit ihren Neugaugen ordentlich verwundert vom Spiurrad auf. „Ja meinst denn, daß

der schon in aller Fröh' ins Wirthshaus geht?"

„Das jaßt war bis heut' nicht seine Art,“ versetzt die Schabacherin noch mit dem gehörigen Stolz in Haltung wie in Stimme. Wie sie aber merkt, daß die Andere sie gar nicht versteht, ... sie doch ein bißchen kleinlauter hinzusetzen. „Er ist nämlich seit gestern nicht heimgekommen.“

„Was!“ schreit die Wirthin laut auf, und ihr schönes Gesicht zieht der jähe Schrecken in die Länge, daß es der Schabacherin erst recht himmelaugt wird, als wäre die Sorg' auf dem weiten bogen Weg bisher nur ein lustig Kinderpiel gewesen.

„Dein Mann,“ sagt jetzt die Wirthin, dicht vor der Schabacherin stehen bleibend und ihr die braunen Augen fest ins Gesicht heftend, „dein armer Mann ist gestern keine halbe Stund' in der Wirthsstube gegessen. Vor dem Ave-Maria-Läuten ist er wieder fort. Er ist schlimm ausgelegt gewesen und hat Jeden barsch angesprochen. Mein Mann und ihrer etliche haben ihn bereden und zurückhalten wollen, aber er hat sich nur noch auf ein Glasel mehr eingelassen. Das hinuntergeschüttet, ist er davon. Den alten Weg den Berg hinauf. Weißt du's denn auch gewiß, daß er nicht heimgekommen ist?“

Die Wirthin hat gut fragen, die Schabacherin weiß nichts mehr zu antworten. Die Rede bleibt ihr aus. Sie denkt auch nichts. Es ist, wie wenn ein Schlag über ihre kurze Stirn gefallen wäre. Und erst nachdem der Schwindel sich verzogen hat, kann sie sich wieder rühren und die Zunge brauchen. „Jesus Maria und Joseph! Da ist ein Unglück geschehen!“ Das ist das Erste und ist Alles, was sie herausbringt.

„Weinst!“ sagt die Wirthin und steht wieder dicht vor ihr da und schaut ihr böß ins Gesicht, wie der Erzengel in der

Pfarrkirche, der den Luzifer unter seinen Fuß treten will.

Im nächsten Augenblick sind beide Weiber im Freien und noch andere Leute auch. Der Wirth, ein paar Knechte, ein paar Freunde eilen nach. Die Schabacherin Allen voraus, bald allein.

Wie sie so in den Bergwald hinaufrennt, kommt ihr der Einfall: der Bauer hat ja den Spiz bei sich, den Azort, den braven Hund. Wenn ein Unglück geschehen wäre, das Vieh wäre doch heimgekommen!

In dieser Ueberlegung findet sie Trost. Der alte Hund ist so zuverlässig. Sein Herr wird sich den Unmuth in der Nacht vergangen haben. Kommt sie nur erst wieder heim, findet sie den Schabacher auf der Schwelle sitzen, das Holzpfeisichen im listigen Munde, das lachende Kind auf seinen Knien und den struppigen Spiz ihm zu Füßen.

Es kann nicht anders sein. Das macht das Herz ihr leichter, so leicht, daß sie den Kopf in den Nacken legt und einen hellen Zuschrei in die Luft schickt, weil ihr die Freude wiedergekommen ist.

Armes Weib! Das war nicht die rechte Freude gewesen. Es hat nie wieder einen Zuschrei gethan.

Kaum daß der letzte aus dem Munde gefahren, erschrickt sie vor ihrer eigenen übermüthigen Stimme. Es war gerad', als hätte der Schrei kein Ende nehmen wollen. Sie macht den Mund zu, beißt die Zähne übereinander . . . der Schrei hallt noch immer nach. Ihr wird bang. Sie will sich schon die Ohren zupfassen, nun nicht immer wieder den wiedergeborenen Schrei zu hören. Da horcht sie genauer zu, und es will sie bedünken, das sei ja gar nicht mehr ihre Stimme, auch nicht der Widerhall mehr, der ihren Laut hin- und herwirft im Gebirge, sondern anderer Leute Ruf. Sie läuft unter die Bäume. Ja, ja, das Rufen wird immer deutlicher.

Und jetzt kann man auch eines Hundes Gebell dazwischen unterscheiden.

Das ist des alten Azorl schrilles Gebell, und darüber rufen sich Männerstimmen von ferne zu wie bei schwerer Arbeit. So rufen sie, wenn sie im Frühling die gefälltten Bäume in die Rinnsale der Bergwasser stoßen, die zu Ebnen geschwemmt werden sollen, und einer den andern vor den stürzenden Massen warnt. Und immer das Hundegebell dazwischen.

Jetzt läuft sie, was sie kann, durchs Farrenkraut, durch die Schonung, klettert geradewegs über die großen Steine, immer den rufenden Stimmen entgegen und dem Gebell.

Da steht sie am Rande der Schlucht und schaut hinab auf zahllose dunkle Wipfel, die in der Tiefe sich drängen und fortwährend mit den grünen Zweigen wackeln.

Noch sieht sie keinen Menschen. Aber da kommt drüben an der Wand, wo die Bäume dünner stehen, ein Mann zum Vorschein und gleich daneben ein zweiter und dritter. Der eine bückt sich, der andere auch. Sie ziehen ruckweise. Zuspruch und Aufmunterung schallt heftiger. Jetzt haben sie's ans der Höhlung, was sie haben wollen. Der eine springt zur leichteren Hülfe noch etwas tiefer und verschwindet so aus der Schabacherin Augen hinter der Wand. Gleich darauf taucht sein Kopf wieder auf, dann seine Schulter, jetzt sein Arm. Es liegt ihm etwas quer über den Armen. Das ist ein Mensch, oder es war doch einmal einer. Man sieht's an den Händen, die so schlenkernd niederhängen, wie jetzt die anderen ihn anfassen. Aber wo ist das Haupt? wo ist das Angesicht? Wird sie's erkennen auf diese Ferne?

Wozu auch noch die graufige Mühe? An den Helfern in der Schlucht springt nun etwas empor über den Steinen. Ein Hund. Man hört sein Gehen. Sie

erkennt's. Und sie sieht auch, daß das ihr Azorl ist.

Und die Leiche, die jene schleppen, die kennt sie nun auch ohne Angesicht — sie ist des Mannes, für den sie heute Nacht nicht hatte beten wollen.

Die Wittwe schreit laut auf. Sie will geradewegs hinunter in die Schlucht, den nächsten Weg über Stock und Stein, ob sie Hals und Beine dabei brechen müßte. Wenn sie erst bei ihm liegt, wo kann sie besser liegen!

Aber beim ersten Schritt halten sie zwei Arme fest, die sich von rückwärts um ihre Schultern schlingen. Sie widerstrebt gewaltsam. Da fühlt sie sich ins Gras gedrückt und niedergehalten, und über ihrem Angesicht erscheint das verhaßte Antlitz der schönen Wirthin wieder.

„Daß es an dem Einen genug sein und den! an dein Kind!“ jagt diese. „Es ist des Unglücks schon auch so nicht zu wenig! Gott sei uns armen Sündern gnädig!“ —

Was weiter zunächst geschehn, weiß die Schabacherin nicht mehr genau. Sie hat so hingelegt wie halb in Schlaf und halb in Schauer. Hiess es in die Kirche gehn, so war sie am Plaz, und hiess es auf den Gottesacker, so fehlte sie nicht. Aber was da angegeben wurde, kam ihr kaum halb zum Bewußtsein. Selbst als sie die Schaufeln über dem Grab arbeiten sah, war ihr nicht viel anders, als hätten die Todtengräber sie mit der Schaufel vor's Hirn geschlagen. Das wollte ausgeduldet sein, dann würde ihr wohl das Nachdenken wiederkommen.

Es kam auch wieder. Sie fand sich selber wieder an dem Marterkreuz, das man über der Schlucht angebracht hatte, just an der schroffsten Stelle, wo man vermuthete, daß der Schabacher hinabgefallen sei.

Hinabgefallen . . . wahrscheinlich im Ransch! sagten die Einen. Aber Andere widersprachen dem, denn der Schabacher

wäre nicht berauscht gewesen an jenem Abend und war kein Unbekannter auf dem Berg, der irre ging und den Fuß in die Luft setzte, wo er keinen Halt hatte. Auch war's ausgemachte Sache, daß die Trunkenen ihren eigenen Engel hätten, der sie beschützte. Bei denen hieß die Stelle „wo er sich mit Willen hinabgestürzt, weil ihm sein Weib das Leben und die Heimkehr verleidet hatte“.

Wenige glaubten daran, denn der Stammgast bei der schönen Wirthin hatte gar nie so ausgesehen wie einer, dem das Leben verleidet werden könnte. Sehr Wenige glaubten an solche Mähr. Aber unter den Wenigen war das arme Weib, das einen grünen Kranz aus Marterl gehtagen und allmählig ihre verlorenen Gedanken an dieser Unglücksstätte wiedergefunden hatte.

Es waren von Haus aus nicht allzuviel Gedanken gewesen, und jetzt sah einer dem anderen zum Verwechseln ähnlich. Ja sie schienen überhaupt nur darum zu der Armen zurückgekehrt zu sein, um sie zu peinigen und sie des Mordes anzuklagen, des gräßlichen Mordes an eigenen Gatten.

Es ist allemal sündhaft, einem Nebenmenschen das Gebet zu verweigern — hatte der Pfarrer von Sanct Agatha gesagt — aber noch weit sündhafter ist es, von dem allmächtigen Gott eine so heidnische Vorstellung zu haben, daß man denkt, er lohne und strafe, wie der Mensch in seiner Thorheit ihn darum bitte. Und noch unsinniger sei der Glaube, daß der gute Gott einen unschuldigen Menschen grausamen Todes sterben lasse, nur weil ein geringes Weib daheim für den Mann keinen Abendsegen habe beten mögen.

Recht herb und deutlich schalt der Pfarrer die Schabacherin aus, als sie immer und immer wieder mit derselben Selbstanklage sich aufdrängte. Daß sie

anderwärts vielleicht an ihres Gatten jähem Heimgang nicht ganz unschuldig wäre, das kam ihr nicht in die wenigen Gedanken, deren sie fähig war. Aber daß sie nicht hatte für ihn beten wollen, das und das allein war an Allem schuld. Und in diesem Sinn allein war sie seine Mörderin, mußte dafür gelten, und die Rathlosigkeit, wie diese Sünde des Mordes von ihr genommen werden sollte, erdrückte sie fast, und sie warf sich immer wieder vor dem Pfarrherrn auf die Kniee und bat um Bußen, um strengere Bußen. Was er ihr auch aufgegeben, that ihr nicht genug. Und wie konnte das auch sein, da er nicht an ihre Blutschuld glaubte und ihr dies Bewußtsein, das sie doch gleich einer höllischen Flamme unauslöschlich in der Seele brennen fühlte, durchaus verreden wollte.

Wie nun gar nichts half, weder Zuspruch noch Strafe, hieß sie der Pfarrer christlich an Pflicht und Arbeit gehen und ihm nicht wieder mit so sündhaften Gedanken anliegen.

Da war sie nun ganz trostlos, und in der Verzweiflung wäre die Hölle gewiß übermächtig in ihr geworden, wenn nicht gerade um dieselbe Zeit die Stodklausnerin sich ihrer erbarnt hätte.

Die hatte ja selbst vor kurzem ihr Hühnchen mit dem Pfarrer von Sanct Agatha zu pflücken gehabt. Derselbe geistliche Herr hatte es also keiner von beiden Frauen recht machen können. Der einen hatte er zu wenig, der anderen zu viel vergeben von ihren Sünden. Jeder von beiden würde er umgekehrt nach Gefallen gethan haben. Es war eben ein eigensinniger, ungeduldiger Mensch, der Pfarrer von Sanct Agatha, der sich in die Bauern nicht schickte und ihnen mit jedem dritten Wort ihr „schlimm Heidenthum“ vorwarf, wie er ihre mühsamen Gedanken nannte. Sie waren aber keine Heiden, wollten keine sein, hielten eher ihn für

einen solchen. In diesem Gefühl hatten sich die beiden Frauen gefunden.

War das nicht ein Erzheide, welcher die Macht der Fürsprache, des Gebetes seinen anbesohlenen Seelen anreden wollte?!

Die Stodklausnerin war von Anfang an der festen Ueberzeugung gewesen, daß nichts Anderes den armen Schabacher über den Felsen gestürzt hatte als seiner Frau boshafter Gedanke.

Und wollte sie's auch noch zugeben, daß jene dem Wirthshausläufer nicht geradezu Böses nachgewünscht hätte — sie lächelte immer gar verschmigt, wenn sich die Schabacherin wenigstens von dieser Sünde freisprechen wollte — es war schon genug, daß sie die Fürsprache an jenem Tag unterlassen hatte. Denn, sagte sie, ein guter Wunsch hat zwei Arme, um einen im Unglück Gefährdeten zu halten; die Fürsprache des Gebetes bei Gott aber hat hundert Arme, um einen durch Wasser und Feuer, über Abgründe und über die Hölle selbst zu tragen.

Der böse Feind, der uns immer umschleicht, hatte an jenem Abend gleich gemerkt, daß der gute Schabacher keinen rechten Segen bei sich hatte. Darum lauerte er ihm auf, als er aus dem Wirthshaus kam, wo dieser gewiß nichts Gottseliges gehört, sondern eher auf sündhafte Gedanken gerathen war. Und kaum, daß er ihn auf der Höhe droben hatte, am Rande der Schlucht, da warf er ihm die Schlinge um den Fuß, daß er straucheln, taumeln und stürzen mußte, denn es war keine Fürbitte da, welche der List vorgebeugt und die Satansschlinge zerrissen hätte.

Ungebeichtet, ungetröstet war der arme Schabacher in den Abgrund gefahren — und wer kann wissen, ob in solchem Zustande, vielleicht berauscht, voller ehebrecherischen Gedanken und jedenfalls voll Bohn, nicht auch seine Seele in einen noch tieferen Abgrund.

An Fürbitten für die arme Seele fehlte es hinterher nun freilich nicht. Die Schabacherin und die Stodklausnerin thaten in Messen und Gebeten ein Uebriges für den Geschiedenen. Was nur an Ablass bei feierlichen Gelegenheiten und an privilegierten Mässen zu gewinnen war, wurde nicht versäumt. Wenn die Berechnungen der in allen Stücken erfahrenen Helferin nur einiger Maßen stimmten, so mußten Jenem die paar tausend Jahre Fegefeuer, die er etwa verbient, bald abgebetet sein. Schwere Sünden hatte der gute Schabacher ja ohnehin nicht begangen. Es lebte Keiner, den er beschädigt, und kaum Einer, den er getränkt hatte. Das bißchen Leichtsinns und die sündigen Gedanken, die man nicht einmal sicher von ihm wußte, daß er sie getragen, die konnten gebüßt werden, wenn er auch leider nicht eben im Stande der Gnade war abgerufen worden.

Mit dem Schabacher war das ein leichter Fall. Da stand es um die Wittwe schlimmer. Wie sollte der geholfen werden von der schweren Sünde!

Jahre waren über das Unglück hingegangen, von dem lustigen Schabacher sprach drunten im Wirthshaus und in den zerstreuten Hütten der Vergemeinde Sanct Agatha kein Mensch mehr, aber im Herzen der Wittve brannte die alte Schuld nach wie vor wie eine versprengte Hölleflamme. Jahrelang waren die beiden Frauen immer und immer wieder zusammengekommen und hatten sich berathen und hatten geweint und gebetet, aber sie waren nicht klüger geworden als zuvor. Die Stodklausnerin, die in dieser Zeit nicht wenig an geistlicher Erfahrung und Verstand der Heiligkeit zugenommen hatte, wußte für solchen Jammer noch immer keinen Rath.

Dieselbe hatte sich's nicht verdrießen lassen, auf ihren vielen Wallfahrten und Pilgererschaften einen und anderen besonders

hochwürdigen Herrn mit dem grausamen Fall und den unerträglichen Gewissensbissen ihrer guten Freundin bekannt zu machen. Die einen hatten dann ähnlich so geredet wie der Pfarrer von Sanct Agatha, die andern etwa so wie die Stocklausnerin selber — will sagen, daß sie nicht wußten, wie hier zu helfen wäre.

Nur vor etwa zwei Jahren war die vagabundirende Betschwester mit einem Vorschlag auf den Berg gestiegen, der mindestens im Anfang heftig hin und her erwogen und bei einem Paar angenommen worden wäre — wenn nicht eine Kleinigkeit gewesen wäre, die das Zustandekommen verhindern mußte.

Die Kleinigkeit hieß Barbara. Und der Vorschlag, welchen ein heiliger Mann der Stocklausnerin für die trostlose Wittve mit auf den Weg gegeben hatte, war der, daß die Schabacherin in ein Kloster gehen und dort ihre Tage im Zimmer und Gebete beenden möge. Wer in ein Kloster trete, seien seiner Sünden noch so viele, noch so schwere, der sei der Fürsprache des Heiligen gewiß, dem der Orden eigen, und nicht nur dieser mächtigsten, sondern auch der Fürsprache aller derjenigen, die in dem nämlichen Orden als Heilige gestorben wären und nun vereint mit dem Stifter und Märtyrer an Gottes Thron für alle die, welche gleichsam Eine heilige Familie bildeten, wirksamste Stimmen erheben.

Es wäre schwer zu schildern, wie die bange Seele der Schabacherin von so guter Botchaft und so unverhofft eröffneter Aussicht auf Gnade erquickt wurde. Es kam wie Erleichterung über ihr bedrängtes Herz. Sie stürzte vor Dankbarkeit der Alten zu Füßen und konnte vor strömenden Thränen lange kein unzerstückelt Wort hervorbringen.

Das erste Wort, was sie dann hervorbrachte, war aber schon wieder ein bedenk-

liches und lautete: „Ja, aber was fangen wir dann mit der kleinen Barbara an?!“

Seltam, an das Kind hatte die hilfsbereite Stocklausnerin gar nicht gedacht. Warum auch über solch eine Kleinigkeit sich den Kopf zerbrechen? Der Batsch hatte ja was zu erben, und ihm war ja leicht ein Vormund zu bestellen. Da lebte er dann weiter, mehr dem Vater oder mehr der Mutter nach, wie's eben Gottes Wille war. Alle heiligen Zeiten konnt' er die zur Nonne gewordene, allen Erden Sorgen glücklich entrückte Mutter schon einmal heimsuchen. So wie die Sachen standen, war das Leben um die Schabacherin herum ohnehin nicht zu lustig, und leichter als auf dem Berg brachte man so ein Kind überall vor sich zu was Rechtem. Die Stocklausnerin wollte sich mit Vergnügen gleich aufmachen und eine recht gottesfürchtige Familie austundschaften, die für Geld und Himmelslohn die Barbara zu sich nehmen würde. Für so ein Kind einen Vormund beschaffen, darin war keine Schwierigkeit.

Nein, gar keine Schwierigkeit und noch viel weniger, als sich die rastlose Bettel unter ihrem großen Hute träumen ließ. Diese Mühe hatte ihr der leichtfertige Schabacher schon bei seinen Lebzeiten abgenommen.

Und das war's eben, worüber Barbara's Mutter nicht hinauskommen mochte. Zum Vormunde seines Töchterchens hatte Schabacher keinen anderen als den Mann der Wirthin von Sanct Agatha bestellt. Und dieser, welcher auf seine schöne Frau nie den geringsten Verdacht geworfen hatte, die Schabacherin dagegen jederzeit für eine Närrin und die Stocklausnerin gar für eine Spitzbüb'in hielt, war ordentlich darauf begierig, der Mutter das Kind wegzunehmen. Der hätte Klein Barbara lieber heut' als morgen in sein Haus gebracht. Daß die Wirthin sich nicht dagegen füräunte, das versteht sich

ebenjo gut, wie daß der bereits bekannte Pfarrer seinen Segen dazu gab.

Allein die Schabacherin konnte den Gedanken nicht fassen, daß die Frau, welche sie vor allen anderen Menschen haßte, die Frau, welche „an allem Unglück Schuld war“ (wie sie meinte) — bei ihrem Kinde Mutterstelle vertreten, es die Mutter ver-
 geßen lehren sollte. Da würde die kleine Barbara Neugierden zu hören kriegen, was ihr Vater eigentlich für ein vortrefflicher Mensch gewesen sei und wie übel ihm sein Weib mitgespielt habe! Nein, die Barbara sollte nicht schlecht von ihr denken, die nicht, und wenn die Mutter erst gestorben wäre, sollte sie mit ehrlichem Herzen und inbrünstig an ihrem Grabe beten. Die Fürbitte des Kindes, die war noch ihre einzige Hoffnung.

So glatt weg, wie die gute Freundin es sich vorgestellt hatte, ging sich's also nicht ins Kloster. Man machte sich darüber noch viel Kopfzerbrechens. Man drang in die fromme Beratherin, man weinte und beschwor sie, Mittel und Wege auszufinden, wie die Sache auf andere Art angegriffen werden könnte. Aber da war nichts weiter zu ersinnen. Wenn die Schabacherin die Kleine nicht deuen überlassen mochte, welchen von Rechtswegen die Sorge für die Verwaisete zustand, wenn ihr das Kind lieber war als ihre eigene ewige Seligkeit, ja dann blieb ihr die Klosterthür einfach verschlossen. Das sagte die Stocklausnerin ihr rund heraus. Die Andere merkte wohl, daß die ihr solche Strupel gewaltig übel nahm. Sie begriff's auch, warum: die Stocklausnerin hatte keine Kinder, hatte nie welche haben wollen. Das war heilig und merkwürdig von ihr; ja, aber sie wußte darum nicht, wie's in einem Mutterherzen ansieht. Trotzdem hätte jene um keinen Preis der Welt die Alte im Verdruß von sich gehen lassen. Sie quälte sich ordentlich, den harten Sinn der Kreuzelverkäuferin zu

erweichen. Aber was sie auch sagte, wie viel sie ihr auch schenkte, die ging doch mit anderem Gesicht, als sie gekommen, und die Schabacherin merkte nur allzu deutlich, daß sie mit ihr sehr unzufrieden war.

Sie kam auch monatelang nicht wieder. Und als sie endlich wieder erschien, hatte sie noch dieselbe verdrießliche unbarmherzige Miene, mit welcher sie sie damals verlassen hatte. Warf ihr die Schabacherin solche Herzenshärte vor, brummte jene dagegen, was sie denn eigentlich wollte? Zu helfen wär' ihr nicht, das wüßte sie nun. Freuen könnte man sich doch auch nicht über solche Schwäche des Charakters. Also möchte sie ehrliche Leut' und aufrichtige Gesichter in Frieden lassen.

Die Schabacherin weinte und versprach, ihren Charakter zu stärken, nur zur Weibin wollte sie ihr Kind nicht geben. Nur das nicht! Die Stocklausnerin sollte sich um Gotteswillen was Anderes ausdenken.

Die Stocklausnerin erwiderte kurz und gut: das wär' unmöglich.

Und trotzdem rückte sie eines Tages mit einem neuen Gedanken an. Ob sie denselben im Eifer um der Freundin Herzensnoth sich selber ausgeklügelt, ob einer der vielen geistlichen Beschützer, welche die fromme Bagabundin auf ihren Kreuz- und Querkügen zu belästigen pflegte, sie mit dem Einfall abgespeist — gleichviel. Die Schabacherin horchte hoch auf, und es kam abermals wie plötzliche Erleichterung in die Finsterniß ihres Grams, als die Besucherin, die Kreuze auf ihrem Hüte zurechttrichtend, ihr sagte, daß sie unerwarteten Trost brächte, wie die arme Seele der Wittwe Schabacher's vor ewiger Verdammniß zu erretten sei.

„Ja, wie nur das?“

„Durch eines Engels Fürbitte!“

„Schon gut, aber wie erlangt man die?“

„Dadurch, daß man eine Seele im

Himmel hat, die sicher ohn' Unterlaß vor Gottes Thron für einen bittet."

Die Schabacherin war von kurzen Gedanken. Ihr fiel von geliebten Verstorbenen nur der eigene Mann ein. Ach, der? kann sie dem zumuthen, daß er für sie bittet? Und der Leopold, der ohne Sterbesacramente, sozusagen gerade aus dem Wirthshaus heraus in die Ewigkeit eingegangen, war er denn auch schon im Himmel? . . . nicht noch ein wenig im Fegefeuer?

"Und wenn er auch schon im siebenten Himmel wäre," rief die Stocklausnerin, ob solcher Unwissenheit wie billig entrüstet, „aus einem gestandenen Mann kann doch nimmermehr ein Engel werden!"

Das leuchtete freilich ein. Die Schabacherin schämte sich ordentlich ihrer Einfältigkeit, wußte sich aber doch nicht allein zu helfen. Augen und Mund weit auf, wartete sie auf Belehrung. „Wer kann denn zum Engel vor Gottes Thron werden?"

„Wer soust als die kleinen Kinder, die gottselig sterben!"

Der Schabacherin wird's siedheiß um den Hals, es stockt ihr was am Herzen. Sie greift darnach und möchte Nein schreien. Aber sie getraut sich's nicht. Die Sache ist gar so einleuchtend. Die unschuldigen Kinder, wenn sie sterben, ja die würden zu Engeln werden. Sie sind ja schon hienieden halbe Engel. Es brauchen ihnen nur Flügel an den Schultern zu wachsen, damit sie sich aufschwingen können über dieser armen Erde. Wohl ihnen, die ihr Seelenglück in alle Ewigkeit gesichert haben. Wohl auch jenen, für die das Gebet der reinen Engel ohn' Unterlaß erklingt!

Warum weint die Schabacherin nur so heftig bei diesen trostreichen Ausichten!

Läßt sie weinen! Derweilen hat die Stocklausnerin das Wort. Und der ist's

lange nicht so leicht von den fahlen Lippen geflossen, wie heute. Die hat sich die Sache genau überlegt und weiß ihr Beispiele, die merkwürdigsten, zu erzählen. Wie sich die Kinder, welche gottesfürchtige Eltern dem Himmel geweiht, ordentlich sichtbar schon auf der Bahre verklärt haben; wie andere später ihrer Mutter im Traum, gar andere ihrem Vater im Wald leibhaftig und glanzumflossen erschienen sind und gedankt und gepriesen haben, daß sie nun aller Noth entrückt und in strahlender Seligkeit geborgen seien. Da wär' auch von den Eltern schon im Leben alle irdische Schwere genommen worden, und als auch ihnen das letzte Stündlein geschlagen, hätten sie sich lächelnd hingelegt und jeder hätte ihnen angesehen, die sind in Frieden aufgefahren, denn ihre Kindlein, im weißen Unschulds-gewand, stehen an der Himmelsthür und warten und winken: Vater hierher! hierher liebe Mutter! wir tragen euch in unseren Armen aufwärts!

So redete die Stocklausnerin noch gar lange, und der Schabacherin ward immer wunderlicher zu Muth. Sie nickte jedesmal mit dem Kopfe dazu, wenn die Andere was Neues vorbrachte. Es war ja Alles nur zu deutlich und ganz unwiderleglich. Und wie sie ganz und gar von der Nothwendigkeit und Ausgiebigkeit solcher Färsprache überzeugt und von dieser Ueberzeugung durchdrungen war, da schrie sie laut auf und stürzte in die Kniee und schlug die Hände vor die überströmenden Augen und stöhnte wie ein angeschossenes Thier.

„Sei nur gescheut," sagte die Stocklausnerin, „saß dich, saß dich in Gottes unabänderlichen Willen!"

Die geängstigte Mutter saßte sich aber noch lange nicht. Sie stammelte wie eine Sinnlose nur immer: „Ich kann nicht, ich kann nicht!"

„Was kannst denn nicht?"

„... Aus meiner Barbara einen Engel machen!“

„Mussinn! Wer besiehlt dir das? laß nur Gott gewähren. Sein Fingerzeig ist deutlich und seinem Willen entriunnt keiner.“

Die Schabacherin verstand das nicht. Sie kniete noch immer am Boden und stöhnte: „Barbara mein! Barbara mein!“

Hatte das Kind die Mutter stöhnen gehört und geglaubt, daß die Mutter es beim Namen rief? Es steckte den Flackskopf zur Thüre herein, und wie es jene weinen sah, lief es zu ihr.

Die Stocklausnerin sah die Kleine wild an, nicht anders, als könnte sie sie durch ihren furchtbaren Blick festbannen. Barbara stockte auch im Zulauf und kam nun zögernder heran. Da kniepte die Stocklausnerin die Mutter heftig in den Arm und murmelte in ihr Ohr: „Schau' auf! schau' sie an! und dann sag' selber, ob der Finger Gottes nicht deutlich in das blasse kleine Gesicht geschrieben hat: Du sollst mein Engerl werden und das bald! Die böse Welt soll dir nichts anhaben, du sollst nicht lang nach meiner Herrlichkeit seufzen!“

Die Knieende starrte das bleiche Antlitz, die zitternde Gestalt der kleinen Barbara mit weitauferissenen Augen an. Sie faltete ihre Hände krampfhaft in einander und rutschte auf ihren Knien dem Kinde entgegen, als befände sie sich schon jetzt einer verklärten Gestalt gegenüber, die ihr Seelenheil in Händen hielt und all ihre schwere Schuld mit einem Hauch ihres Mundes wie ein Federchen auf-fliegen machen könnte.

Das Kind zitterte und weinte. Die Anregung der Mutter erschien ihm furchtbar. Was wollte die Mutter ihm mit dieser wunderlichen Art von Verehrung?

Da brach denn bei des Kindes Thränen auch der Bann, in welchem die Schabacherin sich gefangen gegeben. „Nicht weinen,“ schrie sie und schlang die Arme

um die zuckende Gestalt. „Nicht weinen, Herz, und bleib bei mir, bleib bei mir!“

„Warum nicht gar!“ leiste die Stocklausnerin, „heult euch da eine der anderen alle guten Gedanken aus dem Kopf! Mach, daß du vor die Thüre kommst. Trach! Wir werden dich schon rufen, sobald wir dich brauchen!“

Die Stocklausnerin hatte offenbar nur vor fertigen Engeln Respect. Denn ohne viel Federlesen packte sie die Himmels-candidatin am Flügel und unterstützte ihre Worte mit so deutlichen Handbewegungen, daß klein Barbara über den Weg, den sie aus der Stube nehmen sollte, nicht den geringsten Zweifel behielt.

Es kam gar nicht oft vor, daß die Mutter zärtlich wurde. Warum mußte die alte Hege gerade dann es so eilig haben, sie aus ihren Armen zu reißen? So weit konnte das Kind bereits denken, und es war kein Wunder, daß es keine Freude daran hatte, wenn die Vagabundin mit den bösen Augen im Kopf und den schönen Sprüchen im Munde recht oft bei der Mutter einkehrte.

Diese aber kam nun jeden Tag. Dann ward das Kind immer vor die Thüre geschickt. Auch wenn ein Wetter auf dem Berge war, daß man keinen Hund hinausjagen mochte. Und wenn es dann endlich in die Stube gelassen wurde und sich mit seinen nassen Lumpen frierend an den Herd hockte, erhörte es gerade noch, wie die Stocklausnerin ihrerseits versicherte, morgen sei aber der letzte Tag vor der Abreise, und wie die Mutter andererseits dann bat, doch um Gottes Willen nur noch einen, noch einen einzigen Tag zuzugeben. Sie mußte noch mehr in der bewußten Angelegenheit mit ihr reden.

„Nur noch einen einzigen Tag!“ Klein Barbara wußte das Lied schon auswendig. Das hieb nun so schon eine Woche jedesmal nach Sonnenuntergang an. Wenn

Barbara von der „bewußten Angelegenheit“ hörte, lief ihr jedesmal ein Schauer über's Genick, als wenn man ihr mit eiskalter Hand zwischen den Schultern hinabwischte. Nicht daß sie merkte, wie die beiden Alten dabei verständnißsinnig nach ihr hinüberblinzelten, aber sie wußte doch, daß sie jedesmal fortgeschickt wurde, wenn die Frage ausführlich verhandelt wurde, und was die Hauptsache war: so lange die „bewußte Angelegenheit“ nicht abgemacht war, bekam das böshafte Weib mit dem abscheulich großen Hut den Laufpaß nicht.

Wie sich klein Barbara von Herzen wünschte, daß „die bewußte Angelegenheit“ endgültig abgemacht würde! Sie hätte darum beten mögen, wenn sie nur gewußt hätte, wie. Sie war schon froh, wenn sie die Stocklausnerin nicht sah, vor der sie sich so peinlich fürchtete. Sonst war ihr Alles gleichgültig. Sie wußte selbst nicht warum. Es war allmählig so gekommen, daß sie so müde, ach so müde geworden und daß ihr ein Ding wie's andere war, wenn man sie nur ruhig auf der Bank liegen ließ.

Heute wollte nun die alte Bergläuferin ihren bekreuzten Hut und Wanderstab alles Ernstes anderswohin tragen. Der Schabacherin Reden sollten ganz und gar nichts mehr an ihrem Entschluß ändern. Auch droben im „Badl“ und auf den Almen gab es Leute, die ihres Rathes oder Trostes bedurften. Auch lagen in ihrem Korbe geweihte Dinge, welche sie auf Bestellung gekauft hatte. Es war höchste Zeit, selbige den Auftraggebern abzuliefern. Amulette, die der Bischof selbst geweiht, Rosenkränze aus Libanoncederholz gedrechselt, Blumen vom Grab Verwandter, zu welchem die Leute, die auf den Bergen hoch wohnen, nicht ins Thal zu pilgern Zeit hatten, und auch andere geringere Dinge lagen dabei, Kräuter, die dem Vieh gegen allerhand

Krankheiten und Verwünschungen gut thaten, und auch für Menschen noch ein paar Sympathie- und Hausmittel, an die man aber eben glauben mußte, wenn sie was ausrichten sollten.

Kurz und gut, es war höchste Zeit zu scheiden. Das sah die Schabacherin wohl ein, und nachdem die Stocklausnerin am Morgen über den Berg gegangen und am späten Nachmittage noch gar nicht zum Vorschein gekommen war, meinte jene in ihrer Verlassenheit nicht anders, als daß dieselbe, um sich leichter von ihr loszumachen, ganz und gar ohne Abschied von ihr fortgewandert wäre.

Wie sie sich das so ausdachte, ward ihr auf einmal recht wunderbar ums Herz. Sie hätte sich schier freuen mögen, daß ihre Seelenrösterin nun schon weit weg war und nicht so bald wiederkehren werde. Sie erschrak ob dieser sündhaften Regung. Sie konnte sich dieselbe ebensovienig erklären als sie unterdrücken. Es ward ihr darüber nur immer ängstlicher. Wie wenn ihr die Strafe dafür aus dem nächsten Winkel ihrer Stube kommen sollte, so sah sie schon hinter sich. Aber es war ja Niemand da als das Kind.

Ja richtig das Kind! War das an allen diesen argen Gedanken Schuld? Schon wollte sie's zornig anlassen, da ward aber doch das Muttergefühl so übermächtig in ihr, daß sie die kleine Barbara lieber fest in ihre Arme faßte, nicht anders, als wollte man sie ihr schon jetzt fortnehmen. Das müde Kind solcher Art hin- und herwiegend, schüttelte sie den Kopf und sagte immer wieder: „Nein, ich gebe dich nicht her! nein, ich thu's nimmermehr mit meinem Willen! ich thu's nicht!“

Wo sie nur den Muth zu solcher Gesinnung, solchen Worten, solchem Thun hernahm? Wenn sie jetzt die Stocklausnerin sähe und hörte, das gäb' eine Predigt! Sicher würde die nach solchem Anblick nicht wiederkommen. . . . hm. Und wenn

sie nicht wiederkam, die garstige Rechts-
haberin, wo war das Unglück? Die
Schabacherin begriff sich selbst nicht mehr;
sie wünschte nun gar, daß die Stock-
lausnerin nie wiederkäme. Als ob ein
eigenthümlicher Zauber aus der Berüh-
rung des Kindes durch ihre Arme in ihr
Herz überströmte, so ganz anders als sonst
ward der zerquälten Mutter, so frei, so
froh.

Ja ordentlich froh. Es schien ihr selber
zu merkwürdig. Aber es that so wohl.
Sie lachte ihr Kind an, lachte, wie sie
lange nicht gethan, und lachend, ordentlich
übermüthig sah sie um sich in der Stube
und ans Fensterchen.

Was war denn das? Hatte nicht kurz
zuvor noch die Sonne herrlich geschienen?
Und jetzt war Alles grau, und stockig zog
der Nebel wie ein ungeheures Gespinnst
sich um das Häuschen.

Der Athem stockte der Frau. Das
Herz wollt' ihr vor Schrecken still stehen.
Sie schob das Kind von sich und fiel auf
die Kniee. Zu spät! Ein jäher furcht-
barer Donnerschlag machte schon den Berg,
das Haus und mehr als Alles ihr Herz
ergittern. Das war der Zorn Gottes,
der jetzt niederwetterte, sie mit Wolken-
bruch und Schloßengeprassel umtoste, mit
Sturmesgewalt an Pfosten und Thüren
rüttelte, als wollt' er den Felsen auf ihr
Dach und das Dach ihr auf das Haupt
stürzen. Sie hatte Gottes Zorn verdient
in ihrem Uebermuth. Ihr ziemte Zer-
knirschung und Unterwerfung, nicht Ge-
lächter und Eigenville.

Nach wie vor begriff sie nicht, wie sie
in so ungetwohnter Regung sich gegen
Gottes Befehl und den Rath der Stock-
lausnerin hatte aufbäumen können. So
was lag gar nicht in ihr. Der böse Feind
mußte ihr das von Außen eingegeben
haben.

Es konnte nicht anders sein! Sie fühlte
an der furchtbaren Angst in ihrem Herzen,

daß der Versucher leibhaftig sie umkreisen
müsse. Schon die Ahnung seiner Nähe
machte sie toll. In Bliß und Donner
geht er ja fleißig auf den Bergen um, und
über die Furchtsamen hat er Macht. Ge-
hörte sie, die ihren Gatten mit Gedanken
ermordet, nicht halb schon ihm! Er wußte
wohl, der arge Seelenverderber, daß die
Stocklausnerin, die fromme Frau, die ihn
zu bannen Macht hatte, der er sich darum
nicht in die Nähe wagte, den Berg ver-
lassen habe. Alle Heiligen rief die Scha-
bacherin an in solcher Noth. Dann griff
sie rasch ins Weihwasser neben der Thür
und besprengte sich, den Estrich und die
Schwelle. Da sah sie, der Riegel war
nicht vorgeschoben. Mit raschem Griff
wurde dem abgeholfen und überdies drehte
sie den Schlüssel, so oft er ging. Wie
leicht konnte der Sturmwind die Thür
aufstoßen. Und auf den Flügeln des
Sturmes fuhr der Satan.

Daß sie nur hurtig auch die Fenster
versorgte! Wie sie an die Scheiben
ramte, zuckte draußen ein Bliß durch den
Nebel, als brennte ringsum die Luft auf.
Es war, als blinkte das weißliche Licht
bis in die Stube. Die Schabacherin
schlug ein Kreuz und rieb sich die Augen.
Und als sie wieder durch die Scheiben
sah, wollte ihr das Blut in den Adern
zu Eis gefrieren. Da draußen in Dampf
und Qualm und Strom des Gewitters
flog eine schwarze Gestalt daher, wie wenn
der Sturm sie jagte. Und dabei hörte
man ein Gebrüll wie von wilden Stieren,
nur stärker, gräulicher. Hinter dem
schwarzen Manne flatterte was wie ein
Mantel, nein, wie ein paar ausgepaunte
Flügel. Seine Arme griffen aus in die
Luft, wie ein Stürzender thut, wie der
Lucifer in der Kirche ausgreift, der unter
Michael's Schwert aus dem Himmel tau-
melt. Sie schlug noch ein Kreuz, und jetzt
war er verschwunden.

Die Schabacherin kniete mitten in der

Stube hin zu inbrünstigem Gebet und Gelöbniß. Da rasselte der Versuchter schon an der Thüre. Sie betete, so laut sie konnte. Der Böse, der um Einlaß rief, sollte sie nicht im Gebet stören. Nicht einen Augenblick. Sie betete inbrünstig und ohn' Unterlaß. Da zog er ab.

Rein, nicht doch! Er lauerte noch immer vor der Thüre. Aber das Weihwasser, das sie klüglich über die Schwelle gesprengt, lähmte dort all' seine Kraft und List. Und wenn sie im Gebet nur nicht abließ, konnte auch keine Versuchung sie vor die Thüre locken.

Als der Höllenlärm draußen neuerdings aufhob, meinte die kleine Barbara, es könnte doch nicht schaden, wenn man den armen nassen Mann hereinließe, damit er sich wärme.

Ein Blick der Mutter aber bannte das fürwichtige Ding sofort auf die Ofenbank zurück.

„Bete zur Jungfrau Maria! Hörst du? Bete mit gefalteten Händen!“ rief die Schabacherin der Kleinen zu.

Diese trock denn in den Schatten hinter den Ofen zurück, faltete die Händchen im Schoß und bewegte eine Weile gedankenlos die Lippen. Sie horchte mehr aufs Klatschen des Regens im Schornstein als auf der Bäuerin wunderliches Beten. Es war eine so seltsame Musik im Sturme.

Daß die Mutter stundenlang mitten im Zimmer kniete, die Hände in Kreuzesform von sich streckte, so lange sie's aushielt, und dazu laut vor sich hinstammelte, wie eine Verzückte, das kam oft genug vor. Daß sie sie vorhin geherzt und geküßt und dann plötzlich von sich gestoßen — auch dieser Stimmungswechsel war nicht mehr überraschend. Der Mann draußen im Regen war wahrscheinlich ein Räuber, den man nicht einlassen durfte. Das mußte die Mutter besser wissen. Klein Barbara kümmerte sich nicht weiter darum.

Ihr war das Alles einerlei, wenn man sie nur ruhig liegen ließ. Ihr war gar so elend und müde.

* * *

„Hast Recht gehabt!“ sagte die Stodlauferin, wie sie nach dem Gewitter bei der Freundin saß und mit dem Köffel emsig die letzten Krusten aus dem Napf kramte. „Hast Recht gehabt! Ich glaub' zwar nicht, daß es der Leibhaftige selber ist, obwohl man nie wissen kann, was für eine Gestalt dem Listigen wie ein Fastnachtskleid eben anzulegen beliebt. Mir scheint der Kerl ein Mensch von Fleisch und Blut wie du und ich, nur noch ein wenig niederträchtiger. Aber ja nicht wie ein guter und frommer Mensch. Ein Abgesandter, der Unfrieden und Unglauben zu stiften unter uns umgeht, mag er immerhin sein. Ein Fremder, ein Luthertischer, ein Freigeist ist er gewiß. Recht hast gehabt, daß du ihn bei so einem Höllenwetter nicht hereingelassen hast!“

„Ja ja,“ antwortete die Schabacherin kleinlaut, denn sie hatte der mächtigeren Seele schon Alles gestanden. „Er ist auch gerade auf meine sündhafte Regung hin erschienen, wie der Donner nach dem Blitz, wie der Scharfrichter nach dem Urteilspruch.“

„Gelt ja, dein eigenes Gewissen hat dich verurtheilt? und das recht geschwind!“

„Stodlauferin!!“

„Was schreist denn so?“

„Dort schau hin! Da kommt er leibhaftig auf uns zu.“

„Wohl, wohl! Laß' ihn nur kommen und bleib' hoden! Ich bin ja da! . . . Aber was trägt denn der Kerl auf'm Arm daher?“

„Jesus Maria, mein Kind! Er hat die Barbara!“

„Siehst du's, in was für Gefahren so

ein armes Kind schwebt? Ja, das wär' dem Teufel ein besonderes Fressen. Der sieht es so einem Kind an der Stirn an, daß der Himmel sein Engelszeichen drauf gemalt hat in Lilienfarb'! Die geweihte Seele dem Himmel abjagen, das wär' so ein Meisterstück, wie's ihn freuen könnt'! Vielleicht hat er gerade darum das Wetter gemacht."

"Mein armes Kind!" schluchzte die Bäuerin und machte Miene, auf den Fremden zuzueilen.

"Wart' ihn ruhig ab!" befahl die Stocklausnerin. "Mit Gewalt darf er die Unschuld nicht wegschleppen."

"Aber du hast ja gesagt, daß du's nicht glaubst, er wär' s selber," ließ sich jetzt die Schabacherin schüchtern verlauten.

"Wenn auch!" hieß die Antwort. "Ein böser Mensch arbeitet dem Teufel in die Händ', auch ohne daß er es andrücklich will und weiß. Wenn der gar Andere selber allemal mit schwarzen Hörnern und stinkendem Schwefel ankäm', wär' die Verführung gering und das Ausweichen leicht. Meinst nit auch?"

Der gute Doctor Obilo hatte von allen Teufeln nur Einen im Leibe, den der Hoffahrt, wie er jungen Wissenschaftern leicht anfliegt, die noch nicht Zeit und Gelegenheiten genug gehabt haben, an ihrer Gottähnlichkeit zu verzweifeln; aber er meinte, sich vor diesen Bauernweibern nichts zu vergeben, wenn er ihnen freundlich entgegenging. Freundlich? sei's drum, aber auch so ernsthaft, als es der gefährliche Fall verlangte.

Die Stocklausnerin nickte ihm schon von Weitem mit ihrem Allerweltslächeln zu. Die Schabacherin schlug noch rasch ein Kreuz und rief dann, so laut sie konnte, das: "Gelobt sei Jesus Christus!" ihm entgegen.

Er ging freilich bereits nahe genug, um den landesüblichen Willkomm nicht zu überhören. Aber war es nun, daß ihn der

Gruß der Frömmigkeit im Munde eines Weibes, welches seinem Nebenmenschen in Plagregen und Hagelschlag die Thür verschließt, wie Heuchelei anmuthete, war's, daß er auch nicht die geringste Zeit verlieren wollte, um die arglose Mutter zu unterrichten, wie es um die Gesundheit ihres Kindes stände, er gab keine andere Antwort, als daß er sie bat, ihr Mädchen sofort ins Haus zu tragen und dann zu ihm zurückzukehren, weil er ihr etwas Wichtiges zu sagen habe.

Die beiden Frömmleerinnen blinzelten einander an. Die überlegene schien die rathlose mit einem Blick zu bedeuten: Geh' nur und bringe vor Allem die Unschuld in Sicherheit.

Der Arzt wandte sich, sobald ihn die Kleine nicht mehr hören konnte, zu der Stocklausnerin und sagte: "Das ist ein ernstester Fall, liebe Frau. Helfen Sie mir, der armen Mutter beizubringen, daß ihr Kind schwer krank, lebensgefährlich krank ist. Man kann in solchen Fällen nie den Ausgang vorher sagen. Aber schleunige Hülfe thut Noth."

"Wohl, wohl," murmelte die fromme Frau und senkte den Kopf, daß der breitkrämpige Hut das Blitzen ihrer heimtückischen Augen und die unwillkürlichen Linien um ihren Mund verdeckte.

Dennoch fiel dem jungen Manne der gelassene Ton ihrer Antwort unliebsam auf.

"Sie glauben mir wohl nicht?" rief er. "Ich schwöre Ihnen, das Kind ist gefährlich krank."

"Das wissen wir lange schon," versetzte die Stocklausnerin.

"Sie wissen's . . . und die Mutter weiß es auch?!"

"Wohl, wohl," versetzte Jene nickend.

In demselben Augenblick erschien die Schabacherin in der Thüre, die sie verschloß, blieb aber über der Staffel stehen. Obilo meinte auf die arme Mutter zu-

eilen und ihr Worte des Mitleids sagen zu müssen, und daß ja noch nicht jede Hoffnung verloren sei.

Aber die Hand, nach der er theilnehmend griff, fuhr wie vor brennendem Feuer zurück.

„Gehen Sie nur Ihrer Wege!“ rief barsch die Bäuerin, „bei uns hier ist nichts weiter zu suchen. Gottes Segen auf die Reif!“

Wunderliche Leute diese Bäuerinnen! dachte der Arzt. So ungefähr sollte ihm Einer in der Stadt kommen, der sollte sich wundern, und wenn's eine Excellenz wäre. Den Standpunkt mußte er nun freilich diesen Gebirgsmenschen erst klar machen. „Treiben Sie keine Pöffen, gute Frau,“ sprach er. „Ich will und begehre nichts von Ihnen. Ich bin selbst ein Arzt und halte es nur für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Ihr Kindchen recht krank ist.“

„Danke für den Bescheid. Arzt hin, Arzt her, fremde Leute lassen wir nicht ins Zimmer.“

„Ich will nicht ins Zimmer. Ich will Euch nur sagen, daß Ihr von drunten aus dem Dorf den Bezirksarzt holen laßt, denn das Kind kann an jeder Versäumniß sterben, wenn es nicht sorgsam gepflegt wird.“

„Wie Gottes Willen ist!“ tönte es unter dem großen Hüt hervor über gestalteten Händen.

„Gottes Wille ist, daß der Mensch dem Uebel widerstrebe,“ rief der Arzt, der die Geduld verlor.

„Das thun wir rechtschaffen und nach Kräften,“ versetzte abermals die Stocklausnerin. Aber sie meinte es anders, als Obiso sie verstand, der nun meinte:

„Also Ihr habt schon einen Arzt befragt?“

„Ja, ja,“ gab die Stocklausnerin zur Antwort, aber in so leichtfertigem Tone, daß der Andere jetzt wohl merkte, sie wollte

ihm nur answeichen und der Freundin zeigen, wie man mit Stadtleuten verfahren müßte.

„Soll ich Euch den Arzt heraufholen? Es kommt mir auch darauf nicht an,“ pläzte nun Obiso in seiner Gutmüthigkeit herans.

„Ei bei Leib nicht! . . . davor sei Gott!“ schrieen die Weiber durcheinander und schüttelten abwehrend die rutzigen Häupter und knorrigen Hände. Sie schienen ordentlich aufgeregt.

Obiso fragte sich, ob die dort nicht verrückt wären, und sah sie sich des Genaneren darauf hin an. Bei der Mutter des armen Kindes, deren Gesicht in mehr als einer Angst und Ungewißheit zitterte, hätt' er nicht viel Zweifel gehegt; aber das andere Weib, welches unter der Krampe des bekrenzten Hutes mit bohrenden Augen und einem fast verächtlichen Lächeln zu ihm herübergrinste, das schien genau zu wissen, was es wollte.

Da kriegte der lange genug bei Seite gesetzte Stolz des Arztes denn doch wieder die Oberhand. Was? er, den daheim die ältesten Collegen nicht ohne den Ton der Auszeichnung nannten, er, der, obchon jung, bereits einer gewissen Verühmtheit in seiner Vaterstadt genoß, er, der jedem Patienten, und wenn er der reichste und der angesehenste Mann der Stadt war, immer nur eine dankenswerthe Gefälligkeit zu erweisen schien, wenn er sich an sein Krankenbett bemühte, er stand da vor zwei hirnenthigen Bauernweibern, bat sie, seine ärztlichen Dienste um Gottes Willen anzunehmen, und ließ sich von ihnen abweisen und abtrumpfen wie ein Betteljunge?! War er selber von Sinnen, daß er also seiner Würde, seiner Standesehre und seiner grundsätzlichen Gewohnheiten vergaß? Da schien es ihm doch höchste Zeit, andere Saiten aufzuziehen.

„Also Ihr wollt keine Hülfe von mir?!“ rief er barsch.

Die Weiber schüttelten nur wieder wie ein paar windgepeitschte Vogelscheuchen die Köpfe.

„Je nun! Mir kann's einerlei sein! Es ist Euer Kind. Ihr habt sein Wohl und Wehe zu verantworten!“

„Amen!“ rief die Stocklausnerin.

„Amen!“ wiederholte die Schabacherin, wenn auch ein wenig leiser.

„Nacht, was Ihr wollt! Meinethalben hol' Euch Alle der Teufel,“ rief er, verächtlich ihnen den Rücken drehend, und schritt von dannen.

Die beiden Weiber beeilten sich drei Kreuze übereinander zu schlagen.

„Das wollen wir eben verhindern,“ rief ihm die Stocklausnerin nach und „Gelobt sei Jesus Christus.“

Und die Schabacherin säumte nicht, ihr „In Ewigkeit Amen!“ nachzuspeln.

Die beiden Weiber blieben vor der Thüre hocken, wie Steinbilder so stumm und starr, bis daß der Fremdling zwischen Taunenhölz und Felsblöcken in der Dämmerng verschwunden war.

Dann sagte die Eine, die Augen anstrengend: „Es ist gerad', als ob ihn der Berg verschlungen hätt'!“

„Bewahre!“ sagte die Andere, „der lutherische Bispel schläft oben in der Henhütten. Ich selber hab' ihm den Unterschlupf gewiesen für die Nacht.“

„Hättest auch etwas Geheiteres thun können, als mir solch eine Nachbarschaft vor die Thüre pflanzen. Ich werde kein Flug' zumachen.“

„Wenn du ordentlich betest, schläfst auch ordentlich ein.“

„Ja, aber du mußt bei mir bleiben. Ich schenk' dir dafür, was du magst.“

„Aber nur die heutige Nacht noch und das ist die letzte!“

„Wohl . . . Und was meinst denn mit dem Kind? Sollen wir zum Vader schicken? Er thut so dringend. Vielleicht versteht er's doch.“

„Hör' auf! Der Vader! Hat er nicht des Seilers Kathrin und den alten Voltrass und den starken Mebdorfer im Handumdrehen unter die Erde gebracht? Das ist der wahre, der Vader mit seiner Quatscherei. Laß mich überhaupt mit den Menschen aus und mit der Menschenhül'! Auf Gott allein ist noch Verlaß. Und es geschieht ja doch nur sein Wille. Liegt es in seiner heiligen Absicht, daß das Kind erhalten bleibt, so braucht er den Spitzbuben, den Vader von Sanct Agatha, nicht dazu. Wenn er aber in seiner Allgüte beschlossen hat, das liebe Kind zu sich zu nehmen, daß es auf den goldenen Stufen seines erhabenen Thrones für die Sünde seiner Mutter um Vergebung und Gnade bitten soll — willst du Erdenwurm denn in den Arm des Allmächtigen fallen?! Willst auch noch die Sünde der Rebellion gegen Gott auf dein elendiges Gewissen laden?!“

„Nein, das beileib nicht!“

„Also komm hinein. Es wird dunkel, und der Dampf, der bei der Nacht aus dem regennassen Berg aufsteigt, macht mich husten. Wir wollen uns niederknien und beten. Recht von Herzen beten, das wird deinem Kind besser thun als irgend eine Medicin!“

Sie gingen hinein, verschlossen Thüren und Fenster und beteten lange.

Obilo, der auf seinem Heuhaufen auch so bald den Schlaf nicht finden mochte, schlich sich in unbegreiflicher Erregung noch einmal vor sein Blockhüttchen ins Freie und sah nach der Schabacherin Hause.

Was er nur dort wollte? Er hatte doch kein persönliches Interesse an dem Banerkinde. Vielleicht war es der schöne Fall, der ihm hier unverhofft erschien, an dem er etwas besonders Gutes hätte leisten können und mögen, und der ungewohnte Aerger, daß man gerade ihm diesen schönen Fall entzog. Vielleicht war

es bloß ärztliche Rechthaberei, vielleicht nur allgemein menschlicher Eigensinn, vielleicht doch das Allereinfachste und das Allerbeste: Mitleid.

Er wußte es selber nicht genau. Er sah, daß noch Licht bei der Schabacherin war. Das trieb ihn näher heran. Durch den Spalt im Fensterladen, durch den auch der Lichtschimmer in die Nacht hinaus drang, sah er die beiden Weiber auf dem Estrich knien und beten. Die Mutter der Kranken mitten in der Stube, die Stodklausnerin seitwärts an einen Schrank gelehnt und den wackelnden Kopf vornübergebeugt. Es kam ihm vor, als wäre sie hinter dem breitkrämpigen Hut fromm eingenickt und brummte nur so im Schlafe mit. Dafür trieb es die Schabacherin um so eifriger. Eins übers andere Mal streckte sie die Hände aus und faltete sie dann wieder krampfhaft in einander. Als sie ihr Gesicht einmal zur Seite wendete, sah er die Wangen mit Thränenfurchen ganz gestreift.

Die Sorge griff ihm aus Herz, ob etwa gar die kleine Barbara schon gestorben wäre. Das wollte er doch nicht glauben. Auch meinte er, die Verzweiflung dieser Frau würde sich dann anders geben. Aber wie er die Mutter also beten und leiden sah, kam eine herzliche Theilnahme für die arme, thörichte, verstopfte, aber doch so leidende Seele über ihn. So viel er auch Grund hatte, auf die verdummte Bäuerin erboßt zu sein, ja ihre grausame Verrantheit zu verachten — der stumme Jammer in seiner fast thierischen, ach nicht doch, in seiner so menschlichen Hülflosigkeit schlug ihm wider Willen ans Herz.

Er beschloß, allen Gelehrtenstolz, den ja diese Hinterwäldlerinnen doch nicht begriffen, bei Seite zu setzen und morgen noch einmal der Mutter ins Gewissen zu reden und dem Töchterchen etwas zu verschreiben.

Diesen guten Voratz hatte er sich auf dem Heimwege nach seinem Heuschöber ausgedacht, und er war so zufrieden damit, daß er, kaum den Kopf auf dem Känzel, fest einschlief und nicht vor Tag erwachte.

Und doch kostete es ihn am anderen Morgen einen harten Entschluß, noch einmal an die verhegte Thüre zu klopfen. Für und Wider klemmten sich beengend in seinem Gemüthe. Zum zweiten Mal wusch er sich das Angesicht in dem eisigen Gletschervasser, das unsern seines Nachtquartiers zu Thal sprudelte. „Lasse den dummen Hochmuth fahren!“ rief er sich selber zu. „Es gilt ein Menschenleben retten, und Menschenliebe, Selbstverleugnung, Hingebung ist ja dein Beruf!“

„Damit ein solches gemeinschädliches Bauernweib mehr in der Welt herumgannert? Welch ein Verdienst um die Menschheit!“ also belferte der Stolz hinter seinem guten Entschlusse her. Aber machtlos. Der junge Mann war derweilen schon wieder vergab auf dem Wege zur Schabacherin, und fliegenden Schrittes ging er dahin.

Wieder sah er die Weiber, von ferne schon, vor der Hütte hantieren. Aber da er nahe davor stand, fand er die Thüre auch wieder verschlossen; und dem Klopfenden im Morgensonnenschein ward eben so wenig angethan, wie dem Pochenden gestern Abend in Sturm und Regen.

Der einzige Unterschied war nur, daß das Fenster sich aufthat und erst die breite Krampe, dann der Hut und endlich das strenge Gesicht der Stodklausnerin in dem knappen Rahmen erschienen und ihr blasser verkniffener Mund die Frage an ihn richtete: „Ja, du mein Gott, sind Sie Störenfried jetzt schon wiederum da? Was wollen Sie denn von uns, da wir nichts von Ihnen wollen, ja durchaus nichts von Ihnen oder sonst einem Lutterichen wollen?!“

Obilo machte eine Faust im Saß und

bezwang seinen Unmuth, daß er sanft redete: „Das kranke Kind möcht' ich noch einmal mir anschauen. Vielleicht kann ich ihm etwas verschreiben, das ihm gut und zur Gesundheit aufschlägt.“

Da erschien auch das Antlitz der Schabacherin plötzlich neben der Freundin, zornroth war es, und sie schrie: „Verschreiben wollen Sie was? Verschreiben Sie Ihre Seele dem Bösen, und lassen Sie im Frieden Gottes!“

Damit zerrte sie unwirsch die Stock-lausnerin vom Brette zurück und warf das Fensterlein zu, daß die Scheiben klirrten. Obilo hörte sie noch dahinter schelten, sah, wie ein grünes Furchänglein über die Glasscheiben gezogen wurde, und durfte sich endlich gestehen, daß hier schlechterdings nichts auszurichten war.

„O ihr abscheulichen Menschen!“ rief er aus. „Von euch will ich auch die ärmste Gastfreundschaft nicht umsonst genossen haben. Da, macht euch für Brot und Milch bezahlt. Und somit Gott befohlen!“

Er hatte in die Tasche gegriffen und warf nun etliche Silberstücke auf das Tischchen, das neben der Schabacherin Thür im Erdreich festgepflockt stand. Ohne sich noch einmal umzusehen, schritt er rüstig bergan. Der böse Geist der Hoffahrt in seinem Herzen sicherte schadensfroh über die mißglückte Regung, die er Menschenliebe genannt hatte.

In seinem Groll schritt Obilo gewaltig aus. Er lief hastig eine Weile den steilen Pfad hinan. So kam der rüstige Fußgänger früher, als sonst seine Gewohnheit war, mit dem Athem zu kurz, und ob er es sich auch nicht gleich gestehen wollte, er ward auch in den Weinen viel zu früh müde.

Freilich fiel ihm zur Entschuldigung ein, daß er nach anstrengendem Marsch und reichlichem Mergern gestern nur einige

Stunden geschlafen habe und amnoch müd-tern sei.

Und von dem „Babl“ noch immer keine Spur! Dafür freilich die Aussicht immer herrlicher und der Weg immer wilder, immer schroffer.

War er denn auch auf dem richtigen Wege? Hatte er sich nicht ein wenig verlaufen? Das fehlte gerade zu seiner Stimmung.

Wenn nur ein Mensch des Weges läme!

Darauf kann er lange warten. Aber nie wieder geht er ohne Führer auf einen Berg, und wenn hundert Badeestablishments und Curanstalten oben drauf saßen.

Ein Glück, daß er noch ein letztes Schlüdchen Schnaps im Fläschchen und eine harte Krume Brot in seiner Tasche findet, sonst würd' ihm übel. Aber ein Stündchen Ruhe wäre auch nicht zu verachten.

Seltam! Dort drüben in der schief-liegenden Wiese steht ein ähnlicher Heuschaber, wie der, in welchem er einen Theil der heutigen Nacht zugebracht hat. Er lockt ihn ordentlich an, noch ein Stündchen Schlafes nachzuholen.

Obilo geht über die grüne Matte, die wie ein Teppich sich unter seinen Füßen schmiegt. Er sieht das Blockhäuschen erst von außen, dann von innen an. Es ist fast neu und sicher weit besser gefügt als das von gestern. Dort piffte der Wind nicht schlecht durch die Ritzen. Ein Wunder, daß der Doctor ohne Rheumatismen davon gekommen ist.

Hier aber schläft sich's wie in Abrahams Schoß.

Als er sich wieder die Augen reibt, steht die Sonne schräg über dem Schobdach. Je nun, Zeit verloren, aber Wehagen gewonnen. Müdigkeit und Mergern sind verschwunden. Er lacht wieder über die Dummheit der Menschen und über sein eigenes Herz.

Wenn er nur jetzt auch den rechten Weg wüßte!

Als ob er sich auf denselben besänne, lämmelt er sich in die kleine Luke, die aus dem Blockhäuschen zu Thal sieht. Die Welt ist doch schön hier oben! Er könnte stundenlang die grüne Wiese betrachten, wie sie im Sonnenschein vor ihm liegt.

Da sieht er etwas hinter fernen Büschen sich regen. Er lehnt sich zurück ins Dunkel und späht vorsichtig hinaus.

Die Gestalt entwickelt sich in Schweite. Richtig, es ist die nichtswürdige Stocklaufnerin, die da leibhaftig heranklabastert. Schon an dem renommistischen Hut erkennt er sie von ferne.

Er schlägt ein Schnippchen in die Luft. Die Alte ist auf dem Wege nach dem „Babl“, er also auf der richtigen Fährte, wenn er nur hinter ihr drein wandert.

Aber in gehörigem Abstand soll's geschehen. Er will nichts mehr mit ihr zu thun haben. Am liebsten gäb' er der bösen Sieben einen Tritt, daß sie den Hals bräche. Schade wäre nicht darum. Allein, obschon er heute von keiner übertriebenen Menschenliebe sich wieder narren lassen mag, zum Uebelthäter hat er auch keine Lust. Mag sie immerhin leben und ihm unbewußt den Weg nach seinem Ziele zeigen.

In diesen Gedanken sieht er ihr lächelnd nach, bis sie verschwunden ist. Drollig und eigentlich recht unheilig schaut sie aus, wie sie sich nicht belauscht glanzt. Den Hut ganz hinten im Nacken, eine kurze Holzpeife im Mund und Stab und Bündel hinter sich, wo die Hände nachlässig ruhen. Sie spuckt und prustet und das Steigen scheint ihr langweilig.

Je nun, die Stocklaufnerin hat nicht wie er zweimal geschlafen, hat die halbe Nacht gebetet! In Einem Wandel kommt sie jetzt die scharfen zwei Stunden herauf,

und drunten hatte sie beim Abschied noch ihre liebe Noth mit der Schabacherin gehabt. Ging sich das verdrehte Weib gar an ihre Falten und wollte sie nicht ziehen lassen. Hätte Jene nicht mit gutem Gewissen beschwören können, daß der zudringliche Lutteraner nach dem „Babl“ hinaufgestiegen und Willens wäre, dort einige Zeit zu verweilen, die geschäftige Seelenfremdin hätte sich um keinen Preis der Welt von der Geängstigten losmachen können. Auch so mußte sie hoch und theuer versprechen, nur das Nothwendigste abzumachen und morgen Abend, spätestens übermorgen wieder bei der Schabacherin anzuklopfen, um zu sehen, wie es mit Mutter und Töchterlein stände.

Das Töchterlein freilich machte der Frau mit dem großmächtigen Hute nun wenig Sorge — dem war der Himmel gewiß. Der Himmel guckte ihm sozusagen schon aus den Augen. Viel magerer brauchten die armseligen Wänglein auch nicht mehr zu werden. Wenn es der Mutter nicht auf einmal einfiel, den unnützen Balg zu überfüttern, und wenn das Fieber also fort seine Schuldigkeit that, dann konnte klein Barbara demnächst in die hohe Schule aufgenommen werden, wo man das echte Halleluja singen lernt, und die Wittwe Schabacher's hatte dann die beste Fürsprach' vor Gottes Thron, die sich ihr überängstliches Gewissen nur wünschen konnte.

Diese Versicherung — wenn auch mit etwas zärtlicheren und salbungsvolleren Worten — hatte die Stocklaufnerin der Wittve zur Beruhigung hinterlassen beim Abschied.

Auch sonst noch eine Gefälligkeit hatte sie ihr erweisen dürfen.

„Schau, was da liegt!“ hatte die Schabacherin voll Ekel und Abscheu gerufen, wie sie bei einander vor der Thüre standen.

„Je nun, du meinst das Geld? Hast denn nicht gehört, wie der Kerl es für deine Milch und das Stück Brot hingeworfen hat, weil er von dir nichts umsonst hat nehmen wollen?“

„Es ist ja das Behufache.“

„Nimm's derohalben doch.“

„Um keinen Preis der Welt rühr ich das lutt'rische Geld nicht an!“

Die Stocklausnerin lächelte, strich die kleinen Silberlinge mit den Fingern zusammen auf ein Häuflein, und während dieses Spielchens sprach sie: „Meinst halt, es könnt' so ausgeworfen sein das Geld, wie ein Fischer die Angeln auswirft? Kann leicht sein. Weißt was? bring' ein paar Finger voll Weihwasser heraus . . . So, ich dan! dir schön! Und jezo bestreichen wir's im Namen Gottes und der Jungfrau, und alsdann den! ich in meiner schlichten Einfalt, jezt wird uns das Geld weiter nichts mehr anhaben können, was immer auch der Geber sich dabei gedacht hat.“

„Du weißt halt für Alles eine Ausknnjt!“

Die Stocklausnerin zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: Mein Gott, einer muß doch die Begabung dazu haben. Alle können es freilich nicht! Laut aber redete sie nichts als: „Na, so nimm's jezt!“

Aber der Schabacherin schauderte. Schon die Hand ausgestreckt, trat sie einen Schritt bei Seite, wandte das Haupt ab und sprach: „Ich mag doch nicht. Ich bitte dich, thu' mir's aus den Augen! Streich's in dein Fürtuch, und wenn du über den Steg kommst, laß das Fürtuch loß, dann fällt das lutt'rische Geld in den Bach und schadet weder dir noch mir!“

„In Gottes Namen!“ sagte die Stocklausnerin mit einem Seufzer, schob das Geld in ihre Tasche und ging mit einem lezten Gruß ihrer Wege.

Als der gute Doctor endlich droben auf lustiger Alpenhöhe stand, da war ihm zu Muth, als fielen wie alte Schlacken von ihm ab die Thorheiten der Thalbewohner und die lästigen Erinnerungen an alles verwundene Ungemach, als höbe von diesem Augenblick in diesem reineren Aethor ein neues Leben für ihn an, das von der irdischen Schwere weniger an sich haben sollte als das bisherige.

Er war in jener glückseligen Stimmung, in der ihm Alles, was er sah, gefiel. Zunächst die Lage — man konnte sich keine schönere denken. Dann die Leute — welch unverdorbene treuherzige Natürlichkeit! Klugheit mit Rechtsschaffenheit Hand in Hand! An den Badeeinrichtungen fehlte freilich wenn nicht Alles, doch Mangel. Aber alle Bedingungen, etwas Neues, Bedeutenbes und Gewinnbringendes hier zu schaffen, schienen ihm in reichlichem Maße vorhanden, und die Leute so anständig, zu allem Guten und Nützlichen so rüstig und gelaunt, daß selbst ein kühnes Unternehmen, geschweige gar ein so sicheres wie seines, sich in kürzester Zeit verwirklichen ließe.

Er kostete von der Quelle und stellte Wasser derselben zur Untersuchung bereit; er nahm ein Bad, er fand die Küche derb und ländlich, in ihrer schlichten Art jedoch über alles Lob erhaben; er machte kleinere Spaziergänge, wie sie Gurgästen vorzuschreiben sind, und entdeckte in der Runde gleich zehn Punkte — einen schöner als den anderen.

Er sah mit seines Geistes Augen diesen heilbringenden Fleck auf der Höhe bereits mit langgestreckten geschmackvollen Gebäuden und entsprechenden Anlagen versorgt, in ihnen trieben sich halb städtisch, halb bäurisch costümirte Gurgäste der verschiedensten Nationalitäten hin und her, Kollswagen und Fahrstühle wurden durchs Gedränge geschoben, ein Concert von Waldhörnern forderte das Echo von

allen Schrofren heraus; kleine rothröthige Verkäuferinnen boten den eleganten Fremden Sträußchen von Edelweiß oder Alpenrosen, Schnitzwaaren und Gemsbärte zum Verkauf. Trinkbecher wurden gespült, Flaschen verkorft, Badewannen gefüllt; russisch und englisch begrüßten sich die Leute an allen Ecken und Enden; alle lobten Lust, Land und Leben und nicht zuletzt den Vetter, den Schöpfer, die Seele des ganzen Getriebes, den Geheimen Obermedicinalrath Obilo, der sich vor Besuchen, Consultationen und Honoraren schon gar nicht mehr zu helfen wußte.

Lockendes Traumbild, von junger Seele leichtfertig in die sonnige Lust gehaucht, wie strahlst du in allen Regenbogenfarben so lieblich! Jeder formt dich für sich selbst, läßt dich hoch fliegen und hascht nach dir, einen Augenblick doch selig. Traum von Erfolg und Glück, du Seifenblase eines Kindes!

Obilo, der treffliche, wußte gar nicht, worüber er sich mehr wundern sollte, über die Herrlichkeit und Entwicklungsfähigkeit dessen, was er vorfand, oder über seine geniale Reichtigkeit, Alles, was er hier sah und bedachte, herrlich und sicherer Entwicklung fähig zu finden.

Er hatte entschieden heute seinen guten Tag, wie er meinte.

Gleich am Abend wollte er an die Berechnungen gehen, morgen Vermessungen vornehmen lassen und dann mit allem Nachdruck und begreiflichem Selbstgefühl die Briefe schreiben, auf welche diejenigen, welchen er sein Project zu eigen gemacht hatte, bereits mit der gehörigen Spannung lauerten.

Lächelnd rieb er sich die Hände und setzte sich zu bequemem Nachdenken auf eine Bank unter einem Tannenbaum.

Er dachte nach. O ja! Aber je länger er nachdachte, desto weniger dachte er, wunderlicher Weise, über seine Gründung

zum allgemeinen Wohle nach, desto mehr schlich sich das Weh eines Einzelnen, eines ganz unbedeutenden winzigen Subjectes in seine Gedanken. Wie anders gestalteten sich da allmählig seine Vorstellungen. Aus allen Bechern sah er nunmehr nur das eine armselige Wesen mit fieberleuchtendem Munde nippen, in allen Wannen badete er denselben abgemagerten Leib, die Blumen, die man anbot, waren auf einem kleinen Grabe gewachsen, die Musik, die den Widerhall des Gebirges weckte, schritt langsam traurig hinter einem Kindersarge her.

Hinter dem Sarge ging er selbst, und zwischen ihm und dem Sarge gingen die Schabacherin und die Stocklausnerin, und diese Weiden und er selber und alle anderen Leute, die dabei waren, wußten genau, daß das Kind nicht gestorben wäre, wenn Obilo das Licht seiner Wissenschaft rechtzeitig hätte über ihm leuchten lassen.

Nun war's zu spät! —

Ein Glöcklein himmelte im Thale. War's eine Todteuglocke? Der Wind, der sich am Felsen brach, warf stoßweise den fernen Klang herauf.

Der sinnende Arzt schauderte zusammen und erwachte aus den traurigen Phantasieen, die seine heiteren so plötzlich abgelöst hatten.

Mit solchen Grillen wollte der rüstige Denker sich nun eben nicht Tag und Laune verderben.

Unwillig stand er auf und schritt gegen das „Gurhaus“ zurück. Er wollte lieber gleich heute die Briefe zu schreiben beginnen.

Drüben an der Hauswand im Sonnenschein saßen die Bauern und Bäuerinnen und wärmten sich nach dem Bade. Die rothen Westen, die grünen Hosenträger, die weißen Hemdärmeln leuchteten schön farbig herüber. Und als er näher trat, grüßten ihn die langgezogenen, ernsthaften,

würdevollen Gesichtes der alten Tiroler Bauern ohne Aufsehen, ohne Neugier, ohne Mißtrauen. Nur ein Gesicht grüßte lächelnd und listigen Ausdrucks wie eine alte Bekannte. Der Arzt erkannte es wohl. Es gehörte der Stodlausnerin, die geschäftig genug mit Gut und Bunde zwischen den ruhig sitzenden Gestalten der bäurischen Patienten herumwadelte und mit heiligen und profanen Dingen Handel trieb.

„Wer ist denn der Herr?“ fragten die Bauern.

„Ein Doctor . . . aber ich glaub', ein Lutterischer.“

„Warum nicht gar! . . . Und was will er? . . . Er will das Badl kaufen . . . Um es Lutterisch zu machen? . . . Red' nicht so! . . . Um es auszubauen, zu vergrößern . . . Das versteht sich . . . Der hat Recht . . . Es wird nichts draus . . . Du wirf's ihm wohl verbieten!“

Also tönte es nacheinander, durcheinander, von verschiedenen Seiten. Der Eine wußte, der Andere vermuthete, der Dritte log — wie's eben kam — gerade so, wie's die Stadtleute bei ähnlichen Gelegenheiten zu machen pflegen.

Fest stand nur, daß der Fremde für zwei Wochen Quartier genommen und für übermorgen in frühesten Frühe sich Führer und Sammtthier bestellt hatte, um einen mehrtägigen Auszug auf die Gletscher zu unternehmen.

Das schrieb sich die Stodlausnerin gern hinter's Ohr. Mit solcher Nachricht mußte sie die Freundin, welche drunten in der Hütte mit tausend Knechten ihrer Rückkunft wartete, höchlich erfreuen. Die war nun vor der Wiederkehr des Besuchers für einige Zeit geborgen. Man konnte annehmen — für immer; denn der Herr, welchen die Stodlausnerin schon den ganzen Nachmittag über im Verborgenen beobachtet hatte, schien ganz andere Dinge hier oben im Kopf herum-

zuwälzen als das Seelenheil der Schabacherin und die Krankheit ihres Töchterleins.

Obilo gab sich allerdings sichtliche Mühe, dem Zweck, der ihn auf diese Höhe geführt hatte, gerecht zu werden. Die alte Bagabundin ahnte nicht, daß gerade ihr Erscheinen dazu beigetragen hatte, seine Gedanken bergab zu führen.

Dunkel war der Abend geworden, der letzte Strahl der längst untergegangenen Sonne war auf dem Dolomitfegel über dem „Badl“ verblichen. In der Ebene drunten brütete schon die Nacht. Hier und dort blinkte ein Lichtlein, hier und dort blinkte ein Stern, und von fernen Heerden hörte man ab und zu eine Schelle tönen.

Der junge Arzt hatte nie einen schöneren Abend genossen. Schon zweimal war der Wirth zu ihm gekommen und hatte ihn gemahnt, der Nachtkühle auszuweichen und sich's im Zimmer wohl sein zu lassen. Er folgte nicht, er fürchtete seine Gedanken zu verlieren, die so gut in diese Dunkelheit paßten.

Und womit beschäftigten sich diese Gedanken?

Nicht mehr mit Barbara, wohl aber mit einem armen Kinde, das vor einigen Jahren seiner ärztlichen Pflege war anvertraut worden. Mit jener angeborenen Sicherheit des Geistes hatte Obilo schon damals die Art der Krankheit auf den ersten Blick erkannt. Ob schon er noch nicht viele dieser Art behandelt hatte, wußte er aus Büchern und Kliniken doch ganz genau, wie solch ein Fall zu curiren sei. Es konnte gar nicht fehlen. Er war sehr guten Muths dabei . . . bis zu dem Tage, an dem die arme Kleine starb.

Das war eine recht traurige Ueberaschung. Obilo verlor fast einen Theil des Glaubens an sich selbst — und um ihn nicht ganz zu verlieren, half ihm

nichts Anderes, als daß er den schlimmen Fall zum Ausgange neuer Studien machte. Also durch Schaden, den sie selber anrichteten, werden die Aerzte klug.

Jetzt, nach Jahren, glaubte der junge Mann mit besserem Rechte mehr von Behandlung dieser Krankheit zu verstehen. Er lächelte bitter, wenn schon verlassen über seine vermeintliche Klugheit von damals. Vielleicht wird er einmal auch über seine heutige Anschauung der Sache lächeln. Aber wie dem sei, heute lebt er der festen Ueberzeugung, daß Niemand besser wie er dem grausamen Leiden zu steuern verstehe. Die kleine Barbara hat die nämliche Krankheit wie jenes arme Kind, das er vor Jahren dem Tode nicht hat entreißen dürfen . . . nein, nicht können.

Und diesmal könnt' er, aber er darf nicht.

Darf nicht? Warum nicht?

Er findet über diesen Bildern keinen Schlaf. Stundenlang wälzt er sich auf dem Lager hin und her. Es ist kalt und einsam hier oben. Er friert, er grämt sich. Er will an seine Projecte denken, um sich aufzuheitern. Sie widern ihn an, wie zerbrochenes Spielzeug einen reifen Mann.

Was sie befehlen nur drunten mit dem armen Ding angeben werden? Er malt sich allerhand Verkehrtheiten aus. Er weiß aus eigener Erfahrung, wie man's anfängt, Einem ohne Wissen und Willen hinüberzuhelfen. Hinterher schaudert Einem die Haut. Aber es gehört zum Bernuse, dies Schaudern allmählig zu überwinden. Ganz freilich überwindet man's nie. In ihm zittert's heute noch von Jahren nach. Glücklicherweise nur fühlt man sich nicht alle Tage so kindisch!

Ein Trost ist ihm, daß er die böse Hexe, die Stocklausnerin, fern von dem kranken Kinde weiß. Die geldgierige Trömlerin scheint ihm jeder Thorheit,

jeden Verbrechens fähig. Alle Sorgen steigen in ihm auf, wenn er ihr bangschlaues und doch so unverschämtes Antlitz im Dunkel der ihn umgebenden Nacht sich vor die Augen ruft. Aber sie schläft ja mit ihm unter Einem Dache.

Mit diesem Troste nickt er ein, da schon der Tag graut.

Als er später hinunterkommt, geht er in alle Gaststuben und sieht einer Bäuerin nach der andern ins Gesicht. Er findet das der Stocklausnerin nicht unter ihnen. Er fragt nach der alten Frau mit dem großen Hute, welche Kreuze, Rosenkränze, getrocknete Blumen und Sympathiemittel verkauft.

Heidi, wer kennt hier oben die fromme Stocklausnerin nicht! Aber für diesmal ist die geschäftige Alte schon wieder davon gewandert, und in diesem Monate wird sie wohl kaum mehr zurückkommen. Die hat in Berg und Thal gar zu viele Kundschaften. Heute that sie noch besonders wichtig. Kaum daß es Tag geworden, hat sie sich schon auf die Strümpfe gemacht.

Warum zuckt der fremde Herr bei dieser gleichgültigen Nachricht mit der Wimper und beißt sich in die Unterlippe? Was geht ihn die alte Schachtel an mit ihrer frommen Waare, deren so ein Herr doch selten bedarf?

Dröcklich nachdenklich ist er geworden. Er fragt heute gar nicht so rüstig wie gestern nach Allem, was die Leute vom „Babl“ bekümmert. Er steht lang unter der Tanne und sieht hinab in die Thäler. Die kranken Tiroler gucken zu ihm hinüber und sagen sich manchmal was ins Ohr. Ein altes Bäuerlein nimmt sich endlich ein Herz und tritt zu ihm. Den Hut in der Hand, die Mundwinkel zu ergebenerm Lächeln verzogen, klagt es über sein Elend und über die Schmerzen, die es Tag für Tag und bei der Nacht noch ärger im linken Beine quälen. Es hat schon allerhand Sachverständige gefragt,

Studirte und Unstudirte, und nicht einmal die letzteren — die ersteren schon gar nicht! — haben was Hülfreiches gewußt, das vorgehalten hätte!

Unser Obilo faßt sich kurz. Er sei hier in der Sommerfrische, sagt er barsch, bedürfe selbst der Erholung und habe hier gar nicht das Recht, einem anderen Collegen in die Cur zu pfeifen.

Der alte Bauer lächelt. Er schickt einen wunderlichen Blick gegen Himmel, einen zweiten, weniger ehrfurchtsvollen, auf den jungen Mann, dann sagt er: „Einem Andern? Ist ja kein Anderer da. Hier curirt man sich nur mit Gottes frischer Luft und warmem Wasser. Der Wind und die Quelle nehmen es nicht übel, wenn ein gescheiter Mensch sagt, was er weiß. Und Wissen und Menschenliebe sollten nie in Urlaub gehen. Nichts für ungut, gnädiger Herr.“

Der gnädige Herr faßt den klugen Bauern schärfer ins Auge. Er wird ordentlich schamroth vor dem Alten, der aussieht, als verstünd' er, was die Vögel pfeifen, was die Bäume ächzen und was in den Augen der Menschen geschrieben steht.

„Weise dein Wein her, Vater!“ brummt er noch immer barsch genug, aber er faßt den Kranken sanft an und beräth ihn mit seiner ganzen Weisheit.

Wie das vorüber und er ihm den kranken Fuß eigenhändig verbindet, läßt Obilo die Worte fallen: „Was ist denn das für eine Person, die Stocklausnerin, und was hat's denn mit ihr für eine Bewandniß?“

„Meiner Seel“, antwortet das Bäuerlein auf der Bank, „gewiß kann ich's auch nicht sagen. Ist so ein Zwittermwesen, von dem die Einen gut, die Andern schlecht sprechen. Es giebt ihrer, die den Pfarrer nicht lieber predigen hören als sie reden und die ein Schwein schlachten möchten, so oft die Alte mit ihren geweihten Sachen

bei ihnen einkehrt. Und wieder Andere giebt's, die, wenn sie sie von ferne sehen, alle Schlüssel abziehen und sie dann noch erst recht nicht bei der Thür hineinlassen. Nicht einmal bei der Stallthür! Jawohl, gnädiger Herr, ein meiniger Better hat einmal behauptet, sie hätt' ihm die schönste Kuh vergiftet. Wahr braucht das darum nicht gewesen zu sein. Es sterben viel Küh' in der Welt, und die Menschen reden im Schaden allerhand, was sie nicht verantworten können.“

„Warum reist sie denn aber immer so herum?“ fragte der Doctor.

„Das ist so ihre Angewohnheit, auch — ihr Geschäft, wenn man will,“ antwortete der Bauer, indem er sich das Knieband knüpfte, und dabei lächelte er, wie wenn er das Beste ungern verschwiege.

Obilo merkte das und stieß den Alten an: „Nun und?“

Der Bauer sah verwundert auf, lächelte und sprach: „Und? Was und? . . . Mir ist nur just in den Sinn gekommen, wie die Stocklausnerin zuerst auf's Wandern verfallen ist.“

„Nun wie denn?“

„Man darf ihr das nicht mehr nachtragen,“ entschuldigte sich der vorsichtige Tiroler mit immer lächelndem Munde. „Die Geschichte' ist lang, ach so lang her und die Schuld nie klar erwiesen worden. Aber wie die Stocklausnerin noch auf ihres Mannes Hof geessen ist — Gott, was eine lange Zeit das ist! — ja, da hat sie, weil's mit dem Feldbau und Viehstand nichts war, ledige Kinder aufgezogen, die man ihr in Kost und Pflege gegeben hat. Dabei ist ihr allerhand Unglück gescheh'n. War die Milch verdorben, war die Luft nicht gesund, oder wie sonst der Böse seine Hand mit im Spiel gehabt hat, ich weiß es nicht, aber sie hat keinen von den armen Würmern ins andere Jahr gebracht.“

„Damals hat's Leute gegeben, die so

dumm gewesen sind, daß sie gesagt haben, die Stodklauserin hätt' den bösen Blick für die kleinen Kinder. Wenn sie's zornig anschaut, sterben's davon. Unsinn, den sich die Leut' aus dem Welschland heimgebracht haben. Wer kann für Unglück!

„Aber wie's halt schon einmal geht in der Welt, so hat es nicht lang gedauert, daß jede Mutter, die der Stodklauserin ein Kind in Pflege gegeben hat, gleich gefragt worden ist, ob sie's denn nicht erwarten könnt', daß ihre arme Leibesfrucht auf den Laden gelegt würd'.

„Begreift sich, daß man sich nicht gern so fragen laßt, und daß in Folge dessen die Stodklauserin bald gar keine Kinder mehr in ihr Häufel gekriegt hat. Trotzdem hat sich das Gerücht auch noch ins Mittel gelegt und hat ihr, sobald sich ohnedies keine Pfleglinge mehr bei ihr haben bliden lassen, verboten, solche anzunehmen. Vorher hat sich kein Gerücht darum gekimmert. Der Stodklauserin ist aber noch lange der Namen davon geblieben. ‚Die Engelmacherin‘ haben sie sie geheißt, weil . . .“ (Der alte Bauer stockte ein wenig und sah den Stadtherrn ungewiß, ob der den derben Spaß gut aufnehmen werde, mit verlegenem Lächeln an) „weil die armen Kleinen in ihrer Obhut halt gar so geschwind selig geworden sind.“

Obiso fuhr mit der Hand über die Augen. Das Bäuerlein beeilte sich weiterzusprechen: „Der Stodklauserin ist gewiß Unrecht geschehen. Aber so ein Spitznamen greift geschwind um sich, und bald gebraucht ihn Jeder, auch wenn er sich nichts dabei denkt. Aber der damit gerufen wird, der denkt sich allemal was, so oft er ihn hört, und selten denkt er sich dabei was Gutes. Darum also, weil ihr der aufgebrachte Name gar so zuwider geworden ist, weil sie sich vorgekommen ist, wie wenn Jeder, der ihn in den Mund nimmt, sie über die Achsel

anschaut, und weil's ihr danach immer schlechter gegangen ist, hat sie das Häufel verkauft, ist nach Bozen hinein und hat sich mit einem Apfelhändler eingelassen. Dabei ist sie alleweil frommer geworden, hat neben den Äpfeln auch mit allerhand heiligen Sachen gehandelt und schließlich mit denen allein, denn die haben sich besser rentirt.

„Nun zieht sie wohl an die zwanzig Jahr so herum. Hat ein hübsches Stüd Geld verdient und ist an manchem Ort ein angesehenes Weib. Ich gön'n's ihr. An die alte ‚Geschicht‘ und den alten Spitznamen denkt kaum Einer mehr. Die Jungen wissen's auch nicht. Nur Eins ist der Stodklauserin aus jener Zeit geblieben: sie kann keine kleinen Kinder leiden. Was Anderen das Schönste am Leben ist, für die kleine Waar' hat sie das Herz verloren. Sie kann kein Kind ausstehn. Mein Gott, es ist nicht schön von ihr, aber begreiflich. Unglück und üble Nachred' ist ihr durch die kleinen Kinder gekommen. Die haben freilich nichts dafür gekonnt. Aber wer fragt darnach?

„Nichts für ungut, gnädiger Herr. So ein Alter kommt halt leicht ins Schwätzen und da wirb's dem Dritten bald zuviel. Ich bitt' um Verzeihung und ich geh' schon. Ich will mich nur vielmal's bedanken . . .“

„Laß nur, Alter, laß nur,“ sprach der Doctor abwehrend. „Sage mir lieber, führt denn da der nächste Weg zu Thal?“

Der Bauer, der dienstfertig neben ihm herhinkte, führte Jenen zu der Steige und gab die Merkmale des kürzesten Fußpfades genau genug an. „Aber,“ setzte er hinzu, „nach Sanct Agatha jezt noch hinunter und heute noch einmal herauf, das wird nicht zu machen sein, auch mit gesunden Füßen nicht. Noch einmal, nichts für ungut, gnädiger Herr!“

„Man kann ja auch in Sanct Agatha

einmal schlafen," rief Obilo schon im Hin-
absteigen zurück, nicht eben ungezwungen
lächelnd.

"Ja gewiß, das kann man!" sagte
der Greis und verneigte das Haupt noch
etliche Male, auch da der hülfreiche Stadt-
herr schon hinter den jungen Tannen ver-
schwunden war.

*
*
*

Die Worte des alten Tirolers summtun
selbst in Obilo's Gemüth nach. Jedes
einzelne war ihm im Innern gegenwärtig,
und es schwirte darin, wie in einem
Bienenstock, so daß ihm bang ward und
immer bänger. Hätte der Erzähler ahnen
können, mit welchen Ohren der Stadt-
herr ihm zuhörte, auf welchen vorbe-
reiten Boden dieses harmlos hingewor-
fene Geplauder fiel, das sonst so vor-
sichtige Bäuerlein hätte hübsch still ge-
schwiegen.

Nun war's geschehen, und je mehr es
in Obilo stürmte und tobte, desto eiliger
stieg er zu Thal hinab. Sonnengluth lag
auf Stein und Matte, Sonnengluth lag
ihm auf Hut und Rücken, er hatte deß
kein Acht! Menschenliebe soll nicht feiern
und Pflichtgefühl nicht in Urlaub gehn!
Klingt das Wort des alten Bauern in
ihm, und sein Gewissen quält ihn, Ver-
säumtes nachzuholen. Wenn es nur noch
möglich sein wird! Doch Eile thut Noth.

Da kommt er an der Blochhütte vor-
über, die auf der prangenden Wiese steht,
wo er den gestrigen Mittag verschlafen
hat. Er sieht nur flüchtig hinüber. Ver-
weisen geht nicht an. Ein andermal
vielleicht! Warum läuft er nur so?

Seine Hoffnung ist, die alte Stod-
lausnerin noch bei Barbara's Mutter zu
treffen. Er will Jene mit dem bösen
Namen, den ihr die Dorfgenossen gegeben
haben, schrecken und verjagen und dieser
mit der Geschichte, wie die Heze zu dem

bösen Namen gekommen ist, die Augen
über die Gefahr öffnen, in welcher ihr
Kindchen schwebt.

Ob sie ihn anhören wird? Er glaubt
es selber kaum. Aber er wird schon Mit-
tel finden, meint er, und wenn gar nichts
hilft, je nun . . . die wunderlichsten Ge-
danken kreuzen sich in seinem Sinn. Aben-
teuerliches mit gar Unmöglichem. Er
denkt's nicht zu Ende, als hielt' ihn auch
das Denken im Eilen auf. „Es wird
schon recht werden, weil's muß!“

So sagt er im Aberglauben der Herzens-
noth, aber dabei ist ihm so gar nicht zu-
verlässig zu Muth. Nein! Nie hat er
solche Angst empfunden.

Da ist der andere Heuschöber, der alte
wacklige, wo er die Nacht verbracht.
Und bald sieht er auch schon der Scha-
bacherin Häuslein, das den Rücken gegen
die Felswand lehrt, vor dessen Schwelle
die Nadelbäume Schildwache stehn.

Als ob es nur immer so sein müßte,
wieder sieht er die beiden Weiber vor der
Thüre hocken und eifrig mit einander
plaudern. Er will nur gleich auf sie zu-
stürzen. Aber in der ersten Reigung hält
er inne. Er sieht, die Stodlausnerin ist
gegürtet und bepackt, wie zum Aufbruch,
und die Schabacherin macht Niene, der
verwünschten Freundin das Geleite zu
geben.

Wenn sie mit Jener ginge, dann wäre
die Schwelle frei!

Und thäte sie's nur auf hundert Schritte,
wenn er einmal in der Stube ist und die
Kleine bei der Hand hat, dann soll es
ihm schon gelingen, das Mutterherz zu
wecken und zur rechten Antwort zu be-
wegen. Laßt nur die Heze von der Hülf-
losen weichen.

Er birgt sich spähend hinter Baum und
Felsen. Und richtig, die Weiden gehen
drüben um die Hausede hin. Der große
Hut der Stodlausnerin verschwindet ab
und zu zwischen den Stämmen, und jetzt

leuchtet der Rock der Schabacherin zum letzten Mal von der Wand her, wo der Weg wie eine Wendeltreppe hinabgeht.

Glück auf die Reise! die Luft ist rein. Die Zeit ist kurz.

In wenigen Minuten ist er drüben, wo nur die Tannen mehr Schirmung halten, und zum ersten Mal tritt der Ungeladene in die niedere Bauernstube, deren Zugang ihm dreimal so hartnäckig war verweigert worden. Diesmal hatte die Schabacherin, sicher vor ihm und in der Absicht, gleich zurückzukommen, nicht abgeschlossen.

„Barbara! wo bist denn?“

Das Herz schnürte sich dem Fragenden in banger Ahnung zusammen, da er die Kleine nicht in der Stube sah. „Barbara!“ wiederholte er laut. Endlich hört er hinterm Ofen leises Schluchzen.

Richtig, da saß das Kind im Dunkeln und weinte, die Schürze vor dem Gesicht. Die Gestalt war noch magerer und die Haltung gebrochener als vorgestern. Die bösen Augen der Stocklausnerin mußten das Kind gar genau angesehen haben.

Da Obilo es ansah, schrie es laut auf und rückte die Bank hinauf, ohne dabei die andere Hand mit der Schürze vom Gesichte zu lassen.

„Aber dumm's Ding, ich bin's ja! Kennst mich denn nicht? Schau doch!“ rief der Doctor, dem jede verjämte Minnte wie ein Tropfen geschmolzenen Bleis auf's Herz fiel.

Die Stimme des Mannes machte das Kind doch stutzen. Sie blinzelte angstvoll neben der Schürze hin, und da sie den Mann aus dem Heuschouer erkannte, der so freundlich zu ihr gewesen war, kam allmählig das ganze Gesicht zum Vorschein und auf dem Gesicht ein Lächeln, das immer freundlicher wurde.

„Bist denn du der Vater?“ fragte Barbara nach einigem Zureden, und die Augen, mit welchen sie den Fremden an-

sah, schienen dabei immer größer zu werden.

„Was für ein Vater denn?“

„Der von Sanct Agatha,“ antwortete das Kind und zitterte dabei, war's vor Frost, war's vor Angst.

„Warum nicht gar!? Aber was soll denn der? Hat ihn die Mutter etwa holen lassen?“

„Wohl, wohl, und die Stocklausnerin ist ihn holen gegangen.“

„Und was soll er denn bei dir?“

„Ich weiß nicht!“ rief das Kind, in Thränen ausbrechend. „Aber ich fürcht' mich so viel vor ihm. Der Vater thut den Leuten weh. Er will mir auch weh thun.“

„Sei nur gut, kleines Herz, er darf dir gar nichts thun.“

Barbara sah den fremden Mann halb fragend, halb verwundert an. Sie ließ es willig geschehen, daß der Arzt sie beim Athmen behorchte, ihr Brust und Rücken abklopfte. Ja sie hatte, wie sie sich dabei verhalten sollte, von vorgestern noch recht gut im Gedächtniß und sichtliche Freude daran, Alles, wie's neulich geschehen, zu wiederholen, ohne seinen Befehl abzuwarten.

Die traurige Miene, die der Mann darnach machte, schien sie eher anzuheimeln als zu erschrecken. Sie war ja auch so traurig. Barbara rückte ganz dicht an den guten Freund heran, sah ihn groß an und sagte ganz laut, daß es dem Hörenden, eben weil es so kindlich klang, durch Mark und Bein zitterte: „Gelt nein, ich muß noch nicht sterben?“

„Unsinn!“ antwortete der Fremde. „Wie kommst du denn auf solche Gedanken?“

Das Kind schüttelte sich angstvoll am ganzen Leibe. Nur zögernd kam seine Antwort heraus: „Sie haben mir soviel vorgeredet vom Himmel und wie gut es die lieben Engel dort hätten . . .“

„Wer hat das gethan?“ fragte der Arzt, über so verbrecherische Thorheit jchauend.

„Die Stockaufnerin. Und auch die Mutter hat mich gebeten. Auf die Kniee ist sie vor mich hingefallen und hat gebeten, wenn ich einmal in den Himmel komme, so soll ich ihrer ja nicht vergessen und den lieben Gott ohn' Unterlaß anflehen, daß er ihr die Sünde vergiebt, die ihr das Gewissen drückt. Und auch den Vater selig soll ich bitten . . .“

Das Kind konnte nicht weiter sprechen, es fing in seiner Todesangst so krampfhaft an zu weinen, daß es kaum Athem schöpfen, geschweige ein Wort hervorbringen konnte.

Der Arzt hielt das zitternde Köpfchen an seine Brust, streichelte Haar und Wangen und redete begütigend, was er nur vermochte.

Auf einmal machte sich die Kleine von ihm los und sagte mit weit offenen Augen — der Mann meinte ordentlich zu sehen, wie sich die blonden Härchen über der Stirn aufrichteten: „Ich mag noch nicht zu meinem Vater! Sie haben ihn in eine ganz tiefe Grube gelegt. Er ist nicht mehr wiedergekommen.“

„Nein! Du wirst leben, Barbara, und im Sonnenschein herumspringen und spielen und schöne Blumen pflücken auf lichter Wiese.“

„Auf der blauen Himmelswiese?“ fragte das Kind und gab sich, heftig den Kopf schüttelnd, gleich selber Antwort. Wahrscheinlich hatten die quälenden Weiber dasselbe Bild kürzlich gebraucht.

Der Doctor versicherte lächelnd: „Nein, auf keiner blauen, auf den grünen Wiesen im Wald. Tröste dich. Ich will dich wieder gesund machen. Nur merk' auf und sei gehorham. Ich gehe jetzt hinunter ins Dorf, in die Apotheke, und lasse dir eine gute Medicin machen. Dann komm' ich gleich wieder zurück zu dir.“

„Ach lauf nicht weg! bleib da! Sonst kommt der Vater! ich fürchte mich ganz zu Tod!“ rief das Kind.

„Fürchte dich nicht! Du mußt die Medicin kriegen. Und ich muß selbst hinunter. In zwei Stunden bin ich wieder da.“

Barbara weinte laut. Aber der Doctor wußte, daß jetzt keine Zeit mehr zu verlieren war. Er eilte hinaus und den Weg hinab, so schnell er's vermochte, ob er das Kind auch hinter sich rufen hörte.

Es galt ihm um zwei Stücke. Fürs Erste hielt er das Heilmittel in der That für unerläßlich; fürs Zweite wollte er die beiden Weiber einholen, oder wenn diese sich nicht bedeuten ließen, dem Vater, und wär's mit Hülfe des Pfarrers oder des Ortsältesten, begreiflich machen, daß an dem kranken Kinde herumzupfuschen gefährlich und sträflich sei.

Allerhand Gedanken, nur keine erfreulichen, jagten in ihm vorüber. In der Dämmerung steigerte er oftmals die Schnelligkeit seiner Schritte bis zum Lauf.

Das Dörfchen mußte endlich nahe sein, und noch war er der beiden Weiber nicht gewahr geworden. Das wunderte ihn. Denn der Einen, der Schabacherin, mußte er, wenn anders sie rechtzeitig umgekehrt war, doch auf diesem Pfade begegnet sein, und die Andere, die Stockaufnerin — oder beide Weiber, wenn sie über die Zeit zusammengeblieben waren — einholen.

Da sah er auf Büschenschußweite das Kirchthürmlein wie einen spitzigen Schatten aus den dunkleren Häusern hervorragen. Und noch waren jene unnatürlichen Weiber nicht sichtbar geworden.

Er hielt einen Augenblick inne, trocknete den Schweiß von der Stirne, welche die Abendluft scharf anblies, und dachte, daß entweder ein näherer Weg in dies Dorf oder ein anderer Weg in ein näheres Dorf führen müsse, und daß er, in einem wie dem anderen Falle, wenn an-

ders die Stocklausnerin nicht säumig war, später als der gefürchtete Bader bei der armen Barbara anlangen werde.

Ob er schon zum Niedersinken müde war, gab ihm die neue Sorge doch neue Kraft, und so eilte er ins Dorf.

Er fragte den ersten Besten nach einer Apotheke. In dem Neste gab es nichts dergleichen. Aber ein Wundarzt, den sie Doctor nannten, der machte Medicinen, wie sie die Bauern nöthig hatten.

War das der Bader, vor dem sich Barbara fürchtete? Vielleicht war er's, vielleicht auch nicht, denn, wie gesagt, die Leute hier nannten ihren Bader „Doctor“, während die Schabacherischen den Heilkünstler, welchen sie erwarteten, „Bader“ genannt hatten — Willkürlichkeiten, welche sich Bauern gegen den herrschenden Brauch nicht zu Schulden kommen lassen.

Die Vermuthung, daß er in einem anderen Ort als die Stocklausnerin sei, ward durch diese Kleinigkeit zur Gewißheit erhoben.

Endlich fand er den mehrfach genannten Wundarzt zwar nicht in seiner Wohnung, aber in dem zweiten Wirthshause, darin er ihn suchte. Schwerfällig und unentschlossen erhob sich der Kerl hinter seinem Glase. Langsam trollte er sich nach seinem Hause. Einmal aber in seiner Stube, entdeckte Obilo in dem bairischen Gefellen einen klugen Mann, der einige pharmaceutische Kenntnisse besaß und ihm flink und ziemlich sicher an die Hand ging. Der Vorrath, der sich fand, gestattete zwar nicht, die Medicin, so wie sie Obilo gewünscht, zusammenzubrauen, aber das Wesentliche war doch darin, und aufathmend schob er das verbundene Glas in seine Tasche.

Nun wollte er ein Fuhrwerk, für soweit wenigstens, bis der Weg steil in die Höhe ging. Von dort kam er zu Fuße rascher fort. Aber auch für die kurze Strecke ward er nicht nach Wunsch gefördert. Die

Pferde des Orts trieben sich Abends auf der Weide herum. Bis man eines einfing, ward mehr Zeit verloren, als der Wagen ihm dann noch einholen konnte.

„Hat man nicht nach Ihnen geschickt?“ fragte Obilo, sich fertig machend, den Wundarzt.

Der verneinte das, auch daß er einen Gehilfen oder einen Berufsgenossen im Orte hätte. Noch einige Fragen und Antworten, und der Freund der kleinen Barbara wußte endlich, daß er gar nicht in der Gemeinde Sanct Agatha sich befand, daß dieses Dörfchen näher am Berge, aber ein Stündchen weiter westwärts von diesem gelegen sei.

Er seufzte, schüttelte grimmig das Haupt und lief mit seiner Medicinflasche und noch einigen anderen Päckchen, die er für den Nothfall sich zusammengERICHTET hatte, dem Berge zu. Die Zeit war für jedes weitere Wort zu kurz und zu kostbar geworden.

Er glaubte selbst nicht mehr, daß er den Spitzbuben, welchen das Vertrauen der Stocklausnerin anzeichnete — und das konnte nur ein Spitzbube oder Helfershelfer sein — überholen, kaum daß er ihn hinterher unschädlich machen oder überreden würde.

Es ward immer finsterner. Doch den Weg, den er gekommen, meinte er auch sicher wieder zurück zu finden. Zwar die grauen Bäume auf dem dunklen Grunde schienen sich zu vervielfältigen, und den schmalen Pfad schien blasses Gras bis zur Unkenntlichkeit zu überwuchern. Aber an Felsblöcken, Markstein und anderen Wahrzeichen, die er sich in der Sorgsamkeit der Angst auf dem Herwege im Gedächtniß verzeichnet hatte, meinte er zu erkennen, daß er nicht irre ging. Ab und zu begegnete ihm hier unten auch ein Eingeborener, und wen er fragte, ob das der Weg zum „Babl“, der jagte ja, wollte ihm aber bedeuten, daß es Unsinn wäre, des Nachts noch dort hinauf zu wollen.

Freilich hielt der Doctor keinem Stand und ihn hielt keiner zurück. Es muß schon so verrückte Stadtleute geben, dachten sich die Bauern und sahen sich nicht nach dem Forteilenden um.

Seit einer halben Stunde war Dbilo keiner Menschenseele mehr begegnet. Seit einer halben Stunde ging der Weg steil bergan. Es war derweilen Nacht geworden.

Feierlich stille lag der Hochwald. Nur der nimmerchlafende Wind ließ die hohen Stämme sprechen in geheimnißvoller Klage. Nur ein Nachtvogel stieß zuweilen einen ängstlichen Schrei aus. Nur die Tritte des Wanderers gaben auf dem glatten, von abgefallenen Nadeln gebildeten Weg einen fast heulenden Ton zu vernehmen. Sonst rührte sich nichts. Und doch war ein fortwährendes Weben und Walten in der Luft, daß man meinen mochte, das tiefe Schweigen wäre nur ein stöhnendes Gewimmel von Stimmen, davon man die eine nur nicht vor der anderen hörte, und dieser Wahn zwang die geängstete Menschenseele mit verdoppelter Sorgfalt in die Nacht hineinzuhorchen, die doch nur wieder mit unsaßbaren Accorden des ewigen Schweigens fürchterliche Antwort gab.

Dbilo hatte sich zuviel zugemuthet. Seine Kraft war aufgebraucht. Er mußte Athem schöpfen, still halten, sich erholen, oder er sank nach erneuter Anstrengung in die Kniee.

Da drüben lag ein Block quer am Wege hin, moosüberwuchert, halb in Schatten verhüllt, in diesem Augenblick einladend wie eine Rasenbank.

Dbilo dachte immer an des armen Kindes Angst. Er wollte sich trotz seiner Erschöpfung nur die kürzeste Rast vergönnen, die unerläßliche.

Er hatte sich kaum gesetzt und die müden Beine von sich gestreckt, als unsern von ihm eine rauhe Stimme sich vernahmen ließ: „Wo wollen denn der Herr

so spät in der Nacht noch hinauf? Nach dem Badl doch nicht?“

Dbilo strengte die Augen an und bemerkte eine schattenhafte Gestalt am anderen Ende des langen Steinblocks hocken. Gleichsam um den Fremden zu beruhigen, vielleicht auch weniger, um selbst gesehen zu werden als den Anderen zu sehen, schlug nun der Mensch Feuer vor seiner Holzpfeife, als wäre die ihm ausgegangen.

Dbilo sah ein haariges Bauerngeßicht mit harten Zügen und wilden Augen aus der Nacht auftauchen und darin verschwinden, wie der springende Funke es für eine Viertelsekunde theilweise, aber rasch wiederholt beleuchtete. Beim ungewissen Schimmer war zu genauer Beobachtung keine Möglichkeit gegeben. So schien es das Antlitz eines rohen, stumpfsinnigen, boshaften Burschen.

War der im Finstern hier Lauernde ein Wildddieb? . . . War es der Vertrauensmann der Stodlaußnerin?

Er sagte es gleich selbst. Da der Bursche keine Antwort gewonnen, hielt er's für artig, etwanige Zweifel über seine Person mit eigenen Worten zu zerstreuen. An des Fremden Meinung war ihm nicht viel gelegen, aber unsummehr an dessen allenfälligen Cigarren, an einem Schlud aus seiner Reisesflasche, an einem Trinkgeld.

Darum sprach er, sobald das Feuerzeug ruhte: „Fürchten der Herr sich ja nicht! Ich bin der Bader von Sanct Agatha und hab' einen Gang da hinauf zu einem Kranken. Man weiß eben nicht, ob er die Nacht überlebt.“

„Was wollt Ihr mit ihm machen?“ fragte Dbilo rasch.

„Je nachdem!“ antwortete Jener zwischen dem Ausblasen zweier Tabakswolken. „Vielleicht etwas eingeben . . . vielleicht zur Ader lassen.“

„Seid Ihr verrückt?“ rief Dbilo.

„Warum?“ fragte der Andere und rutschte dicht an den Städter heran.

Der besann sich, daß es nicht klug war, herauszuplagen: Weil Ihr diesem Kinde noch Blut abzapsen wollt, und weil dies sein sicherer Tod ist! Er that doch klüger daran, vor diesem Gefellen weder seine Theilnahme noch sein Wissen zu ver-

rathen. Und abermals, weil er keine Antwort erhielt, meinte der Andere aus Höflichkeit fortfahren zu müssen: „Glaube der Herr nur, wir haben manchen heilsamen Trank hier heroben auf unseren Bergen. Solcher thut den Kranken gut. Ja!“

„Sind Sie gewiß auch einen zu haben, der dem Kranken gut thun wird, zu dem Sie auf dem Wege sind?“

Der Vader lächelte verbindlichst vor des Stadtherrn Gesicht. „Gewiß? Nein! Es ist auch wohl schon zu spät dazu. Da wird man halt gescheiter zur Ader lassen. Ja ja, lassen wir das Schnapperl fest auf die Ader!“

„Aber warum denn das?“

„Mein Gott, wenn's auch nichts hilft, es stirbt sich nachher um so leichter.“

Obilo sprang vom Moosstü auf. Er ballte die Fäuste und sie zuckten nach dem Mann hinüber. Eine Minute lang wandelte ihn die Lust an, dies lächelnd mörderische Schenkel an der Gurgel zu fassen und über die Steine bergab zu stoßen, auf daß seine täppische Hand keinen Schaden mehr anstiften könnte.

Aber im nächsten Augenblick sah er in dem schadenfrohen Unhold nur sein eigen Berrbild vor sich. Handelte Jener nicht auch guten Glaubens? und wie oft war er selber nicht ebenso rathlos und ebenso gelassen, wie Dieser, vor einem Unglücklichen gestanden, der ihn mit nicht geringerer Zuversicht erwartete, als die Schabacherin den Mann ihres Vertrauens.

Es war, als ob eine Stimme aus der Nacht rief, die klagende Stimme der

armen und elenden Menschheit, an deren Leiden der Eine wie der Andere, der Pfscher wie der Stümper wie der Weise, sich in leichtfertigen Probestückchen versuchen, und kann ihr doch Keiner helfen und geht doch Jeder irre, ob er sich auch den Anschein geben mag, allsonntäglich zum mindesten im Rathe der Götter zu sitzen.

Es war, als ob eine mächtige Stimme aus der Nacht, aus dem Kern der ewigen Nacht rief: „Thue Jeder, was in seinen Kräften steht, prüfe Jeder sein Gewissen und achte Leichtfertigkeit für Todsünde. Säume dich nicht! Rette! Sühne Schuld und mildere Strafe!“

„Gute Nacht!“ rief Obilo und ging davon.

„Aber gnädiger Herr, wir gehen ja ein Stück weit mit einander! Warum denn so eilig? Ich bitt'!“ rief der Vader.

„Ich gehe nicht nach dem ‚Bahl‘ hinaus,“ hielt der Arzt für gut vorzugeben, „ich komme vielmehr von droben und hoffe, in Sanct Ngatha noch ein Nachtquartier zu finden.“

„Ja gewiß! . . . Aber wie sich der Mensch nur irren kann! Ich hätte trotz der Stockfinsterniß darauf geschworen, daß der Herr von Thal zu Berg wollt' und nicht umgekehrt.“

„Ich bin ein wenig vom Wege abgerathen.“

„Ach darum! Ja das kann einem leicht passiren und besonders bei Nacht. Der Berg ist gar so tüdich. Wenn ich nur ein Cigarrel hätt', mir ein wenig auf den Weg zu leuchten. In meiner Pfeifen rauch' ich schier nur Schwamm.“

Obilo gab ihm mit eiliger Hand ein paar Cigarren. Ihm war Alles daran gelegen, daß er vor dem Anderen vom Flecke kam und der ihn nicht länger verzögerte. Der aber wollte noch manche Redensart loswerden. Und dem Besorgten blieb nichts Anderes übrig, als kurz

abzubrechen und dergleichen zu thun, als ob er hurtig bergab ginge.

Eines Steinwurfs Weite blieb er stehen und horchte, ob der Andere zum Fortgehen Anstalten machte. Und da Dieser sich noch ein Weilschen zu besinnen schien, ward es ihm klar, daß er klüger gethan hätte, sei's mit, sei's ohne den rohen Gesellen, ehrlich bergauf zu wandern, statt Jenem was vorzulügen und ihm doch den Vorsprung zu lassen.

Dies erkannt, ging er im Bogen, so weit der ansteigende, hier dicht bewaldete Grund es gestattete, um den Stein, auf dem sie Beide gesessen, herum und versuchte es, den Säumigen zu überholen.

Er war nicht weit gekommen, da stolperte er trotz aller Vorsicht über eine Baumwurzel, und seine Füße raschelten laut im weissen Laube, das auf dem Waldboden lag.

„Wer da?!“ schrie die halbheißere Stimme des ländlichen Heilgehülsen — keine zehn Schritte weit kounte, nach dem Klang zu bemessen, der Kerl, den Obilo in der Dunkelheit nicht sah, von ihm entfernt stehen.

Er lehnte sich still an einen Baum und hielt den Athem an.

„Sund, verfluchter!“ schrie der Andere aus der Finsterniß herüber. „Wer mir nachschleicht, den erschlag' ich elendiglich! Wer da?!“

Wahrscheinlich um seinen Worten, die ins Ungewisse gerichtet waren, bedenklischen Nachdruck zu geben, schlug er mit einem Stock oder Ast so gewaltsam gegen einen Stamm oder Felsblock, daß jener bei den späteren Streichen hörbar in Splitter flog.

Obilo's Verdacht, daß der rohe Kerl zu allem Ueberfluß auch noch betrunken sei, schien durch dies halb grimmige, halb furchtsame Gebahren bestätigt.

Sowie der Doctor hörte, daß Jener wieder fortschritt, folgte er ihm behutsam

im Dunkeln. Aber den Versuch, Jenem den Weg abzuschnelden, wagte er vor der Hand nicht wieder, um sich nicht zu ver-rathen. Noch immer hoffte er, daß der einsam Wandelnde sich noch einmal verhalten und Raft machen werde. Dann wollte er vorausseilen. Dann mußte er die Schabacherin belehren, erweichen, überreden, ehe der Unhold ihrem Wahn zu Hilfe kam.

Da trat er schon ans der Dichtung. Der Wald blieb zurück, nur einzelne Stämme zogen sich hie und da die Wiese hinauf. Ein ungewisser Hauch wie ein Nebelschleier brante über ihr. Wo das Dickicht der Bäume aufhörte, wob eine fahle Dunkelheit, die dem aus dem Walde Kommenden schier wie Dämmerung erschien. Hier auf freier Höhe sah man recht wohl, wo Einer etliche Schritte vor dem Andern ging.

Obilo hatte in der letzten Viertelstunde den Schritt seines Widersachers nicht mehr gehört. Er hoffte denselben nun doch überholt zu haben. Fast vergnügt sah er sich um und horchte in den Wald zurück und vorwärts gegen das Haus der Schabacherin hin.

Es war Alles stille. Nur aber eine Minute lang. Eben da er nun voll Freude ausschreiten und auf das Haus zu-eilen wollte, sah er's am dunklen Gebäude schimmernd aufblinken, wie wenn in der Nacht eine Thüre vor erleuchteter Stube geöffnet wird, und zwei wohlbekannte Stimmen begrüßten sich.

„Ist halt ein weiter Weg da herauf. Man kann nicht fliegen,“ sagte die eine.

„Gott sei gelobt, daß Er nur endlich einmal da ist!“ antwortete die andere.

Der Lichtschimmer verschwand, die Stimmen verhallten, die Thüre war zu. Barbara in des Unholds Gewalt. Ehe der Besorgte, der seine mißlungene Vorsicht verwünschte, an das verschlossene Pförtchen pochen konnte, schlug der Vater seine

täppische Lanzette schon auf des Kindes schwächigen Arm.

Obilo lief hinüber. Er stand vor dem Hause und griff nach der Klinke.

Da faßte ihn Etwas von hinten beim Rock und zupfte.

Er sah sich um. Klein Barbara stand da, baarhaupt, baarfuß und fast im bloßen Hemdchen. Im Nachtbunkel sah es so blaß und blutlos aus wie ein todt's Kind. Unwillkürlich lief über Obilo's Rücken ein Schauer.

„Was kriechst du hier kaum bekleidet im Nachtthau herum, du Wildfang?“ sprach der Arzt leise, aber wie ein Zorniger, und doch war er so froh, daß er das Kind noch lebend hier außen gefunden hatte.

„Ich will hier draußen sterben!“ war des Kindes wunderliche Antwort, und sie klang so schauerlich leise, als wär' es ein Seufzer aus anderer Welt.

Obilo sagte nichts; er nahm den Plaid, den er auf dem Rücken getragen, und hüllte die Kleine sorgsam darein. Diese ergriff den Freund an der Hand und zog ihn von der Thüre weg hinter einen Holzstoß. „Der Vater ist schon da!“ flüsterte sie, und trotz der Dunkelheit sah der Fremde Barbara's Augen unheimlich leuchten. „Ja, er ist da! Und jetzt werden sie mich suchen. Du giebst mich aber nicht her. Ich will ja sterben, weil's die Mutter so gern haben möcht' und sie mich gar so schön gebeten hat. In Gottes Namen! Aber der soll mir nicht hinüberhelfen mit seinem kleinen Messer, der thut mir weh; du sollst mir helfen, nur du! Und auf einer grünen Wiese will ich vorher noch einmal sitzen und Blumen abzupfen, wie du mir versprochen hast. Denn wenn das nicht geschieht, so hast du gelogen, und du sollst nicht lügen. Wer lügt, kommt nicht in den Himmel, und du sollst in den Himmel kommen, wo die lieben Engeln sind, wo die Barbara sein wird.“

Obilo war's, als frör' es ihn im Herzen. Er hörte, daß das Kind im Fieber redete. Hastig und zitterig und überlaut gingen die wunderlichen Worte aus dem kleinen Munde.

„Schweig still, sonst fangen sie dich!“ jagte der Fremde. Dann schwieg auch er. Zister widelte er die Kranke in das Shawltuch, hob sie auf die Arme, und ohne noch ein Wort zu verlieren, ohne eines zu bedenken, ohne auch nur umzusehen, stieg er hastig unter den Bäumen mit seiner Last bergauf.

Keine dreißig Schritt weit war er gekommen, da hörte er hinter sich eine Thüre aufstoßen, und der Schabacherin Stimme rief laut und herrisch: „Barbara!“ in die stille Nacht hinaus.

Und als keine Antwort kam, schrie die heisere Stimme des betrunkenen Vaders — sie sollte verlockend klingen — „Komm, Kinderl, wo bist denn? komm herein, ich hab' dir was Gutes mitgebracht, komm!“

Diesen löste wieder die Frau ab, die immer zorniger nach der Vermissten rief. Man konnte es der besorgten Mutter an der Stimme anhören, daß ihr die Zeit lang wurde, bis sie ihren Engel im Himmel geborgen wußte.

Jetzt riefen sie alle Beide zugleich. Dann ward's für einen Augenblick ganz still, bis der Eine nach der Andern mit einer Hand voll angebrannter Spähne wieder aus der Hütte trat und Beide neuerdings Barbara zu rufen begannen.

Obilo schaute noch einmal von droben herab und sah jene Zwei, wie sie in erhobenen Fäusten die langen Spähne, ums Haus herum, hinter den Holzstoß, unter den Tisch, in den Stall leuchteten. Er eilte hastig höher hinauf.

„Sie kann nicht weit sein,“ hörte er den Vater noch sagen.

Was die Mutter darauf antwortete, konnte er schon nicht mehr verstehen. Aber es klang ihm mehr wie Begehehen als

wie vernünftige Rede. Barbara rührte sich nicht. Sie athmete schwer und ihr Angesicht glühte. Aber sie gab mit keinem Laut jenen Rufen dort unten ein Zeichen. Sie machte sich klein auf des Mannes Arm, und es ward ihr wohl an seinem großmüthigen Herzen.

Jetzt war der Schimmer der Spähe hinter dem Felsblock verschwunden. Jetzt hörte man auch der Suchenden Rufe nicht mehr. Da stand der Heuschober, in welchem Odilo die erste Nacht auf dem Berge verbracht, ein noch dunklerer Fleck im Dunkel ringsum.

Einen Augenblick dachte der Mann daran, da drinnen das kranke Kind zur Ruhe zu legen. Aber noch zu nahe waren sie hier den Verfolgern. Wenn der Verdacht, ja nur die Erinnerung der Mutter von ferne auf ihn fiel, war es zu wahrscheinlich, daß man das entlaufene Kind in dem nahen Heinstadel suchen würde.

Also weiter! Ob er auch todtmüde war, so abgepannt, daß er kein Bein sicher vor's andere setzen konnte, und es ihm bei jedem falschen Tritt blau und gelb vor den Augen flimmerte, ob ihm das kranke Kind auch noch so schwer auf den ungewohnten Armen lag, er ließ es doch nicht fallen und hielt nur selten an, um nothdürftig zu verschaukeln.

Schließlich kam jene fieberhafte Aufregung über ihn, die Einem mitten in der höchsten Ermattung neue Kräfte zusetzen scheint, freilich um bald darauf sich für diese Täuschung mit vollständiger Erschlaffung zu rächen.

Gerade in der letzten Viertelstunde meinte der Mann es nicht mehr zum Ende bringen zu können. Er stand am Rande der Hochwiese, den Rücken an einen Baum gelehnt; mit kämpfender Brust und im Ang' eine Thräne ohnmächtiger Ruth, startete er nach dem neuen Blockhäuschen hinüber, wie nach unerreichbarem Ufer ein versinkender Schwimmer.

Anfangs hatte er gedacht, das Badl mit der Kranken gewinnen zu können. Jetzt war er schon froh, wenn er nur noch bis in den neuen Heuschober hinüberkam.

Er hob das in seinen Plaid wie ein Bündel gewickelte Kind wieder auf die schmerzenden Arme. Mit knickenden Knien und pochender Stirne legte er auch noch diese letzte Strecke Weges zurück und betrat die Balkenhütte.

Der kleine Mann mit halbverdorrttem Grase halb gefüllt, heimelte ihn beim Eintritt an, wie wenn er jahrelang hier gehaust hätte. Die Erinnerung an ein paar friedliche Gedanken, an jenen behaglichen Morgen überkam ihn unbewußt. Es war seit Stunden wieder die erste freundliche Empfindung. Aber er ließ sich nicht Zeit, sie auszukosten.

Ehe ihn die Müdigkeit ganz zu Boden drückte, beeilte er sich, der kleinen Kranken ein Lager aufzuschichten. Ein Seufzer glückseliger Zufriedenheit stieg aus ihrer Brust, da er sie auf das weiche Heu bettete und sie die Glieder streckte.

Dann sah er das Weiße ihres Auges glänzen und hörte sie reden: „Nicht wahr, hier dürfen sie mich nicht holen?“

„Nein, Herz, schlafe ruhig!“

„Gieb mir noch einmal von der Medicin zu trinken. Dann will ich schlafen . . . Ach, die schöne Wiege!“

Er konnte mit der Hand fühlen, wie das Fieber den kleinen Körper erglühn machte. Jetzt mit Einem Male fiel ihm die Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens und Könnens wieder schwer aufs Herz.

Was sollte werden, wenn ihm das kranke Kind hier in der Bergwaldeinsamkeit stürbe? Heute Nacht, morgen, in drei Tagen? gleichviel! Wie wollte er vor der Mutter? vor der Welt? vor seinem eigenen Gewissen bestehen? Wer würde ihm den Vorwurf des Mörders ersparen? Hatte er nicht wie ein Wahnsinniger gehandelt, sich diese Sterbende aufzuladen

und sie von ihrer Mutter weg in die Wildniß zu entführen? . . . Wußte er denn so gewiß, daß der dörrliche Heilgehilfe am Ende nicht ebensoviel vom gesunden und kranken Menschen verstand wie er, der Eingebildete, der Graduirte, der Unsinnsige, der sich daheim vor Zuthaltungen nicht zu helfen wußte und hier sich eine Patientin stahl, die man ihm nicht gutwillig überlassen wollte!

Er konnte vor Uebermüdung keinen Schlummer finden. Es hämmerte ihm in den Schläfen. Sein eigener Puls schlug in hastigem Fiebertact. Immer peinlichere Bilder stiegen vor ihm auf.

Abscheuliche Vorwürfe drängten sich heran, wie sie die Gemeinheit und die Dummheit der Menschen gegen ihn erheben würde. In seiner Heimath war er, wenn die Geschichte ruchbar wurde, bald so lächerlich geworden, daß er anderswo ein neues Leben mühsam von Anfang beginnen mußte. Ja, wenn er nur noch die Heimath sah! Wenn ihn nur nicht die über sein unbegreifliches Beginnen wüthend gewordenen Bauern vor der Leiche Barbara's zu Tode steinigten!

Barbara darf eben nicht sterben! sprach er zu sich und lächelte unwillkürlich.

Durfte er lächeln? Wie oft hatte er nicht gesagt: Diese wird, Jene darf nicht sterben! Und doch waren sie gestorben, seiner Kunst und seinem Hochmuth zum Troste! Die blassen Gesichter seiner Todten schienen den jungen Arzt aus der Finsterniß, die ihn umgab, anzustarren, ihm zu drohen, ihn zu warnen, sich und ihn zu beklagen.

Er preßte die Hände vor die Augen. Er wußte, daß alle diese Gesichter nur von überreizten Nerven ihm vorgepiegelt wurden. Aber sein Herz war heute Nacht mit dem Wahn im Bunde.

Hätte er nur etwas Beruhigendes bei sich gehabt. Sich hinaus zu schleppen, um aus dem Bächlein Wasser zu schöpfen,

dazu war er zu müde. Das Wenige, was er in seinem Taschenbecher dort auf den Balken gestellt hatte, das gehörte dem Kinde, daran durfte er nicht rühren.

Er wollte bis auf Hundert zählen. Das machte ihn nur noch ungeduldiger. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als einer Gewohnheit aus der Kinderzeit zu folgen, die Hände zu falten und ein Vater-unser herzusagen, wie es ihm in der ersten Schlafzeit die alte Bonne als Hausmittel zum Einschlafen empfohlen.

Eines that es jetzt freilich nicht mehr. So sagte er ein zweites, ein drittes. Und da ein vernünftiger Mensch nichts sagt, ohne sich etwas dabei zu denken, so gingen an des Gebetes Hand recht ungewohnte Gedanken aus dem Kopfe des Gelehrten in die weite Nacht hinaus.

Wohin sie gingen? Wer weiß es. Gedanken sind ja zollfrei. Vielleicht wie in der Kinderzeit gen Himmel? Nicht doch! Dort oben war keine Welt für sich. Also hinaus ins All, ins Unbegriffene — ins Unendliche also doch.

Was suchte der Gedanke dort?

Obilo hätte es nicht jedem seiner Kollegen schriftlich in die Hand geben mögen.

Je nun, was immer sie suchte, was immer sie fand, seine Seele kam doch ruhiger und gesunder heim von dem Ausflug über die Grenze. So wie jetzt war ihm lange nicht mehr zu Muth gewesen, wird ihm auch vielleicht so bald nicht wieder werden, aber es war gut so. Er athmete auf.

Er beugte sich über seinen kleinen Schützling. Es wollte ihn bedünken, daß auch dieser nicht schlief. Aber er ruhte doch und schwieg stille, wie wenn's dem Andern zu Liebe geschähe.

Am Ende vergingen doch Beiden die Sinne. Als die Sonne durch die Luke des Bloßhäuschens sah, fand sie das Kind im Schlafe wie den Mann.

* * *

Sobald es auch für den müden Dbilo vollends Tag geworden war, verließ er die Hütte. Er hatte dem Kinde seinen Trank gereicht und es ruhig weiterzuschlafen heißen, bis er wiederkäme. Er stieg die letzte Stunde zum Badl hinauf. Die Leute droben meinten nicht anders, als daß er im Hause geschlafen und nur vor dem Frühstück einen kleinen Spaziergang gemacht habe. Gern ließ er sie bei diesem Glauben. Dann packte er sein Ränzlel zusammen, versorgte sich mit Eßwaaren für ein paar Tage, sagte, daß er eine mehrtägige Fußwanderung in eines der wegen seiner wilden Schönheiten berühmten Hochthäler unternehmen wolle, und beglich seine Zechen.

Man bedauerte nicht wenig, den unternehmungslustigen Herrn Doctor schon so bald wieder scheiden zu sehen, ehe noch über die Zukunft des hoffnungsvollen Badls etwas Bestimmtes ausgemacht worden war.

Seltjam, er, der noch gestern ganz Feuer und Flamme gewesen für die weit-ausgreifenden Gedanken, er wollte heute kein Wörtchen von seiner geplanten Gründung hören und gab auf die freimüthigsten, ja auf die uneigennützigsten Auerbietungen des Wirths, der sich gestern noch etwas geziert hatte, gar keine Antwort.

So ein Fußwanderer, der's eilig hat, ist gar zu rücksichtslos.

Und Dbilo hatte es eilig, zu seiner unbehüteten kleinen Patientin zurückzukehren. Das Wohl und Wehe dieses unmündigen Kindes lag ihm jetzt allein auf dem Herzen. Er wollte, bis es genesen war, keinem andern Gedanken Raum geben, der nicht zu seiner Rettung beitrug.

Und so saß er Tag für Tag und Stunde für Stunde bei dem Kinde, die Fortschritte des Fiebers beobachtend, auf Mittel sinnend, sein Wissen wägend, den Schlaf behütend, wenn es ruhte, ihm vorplaudernd, wenn es wachte.

Von ihrer Mutter redete Barbara nie; wohl aber lachte sie manchmal über den Vater, dem sie schön ausgekommen wäre.

Sie lachte nicht oft, und Dbilo nur gezwungen, um dem Kinde seine Angst nicht zu verrathen. Barbara's Leben hing an einem Faden, und der Schicksalsfaden schien immer dünner und dünner zu werden. Ein Wunder, daß er nicht schon gerissen war.

An dem Hänschen kam Niemand vorüber, als von ferne nur am Sonntag ein Geistlicher und etliche Bauern; des Werktags ab und zu einmal ein Botenläufer. Keiner achtete auf den Heuschaber seitab vom Wege, und Dbilo ließ sich nicht bliden. Manchmal des Abends und Morgens ging er ein Stündchen in den Wald, suchte Beeren und Schwämme und führte seine trüben Gedanken in der Runde.

Eines Tages, da er es vor Hunger nicht mehr aushalten und sich trotz aller Angst und Sorgfalt nicht verhehlen konnte, daß er seit gestern nichts mehr gegessen hätte, und daß nicht nur der Vorrath seiner Speizen, sondern auch seiner Arzneien schon zu lang erschöpft sei, mußte er sich wider Willen zum Gang thalabwärts entschließen.

Er bat die Kleine, sich nicht vom Lager zu rühren und am liebsten zu schlafen, bis er wiederkäme. Zu verschließen war der Heuschaber nicht; so bettete er seine Kranke wenigstens so vorsichtig in den Winkel hinter eine Wand von Heu, daß kein Vorübergehender, ja selbst der Eintretende nicht auf den ersten Blick des stillen Bewohners gewahr wurde. Das Kind versprach, geduldig und folgsam zu sein.

So ging Dbilo mit schwerem Herzen am späten Nachmittag zu Thal. Er konnte dann doch den Rückweg im Schutz der Nacht zurücklegen. Wenn er aber den Wundarzt noch bei seinen Kräutern finden wollte, mußte er, ehe es ganz Abend wurde, in dem Dörfchen eintreffen.

Niemand begegnete ihm. Er sah nur einen Mähder, der, Kasterhoch über dem Wege, baarfuß auf einer steilen Wiese ging und, ohne seiner zu achten, des gefährlichen Handwerks pflog. Auch Obilo rief Jenen nicht an. Es half kein Verweilen, kein Bedenken, er mußte ^{hin}hin. Er mußte an der Schabacherin Haus vorbei. Dieser Punkt war nicht zu umgehen, nicht zu vermeiden.

Als er um die Ecke des Felsens bog und das Häuschen hinter den Bäumen, die vor seiner Thüre Schildwache standen, so still und verlassen daliegen sah, wie sonst, schnürte es dem Spähenden doch das Herz zusammen. Dort wohnte die Mutter, die Wittve, der er den letzten Schatz genommen, welchen das Schicksal der Armen gelassen hatte. Konnte er es vor Gott und den Menschen verantworten? Vor den Menschen vielleicht, vor Gott gewiß! Was hätte dies aberwitzige Weib mit ihrem Kinde begonnen? Sie hätte es sicher umgebracht . . . Aber wird er es am Leben behalten?

Und wenn er es auch einst ihr wiedergeben kann, jetzt irrt die kinderlose Mutter vielleicht halb wahnsinnig vor Schmerz im Walde herum und schreit sich heiser nach der Vermißten; Dornen zerreißen ihr Gesicht, Steine ihre Füße, Jammer ihr Herz . . . und immer sucht sie, irrt sie, verliert die Verlorene mit jeder Minute neuerdings.

Vielleicht wenn sie jetzt in dem Vorüberwandelnden den Räuber ihres Kindes ahnt, stürzt sie auf ihn mit der Verzweiflung und Wuth des Thieres, dem man die Zungen entrißen, und hängt sich an seinen Hals mit Geschrei und läßt ihn nicht, bis er gestanden, wo er das Töchterchen verborgen habe, und ob es noch lebe.

Lebte es noch in diesem Augenblick?

Dieser Gedanke machte seinem Bögeru ein Ende. Um Barbara's Lebens willen mußte er vorüber. Jede Verzögerung

konnte die Aufregung, jede Aufregung das Fieber verstärken. Also vorwärts!

Die Krämpfe vor's Gesicht gezogen, den Stab in der Luft, so schritt er hurtig, wie ein Argloser schreitet, an der Schabacherin Wohnung vorbei. Kein Gesicht erschien im Fenster, keine Gestalt auf der Schwelle, aus dem Schlothe stieg kein Rauch, aus dem Stalle drang kein Ton. Es schien hier Alles leer, ausgestorben, verlassen.

Obilo schwenkte den Hut, da er das Haus im Rücken hatte, wie wenn er einer Gefahr entronnen wäre. Und war nicht Gefahr, die höchste Gefahr dabei, wenn ihn die Schabacherin erkannte und sich an seine Fersen heftete? Nicht Gefahr für ihn — das ließ ihn kalt — aber für die kleine Barbara, die dann die unnatürliche Mutter an sich riß, die er auch der unnatürlichen Mutter nicht von Angesicht zu Angesicht abstreiten konnte, wenn diese nicht von ihrem Kind abließ.

Nun also, er war vorüber, und leichteren Herzens wollt' er des Weges Rest zu Thal ziehen.

Da kam er an die schmale Stelle zwischen Wand und Abgrund, dorthin, wo er sich zum ersten Mal von diesem Berge schauend verweilt hatte, dorthin, wo das Marterkreuz stand, das man vor Jahren dem verunglückten Schabacher gesetzt hatte, weil man seine zerschmetterte Leiche drunten in der schaurigen Schlucht gefunden hatte.

Waren die welken Blumen, die er damals über der verwitterten Inschrift zur Seite gebogen hatte, noch nicht vom Winde verweht worden? Er wollte doch zusehen im Vorüberstreiten.

Aber da er nun hinüberfahnte, war's ihm, als blendete falsche Spiegelung seinen Blick. War das Augentäuschung oder war's Wirklichkeit? hatte sich das Kreuz verdoppelt oder narrete ihn sein Gesicht?

Je nun, der Hunger verwirrte seine Sinne noch nicht so sehr. Er konnte sich mit dem nächsten Augenblick vergewissern,

daß in der That zwei Kreuze am Rande des Abgrunds gesetzt waren. Ein kleineres nagelneues stand neben dem verwitterten Alten, und zwischen beiden kniete jetzt ein Weib — er hatte es vorhin nicht gemerkt, weil es zusammengekrümmt in übertriebener Geberde mit dem Antlitz auf dem Grabe gelegen war. Das Weib zog im Knien ein langes Gewinde von grünen Blättern, in welches etliche Asten gebunden waren, von dem größeren Kreuze zu dem kleinen. Sie schien diese Arbeit mit häufigem Gebet zu unterbrechen und sie war so ganz in ihr frommes Thun versunken, daß sie den hinter ihr Dahinschreitenden nicht hörte oder doch sich nicht umwandte, weil sie sich nicht vom ersten Besten in ihrer Andacht stören lassen wollte.

Es war Obilo nicht schwer, in der Knieenden die Schabacherin zu erkennen. Es war nicht schwer, den Sinn ihres Thuns zu verstehen. Sie hatte sich in ihrer Einsamkeit nicht besser helfen können als das Verschwinden der Tochter gerade so wie das Verschwinden des Mannes zu erklären. Barbara war oft, sowie sie nur Blumen in die Hand bekommen hatte, zu der Stätte gelaufen, wo ihr Vater vor dem vernagelt war, und hatte das Kreuz mit den Blumen geziert und war halbe Tage hier vor der herrlichen Aussicht gesessen. Sicher war sie in ihrer Angst vor dem Vater auch in jener Nacht hierhergelaufen und in eben der Angst zu weit vorgerannt und hinuntergestürzt. So zu vernageln, das hatte sie ja vom Vater.

Zwar ihre Leiche hatte man nicht gefunden. Aber den kleinen Körper konnte ja der Gießbach mitgenommen und zu Thal geschleppt haben. Seit dem Hochgewitter stürzte sich das angeschwollene Wildwasser mit dreifacher Gewalt daher. Wenn Einer das Kind durchaus todt wissen wollte, konnte er sich mit dieser Erklärung leicht zufrieden geben. Und der Schabacherin war an dem Tode Barbara's viel

gelegen. Sie schien, obgleich sie jetzt nur im Rücken gesehen wurde, ruhigeren Gebahrens denn je und ganz zufrieden den Pflichten frommen Andenkens zu genügen an der schaurig schönen Stätte, die sie gewissermaßen als ihren Familienkirchhof betrachtete, obgleich keiner der Ihrigen hier begraben lag.

Obilo hütete sich wohl, sie anzurufen. Er ging gedankenvoll fürbass. Diese Mutter war über den Verlust des Töchterchens also schon getröstet. Wohlverstanden, wenn dies Töchterchen ein Engel sein geworden war. Fand sie dieselbe lebend wieder und als Verlangene gar, ihr Aerger würde dann erst neu erstehn und freilich gleich verdoppelt.

Den Aerger wollt' er nun leicht ertragen, wenn sie nur nicht zu früh das Kind entdeckte!

So ward die Last quälender Gedanken, die er mit sich nahm, immer größer, und als er in das Dorf gelangte, wollte sie ihm schier selber das Leben verleiden. Er dachte daran, daß dem alten Schabacher von ihnen Allen, die in dieser Sache dreinzureden hatten, am wohlsten war.

Seltzam! Zum ersten Mal, daß der gewaltthätige Obilo an den seligen Schabacher dachte und was wohl der dazu sagen würde, wie die Mutter und der Fremde mit seinem armen Kindlein umsprängen. Mein Gott, so ein Todter hat nicht viel zu sagen, aber nach reiflichem Besinnen schien es dem Wanderer doch die beste Richtschnur für sein Handeln, wenn er es so einrichtete, wie es der Vater wünschen würde, falls dieser noch am Leben wäre oder von einem fernen Stern vernehmlich seine Stimme abgeben könnte.

Seltzam! Je länger Obilo diesem Gedanken nachhing, desto deutlicher meinte er, die väterliche Stimme zu vernehmen. Er vernahm sie in seinem eigenen Herzen.

Sobald er sich im Dorfe mit dem Rothwendigen an Arzneien, Fleisch, Brot und

Wein versorgt hatte, richtete er an den Ersten, der ihm begegnete, die Frage: „Wo geht der nächste Weg nach Sanct Agatha?“

Der Weg war bald gewiesen, und nach kurzem Wandern betrat Dbilo nun zum ersten Mal den Ort, welchen er neulich umsonst gesucht hatte.

Der Entschluß, um eine gute Stunde später zu seinem Schützling zurückzukehren, war ihm nicht leicht geworden. Wäre es des tohten Vaters Stimme nicht gewesen, die ihn zu dem Umwege gezwungen, er hätte jeder anderen Aufsechtung widerstanden.

Es war schon dunkler Abend, als er vor den dürftigen Pfarrhof kam, der sich, fast als schämte er sich seiner Armuth, hinten an die alte Kirche schmiegte. Die Gemeinde schien nicht reich zu sein. Nur wenige niedere Hütten standen an der Bergwand entlang. In der Dorfasse ging Niemand. Nur ein paar junge Hunde rauchten sich spielend im Staube herum.

Dbilo, der sich nicht ohne Mühe hier zurechtgefragt und über eine finstere Stiege getastet hatte, klopfte mehrmals an die Stubenthür, bis diese plötzlich aufgerissen wurde und eine dunkle hagere Gestalt, die sich vom dunklen Hintergrunde nur wie ein Schatten abhob, auf die Schwelle trat.

„Sind Sie, mein Herr, der Pfarrer von Sanct Agatha?“ fragte der Arzt.

„Leider Gottes kann ich es nicht leugnen,“ antwortete der Schatten. „Womit darf ich dem Herrn dienen?“

„Mit Rath und That!“ antwortete der Fremde, der Aufforderung zum Eintreten Folge leistend, während der Geistliche ein Licht anzündete.

Dbilo sah nun in ein hartes bäurisches Gesicht. Auf den ersten Augenblick wollte es dem Städter scheinen, daß jeder Drescher, den man von der Tenne geholt und in den schwarzen Habit gesteckt hätte, nicht weniger geistlich und nicht weniger gebildet ausgesehen hätte als dieser Seelenhirt, in dessen Sprengel so merkwürdige Pflau-

zen wie Mutter Schabacher und der Vader gebiechen und solche Gäste sich werthtätig umtrieben wie die fromme Stocklausnerin. Aber je länger er den schlichten, fast armseligen Mann betrachtete, oder besser gesagt, je länger er von diesem betrachtet wurde, desto mehr gewann die Ueberzeugung in ihm Raum, daß der derbe Finsterling nicht nur hartes Holz zu spalten gemacht sei, sondern auch harte Herzen. Es war Etwas in dem blassen Auge, das Einem nicht beim Dreschen ansieht. Ein seltsam Etwas, das in Dbilo's Auge fehlte wie in seiner Seele. Vielleicht hieß es bewußte Demuth, vielleicht Gottvertrauen, vielleicht Lebenserfahrung eines ergrauten Kämpfers. Er wußte es nicht zu nennen; aber weniger als sonst von der Selbstüberschätzung geplagt und näher gerückt dem Mitgefühl für menschliches Elend als je vordem in rauschenden Tagen, stand er dem Manne ehrfürchtiger und kleinlauter gegenüber, als sich sonst vielleicht für einen so aufgeklärten jungen Arzt einem armseligen Bauernpaffen gegenüber geziemt hätte.

„Ich möchte nicht mich erst hier niedersehen,“ sprach er. „Mir brennt der Boden unter den Füßen. Erlauben Sie mir gleich wieder zu gehen, Sie mit mir zu nehmen und Ihnen mein Aufsuchen unterwegs vorzutragen.“

Der Pfarrer machte eine erstaunte Bewegung und rührte sich nicht. Wie aber der Andere hinzufügte: „Ich bin Arzt,“ griff er nach Hut und Stod und eilte voran.

„Nein, nicht nach der Kirche!“ sprach jetzt Dbilo. „Ich weiß nicht, ob ich Sie schon zu einer Sterbenden führe. Ich habe seit zwei Tagen gegründete Hoffnung, ein krankes Kind mit dem Leben davon zu bringen, wenn kein unvorhergesehener Unfall, keine neue Erschütterung der Nerven, kein Rückschlag eintritt. Aber es handelt sich um ein Kind, das nicht mein ist, um ein Weichthind Ihres Sprengels, das ich . . . ich finde kein anderes Wort

... daß ich, ein Fremder, die Gefahr erkennend, seiner Mutter weggenommen habe, weil sie es sicher getödtet hätte."

Der Priester blieb erstaunt mitten auf der Straße stehen, und wie jetzt sein Auge blinkte, sah Obilo recht wohl, daß er keinen gewöhnlichen Menschen vor sich hatte, wohl aber einen, der schon jetzt mehr von der ganzen Geschichte wußte und verstand als er, der sie ihm vorzutragen kam. Der Pfarrer rief, fast zornig:

"Es ist doch nicht das Kind der Schabacherin, das Sie bei Seite gebracht haben?"

"Eben das, hochwürdiger Herr. Die Barbara Schabacher."

Der Priester legte sacht die flachen Hände übereinander, und im Fortschreiten sprach er leise über diese Hände hin: "Ich habe schon drei Messen für ihr Seelenheil gelesen . . ."

"Die arme Mutter!" sagte der Arzt, als beklagte er selbst das Unrecht, welches er doch hatte anrichten müssen.

Und mit lauter Stimme versetzte der Pfarrer: "Zawohl arm! . . . Armer als Einer glauben mag! Was kann es Armeres und Armeseligeres geben als ein Mutterherz, das sein eigen Kind nicht liebt!"

"Wirklich! Steht es so?!" rief Obilo, dem die Geschichte des Schabacher'schen Hauses ja fremd war. "Aber sollte solch eine Verirrung des Herzens nicht heilbar sein?"

"Heilbar?!" wiederholte der Priester und sah den Arzt mittheilend lächelnd an. Aber es war nur eine flüchtige Regung, die sofort verschwand. Es fiel dem Hirten auf's Gewissen, daß man für den Irrgang seiner Schafe Niemand besser zur Verantwortung ziehen dürfte als ihn selber, obwohl er, so lang er die Schabacher kannte, an ihrem harten Herzen und vor Allem an ihrem harten Kopf sich redlich, nur leider vergebens, abgemüht hatte.

"Wohin wollen Sie, Herr Pfarrer?"

rief jetzt Obilo, da er den Genossen vor einem Hause dicht am Wege stillhalten sah. Ihm fiel jede Minute Verzögerung schwer auf's Herz. Und als er gar über der Thüre des Hauses ein leicht verständliches Zeichen schwanken sah, kam ihm der Verdacht, daß der Hochwürdige sich erst noch für den langen Weg stärken wolle.

Der Andere mußte wohl den Argwohn von der leicht gerunzelten Stirne gelesen haben, denn er begütigte ihn lächelnd: "Hier wohnt der Vormund der kleinen Barbara."

"Aber ich bin in Angst um das einjame Kind!" antwortete der Doctor und zog die Uhr. "Wenn der Zufall wollte, daß irgend ein Bösewicht die Kranke zu erschrecken käme . . ."

"Die Leute hier im Gebirge sind nicht so böseartig," versetzte der Geistliche lächelnd.

"Und wenn die eigene Mutter die arme Barbara findet!" rief Obilo.

Der Pfarrer entgegnete bitter lächelnd: "Die sucht sie nur . . . im Himmel, unter den lieben Engeln!"

Sie traten in die Gaststube. Verdruß, fast mißtrauischen Ausdruck im Gesicht, kam der Wirth den zu so ungewohnter Stunde Einkehrenden entgegen. Und die blonde Frau drüben bei der Lampe salbete unwillkürlich die Hände, als wollte sie sagen: "Um Gottes Willen, es ist doch kein neues Unglück geschehen!"

"Tröstet euch!" rief der Pfarrer, kaum daß er über der Schwelle war. "Ich bringe gute Zeitung!"

"Hat sich die Barbara wiedergefunden?" rief die Wirthin und sprang jählings vom Stuhl empor.

Die plötzliche Freude, die ihre Wangen erröthen, ihre Augen leuchten ließ, worten der Banberchein entschwindender Jugend auf das noch immer schöne Antlitz des blonden Weibes, das nun dicht auf den Fremden zutrat, als müßte sie von ihm des Räthfels Lösung erwarten.

„Barbara ist gefunden! Aber schwer krank! Bereitet euch darauf, das Kind morgen in euer Haus aufzunehmen. Wir gehen jetzt eilig hinauf. Denn die Arme ist schon seit Stunden mutterseelenallein. Gebt mir ein Gläschen Schnaps und eine brennende Laterne.“

Bis das Licht gebracht und das Gläschen zum letzten Mal auch für den Fremden gefüllt wurde, war Zeit genug, den Eheleuten im Wirthshause das Nöthige zu erklären. Auch Odilo hörte dabei noch allerhand Neues, worüber er sich dann unterwegs ausführlicher vom Pfarrer belehren ließ.

Dieser führte ihn einen steilen aber viel kürzeren Weg durch die Schlucht bergan. Der anstrengende Marsch verbot gar bald alles Reden. Die letzte Strecke sprach Keiner mehr ein Wort. Eine unerklärliche Bangigkeit schlich dabei über des jungen Gelehrten sonst so zuversichtliches Herz. Ehe er sich's versah, standen sie droben vor der Schabacherin Häuslein.

„Nehmen Sie die Laterne und säumen Sie keine Minute, zu dem kranken Kinde zu kommen. Ich will derweilen den Versuch wagen, dieser thörichten Fran begreiflich zu machen, daß ein lebendiges Kind auf Erden für Mutteraugen dem doch ein größerer Trost sei als ein seliger Engel im Himmel!“

Mit diesen Worten klopfte der Pfarrer an der Schabacherin Thür. Odilo stieg mit der Laterne in der Hand, so rasch er konnte, zu seinem Schlupfwinkel auf der Hochwiese hinauf.

Als er endlich vor dem Heuschöber anlangte, ließ er das Licht vorsichtig im Freien stehen, um die Schlafende nicht durch den plötzlich auftauchenden Schimmer zu erwecken.

Treulich dauerte es nun ein Weilschen, bis die Augen sich in der Finsterniß, die in dem Blockhäuschen herrschte, zurecht fanden. Er mußte sich an den Wänden

entlang zu jener Stelle tasten, wo er dem Kinde das Bett zurechtgeschichtet. Er hörte es nicht athmen. Mit den Händen fühlte er auf dem dünnen Grase herum. Seine Hände fanden nichts . . . als den leeren Plaid, in den er das Kind eingewickelt hatte.

„Barbara!“ rief er, „Barbara!“

Keine Antwort.

Er stürzte hinaus, die Laterne zu fassen. Dann leuchtete er nach rechts und links und in alle Winkel des kleinen Gelasses. Das Kind war fort. Und wie er auch um das Haus herum rief und suchte, es zeigte sich keine Spur von der Verlorenen.

Es währte nicht lange, daß in den Lichtkreis der Laterne, mit der Odilo unter den Waldbäumen herumleuchtete, eine dunkle Gestalt eintrat. Es war der Pfarrer. Die Strahlen fielen auf ein blaßes, von Angst verstörtes Gesicht.

„Was suchen Sie hier im Walde, Herr Doctor?“

„Barbara ist fort!“

„Um Gottes Christi Willen!“

„Haben Sie die Schabacherin getroffen?“

„Nein! Ihr Haus ist leer . . . Zu solcher Stunde! denken Sie doch! Sie muß aus dem Schlafe geweckt worden sein. Man sieht es am Bette, daß sie es schon beschritten hatte. Man sieht es an Allem im Hause, daß sie es plötzlich verlassen haben muß.“

„Da ist Verrath im Spiel, Hochwürden! Da hat es ein Unglück gegeben!“

„Ich fürchte selbst!“ antwortete der Geistliche und fastete still seine rathlosen Hände, während er auf den jungen Mann niederblickte, der, unter Schmerz und Wuth aufzudend, sein stolzes Haupt verzweifeln mit seinen Fäusten deckte.

„Was nun?!“

* * *

Am hölzernen Kreuz über der Schlucht klebte ein Schatten. Er schien sich zu regen, zu wachsen. Dann war's wieder ruhig, nur leises Flüstern hörte man wie von einer Betenden mitten in der sternenlosen Nacht. Dann theilte sich der Schatten wieder und ein Theil wollte fliehen. Aber die Dunkelheit streckte eine Hand von sich, und was man nun hörte, war eines Kindes Weinen.

„Fürchtest dich nicht der Sünde? Wie zu einer Heiligen hab' ich schon zu dir gebetet, drei heilige Messen hab' ich für deine Seele sagen lassen, auf dem Kreuzlein da steht dein Name als wie der einer Verunglückten, und nun thust mir die Schand' und den Nummer an. . .“ So stammelte die Schabacherin halbwahnsinnige Worte. Das Kind hörte kaum darauf hin. Es klammerte sich nur mit aller Gewalt an das Kreuz, auf daß es nicht in die Tiefe hinabstürze. Zu seinem Auge war keine Furcht; es spähte nur immer nach dem in Finsterniß verhüllten Wege hinüber. So oft es einen Versuch machte, hinüber zu entriumen, hielt die Mutter es unbarmherzig fest. Aber auf jenem Wege mußte doch der kommen, welcher Barbara aus dieser Qual errettete. Er hatte es ja versprochen, daß er noch in der Nacht wiederkehrte, und es gab keinen anderen Weg heraus, als an dieser Felswand vorbei.

Immer eifriger schwachte die Alte von der Herrlichkeit des Himmels und vom Glend dieser Welt. Sie wußte nicht, was sie wollte. Oder vielmehr sie wagte nicht zu wissen, was sie wollte. Ganz von der fixen Idee beherrscht, ihr Kind müsse im Himmel für sie beten, begriff sie nicht mehr, wie es anders sein konnte. Als der Mähder heute nach gethanem Tagwerk an ihr Fenster geklopft hatte, um ihr zu sagen, daß er droben im Heustadel ihr Kind schlafend gefunden habe, da war ihr's nicht anders gewesen,

als bliese man zum jüngsten Tag. Sie hatte den Mann einen Lügner gescholten, einen Lumpen, der einer armen gottesfürchtigen Frau Schrecken einjagen wollte aus reiner Bosheit; aber wie er schimpfend fortgegangen war, hatte das Wort des Armseiligen doch wie Wahrheit in ihr fortgeschossen. Zwar hatte sie vor dem Einschlafen zu Gott gebetet, er solle solche bübische Kunde nicht zur Wahrheit werden lassen. Dann war ihr der Gedanke gekommen, der Mähder habe das Kind wohl im Grafe liegen gefunden, aber nicht als Schlafende, sondern als Todte. Hätte er es erwecken können, er hätte wohl nicht die leere Nachricht, sondern das Kind gebracht. Der Tropf! Der Verläumder!

„Nicht wahr, meine herzige Barbara, du bist ein Engel Gottes und betest für deine arme Mutter vor Gottes Thron!“ rief sie.

Ja ja! hatte es in ihrem Innersten geantwortet. Mit diesem Troste war sie dann beruhigt eingeschlafen.

Aber schon aus dem ersten Schlaf hat sie's wieder aufgeschreckt. Und die Angst ist immer gewachsen, und wie diese auch auf reichliches Beten nicht gewichen, da ist sie aufgeprungen aus dem Bett und hinaus zur Thür und hinauf den Berg, über die Hochwiese geradezu in den Heuschaber hinein.

„Bist da?“ hatte das Kind gar lieblich hinter dem Heu hergerufen, denn es meinte nicht anders, als der gute Freund, der lang erwartete, wäre zurückgekehrt.

„Jesus Maria und Joseph!“ tönte es schreiend als Antwort zurück. Barbara hob den Kopf über's Heu und sah, wie ein fahler Lichtschimmer das entsetzte Antlitz ihrer Mutter beleuchtete.

Nur einen Augenblick. Dann fiel die Laterne aus der Schabacherin Händen. Sie selber bückte sich zur Erde und weinte bitterlich.

Barbara kroch zur weinenden Mutter heran, und so unerreichbar für die Stimme

der Natur war auch das Herz dieses thörichten Weibes nicht, daß das Wiedersehen des todtgeglaubten Kindes es nicht überwältigt und im ersten Erfassen nicht mit Glück überströmt hätte.

Sie nahm das Mädchen in beide Arme und herzte und küßte es, und drückte das kleine Angesicht an ihre thränenmassen Wangen und nannte die Wiedergefundene mit kosen den Namen. Und also trug sie sie fort.

Aber nachdem der erste Sturm dieser natürlichen Empfindung vorübergerauscht war, wußte ihr Verstand nicht weiter.

Die alte, von der Stocklausnerin so emsig geschürte Hölleangst kam wieder über sie. Der alleinige Gedanke, daß sie nun doch keinen Engel im Himmel habe, überwuchs mit Riesengröße jedes andere Regen in ihr, und in Minutenhülle machte er sie verzagt, verzweifelt, verrückt.

So kam sie an ihr Haus, und weil es sie da nicht litt, ging sie zu den Krenzen über der Schlucht.

Wieder weinte sie, aber nicht aus Müh- rung oder Freude, aus Gram der Enttäuschung, aus Wuth wie eine Verstoßene.

Das Weltall, das sich in Finsterniß vor diesem Berg ausbreitete, schien ihr mit Millionen höhrender Fragen, mit gierigen Tenseln, mit Heulen und Zähneklappern erfüllt. Der unendliche Schlund der Nacht war ihr nur der fürchterliche Vorhof der fürchterlicheren Hölle.

Ein leiser Aufschrei ihres Kindes weckte sie aus diesem aberwitzigen Traum. Für Barbara war die unendliche Nacht nicht ohne Licht.

Dort dämmerte ein Schimmer unterhalb der Fichten herauf, und bald sah sie ein wanderndes Licht, das nun hinter Stämmen und Buschwerk verschwand, und nun wieder auftauchte, größer, schimmernder — denn sie sah es mit nassen Augen. Das konnte nur ihr Erretter sein, der da herankam, und weil das

Kind also dachte, schrie es unbedacht auf vor Freude.

Die Mutter ergriff es beim Handgelenk, und der Richtung seiner Augen folgend, wandte sie sich um. Erst jetzt sah auch sie das nahe Licht. Aber ihr verstörter Geist war nicht gewohnt, die Erscheinungen natürlich aufzufassen. Was dort aus dem Walde zu ihr heraufschwebte, war ein Irrwisch, ein Unhold, ihres abgeschiedenen Mannes Geist!

Nach und nach merkte sie freilich, daß es irdischer Menschen Beine waren, die dort sich an den Steinen stießen, daß arme Menschenstimmen sich harmlos frag' und Antwort gaben. Mit dieser Erkenntniß aber packte sie sofort die Furcht, daß Barbara lauter schreien und diese Fremden — sie konnte bei der tiefgehaltenen Laterne die Angesichter nicht erkennen — ihr das Kind entwenden möchten.

Da riß sie das Töchterchen mit rascher Hand an sich und preßte mit der Kraft der Wuth und Angst das kleine Haupt so lang in ihren Schoß, daß Barbara, als sie das Haupt wieder emporheben durfte, kein Licht mehr sah und keine andere Stimme mehr hörte als die in Thränen erstickende ihrer Mutter.

Plötzlich hörte die Schabacherin zu weinen auf. Sie rückte dicht an den Rand des Abgrundes heran und lehnte das Kind an das „Marterl“ vor ihr. Barbara schlug den Arm um das Kreuz und starrte die Mutter an, die sie unverwandt anstarrte.

Es waren ängstliche Minuten. So hatte die Mutter auch in den schlimmsten Stunden noch nie angesehen. Ein wunderbar Denken mußte sich in ihrem Haupt vollziehen. Ihre Hände zitterten, ihre Lippen bebten — zuweilen sagte sie mit einer Stimme, die fast kläglich bat, nichts als: „Aber so geh', so geh' doch nur!“

Was wollte sie? Das Kind schien sie instinctiv zu begreifen. Fester hielt es sich an dem Kreuz, derweilen die Mutter mit bohrendem Fuß, ohne mit den Augen hinzusehen, die sie nicht von der Tochter verstandte, einen großen Stein vom Erdreich löste. Endlich war er locker, nun schwankte er von Barbara's Füßen weg gegen den Rand des Felsens, überschlug sich dort, und nun hörte man aus der Schlucht herauf dumpfes Rollen, Kestelnaden, ein knallend Ausprallen, und nach einer stummen Pause ein Klatschen wie im Wasser. Dann war Alles wieder ruhig und nur der Gießbach tief in der Schlucht murmelte nach wie vor dahin.

Barbara suchte bei jedem neuen Ton, die Mutter sah sie lächelnd an, und schmeichelnd wie vorhin, nur ein wenig ungeduldiger, sagte sie: „Ach so geh doch; ich bitt' dich schön, geh!“

Wohin? wollte Barbara rufen. Aber die Todesangst schnürte ihr die Kehle zu. Es war ihr, als schwankte auf dem gelockerten Erdreich schon das Kreuz, an dem sie sich hielt . . . als rechte die fürchterliche Mutter auch nach diesem die frevelnde Hand. Sie sah es am stillen Weinen dieses brennenden Blickes, sie hörte es aus dem schmeichelnden Ton dieser dringenden Bitte, der Wahnsinn wuchs so übermächtig in der irregehenden Seele dieses Weibes empor, daß dieselbe Hand, die nach dem schwanken Kreuze sich ausstreckte, wenn Barbara nicht selbst hinuntersprang, der Lust verfiel, sie hinunterzuwerfen.

Und so war es. Dasselbe Weib, welches über dem Gedanken, daß ihr Mann nicht ganz ohne ihre Schuld in den Abgrund gestürzt sei, nicht ruhig im Gewissen werden konnte, meinte in schrecklicher Gedankenverwirrung, dieser vermeintlichen Blutschuld nicht anders entschühnt werden zu können, als wenn sie wirklich und leibhaftig den Mord, den sie

von ihrem Gatten träumte, an ihrem armen Kinde vollzog.

Mit eigener Hand hinabstürzen? Nein das nicht, das wäre wohl auch von der Thörin als Mord verschworen worden. Aber dem Zufall helfen, dem Willen Gottes Hindernisse wegräumen, dem heiligen Geist gehorjam sein — das war gut und verdienstlich nach der Lehre der Stocklausnerin, deren Worte lang schon Predigt und Evangelium in der Schabacherin aufwogen. Nicht hinunterstürzen, aber den Boden unter den Füßen weg ziehen . . . schön langsam . . . und dabei bitten und beten.

Erst den großen Stein und dann den nächsten kleinen und noch eine Scholle, die nächste vor dem Kreuz . . . Es schwankte schon oder nicht? That's nur so ein Nicken? ein Nicken freilich gegen die Tiefe. Aber das Kreuz sollte nicht fallen, das war ja neu und gut und nicht umsonst sollte es beschrieben worden sein. Es sollte bleiben an dieser Stelle und nun erst mit Zug.

„Aber so laß doch los, Barbara!“

Das Kind schrie auf, glitt an dem Kreuzlein nieder und schlug die kleine Hand wie eine Kralle in das Moos und Erdreich zwischen den Steinen. Wie freudig lächelte die Alte. „So laß doch los,“ sagte sie wieder ganz sanft in der Stimme, fing aber dabei an, mit einem Niesel weniger sanft auf die Knöchel des Händchens zu schlagen, mit dem sich Barbara, die letzte Kraft anbietend, hartnäckig im Boden festankerte.

Allein im nächsten Augenblick fühlte sich die Schabacherin von rückwärts umklammert und zurück und zu Boden gerissen. Barbara fühlte sich frei, sie sprang vom Marterl weg bis hinüber an die Wand und, ohne hinzusehen, wer sie befreit habe, lief, hinkte, schleppte sie sich, bis weit oben zwischen den Waldstämmen das Licht, das sie vor einer Stunde schon

einmal gesehen hatte, wieder vor ihr auf-
tauchte. Da rief sie laut und sank bald nach-
her dem erstannten Pfarrer vor die Füße.

Derweilen rangen vor dem Marterl
zwei Gestalten im Dunkel auf dem Boden,
schweigend, wüthend, Kniee und Finger
und Zähne gegen einander brauchend, bis
die von Nachtwachen und Aufregungen
erschöpfte Schabacherin unterlag und
keuchend in das zornige Antlitz der blonden
Wirthin von Sanct Agatha starrte, wie
es im ersten Morgenschimmer fahl und
unerbittlich auf sie niederfah.

„Hat's mich doch gepackt wie Ahnung,
daß ich da oben nothwendig wär! Hat's
mich doch nicht unten gelitten, bis ich dem
Pfarrer nachgegangen bin, weil er weib-
liche Pflieg' fürs Kind brauchen thät.
Weibliche Pflieg' brauch't's freilich, du aber
hätt'st den Scharfrichter nöthiger!“

Die Schabacherin raffte sich auf. „Ihr
glaubt wohl, ich werde dem Pfarrer oder
gar dir mein Kind geben? . . . Mein
Kind?“

„Dein Kind!“ rief die Wirthin mit
tiefem Mitleiden. Dann spuckte sie vor
der Rasenden aus, wandte sich verächtlich
ab und ging den Berg hinan, wo oben
zwischen den Stämmen ein Lichtschimmer
auftauchte und verschwand.

Die Schabacherin in ohnmächtiger Wuth
lief an den Rand des Abgrundes vor und
stieß mit heftigen Tritten so lange gegen
das kleine neue Kreuz, bis erst Splitter,
dann der Strunk in die Tiefe hinabkollerten.
Beim letzten Stoß wäre sie fast selber
mit hinuntergetaumelt, aber sie hielt sich
noch rechtzeitig an dem größeren Kreuze
zu ihres Mannes Gedächtniß.

Als von Barbara's Kreuz kein Spahn
mehr auf der Höhe stand, raunte die
Schabacherin in ihr Haus, verschloß die
Thür und warf sich in Kleibern und
Schuhen aufs Bett.

Die anderen Drei brachten das Kind
ins Wirthshaus nach Sanct Agatha hinab.

Dort wurde es von ihren Vormündern
und dem Doctor Obilo mit aller Sorg-
falt und Liebe gepflegt. Die Krankheit
mußte sich schon vor jener letzten fürchter-
lichen Nacht gebrochen haben. Zur größten
Verwunderung Aller war es, als ob
Todesangst und Aufregung dem Kinde
nur zum Guten ausgeschlagen wären.
Es genas langsam, aber es genas.

Mehr als einmal war die Schabacherin
vor die Thür der verhassten Wirthin ge-
kommen und hatte mit Worten und Fäusten
verlangt, daß man ihr die Tochter her-
ausgebe. Sie hatte gedroht und hatte ge-
beten und hatte tausend Schwüre abge-
legt, daß sie der Barbara kein Härchen
krümmen, sondern sie hegen und halten
wollte wie ihren Augapfel.

Der Pfarrer sowie der Vormund er-
klärten ihr aber, daß sie das Kind nicht
wieder erhalten werde, bis das Gericht
in Bozen, wo sie die Sache anhängig ge-
macht hatten, entschieden haben würde.

Die Schabacherin rief dagegen, kein
Gericht könnte ihr das liebe Kind weg-
urtheilen, und was die in Bozen auch
sagen möchten, die verhasste Wirthin sollte
ihres seligen Mannes Tochter nie und
nimmermehr an Kindesstatt annehmen —
eher sollte weiß Gott was geschehen.

Nach reiflicher Rücksprache mit dem
Pfarrer erklärte eines Tages Doctor
Obilo, er wolle, um den Fank zu schlich-
ten, das Kind mit in die Stadt nehmen
und bei seiner Mutter erziehen lassen.
Er machte zu dieser Versicherung ein sehr
sanftes Gesicht; aber, meinte er, Strafe
muß sein! Was hatte er sich in Ange-
legenheiten fremder Leute gemischt. Nun
war's eben auszubaden.

Die Schabacherin, welcher Obilo als
ein völlig Fremder erschien, war's zu-
frieden. Sie fürchtete sich vor dem Ge-
richt und nicht ohne Grund. Freunde
der Stockanspinnerin, deren diese in Klöstern,
Gerichten und selbst am Bischofsstige

mehrere hatte, wußten zwar die Klage von Barbara's Mutter abzuwenden; allein im Kirchspiel von Sanct Agatha war ihres Bleibens nicht mehr. Kaum daß der Arzt mit seiner kleinen Schutzbefohlenen über die Berge war, schloß auch die Schabacherin ihre Hütte zu und verließ die Heimath. Sie hatte einen alten abgelegten Hutm, den ihr die Stodklausnerin wahrscheinlich zum Andenken einmal hinterlassen, hervorgefucht. Und mit diesem und einem Bergstock, an den sie ein Kreuz von weißem Holz band, ausgerüstet, machte sie sich aus dem Staube.

Von einer Wallfahrt zur anderen pilgernd, traf sie endlich einmal auch ihre nichtswürdige Gewissensfreundin. Da diese in letzter Zeit ziemlich gebrechlich und mancherlei Hülfsleistung bedürftig worden war, ließ sie sich die Gesellschaft gefallen. Sie ging nicht eben sanft und freundlich mit ihr um und ließ sich von ihr gleich einer Magd bedienen. Der Schabacherin war das ganz recht, zur Buße ihrer Sünden, von denen sie immer seltsamere, immer verworrenere Begriffe bekam.

Barbara wollte nicht sonderlich in der Stadt gedeihen. Nach Jahr und Tag gab man ihrem Wunsche und den Bitten des Pfarrers Gehör, und sie verlebte Frühling und Sommer in Sanct Agatha vergnügt und gesund bei ihren Vormeindern, den braven Wirthskenten.

Gegen Johanni kamen zwei Pilgerinnen durch das Thal, und da sie müde und hungrig waren, rasteten sie vor der Thür des Wirthshauses und ließen sich Wein und Brot und Käse herans bringen.

Der Wirth gackte nicht ohne Mühe unter die breite Krampe des bekrenzten Hutes der einen Wallerin, und als er seine Vermuthung, daß die Stodklausnerin dahinter steckte, bewahrheitet fand, sprach er derbe und trocken: „Engelmacherin, trink rasch aus! In Wozen haben sie sich

schon lang vorgenommen, ein Wort mit dir zu reden. Du treibst es gar bunt. Wenn dir der Büttel begegnet, braucht dir um Gesellschaft nicht bang zu sein.“

Die vagabundirende Frömmlerin that, als lehrte sie sich nicht an so feste Rede. Sie schwieg und küßte das Kreuz an ihrem Rosenkranz, welcher vom Wanderstocken herab wie ein Portepée um ihre Hand hing. Dann trank sie das Restchen Wein aus und stellte sich mühsam auf die alten Füße.

Derweilen sagte der Wirth zu dem anderen Weibe mit dem anderen großen Hutm: „Willst deine Tochter nicht wiedersehn? . . . sie ist jetzt bei uns . . . und ist gesund, fleißig und gottesfürchtig . . .“

Der Mann wartete umsonst auf Antwort. Die Schabacherin sprach kein Wort, sondern machte sich reisefertig wie ihre Fremdbin. Sie schien es auch nicht mehr peinlich zu empfinden, daß Barbara an der Seite der verhaßten Feindin gewachsen. Sie hatte allen irdischen Sorgen abgesagt und war unter der Stodklausnerin harter Zucht entweder ganz blöde geworden oder sie hatte für ihrer Sünden Last und Qual schon bessere Fürsprache gefunden als die eines selbstgemachten Engels.

Ohne Dank, ohne Gruß, ohne Wink schritten die Pilgerinnen fürbaß. Der Wirth, mit dem Brett und den Gläsern in der Hand, blieb sinnend stehen und schaute ihnen nach, die Dorfstraße entlang.

Vom trockenen Boden wirbelte der Staub in goldschimmerigen Wölkchen hinter ihren Nagelschuhen auf, und ein paar junge Hunde, die vor den großmächtigen Hüten und langen Stäben zur Seite sprangen, bellten noch lang erschrocken hinter ihnen drein.

„Gut, daß ihr gehet!“ sagte der Wirth, da sie verschwunden waren. „Und Glück auf den Weg!“



www.libtool.com.cn

Des Horatius sechste Satire des zweiten Buches.

Verdeutschet von

Emanuel Geibel.



ies war einst mein sehnlichster Wunsch: ein bescheidenes Stücklein Acker, ein Garten dabei und am Haus' ein lebendiger Brunnquell, Etwa dazu noch ein Weniges Wald. Nun haben's die Götter Reicher und besser gefügt; wohl mir! So fleh' ich denn eins nur, Daß du mir, Maja's Sohn, das Verschiedene gnädig erhaltest.

Wenn ich das Meinige nie unrechtlich zu mehrern getrachtet,

Nach es zu schädigen denke durch Leichtsinns oder Verschwendung,
Wenn mir der thörichte Wunsch nie kam: O hätt' ich doch jenes Winkelchen dort noch dazu, das jetzt mir die Grenze vernunzt,
Oder: O fänd' ich doch auch solch Kistchen mit Gelde, wie Jener,
Der vom gehobenen Schatze das Grundstück, das er um Tagelohn
Früher gepflügt, als Besitzer erwarb, durch Hercules' Gnade;
Wenn ich zufrieden genieße, was da ist, höre mich bitten:
Mache die Heerde mir fett und das Uebrige, was ich besitze,
Außer dem Geist, und sei, wie bisher, mein Hüter und Helfer!

Floh ich ins freie Gebirg aus der Stadt, wo böte sich bess'rer
Stoff für ein schlichtes Gedicht der zu Fuß hinwandelnden Winse?
Plagt mich doch hier kein höflicher Zwang, kein bleiernr Südwind,
Kein schwülstigmender Herbst, der herben Tribut für das Grab heischt. —

Vater der Frühe — vernimmst du es lieber, so grüß' ich dich: Janns —
Du, mit welchem der Mensch die Geschäft' und Mühen des Lebens
Nach urrewigem Rathe beginnt, sei meines Gesanges

Der gelehrte Herausgeber des Horaz, Dr. G. T. A. Krüger, leitet das hier in neuer Verdeutschung mitgetheilte Gedicht mit folgenden Worten ein: Der Hauptgedanke, welchen der Dichter in dieser Satire auspricht, ist der: daß das wahre Glück nicht im rauschenden Getümmel der Welt zu finden sei, sondern in stiller Zurückgezogenheit, wo wir uns selbst leben können. Ein solches Glück gewährte dem Horaz das sabinische Landgut, dessen Besitz er der Gunst des Mäcenäs verdankte. Doch erlaubten ihm die Umstände nicht, fortwährend auf demselben zu verweilen, so wenig ihm auch der Aufenthalt in der Stadt zusagte. Von den lästigen Störungen, welche das unruhige Treiben in Rom mit sich führte, entwirft er daher ein ebenso lebendiges Bild, wie von der behaglichen Ruhe des Landlebens; zum Schlusse aber veranschaulicht er die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee nochmals durch die geschickt eingeleitete Fabel von der Stadt- und Landmaus. Die Ausführung des Gedichtes bot ihm zugleich Gelegenheit dar, sich über sein von Vielen unrichtig beurtheiltes Verhältniß zu Mäcen anzuspreden und namentlich die Vorstellung zurückzuweisen, als ob dasselbe ihm irgend einen Einfluß verschaffe, den er zur Befriedigung eigennütziger Wünsche für sich selbst oder Andere mißbrauchen könne.

Anfang! Zeitig in Rom schon weckst du mich: Auf! du bist Bürge!
 Eile, daß keiner zum Dienst sich beflissener zeige! Geschwinde!
 Mag dann draußen der Nord hinsetzen oder im düstern
 Schneesturm nahen der kürzeste Tag: fort muß ich aufs Stadthaus.
 Hab' ich nun feierlichst dort für den Schaden zu stehen mich verpflichtet,
 Wilt es den Weg im Gewühl zu erkämpfen und tapfer zu drängen.
 „Bist du denn gänzlich von Sinnen?“ so schnauzt mich ein grober Gesell wohl!
 Unter Verwünschungen an, „du zerbrichst ja den Leuten die Rippen,
 Wenn es dir just einfallt, zu deinem Mäcenaz zu laufen.“
 Nun, das mündet mir süß, ich gesteh's. Doch komm' ich am alten
 Friedhof zu den Esquilien kaum, so schwirren auch hundert
 Fremde Geschäfte bereits um das Haupt mir. „Morgen vor acht Uhr
 Bittet dich Roscius ihn bei Gericht zu vertreten am Forum.“
 „Wegen gemeinen Bescheids in neuer und wichtiger Sache
 Lassen die Schreiber, Horaz, an die heutige Sitzung dich mahnen.“
 „Sorge, daß hier auf die Schrift Mäcen sein Siegel mir drücke!“
 Sprichst du: „Womöglich,“ so heißt's: „O, du brauchst nur zu wollen, so kannst du.“

Tief ins siebente Jahr nun geht's, beinah' in das achte,
 Daß Mäcenaz zuerst zu den Seinen mich rechnete; freilich
 Nur um auf Reisen einmal mich mitzunehmen im Wagen
 Oder bei Muße mit mir leichtwiegende Dinge zu plaudern,
 Etwa: Wieviel ist die Uhr? Nicht Syrus so gut wie der Thraher?
 Kühlt schon wehst's in der Früh, man erkaltet sich ohne den Mantel,
 Oder was sonst für ein undicht Ohr Harmloses sich eignet.
 Seit der Zeit hatt' erer Poet tagtäglich und stündlich
 Mehr zu leiden vom Reid. Kaum, daß er mit ihm sich im Schanzpiel
 Oder im Marsfeld zeigt, brummt ärgerlich Alles: Der Glückspiz!
 Strömt nur irgend ein Schauergerücht vom Markt in die Stadt aus,
 Gleich hält Jeder mich an und fragt: Sprich, Vester, du mußt es
 Wissen, du bist ja so nahe vertraut mit den waltenden Göttern,
 Sage, was ist's mit den Däfern? — Ich weiß nichts — Seht mir den argen
 Spötter, er soppt uns doch stets! — So strafen mich sämmtliche Götter,
 Ist mir das Mindeste kund! — Wird Cäsar denn drüben am Aetna,
 Wird in Italien hier er das Land an die Krieger vertheilen? —
 Schwör' ich, daß nichts mir bewußt, so schütteln erstaunt sie die Köpfe,
 Oder beloben mich gar als einzigen Meister im Schweigen.

Also vergeht mir Aermstem der Tag, und ich seufze mit Sehnsucht:
 O mein Wald, wann werd' ich dich schau'n, wann wird mir vergönnt sein,
 Nun aus Schriften der Alten und nun aus Träumen der Muße
 Süßes Vergessen der Welt und ihrer Beschwerte zu saugen!
 O, wann winkt mir die Bohne, Pythagoras' Regel zum Tröke,
 Wann der gedünstete Kohl mit Speck mir wieder bei Tische?
 O Nachtschwänze der Götter! Da taß' ich im Kreise der Meinen
 Fröhlich am eigenen Herd, und ein Volk muthwilliger Sklaven
 Nach' ich noch satt mit den Resten des Mahls. Ungleich, nach Belieben,
 Mißht sich jeglicher Gast den Pokal, vom Zwange verbotener
 Zechvorschriften befreit, gleichviel, ob er stärkere Becher
 Tapfer ertrag', ob er froh schon werde bei schwächeren. Traulich
 Plaudern wir dann, doch nicht von den Hauseinrichtungen Andrer
 Oder vom neuesten Ballet; nein, was uns näher ans Herz geht,
 Was unentbehrlich zu wissen für uns, das kommt zur Erwägung:
 Ob ein erhabener Sinn, ob Reichthum echteres Glück sei,
 Was uns fester verknüpfe, Bedürfniß oder Charakter,
 Oder wodurch sich das Gute bewähr' und das Höchste der Güter.

Nachbar Cervius tijcht zur Nuzanwendung dazwischen
 Alte Geschichten uns auf. Preist Einer Acellius' Schätze,
 Der von den Sorgen des Manns nichts weiß, so beginnt er: Vor Zeiten
 Nahm ein Mäuschen einmal vom Land' im bescheidenen Erdloch
 Freundlich die Stadtmans auf; denn sie waren sich alte Bekannte.
 Streng haushälterisch sonst mit dem Vorrath, übte sie gern doch
 Heute die gastliche Pflicht und schonte, der Freundin zu Ehren,
 Weber die Erbsen im Schrein, noch die länglichen Körner des Hafers.
 Auch ein Rosinlein trug sie im Korb, daher und benagte
 Würfelchen Specks, mit dem Wunsch, durch Wechsel der Speise die Eglust
 Jener zu reizen, die kaum ein Gericht anrührte, die Ledre,
 Während die Hausfrau selbst, auf heuriger Schütte gelagert,
 Spekt nur und Wids genoss, für den Gast das Gewähltere sparend.
 Endlich begann die Städterin so: „Wie hältst du, Geliebte,
 Solch ein Leben nur aus hier draußem am Hange der Waldschlucht?
 Willst du's nicht lieber einmal mit der Stadt und den Menschen versuchen?
 Laß die rathen und komm gleich mit! Mit dem Leben auf Erden
 Ist ja für uns doch Alles vorbei, und Keiner, wie vornehm
 Oder gering er auch sei, entgeht der Vernichtung. So lebe
 Wenigstens lustig, so lang es vergönnt, und genieße was möglich.
 Leb' und bedenke, wie flüchtig die Zeit!“ — Dies dächte der Feldmans
 Tröstig gesagt, und sie sprang aus dem Häuslein, fertig zur Reise.

Rasch nun fördert die Schritte das Paar, um im Schutze des Dunkels
 Unter der Mauer hinein in die Stadt zu schlüpfen. Es stand schon
 Hoch am Himmel die Nacht, da betraten die Wandergefährten
 Trippelnden Fußes ein prächtig Gemach, wo Decken von Scharlach
 Breit um den Tisch her glänzten auf elfenbeinernen Sesseln
 Und vom gestrigen Schmans noch überreichlicher Vorrath
 Rings im Silbergeschirr hoch aufgeschichtet umherstand.
 Als nun die Städterin hier auf purpurnem Kissen die Feldmans
 Sorglich gebettet, beschickt sie das Mahl als hurtige Wirthin,
 Wechselst die Speisen behend, und trotz dem gewandtesten Kellner
 Wartet sie auf und kostet zuvor von jeglicher Schüssel.
 Jener behagt die Veränderung wohl, und gemächlich sich dehnend,
 Schmaust sie vergnügt als fröhlicher Gast; da, plötzlich erschittert,
 Krachen die Flügel der Thür, und vom Pfühl aufstammeln die Beiden.
 Angstvoll rennen im Saal sie umher, doch ärgerer Schreck noch
 Schüttelt und tödtet sie fast, als Doggengebell die gewölbten
 Räume durchhallt. Und die Feldmans ruft: „Rein, Schwester, nach solchem
 Leben gelüftet mich nicht. Fahr wohl! Da sitz' ich doch lieber
 Draußen am Wald im sicheren Loch und knuspere Wicken.“





Die altmexikanische Völkerwanderung.

Von

Baldwin Möllhausen.



Schon in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erregten die gewaltigen Länderstrecken, welche südlich vom Gila-Strome, westlich und nördlich von dem in den Golf von Californien mündenden Rio Colorado, und im Osten von den Rocky-Mountains, oder vielmehr vom Rio Grande del Norte begrenzt werden, die Aufmerksamkeit der kühnen spanischen Mönche und Heerführer. Die in mündlichen Uebertragungen und bildlichen Darstellungen lebende Kunde, daß die altmexikanische Bevölkerung von Norden und Nordwesten her eingewandert sei, führte leicht erklärlich zu dem Schluß, daß die Wiege der Gold und Edelgestein besitzenden Nationen in der angedeuteten Richtung zu suchen sei. Die Hoffnung auf die Entdeckung unermesslicher Schätze stählte die Energie, mit welcher die muthigen Conquistadoren, gleichviel ob im harten oder eisernen Gewande, bald vom mexikanischen Golf und dem Rio Grande, bald von der Südsee aus in die bezeichneten Districte eindringen. Ihre Reise-

schilderungen bieten beim Durchforschen jener Regionen noch heute nicht zu unterschätzende Anhaltspunkte, und erleichtern es, muthmaßend, folgernd, sogar beweisend, wenn auch im beschränkten Umfange, weit über die Periode der Conquista hinauszuschauen.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier über den Charakter und die Zeitabschnitte der Völkerwanderungen zu urtheilen, welchen Central-Amerika einst so große und bevorzugte Nationen verdankte. Dadurch aber, daß ich in den Jahren 1853 und 1854 das nördliche Neu-Mexiko auf dem 35° n. Br. forschend durchzog und drei Jahre später von der Mündung des Colorado bis zu den Rocky-Mountains in weitem Bogen an der westlichen, nordwestlichen und nördlichen inneren Grenze der bezeichneten Territorien, so weit dieselben zugänglich, herumreiste, glaube ich das Recht erworben zu haben, die nach den aufmerksamsten Beobachtungen gewonnenen Eindrücke und Ansichten über die Richtung der alten Heerstraßen auszusprechen. Ausdrücklich hebe ich hervor, daß bei den Beobachtungen ich weniger

die Traditionen der Völker im Auge behielt, als die Gesetze, welche die Natur dem Menschen vorschreibt, und die abhängig sind von der Bodengestaltung wie von der Richtung fließender, befruchtender Gewässer.

So kam ich einer unmittelbaren Einwanderung aus dem Norden und Nordwesten in die nördlich von 32° gelegenen Territorien, also die Länderstrecken zwischen dem Gila, dem Colorado und den Rocky-Mountains, nicht unbedingt verpflichtet. Ich beziehe mich hier auf eine Stelle in dem Werke des scharfsinnigen Forschers Karl Buschmann, „Ueber die aztekischen Ortsnamen“, I. Abtheilung, Seite 60. Dasselbst heißt es: „Da in einem Bilde*) Voturini ein Mann in einem Boote über einen Strom setzt, so ließ Voturini die Azteken (aus Asien kommend und an der amerikanischen Küste herabziehend) über den südlichen Theil des Meeresbusens von Californien setzen. Clavigero sah in dem Flusse den Rio Colorado von Californien; Gallatin setzt dem entgegen: daß das ganze Land zwischen diesem Flusse und der californischen Gebirgskette eine unfruchtbare Wüste ist und daß die Azteken, wenn sie aus einem Lande nördlich von Gila kamen, südwärts nicht den Colorado passiren konnten.“

Ich gehe weiter und wage zu behaupten: daß die von Gallatin bezeichnete californische Wüste ein Uebererschreiten nicht nur des südlichen Colorado, sondern des Flusses auf der ganzen westlichen Grenze Neu-Mexikos unmöglich machte. Ich selbst habe mehrfach unter verschiedenen Breiten sowohl den Colorado überschritten, als auch die ihn einengenden furchtbaren Wüsten durchzogen, begegnete aber derartigen Hindernissen, daß ich nicht zaudere, wiederholend jeden Gedanken an die Wanderung eines Volksstammes, welcher ebenso wenig Lastthiere wie deren Gebrauch kannte, durch jene nahrungslosen Wüsten streng zurückzuweisen. Ist nun auf solche Art die ganze Westseite von Neu-Mexiko einer Einwanderung in größerem Maßstabe verschlossen gewesen, so läßt sich von der Nordwest- und Nordgrenze mit erhöhter Sicherheit daselbst behaupten.

Gleichsam als Thor, durch welches zahlreiche Völkerstämme ihren Weg sowohl nach Neu-Mexiko, als auch nach den südlicher gelegenen Provinzen des alten Anahuac gefunden haben, betrachte ich die Küste von Sonora bis hinauf an die Mündung des Rio Gila. Ich glaube demnach in dem Bilde, „in welchem ein Mann in einem Boote über ein Wasser setzt“, den Meerbusen von Californien zu erkennen, welcher zu jener Zeit leicht seine salzigen Fluthen bis in die Nähe der Mündung des Gila in dem Sand führenden, Delta bildenden Colorado und dessen im Entstehen begriffenen Thale hinaufgerollt haben kann. Denn obgleich der Colorado der bedeutendste Strom des Westens, so erscheint er mir, nachdem ich ihn, soweit er unter großen Schwierigkeiten schiffbar, besuch, doch nicht bedeutend genug, um den Uebergang eines wandernden Volkes über denselben als einen Abschnitt in dessen Zeitrechnung gelten zu lassen; dagegen könnte das Uebererschreiten des californischen Volkes (wenn nicht der sagenhafte Uebergang von Asien nach dem amerikanischen Continente?) bei einem der Schiffsfahrt wenig kundigen Volke eine Epoche gebildet haben, wichtig genug, um in hieroglyphischen Bildern der Nachwelt aufbewahrt zu werden.

Die Frage, ob der Ursprung dieser Nationen in Asien zu suchen sei, berühre ich nicht. Doch neige ich, auf Grund der oben erwähnten Bodengestaltung, zu dem von vielen Forschern angeregten Glauben hin, daß alle in die Provinzen von Anahuac und die nördlicher gelegenen Territorien eingewanderten Völker an der Küste von Californien auf dem Ocean selbst, wahrrscheinlicher in den jenen Staat in der Richtung der Küstengebirge durchschneidenden Thälern auf die Halbinsel von Californien gelangten. (Wunderbar bliebe es dann allerdings, daß jene paradiesischen, wenn auch kühleren Landstriche sie nicht zu fesseln vermochten.) Sie waren also im strengsten Sinne des Wortes aus dem Nordwesten gekommen. Ob sie dann nach hundertjährigem langsamem Weiterziehen das Plateau von Mexiko oder, nordöstlich wandernd, endlich die jetzigen Moqui-Territorien erreichten, änderte nichts in ihren hieroglyphischen Traditionen. Sie betrachteten das ganze

*) Altamerikanische Bilderschrift.

Land als eine zusammenhängende Scholle, auf welcher sie aus nordwestlicher Richtung eintrafen. Ich halte dies für den Grund, daß ein Theil der Nachkommen jener Völker, die jetzigen Pueblo-Indianer von Neu-Mexiko, nach ihrer Neigung zum Städtebau so genannt, noch heute, bei der Frage nach ihrer Herkunft, gegen Nordwesten zeigen, von woher eine Einwanderung anders, als auf einem Umwege, absolut unmöglich erscheinen muß. Auf die nördliche Richtung, welche von anderen Stämmen als die ihrer Urheimat angegeben wird, finde ich weiter unten Gelegenheit zurückzukommen.

Die an dem Golf von Californien interessenden Völkerschaften wählten, nach meinem Dafürhalten, ihren Weg nach verschiedenen Richtungen hin. Ein Strom (nicht unwahrscheinlich die Tolteken, mit welchen die Geschichte der mexikanischen Völkerbewegung anhebt*), wendete sich dem Plateau von Mexiko zu. Die größere Vollkommenheit in der Bauart der Ruinen von Chihuahua, Mexiko und Guatemala, im Vergleich mit denen in Neu-Mexiko, läßt wohl kaum einen Zweifel darüber, daß die Tolteken niemals den Rio Gila und die sich nördlich von diesem Strome erstreckenden Ländereien berührten. Da, wie Buschmann angiebt: „Alles, was den späteren Völkern von Anahuac nützlich war: alle ihre Künste; Alles, was ihre Cultur ausmachte, von den Tolteken abgeleitet wurde,“ aber in den Trümmern der alten Bauwerke in Neu-Mexiko sich kein großer Kunstsinne verräth; da ferner, wie A. v. Humboldt, nach langem und tiefem Forschen auf's bestimmteste sagt**), „keine Verwandtschaft in den Sprachen des Nordens mit der aztekischen aufzufinden ist,“ und Buschmann dieses auf geistreiche Weise erläutert und bekräftigt***), so glaube ich darin den Beweis zu entdecken, daß der sich südlich ergießende Strom der wandernden Völker ursprünglich in keiner Beziehung zu demjenigen stand, welcher, dem Gila aufwärts folgend, die jetzige Provinz Neu-Mexiko reich bevölkerte.

Bei der Frage nun: warum einzelne Stämme, an der Mündung des Colorado angekommen, dem damals wohl noch unbelebten Thale dieses Stromes nicht aufwärts folgten, weise ich darauf hin, daß auf den ersten zweihundert englischen Meilen oberhalb der Mündung des Rio Gila der Colorado abschreckende Wüsten durch-eilt. Gegen die weiter nördlich gelegenen Thäler nicht den Flächenraum bieten, welcher großen Ackerbau treibenden Nationen genügen könnte.

Die ältesten Erfahrungen haben gelehrt, wie der Lauf von Gewässern bei Völkerwanderungen gewöhnlich die einzuschlagende und innezuhalten die Richtung bestimmt. Zahlreiche auf einander folgende, vielleicht an sich nur kleine Stämme (ich gebrauche hier das Wort zahlreich mit Rücksicht auf die Sprachverschiedenheiten in Neu-Mexiko), wählten die Straße, welche ihnen der Gila bezeichnete. Sie gründeten Städte und cultivirten das Land, und zwar in der ganzen Ausdehnung des Thales dieses Stromes, wo nur immer der Boden sich als zu ihren Zwecken geeignet erwies.

Wie die durch stete Einwanderung doppelt schnell wachsende Bevölkerung des östlichen Nordamerika in dem Zeitraum eines Jahrhunderts die Civilisation von dem Litorale des atlantischen Oceans bis in das Herz des großen Continents trug und, den gewaltigen Strömen bald abwärts, bald aufwärts folgend, sogar über die weiten Grasfluren und die Rocky-Mountains hinweg bis an die Südpac wie ein weitmaschiges Netz ausspannte; ebenso führten meist die Zuflüsse des Gila neu eintreffende Völker wie schon einheimisch gewordene und im Wachstum begriffene bis an die äußersten Grenzen von Neu-Mexiko, wo die Natur ihrem weiteren Vordringen einen unübersteiglichen Damm entgegenstellte.

Als die beiden Hauptverkehrsstraßen möchte ich den Gila bis in sein Quellgebiet bezeichnen, und den Rio Verde, welcher, nördlich in der Nähe der San Francisco-Mountains, einer vulkanischen Gebirgsgruppe, entspringend, sich in den Gila ergießt. Diese beiden Flüsse vereinigen sich in der Nachbarschaft der vielfach beschriebenen Casa Grande, welche damals wahrscheinlich die Hauptansiede-

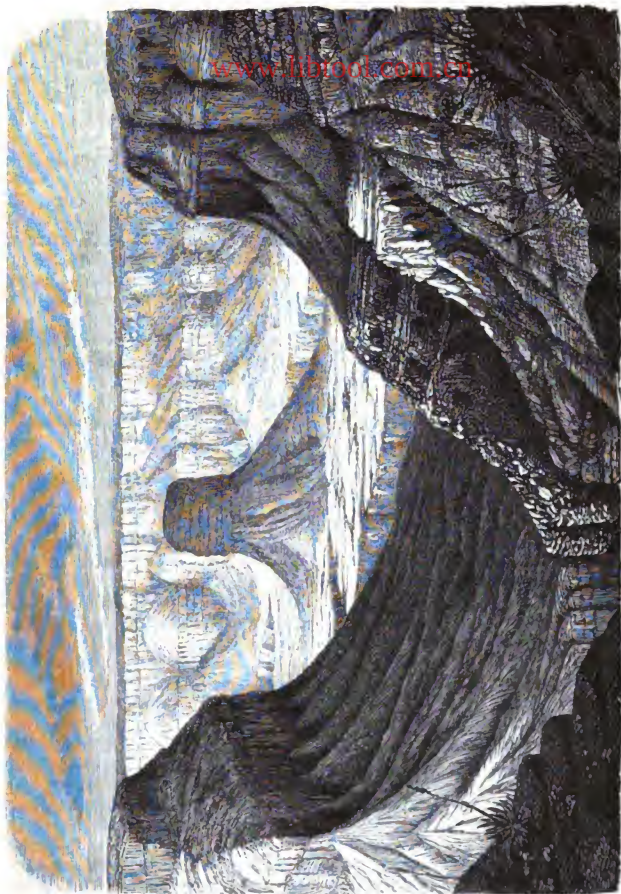
*) Buschmann, Ueber die aztekischen Ortsnamen, I. Abth., S. 76.

**) Essai pol. II, 254.

***) Ueber die aztek. Orten., I. Abth., S. 67—72.

lung und den Mittelpunkt der aus verschiedenen Ursachen schnell wachsenden Bevölkerung bildeten. Die Casas Grandes

Inneres man auf nächtlich eingezogenen Leitern gelangte. Wie am Gila, entstanden auch am Rio Verde vollreiche



Formation in dem von dem Großen und Kleinen Colorado gebildeten südlichen Winkel.

bestehen aus starken, aus ungebrannten Ziegeln aufgeführten Baulichkeiten, deren zwei würfelförmige Stodwerke terrassenartig über einander liegen, und in deren

Städte, deren Bewohner bald die kleinen Thäler ausfüllten und überschwemmten, so daß Mangel an Raum fühlbar wurde. Wie weit diese ersten Ansiedler dann ihre

Forschungen nach neuen, zu Wohnsitzen geeigneten Ländereien ausdehnten, davon erhielt ich Beweise auf dem starren Plateau in dem von dem Großen und dem Kleinen Colorado in ihrer Vereinigung gebildeten südlichen, wunderbar zerklüfteten Winkel. Ich fand dort ein unregelmäßig rundes Stück Meteoreisen, von der Größe eines kleinen Hühnerreis, dessen äußere Form viel Ähnlichkeit mit einem reich behaarten menschlichen Kopfe trägt. Um die Ähnlichkeit zu vergrößern, sind dem Eisen mittelst scharfer Steine Augenhöhlen nebst Brauen, Nase und Mund eingeschiffen worden, so daß das kleine Gebilde jetzt lebhaft an einen mexikanischen Götzen erinnert.

Da ich während meines wiederholten längeren Verkehrs mit den Indianern deren Sitten, Gebräuche und Reigungen sowie Geschmacksrichtung genugsam kennen lernte, um die Herstellung des kleinen Götzenbildes nicht den Eingeborenen neuerer Zeit zuzuschreiben, so wage ich, dasselbe als eine Spur jener ersten Einwanderer zu betrachten. Wie gewissenhaft diese aber ihre Forschungen verfolgten, davon zeugen die Trümmer von Bauwerken halb civilisirter Völker sogar in den am schwersten zugänglichen Vergjochen, j. W. in den Aztec-Mountains am Pueblo Creek*) und an vielen anderen abgelegenen Quellen und Bächen westlich vom Rio Verde. (Zu dem Wüstengebiet westlich vom Großen Colorado fehlen diese Spuren ganz.) Merkwürdig erscheint dabei, daß ich an dem auf dem 35° in den Großen Colorado mündenden Nebenflüßchen, dem Garwillhamof oder Bill Williams Fort, nie auf dergleichen Spuren stieß. Es spricht dies dafür, daß der Große Colorado in keine Beziehung zu jenen Nationen gebracht werden darf.

Von den Quellen des Rio Verde bis zu dem westlich fließenden Colorado Chiquito, oder kleinen Colorado beträgt die Entfernung drei Tagereisen. Der Weg dahin führt fast unausgesetzt über vulkanischen Boden. Massiv Gesteinslagen, vulkanische Asche und erstarrte Lavaergüsse bilden größtentheils die Oberfläche desselben. Nachdem die wachsende Bevölkerung am Rio Verde den Entschluß

gefaßt hatte, im Thale des Colorado Chiquito neue Ansiedlungen zu gründen — so erzählen wenigstens die noch vorhandenen Spuren —, legte sie in geeigneter Richtung eine Straße dorthin an, was freilich nur darin gipfelte, daß sie an wasserhaltigen Stellen der tiefen Schluchten kleine rechtwinkelige Wachtürme errichtete.*) Auf meiner letzten, wie auf meiner vorletzten Reise stieß ich auf die Ueberreste derartiger Baulichkeiten. Dieselben zeigten Mauern von zwei bis drei Fuß Höhe, welche einen Raum von acht Fuß Länge und sechs Fuß Breite einschlossen. Dieselben bestanden aus fest über einander geschichteten Steinen, die nicht durch Lehm oder Mörtel unter sich verbunden gewesen, daher dem Einfluß der Atmosphäre nicht unterlagen und leicht den Jahrhunderten trohten. Nach den Trümmerhaufen zu schließen, welche die auf werschütterlichen natürlichen Fundamenten ruhenden Mauerüberreste umgaben, müssen diese Thürme einst sechs- zehn bis zwanzig Fuß hoch emporgeragt haben. Unstreitig gelangte man in das Innere derselben ebenfalls von außen auf beweglichen Leitern.

Vorzugsweise sah ich derartige Ruinen auf der Strecke von den San Francisco-Mountains nach dem Colorado Chiquito, wodurch ich zuerst auf die Vermuthung einer alten Verbindungsstraße zwischen den beiden genannten Punkten gerieth. Dann aber wiederholten sich dieselben von der nördlichsten Biegung des Colorado Chiquito östlich in gerader Richtung auf die Indianerstadt Zuni, auf welchem Wege, außer den Ueberresten der Wachtürme, die Spuren untergegangener Städte, umringt von massenhaften Scherben seltsam bemalter Thongefäße, vielfach klar zu Tage liegen. Einer der am besten erhaltenen, freilich sehr rohen Thürme erhebt sich etwa vierzig englische Meilen weit östlich von den San Francisco-Mountains auf dem linken Ufer einer Schlucht, welche dem Kleinen Colorado zuführt; ein anderer nördlich von diesem Strome etwa dreißig englische Meilen weiter östlich. Noch im wohnlichen Zustande befindliche Thürme liegen spärlich zerstreut in dem umfangreichen, von malerischen

*) Mollhausen's Tagebuch, S. 348.

*) Mollhausen, Forschungsreisen II, S. 164.

Felshöhen begrenzten, fruchtbaren Thale der Zuñi-Indianer.

Die nächste Folge der Verbindung zwischen dem Rio Verde und dem Rio Colorado Chiquito war, daß sich das Thal des letzteren bevölkerte. Von den San Francisco-Mountains ab, wo die tiefen unzugänglichen Canons und Wasserfälle beginnen, bis hinauf an seine Quellen, geben Ruinen und Fundamente zahlreicher kleinerer und größerer Städte, und die gewöhnlichen Scherben untrügliche Kunde von dem einst dort herrschenden regen Leben. Die westlichsten und zugleich bedeutendsten Ruinen sind die von Capitain Sitgreaves*) beschriebenen. Dieselben, zum Theil heute noch dreistöckig, auf hohen Felsen gegründet, sind von Steinen aufgeführt worden, während die Trümmerhaufen, welche sich in geringen Zwischenräumen am Flusse hinauf wiederholen, auf Bauwerke von Adobe's (ungebrannten Ziegeln) deuten. Diese Verschiedenheit der Bauart findet man über ganz Neu-Mexiko verbreitet und ist augenscheinlich von dem in der Nähe befindlichen Baumaterial abhängig gewesen. Ich gebe indessen zu, daß in vielen Fällen angestammte Gewohnheit die durch Sprachen von einander getrennten Nationen auch in dieser Beziehung schied.

Nachdem endlich die Flußgebiete des Rio Verde und des Colorado Chiquito einerseits, die des Gila und seiner Zuflüsse bis an die äußersten Quellen andererseits besiedelt waren, die Bevölkerung selbst aber sich in den schmalen Thälern nach den von Wüsten begrenzten Seiten hin nicht ausdehnen konnte, bildeten diese Flüsse gewissermaßen, wie oben bemerkt, Heerstraßen, auf welchen neu ankommende Stämme sowie neue Generationen der schon angesiedelten so lange fortzogen, bis sie herrenlose, fruchtbare Ländereien erreichten, welche ihnen hinlänglichen Raum zu ihren Colonien gewährten.

Wenn wir stufenweise aufsteigen von Jahrhundert zu Jahrhundert bis an die Grenzen des undurchdringlichen Alterthums, so finden wir in der Geschichte, daß die Natur in ihrer mannigfaltigen Ge-

staltung die Neigungen der Völker bildete, gleichsam ihre Geschicke lenkte. Wir erkennen es an den Pyramiden bauenden Geschlechtern Aegyptens, welche durch erstaunlich große und massive Grabdenkmäler die Leichen der Verstorbenen gegen das Verschütten durch den Wüstenand schützten; wir finden es wieder in Californien und Australien, wo der blendende Glanz des Goldes zu unbegreiflicher Energie anspornt. Wir dürfen es aber auch nicht verkennen bei den in Neu-Mexiko eingewanderten Nationen, die nicht durch Goldgier oder Eroberungssucht, sondern durch die friedliche Neigung zum Ackerbau geleitet und durch die natürliche Bodengestaltung und Bodenbeschaffenheit in ihrer Ausbreitung bestimmt wurden. Dieselbe Neigung hat sich bei den Nachkommen aus jenen Zeiten, den jetzigen Bewohnern der seltsamen Pueblo's, bis auf den heutigen Tag erhalten. Denn was bei ihren Vorfahren den Wandertrieb erweckte, das fesselt sie unauflöslich an den Boden, welchem sie ihren Unterhalt entwinnen, und macht sie zugleich zu dem besseren Theil der gemischten neumexikanischen Bevölkerung. —

Die Zuflüsse des Gila und des Colorado Chiquito führen bis in die Nähe der westlichen Abhänge der Rocky-Mountains und zu Gebirgspässen, durch welche die nachdrängenden Völker leicht an den Rio Grande del Norte gelangten. Begünstigt durch große, reich bewässerte fruchtbare Länderstrecken, bildete sich nun ein breiter Gürtel von Städten und Ansiedelungen, welche wir theils noch von den Nachkommen der ersten Einwanderer bewohnt und stark bevölkert sehen, theils aber nur noch als Schutthaufen oder als mehr oder minder wohl erhaltene Ruinen wiederfinden. Es wurden wahrscheinlich zuerst die heute noch bewohnten Städte der Zuñi's, Moqui's, Acoma's, sowie die zahlreichen, zwischen diesen zerstreuten, verödeten und zerfallenden Ansiedlungen gegründet, und an diesen vorbei zog sich der Strom der Einwanderung, bis an den Rio Grande. Dort nun, wo der Raum nicht beschränkt war, erstanden stromaufwärts bis nach Taos hinauf (36° n. B.) und stromabwärts bis weit über Albuquerque hinaus, neue Städte, wie San Felipe, welche sich größten-

*) Report of an Expedition down the Zuñi and Colorado rivers by Capt. L. Sitgreaves, p. 9.

theils sammt ihrer Bevölkerung erhalten haben. Bei dieser Wanderung gegen Süden am Rio Grande hinunter mußten sich verschiedene Völkerschaften begegnen. Denn wie die nördliche Heerstraße durch die Pässe der Rocky-Mountains verlängert worden war, so hatte ein anderer Zug wandernder Stämme den Rio Grande weiter südlich erreicht, vielleicht in der Richtung von der südöstlichsten Biegung des Gila nach der nicht weit entfernten westlichsten Biegung des Rio Grande hin (unter 33° n. B.) und sich dann ebenfalls nördlich und südlich ausgebreitet. Lebende und todtte Spuren legen diese Vermuthung nahe, und leicht erklärlich erscheint es, daß die jetzigen Bewohner der indianischen Städte die Richtung des letzten Theils ihrer Reise, vielleicht richtiger: langjamem Vordringens von Westen nach Osten und Nordosten weniger in Betracht zogen, und daher in ihren Traditionen nur noch die fagenhafte Kunde von der großen Wanderung aus dem Nordwesten fortlebt.

Der gleiche Zustand des Verfalls, in welchem sich die Ruinen an den als Heerstraßen bezeichneten Flüssen und in den der angrenzenden Territorien befinden, deutet auf ein gleichzeitiges Aufgeben der alten Wohnsitze, wofür vielleicht eine allgemeine Auswanderung als Ursache angegeben werden kann. Stämme wie die Zuni's, Moqui's und andere, außer denen auf den Ufern des Rio Grande, nahmen nicht Theil an dieser Bewegung. Waren sie nun zu streng geschieden durch Sitten und Sprache; befanden sich ihre Wohnsitze zu abgelegen; waren ihnen Eroberungsgelüste fremd, oder begnügten sie sich als friedliebende Menschen mit dem, was ihnen die fruchtbaren Niederungen oder die mühsam in Gärten verwandelten Felsenabhänge (wie bei den Moqui's) boten, genug, sie blieben zurück. Es sind dieselben Stämme, von welchen Buschmann vorsichtig sagt: „Wenn man die Civilisation betrachtet, welche auf mehreren Punkten der Nordwestküste Amerika's, am Moqui und an den Ufern des Gila herrscht, so würde man versucht sein (ich wage es hier zu wiederholen), zu glauben, daß bei der Wanderung der Tolteken, Azteken und Azteken mehrere Stämme sich von der

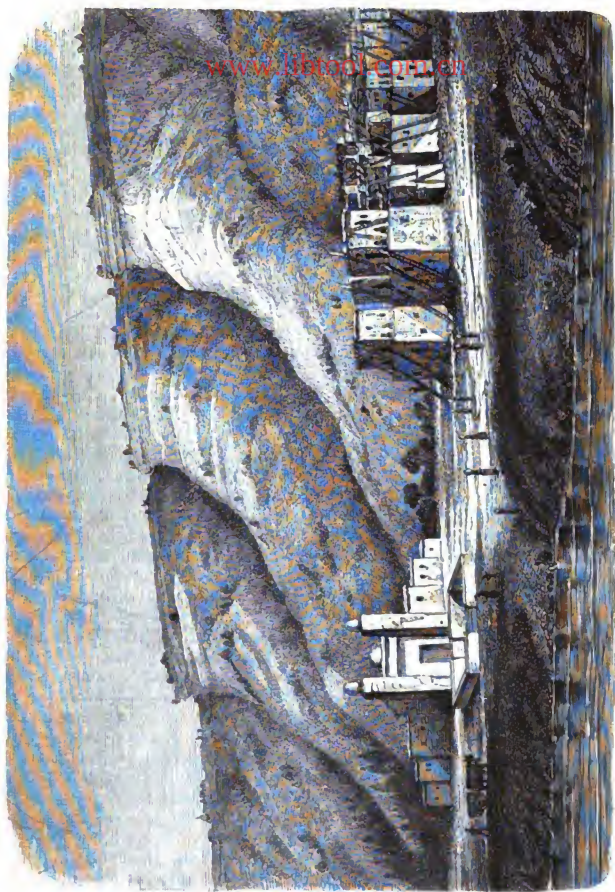
großen Masse des Volks getrennt hätten, um sich in diesen nördlichen Regionen festzusetzen. Von dieser Civilisation sagt Gallatin (ethnol. soc. II, LIV)“ (fährt Buschmann fort): „Es war viel weiter nördlich, im Thale des Rio del Norte, vom 31° bis 38°, und in einem Theile wenigstens des Landes, welches vom Großen Colorado des Westens entwässert wird, wo Indianer gefunden wurden, welche, obgleich siebenhundert Meilen von den Mexikanern entfernt, und getrennt durch wilde Nationen, einen Grad von Civilisation erreicht hatten, der fast in jeder Beziehung hinter dem von Mexiko und Guatemala zurückstand, doch bei weitem den aller anderen eingeborenen Stämme von Nordamerika übertraf.“

Unstreitig bezieht Gallatin sich hier auf die Shipap-Indianer, deren Pueblo nördlich von Taos (am östlichen Abhänge der Rocky-Mountains) liegt, also die nördlichste aller Indianerstädte ist. Unter den Stämmen der Territorien des Colorado können nur die Moqui's und Zuni's gemeint sein.

Die Strecke von siebenhundert Meilen, welche die eben genannten Stämme von den Mexikanern trennte, war aber einst, wie wir jetzt genau wissen, reich bevölkert, reicher, als man es beim Hinblick auf den Umfang der Ruinen und Trümmerfelder der Städte glauben sollte. Denn damals, wie noch jetzt, reichten sich die würfelförmigen Häuser terrassenartig, jedoch seitlich meist zusammenhängend, über einander, und zwar so, daß die Vorplätze der oberen Stockwerke, welche zugleich die Bedachung der unteren, Straßen bildeten, während die Verbindung von unten nach oben mittelst aufziehbarer Leitern hergestellt wurde. Eine überraschend große Seelenzahl beschränkte sich daher auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum, was wir an den noch bewohnten Pueblos genügend bestätigt finden. So erreicht die Stadt Zuni beispielsweise in ihrer Mitte die Höhe von sieben, sich nach oben verjüngenden Stockwerken. Die wilden Indianerhorden, die zahlreichen Seitenstämme der räuberischen Apaches, von welchen es heißt, daß sie die im Norden lebenden halbcivilisirten Völker von den Mexikanern trennten, breiteten sich wahrscheinlich erst über jene Gegen-

den aus, nachdem die Städterbaner im Großen und Ganzen ausgewandert waren und das einst blühende Land den Cha-

Colorado und den Rocky-Mountains wendete sich also südlich; es trafen daher die Völker auf dem Hochland von Mexiko



Die Indianer-Stadt San Felipe am Rio Grande del Norte.

rakter einer öden Wildniß angenommen hatte.

Die Auswanderung aus den Territorien zwischen dem Rio Gila, dem Rio

unmittelbar aus dem Norden ein. Ob nun Eroberungsjucht sie trieb, ob der Wunsch sie beseele, in den Besitz zusammenhängender fruchtbarer

Ländereien zu gelangen, oder ob endlich in den vulkanischen Territorien eintreten: der Wassermangel und das Versiegen der Quellen (wofür an Ort und Stelle die Anzeichen unzweideutig) wenigstens bei einem Theil zwingend mitwirkte, ist schwer zu entscheiden. Unstreitig aber stießen sie auf ihrer südlichen Wanderung auf Nationen, von welchen sie hinsichtlich der Cultur und der Baukunst weit übertrag wurden.

Doch die Neigungen der sehr bedeutenden Einwohnerzahl von Anahuac theilend, lernten sie von ihnen. Möchten sie als Unterbrüder oder heimatlose Fremdlinge dort erscheinen: sie schwan-gen sich zu der Stufe, auf welcher die Tolteken standen, empor, und vergaßen im Verkehr mit den ihnen geistig überlegenen Menschen ihre eigene Muttersprache.

Es bleibt mir noch übrig, die hier — vielleicht übereilt — ausgesprochenen Ansichten mit der Annahme der „Einwanderung in Anahuac von Norden her“ in Einklang zu bringen. Buschmann berührt in seinem vortrefflichen Werk „Ueber die aztekischen Ortsnamen“ diesen Gegenstand auf folgende Weise: „Mehrere Jahrhunderte nach den Tolteken, (deren Blüthe der amerikanische Forscher Prescott auf vierhundert Jahre rechnet,) wanderten in kurzen Zwischenräumen nach einander eine ganze Anzahl von Völkern aus Norden in Anahuac ein, zwischen denen wir einen Zusammenhang suchen können und größtentheils überliefert erhalten haben. Gallatin setzt sie sogar mit den Tolteken in nächste Verbindung. Er stellt die Vermuthung auf: Die Azteken, Acolhuac u. s. w. möchten Colonien der Tolteken gewesen sein; oder ein zurückgebliebener Theil derselben, nachdem die große Masse nach Anahuac gezogen war; oder endlich eine Ausdehnung der Tolteken, vielleicht der nördlichste Theil jener Monarchie.“

In diesen letzteren Fällen würde das Vergessen der Muttersprache allerdings nicht nöthig gewesen sein; doch wäre es dann unerklärlich, daß bei den Moqui's, den Zuni's, den Acoma's und den Stämmen am Rio Grande keine Worte ihrer früheren Nachbarn haften geblieben sind.

Da nun weder die Tolteken, Azteken,

noch andere in Anahuac eingewanderte Völker unmittelbar von Nordwesten oder Norden her in Neu-Mexiko eingedrungen sein können, ja, ich gehe noch weiter, indem ich wiederhole: da die Tolteken und Azteken sich nie am Rio Gila oder nördlich von diesem Strome befanden, so kann es nicht befremden, daß wir in diesen Gegenden vergeblich nach zurückgebliebenen mexikanischen Worten suchen. Leichter denkbar wäre es, daß von den am Gila, am Rio Verde, am Colorado Chiquito und deren Zuflüssen erstarrten Völkern einzelne Bezeichnungen der Moqui's, Zuni's, Acoma's und anderer, östlich von den Rocky-Mountains in Städten noch hängender Stämme nach dem Süden getragen wurden.

Daß die ersten in Anahuac einwandernden Nationen auf der Reise Proben ihrer Sprache ausäßen, die jetzt schwach die Richtung ihrer Straße an der Küste von Californien hinunter bezeichnen, erscheint dadurch bestätigt, daß Prescott sagt: „In den nordwestlichen Districten Neu-Spaniens, tausend Meilen von der Hauptstadt“ (Mexiko) „entfernt, sind Dialekte entdeckt worden, welche eine innige Verwandtschaft mit der mexikanischen Sprache zeigen, und zwar in der Provinz Sonora, am californischen Meerbusen,“ also in den Gegenden, welche ich als Eingangsthor der gegen Südosten und gegen Norden wandernden Völker bezeichnet habe.

Ferner bemerkt A. v. Humboldt (Essai pol. T. II [1827], p. 279 — 280), wie er bei einer genauen Prüfung der im Nutca-Sunde und zu Monterey (an der californischen Küste) aufgenommenen Wortsammlungen verwundert gewesen sei über das Zusammentreffen der Laute und die dem Mexikanischen ähnlichen Endungen mehrerer Wörter.

Ich gehe über zu den Eingeborenen, welche wir jetzt am Großen Colorado und am Gila wiederfinden. Mit der Auswanderung der neumexikanischen Stämme, und wohl schon lange vor derselben, mag die Einwanderung eben daselbst ihr Ende erreicht haben. Doch erblicken wir in den Thälern beider Ströme die große und weitverzweigte Nation der Yuma's, zu welchen ich die

am oberen Colorado lebenden Cuchan's und schön gebauten Mohave's zähle. Nun wirft sich die Frage auf: Woher kamen diese Stämme? Sind sie ebenfalls als geschlossenes Ganzes eingewandert, oder reicht ihre in undurchdringliches Dunkel gehüllte Geschichte auf dem nordamerikanischen Continent noch weiter hinauf, als die der altmexikanischen Völkerschaften? Oder dürfen sie endlich als die Nachkommen einzelner zurückgebliebener Familien betrachtet werden? Ihre Sprache bietet dafür keine Anhaltspunkte. Wanderten sie dagegen ein, so befanden sie sich, obwohl fast ausschließlich von Vegetabilien lebend und daher zum Ackerbau hinneigend, auf einer weit niedrigeren Stufe der Cultur, als alle ihre Vorgänger, und schlossen zugleich die Einwanderung ab, wenn es überhaupt nicht zu gewagt, Vermuthungen darüber anzusprechen. Jedenfalls blieben sie Jahrhunderte hindurch, da ihnen das Beispiel anstrengender, energischer Nachbarn fehlte, auf derselben niedrigen Stufe stehen, und es lassen sich die ältesten Beschreibungen der forschenden spanischen Mönche und Heerführer noch heutigen Tages auf die eben genannten Stämme anwenden. Ich nenne Capitain Fernando Alarcon, welcher im Jahre 1540 auf Don Antonio de Mendoca's, Vice-Königs von Neu-Spanien, Befehl dem Volk von Californien aufwärtz folgte und den Rio Colorado entdeckte.

Außerdem befinden sich am Gila, in der Nähe der Casas Grandes, die Pimo's und Cocopa's, zwei Stämme, welche nicht nur in steter Feindschaft mit den Yuma-Nationen leben, sondern auch in Sitten, Gebräuchen und Sprache sich streng von ihnen unterscheiden. Wischmann sagt, alle von dorthier stammenden Berichte bedachtsam vergleichend: „Die Pimo's sind alte Bewohner; ihre Trabition verkündet, daß sie von Norden kamen. Die Coco-Maricopa's wollen von Westen gekommen sein, . . . diese Völker sind friedlich und bilden einen Gegensatz zu den nördlichen wilden Völkern“, also den Apaches. Namen die Pimo's wirklich von Norden, so sind sie bei der allgemeinen Auswanderung aus den eben näher bezeichneten Territorien am Gila zurückgeblieben und nahmen in diesem Falle Besitz von den ver-

lassenen Casas Grandes so wie anderen, etwas nördlicher gelegenen Städten. Diese Ortschaften halte ich für diejenigen, welche Marco de Nica im Jahre 1539 auf seiner Forschungsreise nach dem Königreich Cibola (Zuni?) besuchte und mit Uebertreibung beschreibt. Die Strecke zwischen dem Thale des Rio Gila und Zuni war nach jenen Beschreibungen damals schon nicht mehr bewohnt. Doch wird der Ruinen nicht erwähnt, welche heutigen Tages noch von einer frühen und sehr zahlreichen Bevölkerung zeugen. Die Vorfahren der Pimo's halte ich nicht für die Erbauer der Casas Grandes, doch gebe ich zu, daß sie dieselben längere Zeit bewohnt und in baulichem Zustande erhalten haben mögen, in Folge dessen sie, trotz der Lehmanuern, weniger schnell verwitterten. Die zwischen den Pimo's, Cocopa's und Maricopa's einerseits und den Yuma's andererseits fortbestehenden Feindseligkeiten hinderten eine Vermehrung dieser Stämme, und die zeitweiligen Bewohner der Casas Grandes, nunmehr wieder des Beispiels und der Aufmunterung thatkräftiger Nachbarn entbehrend, sanken in die ihrem Stamme eigenthümliche Trägheit zurück. Sie verließen die sicheren Wohnsitze, deren Erhaltung ihnen zu viel Mühe und Arbeit verursachte, und begnügten sich, ähnlich den ihnen feindlich gesinnten Stämmen, mit elenden Hütten und so viel Bodenerzeugnissen, wie zu ihrem Lebensunterhalt gerade erforderlich.

So sehen wir denn in den Pimo's einen Volksstamm vor uns, der, günstiger veranlagt, als irgend eine eingeborene Nation östlich der Rocky-Mountains, doch ebenso wenig, wie diese, über seine Vergangenheit Kunde zu geben vermag, und dessen Traditionen unklar und unbestimmt in ein nicht zu entwirrendes Chaos zusammenfallen.

So lauten meine Betrachtungen über die frühen Einwanderungen in Neu-Mexiko und die südlicheren Provinzen von Anahuac. Dieselben bildeten sich während meiner Reisen in jenen Regionen. Ich würde nicht gewagt haben, auf den Versuch einer Darlegung derselben einzugehen; da ich aber vielfach in fester Uebzeugung und in den bestimmtesten Ausdrücken, „eine Einwanderung in

Neu-Mexiko von Norden und Nordwesten her als eine Unmöglichkeit bezeichnende, die Einwanderung in Quahuac aus dem Norden dagegen nur als aus Neu-Mexiko möglich,“ so glaube ich zugleich die Verpflichtung übernommen zu haben, fufend auf den an Ort und Stelle gewonnenen Eindrücken, auf die Wahrnehmungen und auf die Richtung der Heerstraßen aufmerksam zu machen und das in der alt-mexikanischen Geschichte eine wichtige Rolle spielende „Nördlich“ den oben angedeuteten Eindrücken gemäß zu erklären.

So weit es Aufgabe, aus vorhandenen, wenig zuverlässigen geschichtlichen Quellen zu schöpfen und Schlüsse zu ziehen, verwahre ich mich nicht gegen Irrthümer und falsche Auffassungen. Wo aber die Natur ihre unerschütterlichen Grenzen zog, da müssen die letzten Zweifel schwinden.

Starr, wie das Bild des Todes, dehnen die Wüsten zwischen dem Rio Colorado und Californien sich aus. Starr in einer Länge von Hunderten von Meilen und in der Breite vieler Tagereisen. Was die Natur zu erzeugen vermag, den Sterblichen Entsetzen einzufloßen, hier hat sie es mit Fleiß zusammengetragen. Mit farbigen Kieseln gleichsam moosartig gepflasterte schiefe Ebenen, welche nicht einmal den Eindruck eines beschlagenen Fußes annehmen, wechseln mit unabsehbaren Sandsteppen ab. Wie von unterirdischen Gewalten durch die geborstene Erdrinde emporgetrieben, kreuzen sich die zackigen, unzugänglichen Berggipfel. Als Inseln ragen bizarre Felsgebilde aus den im Sonnenschein blendenden weißen und gelben Sandebenen empor. Weiß, wo, nach Verdunstung atmosphärischer Niederschläge, Salzkrysalle eine Kruste bildeten, gelb, wo der leiseste Lufthauch mit beweglichem Flugande spielt. Ueberall, nach jeder Richtung hin ein trostloser Anblick, überall entsetzliches Todes Schweigen! Wo organisches Leben zu Tage tritt, da geschieht es in menschenfeindlicher Form. Stacheln- und dornenbesetzte fristen zwischen nahrungslosem Gestein selbstsam gefornnte Cacten und die schlank-zweigige Fouquieria genüßsam ihr räthselhaftes Dasein; mit dolchähnlichen Spitzen drohen die fleischblättrige Agave und die zu verästelten Bäumen gedeihende

Yucca. Häßlicher Duft entströmt der Artemisia- und der Talgholzhaube. Lange gewundene Reihen kleiner gelber, hart getrockneter Kürbisse bezeichnen die Linien, in welchen längst verwitterte Ranken auf dem dünnen Erdbreich hinkrochen. Selten durchschleicht ein Wolf oder ein Fuchs diese traurigen Einöden, selten, wie die hierhässlichen Eingebornen, welche, familienweise im Gebirge an schwachen Wasseradern hängend, sich von Grasjamen und gerösteten Agavenwurzeln nähren. Sie sind menschenfeindlich wie das sie umringende scharfe Gestein, menschenfeindlich wie die wenigen ihnen bekannten Vegetationsproben und das sie umschleichende Gethier. Ihre Sprache scheinen sie von diesem gelernt zu haben. Sonst ist Alles stumm. Stumm lauert hinter halbgehobenen Fallthürchen in ihrer Höhle die mit Gift bewaffnete Tarantel; stumm eilt der wehrlose, obwohl gepanzerte Laufkäfer auf seinem sonnendurchglühten Wege einher; stumm die merkwürdig gestaltete Horneidechse. Selten sendet aus der Höhe ein Wandervogel seinen schrillen Ruf nieder.

Durch die Umgebung in seiner Stimmung beeinflusst, schüttelt der Wüstenreisende beim Anbruch des Tages den Sand aus der Decke und sattelt er sein nothleidendes Thier. Ein letzter Trunk aus dem Wasserschlach, und weiter geht es nach der Vorschrift der regsamten Magnetnadel. Die junge Morgen Sonne, in geeigneteren Landstrichen frischen Lebensmuth erweckend, hier bietet sie Alles auf, den einsamen Wanderer zu martern. Wo die Linie des Horizontes von Himmel und Sandebene gebildet wird, da zaubert sie nedlich die Fata Morgana vor ihn hin. Beim Zusammenstoß ungleich erwärmter Luftschichten spiegeln sich die unterhalb der Linie des Horizontes befindlichen Erhebungen in umgekehrter Gestalt und veränderter Form in der oberhalb derselben lagernden Atmosphäre. Verlockend tanzen phantastische Schlösser, Städte, Pyramiden und Obelisken in dufziger Ferne auf; zu schattigen Painen gestalten sich verstecktes Gestrüpp und Gerölle. Traumhaft, wie Alles entstand, verschwindet es beim Höhersteigen der Sonne wieder. Statt dessen dehnt sich ein blauer, unabsehbarer Wasserspiegel vor den ermüdeten

Augen aus. Wie die Wellen sich zitternd regen; wie Roß und Mann die Zunge am Gaumen klebt! Vom Instinct belehrt, verfolgt das Thier unbeirrt seinen Weg auf den vor ihm zurückweichenden See zu. Wo eben noch die beweglichen Fluthen wie vor einem über sie hinaushenden Windstoß spielten, da wartet der feste Fuß abwechselnd in heißem Sande und durchbricht er die an eine kühlende Schneeschicht erinnernde Sodakruste. Was das Thier gleichgültig läßt, dem überlegenden Menschen bereitet es Tantalusqualen. Er gedenkt krystallklar sprudelnder Quellen und erfrischender Bäder, und abschreckender erscheint ihm die starre Umgebung. Theilnahmslos beobachtet er eine Krähe, welche weit abwärts auf dem trügerischen Wasserpiegel sich in einen ungestalteten schwarzen Schwan vom riesenhaftesten Umfange verwandelte, oder einen fliehenden Wolf, der im gemessenen Lauf allmählig zur langgliedrigen Giraffe heranwächst, bis diese endlich in der Mitte zerreißt, und plötzlich zwei Wölfe Fuß gegen Fuß mit gleichmäßigen Bewegungen übereinander einhertraben. Das ist das Gespenst der Wüste. Es schreckt den wilden Eingebornen. Der weiße Wanderer dagegen, von Durst gepeinigt und voll Mitleid für das ihn geduldig tragende Thier, versinkt angefichts desselben in dumpfes Brüten. Er sehnt die Nacht herbei, welche es der Phantasie gestattet, sich mit den Farben und Formen reicherer Zonen zu umgeben, den Anblick seit frühesten Jugend bekannter Sternbilder, welche die trostlose Gegenwart freundlich mit holden Erinnerungen durchwirken. — Und hier sollte ein Volksstamm gewandert sein? Nimmermehr!

Doch weiter von Westen nach Nordwesten und Norden herum! Fort aus den entsetzlichen sandigen Einöden nach dem neuntausend Fuß hohen Hochland hinauf, durch welches der Rio Colorado und dessen Zuflüsse sich in vieltausendjähriger Arbeit ihren Weg hindurchnagten!

Verworrene, wild zerklüftete Plateaus ringsum. Der Himmel ist so blau, so sonnig, die Atmosphäre so klar und transparent, daß man glaubt, nach weitenweiten Höhen einen Stein hinübersenden zu können. Wo auf den massiven Ge-

steinslagen sich durch Verwitterung dürrer Humus bildete, da wechseln lichte Haine verkrüppelter Tannen und Cedern, und dürftig mit Grasbüscheln besetzte Ebenen, Schutz und Nahrung bietend dorthin verirrtten Antilopen und einer spärlichen kleinen Vogelwelt. Gespenstlich, wie in den furchtbaren Sandwüsten die Jata Morgana, wirken hier Wirbelwinde und stetigere Luftströmungen. Dünzweilige Staubengewächse, im Laufe der Jahre zum leichtesten specifischen Gewicht ausgedörrt, werden fäulnartig emporgewirbelt, um geisterhaft über Gerölle und Schluchten hinwegzufliegen, oder sie folgen in langen Sprüngen, wie im Wettlauf, der ihnen vom Winde vorgeschriebenen Richtung über Stoß und Stein, um nach kurzer Frist vielleicht denselben Weg, flüchtigen Gnomen vergleichbar, wieder zurückzulegen. Vom Thau befeuchtet rasten sie zur nächtlichen Stunde, oder wenn bei gänzlicher Windstille die Sonne auf sie niederbrennt. Selten, daß Regen sie auf längere Zeit an eine und dieselbe Stelle bannt, so selten, wie niedrighängendes Gewölk seinen Ueberfluß auf die dürstige Felsenwüste herabstößt. Wenn aber die mit Electricität geschwängerte Atmosphäre sich entladet und wolkenbruchartige Regen wildschäumende Cascaden in dem Schluchtengewirre erzeugen, dann bietet sich auf den Höhen das seltsame Schauspiel von heftigen Donnereschlägen begleiteter Schneestürme.

Wer, von Wissensdurst getrieben, nach mühseliger Wanderung jene Höhen erreicht, den drängt es unaufhaltsam weiter gegen Nordwesten und Norden, um wenigstens einen Blick auf den Großen und den Kleinen Colorado zu gewinnen, welche sich tief unten in der zerrißenen Erdrinde vereinigen, und deren Vett man in dem Gewirre unzähliger, wenig in den Gesichtskreis tretender Uferbänke nur zu ahnen vermag. Weiter gegen Norden und Nordosten! Die immergrünen Haine werden lichter und verschwinden endlich ganz, es verliert sich das spärliche animalische Leben. Lant klappern die beschlagenen Hufe der Reiter und Lastthiere auf dem festen Gestein, von welchem die verwitterten Bestandtheile durch Wolkenniederschläge den fernen Schluchten zugetragen wurden. Nur in

den muldenförmigen Einsenkungen des Plateaus ist Erdbreich zurückgeblieben, eine dürftige Grasvegetation begünstigend. Weiter und immer weiter nordwestlich! Weiter in einer der zahllosen breiten Wasserrinnen, die anfänglich sich nur sehr mäßig senken und sogar, bedingt durch zerbröckelnden Muschelkalk, von zugänglichen Abhängen begrenzt worden. Der Marsch weniger Meilen bringt an den ersten Absturz, wo die zeitweise niederwärts tosenden Wasser die obersten Schichten des Schieferthons und darauf folgenden Kalksteins der „unteren Steinkohlenformation“ durchbrochen haben und, mit gigantischen Felsblöcken spielend, sich in ihrem wilden Einherbrausen tiefer und tiefer in die massive Erdrinde hineinragten. Tiefer und tiefer; hindurch durch die fast horizontal rastenden gewaltigen devonischen und silurischen Formationen; hindurch durch die schwächere Strata des Potsdam Sandstein, tief hinein in den Granit bis zum Großen Colorado, dessen Spiegel dort ungefähr tausend Fuß über dem Meerespiegel liegt, der also in nie unterbrochener, vieltausendjähriger Arbeit seinen schroffen Uferwänden einen Höhenunterschied von beinahe achttausend Fuß verlieh.

Vorbei geht es, an dem ersten Absturz, ahnungslos und schüchtern auf den ängstlichsten Vorprüngen einer fortlaufenden Strata, dem schmalen, von starkgehörnten Argalis und schenen, thierischen Eingebornen in unberechenbaren Zeiträumen geschaffenen schmalen Pfade. Weiter geht es in unveränderter Höhe um kolossale Fels Thürme herum. Auf der einen Seite führen schwer zugängliche Geröllabhänge wieder nach dem Plateau hinauf, während auf der anderen Seite, hart neben dem vorsichtig schreitenden Fuß, das Ufer senkrecht abfällt und im weiteren Vordringen der Boden der sich mächtig erweiternden Schlucht sich um Hunderte und Hunderte, und endlich um Tausende von Fuß entfernt. Gleichmüthig schreitet das Maulthier auf dem einer Dachrinne ähnlichen, beinahe freischwebenden Wege einher. Ragend und sorgfältig prüfend setzt der Mensch einen Fuß vor den andern. Sein Pulsschlag stockt, wenn unter den Hufen des Thieres ein Stein knirschend sich löst. Bange lauscht er, bis endlich das dumpfe

Krachen und durch tausendfaches Echo verstärkte Brausen heraufbringt, mit welchem das geräuschlos hinabstürzende Gerölle in der grausigen Tiefe zerfällt. Besorgnißvoll sendet er den Blick nach der andern Seite der Schlucht hinüber, wo gewaltige, farbenreiche, wunderbar regelmäßig geformte Thürme sich aneinander reihen, aber eben so schnell senkt er ihn wieder. Er beschattet die Augen, um sich der Täuschung zu erwehren, daß jene Thürme sich langsam in freier Bewegung setzen, um schließlich die ihn tragenden Felsen mit in den unheimlichen Strudel hineinzureißen. Die Tiefe wächst, es erweitert sich die Breite der Schlucht, zu deren Ausfüllung man Gebirge bedürfte. Doch unaufhaltsam weiter geht es auf dem entsetzlichen Pfade, weiter, bis er zwischen zwei der gigantischen Thürme auf steilen Geröllabstufungen hinabfährt, also auf einem Boden, auf welchem selbst der sichere Maulthierhuf keinen Halt mehr findet, und der furchtbare Weg zurück eingeschlagen werden muß.

Was dem forschenden Reisenden nicht mit Hülfe von Thieren gelingt, das sucht er, bevor er von seiner unlösbar erscheinenden Aufgabe zurücktritt, mit eigenen Kräften zu erreichen. Zusammengeknotete Stride und Leinen ermöglichen es, die Schwierigkeiten zu besiegen und in die wie ein rothglühender Höllenrachen gähnende Schlucht hinabzugelangen. Doch was von oben in dem massiven rothen Sandstein als dunkler gefärbtes Geäder erschien, das sind neue Rinnen und Schluchten, gleichsam in ein tieferes Stockwerk hinab und dem Colorado zuführend.

Und weiter geht es und tiefer hinab in den schnell an Umfang gewinnenden, labyrinthisch verschlungenen Gängen, welche, den Sonnenstrahlen unzugänglich, erquickende Kühle bergen. Eine unheimliche Wanderung in dieser unterirdischen Welt, zwischen dem starren Gestein und beobachtet von unsichtbaren thierischen Eingeborenen, welche selbst hier, und wohl auf Grund der ihnen zugänglichen reichen Ströme und kleiner angeschwemmter Uferflächen, Mittel finden, ihr elendes Leben elend zu fristen. Und weiter nordwestlich geht es und tiefer hinab in die zerklüftete Erdrinde hinein. Vorwärts zwischen gewaltigen Felsblöcken über ge-

fährliche Abstürze hinweg, vorwärts mit tiefer Spannung und vorsichtigen Bewegungen. Indem die schroffen Uferwände zu beiden Seiten wachsen, scheint der Himmel sich mehr und mehr von der Erde zu entfernen, die Oeffnung nach oben sich zu verengen, als ob die rothen Sandsteinmauern sich einander zuneigten. Mit eigenthümlichem Echo verhallt die menschliche Stimme. Leises Dröhnen, mehr fühlbar, als vernehmbar, zittert durch die Schluchten. Es erzählt von Wassermassen, welche sich donnernd in tiefe Becken hinabstürzen, in langgedehnter Cascadenreihe hindernde Felsblöcke in Gisch und Schaum hüllen. Doch was sich geheimnißvoll dem Ohr kundgiebt, dem Auge ist es nicht vergönnt, mit Wollust darauf zu rasten. Wo durch einzelne Thoröffnungen der Gesichtskreis sich erweitert, da begegnen die Blicke immer wieder den himmelanstrebenden Felswänden, bis endlich neue Abstürze jedes weitere Vordringen unmöglich machen. Hin und wieder sieht man noch eine kleine sehnige, kaum menschlich zu nennende gottige Gestalt schen und mit der Gewandtheit eines Marders über das Gestein hinhuschen, oder aus sicherer Entfernung mit heransforderndem Gellen Pfeil und Bogen schwingen; auch einen flüchtigen Schimmer des Spiegels des Kleinen Colorado gewinnt man, der auf der kurzen Strecke bis zu seiner Vereinigung mit dem Großen Colorado einen Höhenunterschied von Tausenden von Fußten niederwärts zu überwinden hat; sonst beschränken sich die Erfolge der gleichsam unterirdischen Wanderung auf die Ueberzeugung, daß in seiner südlichen und nordöstlichen Verlängerung ein wandernder Volksstamm nimmermehr den Colorado überschritten haben kann. Mit Wehmuth scheidet der Reisende aus dem versteckten Erdenwinkel, mit Wehmuth von dem dicht vor ihm liegenden Ziel, welches ihm dennoch unerreichbar. Aber mit sich nimmt er Erinnerungen, welche ihm bis zu seinem späten Lebensabend die reichsten Genüsse versprechen.

Hinauf geht es wieder nach dem Plateau. Doch wenn beim Abwärtssteigen kühne Hoffnungen seine Kräfte stählten, so machen sich jetzt bei dem, bis zu einem gewissen Grade Enttäuschten die Folgen der Ueberanstrengung geltend. Um ihn her wechseln nächtliches Dunkel und Tages-

licht, bis er endlich mit abgeschürften Gliedern wieder die über das Plateau hinströmende reine Luft einathmet. —

Die eben geschilderten Scenerien, wie ganz anders zeigen sie sich, wenn man den höchsten und äußersten Rand eines der Plateau-Vorsprünge betritt und die Blicke in die Tiefe hinabsendet. Es eröffnet sich eine Aussicht, wie sie die kühnste Phantasie nicht zu ahnen vermag. Ueber zweitausend Fuß tief senkt sich der Abgrund. Dort trifft das Auge auf den dunkelrothen Sandstein, welcher ansehend die Sohle des trockenen nackten Höllenschlundes bildet, aber das untere Stockwerk der labyrinthischen Gänge und Schluchten birgt. Als verworrenes Geader kreuzen sich die zahllosen Wasserinnen. Dem rothen Sandstein entsteigen dann wieder bis zur Höhe der Oberfläche des Plateau's mächtige Thürme mit regelmäßiger Architektur und Bedachung, gebildet durch die horizontalen Schichten verschiedener Weltepochen, und je nach ihrer Nachgiebigkeit mehr oder minder ausgebreitet durch die Einwirkung der Atmosphäre seit tausend und abertausenden von Jahren. Die jenen Gegenden eigenthümliche transparente Atmosphäre erschwert die Abschätzung von Entfernungen. Ueber die gewaltigen Felsentessel hinwegspähend, erscheinen die gegenüberliegenden Uferwände, je nachdem die Beleuchtung wechselt, bald kaum drei englische Meilen, bald deren zehn entfernt. Am Rande des Abgrundes hinschreitend, verwandeln sich wie in einem Kaleidoskop fortgesetzt die wunderbaren Bilder. Neue Felsentessel öffnen sich, während andere sich schließen. Erstaunt sieht man hier in ein Amphitheater hinab, dort wieder auf glühend rothe, scheinbar ebene Flächen, aus welchen sich die von dem Hochlande gänzlich losgepülsten Thürme und Obelisken senkrecht, sogar überhängend, erheben, als ob die leiseste Erschütterung sie hinabzustürzen vermöchte. Wie eine Mahnung an die Ewigkeit erscheinen die Merkmale, daß der fallende Wassertropfen die Schlünde bildete, welche dem Beobachter aus allen Richtungen entgegenstarren. Auf den Schluchtwänden wie an den abgeordneten Gebilden wiederholen sich in nie gestörter Ordnung die farbigen Bänder, deren jedes einzelne ein Weltalter bedeutet. Fast geblendet

durch im Sonnenlicht verschärste Farben-contrasten, hebt man unwillkürlich von dem Abgrunde zurück; kaum wagt man seine Stimme zu erheben gegenüber einer so erhabenen, furchtbar schönen Natur. Schwer trennt man sich von einem solchen Anblick. Ist es doch ein Scheiden auf Nimmerwiedersehen. Wehmuthersfüllt blickt man nach einer fernw. (scheinbar als) Mauer sich nur wenig über das Plateau erhebenden Uferwand hinüber, welche das Bett des Großen Colorado bezeichet, und von welchem Hindernisse trennen, die zu überwinden es mehr als menschlicher Kräfte erfordert. Mit Wehmuth beobachtet man auch wohl eine Weiße, die auf sicheren Schwingen in gleicher Höhe mit dem Uferlande über der Tiefe dahinschwebt. Man beneidet sie um ihre Kraft, folgt ihr im Geiste und schafft sich mit ahnungsvollem Grauen ein Bild von dem Felsenthal des Colorado, welches vielleicht noch für kommende Jahrhunderte dem Menschen ein Geheimniß bleiben wird. Wie mit Raubergewalt zieht es den Beobachter nach dem majestätisch kreisenden Vogel hinüber. Schwindel ergreift ihn. Eine unheimliche Neigung, sich in die entsetzliche Tiefe hinabzustürzen, bekämpfend, wirft er sich nieder. Mit sengender Glut treffen die Sonnenstrahlen das nackte Gestein, welches, ebenfalls erhitzt, Wärme ausströmt und die nächsten Luftschichten in zitternder Bewegung erhält. Die Winde schweigen, das Athmen wird schwer, aber mit ungeschwächter Theilnahme haftet das Auge an den Linien und Farben des wunderbaren Wildes, welches in unbeschreiblicher Pracht, aber auch in schrecklicher Oede sich vor ihm ausdehnt. Leises, einschläferndes Summen von Insecten erfüllt die Atmosphäre. Regungslos liegen auf dem heißen Felsen zahlreiche Eidechsen umher; wollüstig

athmen sie mit geöffnetem Mägen die heiße Luft ein, während im Schatten eines Geröllblockes hinter halbgehobener Falthür die giftige Tarantel hervorlugt.

Die Zeit verrinnt. Minuten werden zu Stunden. Die Sonne ist über den Zenith hinweggeglitten und mahnt zur Rückkehr ins Lager. Die Falthür der Tarantel klappt zu; die Eidechsen fläuben aneinander, aber das Geschwirre in der Luft hält an und begleitet den Wanderer auf seinem hindernißreichen Wege. Düstlich richten sich die Blicke, wo die malerischen Formen der San Francisco-Vulcane aus der Ebene emporragen, nordöstlich in der Richtung nach den Moqui-Städten, von welchen ihn eine entsetzliche Felsenwüste trennt.

Tage des beschwerlichen Wanderns folgen; Tage des Entbehrens, Ringens und Kämpfens mit einer graufigen Boden-gestaltung. Viele Tage, bevor er auf hoch emporragenden Plateaus die sechs Moqui-Städte erreicht. Dort, wo auf schwer zugänglichen Abhängen mühsam hergestellte Gärten und Felder, in den schmalen Thaleinschnitten zahlreiche, vorzugsweise schwarze Schafheerden seltzam zu der ihn umringenden Wildniß contrastiren, grüßen ihn friedliche braune Menschen. Sie laden ihn ein zu rasten in den zusammenhängenden, wunderbar übereinander geschichteten Häusern. Den Colorado sieht er nicht wieder. Wild zerrissene, jeder Beschreibung spottende nackte Gebirgsmassen trennen ihn von demselben. Düstlich dagegen dehnen sich die von fruchtbaren Thälern durchzogenen Territorien der räuberischen Navahoes aus, begrenzt von den Rody Mountains und dem gewaltigen erloschenen Vulkan, Mount Taylor, dessen erkaltete schwarze Lavaströme das Land in weitem Umfange durchkreuzen.





www.libtool.com.cn

Deutsche Städte-Bilder.

Reise-Skizzen und Cultur-Studien

VON

Karl Braun-Wiesbaden.

Die Hansestadt Lübeck und ihre Schiffergesellschaft.

In dem vorigen Bilde über die Schiffermahlzeit in Bremen habe ich berichtet, daß die alljährlichen Festlichkeiten in dem alt-ehrwürdigen Hause der Schiffergesellschaft in Lübeck seit den Franzosenzeiten aufgehört haben. Als ich dies schrieb, wußte ich nicht und konnte ich nicht wissen, daß das Jahresfest in dem Hause der Schiffergesellschaft zu Lübeck, welches, so viel ich weiß, zum letzten Male im Jahre 1804 stattgefunden, im Jahre Sechs des wiederhergestellten deutschen Reiches, oder um es etwas prosaischer auszudrücken, am 17. Februar 1877, seine Wiederauferstehung gefeiert hat, nach einem beinahe dreiviertel-hundertjährigen Schlafe. Als ich diese Nachricht erhielt, fühlte ich die Verpflichtung, über dies Ereigniß zu berichten. Zwar muß ich zugeben, dasselbe ist nicht ganz so wichtig, wie das der Schlacht von Königgrätz oder Sedan, — aber doch immerhin wichtiger, als eine Menge von Festlichkeiten und Versammlungen, womit sich die Presse eingehend beschäftigt, — namentlich wichtig für einen Freund alter deutscher Sitten und Gebräuche und für die mit der wirtschaftlichen Entwicklung nahe zusammenhän-

gende Culturgeschichte. Auch möchte ich nicht, daß mir vorgeworfen werden könnte, etwas todtgesagt zu haben, was noch lebt oder wieder lebt, namentlich wenn es sich um die edle und freie Hansestadt Lübeck handelt, deren Namen — nomen et omen — auf Wendisch „die Freude aller Leute“ bedeutet. Da ich kein Wendisch verstehe, so muß ich in Nachahmung der Türken, welche jede Erzählung mit den Worten: „So erzählten die Leute, aber Allah weiß es besser“ schließen oder beginnen, hinzufügen: Gene Etymologie findet sich bei den alten Lübecker Chronisten; ob sie richtig ist, weiß ich nicht, doch sie verdient es zu sein.

Ehe ich zu dem Ereignisse vom 17. Februar übergehe, muß ich ein paar Worte über die Stadt Lübeck, sowie über das Haus der Lübecker Schiffergesellschaft, dessen Lage, Beschaffenheit und Geschichte vorausschicken.

Die Lage Lübeds ist eine eben so eigenthümliche und charakteristische als malerische. Die Stadt ist aufgebaut auf einem von Süden nach Norden lang hingestreckten Hügel, der nach Osten und Westen, zum Theil ziemlich steil, abfällt. Etwa auf dem höchsten Punkte dieses Hügel's liegt die ehrwürdige Marienkirche. Drei andere Punkte des Rückens werden markirt durch

drei Plätze, den Klingberg, den Markt und den Knhberg (heutzutage unhistorisch zu „Kaufberg“ veredlungungsweise verballhornt).*) Die vier Weltgegenden werden durch die vormaligen vier Thore markirt: das Burgtbor im Norden, das Mühlethor im Süden, das Hüttertbor im Osten und das Hofstentbor im Westen. Erhalten sind davon nur noch das Hofstentbor und das Burgtbor. Diese beiden Thore aber sind nicht etwa wie in den modernen nivellirten und designirten Städten bloße topographische Begriffe oder trigonometrische Punkte, sondern mächtige Steinkörper, zum Theil auch Thürme von imponirendem Eindruk. Von dem Klingberg im Süden nach dem Knhberg im Norden führen zwei große Parallelstraßen über den Rücken des Hügels, die eine die Königs-, die andere die Breitenstraße geheißen. Von diesen beiden Haupt-, Hoch- und Längsstraßen strecken sich nach beiden Seiten die Neben-, Seiten- und Querstraßen zu dem Wasser hinunter, nämlich auf der Westseite nach der Trave und den von ihr gebildeten Häfen, auf der Ostseite nach der Wakenitz und den von ihr gebildeten Teichen, dem Mühleenteich, Krähensteich u. s. w. Die steil abfallenden Seitenstraßen führen zum Theil den bezeichnenden Namen „Gruben“. Die monumentalen Gebäude der Stadt liegen fast alle auf dem Rücken des Hügels, an den genannten drei Plätzen und den zwei

Hauptstraßen. Die Stadt hat nicht, gleich so vielen in Deutschland, während der kaiserlosen, der schrecklichen Zeiten, ihre Hörner abgeworfen. Sie redt vielmehr noch ihre zahlreichen und charakteristischen Thürme und Zinnen stolz gegen Himmel, und wenn man sie so da liegen sieht, ungeschoren und unzerstört, und trotz schrecklicher Leiden der Vergangenheit in der Gegenwart einen neuen Aufschwung nehmend, so erinnert sie durch ihre fast insulare Lage an ein Schiff, durch ihre Thürme an die Masten, — an ein tapferes, altes, festes Schiff, dem weder Wetter und Wind, noch Krieg und Ungemach, etwas anhaben konnten, und das immer wieder neu in die See sticht. So sieht die Stadt aus von einem erhöhten Punkt in ihrer Umgebung. Da sieht man die Thürme und Wälle, die hohen Giebel und die noch höheren Kirchen; und man macht sich gefaßt auf eine Stadt von streng oder beinahe herb altherümlicher Haltung. Tritt man ihr aber näher, so kommt man in schattige und lauschige Linden- und Ulmen-Alleen, flanirt von stattlichen Villen neuen Stiles, und man sieht, daß die Stadt unbeschadet ihrer Ehrwürdigkeit, doch sich selbst und ihre Festungswerke zu modernisiren gewußt hat.

Ich kann hier, wo es erlaubt ist, in feuilletonistischer Weise zu plaudern, eine beiläufige Bemerkung nicht unterdrücken, die ich schon lange auf der Zunge, aber immer noch nicht an den Mann gebracht habe. Vor einem großen Theile unserer deutschen Küsten liegen Wälle; vor der Ostseeküste Rügen, Usedom, Wollin und die Nehrungen, vor der Nordseeküste ein Kranz von kleinen Inseln und von Watten. Das erschwert einigermaßen die Schifffahrt, aber es erleichtert die Küstenverteidigung; das Letztere haben wir 1870 und 1871 in angenehmer Weise empfunden. Diese „obvallatio“ der Küste übt ihren Einfluß auch auf die Seestädte. Viele derselben liegen abseits von dem Strand in einiger Entfernung stromaufwärts. Sie bewahren eine Art von vornehmer Zurückgezogenheit und schützen sich dadurch vor einem Theil des Schmutzes, welchen die See anzukümmern pflegt. Wenn ich sage „Schmutz“, so verstehe ich diesen Ausdruck in dem Sinne, wie ihn der alte „Vord Pam“ definirte bei Gelegenheit

*) Merkwürdiger Weise nimmt Lübeck für sich die Ehre in Anspruch, den berühmten Ballhorn seinen Mitbürger zu nennen. Nach der Tradition Lübecks ist Ballhorn ein Orster der Admalinge. Professor Dr. Ernst Deede in Lübeck erzählt uns nämlich nach mündlicher Ueberlieferung und älterer Privataufzeichnung:

— „Anno 1528 hat ein ehrlicher Buchdrucker zu Lübeck, Namens Johann Ballhorn, aus Soest in Westfalen bürgerlich, ein neues Bibelbuch für die liebe Jugend ausgeben lassen, das er verbessert durch Johann Ballhorn“ genannt. Dieser hat zuerst den Luther'schen Glauben sammt dem Vaterunser und dem Hauspiegel hineingedruckt, und ein nachdenklich Sinnbild hinzugezogen, nämlich einen Hahn, welcher die Christenheit zur Wachsamkeit aufruft, daß ihr nicht fremde Eier ins Nest gelegt werden.

„Solches alles aber haben die gottlosen Pfaffen dahin verkehrt, als hätte der Ballhorn den Hahn selbst Eier legen lassen, dem Bibelbuch aber noch die Wuchstaben ff, ll, mm, ss hinzugezogen, und machten den ehrlichen Mann zum Thoren. Daher denn in einigen Landen das Sprichwort aufgetommen: „verbessert durch Johann Ballhorn“.

einer Parlamentsdebatte über die Canalisationsfrage. „Schmutz,“ sagte er, „ist eine nützliche Sache am unrechten Orte.“

Petroleum ist z. B. auch eine recht nützliche Sache. Aber wenn das vornehme Viertel einer Stadt zugleich das Petroleumlager bildet, wenn der ganze Boden so mit diesem Stoff inficirt ist, daß man erschrickt, sobald ein glimmendes Zündhölzchen zu Boden fällt, so gehört das nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins.

Unsere Matrosen sind treffliche Jungen. Aber wenn sie nach langer Seefahrt die „Terra-Firma“ wieder besteigen, um sich für die Strapazen und Entbehrungen des Seelebens schadlos zu halten, so wissen sie sich nicht stets einer weisen und ästhetischen Selbstbeschränkung zu befleißigen. Und noch weniger kann man das von den „Damen“ behaupten, welche ihnen die Lasten des Daseins und des Geldes abzunehmen bereit stehen.

Vergleichen Wißstände, welche sich in den englischen und holländischen Seeplätzen außerordentlich breit machen, treten z. B. in Bremen und Lübeck gar nicht zu Tage. In dem Innern der Stadt herrscht eine vornehme Ruhe und Behaglichkeit, welche in Bremen mehr einen modernen und in Lübeck einen mehr ehrwürdigen Charakter trägt. Auch kennen beide Städte nicht die scheußlichen Kellervohnungen, welche in so mancher norddeutschen Stadt die Bevölkerung verpesten und ein giftiges Proletariat erzeugen.

Lübeck hat zwar auch seinen Rathskeller (die Franzosen haben jedoch 1805 die ältesten Rheinweine daraus gestohlen), und sehr schöne Privatkeller, welchen seine insular-hügelige Lage sehr zu gute kommt. Letztere sind der Art mit einander verbunden, daß sie unter ganzen Straßen hindurch laufen, etwa wie die Kataomben in Rom oder Paris. Die großen Weinhandlungen der Stadt, welche sämtliche Ostseegestade und einen großen Theil von Norddeutschland versorgen, lagern in diese Kataomben ihre Weine, wie in den römischen die „heiligen Leiber“, Knochen und Reliquien lagern, um ebenfalls der danach dürstenden Welt gespendet zu werden. Ich ziehe den Wein vor. De gustu non est disputandum.

Betreten wir nun das Innere der Stadt und wandeln wir eine der großen Hauptstraßen entlang, so stoßen wir bei jedem Schritte auf irgend ein monumentales Bauwerk, das unsere Blicke festhält. Wir können sie hier nicht alle Revue passieren lassen, sondern müssen uns auf eine Kategorie beschränken, nämlich auf die Häuser der Zünfte, Gesellschaften und „Companien“. Diese Körperschaften datiren ihren Ursprung größtentheils vom Ende des 14. und Anfange des 15. Jahrhunderts. Ursprünglich nur wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zwecken dienend, dehnten sie sich immer mehr aus und rissen einen großen Theil der politischen Gewalt an sich. Ende des 16. Jahrhunderts zählen wir zwölf Zünfte, „Gesellschaften“ oder „Companien“ genannt, welche später sogar den officiellen Charakter „botirender Collegia“ erhalten. Es sind: 1) Die Junker- oder Zirkel-Compania, so genannt, weil der Orden, den sie tragen, das Zeichen eines Kreises und eines Zirkels bildet. Diese Patricier hatten ihr Vereinshaus in der alten Olafs-Burg an der Wakenitz, nachher in einem 1777 neu erbauten Hause in der Stadt, worin jezt der rühmlichst bekannte oberste Gerichtshof der Hansestädte tagt. 2) Die Kaufleute-Compania, von deren Haus ich noch sprechen werde. 3) Die Schonenfahrer-Companie, auch von ihrem Hause „Schütting“ genannt. 4) Die Nowgorodfahrer-Companie. 5) Die Bergensfahrer-Companie, deren Vereinshaus, der „große Lobben“ genannt, jezt sich im Privatbesitz befindet. 6) Die Rigajahrer-Companie. 7) Die Stockholmfahrer-Companie. 8) Die Brauergesellschaft. 9) Die Verwandtschneider (Tuchhändler)-Companie. 10) Die Krämer-Companie. 11) Die Schiffergesellschaft. 12) Die vier großen Aemter sammt zugehörigen Kunstverwandten; Schmiede, Schneider, Bäcker und Schuster sind die großen „Aemter“, und außerdem gab es noch etwa fünfzig kleinere gewerbliche Corporationen.

Man sieht aus dieser Aufzählung, wie sehr Handel und Schifffahrt über die übrigen Geschäfte, namentlich über die Gewerbe, überwiegen.

Wenn wir auf der Hauptstraße, der Breitenstraße, nach Norden gehen, ehe wir auf den Kuhberg gelangen, kommen wir zu dem Haus der Kaufleute-Compagnie, welche nächst der Zunker- oder Birkel-Compagnie die älteste und vornehmste Gesellschaft war, auch die Compagnia der „*risen Koplute*“ oder der „*Rentjener*“ (Rentenbriefinhaber oder Rentiers) genannt wurden. Ihr früheres Haus datirt aus dem 15. Jahrhundert, wurde 1531, während des Interregnums von Jürgen Wullenweber, von dem Pöbel geplündert und geschädigt, aber desto glänzender restaurirt, nachdem der Kaiser die alte Ordnung in der freien Reichsstadt wiederhergestellt hatte. Vor etwa zwanzig Jahren wurde das alte Haus abgetragen und an einer anderen Stelle durch ein neues ersetzt, in welches letztere man die Kostbarkeiten des alten übertrug, sie zugleich durch neu erworbene Schätze vermehrend. Ein Zimmer mit Schnitzwerk aus Eichenholz und Alabaster gehört zu den schönsten Kunstwerken des 16. Jahrhunderts. Obgleich mancherlei Zuthaten späterer Zeiten hinzugekommen, macht das Ganze doch einen einheitlichen und harmonischen Eindruck. Ganz neu sind nur die Darstellungen des Lübecker Hafens und die getäfelte Decke auf der Flur. Gegenwärtig tagt die Handelskammer in diesem Hause, welches uns einen interessanten Einblick in den Reichtum und den Geschmack dieser Stadt bietet. Das schönste Zimmer stammt aus dem ehemals in den Schlüsselbuden, westlich vom Marktplatz, gelegenen Hause des Bürgermeisters Fredenhagen und heißt noch heute „das Fredenhagen'sche Zimmer“. Die Hafenlandschaften ober dem Gesims schreibt man dem durch seine venezianischen Ansichten berühmten Canaletto zu. Ob mit Recht, lasse ich dahingestellt.

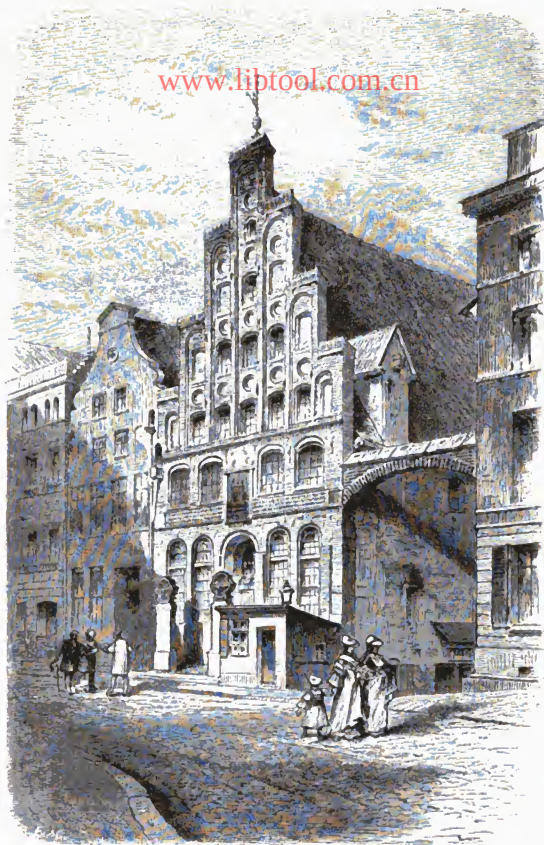
Nicht so prachtvoll, aber auch höchst interessant ist das in der Nähe gelegene Haus der Schiffergesellschaft, welches aus dem 16. Jahrhundert stammt. Die Fassade mit ihren Verzierungen macht einen durchaus alterthümlichen Eindruck. Das Erdgeschloß ist sehr hoch und hat mächtige Rundbogenfenster. Ueber dasselbe her läuft ein Fries mit einer Inschrift. Ueber dem ebenfalls rund gewölbten Portal steht eine aufrechte Tafel, welche eben-

falls eine Inschrift trägt. Ich habe es leider versäumt, mir davon Abschriften zu nehmen. Die oberen Stockwerke sind nicht halb so hoch. Desto höher ist der zinnen-gekrönte Giebel, der das hohe und steile Pfannendach verdeckt. Er hat vier Etagen mit sieben blinden und zehn offenen Fenstern über jedem derselben eine Rosette. Vor dem Hause stehen zwei Pfeiler mit alterthümlichen Schiffsbooten und der Inschrift: „Allen zu gefallen, ist unmöglich.“ Das Innere entspricht der in Lübeck vormals herrschenden Bauart. Bei dieser spielt die „*Diele*“ die Hauptrolle, d. h. der große, weite und mächtige Hausflur, der zugleich als Speisesaal dient und im Sommer wegen seiner luftigen Kühle sehr geeignet dazu ist. Die Diele des Hauses der Schiffergesellschaft ist ganz besonders hübsch, charakteristisch und alterthümlich ausgestattet. Da sieht man die besonderen Plätze der Aelterente, die Tische und Bänke der Compagnie-Brüder mit den Wappen commercirender Collegien, die alten Schuhheiligen, worunter der heilige Nicolaus, für Fluß- wie für Seeschiffe, die erste Rolle spielt (wie der heilige Petrus für die Fischer: auch in Berlin liegt die Nicolaikirche in der alten Schifferstadt und die Petrikirche in der alten Fischerstadt), das alterthümliche und seltsame Geräth, die mancherlei Curiositäten, die sich hier angesammelt haben (die Schiffer haben sie aus der Fremde mitgebracht), die alten Schiffsmodelle, welche an den Saal des Artushofes in Danzig und dessen Merkwürdigkeiten erinnern, das schwarze Brett, in welches Berichter der Junst gespannt wurden, „ihnen selber zur Straff und Andern zum abscheulichen Exempel“: alles Das mahnt uns lebhaft an die Blüthezeit der Genossenschaften, welche erst in dem sinkenden Mittelalter und im 18. Jahrhundert in Periode der Zerkünderung oder in Zerfall geriethen und vom Polizeistaat vollends corumpirt wurden, wie uns dies Prof. Dr. Gierke in Breslau in seiner „*Rechtsgeschichte der Genossenschaften*“ mit eben so viel Gelehrsamkeit als Kunst der Darstellung geschildert hat.

Die „*Gemeine*“ (das heißt: allgemeine) Schiffergesellschaft der Hansestadt Lübeck stammt wahrscheinlich schon aus dem 13. Jahrhundert. Urkund-

lich nachgewiesen ist im Jahre 1401 die „Sanct-Nicolaus-Brüderschaft“, zu welcher sich um jene Zeit alle Seefahrer der Stadt vereinigen. Die Gesellschaft ordnete die innern Angelegenheiten der Gilden, erhob kleine Abgaben bei dem Verkauf von einheimischen Schiffen, beim Einlaufen fremder, bei Abschluß von

Feuerverträgen, beim Austrag von Streitigkeiten, und sorgte für ihre Kranken, Invaliden und die Hinterbliebenen Ver-



Das Haus der Schiffergesellschaft in Lübeck.

unglückter. Für letztere ließ sie auch Messen lesen; sie that überhaupt anfangs viel für kirchliche Zwecke, bis später allmählig, namentlich im 15. Jahrhundert, die Geistlichkeit in eine gewisse allgemeine

unglückter. Für letztere ließ sie auch Messen lesen; sie that überhaupt anfangs viel für kirchliche Zwecke, bis später allmählig, namentlich im 15. Jahrhundert, die Geistlichkeit in eine gewisse allgemeine

Mischung gerieth und dann im 16. die Reformation dazwischen kam. Von da an trat der kirchliche Charakter zurück, und die Gilde verfolgte ausschließlich weltliche, d. i. politische, technische, gewerbliche, wirtschaftliche und Armenpflege-Zwecke.

Wie schon im 13. Jahrhundert die armen Schiffer mit den **wissen Frauen** zu kämpfen hatten, darüber erzählt uns eine alte Lübecker Chronik eine Geschichte, welche etwa zwischen Boccaccio und Till Eulenspiegel die Mitte hält. Sie lautet so:

— „Im Jahre der Gnade 1247 mußten die Mönche zu St. Johanniskloster, wiewohl ungern, aus Lübeck nach Cismar answandern. Aber es wollte nicht anders sein; denn statt der guten Werke, deren sie sich so trefflich gerühmt, haben sie greuliche Unzucht im Kloster getrieben, daß es auf die Länge zu grob geworden. Sonderlich hatten sie ein neues Schelmstück erdacht mit den Schifferfrauen. Einer der gottlosen Mönche hat das Balbierhandwerk erlernt und vielen solcher Weiber im Kloster die Haare abgeschnitten, ja eine runde Platte geschoren, damit sie nun so leichter in Mönchstracht im Kloster ein- und ausgehen und bei Tag und bei Nacht unvermerkt bleiben möchten. Solche Vöberei ist lange Jahre, wenn die Schiffer ausgewiesen, getrieben worden. Da nun einmal einer von ihnen etliche Tage vor den andern Morgens gar früh zu Hause kommt und seine Frau nicht findet, spricht die Magd, die sei noch den Abend ausgeholt, sie wisse nicht wohin. Indessen zeucht der Mann seine Kleider aus, leget sich ins Bette zu schlafen, gedenkt, die Frau werde wohl kommen, und schläft mit Frieden. Etliche Stunden danach kommt die Schifferin leise daher gezogen, macht die Kammer zu und legt sich in der Stille nieder. Nun mochte der Mann etwa leichtes Schlafes sein, wendet sich zur Frauen und fragt, wo sie denn die ganze Nacht gewesen sei und warum sie erst so spät auf den Morgen heimkäme. „Ach mein lieber Mann,“ spricht sie, „ich bin bei meinem Möbderren (Gevatterin) gewesen; ach Gott, welch große Noth war da vorhanden“ u. s. w. Als die lügenhafte Erzählung zu Ende, bewillkommt sie der Schiffer freundlich und will sie in seinen

Arm nehmen; unversehens aber stößt er der keuschen Frau die Haube herunter und wird dadurch gewahr, daß ihre Haare allerdinge abgeschnitten sind und ihr die Mönchenplatte geschoren ist. Da werden ihm die Augen leider weit; sie aber kommt Furcht und Zittern mit großem Schrecken an, daß sie gänzlich verstummt und nicht reden mag, was sie auch gefragt wird. Der Mann endlich springt zum Bett hinaus, ergreift das Handbeil von der Wand und thut, als woll' er ihr den Kopf weghau'n. Da fällt sie vor ihm auf die Knie und bittet um Gnade; sie wolle ihm Alles erzählen. Und spricht also: daß sie von den und den Schifferinnen zur Untreu berebet; diese hätten den Handel schon lange Zeit getrieben; sie aber sei erstlich auf dieser seiner Reise dazn gebracht und genöthigt, da die andern Weiber gedroht, sie zu Schanden zu machen und in Krankheit zu verderben. Da nun der Schiffer Alles vernommen, wie viel der Schifferweiber insonderheit schuldig gewesen, ohn' unzählig viel andere, spricht er zu ihr: er wolle ihr Alles verzeihen, wofür sie ihm zweierlei bei ihrer Seelen Seligkeit angelobe: erstens, daß sie nach diesem Tage ehrlich leben; und zweitens, daß sie keiner Frauen noch Mannsperson von diesem Handel das Geringsste anvertrauen wolle; er werde sein Schärtchen schon auszuweichen wissen. Nun ist er ganz stille, bis alle noch abwesenden Schiffer mit der Zeit heimkommen. Als die aber alle angelangt sind, ihre Güter ausgepackt und jedem Kaufmann das seinige geliefert haben, bescheidet er sie aus der Stadt an einen lustigen Ort, jeden mit seinem Weibe, auf daß sie sich nach vieler Müß und Sorge wieder was ergehen möchten; er wolle ihnen einen fröhlichen Tag machen, dessen sie sich genugsam verwundern würden. Der angesehene Tag gut wurde; und kommen also auch sämtliche Schiffer zusammen, machen sich alle mit ihren Weibern ganz lustig über der Mahlzeit; bis nach dem Essen, und da man Gott gedankt und Einer dem Andern die Hand gegeben, der Prinzipalschiffer aufsteht und spricht: „Günstige liebe Maatsen (Genossen) und Schiffer; ich thue mich zum freundlichsten bedanken gegen euch alle, daß ihr auf mein Anregen und Fodern hierher gekommen seid

und euch lustig und guter Dinge macht. So dienet euch Allen nun ferner zu wissen, was ich damit gemeint, wie ich anfänglich gesagt, daß ihr euch alle verwundern solltet. Daher ist abermal mein freundlich Begehren, daß ihr sämmtlich und ein jeder mit seiner Frauen, und keiner mehr oder weniger, thun wollt, als ich mit der meinigen; wäre aber einer, der anders thun würde, der soll das ganze Gelag allein bezahlen.‘ Sie sprechen ja, und darauf macht der Prinzipal den Anfang, nimmt seine Frau bei der Hand, stellt sich zum Tanz voran und die andern auf der Reize auch also, und wie sie alle da stehen, spricht er: ‚So thut, wie ich thue!‘ greift damit seiner Frauen nach dem Haupt, nimmt ihr die Mütze ab und steckt sie in seinen Busen. Da nun die Andern desgleichen thun, findet ein Jeglicher sein Weib in Gestalt eines geschorenen Mönchs. Des verwundern sie sich freilich gar sehr; der Prinzipal aber heißt sein Weib sich wieder an die Tafel setzen, welches die Andern auch alle thun müssen, stellet sich mit den Schiffern in den Ring und erzählt ihnen die ganze Historie, mit höchstem Begehr, daß ein jeglicher mit seinem Weibe Geduld habe und des uralten Sprichworts der gemeinen Schiffer gedenke: Gott erhalte der Schiffern Leib, so mannich Land, so mannich Weib! — ein jeder habe seinen Richter auch über sich, der eben wohl wüßte, womit sie diese Untreu gegen Gott fast verschuldet. Wollten sie seines Willens leben, so wäre er gänzlich geneigt und bereit, daß sie mit gewehrter Hand, wenn die Mönche auf dem Chor zusammen wären, einen Einfall thun und ihnen das Schelmstück wohl bezahlen wollten, dann aber mit ihren Weibern davon führen. Dieser Anschlag aber ist von einem der anwesenden Weiber verrathen worden; worauf sich alle Mönche insgeheim zum Kloster hinausgemacht und dem Teufel nach wie vor gedienet haben ihr Lebenlang.“

* *

Wenn die Uebertieferungen der Chroniken richtig sind, was wahrscheinlich, so wurde der Bau des jetzt noch stehenden Hauses der Lübeder „Gemeinen Schiffs-Fahrde“ (allgemeine Schifffahrt) im Jahre

1538 zu bauen begonnen, und etwa zwanzig Jahre später fügte man ihm auch die nöthigen „Pröbener-Häuser“, d. i. Wohnungen für die Präbendare, für die verpflegten Armen, Wittwen und Waisen, bei. Das erste Statut der Gesellschaft, welches uns urkundlich überliefert ist, datirt von 1542 und ist betitelt: „Ordinancie luppel der schippere un de boss-lude“ (Reglement für Schiffer und Bootleute). Seitdem flossen der Gesellschaft auch wichtige Mittel an Geschenken, Stiftungen, Vermächtnissen und Erbeinsetzungen zu.

Leider fehlt uns für die Geschichte der Lübeder Schiffergesellschaft eine so sorgfältige Monographie, wie sie uns der jüngst verstorbene J. W. Kuhl für das „Haus Seefahrt“ in Bremen gegeben. Soviel aber darf als unzweifelhaft betrachtet werden, daß auch die Lübeder Schiffergesellschaft sich durch kaufmännische Elemente verstärkte, und daß auch sie Jahrhunderte lang am Ende des Winters, bevor die Schiffer aufs Neue in See stachen, ihre Jahresmahlzeit nach der väter Weise gehalten. Der letztgedachte Brauch wurde erst durch die unglückselige Franzosenzeit unterbrochen.

Während der langjährigen Kriegswirren war ein Theil der alten corporativen Verfassung erloschen und außer Gebrauch gekommen. Die Schiffergesellschaft dagegen hat sich bis zur Stunde erhalten. Sie besteht aus Schiffern und Segelmachern; an ihrer Spitze stehen vier Aelteste, welche, wenn Einer davon stirbt oder aus andern Gründen abgeht, sich durch Cooptation ergänzen. Sie sitzt noch in ihrem alten Haus und hat sogar neuerdings einen jungen hoffnungsvollen Sprossen in die Welt gesetzt. Vor sieben Jahren hat sich nämlich ein „Nautischer Verein“ gebildet, welcher hervorgegangen aus den Kreisen der Schiffer und der Kaufleute, sich zum Zwecke gesetzt hat, allgemeine nautische Fragen, insbesondere aber solche, welche die Lübeder Seefahrt berühren, zu bearbeiten und ihrer Lösung entgegenzuführen. Wer sich für diese Angelegenheiten speciell interessirt, der findet die nöthigen Aufschlüsse in den Jahresberichten des Vereinspräsidenten Herrn J. A. Suckau. Der Verein hat aber zugleich auch das Verdienst, die alten Schifffahrts-

mahlzeiten aus ihrem beinahe dreiviertelhundertjährigen Schlafe wieder aufgeweckt zu haben. Er feierte am 17. Februar sein Stiftungsfest in der oben bereits beschriebenen „Diele des Hauses der Schiffergesellschaft“. Die Diele war restaurirt und, wie in alten Zeiten, mit langen Tischen versehen, über welchen ein reicher Flaggenschmuck wehte. Was man von alten Geräthschaften aus den Stürmen und Schiffsbrüchen vergangener böser Zeiten gerettet, war aufgefahren. Vor Allem fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit ein prachtvoller Pokal, welcher die Jahreszahl 1519 trägt und stets bei den alten Schiffermahlzeiten fungirt hat. Er birgt in seinem stattlichen Bauche mehrere Liter Wein. Aus ihm wurde auch diesmal nach der Väter Weise das „fröhliche Willkommen“ getrunken, und zwar ging dies in folgender Weise:

Der Becher kreist, dem Laufe der Sonne folgend, von Osten nach Westen, von rechts nach links, um die Tafel. Wenn der Becher an dich gelangt, so präsentirst du ihn mit einer geziemlichen Verbeugung deinem Nachbar zur Linken. Dieser hebt darauf den Deckel ab, welcher als Aufsatz ein Schiff mit schwellenden Segeln und Lübeder Flagge trägt. Während der Nachbar den Deckel verwahrt, mußt du deinen Spruch thun; und zwar soll ein Jeder sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen, der Eine kurz, der Andere lang — der Eine ernst, der Andere scherzhaft — der Eine hoch- und der Andere plattdeutsch. Und wenn er gesprochen, dann soll er zum Zeichen, daß er es redlich gemeint hat, einen tiefen Schluck aus dem Pokal thun, und dies dadurch, daß er den Deckel wieder darauf setzt, confirmiren. Hierauf reicht er den Pokal seinem Nachbar, und so geht die Ceremonie fort, bis Alle gesprochen und getrunken haben. Nur ausnahmsweise ist es gestattet, sich des Redens oder des Trinkens zu enthalten. Es machte aber Niemand Gebrauch von diesem Beneficium flebile.

Wenn man mir gestattet, meine Meinung über diesen Gebrauch zu sagen, so kann ich nicht verhehlen, daß ich auch in ihm die Weisheit unserer Vorfahren erkenne. Dabei kommt nämlich Jeder zu Worte und ist dessen im Voraus versichert. Das giebt ein Gefühl der Sicherheit,

Befriedigung und Beruhigung, welches man in andern Versammlungen vermißt. Namentlich in den Parlamenten, wo entweder nach der französischen Schablone (die offenbar von der Voraussetzung ausgeht, der Zufall habe mehr Verstand, als die Menschen), das Loos entscheidet, nach welchem die Reihenfolge der Rednerliste festgesetzt wird, — oder nach der englischen Schablone: der Präsident, im Einvernehmen mit den Parteien; — wo aber, mag das eine System herrschen oder das andere, Keiner sicher ist, zum Wort zu gelangen, und wo Mancher, nachdem er drei, vier Tage hinter einander in die Sitzung gegangen mit hohen Gedanken und zierlich geäußerten Worten im Kopfe, es erleben muß, daß die unerbittliche Schere des Schlußantrages ihm den Faden abschneidet, schier noch bevor er angefangen, denselben zu spinnen. Hier schneidet nicht erst Atropos den Faden entzwei, sondern schon Klotho, die Erste der Parzen.

Nach der Lübeder Sitte muß sich der Redner kurz fassen; denn er weiß, daß Viele hinter ihm stehen, welche dasselbe Recht haben, wie er, und einen gewissen Druck auf ihn üben. Unter diesen Umständen kann jene gewerbsmäßige Rederei nicht auskommen, deren Produkt ein wispiger Berliner charakterisirte durch die Worte „Unsinn, aber jeläufig“; jener „Sprechanismus“, welcher fortarbeitet, auch wenn der elektrische Draht zwischen Mund und Gehirn gerissen ist, und der vergleichbar mit den Ruchschellen auf der Alm, welche Schellen zwar harmonisch und lieblich, aber doch etwas gar zu monoton klingen und auch gerade kein Uebermaß von geistigem Fond verrathen. Die Redewuth in Deutschland ist nur zu begreiflich. Wir haben so lange geschwiegen, schweigen müssen, daß unsere slavischen Nachbarn die Deutschen noch heute als „Stumme“ bezeichnen. Der lange gehemmte Redestrom muß sich also austoben. Hoffentlich wird er diese Prozedur bald vollenden. Denn der „gewerbsmäßige Redner“ ist eine Plage der Menschheit. Ob übrigens die Lübeder Methode in den Parlamenten durchzuführen ist, darüber habe ich einige Zweifel. Wahrscheinlich scheitert sie an den „Führern“.

Jedenfalls aber war es vormal's Sitte, nicht nur in den Gerichtshöfen, sondern auch in den Parlamenten, daß jedes einzelne Mitglied unter Beifügung kurzer Motive votirte. Dieser Gewohnheit verdankt das geflügelte Wort: „la mort sans phrase“ (der Tod ohne Redensarten) seine Entstehung. Als 1793 die französische Nationalversammlung Mann für Mann über die dem König Ludwig XVI. zuzuerkennende Strafe votirte, konnten sich die meisten Mitglieder salbungsvoller, heuchlerischer oder wenigstens unpassender Redensarten nicht enthalten, welche sie in Form von Entscheidungsgründen beifügten. Das berühmteste Mitglied reagirte gegen diese bunten Tiraden mit dem einfachen „la mort sans phrase“.

Am 17. Februar 1877 in Lübeck hatte man eine solche Reaction nicht nöthig, denn man hatte nicht in Tiraden gesündigt.

Die feierlichen Toaste galten dort „Kaiser und Reich“, dem „Senate von Lübeck“, dem „Nautischen Verein“ und dem Deutschen Reichstag. Letzterer Toast war zunächst an die Person des Lübecker Reichstags-Abgeordneten Dr. Klügmann gerichtet, welcher anknüpfend an die lange und rühmliche Geschichte der Schiffergesellschaft, auf die Wiederbelebung des deutschen Geistes der Genossenschaft trank.

Zum Schluß aber machte Herr L. W. Niels, dessen Scheiden von Lübeck allgemein bedauert wird, noch eine „fromme Stiftung“. Als er nämlich den Festpokal leerte, kam ihm der gute Gedanke, dem jeweiligen Präsidenten des Nautischen Vereins einen Fond anzuweisen, dessen Erträgnisse dazu verwandt werden sollen, beflagtem Pokal, so oft er bei feierlicher Gelegenheit die Runde macht, mit edlem Weine zu füllen.

Ich hatte, wie Eingangs erwähnt, die Schiffermahlzeiten in Lübeck todt gesagt. Ich habe in Obigem meinen Irrthum berichtigt. Ich füge dieser Berichtigung den Wunsch bei, möge sich auch in diesem Falle der Volksglaube bewähren, daß der zu Unrecht Todtgesagte noch recht lange lebe.

Wir lesen täglich von den Herrlichkeiten der kleinen Residenzen und ihrer Feten. Wir haben nichts dagegen. Aber wir sollten darüber auch jene freireichsstädtischen Feste nicht vergessen, deren Wurzeln tief hineinreichen in die rühmlichsten Zeiten der deutschen Geschichte, welche jenseits des dreißigjährigen Krieges, der Fremdherrschaft und des Unglücks der Nation liegen. Dies ist der Grund und der Anlaß zu obigen anspruchslosen Zeilen über die Lübecker Schiffergesellschaft.





www.libtool.com.cn

Ueber harmonische Farbenverbindungen.

Pen

Max Schaefer.



Es ist schon öfter, mit dem Ausdrck des Bedauerns, darauf hingewiesen worden, daß die allen Menschen ursprünglich innewohnende natürliche Freude an lebhaften Farbencontrasten in der Kleidung und andern der Mode unterworfenen Requisitionen des Culturlebens mehr und mehr — namentlich in den höheren Schichten der Gesellschaft — einer Neigung zur Farblosigkeit oder doch zu jener Unentschiedenheit der Farben, die man als „Gebrochenheit des Tons“ zu bezeichnen pflegt, Platz gemacht hat. Solche Gebrochenheit, welche im Grunde nur in einer Abschwächung der reinen Farbe durch Mischung mit Grau besteht, gilt vorzugsweise als fein und elegant; consequenterweise müßte daher der höchste Grad der Feinheit darin zu finden sein, wenn in diesem Modegrau überhaupt gar kein Anklang mehr an eine bestimmte Farbe zu sehen wäre. Und in der That scheint wenigstens die männliche Sommerkleidung diesem nützlichen Ideal der feinsten Modefarbe bereits ziemlich nahe gekommen zu sein. Pfeffer und Salz gemischt, bald ein wenig mehr von dem einen oder vom andern, oder auch wohl ungemischt, d. h. die laugweißlich farblose Scala von Weiß zu Schwarz, genauer: zwischen trockenem Schaufeerstaub und nassem Schmutz, — darin wird also die Eleganz der Modefarbe gesucht.

Man mag über die Geschmacklosigkeit,

welche die ungebildeten Classen und uncultivirteren Nationen in der Liebhaberei für schreiende Farbencontrasten bei der Wahl ihrer Kleiderstoffe beweisen, spötteln, so viel man will; ja, es kann sogar zugegeben werden, daß sich darin ein Mangel an Empfindung für Harmonie kund giebt: immerhin ist solch ein Vergreifen in der Wahl von nicht zusammenstimmenden Farben doch erfreulicher als die allmälige Erstödtung der Farbe, wie sie sich in den feinen Modecouleuren ausspricht. Wie das echte Volkslied trotz seiner Ungeschultheit und Regellosigkeit in der Form oft viel poetischer ist als der elegante und correcte Versbau unserer Modedichter, so macht auch die naive Farbenfreudigkeit des Volks einen poetischeren Eindruck als unsere moderne Farbenscheu. Die Maler wissen dies wohl, wenn sie ihre Landschaften statt mit englischen Touristen und eleganten Damen lieber mit wendischen Bäuerinnen oder ungarischen Zigeunern in ihren bunten Costümen staffiren, ja wohl auch zum Mittelalter oder doch zu der venetianischen Renaissance zurückgreifen.

Die moderne Farbenscheu, nämlich jene Neigung zu verschwommenen, unentschiedenen, ins Grau spielenden Tönen, stammt, man kann ja dies anerkennen, allerdings aus einer richtigen Empfindung gegen disharmonische Farbenverbindungen; aber wenn man, anstatt harmonische Verbindungen an deren Stelle zu setzen, sich damit begnügen will, die Farbe überhaupt

zu ertöden, so heißt das nichts Anderes, als einen Kranken dadurch von seinen Leiden befreien, daß man ihn todtschlägt. Jene Farbenreue ist daher im Grunde nichts als eine Farbenfeigheit. Allerdings entgeht man durch solche Abschwächung ins Graue dem Fehler der schreienden Contraste, aber nur um in den viel bedenklicheren der nüchternen Farblosigkeit zu verfallen. Nicht umsonst gilt bei uns Schwarz und Grau als Farbe der Trauer, und selbst von der Natur sagen wir, daß sie traure, wenn sie das Blau des Himmels und den Glanz der Sonne unter einer grauen Nebelhülle, oder das Grün der Wiesen unter farbloser Schneedecke verbirgt.

Man giebt sich im Allgemeinen wenig Rechenschaft von der hohen Wichtigkeit, welche die Farbenfülle der uns umgebenden Welt für die Heiterkeit des Lebens besitzet. Man denke sich nur einmal, daß plötzlich und für immer die ganze Natur solch' Trauerkleid anlegte, d. h. farblos würde, daß das Grün der Bäume und Wiesen, die Farbenpracht der Blumen, das Blau des Himmelsgewölbes, das Rosenroth der untergehenden Sonne mit einem Male einer farblosen Tonleiter zwischen Hell und Dunkel, d. h. zwischen Hellgrau und Schwarz, Platz machte: die Wirkung auf das menschliche Lebensglück würde eine geradezu fürchterliche sein. Hat doch schon das Mondlicht, dessen Wirkung wesentlich in der Entfärbung bis auf einen gewissen Grad besteht, etwas Beängstigendes, ja Gespenstiges, das allerdings durch den Eindruck des Geheimnißvollen auf die Phantasie zugleich einen poetischen Nebengeschmack erhält (ein Geschmack, der übrigens bald verschwinden würde, wenn der Eindruck ein stabiler würde); wirkt ferner doch schon eine Entfärbung, wie sie z. B. bei einer Sonnenfinsterniß über die Natur sich breitet, drückend und beängstigend auf jedes lebende Wesen: um wie viel vernichtender würde die totale und bleibende Entfärbung der ganzen Natur auf unsere Lebensfreudigkeit einwirken!

Sollte nun in dieser allgemeinen Farbenfreudigkeit der Natur für uns nicht ein Fingerzeig liegen, daß wir auch in der Gestaltung unseres künstlichen, durch die Culturverhältnisse bedingten und geordneten Lebens diesem für die Glücksempfindung

des Daseins so wichtigen Element möglichst Rechnung zu tragen haben? Auch darin ist die Natur unsere beste Lehrmeisterin, daß sie selbst in ihren stärksten Effecten immer harmonisch bleibt, weil sie immer — um mich optisch auszudrücken — mit reinen Grundfarben arbeitet und selbst die extremsten Contraste auf harmonische Weise zu vermitteln weiß. Man mag die farbenreichste Blume oder den buntesten Schmetterling betrachten; man wird niemals unharmonische Farbenverbindungen entdecken; in den glänzendsten Sonnenuntergängen wie in den farbenschnödesten Muscheln auf dem Meeresgrunde giebt es nicht eine Nuance, die einen unvermittelten Contrast mit ihren Nachbarn zeigt: überall, wo die Natur nicht entstellt und im normalen Zustande erscheint, finden wir Harmonie und darum Schönheit, überall frische, glühende Reinheit der Farbe und daher Freude und Glück.

Es liegt, da hier von der Naturanschauung die Rede ist, die oft ventilirte Frage nahe, welcher der beiden höchsten Sinne, der auf den Ton oder der auf die Farbe organisirte, für den Menschen der wichtigere sei. Ohne uns tiefer darauf einzulassen, da vor der Entscheidung darüber manche Vorfrage zu erledigen wäre, z. B. ob dabei an Taub- und Blindgeborene oder an solche, die eins oder das andere erst geworden sind, gedacht werde, kann doch dies behauptet werden, daß, wenn es sich nicht um die Beziehung der Sinne auf die Intelligenz, sondern um die auf die Empfindung des Lebensglückes handelt, das Auge entschieden als das wichtigere Organ zu betrachten ist: der Blindgewordene, dem plötzlich die gesammte Welt der Farben und Formen in Nacht versinkt, entbehrt sicherlich unendlich viel mehr als der Taubgewordene, der für den fehlenden Laut einen Ersatz in der Zeichensprache und Buchstabenchrift besitzt, also eigentlich nur auf den musikalischen Genuß verzichtet. Was will aber die Verzichtleistung auf diesen nur sehr temporären Genuß bedeuten gegen den Verlust der dauernden Anschauung der gesammten Welt mit ihrem unendlichen Reichthum an Formen und Farben!

Kommen wir jedoch auf das Gesetz der Farbenharmonie in der Natur zurück; denn daß ein solches Gesetz besteht, ist zweifel-

los, wenngleich es von der Natur nur unbewußt und ungewollt, aber gerade darum mit absoluter Sicherheit befolgt wird. Es würde sich also für uns nur darum handeln, der Natur das Geheimniß, das für sie selber ein solches ist, abzulauschen und die in ihrem Walten instinctiv beobachtete Regel ihrem Princip nach uns zum Bewußtsein und in eine bestimmte Formel zu bringen. Daß ein solches Gesetz, wenn es sich anders auffinden läßt — und der Versuch dazu ist eben der Zweck dieser Betrachtung — für unser ganzes Leben, namentlich in praktischer Beziehung, von der größten Wichtigkeit wäre, liegt auf der Hand. Einer Menge von industriellen Instituten, welche sich auf die ästhetisch-decorative Gestaltung des Comforts beziehen, wie der Tapeten- und Teppichfabrikation, der Herstellung von Möbel- und Kleiderstoffen, der Decorationsmalerei, kurz jeder industriellen Thätigkeit, welche die Farbe nicht entbehren kann, würde durch ein klares und in einer sozusagen mathematisch-sicheren Formel ausgesprochenes Gesetz ein um so willkommenerer Dienst geleistet werden, als es nur zu bekannt ist, welche Unsicherheit in der Wahl der Farben in allen diesen Gebieten herrscht, und welche Fehler in Folge dessen gegen den gebildeten Geschmack begangen werden. Zwar besitzt wohl Mancher eine große Feinheit der Empfindung für harmonische Farbenverbindungen; aber es verhält sich damit ungefähr wie mit dem sogenannten Augenmaß für Größenverhältnisse und für perspectivische Richtigkeit: eine Sicherheit ist damit doch immer nur annäherungsweise zu erreichen. Nur das Messen nach einem bestimmten mathematischen Gesetz verleiht unbedingte Sicherheit und bildet zugleich das Regulativ für die relative Richtigkeit der Empfindung. Die Frage ist also nur die, ob im Reich der Farbe ein solches Gesetz wirklich aufgestellt werden kann, oder ob doch nicht am Ende der subjectiven Empfindung und ihrer Willkür Spielraum zu geben ist. Unter „Gesetz“ wäre aber selbstverständlich nicht bloß ein abstraktes Princip, das praktisch nur geringen Werth hätte, sondern vielmehr ein auf die Anschauung berechnetes Instrument zu verstehen, dessen Einrichtung auf dem seinem Princip nach klar definirten

und als nothwendig erkannten Gesetz beruht und durch dessen Anwendung jede beliebige Art und Zahl harmonischer Farbenverbindungen von Jedem ohne Mühe gefunden werden könnte.

* * *

Ohne Frage ist die Sache — falls sie nicht auf einer Illusion beruht, was ja der Prüfung der Sachkenner zu überlassen wäre — erheblich genug, um ihr eine eingehendere Betrachtung zu widmen, und in diese wollen wir nunmehr eintreten. Da wir für kein wissenschaftliches Fachjournal, sondern für einen den verschiedensten Bildungssphären angehörenden Leserkreis schreiben, werden wir uns einiger einleitenden Worte über das Wesen der Farbe im Allgemeinen nicht entziehen dürfen, weil sonst das Folgende nicht verständlich sein würde. Bekanntlich ist es Newton's Verdienst, gezeigt zu haben, daß, wenn man das farblose weiße Sonnenlicht durch ein Prisma aufhängt, sich auf einer gegenüberliegenden neutralen Fläche der reine Lichtstrahl durch Brechung in die sogenannten sieben Regenbogen spaltet; hieraus und aus dem Umstande, daß, wenn diese prismatischen Farben abermals durch ein Prisma aufgefangen werden, sie wieder zum reinen farblosen Lichtweiß gleichsam zurückgebrochen werden, schloß er, daß der Sonnenstrahl aus diesen Farben zusammengesetzt sei. Gegen diese materielle Auffassung des Phänomens kämpfte Goethe in seiner noch immer nicht genug gewürdigten „Farbenlehre“ an, indem er die Newton'schen Grundfarben auf drei Urfarben (Gelb, Blau und Roth) reducirte und die übrigen (Grün, Violett und Orange) als Uebergangsfarben, d. h. als Mischfarben aus je zwei Urfarben nachwies. Die angebliche siebente Regenbogenfarbe zeigte sich ohnehin nur als Nuance einer schon in der Scala vorhandenen Mischfarbe (Violett). Es kann selbstverständlich nicht unsere Absicht sein, an dieser Stelle in den noch immer nicht entschiedenem Streit zwischen Newton und Goethe einzugehen, sondern wir begnügen uns mit dem Bekenntniß, daß wir die Goethe'sche Theorie hinsichtlich der Statuirung von nur drei Urfarben schon insofern für unüberleglich halten, als alle anderen

Farben, außer Gelb, Blau und Roth, durch Mischung herzustellen sind, während diese allein aus keiner Mischung erzeugt werden können. Aber es giebt — und dies führt uns wieder zu unsern praktischen Farbenverbindungs-Gesetz zurück — einen andern noch durchschlagenderen Grund dafür, nämlich die Thatsache, daß die aus der Mischung zweier Urfarben zu gleichen Theilen entstehende Uebergangsfarbe sich stets als die Ergänzungsfarbe (Complementär-) Farbe der dritten Urfarbe ergibt. So ist Grün, als Mischung von Gelb und Blau, das Complement zu Roth; Violett, aus Roth und Blau,

eins der wichtigsten Elemente der Farbenharmonie, nämlich das der harmonischen Contrastwirkung. Von dem zweiten, nicht minder wichtigen Element, das aber entgegengesetzter Natur ist, nämlich dem der harmonischen Verwandtschaft der Töne, wird später die Rede sein; aber werden, daß in der richtigen Anwendung dieser beiden Grundelemente sich die ganze Bedeutung der Farbenharmonie concentrirt. Die drei Urfarben und ihre complementären Gegensätze wollen wir, da sie in dem Regenbogen, diesem prismatischen Himmelsexperiment, vorkommen,

Fig. 1.

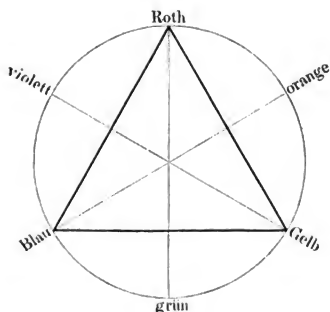
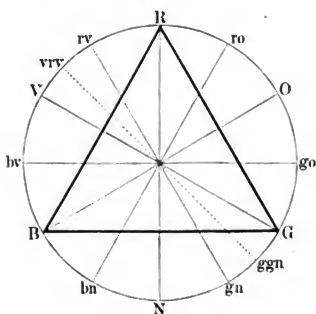


Fig. 2.



das Complement zu Gelb*); Orange, aus Roth und Gelb, das Complement zu Blau. Am anschaulichsten läßt sich die Gesetzmäßigkeit dieses Verhältnisses durch obenstehende mathematische Figur verdeutlichen, woraus man erkennt, daß, wenn man in einen Kreis (dessen Peripherie, gleichsam punktweise, sämtliche Farben und deren Zwischennüancen repräsentirt) ein gleichseitiges Dreieck einzeichnet und an die Spitzen desselben die drei Urfarben setzt, dann die zwischen je zwei derselben liegenden Mischfarben als Complementärfarben der dritten den diametralen Gegensatz zu der letzteren bilden.

Diese Stellung begründet nun schon

zusammen als die sechs „Grundfarben“, die drei Complementären für sich, als einfachste und reinste Uebergangsfarben, als „primäre Mischfarben“ bezeichnen. Durch weitere Mischung von je einer Urfarbe und einer der ihr zunächst liegenden Mischfarben entstehen die secundären Mischfarben, so aus Roth und Violett RV, aus Roth und Orange RO, aus Blau und Grün BN, u. s. f.; aus einer Grundfarbe (Ur- oder primärer Mischfarbe) mit einer secundären Mischfarbe die tertiären Mischfarben. Durch weitere Mischung erhält man dann quartäre, quintäre u. s. f. Mischfarben.

Ein Blick auf die zweite Figur zeigt nun, daß jede Nuance*, möge sie nun

*) Der Kürze halber wollen wir die sechs einfachen Farben mit Buchstaben bezeichnen, nämlich R (Roth), G (Gelb), B (Blau), V (Violett), N (Grün), O (Orange).

*) Es mag hier, um Mißverständnisse zu vermeiden, bemerkt werden, daß unter Nuance der Uebergangston von einer Farbe zu einer andern

einer primären oder einer secundären, tertiären u. s. f. Ordnung angehören, ihre genaue Ergänzungsfarbe besitzt, welche an dem entgegengesetzten Ende des Durchmesser verzeichnet steht. Wünscht man also beispielsweise zu einem Farbenton, welcher durch ggn bezeichnet ist, d. h. welcher 2 Theile Gelb und 1 Theil Grün oder was dasselbe ist: 3 Theile Gelb und 1 Theil Blau enthält, den richtigen Gegenjaß, so findet er sich auf der entgegengesetzten Seite als vrv (Violettrothviolett) bezeichnet, d. h. er ist ein Violett, welches 3 Theile Roth gegen 2 Theile Blau enthält (denn v ist = br, man kann also statt vrv setzen: br + r + br d. h. 2 b + 3 r). Es stellt sich hier also das wichtige Ergebnis heraus, daß es durchaus falsch sein würde, die contrastirenden Farbentöne nur auf mechanische Weise durch Mischung gleicher Quantitäten reiner Urfarben herstellen zu wollen. Denn obgleich in dem angeführten Beispiel ggn und vrv einen diametralen Gegenjaß bilden, d. h. Eins das Complement des Andern ist, so ist doch das Mischungsverhältniß der Urfarben in ihnen ein wesentlich verschiedenes, indem in vrv sich die beiden Urfarben R und B darin wie 3:2, in ggn aber die beiden Urfarben G und B sich wie 3:1 verhalten. Der Grund davon liegt darin, daß erstere Mischung weiter von der dominirenden Urfarbe (R) entfernt ist als die zweite von der in ihr dominirenden (G).

Hierin scheint nun eine gewisse Unregelmäßigkeit zu liegen; es läßt sich aber leicht zeigen, daß sich gerade in dieser scheinbaren Unregelmäßigkeit die höchste Gesetzmäßigkeit und damit ein neuer Beweis für die Richtigkeit unserer Theorie offenbart. Bekanntlich enthält jede einzelne Urfarbe in Verbindung mit ihrer complementären den ganzen Farbenskreis, z. B. Roth und Grün, da letzteres aus Gelb und Blau gemischt ist, alle drei Urfarben. Dieses Gesetz muß nun auf jeden complementären Farbegegensatz Anwendung finden, wenn der Contrast ein harmoni-

sch sein soll. Machen wir also an dem obigen Gegenjaß ggn und vrv die Probe, ob sich die drei Urfarben gleichberechtigt darin vorfinden: ggn ist = ggg b, vrv = brbr r*; stellen wir nun aus den beiden Farbenreihen ggg b + brbr die gleichnamigen Farben zusammen, so erhalten wir: ggg + bbb + rrr, d. h. es sind in jenem complementären Contrast alle drei Urfarben zu gleichen Theilen enthalten; und so wird man es bei allen durch den Durchmesser als contrastirende Elemente gekennzeichneten Nuancen finden, z. B. oben und bvb = grgr + bbrb, wo wir also wieder 3 Gelb, 3 Roth und 3 Blau vorfinden.

* * *

In dem Fortgange von den Urfarben zu den primären Mischfarben und von diesen zu den secundären, tertiären u. s. f. liegt nun ferner ein für die Harmonie der Farbenverbindungen wichtiges Moment, nämlich ein die Qualität des Eindrucks bestimmender Werthunterschied: der Grad der Intensität. Den höchsten Intensitätsgrad, also auch die entschiedenste Wirkungskraft, besitzen die Urfarben, dann folgen die primären Mischfarben, dann die secundären u. s. f. Aber auch innerhalb jeder Stufe ist die Intensität keineswegs eine gleichwerthige; selbst die Urfarben sind in dieser Hinsicht unter sich wesentlich verschiedener Natur, und zwar ist diese Differenz nicht bloß eine quantitative (Maß der Intensität), sondern zugleich eine qualitative; abermals ein Moment, das für die Harmonie der Farbenverbindungen von der höchsten Bedeutung ist, insofern sich hierauf der interessante Gegenjaß zwischen warmen und kalten Farben gründet.

Auch die nähere Begründung dieses Gegenjaßes verdanken wir unserem großen Dichter; nicht, als ob dieser Unterschied nicht schon früher bekannt gewesen wäre — die Maler aller Zeiten haben praktisch davon für die Contrastirung der Schatten-

zu verstehen ist, während Schattirung einen durch Mischung mit Weiß erhaltenen oder durch Mischung mit Schwarz vertieften Ton derselben Nuance bezeichnet. So ist Rosa eine Schattirung von Roth, Violettroth eine Nuance von Roth.

*) Der Leser wird, da es hier unmöglich ist, ihm die Farben selbst zur Anschauung zu bringen, wodurch allerdings das Verständnis sehr erleichtert würde, gebeten, die Buchstaben nicht als Buchstaben zu lesen, sondern dafür in Geranten sofort die durch sie bezeichneten Farben zu substituieren.

und Lichtflächen den ausgiebigsten Gebrauch gemacht —; allein seine tiefere Begründung, der Nachweis der Quelle seiner Wirkung auf die Empfindung bleibt doch das Verdienst Goethe's. Indem er nämlich bei der Untersuchung über die specifische Natur der drei Urfarben zu dem Resultat gelangte, daß Gelb im Grunde nichts Anderes sei als das durch die Atmosphäre gedämpfte (d. h. verdunkelte) reine Sonnenlicht, Blau dagegen nichts Anderes als die durch die Atmosphäre gedämpfte (d. h. erhellte) absolute Dunkelheit, so ergab sich für ihn, auf Grund der Analogie von Licht und Wärme einerseits, von Dunkelheit und Kälte andererseits, die nothwendige Consequenz, daß alle gelben Töne auf unsere Empfindung einen der Wärme, alle blauen einen der Kälte analogen Eindruck hervorbringen müssen. Aber es herrscht in diesem Doppel-Contrast sogar mehr als bloße Analogie zwischen den parallelen Gliedern: der thatsächliche Beweis liegt — wie jeder Bergsteiger, noch mehr aber der Luftschiffer weiß — darin, daß, je höher man in der Atmosphäre aufsteigt, desto kälter nicht bloß die Luft, sondern auch desto dunkler (fast bis zum Schwarz) das Blau des Himmels erscheint: so steht also Kälte und Dunkelheit, Wärme und Helligkeit für die Empfindung in einer directen Wechselbeziehung. Nur in einem einzigen, an sich scheinbar bedeutungslosen, für die Theorie der harmonischen Farbenverbindungen aber doch erheblichen Punkte wäre die Goethe'sche Erklärung zu modificiren. Jener Gegensatz nämlich zwischen Blau als gemäßigter Dunkelheit und Gelb als gemäßigtem Licht scheint, wenn auch nicht einen diametralen Gegensatz (denn nur absolutes Licht und absolute Dunkelheit würde einen solchen bilden), so doch zwischen beiden Urfarben eine viel weiter klaffende Differenz zu statuiren als diejenige ist, welche zwischen jeder von ihnen und der dritten existirt, mit andern Worten: es scheint danach, als ob Gelb von Blau einen viel größeren Intensitätsabstand von einander besitzen, als einerseits Blau von Roth, andererseits Roth von Gelb. Und in der That hat sich Goethe darin geirrt, daß er Gelb als die wärmste Farbe bezeichnete, während dieselbe nothwendiger Weise in dem diametralen Gegen-

satz zu Blau, d. h. in seinem Complement, nämlich in Orange, zu suchen ist. Orange ist zwar etwas dunkler als Gelb, aber nichts desto weniger wärmer; denn nicht die Helligkeit allein macht die Wärme, sonst müßte das weiße Sonnenlicht als wärmste Farbe erscheinen, sondern es gehört dazu das Moment der Dämpfung bis zu einem gewissen Grade, und diesen Grad erreicht noch nicht das zu bleiche und daher zu kalte Gelb, sondern Orange.*) Der Beweis dafür liegt nicht bloß darin, daß in der That, wie bemerkt, Orange den diametralen Gegensatz gegen Blau bildet, sondern daß es auch, als specifisch wärmste Farbe, diese Qualität durch weitere Verdunkelung nicht verliert: es ist die einzige Nuance in dem gesammten Farbenspectrum, welche nicht, wie alle andern, durch Mischung mit Schwarz bloß eine tiefere Schattirung giebt (wie z. B. Roth durch Verdunkelung nur zu Dunkelroth, Blau nur zu Dunkelblau, Gelb nur zu Dunkelgelb wird), sondern eine neue Nuance**), das Braun, erzeugt. In keiner andern Farbe läßt sich für diese Orangenüance, die wir mit „Braun“ bezeichnen, ein Analogon finden, selbst der Sprache fehlt ein Ausdruck dafür, wohl aber — und dies beweist, daß Braun in der That Nuance und nicht bloß Schattirung ist — geht es mit den andern Farben neue Mischungen ein: Rothbraun, Gelbbraun u. s. f.; und nur, aus leicht erklärlichem Grunde, sein diametraler Gegensatz, Blau, weigert sich dessen: mit Blau gemischt giebt Braun, überhaupt Orange, reines Schwarz.

Mit der letzteren Thatsache, nämlich daß Blau und Orange gemischt reines

*) Durch den Gegensatz zwischen kalten und warmen Farben, als dessen Extreme sich Blau und Orange ergaben, zerfällt der gesammte Farbenspectrum in zwei Hälften, welche durch die Linie *rv* und *gn* getrennt werden. Rothviolett und Gelbgrün, obgleich selber einen complementären Gegensatz bilden, stehen doch hinsichtlich des Wärme- (und Kälte-) Grades auf derselben Stufe, weil sie beide gleich weit einerseits von Blau, andererseits von Orange entfernt sind. Ihre Durchschnittslinie steht daher rechtwinklig auf der Durchschnittslinie Blau-Orange.

**) Nuance und Schattirung fallen in diesem einzigen Falle zusammen. Denn Braun, obgleich nur Schattirung von Orange, bringt zugleich eine neue Nuance in den Farbenspectrum. (S. oben über den Unterschied von Schattirung und Nuance.)

Schwarz geben, berühren wir ein weiteres bedeutungsvolles Moment für die Farbenharmonie. Wie oben, gelegentlich der Newton'schen Theorie, bemerkt wurde, bringt die prismatische Rückbrechung der sechs Grundfarben wieder das Spectrum des reinen weißen Lichtstrahls hervor. Man kann dieses Resultat auch durch rasche centrale Drehung einer Scheibe, worauf die sechs Grundfarben im Kreise aufgetragen sind*), erreichen; freilich nur annäherungsweise, da die Materialität der stofflichen Farben und die damit nothwendig verbundene Unreinheit derselben nur eine Art lichten Graus statt des reinen Weiß hervorbringt. Dieser Thatsache steht nun die ihr geradezu widersprechende andere Thatsache gegenüber, daß dieselben Farben, als Stoffe gemischt, nicht ebenfalls Weiß oder wenigstens das Surrogat dafür, ein helles Grau, sondern reines Schwarz, d. h. absolute Farblosigkeit erzeugen. Zwar ist Weiß ebenfalls Farblosigkeit (Schwarz und Weiß sind überhaupt im speciifischen Sinne des Worts keine Farben), doch aber stehen sie in diametralem Gegensatz. Jenes auffällige Resultat wird daraus erklärt, daß, wenn uns ein beleuchteter Körper roth erscheint, dies daher komme, daß er die Eigenschaft besitze, die im Lichtstrahl enthaltenen gelben und blauen Strahlen zu verschlucken, so daß nur die rothen reflectirt werden; ebenso, wenn er grün erscheint, daher, daß er alle rothen verschluckt und nur die gelben und blauen reflectirt, die nun gemischt den Eindruck von Grün machen, u. s. f. Besitzt also ein Körper die Eigenschaft, alle Farben zu verschlucken, so muß er schwarz erscheinen. Zudem nun alle drei Urfarben zu gleichen Theilen mit einander gemischt werden, so verschlucken sie sich gegenseitig, und daher komme es, daß, während die prismatische Refraction reines Weiß producirt, die stoffliche Mischung reines Schwarz hervorbringe.

Wie dem nun auch sein mag, die Thatsache selbst steht fest, und es ergiebt sich aus ihr hinsichtlich der Farbenharmonie die praktische Regel, daß alle Complementärfarben (z. B. Roth und Grün, da im letzteren Blau und Gelb, also die andern

beiden Urfarben, enthalten sind) prismatisch refractirt Weiß, stofflich gemischt Schwarz geben.*) Umgekehrt gründet sich darauf das für die Farbenharmonie wichtige Gesetz, daß nur solche Verbindungen einen vollständigen, d. h. lückenlosen Accord bilden, in denen alle drei Urfarben, sei es rein oder theilweise gemischt, vertreten sind. Wir werden auf die praktische Wichtigkeit dieses Gesetzes und die Art seiner Anwendung zurückkommen. Zunächst noch ein Wort über den Gegensatz der kalten und warmen Farben, welcher zugleich einen doppelten Gegensatz von Schatten- und Lichtwirkung enthält.

Es wurden oben als die beiden Hauptelemente der Farbenharmonie einerseits die Contrastwirkung, andererseits die Verwandtschaft der Töne angegeben. Beide zeigen sich nunmehr schon in doppelter Eigenschaft, indem die Contrastwirkung als nicht mehr bloß im complementären Gegensatz überhaupt, sondern auch in dem damit sich verbindenden Gegensatz von Wärme und Kälte beruhend gefunden wurde. Der erstere Gegensatz ist gleichmäßig über den ganzen Farbkreis vertheilt, der zweite dagegen hat seine höchste Intensität in dem Gegensatz Blau-Orange, gewissermaßen sein Maximum, sein Minimum dagegen in dem diese Linie rechtwinklig durchschneidenden Durchmesser $R_v - G_n$, denn hier hebt es sich zu Null auf. Zwischen diesen Doppelgegensätzen giebt es nun continuirlich ab- und zunehmende Wärmegrade, nämlich von 0 nach beiden Richtungen (nach R_v und nach G_n) in absteigendem Maße, von B ebenfalls nach beiden Richtungen in zunehmendem Maße, bis in R_v und G_n eine Ausgleichung stattfindet. Es liegt nun auf der Hand, daß die Intensität der festen complementären Gegensätze durch diese sie begleitenden wechselnden Grade

*) Dies Gesetz gilt für alle complementären Gegensätze. Als Beispiel nehme man den schon oben angeführten Contrast von vrv und gg_n (oder einen beliebigen andern). vrv enthält $brbr$, G_n : $gggb$, d. h. sie sind zusammen $= 3 B + 3 R + 3 G$, enthalten also alle drei Urfarben zu gleichen Theilen. Dies aber ist völlig identisch mit brg oder mit gv oder mit rg ; mit andern Worten: in allen complementären Gegensätzen ist stets der ganze Farbkreis repräsentirt.

*) Vergl. unten Figur 3.

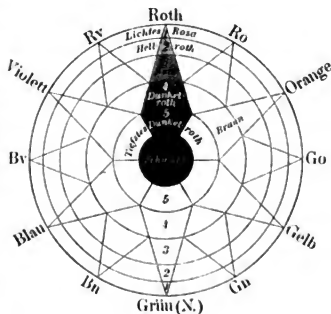
unterschiede wesentlich modificirt wird; mit andern Worten: alle complementären Farbegegensätze, z. B. Roth-Grün, enthalten die gesammten Urfarben, aber kein einziger mit gleicher Intensität wie alle übrigen. Der stärkste Gegensatz ist, wo Maximum und Minimum des Wärmegrads mit dem complementären Gegensatz zusammenstreffen, d. h. RO, dann folgen (um nur bei der Zwölfttheilung zu bleiben) einerseits ro — bn, andererseits gv — bv, dann gv und rn u. s. f., bis in rv — gn die Ausgleichung, d. h. die schwächste Intensität eintritt.

Dieses für die richtigen, d. h. harmonisch wirkenden Farbenverbindungen höchst wichtige Doppelverhältniß der complementären Gegensätze zu den Wärmegraden hat auch selbst für die Malerei im höheren künstlerischen Sinne insofern eine große Bedeutung, als in seiner genauen Beobachtung allein die richtige Licht- und Schattencontrastirung liegt. Gleichviel ob die Lichtpartieen eines Bildes in einer warmen (und dann die Schatten nothwendig in einer kalten), oder umgekehrt die Lichtpartieen in einer kalten (und dann die Schatten nothwendig in einer warmen) Tonscala gehalten sind: die Intensitätsgrade müssen, wenn sie harmonisch — und das ist hier so viel wie naturwahr — wirken sollen, einander genau entsprechen. In der Natur nämlich sehen wir dies Gesetz im strictesten Sinne befolgt. Wenn man z. B. auf eine in kaltem Licht erscheinende Wasserfläche schaut, so werden alle dieselben unterbrechenden Schattenflächen, etwa von Baumgruppen oder Brücken (von der Spiegelung abgesehen) in einem dem Intensitätsgrade jener kalten Färbung genau entsprechenden Wärmegrade erscheinen; umgekehrt, wenn das Sonnenlicht eine weiße Schneefläche gelb färbt, d. h. warm erscheinen läßt, so wird der die beleuchtete Fläche unterbrechende Schatten z. B. eines Baumes oder Hauses, und zwar in gleichem Intensitätsgrade, bläulichviolett schimmern. Es handelt sich also auch hier, wie man sieht, lediglich um ein seinem inneren Wesen nach zu erkennendes und bewußt zu befolgendes Naturgesetz.

Endlich haben wir noch ein weiteres, für die harmonische Verbindung der Farben wichtiges und die oben dargestellten

Contrastwirkungen nicht nur modificirendes, sondern sie auch ins Unendliche vervielfältigendes Moment zu erwähnen: die Unterschiede der Schattirung.*) Bisher ist immer nur von den einfachen im Farbkreise vorhandenen Grundtönen**) die Rede gewesen und die Beziehungen derselben zu einander betrachtet worden. Nun aber gestattet jeder Grundton durch Mischung einerseits mit Weiß, andererseits mit Schwarz, d. h. durch gradweise Erhellung und Verdunkelung, eine unendliche Stufenfolge neuer Töne, welche die Schattirungsgrade des einfachen Grundtons bilden und ebenfalls einen Unter-

Fig. 3.



schied der Intensität bewirken; und zwar letzteres nach zwei Richtungen hin. Denkt man sich (s. obenstehende Fig. 3) die in Fig. 2 durch Linien angedeuteten zwölf Farbentöne, nämlich der drei Urfarben, der drei primären Mischfarben, als deren Complementary, und die sechs zwischen ihnen liegenden secundären Mischfarben als sternartig im Kreise geordnete Flächen und zugleich die Schattirungsgrade von Schwarz (im Centrum) bis zu Weiß (außerhalb der Peripherie) etwa durch

*) Ueber den begrifflichen Unterschied der Schattirungen von der Nuance siehe oben Anmerkung auf S. 493.

**) Man verwechsle nicht Grundton mit Grundfarbe. Letzterer Name ist die Bezeichnung für die sechs Regenbogenfarben, unter „Grundton“ dagegen ist jede Nuance in ihrer Reinheit im Unterschiede von ihren Schattirungen zu verstehen.

5 concentrische Kreise*) in ebensoviele parallele Streifen getheilt, so würden diese — von Schwarz und Weiß abgesehen — 5 Grade der Schattirung darstellen. Von diesen würde etwa die mit 3 bezeichnete, mittelste Abtheilung den reinen Grundton, also in der Figur reines Roth, die vierte Abtheilung Dunkelroth, die fünfte tiefstes Dunkelroth, die zweite Hellroth und die erste, in der Spitze auslaufende lichte Rosa darstellen. In gleicher Weise sind nun alle andern elf Farbentöne abschattirt zu denken. Es bedarf nun keines besonderen Nachweises, daß, wenn diese Unterschiede der Schattirung bei der Wahl harmonisch zu stimmender Farben mit berücksichtigt werden, dadurch die Unterschiede der Intensität, welche — wie wir oben gezeigt — schon auf zwei Factoren (complementärer Contrast und Wärmegrad) beruhen, wesentlich beeinflusst werden müssen. Beispielsweise würde ein dunkles Grün (Nr. 4) nur durch den Gegensatz zu einem hellen Roth (Nr. 2) zur harmonischen Ausgleichung gelangen können. Indem man nun die in Fig. 2 dargestellte complementäre Farbentafel mit dem in Fig. 3 dargestellten Schattirungsschema combinirt, ist man im Stande, für jede beliebige Nuance von einem bestimmten Schattirungsgrade die ihr entsprechende gegensätzliche Nuance zu finden. Auch für die Richtigkeit dieses Experiments liefert die Natur oder vielmehr die optische Construction unseres Auges den thatsächlichen Beweis. Wenn man nämlich den Blick unverrückt auf eine scharf beleuchtete Fläche, z. B. eine von der Sonne beschienene rothe Gardine, gerichtet hält und dann plötzlich seitwärts auf eine neutrale Fläche blickt oder auch das Auge ganz schließt, so erscheint die Gestalt der Gardine als grünes Spectrum und umgekehrt ein grüner Fleck in gleichem Maße als rothes Spectrum, und zwar, wenn im ersten Falle das Roth eine dunkle Schattirung hatte, erscheint das Spectrum hellgrün, wenn hellroth dunkelgrün, im zweiten Falle verwandelt sich ebenso Hellgrün in Dunkelroth, Dunkelgrün in Hellroth. Dasselbe Verhältniß herrscht zwi-

schen Blau und Orange, Gelb und Violett, sowie überhaupt bei allen complementären Gegensätzen, auch secundärer, tertiärer u. s. f. Ordnung, nur daß die Spectra hier wegen mangelnder Intensität des Grundtons nicht immer deutlich erkennbar sind. — Durch die oben erwähnte Combination des complementären und des Schattirungsschemas erhielt man nun schon 60 verschiedene Nuancen, die für praktische Zwecke bereits eine ziemlich reiche Auswahl von harmonisirenden Tönen darbieten. Selbstverständlich aber lassen sich diese Nuancen ins Unendliche vermehren. Durch Hinzufügung der tertiären Mischöne, wodurch also im Farbkreise 24 Nuancen entstanden, und durch nochmalige concentrische Theilung der Schattirungsstreifen erhielt man bereits 240 Farbentöne, und unter allen diesen Tönen lassen sich, wie wir sehen werden, die zusammenstimmenden mit eben so großer Sicherheit wie Leichtigkeit in jeder beliebigen Anzahl herausfinden.

* *

Mit dieser Bemerkung haben wir bereits einen Schritt in die Praxis der Gesetzgebung für harmonische Farbverbindungen gethan, und wenn der freundliche Leser bis hierher unserer Darstellung mit verständnißvollem Interesse gefolgt ist, so wird ihm das, was noch weiter darüber zu sagen ist, keine besondere Schwierigkeit machen.

Wenn das Wort Harmonie gewöhnlich als „Einheit in der Mannigfaltigkeit“ definiert wird, so besagt dies theils zu viel, theils zu wenig, da weder jede Einheit von mannigfaltigen Dingen noch jede Mannigfaltigkeit, die zu einer Einheit gebracht ist, nothwendig eine harmonische ist. Besser wäre, statt „Einheit“ Ganzheit, und zwar organische Ganzheit, und statt „Mannigfaltigkeit“ Gliederung, und zwar ebenfalls organische Gliederung, zu setzen. Der Begriff der organischen Zusammengehörigkeit der Theile eines Ganzen ist dabei eigentlich das Wesentlichste. Denn verbindet man auch sämtliche Glieder eines Körpers, aber ungeordnet, d. h. eben ohne organische Zusammengehörigkeit, so kommt zwar eine Einheit, aber kein Gan-

*) Selbstverständlich könnten, da die Schattirung continuirlich ist, unendlich viele solcher Kreise gegeben werden.

zes, also auch keine harmonische Gestalt heraus. Nicht also die bloße Vollständigkeit der Theile — ja hier ist sogar eher eine kleine Lücke zu ertragen, z. B. wenn einem sonst harmonisch gestalteten Menschen ein Fingerglied fehlt —, sondern die durch das organische Leben bedingte gesetzmäßige Anordnung derselben erzeugt das, was wir harmonische Totalität nennen.

Für das Gebiet der Farbenverbindungen haben nun diese beiden Momente, Vollständigkeit der Theile und gesetzmäßige Anordnung derselben, gleich große Bedeutung. Das erste Moment ist mehr stofflicher, das zweite ideeller oder, wenn man will, ästhetischer Natur.

Betrachten wir zuerst die stoffliche Seite. Hier tritt nun das schon eingangs erwähnte Gesetz in sein Recht, daß bei allen Farbenverbindungen nur dann eine harmonische Einheit erzielt werden kann, wenn in ihnen alle drei Urfarben, in welcher Nuancirung oder Schattirung sie erscheinen mögen, vertreten sein müssen. Der Grund davon liegt darin, daß, sofern die drei Urfarben aus dem reinen Lichtstrahl erzeugt werden, und andererseits dieser nur durch ihre gleichmäßige Verbindung (Refraction) wiedererzeugt wird, offenbar unser Auge darauf hin organisiert ist, nur durch solche lückenlose Verbindung den Eindruck harmonischer Vollständigkeit zu empfinden. Ein zweites, ebenfalls durch die Erfahrung gewonnenes Gesetz ist dies, daß zwar die reine Contrastwirkung in ihren verschiedenen, oben erläuterten Modalitäten (z. B. der einfache complementäre Gegensatz zweier reinen Grundtöne, etwa verbunden mit dem durch den Gradunterschied der Wärme und Kälte und durch den der Schattirung bedingten Intensitätscontrast), schon harmonisch wirkt, daß aber in demselben Verhältniß, wie mit dem Element der Contrastwirkung das ihm entgegengesetzte der Verwandtschaft der Töne verbunden wird, die harmonische Wirkung der Farbenzusammenstellung an Reichthum und dadurch an Schönheit gewinnt und folglich auch der Eindruck an Fülle und Kraft wächst.

Denkt man sich nun die in Fig. 3 abgebildete Farbenscheibe mit einem um den Mittelpunkt des Kreises drehbaren Car-

ton bedeckt, aus welchem zwei einander diametral gegenüberstehende Theile so ausge schnitten sind, daß sie die darunter liegenden zwei complementären Flächen sichtbar werden lassen, so erhält man durch fortgesetzte centrale Verschiebung des Cartons stets die richtigen complementären Gegensätze, nämlich R N, Ro Bn, O B, Go Bv, G V, Gn Rv. Diese erste und dürftigste Farbenverbindung, welche nur einigermaßen durch die Schattirungsunterschiede zu beleben wäre, ist der harmonische Zweiflang. Wählt man dagegen statt der Complementären (welche besser „Ergänzungsfarben“ hießen, da sie einander stets zur Summe der Urfarben ergänzen, wie oben gezeigt) irgend welche zwei anderen Töne, z. B. R und G oder B und Gn, so entsteht keine harmonische Verbindung, auch nicht wenn noch sei es Weiß oder Schwarz hinzugefügt wird. Solcher Art sind die meisten sogenannten Nationalfarben, z. B. Rothweißblau, Schwarzgelb u. s. f., wie man sie an Flaggen, Schilderhäusern und Schlagbäumen findet. Reicher als der Zweiflang ist der Dreiflang, dessen Farbenpunkte im Kreise durch die Spitzen eines gleichseitigen Dreiecks bezeichnet werden. Praktisch erhält man ihn durch einen auf den Farbkreis angelegten, drehbaren Carton, der drei nach dem Gesetz des gleichseitigen Dreiecks geordnete Ausschnitte hat. Hier erhält man zunächst die drei Urfarben R G B, welche die intensivste Wirkung hervorbringen, etwas schwächer ist die Wirkung ihrer complementären NO V, mit stets abnehmender Intensität die je drei secundären Mischfarben, entweder Ro Gn Bv oder Go Bn Rv, sodann die tertiären u. s. f. Charakteristisch für den Dreiflang ist, daß die drei ihn bildenden Töne, gleichviel welcher Intensitätsstufe sie angehören, stets gleichwerthig, d. h. ohne dominirende Wirkung eines von ihnen, erscheinen, während schon im Zweiflang — mit einziger Ausnahme des Wärmeäquators Rv Gn — stets der eine Ton dominirt; z. B. in R N dominirt Roth, da Blau und Gelb in N nur je zur Hälfte vertreten sind. Dieses Verhältniß des Dominirens eines Tons in einem Accord gestaltet sich nun in den weiteren Verbindungen des Vier-, Sech-, Acht-Klanges u. s. f. insofern immer reicher, als auch hierin eine Stufenfolge

des Intensitätswertes zur Geltung kommt, sofern zwar ein Hauptton — gleichsam die Dominante des ganzen Accords — der herrschende ist, aber auch zwischen den andern keine Gleichwerthigkeit, sondern Unterordnung herrscht. Nehmen wir z. B. (immer mit Hülfe des betreffenden Cartons, der hier im Quadrat zu theilen ist) den Vierklang R Go N Br., so ist Roth die Dominante, dann folgt im Werthe Grün, dann (wegen der größeren Wärme) Gelborange und endlich erst mit geringster Intensität Blauviolett. Hat man aber in einem praktisch gegebenen Falle Veranlassung, die Werthe der Töne bei Festhalten der Grundtöne zu verändern, soll z. B. Roth in einem Vierklang nicht vorherrschen, sondern etwa Gelborange, so hilft man sich leicht dadurch, daß man nur Gelborange rein, d. h. in der Stufe Nr. 3 nimmt (und so folglich auch Blauviolett), dagegen entweder Dunkelroth (Nr. 5) und Hellgrün (Nr. 1) oder Hellroth (Nr. 2) und Dunkelgrün (Nr. 4) damit verbindet. Harmonisch bleibt bei Veränderung der Schattirung die Verbindung doch, vorausgesetzt, daß die Schattirungsgegenstände einen correcten Contrast bilden, d. h. daß der eine Ton um so viel heller gehalten wird, als sein complementärer verdunkelt wird.

Der Sechsklang entsteht aus dem Dreiklang durch Kreuzung zweier gleichseitiger Farbdreiecke. Die einfachste und intensivste Form desselben ist die Verbindung der drei Ursfarben mit ihren drei complementären: es ist der Regenbogen. Weniger lebhaft, aber dennoch reicher ist die Verbindung der sechs secundären Mischfarben Ro Bn Go Bv Gn Rv, reicher deshalb, weil hier schon neben der reinen Contrastwirkung das Moment der Verwandtschaft in erhöhtem Grade zu wirken beginnt und ohnehin die Wärmecontrastse durch Ausgleichung in dem Gegensatz Gn und Rv in rein harmonischer Weise vermittelt erscheinen. — Der Achtklang ist der verdoppelte Vierklang, wie der Zwölkklang der verdoppelte Sechsklang. Auf unserem Farbkreise ist der erstere nicht nachzuweisen, weil dazu 24 Grundtöne gehören, d. h. zu den secundären Mischfarben noch die tertiären hinzugefügt werden müßten, während der Zwölkklang unseren Farbkreis selber darstellt.

Alle von uns bisher betrachteten Farbenverbindungen beschränken sich auf eine mathematische Theilung des Farbkreises durch die Zahlen 2 und 3; ihre Anzahl und Stellung ist also stets nur durch einen dieser beiden oder durch beide Factoren bedingt. Handelt es sich also — praktisch gesprochen — darum, für 2 gegebene Töne einen dritten, für 3 einen vierten, für 5 einen sechsten, für 7 einen achten u. s. f. zu finden, so ist die Aufgabe — vorausgesetzt, daß die gegebenen Töne überhaupt ein harmonisches Verhältniß zulassen — sehr einfach. Nehmen wir einen bestimmten Fall an, z. B. es seien 5 Töne, vielleicht sogar in verschiedenen Schattirungsgraden, gegeben, wozu ein sechster gesucht wird, der dazu harmonisch stimmen soll. Man nimmt dann den im Sechseck ausge schnittenen Carton, legt ihn auf die Farbentafel und dreht ihn so lange, bis man die gegebenen fünf Grundtöne gefunden hat. Gelingt dies, so ergibt sich der sechste von selbst, gelingt dies nicht, d. h. stimmen vielleicht nur 4 oder gar nur 3 Töne der Farbentafel mit den gegebenen, so ist dies ein Beweis, daß der fünfte, respective der vierte und fünfte, falsch und mit dem, respective den richtigen zu vertauschen sind. Man kann also durch diese Vorrichtung nicht nur fehlende Töne finden, sondern hat damit auch das sicherste Regulativ für Prüfung der Richtigkeit einer gegebenen Verbindung. — Wie aber, wenn es sich nicht um die durch die beiden Factoren 2 und 3 bestimmte Anzahl, sondern etwa um 5, 7, 9, 11, 13 u. s. f. Töne handelt? Hier scheint uns unser Instrument gänzlich im Stiche zu lassen. Doch nicht; denn einmal ist es, wenn man ganz strenge, d. h. mit mathematischer Genauigkeit verfahren will, nicht ausgeschlossen oder gar unbenutzbar, den Farbkreis, dessen Nuancirung ja eine unendliche ist, durch weitere Theilung, z. B. mittelst des Factors 5, weiter zu theilen, und wir würden im letzteren Falle z. B. statt 24 nicht weniger als 120 Nuancen erhalten, also auch genöthigt sein, neben den 2^{en}, 3^{en}, 4^{en}, 6^{en}, 8^{en}, 12theiligen Cartons noch je einen 5^{en}, 10^{en}, 15^{en}, 20^{en}, 30^{en}, 40^{en}, 60theiligen zu construiren.

Man kann aber die Aufgabe viel einfacher auf dem Wege der Addition lösen,

indem man einen Zweiflang oder dessen Verdoppelungen (zu 4, 8 u. s. f.) mit dem Dreiflang oder dessen Verdoppelungen (6, 12 u. s. f.) verbindet; auf diese Weise erhält man zunächst durch Verbindung eines Zwei- mit einem beliebigen Dreiflang den Fünfflang, ferner durch Verbindung des Drei- und Vierflangs den Siebenklang, durch Verbindung des Dreiflangs mit einem davon verschiedenen Sechsflang den Neunklang u. s. f., und es fragt sich nur, ob solche Verbindungen, die einen wesentlich mechanischen Charakter zu haben scheint, überhaupt noch harmonisch bleibt. Diese Frage ist nun leicht zu lösen, indem man nach dem oben ausgesprochenen Grundgesetz, daß in allen harmonischen Farbenverbindungen die Urfarben gleichmäßig vertreten sein müssen, die genannten Accorde einer Probe unterwirft, welche mit Hilfe der Farbenscheitel keine Schwierigkeit macht. Stellen wir für jeden der genannten Accorde solche Probe an, indem wir jedesmal die drei Urfarben als Basis der Verbindung betrachten. Der Fünfflang würde demnach aus RGB und zwei andern, im complementären Gegensatz zu einander stehenden Tönen, z. B. Bn und Ro, bestehen. Bn ist gleich Bbg, Ro = Rrg. Ordnen wir diese aus ihrer Mischung extrahirten Urfarben so, daß die gleichartigen zusammenstehen, so enthalten Bbg + Rrg zweimal Blau, zweimal Gelb und zweimal Roth, mit dem Dreiflang der Urfarben zusammen also 3R 3G 3B, d. h. alle Urfarben zu gleichen Theilen. Für den Siebenklang wählen wir abermals die drei Urfarben*) und den Vierklang**) Oro, Vrv, Bnb, Ngn. Dieser enthält: Rgrgr, Rbrbr, Bbgb, Bggbg; wir haben also darin Roth sechsmal und eben so oft jede andere der beiden Urfarben, mit dem Dreiflange BRG zusammen also jede Urfarbe siebenmal, d. h. zu gleichen Theilen vertreten.

*) Es geschieht dies nur zur Bequemlichkeit des Lesers, um die unnötigen Zusammenstellungen der Buchstaben zu vermeiden; es könnte aber selbstverständlich eben so gut jeder andere Dreiflang gewählt werden, vorausgesetzt, daß er nicht in dem dazu gesetzten Vierklang ebenfalls vertreten ist.

**) Derselbe ist, da die tertiären Mischungen fehlen, auf unserer Farbenscheitel nicht vertreten, da hier jeder Vierklang immer einen der in einem Dreiflange vertretenen Töne ebenfalls enthalten würde.

Endlich, was den Neunklang betrifft, so kann derselbe entweder aus dem 4 + 5-, oder 2 + 7- oder 3 + 6-Klang construirt werden. Machen wir, da wir hier wieder die drei Urfarben in Rechnung bringen können, an der letzten Combination die Probe, indem wir zu dem Dreiflang RGB den davon verschiedenen Sechsflang Ro, Gg, Gn, Bn, Bv und Rv hinzufügen, so zerlegen sich die letzteren in Rrg, Ggr, Ggb, Bgb, Bbr, Rrb, d. h. es ist in der ganzen Reihe jede Urfarbe sechsmal, also auch in Verbindung mit dem Dreiflang RGB zu gleichen Theilen vertreten. Man wird zugeben müssen, daß es kaum möglich ist, für die auf solche Weise gewonnenen Farbenverbindungen einen sichereren Beweis ihrer Richtigkeit beizubringen, da alle diese Combinationen auf mathematischer Basis beruhen. Erwägt man nun ferner, welch' weiterer Spielraum der Mannigfaltigkeit dieser Combinationen dadurch gegeben werden kann, daß dabei noch die Modalität der Schattirungscontraste in Mitwirkung zu bringen ist, so eröffnet sich für die praktische Handhabung der Farbenscheitel — selbst wenn man sich auf die in unsrer Figur enthaltenen 12 Grundtöne beschränkt — eine geradezu unendliche Perspective.

* *

Aber es liegt noch ein anderes bedeutungsvolles Moment in der Accordentheorie, welches, da es in eigenthümlicher Beziehung zu unsrer subjectiven Empfindung steht, die durch gewisse Farbenverbindungen auf besondere Weise berührt wird, als Stimmungsc Contrast zu bezeichnen wäre. Es ist dies ein Punkt, der eine gewisse Analogie zwischen der Farbe und dem musikalischen Ton zu involviren scheint. Um nicht mißverstanden zu werden, wollen wir von vornherein bemerken, daß wir die schon früher und auch noch heutzutage beliebte Parallelisirung der sieben einfachen Töne mit den sieben einfachen Farben und deren Accordirung (abgesehen von der falschen Annahme von sieben einfachen Farben) schon deshalb als eine müßige Spielerei, obgleich dieselbe sogar zur Erfindung eines sogenannten „Farbenclaviers“ geführt hat, betrachten, weil wohl eine Mischung (Nuancirung)

und Schattirung) von Farben, nicht aber solche von Tönen möglich ist. Andererseits ist es einfach Unsinn, von Terz, Quint, Sextime oder gar von Octave in der Farbentonleiter zu sprechen, weil die Principien der Entstehung in beiden Anschauungsphären durchaus incommensurable Größen bilden. Wenn wir also, auf Grund der Beobachtung des oben angegebenen Stimmungscontrastes in der Farbenharmonie, dennoch von Dur- und Mollaccorden sprechen, so soll damit keinerlei Parallelsirung mit den gleichnamigen Erscheinungen im Tongebiet, sondern nur eine gewisse Analogie des Eindrucks dieser beiderseitigen Erscheinungen auf die Empfindung des Hörenden, resp. sehenden Subjects angedeutet werden. Bekanntlich wird die Verwandlung eines Dur- in einen Mollaccord in der Musik und umgekehrt durch den Ersatz eines einzelnen Tons durch einen gewissen anderen, verwandten hervorgebracht: dieser Umstand allein involvirt schon einen wesentlichen Unterschied von dem Farbenaccord, denn hier wird durch solche Vertauschung nur eines Farbertons durch einen anderen in einer gegebenen harmonischen Verbindung nur Disharmonie, aber weder eine Abschwächung von Dur zu Moll noch umgekehrt eine Kräftigung von Moll zu Dur bewirkt. Das Verhältniß ist vielmehr ein ganz verschiedenes, durch die eigenartige Natur der Farben selbst bedingtes.

Schon oben haben wir bei der Betrachtung des Zwei- und Dreiklangs auf den qualitativen Unterschied aufmerksam gemacht, der zwischen denselben hinsichtlich der verschiedenen Werthstellung der sie bildenden Töne herrscht, indem bei dem ersteren, noch mehr aber bei dem aus ihm entstehenden Vierklang, stets eine Werthabstufung, also eine gradweise Unterordnung der einzelnen Töne unter einen dominirenden Ton stattfindet (z. B. Roth, Grün, Gelborange, Blauviolett, wo Roth dominiert, dem dann die anderen in der Werthabstufung von Gelborange, Grün und Blauviolett untergeordnet sind), während in dem Dreiklang — sei es, daß wir die drei Urfarben oder ihre Complementären oder beliebige secundäre Mischungstöne wählen — eine nur durch die Wärmedifferenz einigermaßen modifi-

cirbare Gleichwerthigkeit herrscht. Der Grund dieser wesentlichen Differenz liegt aber einfach in der Dreizahl der Urfarben, und damit erklärt sich auch die eigenthümliche Thatsache, daß — um die Sache sogleich in mathematischer Form auszudrücken — alle nur durch 2 (nicht durch 3) theilbaren Farbenaccorde, also der Vier-, der Acht- und Zehn-Accord, einen weichen, die Empfindung sanfter berührenden, sie milder, ja unter Umständen wehmüthiger stimmenden Eindruck machen als die durch 3 theilbaren. Man vergleiche z. B. (was allerdings nur durch eine wirkliche Farbentafel möglich wäre) den Dreiklang Roth, Gelb, Blau mit dem Vierklang: Roth, Gelborange, Grün, Blauviolett, so wird man, trotzdem daß in dem letzteren, abgesehen von dem in beiden vorkommenden Roth, viel wärmere Nuancen vorkommen (statt Gelb: Gelborange, statt Blau: Grün und Blauviolett), sich doch der Empfindung nicht erwehren können, daß jener Duraccord (wie wir ihn jetzt wohl, ohne mißverstanden zu werden, nennen können) entschieden kräftiger, lebhafter, kurz entschiedener wirkt als der mollartige Vierklang. Ja selbst der dem ersten genannten Dreiklang entgegengesetzte (complementäre) Dreiklang: Grün, Orange, Violett, obgleich schwächer als der Dreiklang der Urfarben, ist dennoch bei weitem kräftiger als der erwähnte Vierklang, obgleich keine Urfarbe darin vorkommt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir dies an anderen Combinationen noch weiter nachweisen wollten; ohnehin wäre es, da es sich hier lediglich um einen subjectiven Empfindungseindruck handelt, ohne augenfällige Hinweisung auf eine wirkliche Farbentafel nicht möglich. Wir begnügen uns daher nur mit der Bemerkung, daß — die Thatsache als feststehend voranzusetzt — diese qualitative Differenz zwischen den Accorden bei der Wahl von harmonischen Farbenverbindungen sehr in Rechnung zu bringen ist, und daß es beispielsweise ein ebenso großer Mißgriff wäre, bei Decorirung von Localitäten, die für heitere Geselligkeit bestimmt sind, Farbertöne zu wählen, die in Moll, als bei Ausschmückung von Räumen, die eine ernstere Bestimmung haben, solche Töne zu wählen, die in heiterem Dur gestimmt sind. Verstärkt kann

dieser Gegensatz noch dadurch werden, daß für die auf ernstere Stimmung berechneten Mollaccorde dünnere Schattirungen, für die auf heitere Stimmung berechneten Duraccorde lichtere Schattirungen gewählt werden. Auch für die Auswahl aller dieser Töne auf Grund solcher Differenz genährt die mathematisch construirte Farbentafel — und zwar für jede Anzahl und Nuance der Töne — ein sicheres Regulativ. Ferner aber ist zu bemerken, daß, wie die Duraccorde keineswegs dieselbe Intensität, also auch nicht dieselbe Wirkungskraft auf die Empfindung besitzen, so auch zwischen den Mollaccorden eine ähnliche Stufenleiter der Wirkung herrscht. Unter den Vierklängen besitzt der mit der Urfarbe Roth, welche als Farbe par excellence zu betrachten ist*), die größte Lebhaftigkeit, dann folgt, schon gedämpfter und daher schon sanfter wirkend, der mit Gelb, endlich der mit Blau, obgleich dieser Accord den wärmsten Ton (Orange) enthält. Noch milder und daher ernster wirken die Vierklänge der secundären Mischfarben, fast toulös die der tertiären u. s. f. Durch richtige Benutzung der Schattirungscontraste kann man indeß dieser Tonlosigkeit einigermaßen abhelfen.

* * *

Die bisherige Betrachtung der Gesetze der Farbenharmonie beschäftigte sich überhaupt nur mit der passenden Auswahl der für eine harmonische Verbindung erforderlichen Töne, d. h. mit der stofflichen Seite unserer Aufgabe; die andere, nicht minder wichtige Seite betrifft die Frage nach der richtigen Anordnung der gewählten Töne. Auf diese Frage mit derselben Ausführlichkeit einzugehen, müssen wir uns jedoch versagen,

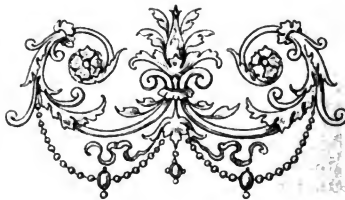
*) Da nämlich nach der geistvollen Erklärung Goethe's Gelb nur als verdunkeltes Licht, Blau nur als erhellte Finsterniß zu betrachten ist, so muß Roth als die zwischen ihnen stehende Urfarbe als erste Farbe im eminenten Sinne des Wortes angesehen werden. Sie steht daher auch in der Farbenscala des Regenbogens in der Mitte; wir haben sie an die Spitze des gleichseitigen Urfarbendreiecks gesetzt. Keine Farbe ist daher in voller Reinheit so schwer darzustellen wie Roth. Zinnober hat schon einen etwas gelblichen, Krappplac einen zu bläulichen Stich. Am nächsten kommt dem reinen Roth eine Mischung von Zinnober und Krapp zu gleichen Theilen.

theils weil zur Lösung derselben es erforderlich wäre, alle Gebiete, die überhaupt der Farbenverbindungen bedürfen, in ihren unendlich mannigfaltigen Fächern praktisch in Betracht zu ziehen, theils weil dazu noch mehr als bei der Betrachtung des Stimmungscontrastes eine augenfällige Demonstration an einer wirklichen Farbentafel nicht zu umgehen wäre. Wir wollen uns daher auf die allgemeine Bemerkung beschränken, daß es sich bei dieser Frage hauptsächlich um die Beobachtung eines Grundgesetzes handelt, daß allerdings je nach dem praktischen Bedürfniß sehr umfangreicher Modificationen fähig ist. Dieses Grundgesetz lautet: Die beiden einander entgegengesetzten Elemente aller Farbenharmonie, Contrastwirkung und Verwandtschaft der Töne, müssen, wenn die Totalwirkung eine harmonische bleiben soll, stets in der Weise gegen und mit einander zur Geltung gebracht werden, daß die contrastirenden Töne durch solche getrennt werden, welche beiden, wenn auch in verschiedenen Graden, verwandt sind, verwandte Töne durch solche, die zu beiden in einem untergeordneten Grade im Contrast stehen. Diese beiden Bestimmungen scheinen zunächst im Widerspruch zu stehen und daher unvereinbar zu sein, da, wenn nach der ersten Bestimmung contrastirende Töne durch verwandte getrennt werden, nach der zweiten diese Verwandtschaft wieder durch Zwischenfärbung contrastirender Töne aufgehoben werden müßte u. s. f. Allein, es ist bei diesem Gesetz der Vermittlung — wie wir es nennen können — ein wesentlicher Unterschied zu machen zwischen Haupt- und Nebentönen im Sinne quantitativer Ausbreitung. Wenn beispielsweise eine Wand- oder Teppichfläche aus einem quantitativ vorherrschenden Grundton, etwa Rothbraun, besteht und dieselbe durch einen ebenfalls quantitativ bedeutenden Friesstreifen, etwa in stumpfem Blaugrün, belebt würde, so müßten die anderweitigen leichteren ornamentalen Zuthaten, sei es im Friesstreifen selbst, sei es in dessen Nähe oder mit ihm und dem rothbraunen Grundton (Fond) verschlungen, entweder in einem heller oder dunkler zu wählenden Blau- oder Roth-Violett gewählt werden, wenn eine Mollstimmung bewirkt werden soll, dagegen, wenn eine heitere Dur-

stimmung, in zartem Grün gelb oder Gelborange, den Complementen jener. Im ersteren Falle werden die beiden Haupttöne als Contraste behandelt und daher vermittelt, im zweiten werden sie als Verwandte betrachtet (da sie ja keinen complementären Gegensatz bilden) und demgemäß durch Contrastwirkung getrennt. Es ist dies nur eine der unendlich vielen Combinationen, welche in diesem Gebiete möglich sind, und die Ausführung derselben soll auch nur einen ganz allgemeinen Fingerzeig für die Anwendung des obigen Grundgesetzes geben, welches für viele industrielle Gebiete, wie Teppichweberei, architektonische Innendecoration, Tapetenfabrikation, Möbel- und Kleiderstoffe, Porzellanmalerei, ja selbst Gartenanlagen u. s. f., von hoher praktischer Bedeutung ist.

Eine interessante Beziehung enthält schließlich die Wahl harmonischer Farben auch für das Gebiet, welches man gewöhnlich unter der Bezeichnung „Symbolik der Farben“ versteht. Dieselbe beruht wesentlich auf der oben dargestellten inneren Qualität der einzelnen Farben, namentlich hinsichtlich ihres Wärmecontrastes, ihres Stimmungsgegensatzes und ihrer Schattirungsverhältnisse. Diese drei Momente: Wärmegrad, Stimmungs- und Schattirungscontrast, wozu noch der Unterschied der natürlichen Intensität hinzukommt, geben in ihrer Zusammenwirkung dem Farbenton das, was man seinen Charakter, d. h. seine spezifische Wirkungspotenz, nennen kann. Hierin liegt seine eigenthümliche Beziehung auf die

Empfindung. In solchem Sinne spricht man von heiteren und düsteren, lebhaften und stumpfen u. s. f. Farben. In ornamentaler und besonders kostümlicher Beziehung hat diese Art von Symbolik bei allen Völkern älterer und neuerer Zeit stets eine bedeutende Rolle gespielt. Nur beispielsweise — da wir hier auf die inneren Gründe solcher symbolischen Beziehungen nicht näher eingehen können — mag an folgende Momente erinnert werden: daß der Gegensatz von Schwarz und Weiß dem Empfindungscontrast von Trauer und Heiterkeit entspricht, ist schon erwähnt; Grün, als Mischung von beiden, bedeutet Halbtrauer, als Rückkehr von der Trauer zur Heiterkeit; Gelb deutet auf Glanz, Ausgelassenheit, aber auch auf Bosheit, Neid; Roth auf Kraft, Leidenschaft (Liebe und Zorn), Fülle, Pracht; Orange Gluth der Empfindung, Lebensgenuß; Grün Milde, beruhigende Heiterkeit; Blau Energielosigkeit, Sanftmuth, Treue, Ernst; Violett, in welchem das lebhafteste Roth durch Blau gebrochen erscheint, deutet auf würdevollen Ernst, Schweremuth, Entsagung u. s. f. Alle diese und andere Empfindungsmomente werden nun durch die mehr ins Helle oder ins Dunkle spielenden Schattirungen weiter nach der düsteren oder heiteren Seite wieder modificirt. — Näher auf diese Charakterdifferenzen einzugehen, müssen wir uns — abgesehen von dem weiten Umfang der Aufgabe — schon deshalb versagen, weil sie mit unserm Thema nur in sehr indirecter Weise zusammenhängen.





www.libtool.com.cn

Ein Epilog zur Pariser Welt-Ausstellung.

Von

Franz Meuleng.

Hat die soeben beendigte Weltausstellung denjenigen Nationen, welche sie besichtigt, welche sich an dem großen Kampfspiel thätig betheiligt haben, Anlaß zu neuen Ent-

schlüssen, zu guten Vorsätzen, zu stillen Entwürfen gegeben, wozu Sieg und Niederlage im einzelnen Wettstreit aufgefordert haben mögen, und wird sich daher im Allgemeinen ein unmittelbarer Erfolg am deutlichsten für die besichtigenden Nationen kundgeben, so ist damit nicht gesagt, daß nicht auch für uns Deutsche, die wir uns nur unter das Publikum des gewaltigen industriellen Amphitheatere auf dem Marsfelde gemischt haben, lebhaftere Anregungen aus dem Vorgeführten fließen könnten. Ich meine hier nur in zweiter Linie die besonderen Beobachtungen unserer Industriellen, welche bei eigenem Besuch oder aus den zahlreichen Berichten die neuesten Fortschritte kennen gelernt haben; in erster Linie meine ich vielmehr die empfangenen Anregungen unseres nationalen Denkens, die allgemeinen Ideen, welche sich für unsere Nation als der Pflegerin ihrer gewerblichen Thätigkeit aus dem Gesehenen ableiten. Zwei Fragegedanken drängen sich uns auf. Einmal: wie weit ist es gelungen, durch das großartige Schauspiel eine Gesamtwirkung auf das besuchende Weltpublikum hervorzubringen, und zweitens: wo und wodurch haben die siegreich hervorge-

gangenen Industrien den Erfolg an ihre Bestrebungen geknüpft?

Geht die letztere Frage auf die Kritik des Stückes aus, das soeben zu Ende gespielt, so ist die erstere diejenige der Leistungen des Regisseurs, und fast scheint es, als habe unsere Nation kaum ein Interesse für dieselbe. Liegt doch schon in der Ablehnung der Besichtigung, in dem Vorschüßen von Müdigkeit, ein derartiges Bekenntniß. Hat man doch Stimmen genug gehört, welche, wenn auch etwas zaghaft, in Paris selbst die geringe Zweckmäßigkeit der Weltausstellungen im Allgemeinen zu behaupten versuchten.

Dennoch, glaube ich, irren diejenigen sehr, welche unseren industriellen Ehrgeiz für erlahmt, unsere Lust zur Messung mit Wettbewerbern für erstorben erachten. Man beobachte nur, mit welchem Eifer kleinere Landes- und Provinzialausstellungen in den letzten zwei Jahren besichtigt worden sind, man erkenne nur, welcher Geist aus deren Eröffnungsreden und aus den von den leitenden Commissionen gehandhabten Grundsätzen spricht, man beobachte unter Anderem nur die Lebhaftigkeit, mit welcher eben jetzt die Berliner Industrie-Ausstellung vorbereitet wird, welcher Andrang zu derselben von außen her stattfindet, obwohl diese Ausstellung einzig und allein auf Berlinische Erzeugnisse beschränkt bleiben will. Man sehe nur zu, wie überall eine Reihe kleinere Preisausschreibungen ergehen und

mit welchem regen Fleiße sie umworben, mit welcher Sorgfalt die eingegangenen Arbeiten geprüft werden, welchen Antheil das Publikum daran nimmt. In zunehmendem Maße beginnt auch die Tagespresse einzusehen, daß sie eine Pflicht erfüllt, wenn sie die Wellenbewegungen, die im gewerblichen Bezirke durch die erwähnten Anregungen entstehen, weiter hinaus fortpflanzt in das große Publikum. Immer allgemeiner wird die Erkenntniß, daß die Forderung einer guten Qualität derjenigen des niedrigen Kaufpreis vorangehen muß. Schulen für gewerbliche Kunst und Fertigkeit werden gegründet, bestehende umgestaltet; Künstler und Gelehrte wie Staatsmänner leihen ihre Kräfte, um anregend, sichtlich, helfend einzugreifen; das Interesse lebt auf bei Schaffenden wie Empfangenden. Mit einem Wort, Deutschland rüstet sich in seiner Werkstat, es arbeitet, wenn auch nicht überall, so doch an wichtigen Punkten, im stillen Kämmerlein an seinem Industrie-geräthe. Schlecht und schwer sind die Zeiten, aber der Muth ist nicht verloren. Der Krost wird von den alten ehrwürdigen Geräthen der Väter gesetzt und dabei eine vergessene gewesene Trefflichkeit von ungeahntem Werth erkannt; neue Hilfsmittel in der Form der vollendetsten modernen Werkzeuge werden herangebracht. Und der Tag nähert sich, wo Deutschland wieder heraustreten wird auf die Völkerstraße mit neuer Lust zu tüchtigem Wettstreite; mit dem Herzen voll Muth und mit Vertrauen auf die durch Selbstprüfung und ernste Uebung gestählten Kräfte.

Deshalb thun wir wohl, uns ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit der inneren Einrichtungen der Pariser Ausstellung zu bilden, um im gegebenen Augenblick das dargebotene Gute wieder verwerten, das Fehlerhafte womöglich vermeiden zu können.

Der Gesamteindruck der Ausstellung war, wie vielfach geschildert worden und wie dem Besucher unvergeßlich sein wird, ein überaus imposanter. Der den Trocadero-Hügel krönende Steinbau dominierte durch Lage und Form das ganze Ausstellungsfeld trotz dessen Größe und mannigfaltiger Bebauung. War der Trocadero-Palast, oder vielmehr ist er, in seinem Stil nicht vorwurfsfrei, so verschwindet

dies doch völlig gegen seine geniale Hauptgruppierung mit dem mächtigen Mittelbau und den beiden geschwungenen Seitencolonnaden, durch welche er die ganze Anlage als eine Einheit charakterisirte, der Adler mit ausgespannten Flügeln auf der Kuppe des Helmes. Wer hinabstieg die breiten Wege zwischen den prächtigen Wasserkünsten, den vergoldeten Statuen, welche die Eckpunkte markirten, links die Hauptmasse der riesigen Stadt, in der Ferne und rechts die bis zu den blauen Hügeln auslaufende Landschaft, vor sich im Mittelgrund jenseits des Seinstromes den in der Sonne blühenden Hauptpalast, von welchem ihn der weitgedehnte, mit Parkanlagen und vielgestaltigen Bauten bedeckte Platz trennte, dieser wieder durch die Jena-Brücke wie zu einem Trochilus scharf zusammengezogen und sich hüben und drüben, freigelassen, wieder ausspannend, die ganze Fläche belebt von der bunten strömenden Menschenmenge — der stand unter der Herrschaft der Empfindung, sich einem großartigen Ganzen von einer alles Gewöhnliche weit hinter sich lassenden Bedeutung gegenüber zu befinden. Nie bisher hat eine Ausstellung als Ganzes diesen Eindruck so unabweisbar und zugleich so reich und schwungvoll hervor gebracht. Wohl vermag auch keine der Weltstädte einen Platz aufzuweisen, auf welchem eine ähnliche Wirkung erzielt werden könnte.

Während so die Gesamtarchitektur des Ausstellungsfeldes sich als bewunderungswürdig darstellte, kann von der inneren Einrichtung des großen Hauptpalastes gleich Günstiges nicht gesagt werden. Zwar fanden sich auch bedeutende und schöne Momente, so in der vorderen großen Quersalle, allein eine mächtige zusammenfassende Wirkung, welche dem beschriebenen äußeren Eindruck proportional gewesen wäre, war nicht erreicht. Mehrere Ursachen haben sie hintangehalten. Man könnte als eine derselben das erdrückende Uebergewicht des französischen Elementes bezeichnen, durch welches die fremden Aussteller widerstandslos in den Hintergrund gedrängt erschienen. Allein es wäre bei einer Ersetzung recht vieler französischer durch ausländische Produkte doch nur mehr der Einzeleindruck, nicht die Gesamtwirkung umgestimmt worden. Denn die

Möglichkeit des raschen Vergleichens, die Uebersichtlichkeit hätte dadurch wenig gewonnen. Der Grundcharakter des inneren Ausbaues des Palastes war die Zerstückelung, die Kleintheilung, die Auflösung des großen Ganzen in einzelne Sammlungen. Eine solche Theilung bietet allerdings gewisse Vortheile für das Studium; aber sie zieht den ethischen Eindruck unverhältnißmäßig herab. In fast allen kunstgewerblichen Abtheilungen hatte man die Innenräume in kleinere Säle zerlegt, die Decken mit Stoffen bespannt, durch hohe Wände die Gebiete der Einzelstaaten abgegrenzt, vielfach auch wiederum die Gruppen und Sectionen auf diese Weise von einander getrennt. In besonders hohem Grade gilt dies von der französischen Abtheilung und durchweg von den Räumen für die Werke der schönen Künste.

Diese letzteren Räume lagen zwar in der Hauptaxe des Gebäudes, sich von einem Ende zum andern erstreckend. Allein sie waren — in vollem Widerspruch mit der äußeren Architektur — in einzelne Säle, ja getrennte Bauten zerlegt, manche Säle so klein, die Decken (mit der einzigen glücklichen Ausnahme des deutschen Saales) so verhängt, daß der Besucher der Bilder und Sculpturen oft das liebe Himmelslicht wahrhaft ersehnte und bei längerem Verweilen sich geradezu gedrückt fühlen konnte.

Eine Gruppe war ausnahmsweise vom Architekten besser untergebracht; es war die der Maschinen, welche in den zwei großen, die Flanken des Palastes bildenden Hallen aufgestellt waren. Hier war große Höhe, volle schöne Beleuchtung durch hohe Seitenfenster, eine bedeutende wohlthunende Weiträumigkeit. Das Maschinenwesen konnte sich durch diese Logirung nur geschmeichelt fühlen, und ich gehöre gewiß zu denjenigen, welche ihm eine solche Anerkennung wünschen. Allein es kann nicht als richtig zugegeben werden, daß die Mittel zur Herstellung der Gegenstände des Gebrauches großartig aufgestellt worden, während die Erzeugnisse, die uns im Leben umgeben, deren schöne Gestaltung das Leben zu veredeln und zu erhöhen bestimmt ist, eine bei weitem untergeordnete Aufstellung erhalten. Es müßte vielmehr, wollte man dem

Erziehungs- und Bildungsgebauden entsprechend verfahren, eine Steigerung, von den Rohstoffen, dann von den Maschinen und Werkzeugen herauf durch die Erzeugnisse der Nutz- und der Kunstgewerbe hindurch bis zu den Werken der Kunst stattfinden.

Wir in Deutschland hatten in den letzten Jahrzehnten den genau entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Beherrscht von dem Princip, dem Publikum das billig Nachgemachte in die Hand zu drücken, haben wir das Abklatschen durch die Maschine völlig cultivirt. Mit Fanfare wurde so oft verkündigt, wie es wiederum gelungen sei, eine kunstvolle Handarbeit durch die der Maschine zu ersetzen und wie wir's darin „so herrlich weit gebracht“. Wie fällt in diesen unsern Tagen die Maschine wieder den Freunden des Kunstgewerbes in den Arm hinsichtlich der Stiderei. Da werden soeben unsere schönen mittelalterlichen Stidmuster dem Publikum durch Forscher und Kunstfreunde vorgelegt, und schon ist die Maschine in völliger Stilverlehrtheit darüber hergefallen, um die für den Stidtsch berechneten Muster durch Weberei herzustellen. Das Verfahren ist grundfalsch. Nie kann die Maschine dem Stoff das edle Gepräge der künstlerisch wirkenden Handarbeit ausdrücken, und sie hat auch nicht diese Aufgabe. Sie soll die schwere, die erschöpfende, die Notharbeit übernehmen, Lasten schleppen, stampfen, sägen, hobeln, bohren, walzen, pressen, aber nicht die Form da fertig liefern wollen, wo es sich um das Kunstgewerbe handelt; hier muß sie der Hand den entscheidenden Strich und Stich überlassen. Die Maschine soll tüchtig und schwer arbeiten, aber gehorchen, nicht befehlen. „In die Ecke, Besen! Besen! seib's gewen!“

Viel machte von sich reden die „Völkerstraße“, die Rue des nations, und hübsch waren viele der in ihr aufgestellten Facaden, von welchen ja auch die illustrierten Blätter allerliebste Abbildungen gebracht haben. Indessen die Wirklichkeit zerstörte Vieles von der durch letztere erweckten Illusion. Denn der freie Raum vor den Facaden war keineswegs eine Straße, ein Durchgangsweg für die Masse der Zuschauer, sondern ein bloßer schmaler Hofraum zwischen zwei Hallen, und die

Façaden waren Decorationen ohne Tiefe und fast ausnahmslos ohne sich anschließende Innenräume. Sie erschienen wie mächtige Verfaßstücke ohne Scene und machten deshalb eine viel zu geringe Wirkung, als daß sie die aufgewandte Kunst der Architektur und die oft sehr hohen Herstellungs-kosten gerechtfertigt hätten.

So sehen wir denn, wie sich neben bedeutendem und entschieden Großartigem auch ein Vergreifen in den Mitteln vorliegen, und es zeigt sich wiederum, wie schwer es ist, einem großen Gedanken die entsprechende künstlerische Verwirklichung zu geben. Nicht unterlassen darf ich aber bei dieser Gelegenheit, die wahrhaft staunenswerthe praktische Thätigkeit der französischen Baumeister hervorzuheben, welche in der kurzen Frist von nicht einundzwanzig Monaten die riesenhafte Bauanlage fertig zu stellen vermocht und an derselben eine Detaildurchführung angebracht haben, welche der höchsten Anerkennung werth ist. —

Beim Durchwandern der Ausstellung drängte sich die Großartigkeit der zusammengetragenen Fülle von Erzeugnissen menschlichen Fleißes mächtig auf. Orient und Occident drängten einander, jeder im Stillen dem anderen seine Künste abzulassen bestrebt, doch der eine stolz, der andere stolz. Der Occident im Hinblick auf seinen Besitz an raffinierten Hilfsmitteln, die eine zugespitzte Verstandesschärfe ihnen bereitet, der Orient in dem Bewußtsein, daß seine Kunst fast unerreichbar hoch steht und auf einer Tradition emporgewachsen ist, die nie durch bloßes Absehen ersetzt werden kann. Daß wir in der That in einer Weltausstellung neben dem Augenblicksbilde vom gegenwärtigen Zustand der Weltindustrie auch etwas Anderes vor uns haben, nämlich das Produkt von Ideen, welche durch Jahrtausende gereift und mit der Menschengeschichte verwachsen sind, dieser großartige Unterganke der Weltausstellungen bricht immer deutlicher hervor und gewinnt eine immer greifbarer werdende Form. Aus ihm gehen die rückwärtschauenden Ausstellungsguppen wie die des Trocadero-Palastes hervor, aus ihm die historischen und vorhistorischen Abtheilungen in den Landesausstellungen sowie in den ethnologischen Gruppen, in welchen zurück-

gegangen ist bis in die Gräbersunde aus dunkler Vorzeit, welche der Geschichtsschreibung verschlossen ist. Wie sind die Weltausstellungen hiernach in ihrer inneren Idee gewachsen, welch ein Abstand zwischen der heutigen und der ersten vor einem Vierteljahrhundert!! Die Keime zu der jetzigen, einer wahren Durchgeistigung sich nähernden Form lagen allerdings schon 1851 vor, aber mehr wie zufällig und unbewußt; die Entwicklung aber ist wohl über alle Erwartung hinausgegangen. Wie ein Janushaupt steht die Ausstellung nun zwischen Vorzeit und heutiger Zeit, den Wettkampf und Vergleich ausdehnend über die ganze Entwicklung des menschlichen Geistes!

Den einzelnen Gruppen der Gewerbe systematisch nachzugehen, ist hier nicht Ort noch Raum; auch sind eingehende Besprechungen, welche mit Rücksicht auf unsere Industrie kritisiren, bereits veröffentlicht, wie beispielsweise die vorzüglichen Berichte von Jul. Zeßing*). Doch sei es versucht, einige wenige Höhenpunkte etwas näher ins Auge zu fassen.

Unter den Kunstgewerken, welche auf der Ausstellung großartig vertreten waren, die aber bei uns noch sehr der Aufbesserung bedürfen, ist vor Allem die Keramik, die Töpferkunst, zu nennen. Immer giebt es bei uns noch Leute, welche die hervorragende Bedeutung dieser gewerblichen Kunst nicht erkennen, dieser uralten, alle Völkerentwicklungen begleitenden Kunst, deren Werken wir einen überaus großen Bruchtheil unserer Kenntniß untergegangener hoher Culturen verdanken, die vielleicht sogar als die Mutter der Architektur anzusehen ist, aber erst in neuerer Zeit wieder in ihrem Werthe für den Bauschmuck erkannt wird, die endlich am meisten jenen eigenthümlichen Grundzug besitzt, aus form- und werthlosem Stoff durch die gestaltende Menschenhand etwas höchst Werthvolles zu bereiten; sie ist auch für die Zukunft der höchsten Pflege würdig. Schon bei einer anderen Gelegenheit wies ich auf die bedeutenden Fortschritte Englands in diesem Fache hin. Hier in Paris stritten Frankreich und England unentschieden, aber

*) Berichte von der Pariser Weltausstellung 1878, Berlin, Wasmuth.

beide hochberechtigt, um die Palme, mit ihnen zusammen in dem Seitenzweig der Glasgeßtalt wie früher Italien.

Eine bestimmte Richtung der Töpferei hat seit Philadelphia abermals in England Fortschritte gemacht: es ist die Steingutbäckerei. Das Haus Doulton, in seinen Kunstwerkstätten geführt von dem unerschöpflich erfinderischen Tinnorth, hat fortgefahren, den simplen und doch so trefflichen Stoff weiter künstlerisch zu gestalten, hat in Farbe und Form abermals Hindernisse überwunden, die unübersteiglich schienen, ja ist an Stellen angekommen, wo jeden Augenblick die Ueberschreitung der natürlichen Grenzen des Gebietes droht. Dahin sind die zwar gelungenen, aber doch nur mit Reflexion anerkennbaren Anwendungen des Pâte-sur-pâte auf Steingutkrüge zu rechnen. Diese mit aufgelegten hellen Decorationen belegten Pumpen treten doch immer nur zum Schein in Wettbewerbung mit dem Porzellan. Der Stoff ist zu grob, die Gegensätze zwischen Grund und Relief sind zu uninteressant, um auf die Dauer ästhetisch zu lohnen. Bewunderungswürdig ist dagegen die für Trinkgefäße so wichtige Stoffdünnung, bis zu welcher man vorgebrungen ist, ohne daß Risse und Verwerfungen das Gefäß entstellen. Ganz besonders merkwürdig aber war in der großen reichhaltigen Doulton'schen Ausstellung ein halbes Dutzend kleiner unscheinbarer Steingutköpfe, die auf einem Consolischen unbenutzt zusammenstanden. Was für Näpfechen! Schlecht glasiert, matt und räucherig in der Farbe, kümmerlich und verdrückt in der Form, zwei von ihnen seltsame eingeritzte Zeichnungen auf sich tragend, canonisch stilverwandt mit den weiland berühmten Zeichnungen in Abbé Domesnec's Buch der Wilden. Und doch zeigte mir der junge Doulton mit Stolz das Häuflein. Denn es waren die ersten Stücke, die vor sieben und acht Jahren aus den Händen des jetzigen trefflichen Meisters Tinnorth und der unübertroffenen Zeichnerin Fräulein Barlow hervorgegangen waren. In dieser kurzen Spanne Zeit ist vom Standpunkte des absoluten Anfängers aus die Doulton'sche Werkstatt, deren Erzeugnisse an Trefflichkeit die mittelalterlichen erreicht haben,

herausgezogen worden. Ich habe schon früher an anderer Stelle hervorgehoben und muß es wiederholen, daß es Deutschland war, in welchem die mittelalterliche Blüthe dieses Kunstzweiges sich entfaltet hatte, daß die sämmtlichen Muster, in deren Nachstrebung hier so Großes geleistet worden ist, aus Deutschland stammen. — Mit einem schwerbeschreiblichen Gefühl habe ich die Krüglein wieder aus der Hand gestellt, indem es mir wie ein grauer Schleier vor den Sinn fuhr, daß seit 1876, wo ich schon unsere Steingutbäder auf den kolossalen Vorsprung Englands hinwies, unsere Fabrication mehr Rückschritte als Fortschritte gemacht hat. Das Heer der Nachahmer hat sich breit und platt auf das Gebiet geworfen, um den auf gutem Wege begriffenen rheinischen und thüringischen Werkstätten „Concurrenz zu machen“. Leider abermals jene jämmerliche Concurrenz im Preise, völlig auf Kosten der Qualität, gerade als ob es noch an Beweisstücken für das Vorhandensein dieser entfaltenden industriellen Richtung gekehrt hätte. Nach meiner Meinung wird einst die Nation diejenigen für die Verkrüppelung unserer Töpferei verantwortlich machen, die heute nicht mithelfen wollen an der Entwicklung zum Besseren. Hier handelt es sich nicht um eine Nothwendigkeit, sondern um eine Schmuck-Industrie, um Producte, welche nicht bloß von uns, sondern von allen Culturnationen begehrt werden und die auf dem Weltmarkt eine Rolle spielen. Große Schiffsladungen guter Bierkrüge könnten, wie im Mittelalter, nach London verschifft werden und reichen Gewinn bringen, wie damals. Diese Industrie sollte deshalb von münziglich gepflegt und gehoben, nicht aber durch Gleichgültigkeit der Verwahrlosung preisgegeben werden.

Die französische Keramik glänzte dieses Mal nicht durch Sevres, sondern durch die erstaunlich entwickelte, mit Riesenschritten vorwärts dringende Fayence-Industrie, welche ihren Glanz in der Bemalung der Geschirre sucht. Es werden jetzt Stücke dieses Genres in Frankreich gefertigt, und die Ausstellung zeigte eine überhäufende Fülle von solchen, bei welchen jeder Schwierigkeit gespottet ist; es hat sich denn auch dort eine höchst

interessante Kennerenschaft und Liebhaberei für die Gegenstände ausgebildet. Der Franzose allein ist schon ein bedeutender Käufer für diese Waare und zugleich der Bevorzugter der guten und schönen Leistungen, der zur Steigerung der letzteren unablässig anspornt. An der Spitze der Fayence-Fabrikanten steht Dec, der vor zweinundzwanzig Jahren als armer Gefäßfasser Töpfergehilfe, wie er mir erzählte, nach Paris kam, aber heute Zierschüsseln mit 4 bis 6000 Franken und darüber bezahlt bekommt. An Dec reihen sich in langer Folge Andere, bis herab zur kleinen Handwerkerfamilie, welche mit Tüchtigkeit und Sachkenntniß die französische Töpfereikunst vertreten. Da drängt sich Verfahren an Verfahren, um hier die Härtheit der Malerei, dort die Sättigung und Frische der Tinten, die Wirkung des von erster Künstlerhand geführten Pinselstriches zur Geltung zu bringen. Dec führte lebensgroße Porträt- und Phantasiestücke vor, in Schauschüsseln gemalt, welche ebensowohl verschwimmend zarte, als kraftvoll tiefe Töne zeigen, dazu des Desteren Goldgrund, der sich wunderbar für die keramische Malerei eignet. Gelegentlich wird er, um ihm die Eintönigkeit zu berechnen, mit dem Stift modellirt, so daß er sich, wenn man will, zu einer matten Goldtapete mit leichtem Relief gestaltet. Da sind noch die nach Collinot's Manier gemalten Stücke, bei welchen die Umrisse der darzustellenden Blätter, Blüten, Zweige, Vogelsfedern u. s. w. mit einem aus Kupfer- und Eisenpulver zusammengesetzten Malstoff gezogen werden. Diese Umrisse tragen sich verhältnißmäßig hoch auf und vertreten dann die Zellenwände (Cloisons) des Zellschmelzes, indem innerhalb ihrer die Schmelzen pastös aufgetragen werden können. Denn beim Brennen oxydirt sich die Randmasse, verbindet sich mit einem Theil des Flußmittels, welches der Schmelzfarbe zugesetzt ist, und bildet so einen die Farbe zurückhaltenden kleinen Wall. Jedes umzogene Blättchen wird auf diese Art zu einem kleinen Kaps, in welchem die Schmelzfarbe glänzend und tief in festem Contur haften bleibt. Die Wirkungen, die so hervorgebracht werden, sind unbeschreiblich lebhaft, die Farbentinten entzündend. Da sind wieder andere Gefäße,

auf denen eine wirkliche Reliefmodellirung dem Gemälde unterliegt und dessen Lebhaftigkeit erhöht. Allerdings steht man hier dicht bei der Verirrung, welche zu gewaltsamen und übertriebenen Effecten führt: zur wirklichen Vermischung des Modellirten mit dem nur Gemalten. Indessen halten doch die tonangebenden Fayence-Meister, warm unterstützt von Künstlern und Kunstkennern, die richtigen Grenzen fest.

Einen Vergleich zwischen unserer Fayencekunst und der französischen dürfen wir nicht anstellen, da dieser Kunstgewerbzweig vielfach bei uns erst in den Kinderschuhen steht, es uns auch zur Zeit noch am geeigneten Markt dafür gebricht. Indessen ist damit nicht das Verdicht ausgedrückt, daß wir nicht mit allem Fleiß in dem Gebiete arbeiten sollten. Allerdings wissen wir, daß Frankreich überhaupt seine hohe Stellung in den Kunstgewerben historischen Vorgängen verdankt; neuerdings hat wieder Dumreicher in einer trefflichen Schrift*) dies genauer ausgeführt und auf die Ereignisse hingewiesen, welche bei uns ganze Gewerbezweige vernichtet haben, während andere sie in Frankreich hoben. Allein auch er bemerkt, daß die Führerschaft der Franzosen nicht mehr unbedingt bestehe, sondern einer erwachenden Selbständigkeit der Nachbarn zu weichen beginne.**). Aus allem diesen glauben Viele bei uns Anlaß nehmen zu dürfen, der Sache ruhig zuzusehen. Hinsichtlich des vorliegenden Industriezweiges dürfen wir aber neben den allgemeinen Vorgängen, für welche die vorstehenden Ansichten zutreffen, dort auch die besonderen das Fach angehenden ins Auge fassen. Da zeigt sich uns denn, daß die heutige Entwicklung der französischen Keramik erst seit höchstens vierzig Jahren

*) H. v. Dumreicher, Ueber den französischen Nationalwohlstand. Wien, bei Hölder.

**) Er beillt sich hinzufügen: „Nichts aber könnte die Arbeit mehr erschweren als eine Unterschätzung ihrer Schwierigkeiten und ihrer Größe, nichts den Erfolg mehr gefährden als Selbsttäuschung aus nationaler Eigensiebe. Man muß den moralischen Muth haben, die Thatfachen zu sehen, wie sie sind; und man muß sich die Wahrheit eingestehen, daß die überlegene Rolle einer hochbegabten Nachbarnation nicht plötzlich ausgespielt ist, weil nun auch Andre nach denselben Kränzen zu streben beginnen.“ Letzterer Wink ist für — Oesterreich berechnet.

datirt, vor welcher Zeit nämlich in Frankreich gerade so wie bei uns nur das weiße Porzellan speisefassfähig war, wo aber irdene Geschirre sich daselbst nicht bliden lassen durften, farbige noch weniger als weiße. Erst in den vierziger Jahren begann die Liebhaberei an den alten farbigen Geschirren aufzukommen, zunächst bei Curiositätensammlern, von wo sich aber die Fayencen allmählig in die Wohnzimmer und dann in die Speisezimmer verbreiteten und es endlich zum unbestrittenen Recht der Schmückung von Tafel, Sims und Wand gebracht haben. Dieses Eindringen in die Häuser, welches dem farbigen Geschirr bei uns noch schwer gelingt, bedarf indessen immerhin noch einer Erklärung.

Wenn bei uns in dem Zimmer eines Liebhabers ein mit Gefäßen besetzter Sims an der Wand angebracht ist — im Mittelalter war dieser Sims in unseren Häusern gebräuchlich und hieß die Kaminenbank —, so liegt zur Zeit darin noch etwas Künstliches, jedenfalls nicht etwas, was im bürgerlichen Hause bald allgemein zu werden verspricht. Auch bei dem Franzosen fehlte es und fehlt bis heute an der Kaminenbank; aber eine andere seiner Zimmereinrichtungen veranlaßt ihn, sich Töpfe, Vasen, Hirschhüfeln zu kaufen: das ist der Kamin. Das französische Wohnzimmer, sehr häufig auch das Schlafzimmer, hat landauf landab den Kamin. Nach Hunderttausenden zählen die Kamine und demnach die Kaminfinke in Frankreich, welche nach Gebrauch und uralter Bestimmung mit Vasen, Nippfächern, Leuchtern, Stuhlhren besetzt werden. Man stelle sich nun dieses enorme Bedürfnis aller Stände vor, Schmuckgefäße anzuschaffen. Vom einfachsten Haushalt bis zum vornehmsten hinauf beansprucht der Kamin seinen Schmuck und wird, nachdem einmal die Richtung auf die Majolika angeregt worden, der Abnehmer von Tausenden und aber Tausenden von Fayencegeschirren. Mode, Wohnungswechsel und — Staubbesen erneuern stets das Kaufbegehren. Der Kaminfims, der andererseits wieder der Versorger des erstaunlich entwickelten Antiquariats in Paris ist, wird so der stete Lehrer und Ermahner im Geschmack. Ja er verleitet zum Ausbilden des anderweiten Zimmerschmuckes

durch Fayence. Die Base auf der Kaminplatte verlangt nachgerade die Gesellschaft der Schüssel an der Wand, nachdem Büffet und Hirschkränken schon ihren Vasenaussatz bekommen haben, namentlich aber wenn Majolika-Leuchter auf dem Kaminfims schon Majolika-Wandleuchter herangeholt und dadurch die gesellige Beziehung zur Wand angebahnt haben. Und so geht es weiter von der Wand zum Speisetisch, wo allmählig die Hausfrau dem bunten Schmutzgeschirr seine Farbe zu verzeihen beginnt. Das Neujahrsgeschenk hat dann den willkommenen Gegenstand gefunden, und die Nation ist zur Fayence-Käuferin und Liebhaberin geworden.

In Deutschland haben wir nur in wenigen Landstrichen den Kamin und da nicht durchgehend. Unsere Architekten aber haben dessen Einführung in der Hand. Wende man doch den Kamin als Zimmerschmuck an, gleichviel, ob man noch den Kachelofen in der Ecke dazu setzt, oder ob man den Kohlenofen im Kamin unterbringt. In Gegenden, wo die Kohlenheizung an der Tagesordnung ist, sollte man bedingungslos den fast immer unschönen Ofenlasten beseitigen und durch den Kaminofen ersetzen; der Kaminfims wird dann das keramische Bedürfnis werden. Halte man sich an das Beispiel Amerikas, wo man den ganz allgemein im Gebrauch befindlichen Kamin, um die Kosten herabzuziehen, aus Schiefer, den man trefflich zu emailiren versteht, herstellt. Möchte der Architekt überhaupt bei uns sich bemühen, in seinen Neubauten das Bedürfnis nach keramischem Schmuck geradezu zu schaffen, und man wird sehen, daß wir unsere keramische Industrie allgemein beleben und entwickeln werden.

Verlassen wir die Kunsttöpferei und werfen nur im Vorbeigehen einen Blick auf die herrlichen Gläser voll Farben- und Formenreichtum, die Venedig vorgeführt, lassen auch die zahlreichen Ausstellungen von emailirten (beschmelzten) Bronzegefäßen, Beckern, Tellern, Leuchtern, welche Frankreich geliefert, unbesprochen. Wir verstehen ja auch bei ihnen die Größe des Angebotes, da sie den Hauptabnehmer im Kaminfims haben, welcher ja auch bei Engländern und Amerikanern seine Ansprüche macht und es erklärlich scheinen läßt, daß z. B. ein

40 Franken kostender emailirter Becher auf der Ausstellung etwa fünfzigmal verkauft worden. An den vielen französischen Wanduhren, sogenannten »Regulatoren«, gehen wir unaufgehalten vorüber, indem sonderbarerweise dieser hübsche, zur Stilisirung wie einer geeigneten Gegenstand nicht ein einziges Mal in wirklich guter Form vorgeführt wurde. Das Mobiliar könnte uns fesseln, es ist reich und mannigfaltig vertreten in Frankreich wie in Englands Abtheilungen; indessen ist es schon wiederholt eingehend besprochen worden. Nur ein Gewerbezweig sei noch etwas näher ins Auge gefaßt, da er für uns von besonderer Wichtigkeit ist oder werden sollte; es ist die Buchbinderei.

Diese steht bei den Franzosen auf sehr hoher Stufe, sie selbst nehmen an auf der höchsten, obwohl die Engländer ihnen den Rang sehr streitig machen können. Auf der Ausstellung geschah dies nicht, indem England nur unbedeutendes Buchbinderwerk vorgeführt hatte, während die Franzosen in vollem Glanze aufgetreten waren. Auch auf diesem Gebiete war die französische Industrie im Anfang dieses Jahrhunderts beträchtlich gesunken; erst die vierziger Jahre bezeichnen wieder den Wendepunkt, von welchem aus anknüpfend an die höchst bedeutenden Traditionen der drei letzten Jahrhunderte sich die Pflege des französischen Bucheinbandes wieder hoch emporgeschwungen hat.*) Ueber ein Duzend tüchtige Firmen hatten Bemerkenswerthes ausgestellt, einzelne Bände wahre Kunstwerke. Die Preise der besonders geschmückten Bände sind allerdings hoch, finden aber dennoch Käufer, indem Frankreich eine Menge Bücherliebhaber pur sang zählt, außerdem aber, wie hinsichtlich der *Fahence*, eine bedeutende Kennerenschaft im Lande erzogen hat. Die Namen glorioßer Buchbinder sind dort gefeiert und bekannt, ihre bestimmten Stilarten werden streng geschieden und mit vollem Verständnis zur Anwendung gebracht; gerne wird hierbei neuerdings auch an die alten musterhaften deutschen Bände, die aus den Klöstern hervorgingen, wie mir ein Buchbinder, ohne meine Rationa-

lität zu kennen, mit besonderem Nachdruck zeigte. Zugleich bilden sich in der Stilfrage eigenthümliche Sonderbarkeiten der Richtung, wie diejenige der sogenannten jansenistischen Bindung. Diese wird von den Buchbindern dort ein wenig über die Achsel angesehen, da sie gar so verstandesmäßig einfach sei. Sehen wir aber zu, so finden wir eine ausgezeichnet feine Arbeit, bei der nur, wie bei unsern Bänden aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, die Einprägungen trocken ins Leder, welches den ganzen Band umhüllt, also ohne Gold, ausgeführt sind; vor den Preisen und vor den als erforderlich angegebenen Ausführungsfristen könnten wir ordentlich zurückprallen. Zwei dieser »einfachen« jansenistischen Bände gehören in der That zu den kostbarsten meiner kleinen Bücherei.

Werkwürdig ist das Verhältniß der Kunstbuchbinder zum Publikum. Während bei uns der Kunstgelehrte es ist, der Anregung und Stilkenntniß in diesem Fach zu verbreiten sucht, fühlt sich dort ein Buchbinder*) gedrungen, seinen Ausstellungsobjecten einen selbstverfaßten *Essai sur la décoration intérieure des livres* beizulegen. Der Verleger führt in seiner Marke den Wahlspruch: *Un livre est un ami qui ne change pas*. Und man muß sagen, daß dieser Gedanke in Frankreich überall Wurzel besitzt. Denn neben dem schönen Kunstband steht in allgemeiner Anwendung ein kräftiger solider Buchband, einfach aber dauerhaft, jener Halblederband, den wir ja nach den Franzosen benennen; auch der Buchladen enthält durchaus überwiegend fertig gebundene Bücher. Jedermann weiß, oder richtiger gesagt empfindet, daß ein gutes Buch einen guten Einband haben muß, wie ein gutes Bild einen guten Rahmen.

Betrachten wir dem hier Beobachteten gegenüber unsere Buchbinderei, so kommen wir nicht völlig dazu, das ganze Verfahren der Franzosen als für uns empfehlenswerth zu erkennen, wohl aber, sehr Vieles daraus zu lernen, und jedenfalls dazu, daß bei uns mit Energie an die Verbesserung unserer Einrichtungen und Verfahrensweisen zu gehen ist. Zeit darf nicht verloren werden. Wir müssen

*) Vergl. Dr. Steche's Abhandlung zur Geschichte des Bucheinbandes im Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels, 1878.

*) Marius Nischel.

um einmal in Deutschland, wollen wir das Versäumte nachholen, einen ganz besondern Ack thun, da andere Nationen heute von ihrem vorgeführten Standpunkt selbst wieder voranschreiten. Ich verweise nur auf die Buchausstattung. Kann haben wir begonnen, wie in den letzten Jahren gebräuchlich, allgemeiner auf bessere Ausstattung, besseren Druck, besseres Papier zu sehen, als die Franzosen bereits ihre neuesten besseren Werke auf holländisch Papier drucken, Rothdruck anwenden, neue Typen schneiden, Alles so fein und ausgebildet, daß, wenn wir nun glücklich die groben Rückstände ausgeglichen haben werden, dort ein neuer Vorsprung uns neue Anstrengung auflegt, bloß um nachzukommen! Wir müssen also Hand an Werk legen, und ich denke, wir wollen auch. Daß die Verleger Hand dazu bieten, zeigen unter Anderem die vorliegenden Hefte in ihrer neuen Ausstattung.

Was uns fehlt, ist kaum das Können des Buchbinders — denn dieser wird rasch lernen, was er verlernt hat —, vielmehr der bethätigte gute Wille des Publikums, gute solide Bände herstellen zu lassen. Wir müssen darauf halten lernen, einen kräftigen, gut gearbeiteten Buchkörper in die Hand zu bekommen, dem auf regelrechte Weise ein guter Deckel und Rücken angefügt ist. Der Schmuck wird sich dann rasch von selbst einfinden. Dem in Massenfabrikation umgehängten schwächlichen Cambrie-Deckel ist aber Valet zu sagen, ebenfalls der Steigerung desselben, bei welcher er sich mit breitem Golddruck füllt, ohne durch diesen die Schwächlichkeit der Bindung vertuschen zu können, was er bei dem Weihnachtspublikum immer wieder versucht. Die Bestrebungen von Belshagen & Klasing, welche den „Bücherfreunden“ feste schöne Halbfranzbände liefern, sind auf dem besten, vernünftigsten Wege. Meines Erachtens ist dieser Weg richtiger, als der mit vorzüglicher Künstlerunterstützung von Leipzig aus eingeschlagene, schön stilisirte Deckelcompositionen zu verbreiten. Diese zum Theil vortrefflichen Entwürfe sind für Deckel bestimmt, welche dem Buche umgehängt, nicht aber fest mit ihm verarbeitet werden. Der größere Theil der in den Compositionen verwendeten Detailbehandlung ist aller-

dings mustergültigen Lederbänden nachstilisirt. Aber man darf nicht vergessen, daß es eben die Lederbehandlung, die Pressung, die Ledermosaik, die Ledervergoldung ist, welche der kleinen Formwelt hier ihre Berechtigung allein giebt. Wo die Entwürfe von dieser Stilart absehen, wo sie eine andere, mit Kollwerk, Schilden, Epitaphien wirken wollende Detailbehandlung wählen, sind es eigentlich Buchtitel, also Innenstücke, nicht Decken, die der Künstler entworfen hat. Wir gerathen also trotz aller Schönheit der betreffenden Zeichnungen in die Irre. Wer beobachtet will, wird auch finden, daß das Publikum den hübschen Compositionen nicht entfernt das Interesse entgegenbringt, welches die Zeichnungen wohl verdienen würden; dem kritischen Beurtheiler aber rufen sie das Goethe'sche Distichon ins Gedächtniß:

Willst du schon zierlich erscheinen, und bist noch nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blühet die Kunsthervor.

Bemerkenswerth ist auch, daß nicht der Buchbinder es ist, welcher zu den neuen Deckelzeichnungen greift, sondern der Verleger, welcher allerdings schlechten Zeichnungen bessere substituirt, aber der Thätigkeit des Bandes damit nicht aufhilft.

Wie sehr der Buchbinder bereit ist, gute Künstlerentwürfe nach dem besten Verfahren auszuführen, zeigte wieder eine jüngst veranstaltete Preisbewerbung für Albumdecken in Berlin. Mit Eifer und Freudigkeit gefertigte schöne Arbeiten wurden vorgelegt, auch von allen Bewerbern an der schönen soliden Arbeit Vieles gelernt. Halte man bei jeder noch so kleinen Familienbibliothek darauf, daß gute und nach Vermögen des Bestellers schön ausgeführte Bindungen angewandt, dem Verleger aber seine vergänglichen Cambrie-Deckel erlassen werden. Jedes classische Buch wird auf diese Weise zum zweiten Mal individualisirt, indem der Besitzer statt der ihm von der Fabrik übersandten Schablone von seinem eigenen Geschmack, dem der Buchbinder bereitwillig zu Hülfe kommt, in den Einband verlegt.



Ziehe ich die Summe aus dem, was die Pariser Ausstellung meines Erachtens in denjenigen Punkten bot, in welchen tüchtige Industrien glänzten, so ergeben sich namentlich zwei beherzigenswerthe Erkenntnisse. Zuerst, daß die industriellen Nationen in denjenigen Fertigkeiten und Künsten den Haupterfolg suchten, in welchen sie Eigenes besaßen oder entwickeln haben, und daß sie dieses Eigene auf die höchste Potenz zu steigern, nicht aber andere Nationen auf den ihnen eigenthümlichen Felbern auszutreiben streben. Und sodann das nicht zufällige Zusammentreffen, daß die größten Erfolge in denjenigen Kunstindustrien errungen worden sind, in welchen die besondere Handtätigkeit des einzelnen Arbeiters, nicht aber die Maschine zur Geltung kommt. Mit zunehmender Leistungsfähigkeit der Arbeiter hat die englische Steingutfabrikation der Maschine das Fertigmachen der Stücke mehr und mehr entzogen, das mechanische Copiren aufgegeben; bei der französischen Fayence gilt, je weiter nach oben sie dringt, dasselbe, beim Möbelmacher ebenfalls, beim Buchbinder, Emailleur, Bronzefabrikanten u. s. w. desgleichen. Namen bilden sich wieder, Individuen, ausgeprägte Leistungen Einzelner; mit einem Wort: eine dem Nivellement entgegenge setzte Bewegung wird mehr und mehr deutlich und erringt den Beifall Aller.

Vieles können wir erreichen für die Ausbildung eigenartiger Leistungen durch die mit Glück aufgenommenen kleineren Preisbewerbungen. Möchten doch recht bald an mehreren Stellen zugleich solche

in der keramischen Richtung ausgeschrieben werden; die Steingutbäderei verdient in erster Linie Berücksichtigung, da sie gute Anfänge und ganz ausgezeichnete Traditionen hat. Im Möbel bleibe man bei unserer Eigenart, die in der Renaissancezeit das für unsern Geschmack Zugendliche bei uns erzeugt und in zahlreichen Vorbildern hinterlassen hat. Wie wohl that es dem deutschen Auge, im Trocadero-Palaste in der flandrischen Abtheilung der heimischen Schrankform mit den breiten vollen Ausladungen, den Tischen und Stühlen mit kräftigem Unterbau zu begegnen, nachdem alle Genüsse der französischen wie englischen Mobiliarseinheiten durchgekostet waren.

Bilden wir also Hand und Urtheil für die gewerblichen Leistungen. Trennen wir nicht den gesunden soliden Inhalt von dem Schmuck. Steigern wir den so wirksam bereits in Fluß gekommenen Verkehr zwischen dem Künstler und dem Handwerker, und sei unser Publikum eingedenk, daß es bei Kauf und Bestellung fortwährend mitwirkt an der ganzen Fortbewegung, also mitzuwirken die nationale Pflicht hat in der Richtung nach dem Besseren. Durch alles dieses werden unsere industriellen Künste und Leistungen sich heben; und wenn dann der Gedanke herangereift sein wird, auf einer internationalen Ausstellung in Deutschland die heimische Kunstfertigkeit zur Schau zu stellen, so werden wir die auf der großartigen Arena in Paris gesammelten Erfahrungen voll und ganz verwerthen können.





www.libtool.com.cn

Deutsche Dichtung während des dreißigjährigen Krieges.

Von

Hermann Lingg.

Im Ganzen trägt die Dichtung während des dreißigjährigen Krieges auch in Deutschland den Charakter der Renaissance, des Wiederauflebens der classischen Bildung, aber hier ist diese Richtung, die bei anderen Nationen so ausgesprochen zu Tage trat, theils verbunkelt und unvollkommen, theils mit einem tieferen Ernste gepaart; sie hat diese besondere Schattirung erhalten durch den Krieg selbst und durch die Factoren, welche denselben hervorriefen. Es lebten während des dreißigjährigen Krieges hervorragende Dichter, deren Schaffen und Wirken mitten in dessen Stürme hineinfällt, die nicht unerschüttert von ihnen geblieben, denen die Ereignisse zu Gedichten Stoff und Gelegenheit boten. Martin Opiz schrieb ein Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges, ein Lob des Kriegsgottes, Weckherlin dichtete kraftvolle Oden an die Helben Mansfeld und Herzog Bernhard, Vogan züchtigte in scharfen Epigrammen die Thorheit der Zeitgenossen und beklagte die traurige Lage des Vaterlandes. Im Volksmunde lebt die Trauer um den frühen Schlachtentod Gustav Adolfs, und über den Fall des Friedländers triumphirt Jakob Balde. Jene beiden Factoren aber, welche vorzugsweise auf Gehalt und Form der deutschen Dichtung während des großen Krieges Einfluß üben, sind die Reformation und die politische Umgestaltung. Mit der Reformation war ein Umschwung

in alle Anschauungen gekommen und fand seinen lyrischen Ausdruck in dem geistlichen Liede, in einer Begeisterung, ähnlich derjenigen, die aus den Psalmen hervorbricht; es war ein Aufschreien zu dem starken Gott der Gerechtigkeit, ein Ringen der Seele um den Erlöser. In der Erregtheit und Bedrängniß jener Tage war das Gemüth der Menschen in seinen Grundvesten aufgewühlt, aus dem Innersten erklangen bald jene Klage-, Hilf- und Trostlieder, worinnen sich die ganze Gefühlslimmung des Volkes ausdrückt, bald jene mächtigen Kampf- und Truhlieder, die den Kämpfern vorantönten am Tage der Schlacht. Diese Lieder hoben und heiligten alle Lebensverhältnisse, jede Arbeit, jede Pflicht, und füllten die Lücke aus, welche von der absterbenden Sangesweise des Mittelalters zurückgelassen war. Der letzte Ton des Minneliedes war verklungen, und zerbrochen die künstliche Form der Meisterjängerei, als Hutten sein: „Ich hab's gewagt“ in die Welt donerte, als er sang: „Auf Landsknecht gut und Reutersmut, laßt Hutten nicht verderben!“ Es mußte solch ein kräftiger Realismus kommen, damit über die erstarrten Formeln neues Leben zur Entwicklung gelangen konnte, und eine derbe Wirklichkeit, ein auferwachter Geist unternahm es, neue Bahnen zu eröffnen, nach neuen Zielen zu ringen. Diese trohigen, schwertfrohen Landsknecht- und Reuterlieder aus den Tagen Georg von Frundsberg's, Franz von Sickingen's und des

Bauernkriege, die glaubensternsten, religiösen Gesänge aus den ersten Zeiten der Reformation geben ein treues Bild von der damaligen Volkskraft, der tiefen Empfindung und großen Begeisterung, welche Deutschland befeelte, aber je weiter es in das Elend des Krieges hineingeht, um so ferner und kleinlauter wird dieser anfangs so muthige und zuverlässige Ton. Kein Wunder! Das Volk und die Geistlichen, die eigentlichen Bildner und Pfleger der Poesie, hatten Unjüngliches, Unmenschliches zu leiden. Wenn man liest, wie das Land heimgejucht wurde, welche Martern die armen Pfarrer, die katholischen von Schweden, die evangelischen von Spaniern und Kroaten zu erdulden hatten, so begreift man diese Jammerlaute, diese bis zur Trivialität trostlosen Ausbrüche des Schmerzes. An Geschmacklosigkeit und Rohheit standen sie übrigens nicht viel unter der höfischen und Modeichtung jener Epoche. —

Abseits von dem innigen Bunde, welches noch das religiöse Leben mit der Volkspoesie verknüpfte, blühte die Kunstichtung während des dreißigjährigen Krieges, vertreten durch Männer, welche zugleich eine Lebensstellung einnahmen, die sie den politischen Ereignissen und Persönlichkeiten näher brachte. Aus dem Minnefänger am Hof der Fürsten, aus dem freien Ritter, der zum Schwerte die Feder gesellte und beide gleich scharf zu führen wußte, ist ein gelehrter Hofscaulier geworden, das Schwert hat sich zum Galanteriedegen zugespißt, die Feder aber greift um so mächtiger in den Kampf der Zeit ein. Georg Rudolf Weckherlin, zu Stuttgart im Jahre 1584 geboren, bezog in seinem 17. Jahre die Universität Tübingen, welche damals von einer nicht geringen Anzahl junger Herren aus vornehmen und fürstlichen Häusern besucht war. Man pflegte nicht nur der Wissenschaften, sondern auch der schönen Künste, und übte sich in allen ritterlichen Leibesübungen. Er stand mit mehreren auf freundschaftlichem Fuße, begleitete sie auf Reisen, war ihr Diener, Rath, Freund und Wertheidiger. Nach längeren Reisen in Frankreich und England erhielt er eine Stellung am württembergischen Hofe; seine Verpflichtung bestand darin, die fürstlichen Geburtstage, Hochzeiten, Taufen

und dergleichen welthistorische Ereignisse dichterisch zu verherrlichen. Da freilich ist von wahrer Begeisterung, von innerem Gehalt keine Rede, da tritt zuerst jene Muse auf, die wir bis heute noch mit einer vielleicht zu ungerechten Geringschätzung als die Muse bezeichnen „mit dem Reißrockputz und dem Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen“. Aber Weckherlin war bestrebt, die glänzenden Eigenschaften, durch welche fremde Literaturen in Deutschland imponirten, zu erreichen, einen feineren und höheren Ton anzuschlagen, die deutsche Sprache gewissermaßen hoffähig zu machen. Er hat das Sonett eingeführt und nicht ohne Nachdruck und Geschick. Als er später in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich trat, als er frei und erfolgreich seine Gesinnung bekennen durfte, da wurden auch seine Verse kraftvoller und von einem wahrhafteren Schwünge befeelt. Der ritterliche Christian von Halberstadt trug den Handschuh der Pfalzgräfin vom Rhein auf seinem Hut, Weckherlin dichtete ihr nicht nur Oden, er führte auch nach der verlorenen Schlacht am weißen Berge die Sache ihres Gatten vor dem englischen Parlament, vor der öffentlichen Meinung Europa's, vor dem Aecopag der Fürsten. Er feierte in Viedern mehrere der berühmten Zeitgenossen, die protestantischen Kriegshelden Christian von Braunschweig, Ernst von Mansfeld, Moritz von Cranien, und begrüßte vor Allem den Schwedenkönig als Retter der Freiheit. Das etwas stelzenhafte, nichtsdestoweniger prachtvolle Sonett auf den Tod Gustav Adolfs lautet:

Dein eigner Muth, o Held, weil gotsforcht, ehr
und recht
Dein Herz und Schwert allein gestärkt und gewezet.
Weil auch der Erdbentreis für dich zu eng und ichlecht.
Hat in den Himmel dich zu früh für uns verietet.
Denn gleichwie deine Faust der Gläubigen geichlecht.
Als es in höchster Noth — errettet und ergetet.
Also hat durch dein Haupt die Kugel, leider recht
Der teutischen Freiheit, Herz und Tugenden Haupt.
verleget.
Siegreich und selig hat zwar dich, weil in der Schlacht
Du frei für Gottes Wort dein theures Blut vergossen.
In die endlose Freud und Ehr dein End gebracht.
Jedoch in Leid und Noth sind deine Pundbägenossen.
Weil deiner Herrschung du mit Sieg, Triumph und
Pracht
Dort in dem Himmelreich anfangend, hier beischlossen.

Schön ist auch das Sonett an Herzog Bernhard von Sachsen:

Du bist, weltwerter Held, würdiglich hochgachtet
Der wahren Tapferkeit ein wahrer Erb und Sohn,
Du bist die Plume, der Ruhm der deutschen Nation,
Nur von dem, der Gott selbst verachten darf, ver-
achtet u. s. w.

Es geht durch diese Gedichte trotz ihrer
Schwerfälligkeit ein großer Zug, das
Pathos einer kernhaften deutschen Ge-
sinnung.

Ähnlich wie Weckherlin's war der
Lebensgang und die Thätigkeit des schles-
ischen poeta laureatus, Martin Opitz von
Boberfeld, von seinen Zeitgenossen der
Vater der deutschen Dichtkunst genannt.
Gelehrtes Wesen überwog in ihm den
Dichter. Frühe schon schrieb er lateinische
Verse, Lobgedichte auf ältere Freunde
und Gönner, was ihm ebenfalls wieder
Lobeserhebungen eintrug und für die
ganze Zeit seines Lebens bezeichnend
bleibt. Er streute und erntete beständig
Weihrauch, ertheilte und erhielt Vorbeer-
kronen in Hülle und Fülle. Opitz wid-
mete sich den Rechtswissenschaften, zeich-
nete sich aber auch durch philosophische
und polemische Schriften aus; ein nie
rastender Widerspruch tritt in seinem
Streben, wie in seinen äußeren Lebens-
verhältnissen hervor. Erst eifriger Pro-
testant, mit den Studirenden und Pro-
fessoren zu Heidelberg auf Seite des
Pfalzgrafen Friedrich, tritt er wenige
Jahre danach in die Dienste des kaiser-
lichen Burggrafen Dohna, des eifrigen
Protestantenverfolgers, und übersehte
später das Buch eines Jesuiten. Obwohl
vom Kaiser in den Adelsstand erhoben,
mußte er doch lange warten, bis er in
den Palmenorden aufgenommen wurde,
jenen Orden, der sich die Förderung der
deutschen Sprache und Literatur zur
Aufgabe gesetzt hatte, und Opitz, der so
viel zu diesem Zwecke allein schon geleistet
hatte, konnte Jahre lang seine Aufnahme
nicht erreichen, während man bei hundert
Andern, wenn sie nur hohen Standes
waren, sich nicht eben sehr streng zeigte.
Als Secretär des Grafen Dohna und in
dessen Begleitung mußte Opitz die Drang-
sale und Leiden, welche sein Vaterland
Schlesien und seine nächste Heimath, die
Stadt Bunzlau, bedrohten, mit ansehen,
und mit Mühe gelang es ihm, seinen eige-
nen Vater von Gefängniß und tödtlicher
Gefahr zu retten. Wer sich den barbari-

schen Geist jener Zeit, das rücksichtslose
Vorgehen der Hochgestellten vergegen-
wärtigt, kann sich denken, was Alles den
Mann von seiner Bildung und classischer
Gelehrsamkeit, den Freund von Hugo
Grotius, den mitfühlenden Bürger in
solcher Stellung unter solchen Umständen
bedrängt und bedrückt haben mag. Die
Schmeicheleien, die er über Dohna in un-
verdiensem Maße ausschüttet, mögen
einem hilfreichen Beweggrund entsprossen
und manchem Unglücklichen zu gut ge-
kommen sein. Doch hatte seine peinliche
Lage bald ein Ende, als Dohna bei
einem Aufstande in Breslau sich schlüch-
tete. Opitz wandte seine Dienste dem gegne-
rischen Lager zu, begleitete Gesandte des
Herzogs von Liegnitz zu Gnessterna,
führte die Correspondenz desselben mit
den schwedischen Heerführern und stand
in großer Gunst bei Vanner. Später
knüpfte er Verbindungen mit dem Könige
von Polen an, dem er eine Uebersetzung
der Antigone widmete, wofür er den Titel
eines königlich polnischen Historiographen
erhielt und mit dem Titel zugleich einen
Gehalt, der seine Existenz sicherte. Er
schrieb nun historische und antiquarische
Abhandlungen, übersehte, dichtete, kurz
er war auf allen Gebieten der Literatur
thätig. In seinen letzten Lebensjahren
wurden ihm alle nur erdenklichen Ehren
zu Theil. Er hieß der Boberichwan,
der deutsche Orpheus und Apollo, der
Gefrönte, der Meister, das Wunder der
Zeit; man sagte von ihm, er habe mit
seinen poetischen Arbeiten die Classifier
erreicht und übertroffen. Und dieser
Mann, so hochgeehrt, so überaus be-
wundert und fast vergöttert, starb felt-
samerweise durch den Anblick eines Bett-
lers. Ein pestkranker Bettler hatte ihn
auf offener Straße um ein Almosen an-
gesprochen, und Opitz ward von dem
schrecklichen Anblick so ergriffen, daß er
in ein heftiges Fieber versiel und wenige
Tage darnach starb. Es ist, als wäre
dieser Tod ein sinnbildlicher Abschluß
seines ganzen Lebens gewesen, eine Mah-
nung, wie die übertriebenen Schmeiche-
leien und Ehrbezeugungen armelig und
hinsällig sind, den Menschen erkranken
lassen und oft selbst seinen wahren Ver-
diensten tödtlich werden. Opitz und seine
Größe ist für uns so gut wie verschollen.

Jener gemachte, auf äußerlichen Erfolgen beruhende Ruhm hat für unser Zeitalter keine Bedeutung mehr. Seine bewundernswürdigen Dichtungen tragen für uns die Signatur der Langeweile und Jopfigkeit. Doch ist nicht zu leugnen, daß sein vielseitiges Streben nicht ohne Fortwirkung blieb, und daß auch in seinen Gedichten noch kräftiger und wohlthuernder Klang sich vernehmen läßt. So sagt er in der Widmung des Buches seiner Gedichte:

Du deutsche Nation voll Freiheit, Ehr und Tugend,
Nimm an dieß kleine Buch, die Früchte meiner
Jugend.

Bis daß ich höher steig und deiner Thaten Zahl
Weib' unablässiglich verkünden überall. —

Seine Epigramme sind oft recht witzig und viele seiner Verse von jener steifen Grazie, wie wir sie aus Tanzbewegungen und Begrüßungszeremonieen von damals wahrnehmen. So z. B.: „An das Armband meiner Geliebten“:

O Band, o schönes Band, gestochten von den
Haaren,

Die auf der Liebsten Haupt hievor gestanden waren,
An Gold und Perlen reich, umbunden meiner Hand,
Ein Zeichen ihrer Treu und ihrer Liebe Pfand,
Du hast mir nicht allein die schwache Faust um-

Durch dich ist auch bestrickt mein Sinn, mein Herz,
mein Leben.

O werthes, edles Pfand, o Bürgin ihrer Huld,
An dir ist um und um Gering'eres nichts als
Gold.

Ganz andrer Art sind die Schicksale Paul Flemming's gewesen, wie auch sein Charakter und seine poetischen Anlagen größer und bedeutender waren. Er war kein Schmeichler und hatte auch keinen Anhang von Schmeichlern und Parteigängern um sich gesammelt. Er ist eine Anomalie seines Zeitalters; in seinen Liedern durch Unmüdigkeit und zartes Wesen auf die Minnejäger zurückweisend, in seiner unternehmenden Reiselust nach dem Orient wieder mehr ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, so steht er und seine Poesie wie eine fremde Blume unter den zeitgenössischen Richtungen. Die kriegerische Zeitströmung schädete seinen Werken und seiner Anerkennung, wie sie Opitz hob. Sein vielbewegtes Leben endet früh, und erst nach seinem Tod erschien eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte. Paul Flemming war 1609 im Voigtlande geboren. Durch den Krieg verlor er als junger Student der

Arzneikunde Heimat und Eltern und wahrscheinlich auch sein Vermögen. Er ergriff nun die Gelegenheit, sich einer Gesandtschaft anzuschließen, welche Herzog Friedrich von Holstein nach Persien abgehen ließ und die über Moskau an das kaspische Meer Tapaan erreichte und über drei Jahre gedauert hat. Vor seiner Abreise dichtete Flemming das schöne vielbekannte Lied, welches beginnt: „In allen meinen Thaten, laß ich den Höchsten raten.“

In Reval lernte er die Tochter eines von Hamburg eingewanderten Kaufmanns kennen, Elzabe, ein Mädchen von großer Schönheit, wissenschaftlich gebildet, die im Saitenspiel, Gesang, Malen und Sticken vorzüglich war. Er wurde von einer leidenschaftlichen Liebe für sie ergriffen und besang sie in mehreren Sonetten. Seine Liebe scheint nicht ganz unerwidert geblieben zu sein. Um so bitterer beklagt er sich über ihre Untreue, denn in Persien erreichte ihn die Nachricht, daß sich Elzabe indeß verheiratet habe. Er sagt:

War das dein Muth, der sich so hoch verschwur?
Hast du mir das gethan, so werd ich allen Frauen
Auf ihren höchsten Eid in Zukunft nichts mehr
trauen.

Verzeih mir Alle denn, die Eine macht es nur.

Später verlobte er sich aber mit ihr, und als er auf der Rückreise wieder in Reval eintraf, heirathete er die jüngere Schwester, die, indeß herangeblüht, der angebeteten Ungetreuen an Schönheit und Bildung ähnlich war. Mannigfach und großartig waren die Erlebnisse der Reise, aber leider konnten die Eindrücke des Orients den Dichter über den herkömmlichen Barockstil nicht hinausheben. Die Driaden und Dreden der Jopsmythologie lassen den Dichter auch dort nicht los, wo Natur und Sitte eigenthümliche Anschauungen und Gemälde des Lebens und der Landschaft hätten in ihm hervorrufen müssen. Flemming ist auch politischer Dichter und feierte den Schwedenkönig:

Die bezwungenen Ströme brausen,
Die verbundenen Lüfte sausen
Was du Heiß für uns gethan.

In den meisten seiner Gedichte spricht sich Munthe und eine graziose, farbige Blut aus. So heißt es z. B. in einem Hochzeitliede:

Heute sind der Götter Schaaren
Ausspazieret allzumal,
Haben sich versüßt bei Paaren
Zu den weiten Eternenjaal,
Pflücket Blumen, windet Kränze,
Führen liebe Lobelänge.

Neus harret ihres Ruhlen,
Wars vertauscht den rothen Streit,
Kontinus die blassen Schulen
Mit der süßen Müßigkeit.
Pflücket Blumen, windet Kränze,
Führen liebe Lobelänge.

Pflücket, windet, streuet, springet,
Tanzet, janzet, was ihr könnt,
Bis die silberne Diane
Zu dem lichten Wagen kehrt
Und am blauen Himmelsplau
Ihr gestirntes Haupt empört.

Das ist so recht ein Beispiel von der Dichtungsart des 17. Jahrhunderts und eines der zierlichsten und gelungensten. Man glaubt wirklich vor einem Wandgemälde in einem Pavillon zu stehen aus dem Zeitalter Ludwig's XIV.

Einem furchtbaren Traume gleich entrollt sich das Geschick des ersten dramatischen Dichters aus jener Zeit in Deutschland. Ueber des Andreas Gryphius Jugend leuchtete grell die Kriegsjadel, und die frühen und schrecklichen Eindrücke begleiteten ihn wie mit einem dämonischen Wiedererschein durch sein ganzes Leben. Sie hatten Einfluß auf seine Phantasie, seinen Ideengang und kennzeichneten noch in späten Jahren seine Werke. Früh verlor er seinen Vater und, wie es heißt, durch Gift, früh seine Mutter; flüchtig und kaum den Kinderjahren entwachsen, verläßt er das Haus seines Stiefvaters und sucht bei entfernten Verwandten Unterkunft und Heimat. Immer verfolgt von den Unruhen des Kriegs und den Schrecknissen der Pest. Wo er Hilfe gehofft hatte, loderten die Flammen auf, trieben sich plündernde Heerhaufen umher. Dennoch sollten ihm die Wege zu seiner eigentlichen Bestimmung nicht verschlossen bleiben. Es führten damals die Schüler Schauspiele auf, die von ihren Professoren gebichtet waren, und wenn die Sage nicht irre geht, so übernahm Gryphius dabei Rollen und erlangte dadurch die Mittel zur höheren Ausbildung. Nicht lange, so verfaßte er selbst ein Trauerspiel „Heredes“, wahrscheinlich in lateinischer Sprache. Nach Vollendung seiner Studien erhielt er das Amt eines Erziehers im Haus des

kaiserlichen Rathes, Pfalzgrafen und kurfürstlichen Kammerkassiers, Georg Schönborn auf Schönborn und Bissendorf. Hier fand er nicht nur einen Ersatz für die verlorene Heimat, er wurde sogar von dem Oberhaupt der Familie mit allen herkömmlichen Feierlichkeiten zum Dichter gekrönt mit einem Kranze, den die einzige Tochter des Grafen selbst geflochten hatte. In sein Gönner ging noch weiter, er ernannte ihn unter den gleichen, wie auf einer Universität gebräuchlichen Formalien zum Doctor der Philosophie und ertheilte ihm unter Verleihung eines rittermäßigen Wappens den erblichen Adel mit allen Standesvorrechten. Bescheidene Reminiscenzen an glänzendere derartige Vorgänge in früheren Jahrhunderten! Unter dem Namen Alerie wird um jene Zeit eine erste Liebe von ihm besungen, deren frühen Verlust er aufs schmerzlichste betrauert. Petrarca unter dem Zujuchzen des römischen Volkes auf dem Capitol gekrönt, der deutsche Poet auf dem einsamen Schlosse einer Gutsheerrschaft; doch Alerie ward ihm zur Laura, er hat ihr die Augen zugeedrückt und über ihrem Sarge geweint. War sie vielleicht jene Dame selbst, die ihm zu seiner Dichtung den Vorberzweig gewunden hatte? — Bald darauf starb sein Beschützer und Gönner. Gryphius, der sich durch seine Schrift über den Brand von Freistadt, wobei er die Granel des Krieges mit unverkennbarem Absehen geschildert, Feinde und Verfolgung zugezogen hatte, verließ das Schönborn'sche Haus. Er war durch den unverzöhnlichen Haß seiner Feinde nicht nur Verleumdungen ausgesetzt, sondern auch in Gefahr für sein Leben und stand allein und verlassen in der Welt. Die jener Epoche angehörenden Gedichte sind ein Spiegel seiner düstern schmerzlichen Gemüthsstimmung. Alles erscheint ihm werthlos hienieden und der Zweck des Daseins erst in einem andern jenseitigen zu erfüllen, die Seele erscheint ihm zu Angst und Noth an den Körper gebunden und ihr Leben beginnt erst, wenn dieser Kerker zerbrochen wird. Es ist dieselbe trübe Betrachtungsweise, wie in den kirchlichen Liedern jener Zeit, wie in aller Boesie, die von dorthier erklingt und wie sie auch im Roman des Simplicius mehr

oder minder verhüllt ausgesprochen wird, eine tiefe Verfeindung mit dem Leben, eine Verachtung gegen das eigene sündhafte Wollen und Thun und gegen die ganze zum Argen neigende Welt. In Gryphius reiste der Gedanke, sein Vaterland zu verlassen, und von Danzig aus trat er mit mehreren jungen Geistesgenossen eine Reise nach Holland an. Er erlebte einen Sturm, der sein Schiff an die Küste warf, erreichte jedoch glücklich Amsterdam und hernach Leyden, woselbst er Vorlesungen über Philosophie, Jurisprudenz und Medicin hörte, ruhelos nach Allem greifend, wie Faust, und wie dieser von nichts befriedigt. Bald trat er selbst als Lehrer auf und docirte über Logik, Metaphysik, Geschichte u. s. w. Eine schwere Krankheit warf ihn darnieder, nachdem er kurz zuvor die Nachricht vom Tode seiner beiden ihm theuren Geschwister erhalten hatte. An sein Schmerzenslager aber trat ein schönes und mitfühlendes Wesen, Faustine nennt er in Gedichten seine Pflegerin. Sie sendet dem Fieberkranken, Verwundeten bald einen Korb mit Früchten, bald stärkenden Wein, einmal auch einen silbernen Lorbeerkranz mit zierlicher Aufschrift. Doch mehr scheint ihm Glück und Liebe nicht gegönnt zu haben, aber eine Fülle von poetischen Anregungen, sinnreichen Gedanken und Bildern entblühten diesem Verhältnisse. Schmerzhafte Entsagung trieb ihn wieder in die weite Welt unstät hinaus. Er reiste durch Frankreich nach Italien; in Rom gewannen seinem verdüsterten Gemüthe Schönheit und Kunst weniger ab, als ein Gang durch die unterirdische Gräberwelt, als die melancholische Stunde im Colosseum, woselbst ihm das Trauerspiel der Zeit, wie er sich ausdrückt, in seiner ganzen Größe vor Augen trat. Auf seiner Rückreise nach Deutschland wurde ihm eine seltsame, für jene Zeit höchst merkwürdige Ehre zu Theil, er wurde zu Venedig vom Senat der Republik in Audienz empfangen und überreichte dem Dogen ein in lateinischer Sprache verfaßtes Gedicht. Längere Zeit verweilte er in Strassburg und verkehrte dort mit mehreren der berühmtesten Männer seiner Zeit. Im neunten Jahre nach seiner Abreise betrat er wieder den Boden der Heimat. Es war im Jahre 1647,

also kurz vor Abschluß des westfälischen Friedens. Der alten Freunde und Verwandten waren wenige mehr am Leben, aber der Ruf seiner Verdienste war nicht untergegangen, er erhielt einen Ruf nach Heidelberg, nach Frankfurt, ja selbst nach Upsala. Ihn jedoch zog die Sehnsucht seiner Vaterstadt zu. Hier verlobte er sich und gründete seinen eigenen Herd. Er wurde zum Syndicus erwählt und verbrachte den Rest seiner Tage in gemeinnütziger Thätigkeit und mit der Ausarbeitung dramatischer Werke beschäftigt. Seinen „Herodes“ hatte er schon auf der Schule geschrieben, später folgte sein Trauerspiel: „Leo Armenius“, wozu er den Stoff der byzantinischen Geschichte entnommen hatte und worin er dem Zuschauer die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge vorstellen wollte. Derselbe Gedanke, der schon zu Rom in ihm aufgestiegen und nach der Heimkehr durch den Anblick der traurigen Lage des Vaterlandes noch bestärkt worden war. Sein zweites oder vielmehr drittes Trauerspiel war: „Katharina von Georgien“, dann folgten: „Cardenio und Celinde“, ferner „Ermordete Majestät oder Carolus Stuartus“ und „Der sterbende Aemilius Paulus Papinianus“. Wie „Cardenio und Celinde“ auf den großen Zeitgenossen Cervantes hinweist, so bietet sein Lustspiel: „Peter Squenz“ den Berührungspunkt mit Shakespeare. Die Trauerspiele des Gryphius beurkunden in Anlage und Ausführung jenen mächtigen Sinn des Zeitalters für die Tragödie, wie er in dem großen Briten zu seinem vollsten Ausdruck gelangte. Dem deutschen Dichter fehlte ein ihm entgegenkommendes Element in Sprache, Mitwirkung, Theilnahme. Seine schönsten Gedanken ersticken in der Unbeholfenheit der Diction, in Schwulst und Ueberladung, es fehlt bei ihm nicht an kräftiger Darlegung der Leidenschaft, an Kenntniß des Herzens, aber Weischweifigkeit und oft auch hohles Pathos lassen uns zu keinem Genuß der Vorzüge kommen. Mehrere seiner Stücke gelangten zur Aufführung und wurden mit Beifall gegeben, aber nur bei vorübergehenden Gelegenheiten. In Wahrheit gab es auch damals noch keine Bühne in Deutschland, welche ein aufrichtiges Interesse den Schöpfungen seiner dramatischen Dichter

entgegenbrachte. Es hatte eben der Krieg auf die Entwicklung eines nationalen Dramas und einer vaterländischen Bühne seinen zerstörenden Einfluß geübt.

Das Schauspiel, wie es sich unter Hans Sachs herangebildet, war unterbrochen, dagegen das Gefallen am Schauerlichen und Gräßlichen in Aufnahme gekommen. Denn der Krieg steigert zwar das Interesse am Tragischen, bringt er es ja doch selbst jeden Tag mit sich, aber er läßt gerade dadurch über das künstlerische Maß hinausschreiten, weil keine Darstellung leidvoller Vorgänge die Wirklichkeit erreicht, die an Grauen und Bluthaten gewöhnten Sinn ein Genügen schafft. Zudem war mit der Invasion, mit fremder Mode fremdes Wort und ausländische Redensart eingebrungen und hatte die deutsche Sprache verunstaltet, in ihrer Fortbildung gehemmt. Durch die Bekanntschaft mit den Literaturen des Auslandes war das Eigene nur noch mehr zurückgedrängt worden. Als nun die gelehrte Poeterei auch des Dramas sich bemächtigte, nahm sie ihre Stoffe nicht aus dem nationalen Leben, sondern aus der Geschichte vergangener Jahrhunderte, mit Vorliebe aus der römischen Kaiserzeit und dem Barbarenthum orientalischer Reiche. Solche Gegenstände, indem dabei mächtige Herrscher und kriegerische Thaten vorkamen, eigneten sich vorzugsweise, bei Hoffestlichkeiten in Gegenwart von Fürsten und hohen Herrschaften ausgeführt zu werden. Da ließ sich sattsam Pomp und Schaugepränge anbringen, denn so roh auch die Anstattungskunst damals war, so blieb sie doch die Hauptsache. Den gelehrten Dichtern bot nun die römische und byzantinische Imperatorenzeit eine reiche Fundgrube. Weiter noch als Gryphius gingen hierin Lohenstein und Hoffmannswaldau; in diesen Schauspielen wurde auf der Bühne gefoltert, Jungen wurden ausgerissen, Andern geöffnet, Köpfe abgeschlagen und die Diction wetteiferte mit der aufgebauhten Aeußerlichkeit und Scheußlichkeit der Handlung an Bombast und übereinandergethürmten Phrasen. Die Helden waren entweder über alles Maß hinausreichende Wütherriche oder bis zur Gefühllosigkeit standhafte Märtyrer. Dazu kam der ganze Apparat des Schauerlichen: Gespenster,

Furien, Zauberer, Wahrsager, kurz Alles, was dem Begriff vom Tragischen entsprechend schien, so roh und unvollkommen, wie dieser Begriff damals aufgefaßt war. Shakespeare's Titus Andronicus beweist, daß auch in England solche Geschmackrichtung herrschend war, aber der Dichter des Hamlet und des Sommernachtstraumes erhob sich daraus zu reiner Gediegenheit und blickte mit lächelndem Spott auf jene Verirrungen zurück. Bei uns gab es keine poetische Kraft, die sich aus dem Wust der Geschmacklosigkeit zu edlerer Gestaltung emporgearbeitet hätte. — Größere Bedeutung auch für uns, als das Drama zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, errang der Roman. Der Simplicius Simplicissimus und die dazu gehörigen Schriften von Grimmelshausen haben den unvergänglichen Werth, ein getreues Bild der Zustände jener trauer-vollen Zeit zu geben. Die Schilderungen des Soldatenlebens, die Schlachtfeldscenen sind mit einer Anschaulichkeit geschrieben, daß man ein Gemälde von Wouwerman oder Teniers zu sehen glaubt, und, charakteristisch genug, bei all' den Schelmereien und flotten Abenteuern, die der Verfasser erzählt, geht durch das ganze Werk ein Zug von Weltverachtung, wie sie nur damals in den niedergedrückten Gemüthern wohnen konnte. Neben Grimmelshausen steht Moscherosch als satirischer Sittenschilderer, auch bei ihm erscheint hinter der komischen Maske das ernste kummer-volle Antlitz des deutschen Mannes, der sein Vaterland, das er so sehr liebt, in Entartung und Elend erblickt.

Moscherosch's Bücher waren seiner Zeit sehr beliebt und erschienen in vielen echten und unechten Auflagen, wie überhaupt die Satire in großem Ansehen und Beliebtheit stand, denn sie ist ein Gradmesser der politischen Zustände. Wo diese verrottet, unnatürlich, unerträglich werden, da kommt das satirische Element in der Literatur zur Geltung und überragt alle anderen Gattungen. Die Tyrannei des Dämos erzeugte den Aristophanes, und unter dem sanften Joche, welches Augustus den Römern auferlegt hatte, blickten die Satiren des Horaz hervor. Ein Buch Epigramme schrieb Friedrich von Logau, durchaus befeelt von einem Rechtslichkeits- und Wahrheitsgefühl, mit dem er kühn

dem Treiben der Welt sich entgegensetzte und ihr derb die Meinung sagte. Wie kernig und wüthig sind seine Spruchverse, manche davon heute noch zutreffend! Auch in ihm war eine rege patriotische Gesinnung. Von Deutschland sagt er:

„Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben.“ —

Außerhalb von diesen Dichtern steht einer der dem Süden Deutschlands angehörte und mehr als alle anderen dem classischen Alterthum sich zugewendet hatte, der dem Orden der Jesuiten angehörende Jakob Balde. Es wird erzählt, daß eine unglückliche Herzensneigung ihn veranlaßt habe, Theologe zu werden. Sein feiner Sprachsinn, eine schöne Begeisterung und ein sinniges Gefühl für das Landschaftliche bezeichnen ihn als einen echten Dichter der Renaissance, aber er dichtete in einer fremden Sprache, und die Bedeutung einer solchen Poesie, sie mag verdunkelt und wieder aus Licht gehoben werden, immer bleibt sie eine fernstehende. Auch Balde war Patriot, ganz und gar ein Sohn seiner Zeit, in seinen Horazischen Obentönt dieselbe Klage wieder von der Eitelkeit der Dinge und dem Gland der Welt, wie aus dem geistlichen Lied der Protestanten, wie aus den Dramen des Gryphius und den Reflexionen im Simplicissimus, und auch er lag in den Fesseln derselben Zeit, auch ihm fehlt die Unmittelbarkeit einer Poesie, die erhebt und bewältigt, die „mit kräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt“. Sie zu erreichen, gelang ihm nicht, wie es keinem gelang; keiner der Dichter von damals vermochte die Schranken zu durchbrechen, welche von den Verhältnissen, der Denkungsart, von den Mitteln der Sprache selbst gezogen waren und innerhalb welcher sich nur ein Bild unfruchtbarer Anstrengung, unzureichender oder vorübergehender Erfolge darbietet. Und in ihrer Wirklichkeit, wie war diese Zeit so fruchtbar, gewaltig, thatenreich, welche Anregung, sollte man meinen, hätte sie den Dichtern geben müssen! Aber es war, als ob diese nichts davon wahrgenommen hätten, sie spielten mit künstlichen Redebäumen und zwängten sich in fremde Regeln und Normen. Wie man sagen kann, daß die römische Kunstpoesie kein Epos hervorbrachte, das sich an erschütternden

Scenen, an gewaltigen Charakteren mit den Ereignissen vergleichen ließe, die uns Tacitus schildert, so werden auch aus dem dreißigjährigen Kriege Begebenheiten erzählt, drastische Züge, granitene Worte, so bedeutend und charakteristisch, als hätte sie der größte Tragiker gedichtet. Wie unaussprechlich sind die Worte Tilly's bei der Belagerung Magdeburgs, Wallenstein's vor Straßund! Wie großartig ist in der Schlacht bei Lützen der Kampf über der Leiche Gustav Adolfs, wie lebhaft steht vor unsern Augen der kühne Reitergeneral Pappenheim, von dem gesagt wurde, daß er mit blutrothen Striemen, gleich zwei gekreuzten Schwertern, auf der Stirne zur Welt kam! Die Gattin des Schwedenkönigs, Eleonore, hielt sich einen Affen, der, als sie zu Seligstadt einzog, neben ihr zu Pferde saß, wie ein Capuziner gekleidet und geschoren war und auch einen Rosenkranz in den Foten hielt. Der tapfere Christian von Halberstadt ließ sich seinen Arm, der ihm in der Schlacht zerbrochen ward, angesichts des ganzen Heeres unter Pauken- und Trompetenschall abnehmen. Sein nicht minder kühner Kriegsgefährte Mansfeld ließ sich aufrecht halten, als er den Tod nahen fühlte, um ihn stehend, wie es sich gezieme, zu erwarten. Welche Züge von Kraft, Kühnheit und wilder Ironie! Aber in den Dichtungen zeigte sich keine ebenbürtige Großartigkeit. Es war die Zeit der deutschen Revolution, deren Errungenschaften theilweise nur und verkümmert anerkannt wurden, nachdem erst Millionen von Menschen darüber zu Grunde gegangen, die blühendsten Städte entvölkert, die Länder zu Wüsteneien geworden waren.

Wie sympathisch spricht uns die Zeit der Renaissance an! Wie fühlen wir uns hingezogen zu den Werken eines Shakespeare und Cervantes, eines Corneille und Molière, zu den Gemälden von Rubens! Unsere Kunst bietet nichts Aehnliches von dort her. Deutschland und seine Dichter hatten nur die Schattenseiten jener glänzenden Epoche kennen gelernt. Statt der lustigen Tage von Alt-England hatten wir Nächte, in denen man sein Brod mit Thränen aß, und das goldene Zeitalter Ludwig's XIV. ist für uns ein eisernes gewesen.



www.libtool.com.cn

Literaturbrief.

Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts. Von C. Kehr. — Adolf Tresewien's ausgewählte Schriften. Von Ed. Langenberg. — Die Ueberbürdung auf den höheren Lehranstalten. Von R. Schmelzer. — Geschichte der Neupalinanzzeit von 1789—1800. Von Eybel. — Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Von Gindely. — Gauß, zwölf Capitel aus seinem Leben. Von F. Hänselmann. — Die Geologie der Gegenwart. Von B. v. Cotta. — Kant und Helmholtz über den Ursprung und die Bedeutung der Raumvorstellung. Von H. Krause. — Das Leben. Von Ph. Spiller.



Pädagogische Fragen treten immer mehr in den Vordergrund auch der wissenschaftlichen Beschäftigung der Gegenwart. Jedermann fühlt, von welcher entscheidenden Bedeutung die Frage der Erziehung für die Frage unserer Zukunft überhaupt ist. Und insbesondere der Volksschulunterricht hängt mit allen socialen und politischen Fragen der Gegenwart auf das engste zusammen. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Pädagogik ist hierdurch neu belebt worden.

Es ist ein richtiger Gedanke, die Methoden, deren sich die Elementarschule bedient, nach den verschiedenen Unterrichtsgegenständen historisch zu verfolgen. Ich wüßte nicht, daß dies bisher irgendwo geschehen wäre. Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts. Unter Mitwirkung einer Anzahl Schullehrer herausgegeben von C. Kehr. Bd. I. Bd. II. 1. u. 2. Hft. Gotha, Thieme, 1878.

Die Ansicht ist, den Zusammenhang aller bisherigen Bestrebungen zu gewinnen für die Arbeit der Gegenwart. Die Schrift bemerkt mit Recht: welchen Nutzen hätten die früheren Reformen des Unterrichts aus dieser historischen Continuität gewinnen können! Wie vielfache Wiederholungen derselben Irrwege, ja Rückschritte hinter das Erreichte wären vermieden worden!

Seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts sind unsere Schullehrer-Seminare der Mittelpunkt der Beschäftigung mit Unterrichtsmethoden. Hier fand daher Kehr auch naturgemäß seine Mitarbeiter für das vorliegende Werk. Es sind meist namhafte, in Praxis und Geschichte des Unterrichtswezens gleich bewanderte Männer, und so ist eine schöne Arbeit entstanden, deren Fortsetzung wir mit Interesse erwarten, um dann über das Ganze sprechen zu können. Denn zufällige Umstände haben es hervorgerufen, daß gerade von den Grundlagen des Elementar-Unterrichts erst der Beginn des zweiten Bandes zu handeln anfängt, vom Lesen und Schreiben, auf welche nebst etwas Rechnen und Katechismus jeder Elementar-Unterricht in unserem deutschen Volke bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beschränkt blieb. In dem vorliegenden Bande ist die Abhandlung über die Geschichte des Katechismus-Unterrichts; hier tritt der Kampf zwischen der sokratischen Methode des Katechismus und der gedächtnismäßigen Aneignung als methodischer Hauptstreit hervor. Sehr hübsch sagte einmal Pestalozzi: „Manche Katecheten gleichen den Raubvögeln, welche Eier aus einem Neste holen wollen, in welches noch keine gelegt sind, d. h. welche Dinge aus dem Kinde herausentwickeln wollen, die noch gar nicht im Kinde sind.“ Den äußersten Gegensatz zu diesem Verfahren bildeten

bekanntlich die preussischen Regulative von 1854 mit ihrem Memorirmechanismus. Die Streitfragen sind klar und besonnen dargestellt.

Recht in die Mitte dieser Fragen führt uns die Sammlung der Schriften eines Mannes, dessen streitbarer Geist lange der rationalistischen Richtung im preussischen Volksschulwesen voranleuchtete. **Adolf Diesterweg's** ausgewählte Schriften, herausgegeben von Ed. Langen-berg. Viefig. 1.—16. Frankfurt a. M., Verlag von Moritz Diesterweg, 1877/78.

Ohne Diesterweg würde man die norddeutsche Volksschule der letzten Jahrzehnte nicht verstehen. 1790 in Siegen geboren, als Theologe gebildet, dann Lehrer an verschiedenen Schulen gemäß seiner leidenschaftlichen Neigung für Erziehung, ward er 1820 Director des Seminars in Mörs und ward von da 1832 nach Berlin als Director des Seminars für Stadtschulen berufen. Berlin ward das Centrum seiner Thätigkeit für die Schule. Er war ein Praktiker mit offenem Auge für die Ergebnisse der Theorie.

Was er wollte? Aus den hier wiederabgedruckten Aufsätzen wird man es gründlich überblicken können. Sehr kurz und bündig erkennt man es in dem Aufsatz: Das Princip der modernen Pädagogik. Was ist dies Princip? „Ich sage: es ist die Gesetzmäßigkeit der Dinge, aller Dinge, aller Erscheinungen, aller That-sachen, der äußeren Dinge, der realen Welt im Himmel und auf Erden, der Menschenwelt, der Geschichte der Einzelnen, der Nationen, des Menschengeschlechts, des Willens des Menschen, der Wissenschaft, aller Wissenschaften ohne irgend eine Ausnahme, aller Vorstellungen, aller Gedanken des Menschen und seiner Entwicklung. Alles, was geschehen ist, jetzt geschieht und geschehen wird, hat sich ereignet und ereignet sich nach natürlichen Gesetzen, nach den in der Natur liegenden (immanenten) Gesetzen, trägt sich natur-gesetzlich zu, entsteht durch die Natur der thätigen Wesen und Dinge. Alles Erkennbare in der Welt hat einen natürlichen Verlauf.“

„Nichts ereignet sich gegen die Natur der Dinge, auch nichts in der Kinderwelt. Die moderne Pädagogik sucht daher die Gesetze der natürlichen Entwicklung des

Kindes zu begreifen und ihrer früheren Entlassung zu Hülfe zu kommen, wenn diese auch nur darin bestehen könnte, Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Da man nun die Natur eines Dinges aus dem Kopfe nicht herausspinnen, nicht speculativ, sondern nur empirisch erkennen kann, so wendet sich die nach Vernunft strebende Pädagogik an die Erfahrung und Beobachtung und an die Männer, welche darin sich als Meister bewähren. Darin ist z. B. Beneke der Philosoph der modernen Pädagogik.“

Die Ueberbürdung auf den höheren Lehranstalten. Briefe an meinen langen Freund Jonathan. Von Karl Schmelzer. Leipzig, P. Ehrlich, 1878. Auf diese paar Bogen mag hier noch aufmerksam gemacht werden; der behagliche und kräftige Ton der Broschüre wird den Leser eben so angenehm anmuthen als die Richtung, welche mit Recht endlich die Ueberhäufung unserer Gymnasien mit Lernstoff beseitigt haben möchte: halb unbrauchbar und angeekelt von den Wissenschaften kommen ja heute die Schüler aus dem Maturitätsexamen.

* * *

Vor ein paar Monaten machten wir unsere Leser aufmerksam auf die drei ersten Bände der neuen Auflage von Sybel's Geschichte der Revolution; die drei ersten Bände bildeten ein Ganzes, welches bis zum Jahre 1795 hinabgeht. Damit endigte zunächst Sybel. Zwei neue Bände sollen nun diese Geschichte bis zum Jahre 1800 hinabführen und von diesen erscheint gegenwärtig der erste Band in zweiter Auflage, nachdem er 1871 in erster hervorgetreten war; den zweiten erwarten wir noch. Dieser Band bildet also den vierten des ganzen Werkes. **Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800.** Von Sybel. Vierter Band. Zweite Auflage. Stuttgart, Cotta'sche, 1878.

Die Eröffnung der Archive von London, Neapel, insbesondere aber von Wien ist dieser Fortsetzung zu Gute gekommen. Die Grundauffassung Sybel's ist sich gleich geblieben. Seine und Häusser's Auffassung des Verhältnisses von Preußen und Oesterreich zu Deutschland wurde

durch die Historie selbst bestätigt, die sich in den letzten 20 Jahren abspielte. Nicht minder bedeutend erscheint seine Auffassung der Revolution, welche nunmehr auch in Frankreich Nachfolge zu finden beginnt. Diese bezeichnet er selber folgendermaßen. Wir erlauben uns einmal ausnahmsweise eine längere Stelle aus einer Schrift wörtlich mitzutheilen, weil sie einen wichtigen historischen Einblick mit vollendeter Klarheit ausspricht: „Lange Zeit war sonst die Anschauung aller Literaten in Europa von dem Gedanken beherrscht, daß die französische Revolution der Ausgangspunkt eines neuen Weltalters und ihr Programm die maßgebende Richtschnur für alle künftigen Freiheitserschöpfungen sei. Zu der That aber ging seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts durch unseren ganzen Welttheil eine Reformbewegung, in welcher die französische Literatur nur als ein einzelnes Moment erscheinen kann, als eines der glänzendsten ohne Zweifel, jedoch schwerlich nach der radicalen Wendung, die sie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts genommen, als eines für praktische Politik ergiebigen. Dies trat gleich 1789 ans Licht, die Revolution zeigte sich mächtig im Zerstoren, aber nicht vermögend, auch nur für einen Tag ein geordnetes Staatswesen herzustellen. Sie erklärte die Freiheit für die Befugnisse jedes Volkshaufens, sich gegen das bestehende Gesetz aufzulehnen, sie rief die Gleichheit Aller aus, ohne die zahllosen Verschiedenheiten in der Fähigkeit und der Gesinnung unter den Menschen zu beachten. Sie that dies in einem Lande, wo die bestehende Centralisation jeder lecken Minderheit verstatete, durch einen Handstreich in Paris sich zum Herrn des ganzen Staates zu machen, unter einem Volke, wo die Ungleichheit der Bildung und des Besitzes tiefer und klassender als irgend sonst in Europa waren. Es konnte nicht fehlen: von Anbeginn warf eine solche Revolution das Land in eine allgemeine Auflösung und Verwirrung, bei der keine andere Berufung als die an die materielle Stärke, an die durchgreifende Gewalt mehr übrig blieb. Zuerst kam dann die Gewalt des Wohlfahrtsanschlusses, d. h. der Clubs und der von ihnen geschulten Pöbelmassen; bald genug aber zeigte sich, daß, wo die

Gewalt das entscheidende Maß giebt, der Degen stärker ist als die Barricaden und der Heerführer stärker als der Volksredner. Das Empire hatte mit Robespierre die Unterdrückung der Freiheit und die Verherrlichung der Gleichheit gemein; dennoch wurde es im ersten Augenblick von dem besitzenden und gebildeten Theile der Bevölkerung mit Jubel begrüßt, weil es in seiner militärischen Ordnung die Straßentumulte beseitigte und das Privatrecht zwar einengte, aber nicht in seinem ganzen Bestande vernichtete. Auf die Dauer aber wurde der Druck des soldatischen Despotismus unerträglich; die zurückgedrängten Freiheitstrieb rührten sich von Neuem, fanden aber auch jetzt keine andere als die revolutionäre Form, und in etwas langsamerer Entwicklung begann der verhängnißvolle Kreislauf zum zweiten Male. Er wird in Frankreich auch zum dritten und vierten Male nicht ausbleiben, wenn das Land nicht die Anschauungen der revolutionären und egalitären Demokratie von 1789 gründlich beseitigt, wenn es nicht das heilige Insurrectionsrecht ein für alle Mal ächtet, anstatt des Ausrufs: Gleiches Recht für Alle, die Forderung gleicher Gerechtigkeit für Alle jetzt und zunächst sich begnügt, die ersehnte Gleichheit in der Beschaffenheit der Menschen und der Dinge vorzubereiten.“ Diese Anschauung der französischen Revolution steht in scharfem Gegensatz mit den Ansichten des vulgären Liberalismus. Aber sie ist im Einklang mit den Forschungen von Toqueville, welche das wahre Studium dieses großen Phänomens begannen, wie sie im Einklang mit den Untersuchungen von Taine sein wird, dessen erster vorbereitender Band sich in derselben Richtung bewegt.

Dieser Anschauung entspricht denn auch die Auffassung Napoleon's, welche der vorliegende Band in kurzen glänzenden Zügen andeutet. Auch diese Züge haben uns lebhaft an das gemahnt, was Toqueville in den Fragmenten der Fortsetzung seines unsterblichen Werkes über Napoleon sagt, und Sybel befindet sich auch hier in ungesuchter und wahrer Uebereinstimmung mit diesem großen politisch-historischen Denker. Es ist der Bonaparte von 1796. „Schwerlich hatte er

damals schon seinem glühenden Ehrgeiz ein bestimmtes Ziel gesteckt: fest stand ihm aber das Eine, die Behauptung der gewonnenen Macht und dann die Ausdehnung derselben, so weit seine Sterne ihn führen möchten. Für diesen Zweck gebrauchte er jedes Mittel mit völliger Gleichgültigkeit über den inneren Werth desselben und war gewaltthätig und listig, brutal und geschmeidig, gutmüthig und unbarmherzig, wie es die Umstände forderten; er zeigte mit gleicher Meisterschaft einschmeichelnde Liebenswürdigkeit, wildbrausenden Zühorn, erhabene Ruhe, ein jedes in jedem Moment, so weit es seinen Absichten paßte, mit klarer und kalter Berechnung auch des scheinbar heftigsten Affectes. Für die meisten Menschen sind die Jugendjahre, welche er damals zurücklegte, eine Zeit der Begeisterung, der Hingabe, der Ideale; er aber war nach seinem Lebensgange inmitten einer beispiellosen Revolution schon damals abgelöst von allen Gefühlen, welche den Menschen an den Menschen und das Leben an die sittlichen Gesetze binden. Es ist unmöglich, damals noch irgend Wen zu entdecken, dem er selbstlose Neigung oder tiefes Vertrauen geschenkt hätte; die Frau, die er liebte, fesselte seine sinnliche Leidenschaft; die übrigen Menschen schätzte oder haßte er, je nachdem sie Werkzeug oder Hinderniß seiner Pläne waren; im Grunde des Herzens verachtete er sie sämmtlich, die Diener und die Feinde. Sein Denken und Handeln ging jetzt völlig auf in dem einen Gedanken der eigenen Größe: kein Recht und keine Pflicht, kein Gesetz und kein Vertrag hatten für ihn Bedeutung, wenn sie mit dieser ersten Forderung seines Daseins in Widerspruch geriethen. Es war eine Unbefangenhait der Herrschaft, wie sie zum Glück der Menschheit nur in den seltenen Augenblicken erscheint, wo ein mächtiges Genie, ein Attila oder Gregor VII., sich unter den Trümmern einer zusammenbrechenden Vergangenheit in unbeschränktem Selbstgefühl emporhebt.“ Der nächste Band wird uns die Darstellung des Aufstiegs von Bonaparte und der weiteren Entwicklung dieses ganz singulären Charakters bringen.

Der dritte Band eines anderen auf eine große Ausdehnung angelegten historischen Werkes geht nun zu: Geschichte

des dreißigjährigen Kriegs. Von Gindely. Prag, Tempsky, 1878.

Als Schiller seine berühmte Geschichte dieses Krieges schrieb, floßen die Quellen für die Erkenntniß dieses ungeheuren Vorgangs noch gar spärlich. Was die Parteien hatten mittheilen wollen, was Zuschauer und Mitspielende berichteten, bildete das Hauptmaterial. Aus den Archiven von ganz Europa fließt heute das Material für die Erkenntniß dieses gewaltigen Vorgangs zusammen, welcher gleich dem der Revolution ganz Europa mit ins Spiel brachte.

Die diesmalige Darstellung von Gindely umfaßt nur einen Zeitraum geringen Umfangs. Die Gründlichkeit des Darstellers läßt ihn nur langsam voranschreiten. Die Form der Darstellung läßt überall empfinden, daß der Verfasser mit einem großen, noch gar wenig bearbeiteten Material von Quellen zu ringen hat. Es ist in seinem Stil etwas von dem langsamen, mühsamen Vorandrängen erster Arbeit des Ausrodens und Anbauens in dem weiten Walde dieser ungeheuren dreißigjährigen, alle Nationen in ihren Strudel hineinziehenden Bewegung, etwas von den langsamen unzusammenhängenden Prozeduren dieses Kriegs und dieser Verhandlungen und Bündnisse.

Den Höhepunkt des Bandes bildet die Schlacht am weißen Berge und die Krisis des böhmischen Landes, welche aus ihr folgte. Fragt man nach den Ursachen des damals eintretenden kläglichen Zusammenbruchs, so sieht der Geschichtsschreiber den ersten Grund in der finanziellen Noth und dem dadurch bedingten schlechten moralischen und Verwaltungszustande des Heeres; den zweiten in der Organisation des Heerwesens der verbündeten Länder, welche den Oberbefehl zwischen Höchstcommandirenden dieser verschiedenen Länder theilte. Tiefer greift ein dritter Grund, den Gindely zuerst klargelegt hat: „Noch ein Nachtheil machte sich bei den für böhmische und mährische Rechnung geworbenen Truppen geltend: sie wurden nicht durch das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit getragen und wohl deshalb nicht zu den größten Opfern entflammt. Seitdem die Habsburger in den Besitz der böhmischen

Krone gelangt waren, war das Kriegshandwerk in Böhmen und Mähren in Verfall gerathen, oder besser gesagt, es hatte mit der Entwicklung anderer Länder nicht gleichen Schritt gehalten. Die Truppen, mit denen die habsburgischen Fürsten Ungarn gegen die Türken vertheidigten, bestanden zum Theil in dem Aufgebot der ihnen unterthanen Länder, zum Theil aber in geworbenen Regimentern, die mit den Steuerleistungen der einzelnen Länder unterhalten wurden. Diese geworbene Mannschaft hatte eine weit größere Kriegserfahrung und Kriegstüchtigkeit, und so nahmen die Habsburger stets lieber zu Werbungen Zuflucht, und nur sehr drohende Gefahren nöthigten sie zur Heranziehung des Aufgebotes. Die Folge der Werbungen war aber, daß alle geworbenen Truppen nach deutschem Muster eingerichtet und deutsch commandirt wurden und daß nur deutsche oder der deutschen Sprache mächtige Offiziere dabei verwendet werden konnten. In Böhmen kümmerte man sich wenig darum und gab lieber sein Geld her, um nicht zum Aufgebot greifen zu müssen. Daher kam es, daß es in Böhmen beim Ausbruche des Aufstandes an sachkundigen und im Kriegshandwerk erfahrenen Leuten fehlte, daß die für Böhmen und Mähren geworbenen Regimenter wahrscheinlich eine sehr starke, aus Deutschland zu diesem Behufe eingewanderte Beimischung hatten und daß man später geradezu Werbungen in Deutschland aufstellen mußte. Wie konnte es anders geschehen, als daß Böhmen schließlich unterlag, da seine Söhne sich am Kampfe nur in zweiter Reihe betheiligten? Der Kampf ermangelte so des nationalen Bewußtseins, des maßgebendsten Motives nicht bloß zur Zeit der Hussitenkämpfe, sondern überhaupt zu allen Zeiten.“

Eines trefflichen historischen Werthens sei hier noch gedacht, dessen Gegenstand es doch unmittelbar heranrückt an die Behandlung der mächtigsten geschichtlichen Phänomene. **Gauß, zwölf Capitel aus seinem Leben.** Von Ludwig Häuselmann. Leipzig, Dunder u. Humblot, 1878. Es ist etwas Wunderartiges in dem Aufleuchten dieser ungeheuren Intelligenz. Mit 24 Jahren hatte sie eine epochemachende Leistung hingestellt. In

Brannschweig erhob sie sich, aus dunkeln, unscheinbarsten Anfängen, und so verfolgt man gern ihre localen Beziehungen zu der Stadt, welche durch die damalige Blüthe des Carolinums eine wichtige deutsche Bildungsstätte war.

* * *

Die Geologie der Gegenwart. Von Bernhard von Cotta. Fünfte umgearbeitete Auflage. Leipzig, Weber, 1878. Schon einmal haben wir darauf hingewiesen, daß in diesem Werke eine Zusammenfassung der gegenwärtigen geologischen Ergebnisse in der dem Verfasser eigenen Klarheit und Formvollendung zu finden ist. Inzwischen kommt uns diese neue Auflage zu, welche an vielen Stellen gemäß den neuesten Arbeiten umgearbeitet und durch einige Abbildungen bereichert worden ist.

Der Grundgedanke des Werkes ist derselbe geblieben. In der Geologie war ja seit lange jener Entwicklungsgeanke einheimisch, durch welchen Darwin Botanik und Zoologie revolutionirte. „Als Grundgedanken der Ausführung, welcher alle Abschnitte dieses Buches durchzieht und verbindet, kann ich die allmähliche Entwicklung durch stete Summirung der Einzelwirkungen bezeichnen, dieses allgemeine Naturgesetz, von welchem Darwin's Artentheorie nur eine specielle Anwendung auf das organische Leben ist. Ich habe diesen Gedanken bereits 1850 im „Neuen Jahrbuch für Mineralogie“ angedeutet, dann aber 1858 in meinen „Geologischen Fragen“ deutlich ausgesprochen; hier liegt nun eine weitere Ausführung desselben vor.“

Das Gesetz der Entwicklung, welches Cotta seiner ganzen Auffassung des Erdganzen und der Geschichte des Erdganzen zu Grunde legt, ist in der Natur der menschlichen Betrachtungsweise selber gegründet. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen, so drückt er es aus, ist eine notwendige Folge der Summirung von Resultaten aller Einzelvorgänge. Daraus ergibt sich, daß mit dem Wachsthum der Zeit, in welcher dieser Summirungsproceß wirkt, auch sein Ergebnis in der Mannigfaltigkeit und Specification der Erscheinungen wachsen muß.

Unter diesem Gesichtspunkt unterscheidet er nun den Gaszustand unserer Erde, den flüssigen, das Stadium der Erstarrungskruste, das der Wasserbildung und endlich das des organischen Lebens; unter diesem Gesichtspunkt sucht er die Continuität festzustellen, welche diese Stadien miteinander verknüpft.

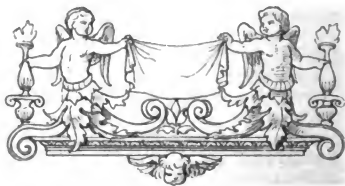
Er erkennt offen die Kluft an, welche heute noch die Entstehung des ersten Organismus auf der Erde von der continuirlichen Geschichte der vorhergegangenen Erdveränderungen sondert und ablöst. Er gesteht offen zu: „Mit der Abkühlung bis zur Möglichkeit des organischen Lebens auf der Erde beginnt eine neue Reihe von Bildungen. Wie das geschah, wie Organismen entstanden, ist noch ein ungelöstes Problem. Wenn man sagt: sie wurden erschaffen, so ist dies nur eine Verhüllung unserer Unkenntniß, nicht eine wissenschaftliche Erklärung; mit demselben Rechte könnte man sich für alle übrigen geologischen Vorgänge mit so leichter Erklärung genügen und sagen: „Die Erde ward erschaffen, wie sie ist.“ Jedoch ist seine Neigung auf der Seite der Consequenz des Darwinismus. Ist es bereits gelungen, organische Stoffverbindungen künstlich, aus inorganischen Elementen herzustellen — was ebenfalls erst eine Errungenschaft der neuesten Zeit ist, so darf man auch hoffen, noch die Bedingungen zu finden, unter welchen Zellen und aus diesen Organismen entstehen.

Hier mag noch einer kleinen Schrift gedacht werden, welche zu dem Zusammenhang solcher Gedanken und Anschauungen eine ganz andere Stellung einnimmt.

Kant und Helmholtz über den Ursprung und die Bedeutung der Raumanschauung. Von Albr. Krause. Vahr, Schauenburg, 1878. Wenn in der Richtung der eben angedeuteten Entwicklungsgeichte die Ableitung der Raumanschauung aus der Erfahrung liegt: so rufen die Kantianer der Bewegung bei den Thatsachen des geistigen Lebens ein Halt entgegen; der Verfasser der vorliegenden Broschüre gegen Helmholtz vertheidigt die Position Kant's mit Lebhaftigkeit, nach unserem Geschmack zuweilen mit zu viel — Lebhaftigkeit. Indes glauben wir nicht, daß irgend eine Ansicht durch eine solche bloß formale Prüfung, als diese von Krause ist, erheblich an Einfluß verlieren werde.

* * *

Das Leben. Naturwissenschaftliche Entwicklung des organischen Seelen- und Geisteslebens. Von Philipp Spiller. Berlin, Stuhr, 1878. Der unermüdlche Verfasser fährt fort, mit Geist und Beredsamkeit seine neue Naturauffassung zu begründen, zu vertheidigen, auf den einzelnen Gebieten durchzuführen. Diese seine Lehre ist eine Einsenkung des geistigen Princips im Weltganzen mit dem Welttätler. Diese Auffassung zeigt sich nach der einen Seite als Ausschließung des Materialismus, indem sie ein selbständiges Geistesprincip im Weltall nachzuweisen sucht, nach der anderen als Ausschließung jeder supranaturalen Betrachtungsweise, indem sie das geistige Princip wiederfindet in einer physikalischen Thatsache.





Spät gefunden.

Novelle

von

Eduard Tempelton.

Die Mittagssonne sandte ihre Strahlen in den Wald hinein, der dicht mit Nadelholz bestanden war. Nur selten zwischen den schlank und kräftig aufsteigenden dunklen Tannestämmen, deren lange Schatten das Licht durchbrachen, das heimlich auf dem moosigen Grunde lagerte, hell sich abhebend, eine zierliche Birke, oder auch, wo einmal Raum war, um breitere Nester zu entfalten, üppiges Buchengrün. Es war mitten im Sommer und ein heißer wolkenloser Tag; aber die Gluth fing sich im Nadeldach, und darunter athmete anmuthige Sommerkühle. Nur zuweilen ging ein leises Regen durch die Zweige; nur zuweilen tönte von ferne, bald mehr bald weniger vernehmlich, ein halbes Rauschen, als läge außen die Welt und könne nicht eindringen in diese Stille.

Von Zeit zu Zeit freilich erschollen auf der behaglichen Straße, die sich durch den Wald zog und zu deren einer Seite er allmählig aufstieg, zur andern allmählig sich senkte, muntere Stimmen, die aber verhallten wie das Summen der Käfer und die tiefe Ruhe, anstatt sie zu stören, noch ruhiger erscheinen ließen. Es waren Sommergäste des nahen Badeortes, die von irgendwelchen Vormittagsparteen heimkehrten und schon überlegten, was mit dem köstlichen Nachmittag anzufangen. Man brauchte übrigens nicht wählerisch zu sein, um etwa flüchtige Stunden mitzunehmen: jeit Wochen blaute derselbe sonnige Himmel, und jeden Morgen erwachte man mit dem Gefühl, gerade mitteninne in einer langen Reihe schöner Tage zu stehen.

Ein Fußpfad schlängelte sich von der Höhe des Waldes abwärts und mündete

in die Straße. Ihn kam rüstig ein Wanderer daher; und wie er eilte und manchmal, namentlich bei den Windungen des Wegs, einen Stamm umfaßte, um wieder Halt zu gewinnen, wußte man nicht, ob es die Steile des Pfades war oder die Glätte des nadelbedeckten Bodens, oder auch nur fröhliche Wanderlust, die seinen Schritt besflügelte. Jedenfalls wußte es der blondlockige Knabe nicht, der, seiner Wärterin voranlaufend, neugierig dem Herabkommenden entgegenstah; aber der kräftige Satz, mit dem dieser soeben die Straße gewann, behagte ihm, und er rief ihm zu: „Satz mich an und laß mich auch einmal springen; ich fürchte mich gar nicht.“

„Oho, mein Junge; wart' noch ein Weilchen, bis du größer geworden,“ entgegnete der Fremde.

Und so war die Unterhaltung in Gang, ehe noch die Wärterin herankam.

Die Beiden hatten offenbar an einander Gefallen gefunden; und als nun die kräftige Gestalt des Mannes, dessen sonnverbranntem Gesicht der volle Bart den Ausdruck offener Gutmüthigkeit nicht zu mindern vermochte, neben dem hübschen, etwa fünfjährigen Jungen die Straße entlang schlenderte, Hand in Hand und behaglich plaudernd, schien es, als seien sie seit lange gute Freunde. Auch hatte der große Reinhold dem kleinen Reinhold (denn die Uebereinstimmung der Namen hatte sich bei der ersten Frage danach ergeben) bereits versprochen müssen, ihn allernächstens einmal mit auf die Waldberge zu nehmen, vorausgesetzt, daß die Mama es erlaube. Woran übrigens, nach Versicherung des Kleinen, keinen Augenblick zu zweifeln.

„Wenn es nun aber der Papa nicht zuläßt? oder ist der nicht mit hier im Orte?“

„Papa ist ja bei Grävelotte todgeschossen,“ sagte der Knabe, stehen bleibend

und die Hand seines Freundes loslassend; „weißt du denn das nicht? — Sieh, dort kommt Mama uns entgegen, die wird es dir erzählen.“

Reinhold folgte mit den Augen dem voranlaufenden Knaben und sah ihn hastig berichtend bei einer Dame stillstehen, deren Gang und Haltung, er wußte nicht wie, eine Erinnerung in ihm wachrief. Da er nicht Zeit hatte, darüber nachzusinnen, ging er zögernd die wenigen Schritte weiter, um sie zu begrüßen, als er auch ihren Blick mit einer gewissen Spannung auf sich gerichtet sah. Da plötzlich wußte er's, und beide Hände ihr entgegenstreckend, rief er: „Gott zum Gruß, Anna!“ — Und: „Du, Reinhold?“ klang es ihm lebhaft entgegen.

„Das ist eine wunderbare Fügung,“ fuhr sie fort, leise ihre Hände wieder zurückziehend und sie um die Schulter ihres verdußt aufschauenden Knaben schmiegend; „in thüringischer Waldeinsamkeit uns wiederzufinden, nachdem wir seit Jahren uns nicht gesehen haben und ich Weltmeere zwischen uns vermuthete! Wo kommen — wo kommst du her?“ und sie sprach das Du jetzt doch mit einiger Schüchternheit aus.

„Ich habe dich gesucht,“ erwiderte er lächelnd und wandte sein Auge noch immer nicht von ihr ab.

„Wich gesucht? wußtest du denn, daß ich hier sei?“

Einige Augenblicke vergingen, ehe er antwortete. „Ich meinte es anders,“ sagte er endlich. Und dann, mit der Hand über die Stirn fahrend, als wollte er aufsteigende Gedanken wegscheuchen: „Laß uns gehen, Anna, daß wir ein heimathlich Dach erreichen. Ich hab' wohl tausend Meilen hinter mir, seit ich mich zuletzt zu Hause fühlte. Laß mich's genießen. Zum Erzählen bleibt uns noch Zeit genug, und Manches davon mag schmerzlich sein.“

Er reichte ihr den Arm, den sie nahm,

und beinahe wortlos legten sie die kurze Strecke Wegs zurück, während der Junge jubelnd nebenherlief und sich gleichermaßen über den neuen Freund wie auf das bevorstehende Mittagessen freute.

*

*

www.liband.com

Reinhold war Landschaftsmaler. Schon die ersten Bilder, mit denen der Jüngling vor die Oeffentlichkeit getreten, hatten die Blicke der Kenner auf das eigengeartete Talent gelenkt, dem offenbar ein reiches poetisches Leben innewohnte. Es war nicht sowohl die Wahl der Vorwürfe, wodurch er anzog und Theilnahme erweckte, als die eigenthümliche Befehlung derselben, der stimmungsvolle Inhalt, der Form und Farbe verflärte. Und da ein treues und gewissenhaftes Studium dem Künstler half, die realen Dinge, die sein Pinsel wiedergab, mehr und mehr mit der Idee, die sein inneres Auge dahinter schaute, in Einklang zu bringen, so daß immer seltener ein Ueberfluß nach der einen oder andern Seite Genuß und Befriedigung störte, war es wohl natürlich, daß sein Name bald den hoffnungsvollsten zugehört wurde. Seitdem war längere Zeit verflossen. Direct von Italien aus, wo der junge Mann mehrere Jahre sich aufgehalten, hatte er, ohne die Heimath vorher zu begrüßen und wie von unwiderstehlicher Wanderlust ergriffen, größere Reisen in andere Welttheile unternommen und nur zuweilen durch Sammlungen von Aquarellen, die er heimsandte, Lebenszeichen von sich gegeben. Flüchtige Skizzen von überraschender Wirkung, greifbar gegenständlich und dabei von einem bestrickenden Reiz des Fremdartigen, hatten sie in Künstlerkreisen und auf Ausstellungen eifrige Discussionen hervorgerufen und bei Freunden und Gegnern ein so lebhaftes Aufsehen erregt, daß man mit Spannung den Schöpfungen entgegen sah,

welche man nun, nach längerer Pause und dieser Fülle von Studien, dem reiferen Mannesalter des Heimkehrenden würde zu verdanken haben.

Ob er daran wohl dachte, als er jetzt in dem behaglichen Zimmer des Schweizerhauses, in welchem er Wohnung gefunden, der Nachmittagsstille sich hingab und mit halboffenen Augen in das flimmernde Hellbunkel schaute, das ihn bei geöffneten Fenstern und geschlossenen Jalousien umfing? Welte er im Geist bei den Triumphen seines vergangenen Lebens und den gehofften der Zukunft? oder schweiften die Gedanken jenseits des Oceans, unter den Naturwundern der neuen Welt, die er nun wieder gegen die lauschige Waldidylle des tannenduftenden Thüringens vertauscht hatte?

Er dachte an Beides nicht. Er dachte an einen stillen Sommernachmittag in einem Dorf des Sabinergebirges. Dort hatte er seit Wochen verweilt, auf der Flucht vor der ermattenden Gluth, die über den Palästen der ewigen Stadt brütete. Eben kehrte er von einem Ausflug heim, sein Skizzenbuch unter dem Arm. Auf dem weißen Gemäuer der Hütten lag blendend die Abendsonne. Von dem flachen Dach seines Häuschens rief die schlauke Wirthstochter entgegen: „Briefe aus der Heimath, Signore!“ Er trat ein in das schmucklose Gemach mit dem ärmlichen Madonnenbilde; er öffnete, er las. Ein Brief mußte inhaltreich sein, er kam gar nicht damit zu Ende. Aber es standen nur wenig Zeilen darin, die Anzeige von Anna's Verlobung. Er war ganz ruhig geblieben, ganz leidenschaftlos; während er las und auch hernach; und hatte doch gleichzeitig ein Gefühl gehabt, als könnte er sich eine Kugel vor den Kopf schießen, da es jetzt nichts mehr zu leben gebe; und das Alles auch ganz ruhig und ohne Leidenschaft. Das Sabinergebirge mußte wohl seinen Reiz für ihn

verloren haben, denn wenige Tage darauf hatte er sein Bündel geschnürt und war weiter gewandert.

Deffen gedachte er jetzt und vieler Jahre, die davor lagen.

Er war aufgewachsen gemeinsam mit Anna's Bruder; eine ideale Jugendfreundschaft, in Tertia etwa geschlossen, der ausnahmsweise einmal das Leben Wort gehalten hatte. Denn wie sehr die Beiden auch Andere wurden im Lauf der Jahre, sie wurden Andere mit einander. Nicht, daß sie sich sonderlich ähnlich gewesen in Wesen und Charakter, aber mit demselben geistigen Auge gleichsam schauten sie die Dinge der Welt, und die Empfindung des Einen fand in dem Andern empfängliche Resonanz. Und so, mochte der Kreis ihrer Interessen und Gefühle auch manche Wandlungen durchmachen, dazwischen nicht selten in verschiedener Richtung, sahen sie sich doch auf jeder neuen Stufe der Entwicklung nahe bei einander stehen. Wie zwei Wanderer, die ein gemeinsames Ziel haben, trotz mannigfacher Abweichungen des Weges immer wieder zusammentreffen, ohne darüber erstaunt zu sein.

Schon die Freundschaft der Knaben übte in ihrer Stetigkeit einen Einfluß auf die beiderseitigen Familien. Zumal in Alfred's Hause, wo ein lebhafter geselliger Verkehr des jungen Volkes stattfand, galt Reinhold als ebenso berechtigt wie Alfred selbst. Mochte nun eine Tanzfestlichkeit oder sonst dergleichen in Vorbereitung sein, sicher war, daß gemeinsame Conferenzen vorausgingen, in denen die Auswahl der jugendlichen Gäste und die Ueberraschungen des Cotillon mit gleicher Gewissenhaftigkeit verhandelt wurden. Dies Familienverhältniß wuchs mit den Jahren, Reinhold sah die Kleinen groß werden, lebte Freuden und Leiden des Hauses mit und kam sich vor wie ein Kind deselben.

Der Kleinen eine, die er groß werden sah, war Anna. Er hatte sie von früh auf gemocht; Jeder mochte sie. Sie sah mit ihren hellen Augen in die Welt, als ob kein Arg darin wäre; mindestens war keins in ihrer Seele. Obgleich der Bezug des ganzen Hauses, bewahrte ihre kindliche Herzensgüte sie davor, diese Ausnahmestellung zu mißbrauchen; sie nahm sie hin wie etwas Schönes, das Einem vom Himmel herabfällt ohne eigenes Dazuthun, wie einen sonnigen Tag oder duftende Blumen am Wege, deren man sich freut, ohne sie beansprucht zu haben. Sie hätte es auch nicht begriffen, wenn man ihr nicht gut gewesen wäre, da doch sie allen Menschen gut war. So hatte Reinhold sie gekannt, als sie noch mit der Puppenstube spielte, so, als sie mit der umgehängten Büchermappe zur Schule eilte, so, als sie sittsam mit andern Freundinnen zum Religionsunterricht ging. Dann kam ein Tag, wo sie lange Kleider trug. Und so war sie unmerklich zur Jungfrau herangewachsen, ohne daß Beider Verhältniß sich geändert hatte; er ging auch weiter neben ihr her, fast wie ein älterer Bruder.

Sie war nicht, was man ein Wunderkind nennt; spielend hatte sie nicht gelernt, sondern mit gewissenhafter Mühe. Auch geistreiche Aeußerungen von ihr erinnerte sich Reinhold nicht, eben so wenig aber, daß sie, was sie begriff, je unklar theilte hätte. Ob sie tief empfand, wußte er nicht, daß sie aber gesund empfand, hatte er nie bezweifelt; immer empfing man jenen wohlthunenden Eindruck, den jede normale Entwicklung äußert. So war es auch nach der Richtung, in welcher sie doch von früh an nicht Gewöhnliches leistete: in der Musik. Zwar ihre Stimme war weder besonders stark noch besonders schön, wenn sie auch sympathisch anmuthete. Dagegen ihr Clavierpiel gewährte reinen Genuß, schon in jungen Jahren.

Es war keine virtuose Fertigkeit, die durch Ueberwindung von Schwierigkeiten blendete, aber die kindliche Auffassung und die schmucklos treue Wiedergabe durchleuchtete ein Abglaß des Ideals, der die Herzen gefangen nahm. Auch hier bewährte sie einen rastlosen Fleiß und, trotz aller Lobspprüche, unbefangenste Natürlichkeit. Mit ernster Sammlung weilte sie bei der Musik und gab sich hernach so heiter, wie nur ihrer Freundinnen eine, anderer Unterhaltung hin. An wie unzählige Stunden der Freude und Erhebung konnte Reinhold zurückdenken, in denen er mit Alfred gelauscht hatte, wenn ihr Spiel ihnen Beethoven's Sonaten mit seelenvollem Verständniß vermittelte.

Als die Freunde noch jung waren, hatte Alfred zuweilen gemeint, wie schön es wäre, wenn Schwester und Freund dereinst sich fänden. Das war, ehe daran zu denken war. Hernach empfand er zu zart, das Thema je zu berühren. Zumal da, ehe noch Anna erwachsen war, das Glück und Leid einer ersten Liebe Reinhold's Herz ergriffen hatte und er ihn noch lange danach daran tragen sah. Darüber vergingen mehrere Jahre; Reinhold selbst äußerte sich nie. Ganz im Stillen gestand er sich wohl, daß er sich beglückt fühlen würde, wenn er ihr mehr werth wäre als jeder Andere; sie aber verließ das ruhige Gleichmaß des Wesens nie, und sein jugendlicher Idealismus litt es nicht, den Preis des Lebens aus schweesterlichen Händen zu empfangen. Einmal doch, ein einziges Mal, schien sie wärmer ihm zugeneigt. Es war eine gleichgültige Frage, die er gethan, nachdem sie auf seine Bitte wieder einmal die Appassionata gespielt hatte — die Frage, ob sie ihm auch nicht böß sei, daß er sie so quäle; — da hatte er eine Thräne in ihrem Auge gewahrt; aber während er noch verwundert darüber nachsann, war sie hinausgegangen, und hernach war's

ihm doch wieder, als müsse er sich getäuscht haben. Und so gerieth dies kleine Erlebniß in Vergessenheit und tauchte nur von Zeit zu Zeit in der Erinnerung wieder auf, halb geglaubt und halb bezweifelt.

So war er nach Italien gegangen, ohne daß bei dem herzlichen Abschied, den er voraussichtlich doch für mehrere Jahre nahm, ein wärmeres Wort wärmere Empfindung hätte errathen lassen. Dort erfüllte ihn zuerst völlig das neue Leben, und wenn er dann Alfred von den Reizen der Natur und den Wundern der Kunst begeisterte Kunde gab, vergaß er nie, am Schluß der Briefe Anna's mit einer nachfragenden oder grüßenden Zeile besonders zu gedenken; nicht mehr, nicht weniger. Und als wiederum Alfred, bei Mittheilungen aus dem elterlichen Hause, gelegentlich und ganz nebenbei, mehrerer kriegerißer Verehrer der Schwester erwähnte, gab Reinhold in scherzhafter Antwort seinen Segen. Es war ihm gar nicht scherzhaft zu Muthe, er meinte aber, auch nicht den leisesten Zwang ausüben zu dürfen, und glaubte, die Zeit gewähren lassen zu müssen. Denn bei aller leidenschaftlichen Erregbarkeit seiner Natur hatte er einen gewissen fatalistischen Hang und, zumal in Herzensangelegenheiten, vor allem Wachen und Eingreifen eine Scheu, die ihm das Wort von den Lippen nahm. Er wollte der Blüthe sich erfreuen, ohne das Samenkorn ausgestreut zu haben. Und während er noch so hinlebte, war die Nachricht von der Verlobung eingetroffen.

Wie ein späterer Brief Alfred's erläuterte, hatte ein wackerer Offizier, nicht gerade mehr jung an Jahren und auch sonst ohne blendende Eigenschaften, aber von kerniger und zuverlässiger Gesinnung, den Sieg über mehrere jüngere Kameraden davongetragen: er habe so treuherzig versichert, daß er sie nie unvernünftig lieb habe,

und wenn sie es mit ihm wagen wollte, würde sie einen glücklichen Menschen machen, — da habe sie zögernd eingewilligt. Und ein folgender Brief erwähnte, daß die Beiden angenehm mit einander verkehrten und es rührend sei, mit wie dankbarer Zärtlichkeit er an ihr hänge. Danach die Anzeige der Hochzeit und ein Jahr später die Einladung zur Taufe. Damals war es, wo Reinhold in Livorno einen Dampfer bestieg und seine große Weltreise antrat. Natürlich nicht, ohne der jungen Mutter zuvor einen herzlichen Glückwunsch gesandt zu haben, um nichts Unerledigtes in Europa zurückzulassen.

Und war nun gewandert weit, weit über Land und Meer und wußte doch die Stätten alle, wo er von Zeit zu Zeit neue Kunde von ihr empfangen. Hatte doch der Gedanke an sie ihn treulich begleitet! So daß er wohl ernsthaft heut zu ihr äußern konnte, er habe sie gesucht; wiewohl ihr Zusammentreffen eine seltsame Fügung des Zufalls war. Denn während ihn, sobald er deutschen Boden betreten, sehnüchtiges Heimathsgefühl zuerst in die Waldberge zog, glaubte er sie fern in der Hauptstadt. Nun hatte er sie wiedergefunden, hatte an der Wirthstafel des Schweizerhauses neben ihr gegessen, hatte erzählen müssen und erzählen hören, war wieder unter demselben Dache mit ihr und sie frei wie ehemals. Und wieder hatte sie ihn mit schwesterlichen Augen angeblickt, als hätte die Zeit stillgestanden seit sieben Jahren.

Das Alles zog an Reinhold's Seele vorüber, und er merkte nicht, daß Stunde auf Stunde verrann und die Strahlen der Sonne immer schräger ins Zimmer fielen. Endlich sah er's doch. „Nachmittagsonne,“ sagte er leise; „Mittag ist vorüber; wie lange noch dauert's, und der Tag neigt sich.“

Außen wurde an die Thür gepocht und

eine fröhliche Kinderstimme begehrte Einlaß. Rasch erhob er sich, und mit kräftiger Bewegung gleichsam die Vergangenheit von sich abschüttelnd, sah er der Gegenwart wieder ins helle Auge.

Mehrere Tage waren vergangen. Reinhold hatte sich von Anna und seinem kleinen Freunde dankbar in alle Reize des Dertchens einweihen lassen, und da er Jahre lang auf der Wanderung gewesen, trieb ihn auch jetzt nichts zur Eile an. Der Himmel war wolkenlos nach wie vor, auf den grünen Matten spielten die Sonnenstrahlen; behaglich genießend streiften die Sommergäste durch den Wald. Alles hatte Ruhe und Zeit. Ihn überkam ein Gefühl des Wohlseins, wie er es lange nicht empfunden; und als sei er selber ein Blatt am Baum, das sich des Sonnenscheins erfreut, genoß er wunschlos den Augenblick.

Wunschlos freilich nur, weil er nichts vermiste. Denn mit zarter Freundlichkeit war Anna bestrebt, dem beinahe Heimathlosen das Gefühl der Heimath wiederzugeben, und so ging kaum eine Stunde hin, die sie nicht gemeinsam verlebt hätten. Sie ward nicht müde, ihn mit den anmuthigsten Vergnügungstouren der Umgegend bekannt zu machen, mit seinem Sinn für jede die günstigste Tageszeit und Beleuchtung wählend. Waren sie aber heimgekehrt, so boten seine Skizzenbücher einen unversieglichen Unterhaltungsstoff, oder sie gab seiner Bitte Gehör und saß unverdrossen am Piano, das ihr freundliches Stübchen schmückte, jeden Wunsch, den er andeutete, bereitwillig erfüllend. Tausend Erinnerungen wurden lebendig, und die vergangene Jugend stieg in neuer Schöne vor ihnen auf.

Wenn er so saß und sie anschaute, konnte er sich eines geheimen Staunens

nicht erwehren, wie spurlos die Jahre an ihr vorübergegangen. Und es waren doch ereignißvolle Jahre gewesen: sie hatten sie Brant und Gattin, Mutter und Wittve werden sehen; sie umschlossen das seligste Glück und den herbsten Schmerz. Aber ein mädchenhafter Schimmer war über ihr Wesen gebreitet, der unzerstörbar schien, — eine Unberührtheit des Empfindens, die um so anziehender auf Reinhold wirkte, als er sich sagen mußte, daß sich unter derselben das tiefste Verständniß von Allen barg, was sie in diesen Jahren durchlebt. Wäre sie nach der langen Trennung als Mädchen ihm wieder begegnet, unmöglich hätte sie die mühelose Sicherheit ihres Verkehrs mit ihm so fest und leicht bewahren können!

Diese Sicherheit brachte auch die Muthmaßungen zum Schweigen, die zuerst über den neuen Gast des Schweizerhauses hatten laut werden wollen. Man sah, daß die Beiden in einem festen, beinahe geschwisterlichen Verhältniß zu einander standen, fragte übrigens auch mehr dem Vergnügen und der Erholung als der Vorgeschichte der ein- und ausziehenden Touristen nach, und so geschah es, daß er bald selbstverständlich dem engeren Kreise der Sommergäste zugezählt wurde, der sich zuweilen mit Frau Anna berührte.

Sehr intim war diese Berührung nicht, aber in ihrer Zwanglosigkeit gerade ausreichend für ein gewisses geselliges Bedürfniß. Man sah sich bei Tische, grüßte sich bei zufälliger Begegnung, und traf man an einem der vielbesuchten Aussichtspunkte zusammen, wechselte man auch wohl ein paar freundlich höfliche Worte. Die Kinder spielten mit einander, und nur die Kindermädchen brachten es in buntgemischten Mundarten zu einem lebhaften Austausch näherer Mittheilungen. Man kannte sich genug, um sich nicht fremd zu sein, und doch ohne die Verpflichtung, anderswo und unter andern Verhältnissen

sich wiedererkennen zu müssen. Wer freilich den Curiaal (wie ein angenehm auf der Höhe gelegenes Vergnügungsort local etwas pomphaft genannt wurde) regelmäßig besuchte, konnte leicht auch in nähere Beziehungen zur Gesellschaft treten; Anna aber hatte bisher, nicht aus Scheu vor den Menschen, sondern weil sie nur ihrem Kinde lebte und der Wald sie in seinen Schatten lockte, auf diese geselligen Genüsse verzichtet.

Heut jedoch sollte es anders werden. Vor Kurzem waren die friedlichen Sommergäste Nachts einmal durch den ganzen Apparat der ziemlich altmodischen Feuerlöschmannschaft aus ihrem Schlummer aufgeschreckt worden, und am Morgen darauf versammelte man sich an der noch glimmenden Brandstätte. Es war eine ärmliche, glücklicherweise abseits stehende Hütte gewesen, und der Anblick der obdachlos gewordenen Familie regte mitleidige Herzen an. Man gab für die augenblickliche Noth und beschloß auch noch, zum Besten der Betroffenen eine musikalische Soiree im Curiaal zu veranstalten. Frau Anna's Pianino hatte oft genug vorüberwandernde Lauscher erfreut, und so geschah es, daß man sie um ihre Mitwirkung bat. Gern hatte sie zugesagt und auf Reinhold's Rath, der Neigung ihrer Zuhörerschaft entgegenkommend, ein Chopin'sches Concertstück für den heutigen Abend bestimmt. Ihre Nummer fiel erst in die Schlußabtheilung, und da der Spätnachmittag wunderbar schön war, verzichteten sie auf das Vergnügen, der ganzen Soiree beizuwohnen. Freilich würden der poetische Referendar, der mit bedenklicher Schnelligkeit einen mehr oder minder auf jedes Natur- und Menschenunglück bezüglichen Prolog verfaßt hatte, und die schwärmerisch blickende blonde Dame, die beträchtliche Quantitäten Milch trank, um die tönenden Verse mit glöcklicher Stimme vortragen zu können, ihnen

wohl zürnen; aber der Genuß war doch immerhin zweifelhaft, und auch von den Gesangsstücken konnte man mit gutem Gewissen Manches entbehren, da bereits seit mehreren Tagen vom Morgen bis zum Abend das ganze dünnwändige Schweizerhaus mit „Ich wollt' meine Liebe ergötze“ durchschmettert worden war.

So stiegen Reinhold und Anna, als die Sonne bereits tief zum Untergang sich neigte, von der Aussichtshöhe, die das Ziel ihrer Wanderung gewesen, gelassen zu Thale. Es war ein anmuthiger Waldweg; in bunten Windungen schlängelte sich ein Bach hernieder, glitt mit geschäftiger Munterkeit an Farnkräutern vorbei und zwischen moosbewachsenen Steinen hindurch, bildete zuweilen einen lustigen Wasserfall und schlüpfte dann wieder unter einem kunstlosen Steg zur andern Seite des Pfades hinüber.

Bald rechts bald links am Bache entlang schlendernd, waren sie unter behaglichem Gespräch allmählig an den Ausgang des Grundes gekommen, wo eine Bank zum Sitzen einlud. Vor ihnen ein friedliches Fleck Erde: eine wellige Wiesenmatte, rings abgegrenzt von hügelig ansteigenden Tannen und Fichten; die frischen Triebe hoben sich von dem dunklen Hintergrunde ab, hier und da schimmerten auch einige Lerchenbäume hell hindurch; aus der Tiefe am Rand der Wiese, bevor die Waldberge sich wandeten, guckten ein paar Giebelhäuser von schlichten Banernhütten hervor, aus denen bläulicher Rauch langsam emporstieg. Seitwärts plätscherte ruhelos der Bach.

Hier das eintönige Murmeln, seiner eigenen Unrast vergleichbar, und vor ihm das Bild tief ruhigen Friedens, — je länger Reinhold so saß und sann, desto mehr überkam ihn schmerzliches Heimweh, und eine Sehnsucht nach stillbegrenzter Häuslichkeit zog in seine Seele. Er wollte sprechen und fand die Worte nicht; und

da er auf Anna blickte, die gleich ihm sinnend dasaß, sprangen unwillkürlich die Gedanken von seinem Lebenslauf auf ihren über; er dachte ihrer frühen Wittwenenschaft und begann: „Sieh, so einsam gehst du durchs Leben!“ und stockte und vollendete den Satz nicht.

Sie sah fragend zu ihm hinüber. „Ich habe mein Kind und einen eigenen Herd,“ sagte sie.

Es lag ein Selbstgenügen in ihrer Antwort, das ihn erkältete; und sie wiederum befremdete es, daß hinter seinen Worten etwas Unausgesprochenes sich verbarg. Sie erhoben sich. Und da Jedes mit den eigenen Gedanken beschäftigt war, wurde der Weg bis zum Cursaal ziemlich einsilbig zurückgelegt. Aus dem Saal aber tönte ihnen rauschender Applaus entgegen, und das Gewirr der Menschen nahm sie auf.

„Halten Sie mir den Daumen!“ flüsterte im Vorüberfließen eine der sangestümmigen Damen, dann stand sie schon auf der kleinen Erhöhung, warf dem accompagnirenden Herrn einen Blick des Einverständnisses zu, ließ ihre zwei Lieder, das sentimentale wie das muntere, gleich unverdrossen ertönen, verbeugte sich mit holdem Erröthen für den freigebigen Applaus, und nun führte ein alter pensionirter Oberst Frau Anna zum Flügel, damit die Schlußnummer des Concerts beginne.

Das Alles war wie im Fluge geschehen, und Anna ahnte kaum, in welcher Ecke des Saales Reinhold Platz genommen haben mochte. Bald war sie ganz in ihr Spiel vertieft. Die Musikverständigen unter den Zuhörern lauschten mit Theilnahme, auch das große Publikum drückte durch zustimmendes Kopfnicken seine Befriedigung aus, und schließlich mischten sich sogar in den dankbaren Beifall einige vordringliche Tacapo-Muse. Anna dachte an Reinhold, den ihre Blicke vergeblich

suchten, und mit ein paar Tacten leitete sie willig zu einer kleinen Schlußpende über, die ihm bestimmt war. Es waren seine zwei Lieblinge aus den Liedern ohne Worte: erst jenes kurze in E-dur, wohl das seelenvollste der ganzen Sammlung; eine Melodie von wenigen Tacten, aber in jedem Tone die menschliche Stimme lockend, Worte der Sehnsucht unterzulegen. Und danach, wie ganz in Sonnenschein getaucht, das helljubilende Frühlingslied. Rauschender Beifall lohnte der Spielerin, und während man sich allgemein von den Plätzen erhob und die Kellner schon begannen, die Stühle zu rücken und den Concertsaal in einen Speisesaal umzuwandeln, drängte sich eine Schaar enthusiastischer Kunstfreunde um Anna, und der alte Oberst hatte sie zum Souper engagirt, ehe ihr noch möglich gewesen war, eine Aeußerung zu thun oder die Zustimmung ihres Begleiters einzuholen.

Der hatte inzwischen im Hintergrunde gestanden, und Anna's Worte von vorher waren ihm, während sie spielte, im Kopf herumgegangen. Er fühlte sich unfrei, und seine Verstimmung wuchs, als er sie von dem Schwarm umringt sah. Bald hatte er verstanden, daß es sich um längeres Bleiben handelte, und es war ihm unlieb, daß sie so schnell einzuwilligen schien. Dann aber trieb es ihn unwiderstehlich, seiner Vereinsamung zu entfliehen, und mit erzwungener Munterkeit drang er nun selber in das bunte Gewühl. Er ließ sich vorstellen und wechselte da und dort Worte, je gleichgültigeren Inhalts desto verbindlicher in der Form; eine und die andere Mutter wurde schon aufmerksam auf ihn. — „Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie sich hent auch der Gesellschaft anschließen,“ äußerte eine verwittwete Gerichtsräthin; „die junge Damenwelt hat berechnigte Ansprüche an Sie. Da ist meine Tochter!“ — Reinhold folgte dem mütterlichen Finger und erkannte eine

junge Dame, die ihm schon öfter auf Spaziergängen aufgefallen war, und mit ihren wehenden Haaren immer aussah, wie wenn sie im Winde gestanden hätte. „Ich habe bereits die Ehre gehabt,“ murmelte er. — „Gehen Sie einmal hin, sprechen Sie mit ihr,“ klang es ermutigend zurück. „Sie ist ein sehr liebes Mädchen; ich lasse ihr Clavierstunde im Conservatorium geben; sie spricht englisch und französisch.“ — Ein paar Kellner, welche die großen Tische aneinanderrückten, mit den Tafeltüchern unter dem Arm, schoben sich barunherzig zwischen die Sprechenden. — „Das ist hent Abend ganz nett hier,“ meinte ein Banquier, an dessen Seite sich Reinhold vorläufig geborgen fand. „Aber ich begreife meine Frau nicht, daß sie es sonst so aushält; wochenlang hier zu sitzen und immer in den Wald zu gehen, — Bäume, Bäume! nichts als Bäume! das wird doch auf die Dauer verzweifelt langweilig!“ — Höflich zustimmend verbengte sich Reinhold und ließ nun geduldig eine verlockende Schilderung der Reize Baden-Badens in der Haute Saison über sich ergehen, bis zu Tisch commandirt wurde und in dem Geschwirr der drängenden Gäste er sich plötzlich zwischen zwei Damen placirt sah, in deren einer er mit verzweiflungsvollem Humor die Tochter der Gerichtsräthin erkannte, während die andere, ein etwas passirtes Fräulein, sich als ehemalige Hofdame erwies, die gleich mit allerlei Klatsch aus ihrer kleinen Residenz, übrigens aber mit guter Laune, energisch die Unterhaltung eröffnete.

Reinhold ließ das Auge anscheinend gleichgültig über die Dugendgesichter streifen, mit welchen die Tafel zumeist garnirt war. Bientlich obenan saß Frau Anna; er mied ihren Blick, wiewohl er fühlte, daß sie fragend zu ihm hinsah. Neben ihr saß der pensionirte Oberst; es war überhaupt so viel Pensionirtes im

Saal. Stoff für die Skizzenbücher! Klang es in Reinhold. Er wandte sich seiner jungen Nachbarin zu, aber die Unterhaltung blieb unausgiebig; sie sprach gar kein Semikolon, man war bei ihr immer gleich am Punkt. Desto initiativer war die medisante Hofdame.

Und während Reinhold den pikanten Scherzworten an seiner Seite zulachte, lauschte er zugleich auf die Unterhaltung der Gruppe gegenüber. Ein Herr in weißer Cravatte, vermuthlich ein Pastor, saß dort, deducirte irgend etwas sehr apodiktisch seinem Nachbar und hatte augenscheinlich einen ganz gewaltigen Respect vor seinen Gedanken. Der Nachbar mochte ein junger Primauer sein, der die Sommerferien im Thüringer Walde zu ernsthafter Repetition für das bevorstehende Abiturientenexamen verwendete: jeder seiner Sätze, wenn die pastorale Veredeltbarkeit ihm eine Pause dazu freigab, schloß bekräftigend mit den Worten: Blicken wir in die Geschichte zurück!

Und nun erhob sich der Oberst und brachte einen Toast aus. Er feierte die Dilettantenkünstler im Allgemeinen und Frau Anna im Besonderen. Nach ihm ließ sich der poetische Referendar in gewählten Worten vernehmen. Es begann eine wahre Toastmanie. Während die letzten Schnitte des Bratens herumgereicht wurden und zugleich der Rest aus den Backobstschälchen verschwand, erklangen unaufhörlich die Gläser. Man gerieth von der Soiree wieder auf die Brandstätte; ein Senator des Städtchens toastete auf die Feuerwehr, der Herr mit der weißen Cravatte auf den der Menschheit innewohnenden Trieb zur Wohlthätigkeit.

Das war der Moment, wo die Hofdame sentimental wurde. Mit einem retrospectiven Seufzer flüsterte sie: „Es giebt ein Glück, das ohne Neu!“ Und plötzlich sah sich Reinhold in eine Discussion über Elsa und Lohengrin ver-

wickelt. Er ging ganz ernsthaft darauf ein. Eben äußerte er: „In Elsa's Rüteln am eigenen Glück liegt eine tiefe Tragik für das Menschenherz; wir Alle haben einen dämonischen Zug, mit unsern Händen einzureißen, was das Schicksal uns aufbaut.“ — Die Hofdame sah ihn verständnißlos an. — „Sie sprechen von der Brautnachtszene,“ flüsterte sie und erhob mit zierlicher Fingerhaltung ihr Glas, um auf das „Glück ohne Neu!“ leise mit ihm anzuklingen.

Da fiel wie von ungefähr sein Blick auf Anna, deren Auge ängstlich bittend ihn suchte. Augenblicklich verflog die wirre Laune. Er hörte noch den Primauer einen Toast beginnen und verließ still den Saal.

Als er hinaustrat, war der Himmel bezogen. Durch zerrissenes Gewölk blickte dann und wann mit mattem Schimmer ein Stern. Schwarz ragten die Waldberge, in der Dunkelheit gigantischer. Sie und da blickte aus einem Fenster ein Licht, aber die Stadt lag schweigend.

* *

Anna hatte sich nie gefragt, ob Reinhold sie liebe; aus Aeußerungen ihres Bruders hatte sie früh entnommen, daß der Freund leidenschaftlich sein Herz an eine Andere gehängt habe; und obgleich sie wußte, daß das Leben trennend dazwischengetreten war, glaubte sie ihn doch noch im Bann der Jugendliebe. Wohl fühlte sie auf's neue bei ihrem Wiederfinden, wie verwandt sie empfanden; wie Jeder der Meinung des Andern auf halbem Wege entgegenkam. Aber sie hatte ihr eigenes Herz schon einmal schweigen geheißen und wußte, daß es ein tapferes Herz war. Die brüderliche Gefinnung des Freundes galt ihr als sichere Hüt, der sie arglos vertraute. Da kam der Nachmittag auf der Bank und

Reinhold's seltsame Aeußerung; seltsam nicht etwa an sich, sondern durch die eigenthümliche Betonung, die sie sofort herausfiel. Es war ihr gewesen, als wolle er sich ihrer erbarmen, und ihr Stolz wappnete sich gegen sein Mitleid.

Und Reinhold? — Ihr wäre wohl nicht das Märchen von dem starken Manne in den Sinn gekommen, der aus Barmherzigkeit sich herabneigt, von dem Schatz seiner Liebe zu spenden, wenn sie ihn gestern Abend nach dem Concert gesehen hätte, wie er durch die engen Gassen des Städtchens schritt und neidisch lauschte, wo aus ärmlichen Wohnungen Kindergeschrei herauströnte! Die Sehnsucht, glücklich zu werden, war über ihn gekommen, und wie eine Leidenschaft hatte sie ihn erfaßt. Erst nach Mitternacht kehrte er heim, um ruhelos sein Lager zu suchen.

Die Zwei, die sich so nahe standen und fast wie Bruder und Schwester verkehrten, kannten einander doch weniger, als sie meinten. Es war nichts Trennendes zwischen ihnen, nur ein Irrthum in der Auffassung, der, wenn sie sich ausgesprochen hätten, auch verschwunden gewesen wäre; aber sie sprachen sich nicht aus. Denn nun war die schöne Unbefangenheit der Beiden dahin. Anna zeigte sich heut ein wenig scheu gegen Reinhold und wich ihm aus; es war vielleicht nur eine leise Nuance gegen die Tage vorher, und doch empfand er es, als wäre er über Nacht schlecht geworden.

Er kramte Crayons und Mappe hervor und ging in den Wald. Aber er war zu keiner Thätigkeit aufgelegt: das Eine, das ihn bewegte, nahm alle anderen Gedanken gefangen. Und als er dann wiederkam und gedrückt schien, ertappte sich Anna, wie sie, anstatt kühler zu sein und verschlossener, immer vertrauender sich ihm hinneigen wollte. Das machte

sie verstimmt und unsicher. So schlich der Tag hin.

Ein schwüler sonnenloser Tag. Vom Morgen an hatte man Regen erwartet, aber das Wetter hielt sich. Die Luft war ermattend weich; unbeweglich hing das dunkle Laub an den Bäumen, und schläfrig langsam hob sich der Rauch.

Am Nachmittag schien es sich aufzuheben. Reinhold war mit dem Knaben in die Berge geschlendert, und bei der Rückkehr vernahm er, daß Anna inzwischen allein in den Wald gegangen sei; sie hatte eine Aussichtshöhe, die sie gern bestieg, als Ziel ihrer Wanderung angegeben. Die Zeit verrann — ein dumpfer Abend nach dem heißen Tage. Kein Lüftchen regte sich. Selbst die Kinder auf der nahen Weide schienen die Schwüle zu empfinden, sie lagen träg und reckten unruhig die Häupter. Reinhold hatte sich im Grafe gelagert und blickte in sich hinein, wie man in eine Herbstlandschaft schaut, wo der Nebel in sanftem Regen niederträumt und die nächste Nähe mit ihren unbestimmten Umrissen in fernster Ferne zu liegen scheint. Da plötzlich ein heftiger Windstoß, und weit her aus den Bergen ein dumpfes Grollen. Das rüttelte ihn auf und riß ihn in die Gegenwart zurück.

Anhaltender erhob sich der Wind; in den Bäumen rauschte es. Reinhold warf einen prüfenden Blick auf den Himmel: einfarbiges Blau, unter dem zerrissenes weißes Gewölk flatterte. Da und dert wetterleuchtete es; in dem matten Schimmer randbegrenzte Wolken; Blätter wirbelten auf, dann wieder wurde es still.

Reinhold täuschte es nicht. Er empfahl das Kind der Obhut der Wärterin und machte sich auf den Weg. Nun schritt er durch den Wald. Bald schien ein heftiger Sturmwind dagegen zu brausen, aber die Kraft brach sich an den mächtigen Stämmen, und innen säufelte es fast nur.

Wie im Frieden, während der Kampf in der Ferne verklang, ging er hindurch, und über ihm wölbten sich die Tannen zum Dach.

Er hatte eine lichte Stelle erreicht. Schwarzblau der Himmel, die Wolken nur beim Blitz sichtbar. Gewitter standen an allen Seiten. Eiliger drang er vor. Ein paar schwere Tropfen fielen herab; eine kurze Stille, wieder ein Windstoß, dann dichter Regen. Nun war es Nacht, und das Gethier des Waldes wurde lebendig.

Die Angst um Anna beflügelte seine Schritte. Da sie ihm nicht entgegengekommen, vermuthete er, sie sei aus Furcht vor dem Wetter auf der Bank oben zurückgeblieben. Und schon stieg eine andere Sorge in ihm auf: daß sie ängstlich einen näheren, aber wilden Waldweg gewählt habe und nun auf unwegsamen Pfaden umherirre. Er rief, doch keine Stimme antwortete. Fieberhaft stürmte er aufwärts. Endlich hatte er die Höhe erreicht: die Bank war leer!

Die schwarzen Waldberge glühten und flammten allaugenblicklich, es wetterleuchtete rings am Himmel. Und dann brach es los: wie aus hundert Feuerfackeln rollten die Donner, und ehe ein Donnerschlag verklang, zuckte ein neuer Blitz durch die Nacht.

Er drang zur andern Seite in den Wald, und durch das Wuthgeheul der Elemente rief er verzweiflungsvoll ihren Namen. Plötzlich war's ihm, als vernähme er Antwort. Er tastete sich durch das Dickicht hin, woher die Stimme erschollen war. O Glück! o Banne! er hörte in der tiefen Dunkelheit die geliebte Stimme dicht neben sich.

„Wo ist das Kind?“

„Wohlgeborgen daheim!“

„Dann ist's ja gut!“

Eine eigenthümliche Müdigkeit schien über sie gekommen; auch die Stimme

klang matter, als sie jetzt fortfuhr: „Sei unbesorgt um mich; ich lehne hier sicher an einen Baum.“

Ein Blitz flammte und beleuchtete für einen Augenblick unheimlich das nächtliche Waldbild. Reinhold sah sie hart an einer Stelle, wo der Berg jäh abfiel. „Anna!“ schrie er auf, ergriß sie heftig und riß sie zu sich. Es durchrieselte ihn, als er ihren Leib umfing. Beim grellen Schein eines neuen Blitzes erblickte sie sein Gesicht, das weiß wie eine Wand war. Der starke Mann zitterte.

„So viel bin ich dir, daß du um mich bangst?“ sagte sie leise.

„Ich hätte nicht leben mögen ohne dich!“ erwiderte er dumpf.

Der Sturm brauste um die Beiden her und schlug die Zweige wild zusammen; aber mitten in dem Unwetter drangen die Worte wie schmeichelnde Musik in ihr aufhorchendes Ohr. Das klang ja nicht bloß wie Mitleid und Theilnahme; eine ungeahnte Hoffnung wollte in ihr Herz ziehen. Doch tonlos sprach sie: „Wenn ich dir werth bin, Reinhold, sprich nicht so! So darfst du nur sprechen, wo du liebst.“

„Und weißt du es denn nicht seit langen Jahren?“ gab er still zurück.

„Seit langen Jahren?“ — Wie ein Schrei löste es sich von ihrer Seele los, und er fühlte ihren Pulsschlag mit, als sie ganz leise fortfuhr, wie wenn sie den Schmerz nicht aufwecken wollte: „Seit langen Jahren? und . . . damals schon?“

Er verstand, was sie auszusprechen sich scheute. „Ich habe dich im Herzen getragen damals und lange vorher und immerdar,“ erwiderte er, und seine tiefe Stimme zitterte.

Eine gewaltige Erschütterung erfaßte das junge Weib. Er empfand es, trotzdem ihn die Nacht umfing. Ihre ganze Gestalt bebte, und sie weinte leise vor sich hin.

Es ängstete ihn, wie hilflos sie da stand.

„Willst du mir nicht folgen, daß wir den sicheren Weg gewinnen?“

„Gern, Liebster, bitte, führe du mich!“

Und er führte sie zur geschützten Stelle an der Bank, wo sie Beide bei einander standen, bis die Donner seltener und ferner zu rollen begannen und mit der schwarzen Wolkenmasse am Himmel das Mondlicht kämpfte. Da schritten sie abwärts.

Der Sturm zitterte nach. Dann und wann ein halb unterdrücktes Schluchzen. Und dann ward es still. Sie hatten Einer des Andern Hand gefaßt und gingen wie Kinder.

* * *

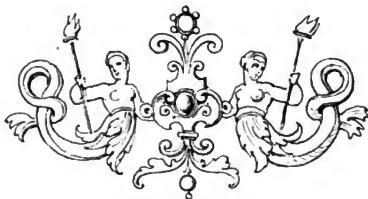
Alle Mühen des Tages waren vergessen vor dem reinen Glück, das er ihnen bešeert hatte. Reinhold hatte den fröhlich schlummernden Knaben zur Gute- nacht geküßt, und nun saßen sie bei behaglichem Lampenschein in Frau Anna's traulichem Zimmer. Mehrfach hatten sie

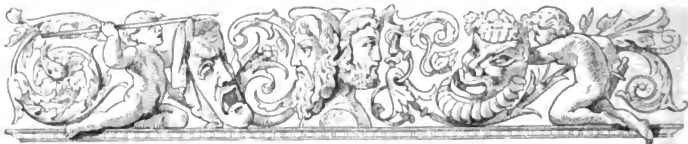
zu erzählen versucht, um die Vergangenheit zu erklären; aber Beiden war heut' das Herz zu voll, und so genossen sie stillselig die Gegenwart. In ihnen und um sie klang es hell, alle freundlichen Geister durchschwebten das Gemach.

Reinhold hatte mit einem bittenden Blick das Instrument geöffnet, und willig fügte sich Anna; weisevoll erklang die Appassionata, und der Feuerstrom der Töne fluthete an seiner Seele vorüber. Er saß in halbdunkler Ecke und dachte eines langvergangenen Abends. Sie hatte das Allegro beendet, sie war aufgestanden und zu ihm getreten, die Hände ihm auf die Schulter legend.

Er blickte lächelnd zu ihr auf: „Wirst du mir auch nicht böse, daß ich dich so quäle?“

Sie sah ihn einen Moment fragend an, dann durchleuchtete sie eine Erinnerung, daß das ganze Gesicht von tiefer Röthe übergoßen war, und eine Thräne füllte ihr Auge. Aber sie ging nicht hinaus wie ehemals, schweigend schlang sie den Arm um ihn, und die Zeit stand stille.





www.libtool.com.cn

Die Erbin aus Red Dog.

Von

Bret Harte.

Die Ueberspanntheit des Erblässers machte sich, wenn ich mich recht erinnere, im Frühling des Jahres 1854 zum ersten Male bemerkbar. Er befand sich dazumal in dem Besiz eines beträchtlichen Vermögens, das ein Freund mit hohen Hypotheken belastet hielt, und einer ziemlich anziehenden Frau, deren Neigung, wie es hieß, einem anderen Freunde verpfändet war. Eines Tages stellte es sich heraus, daß der Mann insgeheim vor der Vorberthür seiner Wohnung eine tiefe Falle gegraben hatte oder hatte graben lassen, in welche im Verlaufe des Abends ein paar Freunde, die sich ungenirt einzustellen pflegten, gelegentlich hineinfielen.

Dieser an sich geringfügige Umstand schien auf einen gewissen humoristischen Zug in der Veranlagung des Mannes zu deuten, der möglicherweise noch einmal eine literarische Verwerthung finden konnte, wenugleich der Liebhaber seiner Frau — ein Mensch von schnellem Unterscheidungsvermögen, der sich bei dem Fall

ein Wein gebrochen hatte — die Sache anders auffaßte.

Einige Wochen darauf saß der Mann mit verschiedenen anderen Freunden seiner Frau bei Tische, als er sich mit einer Entschuldigung von der Tafel erhob, um ruhig vor dem Straßenfenster mit einer dreiviertelzölligen Wasserspritze wieder zu erscheinen, aus der sich ein wahrer Strom auf die versammelte Gesellschaft ergoß. Man versuchte, diesen Vorfall zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, allein die Mehrzahl der Bürger Red Dogs, die der Wahlzeit nicht beigewohnt hatten, erklärten, daß jeder Hausherr das Recht habe, seine Gäste nach seiner eigenen Façon zu unterhalten. Nichtsdestoweniger fielen hier und da Anspielungen auf seine Verrücktheit; seine Frau führte andere Geschehnisse an, die man doch offenbar dem Wahnsinn zuschreiben mußte; der verkrüppelte Liebhaber schloß aus seiner eigenen Erfahrung, daß die heilen Gliedmaßen der Frau nur durch die Entfernung aus dem Hause ihres Gatten gesichert werden könnten, und der Hypothe-

Mit dieser Erzählung, die Clara Steinig für die „Illustrirten Deutschen Monatshefte“ übersetzt hat, und die in englischer und deutscher Sprache zu gleicher Zeit erscheint, führen wir unseren Lesern den gezeierten amerikanischen Humoristen zum ersten Male als Mitarbeiter dieser Blätter vor. Die Red.

fargläubiger, der eine fernere Schädigung seines Besizthums befürchtete, zog seine Hypotheken zurück. Hier jedoch nahm der Urheber all dieser Besorgnisse die Sache selbst in die Hand und verschwand vom Schauplatze.

Als wir das nächste Mal von ihm hörten, war er auf eine geheimnißvolle Art seiner Frau sowohl wie seines Vermögens lebig geworden und lebte einsam in dem fünfzig Meilen entfernten Rockville, wo er eine Zeitung herausgab. Jene Originalität jedoch, die er in der Behandlung der Probleme seines eigenen Privatlebens entwickelt hatte, erwies sich als merkwürdig unerjprießlich, sobald er sie auf die politischen Spalten des „Rockviller Vordertreffen“ anwandte. Eine amüsante Uebertreibung, die vorgeblich eine genaue Schilderung des Mordes darstellte, welchen der gegnerische Candidat an seinem chinesischen Waschmanne begangen hatte, fand, wie ich zu meinem Bedauern bestätigen muß, nur Schimpf und Schläge zur Erwiderung. Die willkürliche und rein aus der Phantasie geschöpfte Darstellung einer großen religiösen Erweckung in Calaveras, bei welcher der Sherif des Bezirks — ein notorisch weltlich gesinnter Skeptiker — die Rolle des Hauptermahners gespielt haben sollte, erzielte nichts weiter, als daß der Zeitung die Bezirksanzeigen entzogen wurden. Inmitten dieser geschäftlichen Wirrnisse starb der Mann plötzlich. Zum krönenden Beweise seiner Tollheit stellte es sich heraus, daß er ein Testament hinterließ, in welchem er seine sämtlichen Habseligkeiten einer sommerjprossigen Magd aus dem Rockville Hotel vermacht hatte. Diese unsinnige Handlung nahm jedoch ein ernsthaftes Aussehen an, als man zu gleicher Zeit entdeckte, daß sich unter diesen Habseligkeiten tausend Actien der „Bergwerksgesellschaft zur aufgehenden Sonne“ befanden, die einen oder zwei Tage nach

seinem Ableben, während man noch über seine lächerliche Wohlthat spottete, plötzlich zu Reizthum und Ansehn gelangte. Der Werth des auf so muthwillige Art dem Untergange geweihten Vermögens wurde in Bausch und Bogen auf drei Millionen Dollars taxirt! Denn um dem Unternehmungsgeist und der Thatkraft der jungen, aufsprossenden Colonie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß sie kaum einen einzigen Bürger besaß, der sich nicht vorzugsweise für befähigt erachtet hätte, den Besitz des hingeschiedenen Humoristen zu controliren. Wohl gab es deren, die ihre eigene Fähigkeit, eine Familie zu erhalten, in Zweifel stellten; Andere, die es als eine zu schwerwiegende Verantwortung empfanden, als die Jury sie zu Geschworenen wählte, und ihren öffentlichen Pflichten aus dem Wege gegangen waren; Einzelne wiederum hatten ein mit geringem Honorar verknüpftz Amt abgelehnt, — vor der Möglichkeit jedoch, die Functionen Peggy Moffat's, der Erbin, übernehmen zu sollen, wäre kein Einziger zurückgeschreckt.

Das Testament wurde angegriffen. Erstens von der Wittwe, der es auf einmal einfiel, daß sie von dem Verbliebenen niemals gesetzlich geschieden worden sei; sodann von vier seiner Bettern, die nur zu spät zum Bewußtsein seines moralischen und pecuniären Werthes erwacht waren. Die bescheidene Legatarin jedoch — ein merkwürdig schlichtes, anspruchsloses und unerzogenez Mädchen aus dem Westen — trug eine störrische Hartnäckigkeit in der Vertheidigung ihrer Rechte zur Schau. Sie wies jeden gütlichen Vergleich von sich. Der rohe Gerechtigkeitsfinn der Gemeinde, welcher die Fähigkeit des Mädchens, das ganze Vermögen zu verwalten, bezweifelte, erachtete es für angemessen, sie mit dreimalhunderttausend Dollars abzufinden. „Sie wird ja auch

das natürlich irgend einem verfligten Stromer von Mann in den Rücken werfen, aber drei Millionen für so 'nen Kerl, bloß um sie kreuzelend zu machen, wäre zu viel. Wär' eine Prämie auf Bummel und so was."

Die einzige Stimme, die sich diesem Rath widersetzte, kam von Mr. Jack Hamlin's sardonischen Lippen.

"Geseht den Fall," wandte dieser Gentleman ein, indem er sich ohne Weiteres an den Vorredner wandte, „geseht, ich hätte dir, als du mir vergangenen Freitag Nachts zwanzigtausend Dollars abgewannst — geseht den Fall, ich hätte mich, anstatt sie dir anzuhändigen, wie ich es that — ich hätte mich also auf die Hinterbeine gestellt und gesagt: ‚Sieh' mal, Will Wethersbee, du bist ein verdamnter Narr. Wenn ich dir die zwanzigtausend gebe, verpußt du sie doch nur in der ersten besten Spielhölle in Frisco an den ersten besten Gauner, der dir in den Weg läuft. Hier hast du tausend — zum aus dem Fenster schmeißen lange genug für dich — da! und scher' dich zum Teufel!‘ Geseht den Fall, was ich dir da gesagt, wäre die blanke Wahrheit, und du wüßtest das, — würde dir das ganz besonders passen?"

Aber hier wies ihm Wethersbee schleunigst die Unstatthaftigkeit dieses Vergleiches durch die Thatsache nach, daß er das Geld redlich durch seinen Einjaß gewonnen habe.

"Und woher weißt du denn," fragte Hamlin grimmig und heftete seine schwarzen Augen auf den erstaunten Casuisten, „woher weißt du denn, daß das Mädel nichts eingeseht hat?"

Der Mann stammelte eine unverständliche Antwort. Der Spieler legte seine weiße Hand auf Wethersbee's Schulter.

"Sieh', alter Kerl," sagte er, „jedes Mädel geht jedes Mal auf's Ganze, darauf kauft du dein Leben wetten — um was

für eine Bagatelle sich's auch handelt. Wenn sie statt Herz Roulette und statt Leib und Seele trente et quarante spielte — so würde sie von hier bis Frisco jede Bank sprengen! Verstanden?"

Etwas von diesem Gedanken wurde, nur leider nicht ganz so empfindungsart, Peggy Moffat selber hinterbracht. San Francisco's weisester Gesetzesausleger, den die Wittve und die Verwandten angenommen hatten, ergriff in einer Privatunterredung mit Peggy die Gelegenheit, ihr nachzuweisen, daß sie in dem quasi-verbrecherischen Verdachte stände, der Reingung eines unzurechnungsfähigen ältlichen Herrn gesetzwidrig und mit dem Endzweck nachgestellt zu haben, sein Eigenthum an sich zu bringen, und deutete ihr an, daß, wenn sie dabei beharre, ihre Ansprüche gewaltiam zu einem solchen Resultate zu führen, ihr moralischer Ruf nach der gerichtlichen Untersuchung unwiderruflich vernichtet sein würde. Als Peggy das hörte, soll sie das Geschirr, das sie eben aufwusch, hingestellt, das Küchenshandtuch um ihre Finger gewunden und ihre kleinen, blassen, blauen Augen auf den Anwalt gerichtet haben.

"So? also so pfeist die Sorte?"

"Es thut mir leid, mein verehrtes junges Fräulein," erwiderte der Anwalt, „aber die Welt ist zum Tadel geneigt. Und ich muß hinzufügen," fuhr er mit einnehmender Offenheit fort, „daß wir Juristen von Fach in der Lage sind, die Meinung der Welt kennen zu lernen, und daß dies die Anschauung — unserer Partei sein wird."

"Na," sagte Peggy stramm, „wenn ich mir doch mal vor Gericht weiß brennen muß, so können die drei Millionen gleich mit dran."

Zugen dieser Scene wollen behaupten, daß Peg diesen Ausspruch mit dem Wunsche begleitete, ihren Verleumdern „die Pflanne einzuschlagen", daß sie ferner

bemerkte, „so 'ne Pflanze wäre sie schon einmal“, und daß sie das Gespräch durch einen unglücklichen Wurf mit dem Geschirr abschloß, der auf der gezeckweisen Stirn ihres Gefellschafters eine schmerzhaft e Anetichung hinterließ. Doch fand diese in den Schenkstuben und Gutes beliebt Erzählung keine Bestätigung in höheren Kreisen. Authentischer ist die Anekdote, die sich auf eine Unterredung mit ihrem eigenen Anwalt bezieht. Dieser Gentleman hatte sie auf den Vorthail aufmerksam gemacht, die sonderbare Großmuth des Testators auf eine vernünftige Ursache zurückführen zu können.

„Wenn auch das Gesetz,“ fuhr er fort, „das Testament um seiner Verfügungsgründe willen nicht ansieht, so würde es doch auf den Richter und die Jury — einmal wenn die Behauptung der Unzurechnungsfähigkeit aufgestellt wird — einen starken Eindruck machen, wenn wir überzeugend darthun könnten, daß der Act ein logischer und natürlicher war. Sicherlich haben Sie — ich spreche im Vertrauen, Miß Moffat — Ihre eigenen, bestimmten Vorstellungen darüber, was den verstorbenen Mr. Byways zu seiner merkwürdigen Großmuth gegen Sie bestimnte.“

„Hab' ich nicht,“ sagte Peg entschieden.

„Denken Sie nur nach. Hat er Ihnen nicht — selbstverständlich bleibt das unter uns, obgleich ich betheure, mein verehrtes junges Fräulein, daß ich keinen Grund sehe, es nicht eben so gut zu veröffentlichen — hat er niemals Gefühlen Ausdruck gegeben, die sich mit der Absicht einer späteren ehelichen Verbindung in Einklang bringen ließen?“

Hier aber unterbrach ihn Miß Peg's großer Mund, der langsam und schlaff über die unregelmäßigen Zähne gesunken war.

„Wenn Sie meinen, ob er mich heirathen wollte — ne!“

„Ich verstehe. Aber gab es keine Bedingungen — selbstverständlich wissen Sie doch, daß das Gesetz solchen, die im Testament nicht genannt sind, keine Verechtigung einräumt, nur eben zur völligen Bestätigung des Legates — können Sie mir nicht irgend welche Bedingungen nennen, unter denen er Ihnen sein Eigenthum überließ?“

„Sie meinen, ob er was dafür haben wollte?“

„Ganz recht, mein liebes junges Fräulein.“

Peg's Gesicht färbte sich auf der einen Seite magenta-, auf der andern hell kirschroth, während ihre Nase in Purpurgluth und ihre Stirn in Türkischroth getaucht war. Um die Wirkung dieser dramatischen Zurschaufstellung einer plumphen und fassungslosen Verlegenheit noch zu steigern, fing sie an, sich die Hände an ihrem Kinn abzuwischen, und saß schweigend da.

„Ich verstehe,“ sagte der Anwalt hastig; „thut nichts — die Bedingungen wurden erfüllt.“

„Ne,“ sagte Peg erstaunt; „wie ging denn das, so lange er nicht todt war?“

Jetzt war die Reihe, zu erröthen und verlegen zu werden, an dem Anwalt.

„Er sagte was und er machte Bedingungen,“ fuhr Peg mit einer gewissen Festigkeit inmitten ihrer Unbeholfenheit fort; „das geht aber Niemanden nichts an als man bloß mir und ihm. Und das ist Ihre und keinem Andern seine Sache nicht.“

„Aber, meine liebe Miß Moffat, wenn nun gerade diese Bedingungen bewiesen, daß er bei vollem Verstande war, so könnten Sie doch unmöglich etwas dagegen einzuwenden haben, sie bekannt zu geben, und geschähe es nur, um Sie in eine Lage zu versetzen, die Ihnen die Erfüllung derselben ermöglichen würde.“

„Aber,“ meinte Peg schlan, „nehmen

Sie mal an, Sie und das Gericht hielten sie nicht für voll? Nehmen Sie mal an, Sie hielten sie für verrückt? He?"

Mit dieser unabwendbaren Beschränkung des Vertheidigungsmaterials kam der Fall zur Untersuchung. Erinnert sich doch ein Jeder noch derjenigen, die sechs Wochen hindurch zur täglichen Unterhaltung des Calaveras Bezirkes diente, wie sechs Wochen hindurch die intellektuelle, moralische und geistige Fähigkeit des Herrn James Byways, über sein Eigenthum zu verfügen, mit wissenschaftlicher und methodischer Unverständlichkeit vor Gericht und mit unwissenschaftlichen und unabhängigen Vorurtheilen bei Lagerfeuern und in Schenkstuben erörtert wurde. Nach Ablauf dieser Zeit und nachdem logisch festgestellt war, daß mindestens neun Zehntel der Bevölkerung von Calaveras aus harmlosen Irrsinnigen bestände, und nachdem der Verstand aller Uebrigen zu wanken begann, erlag die erschöpfte Jury eines Tages der Anwesenheit Peg's im Gerichtssaale. Diese Anwesenheit hätte zu keiner Zeit bestechend wirken können, aber die Aufregung und ein unsinniges Bestreben, sich herauszuputzen, ließen ihre Mängel in einer unglaublich grellen Weise hervorstechen. Jede Sommerprosse auf ihrem Gesicht trat heraus und behauptete sich besonders. Ihre blaßblauen Augen, die keine Spur ihrer Charakterstärke verriethen, irrten matt umher oder starrten blöde auf den Richter. Ihr übergroßer Kopf, der, breit aufgebaut, in dem allerwinzigsten, hellen Böpschen endete, stand so steif und gleichgültig zwischen den schmalen Schultern, wie die hölzernen Globen des Geländeraufsatzes, gegen den sie sich lehnte. Die Jury, der sie sechs Wochen hindurch von der klägerischen Partei als eine muthwillige, verschlagene Zanberin geschildert worden war, die langsam Jim Byways wankende Ver-
nunft untergraben hatte, erhob sich wie

ein Mann. Es lag etwas so erschreckend Unverdientes in ihrer Häßlichkeit, daß man die drei Millionen kaum als eine hinreichende Entschädigung dafür betrachtete.

"Wann man ihr das Geld vermacht hat, dann hat sie's och verdient, Jungens; 's war keine Dämelsei nich' von dem Alten," sagte der Obmann.

Als sich die Jury zurückzog, fühlte man, daß Peg's guter Ruf wiederhergestellt war. Und als die Geschworenen mit ihrem Verdict wieder in den Saal traten, erfuhr man, daß ihr für die Verunglimpfung derselben eine Schadloshaltung von drei Millionen zugesprochen worden war.

Sie bekam das Geld. Diejenigen jedoch, die sicher darauf gerechnet hatten, sie dasselbe vergeuden zu sehen, wurden in ihrer Erwartung gründlich getäuscht. Man flüsterte sich jetzt im Gegentheile zu, daß sie außerordentlich kniderig sei. Mrs. Stiver aus Red Dog, jene vortreffliche Fran, die sie nach San Francisco begleitet hatte, um ihr bei ihren Einkäufen behilflich zu sein, verließ ihrer Entrüstung lauten Ausdruck.

"Sie knauert mehr mit fünf Cents als ich mit fünf Dollars. Sie wollte in 'Stadt Paris' nichts nicht kaufen, weil es dort 'zu kostspielig' wäre, und stoffte sich am Ende in ein paar billigen Kleiderbuden der Marketstreet wie eine wahrhafte Vogelschönhe heraus. Und nach all der Mühe, die Jane und ich uns mit ihr gegeben, und nachdem wir für sie unsere Zeit um die Ehren geschlagen haben und ihr mit Rath und That unter die Arme gegriffen, hat sie Jane nicht mal das geringste Geschenk nicht gemacht."

Die öffentliche Meinung, welche Frau Stiver's Aufmerksamkeit als eine rein speculative betrachtete, fand sich durch diesen unvortheilhaften Abschluß derselben nicht verlegt; als aber Peg sich weigerte,

die neue Presbyterianische Kirche von ihrer Hypothekenlast befreien zu helfen, und es sogar ablehnte, sich mit ein paar Actien an dem „Unionsgraben“ zu betheiligen, der von Vielen als eine eben so heilige wie sichere Capitalsanlage betrachtet wurde, begann sie in der Genuß des Publikums zu sinken. Sie schien sich jedoch um die öffentliche Meinung so wenig zu kümmern wie vor der Gerichtsverhandlung, mietete ein kleines Haus, in dem sie mit einer ehemaligen Dienstgenossin, einem alten Weibe, auf anscheinend gleichem Fuße verkehrte, und sah nach ihrem Gelde. Wenn ich wenigstens sagen könnte, daß sie umsichtig dabei zu Werke ging — aber nein, sie tappte unvernünftig zu. Derselbe Zug störrischer Hartnäckigkeit, den sie bei der Verfolgung ihrer Erbanprüche an den Tag gelegt hatte, trat auch bei ihren verfehlten Speculationen hervor. Sie verschleuderte zweihunderttausend Dollars an einen gänzlich erschöpften Schacht, den der verblichene Testator ursprünglich hatte abteufen lassen. Sie verlängerte die klägliche Existenz des „Rockviller Vordertreffen“, nachdem dasselbe schon längst aufgehört hatte, selbst seine Feinde zu interessieren. Sie hielt die Thüren des Rockviller Hotels noch offen, als seine Kundschaft schon auf und davon gegangen war. Sie brachte sich um den Beistand und das Wohlwollen eines Mitcapitalisten durch ein unbedeutendes Mißverständnis, bei dem sie sich störrisch und unnachgiebig verhielt, und hatte drei laufende Prozesse auf dem Hals, die mit einer Kleinigkeit hätten beigelegt werden können. Ich citire diese Mängel, um darzuthun, daß sie nichts weniger als eine Heroine war. Und ich erwähne ihre Angelegenheit mit Jack Folinsbee, um zu zeigen, daß sie sich kaum auf die Durchschnittslinie gewöhnlicher Frauen erhob.

Jener bildhübsche, rettungslose Vagabund hatte die Umgebungen Red Dogs

in einem weiten Kreislauf wüster Abenteuer durchstreift, die ihn als ein gestrandetes, aber immerhin nicht uninteressantes Wrak nach einer zerfallenen Hütte, unweit von Peg Moffat's jungfräulichem Gemach, verschlagen hatten. Bleich, von Ausschweifungen zerrüttet, mit einer zitternden Stimme, die eine mehr oder weniger von Stimulanz gesteierte Aufregung verrieth, schmachtete er langsam bei sehr viel Muße und sehr wenig Gelegenheit zu nachbarlichem Verkehr dahin. In diesem verführerischen und auf sein Gemüthsleben, seine Moral und seine Kleidung gleichmäßig vertheilten Dëshabillé erschien er vor Peg Moffat, ja mehr noch, humpelte er zuweilen mit ihr durch die Colonie. Dem kritischen Auge Red Dogs ging der Anblick des wunderbaren Paares nicht verloren; Jack — redselig, leidend, von Rene, Gewissensbissen, Selbstvorwürfen und Krankheit augenscheinlich überwältigt; und Peg offenen Mundes, hochroth, unbeholfen, aber entzückt; und da Red Dogs kritisches Auge solches wahrnahm, blinzelte es verständnißvoll nach Rockville hinüber. Was sich zwischen den Weiden zutrug, wußte Keiner. Alle aber bemerkten, daß Jack eines schönen Sommertages in einem offenen Einspanner die Hauptstraße von Red Dog hinunterfuhr, und daß die Erbin dieser Stadt neben ihm saß. Wie wohl es noch ein Bißchen wackelig mit Jack stand, führte er die Zügel doch mit einem Anflug seiner sonstigen gewandten Redheit, und Fräulein Peggy in ihrem ungeheuren, mit perlfarbenen Bändern geschmückten Hut, die nur um einen Schatten dunkler waren als ihr Haar, und mit einem Strauß gelber Rosen in ihren kurzen, mit blaßrothen Handschuhen überzogenen Fingern, erglühete über dem Schnieder in ihrer ängstlichen Glückseligkeit schlechterdings zu Carmoisin.

So fuhren diese Weiden dahin — hin-

aus aus dem geschäftigen Treiben der Colonie in den Wald, dem rothigen Sonnenuntergang entgegen. Es war vermuthlich kein sehr anziehendes Bild, und dennoch lehnten sich die Miner auf ihre Spaten, und die Handwerker hielten in ihrer Arbeit inne, um ihnen nachzusehen, als sich die düstern Chorgänge des ernsten Fichtendomes vor ihnen aufthaten. Das kritische Auge Ned Dogs umflorte sich mit einem sentimentalen Nebel, sei es nun, daß die Sonne darauf schien, oder sei es, daß es seiner eigenen, ausschweifenden Jugend gedachte.

Der Mond stand hoch, als die Beiden zurückkehrten. Diejenigen, die darauf gewartet hatten, Jack zu dem nahe bevorstehenden glücklichen Umschwung seiner Verhältnisse zu gratuliren, ärgerten sich, als sie fanden, daß er aus Ned Dog abgereist war, sobald er seine Dame nach Hans geleitet hatte. Aus Peg war nichts herauszubekommen. Sie verlebte den nächsten und die folgenden Tage in der ruhigen Gleichförmigkeit von sonst, verwechselnderte ein- oder zweitausend Dollars mehr in verfehlten Speculationen und änderte an ihren Gewohnheiten persönlicher Sparsamkeit nichts. Wochen vergingen, ohne daß dem romantischen Idyll ein sichtbarer Abschluß gefolgt wäre. Es wurde nichts Bestimmtes bekannt, bis Jack vier Wochen später in Sacramento auftauchte mit einem Billardstock in der Hand und einem vor Entrüstung übersprudelnden Herzen.

„Ich kann euch, was diese Sache betrifft, im Vertrauen erzählen, Gentlemen,“ sagte Jack zu einem Kreis theilnehmender Spieler, „daß ich mit diesem sommerprossigen, rothhängigen Frauenzimmer mit den eingefetteten Haaren so viel Süßholz geraaspelt habe, als ob sie eine — eine — Schauspielerin gewesen wäre. Und, meine Herren, soweit ich mich auf Weiber verstehe, war sie absolut ver-

schossen in mich! Nacht zum Ruck, 's ist doch so. Eines Tages hol' ich sie im Einspänner zum Spazierenfahren ab — in großem Wiß, versteht sich — und draußen auf der Landstraße werde ich denn ein übriges thun — gerade als ob sie eine richtige Dame gewesen wäre — und ihr proponiren, sie auf dem Fleck zu heirathen. Und was thut sie?“ fuhr Jack mit hysterischem Gelächter fort — „hol' mich dieser und jener! bietet mir fünfundzwanzig Dollars Taschengeld pro Woche an — Zahlung zu fixiren, wenn ich nicht zu Hause bleibe!“

Das wiehernde Gelächter, mit dem man dieses offene Bekenntniß empfing, wurde von einer ruhigen Stimme mit der Frage unterbrochen: „Und was jagtest du?“

„Was ich sagte?“ kreischte Jack. „Na, ich sagte ihr, sie sollte sich mit ihrem Gelde zum Teufel scheren.“

„Man erzählt sich,“ fuhr die ruhige Stimme fort, „daß du sie um ein Darlehn von zweihundertundfünfzig Dollars ersuchtest, um bis nach Sacramento zu kommen, und daß du es gekriegt hast.“

„Wer sagt das?“ brüllte Jack — „zeigt mir den vermaledeiten Lügner!“

Eine Todtensille trat ein. Dann langte der Besitzer der ruhigen Stimme gemächlich unter den Tisch, holte die Kreide hervor, rieb die Spitze seines Billardstockes damit ein und begann mit gelassenem Ernst: „Es war ein alter Freund von mir in Sacramento, ein Mann mit einem hölzernen Bein, einem Glockenge, drei Fingern an der rechten Hand und einem schwindjüchtigen Husten. Da er natürlich nicht selbst für sich losgehen kann, überläßt er mir die Geschichte. Was also unsere Streitfrage betrifft,“ fuhr Hamlin fort, legte plötzlich den Billardstock bei Seite und heftete seine dämonischen schwar-

zen Augen auf den Sprecher, „so nehmen wir an, ich habe es selbst gesagt!“

Ob wahr oder nicht wahr, muß ich leider bekennen, daß diese Geschichte sich als ungeeignet erwies, Peg's Beliebtheit in einer Gemeinde zu erhöhen, wo Sorglosigkeit und Großmuth für den Mangel aller übrigen Tugenden entschädigen mußten, und es kann auch sein, daß Red Dog eben so wenig vorurtheilsfrei war als civilisirtere, aber gleichfalls um ihre Erwartungen betrogene Ehegatten.

Im Verlauf des folgenden Jahres ließ Peg sich wiederum in verschiedene thörichte Speculationen ein und erlitt schwere Verluste. Sie schien thatsächlich von dem fieberhaften Verlangen besessen zu sein, ihr Vermögen auf jede Gefahr hin zu vergrößern. Endlich wurde bekannt gemacht, daß sie das unselige Rockviller Hotel wieder zu eröffnen gedächte, um es in eigene Wirthschaft zu nehmen. So unsinnig dieser Plan in der Theorie erschien, erwies er sich doch in seiner praktischen Durchführung immerhin als nicht aussichtslos. Ihre praktische Kenntniß der Hotelpwirthschaft und mehr noch ihre strenge Sparsamkeit und ihr unermüdlicher Fleiß kamen Peg dabei unzweifelhaft sehr zu statten. Die Besitzerin von Millionen kochte, wusch, wartete bei Tische auf, machte die Betten, kurz, arbeitete wie eine gemeine Magd. Dieses neue Schauspiel zog die Gäste herbei. Die Einnahmen des Hauses stiegen in dem Maße, als der Respect vor der Wirthin abnahm. Keine Anekdote über ihren Geiz konnte übertrieben genug sein, um nicht einem gläubigen Publikum zu begegnen. Man erzählte sich sogar, daß man sie dabei betroffen habe, das Gepäc ihrer Gäste selber nach deren Zimmern hinaufzutragen, um so das sonst dem Portier zufallende übliche Trinkgeld für sich in Anspruch nehmen zu können. Sie versagte sich die gewöhnlichsten Bedürfnisse

des Lebens. Sie war schlecht genährt, sie ging dürrtlig gekleidet — aber das Hotel gedieh.

Einige gaben zu verstehen, daß sie geistesgestört sei, Andere schüttelten die Köpfe und meinten, daß ein Fluch auf dem Erbe laste. Auch schien ihr Aussehen darauf hinzudeuten, daß sie diese Ueberlastung ihrer Arbeitskraft nicht mehr lange würde ertragen können, und es fanden bereits Discussionen über den schließlichen Verbleib ihres Eigenthums statt.

Es war Mr. Jack Hamlin's eigenthümliches Schicksal, der Welt über diese und andere Peg nahe berührende Fragen Auskunft bieten zu können.

Ein stürmischer Decemberabend war hereingebrochen, als er zufällig im Rockville-Hotel einkehrte. Die vergangene Woche hindurch hatte ihn die Verfolgung seines edlen Berufes in Red Dog festgehalten, wo er, wie ein Amtsgehilfe sich stimmungsvoll ausdrückte, die Stadt bis auf sein Fahrgehl in den Taschen des Postillons ausgesackt hatte. Der „Standard“ von Red Dog hatte seine Abreise in einer scherzhaften Todtentlage beweint, die mit „Liebster Johnny, aus dem Staub“ begann, und worin die Reime „mit dem Raub“ und „beklagen sehr“ ein vage Anspielung auf „noch tausend Dollars mehr“ enthielten. Natürlich ergoß sich in Folge dessen ein ruhiges Behagen über seine ganze Person, und er verhielt sich in seinen Reden noch lässiger und gemächlicher als sonst.

Um Mitternacht, als er sich eben zur Ruhe zu begeben gedachte, überraschte ihn jedoch ein leises Klopfen an seine Thür und der darauf erfolgende Eintritt Miß Peg Moffat's, der Erbin und Gastwirthin des Rockville-Hotels.

Trotz seiner ehemaligen Vertheidigung fühlte sich Mr. Hamlin ihr keineswegs gewogen. Sein anspruchsvoller Geschmac

sträubte sich gegen ihren Mangel an jeglicher Anmuth, und die Gewohnheiten seines Lebens und Denkens verwarfen Alles, was er von ihrem knauserigen und habgierigen Wesen gehört hatte. Wie sie in ihrem schmierigen Calico Ueberwurf, dem noch die Küchenbüste des Tages einfielen, scharlachroth vor Verlegenheit und der Gluth des Küchenrostes, den sie eben erst verlassen hatte, vor ihm stand, bot sie entschieden kein verführerisches Bild. Um so ungefährdeter war sie wenigstens in Aubetracht der späten Stunde, ihrer Einsamkeit und des ungeligen Rufes, der dem Manne da vor ihr anhaftete. Und ich fürchte, daß auch das Bewußtsein dieses Umstandes sie kaum ihrer Verlegenheit enthob.

„Ich möcht' gern ein paar Worte mit Sie allein sprechen, Mr. Hamlin,“ begann sie, indem sie sich, ohne eine Einladung abzuwarten, auf dem Ende seines Mantelsackes niederließ, „sonst würde ich Ihnen nicht belästigt haben. 's ist aber die einzige Stunde, in der ich Ihnen oder Sie mir attrapiren können, denn ich habe von früh auf bis jetzt unten in der Küche zu thun.“

Sie hielt unbeholfen inne, als ob sie den Windstößen lauschte, die draußen an den Fenstern rüttelten und einen feinen Regenschleier über die undurchsichtige Finsterniß breiteten. Dann strich sie ihr Kleid über den Knien glatt und bemerkte, als ob sie im Begriffe stünde, eine unzusammenhängende Conversation aufzunehmen:

„Ein Hundewetter draußen.“

Mr. Hamlin beantwortete diese meteorologische Betrachtung nur mit einem Gähnen und einem vorläufigen Zerren an seinem Rock, den er abulegen begann.

„Dachte, Sie würden am Ende nichts nicht dagegen haben, mir einen Gefallen zu thun,“ fuhr Peg mit rauhem, verlegenem Auflachen fort, „die Leute haben

Ihnen ja für einen Freund von mir gehalten, und Sie haben sich meiner zu einer Zeit angenommen, wo Sie gar keine Veranlassung nicht dazu hatten. Ich habe nicht,“ fuhr sie fort und sah in ihren Schoß nieder, wobei sie mit Zeigefinger und Daumen eine Kleidernaht entlang fuhr, „ich hab' nicht so viele Freunde, die heutigen Tages ein gut Wort vor mir eingleiten, als daß ich sie vergessen sollte.“

Ihre Unterlippe zitterte hier ein Bißchen, und nachdem sie vergeblich nach ihrem vergessenen Taschentuche gesucht hatte, hob sie schließlich den Saum ihres Kleides hoch und wischte ihre Stülpsnahe daran ab, aber ihre Augen standen noch voll Thränen, als sie zu dem Manne emporblickte.

Mr. Hamlin, der sich unterdessen seines Rockes entledigt hatte, hielt mit dem Aufknöpfen seiner Weste inne und sah Peg an.

„Wenn dat so weiter regnet, können wir eben so gut kein Hochwasser auf dem North Fork haben,“ sagte Peg gleichsam entschuldigend und blickte zum Fenster hin. Da der andere Regen nachgelassen hatte, fing Mr. Hamlin an, seine Weste wieder aufzuknöpfen.

„Ich möchte Ihnen um eine Gefälligkeit wegen Mr. — wegen — Jack Folsinbee bitten,“ begann Peg hastig von Neuem. „Er ist wieder unpaß und furchtbar 'runter. Und er verliert eine Unmasse Geld hier und dort, und mehrstens an Ihnen. Letzte Nacht haben Sie ihm wieder zweitausend Dollars abgenommen — Alles, was er hatte.“

„Nun?“ fragte der Spieler trocken.

„Na, da dachte ich, da Sie doch ein Freund von mir sind, daß ich Ihnen bitten möchte, ihn ein Bißchen aus der Zange zu lassen,“ sagte Peg mit gezwungenem Lachen. „Sie können's. Lassen Sie ihn nicht mit Ihnen spielen.“

„Mistref Margaret Moffat,“ sagte

Zack kaltblütig, nahm seine Uhr ab und begann sie aufzuziehen, „wenn Sie so verschossen in Zack Solinsbee sind, so können Sie ihn viel leichter von mir fern halten als ich. Sie sind eine reiche Frau! Geben Sie ihm Geld genug, um meine Bank zu sprengen oder sich ein für alle Mal zu ruiniren, aber lassen Sie ihn nicht ewig um mich herum schnüffeln in der Hoffnung, mir etwas abzuluchsen. Es reutirt sich nicht — Mistreß Moffat — es reutirt sich nicht!“

Eine zartere Natur als die Peg's würde des Spielers Rothwälsch und die kläglichen Wahrheiten, die ihm zu Grunde lagen, entweder mißverstanden oder sehr übel genommen haben. Sie aber verstand ihn sofort und saß hoffnungslos still. „Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen,“ fuhr Zack fort, indem er Uhr und Kette unter sein Kopfkissen legte und seine Cravatte ruhig losmachte, „so geben Sie das Tachtelmachtel auf, heirathen den Kerl und überlassen ihm das Geld und den Gelderwerb, der Sie nur aufreibt. Er wird's schon früh genug an den Mann bringen. Ich sage das etwa nicht, weil ich es zu kriegen hoffe, denn wenn er so viel auf einmal eingefackt hat, macht er eine Sprinksfahrt nach Frisco und verjagt es dort in einem feinen Spiellocale. Ich sage auch gar nicht, daß Sie nicht vielleicht glücklich genug sind, ihn zu bessern. Ich sage auch nicht — und das ist verdammt wahrscheinlicher — daß Sie nicht noch glücklicher sind — und er sich hinlegt und stirbt, noch bevor er Ihr Geld verliedert. Aber ich sage, Sie würden ihn jetzt glücklich machen — und da ich glaube, daß Sie in den Menschen verschossen sind, wie's nur je ein Weib sein kann, so treten Sie ja Ihren eigenen Gefühlen damit auch nicht zu nah!“

Alles Blut entwich aus Peg's Gesicht, als sie aufjah.

„Aber just deswegen kann ich ihm

ja das Geld nicht geben — und ohne das würde er mich nicht heirathen.“

Mr. Hamlin's Hand sank von dem letzten Knopf seiner Weste herunter.

„Sie können — ihm — das — Geld — nicht — geben?“ wiederholte er langsam.

„Nein.“

„Wie so?“

„Weil — weil ich ihn liebe.“

Mr. Hamlin knöpfte seine Weste wieder zu und setzte sich geduldig auf das Bett nieder. Peg stand auf und zog den Mantelfack etwas näher zu ihm hin.

„Als Jim Byways mir dies sein Eigenthum vermachte,“ hob sie an, indem sie sich vorsichtig umsah, „war's unter Bedingungen. Keine Bedingungen nicht, die in seinem Testamente niederschrieben sind — sondern Bedingungen, die wir müßlich ausmachten. Ich gab ihm ein Versprechen in dieser selbigen Stube, Mr. Hamlin — in dieser selbigen Stube und auf diesem selbigen Bett, auf dem sie sitzen, und in dem er starb.“

Wie die meisten Spieler, war Mr. Hamlin abergläubisch. Er stand hastig von dem Bette auf und rückte sich einen Stuhl an das Fenster. Der Wind rüttelte an demselben, als stände Mr. Byways mißvergnügter Geist draußen, um seinen letzten Willen durchzusetzen.

„Weiß nicht, ob Sie sich seiner erinnern,“ sagte Peg fieberisch erregt; „war ein Mann, der was durchgemacht hatte. Alle, die er lieb gehabt — Frau, Familie, Freunde — waren ihm davon gelaufen! Vor den Leuten verjagte er's auf die leichte Achsel zu nehmen, aber vor so einem armen Mädel wie mir kam er damit herans. Hab's noch keiner Seele nicht gesagt — weiß nicht, warum er's mich sagte — ich weiß nicht,“ fuhr Peg schnaubend fort, „warum er mir auch unglücklich machen wollte. Aber er nahm mir's Wort ab, daß, wenn er mir sein Vermögen

hinterließe, ich es nie — niemals, so wahr mir Gott helfe, mit Jemand theilen wollte, den ich lieb hätte, sei's nun Mann oder Weib. Damals dachte ich nicht, daß es mir schwer fallen könnte, so ein Versprechen zu halten, Mr. Hamlin, denn ich war sehr arm und hatte keine lebende Seele nicht, die es gut mit mich meinte, bloß i hm.“

„Aber Sie haben ja Ihr Versprechen so gut wie gebrochen,“ sagte Hamlin; „Sie haben Jack Geld gegeben — wie ich weiß.“

„Nur was ich mich selber verdiente! Hören Sie zu, Mr. Hamlin. Als Jack nun mir freite, bot ich ihm soviel an, als ich calculirte, daß ich ungefähr verdienen könnte. Wie er davonging und krank und in Elend war, kam ich her und nahm dies Hotel. Ich wußte, daß ich dabei, wenn ich schwer arbeitete, was lucriren würde. Lachen Sie mir nicht aus, Mr. Hamlin! Ich arbeitete schwer und lucrirte was, — ohne daß ich einen Cent von das Vermögen genommen hätte. Und Alles, was ich mir bei Tag und bei Nacht mit saurer Mühe verdiente, gab ich an ihm! Das that ich, Mr. Hamlin. Ich bin nicht so hart gegen ihm, als Sie denken, obgleich ich vielleicht noch mehr für ihn hätte thun können.“

Mr. Hamlin stand auf und griff langsam wieder nach seinem Stock, seiner Uhr, seinem Hut und seinem Ueberzieher. Als er vollständig angekleidet war, wandte er sich wieder zu Peg.

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie alles Geld, das Sie sich hier verdienten, diesem Cherub Numero Eins A gegeben haben?“

„Ja; aber er hat keine Abndung nicht, woher ich's nahm. Oh, Mr. Hamlin, das wußte er nicht.“

„Versteh' ich recht, daß er das Geld im Pharao verthat, das Sie für Ihre Fleischflöschen einnahmen? Die Sie selber hatten und schmorten?“

„Aber er wußte es man nicht — er

würde es nicht genommen haben, wenn ich's ihm gesagt hätte.“

„Behüte, lieber wär' er gestorben!“ sagte Mr. Hamlin ernsthaft. „Freilich! Ist er doch so empfindsam — dieser Jack Folinabee, daß es ihn nahezu umbringt, wenn er auch nur von mir Geld nehmen soll. Aber wo verweilt denn dieser Engel, wenn er nicht Tiger jagt und so zu jagen dem nackten Auge sichtbar ist?“

„Er — er hält sich hier auf,“ sagte Peg mit täppischem Erröthen.

„Ich verstehe. Darf ich die Nummer seines Zimmers wissen — oder störe ich ihn vielleicht — in seinem Nachdenken?“ fuhr Jack Hamlin mit ernster Höflichkeit fort.

„Oh, Sie versprechen mich's also? Und Sie werden zu ihm reden und machen, daß er's mich verspricht?“

„Ganz gewiß,“ sagte Hamlin ruhig.

„Und Sie werden daran denken, daß er krank ist — sehr krank? Sein Zimmer ist Nr. 44, am Ende des Flurs. Vielleicht ist's besser, wenn ich mitgehe?“

„Ich werde schon finden.“

„Und Sie werden nicht zu hart mit ihm umgehn?“

„Ich werde wie ein Vater zu ihm sein,“ sagte Hamlin sehr ruhig und gemessen, als er die Thür öffnete und in den Flur hinaustrat. Aber er zögerte einen Moment, wandte sich dann um und streckte Peg seine Hand entgegen. Peg erfaßte dieselbe schüchtern; es schien ihm nicht ganz ernst zu sein, und seine schwarzen Augen, auf die sie vergebens einen forschenden Blick warf, verriethen nichts. Doch schüttelte er ihr warm die Hand und war im nächsten Augenblicke fort.

Er fand das Zimmer ohne Schwierigkeiten. Ein schwacher Husten und ein ärgerlicher Protest antworteten von drinnen auf sein Klopfen. Mr. Hamlin trat ohne weitere Umstände ein.

Ein widerlicher Arzgneigruch, ein dichter, abgestandener Dunst verkommener

Lüderlichkeit und Jack Folinabee's ausgemergelte Gestalt, die halb angekleidet auf dem Bette ausgestreckt dalag, empfingen ihn. Mr. Hamlin fuhr bei diesem Anblick zusammen. Hohle Ringe zogen sich um des kranken Mannes Augen, um seine Lippen zuckte ein Schlagfluß, sein fieberischer Athem kündigte die Auflösung an.

„Wer steht da?“ fragte er heiser und nervös.

„Ich bin's, und ich möchte, daß du auch aufstündest.“

„Ich kann nicht, Jack. Mit mir ist's gründlich aus.“

Er langte mit seiner zitternden Hand nach einem Glase, das mit einem verdächtig aussehenden Getränk von durchdringendem Geruch halb gefüllt war, aber Mr. Hamlin hielt sie zurück.

„Möchtest du die zweitausend Dollars wieder, die du verloren hast?“

„Ja.“

„Schön, so steh' auf und heirathe das Weib da unten.“

Folinabee stieß ein halb hysterisches, halb sardonisches Gelächter aus.

„Sie wird mir's nicht geben wollen.“

„Nein, aber ich werde es thun.“

„Du?“

„Ja.“

Folinabee erhob sich mit dem Versuch eines sorglosen Lachens und stellte sich zitternd und mühsam auf seine geschwollenen Füße. Hamlin sah ihn aufmerksam zu und bedeutete ihm dann, sich wieder hinzulegen. „Hat Zeit bis morgen,“ sagte er, „und dann —“

„Wenn ich's nicht thu' —“

„Wenn du's nicht thust,“ erwiderte Hamlin, „nun, dann mache ich mich dran und steche dich ans.“

Allein dieser mögliche Verrath an dem alten Spielfkameraden wurde Mr. Hamlin sehr unangenehm. Dem in derselben Nacht entflohen Mr. Jack Folinabee's schon zaubernder Geist auf den Fittichen des Südostturmes. Wann oder wie es geschah, wußte Keiner. Ob die letzte Aufregung und die nahe Aussicht auf den Ehestand oder ob eine zu reichliche Dosis schmerzstillender Tropfen sein Ende beschleunigten, hat Niemand erfahren. Ich weiß nur, daß, als man ihn am andern Morgen wecken wollte, das Beste, was von ihm geblieben war — ein immer noch schönes und knabenhaftes Antlitz — kalt und still zu Peg Moffat's thränenvollen Augen emporstarrte. „Geschieht mir recht — 's ist eine Strafe Gottes,“ sagte sie leise flüsternd zu Jack Hamlin, „denn Gott wußte, daß ich mein Wort gebrochen und ihm mein ganzes Eigenthum vermacht hatte.“

Sie überlebte ihn nicht lange. Ob Mr. Hamlin den Wink, den er in jener Nacht in dem Gespräch mit dem hingeschiedenen Jack fallen ließ, zur That machte, meldet die Sage nicht. Er blieb immer Peg's Freund und wurde bei ihrem Tode ihr Testamentvollstrecker. Das Hauptvermögen jedoch fiel einem entfernten Verwandten des hübschen Jack Folinabee zu und entzog sich somit für alle Zeiten der Controle Red Dogs.





Hector Berlioz.

201

Ferdinand Hiller.

In den merkwürdigsten Persönlichkeiten unter seinen Zeitgenossen gehört sicherlich der Tondichter, dem ich diese Blätter weihe. Vor einigen dreißig Jahren, als er in Paris die allgemeine Aufmerksamkeit zuerst auf sich lenkte und, in Deutschland reisend, in allen größeren Städten seine Compositionen zur Aufführung brachte, war die Tagespresse voll des Preises seiner musikalischen Thaten — als Kritiker erregte er durch seine Aufsätze im Journal des Débats ungemeines Aufsehen. Jetzt, wo seit längerer Zeit sein Name nur selten auf den Programmen unserer Concerte erscheint, ist derselbe dem größeren Publikum fast fremd geworden, und auch die große Anziehungskraft, die die Vorführung seiner Werke gegenwärtig in Paris ausübt, hat sich diesseits der Vogesen noch nicht von Einfluß gezeigt. Um so mehr darf ich hoffen, daß diese Skizze, auf persönlichen Erinnerungen und gewissenhaften Studien beruhend, das Interesse des kunstliebenden Lesers zu erregen geeignet sein werde. Hector

Berlioz war ein ganzer voller Mensch, der nie sein Naturell verleugnete; dieses aber war zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten, ja theilweise entgegengesetzten Eigenschaften und Neigungen. Energisch bis zum Heroismus, eigensinnig, gewalttham und doch gefügig, ja schwach — überlegend, geduldig, ausdauernd und doch Augenblicklichen Eindrücken maßlos nachgebend — gutmüthig, gefällig, lebenswürdig, dankbar und wieder bitter, scharf, ja rachsüchtig. Er hatte ein gut Stück Welt- und Lebensverachtung und dabei den ungemeinsten Ehrgeiz — der Erfolg berauschte ihn, während er seiner Geringschätzung des Publikums den ungestümmten Ausdruck verlieh. Den bedeutenden künstlerischen Aufgaben, die er sich stellte, mit zwingender Kraft sich hingebend — die langweiligste, geistloseste Beschäftigung nicht scheuend, wenn seine Zwecke es mit sich brachten, konnte er seine Zeit in knabenhafter Weise verschwenden, in tollen Abenteuerlichkeiten vergeuden. Was ihn mehr als billig beherrschte, war die andauernde Betrachtung seiner selbst, seiner leidenschaftlichen Empfindungen, seines

ganzen Thun und Treibens. Er gehörte zu den Menschen, denen es ein Bedürfnis ist, vor sich selber immer interessant zu erscheinen — dem Geringsten, was sie thun, fühlen, leiden, dem Guten und Schlimmen, was ihnen widerfährt, eine erhöhte Bedeutung zu geben, und doch machte er nicht den Eindruck, eitel zu sein, was um so bemerkenswerther ist, als er viel und fast ausschließlich von sich sprach. Nicht als ob er nicht Gott und die Welt, Musik und Dichtung, Menschen und Länder ins Bereich seiner Ergießungen gezogen hätte — aber er blieb stets, um mich echt deutsch auszudrücken, subjectiv im allerhöchsten Grade. Freilich würden die meisten Menschen fortwährend am liebsten von sich sprechen, wenn man es ihnen erlaubte — La Rochefoucauld meint, man sage noch lieber Schlimmes von sich, als gar nichts —; in so hohem Grade, wie es bei Berlioz der Fall war, ist es mir jedoch, außer bei Bühnenkünstlern, nicht leicht wieder vorgekommen. Glücklicherweise war seine Persönlichkeit so anziehend, so eigenthümlich — seine Rede so lebendig, so pittoresk — seine Denkweise so scharf und absonderlich, bald von einschneidender Folgerichtigkeit, bald von humoristischer Uebertreibung, witzig und drastisch, sein Enthusiasmus war so brennend, seine Abneigung so entschieden, daß man ihn nicht allein mit Freuden gewähren ließ, sondern das Beste that, ihn stets zu neuen Expectationen aufzustacheln.

Berlioz war im vollen Sinne des Wortes ein Ehrenmann. Einige leidenschaftliche Schwachheiten mag er sich vorzuwerfen gehabt haben — aber man durfte eben so wenig seiner persönlichen Würde zu nahe treten, als er selbst es that. Jede Intrigue stand ihm fern — eher mag er durch Rücksichtslosigkeit sich und Anderen Manches verdorben als auf Schleichwegen etwas erlangt haben. Sein künstlerisches Selbstbewußtsein war sehr stark. Wenn er als Kritiker in späteren Jahren zuweilen nicht so offen war, wie es in seiner Natur lag, so trug er dabei doch nur insofern der Macht der Verhältnisse Rechnung, als es galt zu loben — nie hat er aus Eifersucht oder Eigennuß Werke oder Menschen herabgesetzt, die er in seinem Innern anerkennen mußte.

Zu Tadel desjenigen, was ihm mißfiel, mag er bisweilen aus Gereiztheit weiter gegangen sein, als nöthigen — sein ganzes Wesen war eben von der äußersten Nervosität und in Leidenschaftlichkeit getränkt.

Ich glaube nicht, daß man Berlioz hätte begegnen können, ohne überrascht zu werden durch den ureigenen Ausdruck seiner Gesichtszüge. Seine hohe Stirn, scharf abgeschnitten über den tief liegenden Augen, die auffallend stark gebogene Habsichtsnase, die schmalen feingeschnittenen Lippen, das etwas kurze Kinn, alles dies gekrönt von einer außerordentlichen Fülle hellbraun gefärbter Locken, die ihr phantastisches Wachsthum nicht einmal durch das ordnende Eisen des Haarkünstlers einbüßten — man konnte diesen Kopf nicht vergessen, wenn man ihn einmal gesehen hatte. Dazu die ungemeine Beweglichkeit der Physiognomie — der Blick bald leuchtend, ja brennend, und dann wieder matt, fast ersterbend — der Mund, dessen Ausdruck zwischen Energie, wegwerfender Verachtung, freundlichem Lächeln und höhnischem Gelächter wechselte! Seine Figur war mittelgroß — schlank, aber nicht elegant — die Haltung äußerst nachlässig. Der Klang seines Sprachorgans war eher weich zu nennen — selbstverständlich participirte er an dem steten Wechsel seiner Gemüthsbewegung. Auch die Stimme war angenehm, und er hätte manche seiner Gesangscompositionen zur Geltung bringen können, wäre seine Aufregung weniger groß gewesen. Die Ueberschwänglichkeit der Empfindung that der Verständlichkeit Abbruch — der ausführende Künstler darf nicht zu stark bewegt sein, wenn er Andere bewegen will.

Wenige Monate, nachdem ich im Herbst 1828 in Paris eingetroffen war, machte ich Berlioz's Bekanntschaft. Er hatte im vorhergehenden Sommer die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt durch ein Concert, in welchem er mehrere seiner Compositionen hören ließ — auch war ihm kurz darauf der zweite Preis am Institut de France zu Theil geworden. Acht Jahre älter als ich, seit sechs Jahren in der französischen Hauptstadt, hatte er den Kampf ums Dasein kennen gelernt und war, wenigstens im Verhältniß zu mir, ein durch trübe Erfahrungen gereifter Mann, wenn

auch sein durchaus jugendliches Wesen jene süßliche Lebhaftigkeit zur Schau trug, die ihn nie gänzlich verlassen. In hohem Grade fühlte ich mich von dieser überschwellenden Natur angezogen. Was ich ihm dagegen zu bieten hatte, war musikalischer Art. Erst kurz vorher hatte er Beethoven in seinen Symphonien kennen gelernt, die durch Habeneck in den sogenannten Concerten des Conservatoriums den Pariser Musikfreunden offenbart worden waren — sein Enthusiasmus für denselben kannte keine Grenzen. Wir schwärmten zusammen, und es war mir vergönnt, ihn mit den Sonaten des Meisters bekannt zu machen und mich an der Freude erfreuen zu dürfen, die ihm hierdurch zu Theil wurde. Unsere Zusammenkünfte wurden immer häufiger — die Theilnahme, die er mir durch die Erzählungen von seiner Jugend im elterlichen Hause, von seinen Lehrjahren abgewann, steigerte sich täglich.

Obgleich in einer kleinen Stadt, la Côte St.-André, geboren*), hatte seine Erziehung den Charakter jener Stille und Einsamkeit bewahrt, wie sie im Allgemeinen nur auf dem Lande zu ermöglichen ist. Hector's Vater, ein hochangesehener, vielseitig gebildeter Arzt, war der einzige Lehrer des einzigen Sohnes. Sein Unterricht muß ein sehr gediegener gewesen sein, aber auch, da er mit den Ansprüchen einer bedeutenden ärztlichen Praxis zusammentraf, ein sehr unregelmäßiger. Der Knabe war viel sich selbst überlassen und konnte sich seiner Neigung zu einsamer Träumerei in der freien Natur vielleicht mehr hingeben als zuträglich. Das Studium des Lateinischen namentlich wurde sehr ernst betrieben, und die ungemeine Vorliebe des Vaters für die Dichtungen Vergil's ging allmählig auf den Sohn über. Ich glaube nicht, daß Berlioz mit irgend einer Dichtung so vertraut wurde, wie er es mit der Aeneide war, und es mußte für seine Freunde etwas Mührendes haben, ihn am Ende seiner Laufbahn zu dieser Jugendliebe zurückkehren zu sehen, indem er die Oper „Die Trojaner“ dichtete und componirte.

Von seiner Mutter sprach Berlioz mit

Liebe, in welche sich jedoch ein mitleidiges Bedauern mischte, veranlaßt durch die Vorurtheile, wie er's nannte, die sie in Beziehung auf Religion und Kunst hegte. Er hatte, seitdem er sich zum Tonkünstler bestimmt, schwer darunter zu leiden gehabt. Auf's zärtlichste gedachte er jedoch seiner beiden Schwestern, namentlich der jüngeren, mit welcher eine besondere Sympathie ihn verband. Alles in Allem genommen, war seine Jugendzeit eine glückliche zu nennen. Geistig angeregt, ohne übermüdet zu werden, sorgenlos inmitten einer schönen Natur lebend, mit Liebe gehegt, durfte er sich in Freiheit seinen unschuldigen Neigungen hingeben. Der Zweifel an Allem und Jedem, der sich in seinem späteren Leben so unheilvoll geltend machte, blieb ihm gänzlich fern. In reiner, fromm-gläubiger Naivetät, fern von den peinigenden Sorgen der Schule, von den unerfreulichen Verhinderungen, die sie oft mit sich bringt, schwanden ihm die Tage, und vollends die Beschäftigung mit der Musik brachte ihm selige Stunden. Auch hierbei war der ernste Vater sein erster Lehrer — ein paar geringe Musiker halfen später nach. Mit Leichtigkeit lernte der Knabe vom Blatt singen — und schnell erreichte er auch einige Fertigkeit in der Instrumentalmusik. Aber welche Instrumente waren es, auf welchen er seine Leidenschaft für Musik zu befriedigen hatte: das Flageolet, die Flöte und — die Guitarre!

Berlioz sprach oft mit einer gewissen Befriedigung davon, daß er dem Clavier fern geblieben, und meinte, er habe diesem Mangel es zu verdanken, mit voller Freiheit sich seinen Combinationen hingeben zu können, ohne der Claviatur zu denken oder gar unter ihrem Einflusse zu stehen. Sicherlich ist es unnöthig, ein bedeutender Pianist zu sein, um ein großer Componist zu werden — wenn man es auch nicht zu beklagen hat, daß Bach und Händel, Mozart und Beethoven, Weber und Meyerbeer, Mendelssohn und Schumann hervorragende Spieler gewesen. Die gänzliche Unfähigkeit jedoch, sich auf dem Clavier, diesem Compendium der Harmonie, mit Leichtigkeit zu bewegen, kann nie zum Vortheil gereichen, und Berlioz machte aus der Noth eine Tugend, indem er sich jener Illusion hingab. Es

*) Den 3. December 1803. La Côte St.-André liegt im Departement de l'Isère (in der Dauphiné) unweit Grenoble.

spricht jedoch sehr für seine musikalische Begabung (wenn es überhaupt eines Beweises derselben bedürfte), daß er, ohne je etwas Geschiedenes gehört zu haben, schon als Knabe Compositionsversuche gemacht, und zwar mehrstimmige — wie sie auch gewesen sein mögen. Denn unter weniger begünstigenden Verhältnissen für musikalische Ausbildung, als sie ihm zu Theil geworden, hat wohl nie ein berühmt gewordener Componist seine Jugendzeit verlebt.

Sein Vater hatte ihn zum Arzt bestimmt, und die Zeit kam heran, wo der Jüngling sein Fachstudium zu beginnen hatte. Mit bewußter Abneigung gehorchte er dem Befehle, der ihn nach Paris wies, um dort die Vorlesungen an der Universität zu besuchen. Und nun begannen für den Armen Kämpfe aller Art, die noch im besten Gange waren, als ich ihn kennen lernte, und welchen eigentlich erst der Tod ein Ziel gesetzt. In Anfang galt es, den Efel zu überwinden, den ihm das Studium der Anatomie einflößte — er wurde dessen Herr, und zwar dermaßen, daß er sich an den cruden Späßen theiligen konnte, welchen die Pariser Studenten sich in den Sectionssälen hingeben. Mit jenem wild-ausschreienden Lachen, das ihn bei den verschiedenartigsten Veranlassungen befiel, erzählte er mir Einzelheiten, die mich schandern machten. Mit großem Interesse jedoch hatte er den Vorträgen des berühmten Chemikers Thénard beigewohnt, und die vorgeschriebenen Studien waren in leidlichem Gang, als ihn sein Stern oder Unstern eines Abends in die große Oper führte. Man gab die Danaiden von Salieri. Ich glaube kaum, daß wir, die wir in Musik und Theater aufgewachsen sind, uns auch nur entfernt eine Vorstellung machen können von dem Eindruk, den eine derartige musikalisch-dramatische Aufführung auf einen Menschen machen mußte, der nie etwas Aehnliches gehört und dessen ganze Natur darauf angelegt war, alles Poesisch-Musikalische auf's tiefste zu empfinden. Es war die brennende Lunte in einem Pulverthurm. Unwiderstehlicher als je zog es ihn zur Musik, und nichts konnte ihn mehr derselben abwendig machen. Er gerieth in die peinlichsten Conflict mit den Seinen — der Vater

schaft ihn einen Thoren, entzog ihm zeitweise jede Unterstützung — die Mutter war in Verzweiflung, denn ihren Ansichten nach war er ein verlorener Mensch. In wehmüthig-zornigem Troste ertrug er Alles — ließ sich durch nichts beirren. Nicht allein daß er sich auf das äußerste einzuschränken wußte, auf's lärglichste seinen Unterhalt fristete, er hatte es über sich vermocht, während längerer Zeit in einem Vandeville-Theater im Geheimen als Chorist zu fungiren, nicht ohne Angst, gelegentlich von einem Freunde erkannt zu werden. Das war vorüber, als ich ihn kennen lernte, doch gehörten Unterrichtsstunden auf der Guitarre, Correcturarbeiten für Verleger immer noch zu seinen Existenzmitteln. Noch sehe ich ihn vor mir, in einem Kaffeehanse der rue Richelieu (wo man ihm in der humanen Pariser Weise erlaubte, halbe Tage lang einen Tisch in Beschlag zu nehmen), die Probeabzüge verbessern der ersten erfolgreichen Oper Halevy's, des Dilettante d'Avignon; doch suchte das Alles ihn nicht sonderlich an, wenn es ihn auch langweilte. Hier und da gab es auch noch Extracinnahmen, wie beispielsweise der Verkauf der goldenen Medaille, die ihm für den am Insti'tut gewonnenen second prix zu Theil geworden. Sie war 200 Franken werth.

Die Umwandlung, die sich im Laufe der in Paris verlebten Jahre nothwendig an Berlioz vollzogen hatte, läßt sich kaum fassen. Vor Allem, was sein musikalisches Talent betrifft. Aus dem unschuldigen Flauto-Guitarristen, der es unternommen hatte, eine Art von Potpourri aus italienischen Liedern zusammenzustellen, war der Componist der Sinfonie fantastique geworden — aus dem vereinsamten Studenten an der école de médecine ein energischer junger Mann, dem es nicht darauf ankam, mit hochberühmten musikalischen Persönlichkeiten anzubinden. Aber erst die Metamorphose, die seine Gedanken- und Gefühlswelt erlitten!! Mir gegenüber war er ein Stück Mephistopheles, womit ich mir keineswegs die Rolle des Faust zuzutheilen im Sinne habe — eher die des armen Schülers! Von seiner katholischen Erziehung war jede Spur verschwunden — Zweifel aller Art beherrschten ihn, und die Verachtung alles

dessen, was er Vorurtheil nannte, ging ins ungeheuerliche. Sehr oft trafen wir uns spät Abends in einem Café und blieben, bei einer Tasse Thee, bis nach Mitternacht zusammen. Was ich da Alles zu hören bekam! Ich war, was religiöse Ansichten betrifft, in einem reinen Deismus erzogen worden, — auch meine künstlerischen Grundsätze waren, ich möchte sagen, deistischer Natur. Berlioz aber glaubte weder an Gott noch an Nach — weder an absolute Schönheit in der Kunst, noch an Tugend im Leben. Bei Shakespeare, bei Goethe und Beethoven stimmten wir gemeinschaftliche Preishymnen an — den Erzählungen seiner Erlebnisse folgte ich mit der sympathischsten Spannung — wenn er aber seiner Zunge freien Lauf ließ, Alles um sich her verheerend wie ein angetretener Strom, dann wurde mir doch zuweilen etwas bange ums Herz. „Ich möchte alle Vorurtheile mit Füßen treten,“ rief er eines Abends aus — „wenn es sich fügte, ich heirathete die natürliche Tochter einer Negers-Zigennerin jüdischer Religion!“ Die Freiheit, ja Eigenmächtigkeit, die er für die Ausführung seiner musikalischen Ideen in Anspruch nahm, verhinderte indeß nicht, daß er an geringen harmonischen, kaum Lizenzen zu nennenden Stellen in den Werken Beethoven's z. B. Anstoß nahm, wie er denn überhaupt, namentlich im Gebrauch seiner Muttersprache, ein leidenschaftlicher Purist war — auch ultraliberale Aspirationen verabscheute er — er war im Grunde seines Herzens ein Geistesaristokrat. Die Republikaner waren ihm zuwider, und dreißig Jahre später sprach er sich mir gegenüber lobend aus über das Regiment des Kaisers Napoleon. „Ma foi,“ sagte er, „wer die Macht und den Kopf dazu besitzt, mag die Andern beherrschen, das ist ganz in der Ordnung.“ Eine große Leidenschaft füllte jedoch Berlioz in jener Zeit aus und sollte einen fatalen Einfluß auf sein ganzes Leben behalten — eine große, gewaltige Liebe! Für mich bleibt es zweifellos, daß seine Phantasie dabei viel mehr im Spiel war als sein Herz — für die Folge und die Folgen ist das aber gleichgültig. Eine Gesellschaft englischer Schauspieler war nach Paris gekommen, um dort Shakespeare-Aufführungen zu veranstalten.

Der Name des großen Briten war in Frankreich noch nicht von dem Banustrahle gereinigt, den Voltaire auf ihn geschleudert — und wenn die romantische Schule, die damals ihre ersten Erfolge feierte, ihn auch auf ihr Banner geschrieben und ihm so ein Stück Popularität verschafft hatte, so waren seine Werke doch dem größeren französischen Publikum unzugänglich — und werden es auch wohl bleiben.

Jene dramatische Truppe kam jedoch zu günstiger Stunde nach Paris und erregte Aufsehen. Die erste Liebhaberin, Miß Harriet Smithson, war eine Irländerin und hatte es in England zu keiner bedeutenden Stellung bringen können, — ihr irländischer Accent wirkte störend. Anders in Paris, wo sie ein Parterre vor sich hatte, welches zum größeren Theil kein Wort englisch verstand und der Aufführung mit französischen Textbüchern folgte. Die Fülle der Handlung in Shakespeare's Tragödien, die es fast erlauben würde, sie als Pantomimen darzustellen, that das Uebrige — kurz, Miß Smithson errang als Ophelia, Julia, Desdemona große Erfolge. Berlioz verliebte sich in sie, konnte aber nie dazu gelangen, sich ihr zu nähern — alle Versuche blieben unnütz. Die Briefe, die er an sie richtete, erschreckten sie — wohl nur in der Uebersetzung, denn sie verstand eben so wenig ein Wort französisch, als ihr glühender Anbeter im Englischen zu Hause war. Gleichviel — Berlioz gab sich mit der ganzen Ueberchwänglichkeit poetischer Verzückung seiner Leidenschaft hin, und seiner Natur gehorchend, die es ihm nicht erlaubte, irgend etwas im Herzen zu tragen, ohne sich auszusprechen, erfüllte er auf Spaziergängen mit uns die theilnahmlosen Boulevards und die umliegenden Straßen mit Liebesklagen. Es gehörte die volle Sympathie dazu, die seine Freunde ihm schenkten, um sie zu geduldigen Hörern zu machen und ihre Ermüdung zu verbergen. Denn nichts wurde uns geschenkt — nicht die Beschreibung schlafloser Nächte, — nervöser, sich in Thränen lösender Anfälle, — langen Umherirrens in Paris und der Umgegend, — momentanen Hoffens — trostloser Entjagung. „Wäre es ein Anderer,“ sagte Girard (der bekannte

chef d'orchestre, ein skeptischer Lebemann) zu mir — „wäre es ein Anderer, ich wollte ihm nach Hause leuchten.“ Eines Tages erhielt ich, obgleich wir nur wenige Straßen von einander wohnten, einen Brief von Berlioz — eigentlich einen geschriebenen Monolog, der besser, als ich es irgend vermöchte, ein Bild giebt von dem Wertherhaften Zustande des von Skeptik und Musik, von Sehnsucht und Poesie durchwühlten Mannes. Es ist ein wunderliches Document. Geschrieben auf einem Hochfolio-Bogen sehr gewöhnlichen Papiers — mit so großen Buchstaben und Lücken, daß es die vier enormen Seiten vollständig ausfüllt. Das Datum fehlt. Ich gebe es hier in der vollen Absonderlichkeit seiner Anordnung oder Unordnung.

„Mon cher Ferdinand!

Il faut que je vous écrive encor ce soir — cette lettre ne sera peut-être pas plus heureuse que les autres . . . Mais n'importe —.

Pourriez vous me dire ce que c'est que cette puissance d'émotion, cette faculté de souffrir qui me tue? . . .

— . . .
ne gémissons pas! . . .
mon feu s'éteint attendez un instant —

O mon ami savez vous?
j'ai brûlé pour l'allumer, le manuscrit de mon élégie en prose! . . ., des larmes toujours, des larmes sympathiques; je vois Ophelia en verser, j'entends sa voix tragique, les rayons de ses yeux sublimes me consomment.

O mon ami, je suis bien malheureux!
inexprimable!

J'ai demeuré bien du temps à sécher l'eau qui tombe de mes yeux
en attendant je crois voir Beethoven qui me regarde sévèrement, Spontini guéri de mes maux qui me considère d'un air de pitié plein d'indulgence — et Weber qui semble me parler à l'oreille comme un esprit familier, habitant une région bienheureuse où il m'attend pour me consoler.

Tout ceci est fou — complètement fou, pour un joueur de dominos du café de la régence, où un membre de l'institut.

Non je veux vivre encor; —

la musique est un art céleste, rien n'est au dessus, que le véritable amour — l'un me rendra peut-être aussi malheureux que l'autre, mais, au moins j'aurai vécu

de souffrance, il est vrai — —
de rage, de cris et de pleurs
mais j'aurais — — —
rien!

Mon cher Ferdinand! . . j'ai trouvé en vous tous les symptômes de la véritable amitié, celle que j'ai pour vous est aussi très vraie, mais je crains bien qu'elle ne vous donne jamais le bonheur calme qu'on trouve loin des volcans — —
hors de moi, tout-à-fait,
incapable de dire quelque chose de

raisonnable

il y a aujourd'hui un an que je la vis pour la dernière fois — — — — —
— — oh! malheureuse! que je t'ai-mais . . .

j'écris en frémissant, que je t'aime!

S'il y a un nouveau monde nous retrouverons nous?

Verrai-je jamais Shakespeare?

Pourra-t-elle me connaître?
comprendra-t-elle la poésie de mon amour? . . oh! Juliet, Ophelia, Belvidera, Jeanne Shore, noms que l'enfer repète sans cesse
au fait;

Je suis un homme très malheureux, un être presque isolé dans le monde . . . un animal accablé d'une imagination qu'il ne peut porter, dévoré d'un amour sans bornes qui n'est payé que par l'indifférence et le mépris; oui! mais j'ai connu certains génies musicaux, j'ai ri à la lueur de leurs éclairs et je grince des dents seulement de souvenir.

Oh! sublimes! sublimes! exterminiez moi! appelez moi sur vos nuages dorés! que je sois délivré!

La raison

„Sois tranquille, imbécille, dans peu d'années il ne sera pas plus question de tes souffrances que de ce que tu appelles le génie de Beethoven, la sensibilité passionnée de Spontini, l'imagination rêveuse de Weber, la puissance colossale de Shakespeare!

„Va, va, Henriette Smithson
et Hector Berlioz

seront réunis, dans l'oubli de la tombe, ce qui n'empêchera pas d'autres malheureux de souffrir et mourir . . .“

*
*
*

Zum dritten oder gar vierten Male unternahm es Berlioz, im erlauchten Julimonat des Jahres 1830 um den ersten großen, sogenannten prix de Rome des französischen Instituts zu kämpfen — den zweiten hatte er, wie ich schon erwähnt, zwei Jahre früher erhalten. Jener Preis kann, wenn sich würdige Candidaten einstellen, jedes Jahr ein paar Malern, einem Bildhauer, einem Architekten, einem Kupferstecher und einem Componisten ertheilt werden und besteht in einer Pension von 5000 Franken jährlich, während eines Zeitraums von fünf Jahren. Man nennt ihn den römischen, weil er dem glücklichen Eroberer desselben die beneidenswerthe Verpflichtung auferlegt, mindestens drei Jahre in Rom zuzubringen, wo die der französischen Regierung gehörige, auf dem Vincio herrlich gelegene Villa Medici den Preisgekrönten und ihrem Director zur Residenz dient. Daß eine solche Einrichtung, trotz ihrer Großartigkeit, dem Pariser Künstlervölkchen stets zur herbsten Kritik Veranlassung gab, ist selbstverständlich. Zu jener Zeit war es namentlich ein Punkt, der seitens der Musiker vielen Widerspruch hervorrief. Zur entscheidenden Stimmabgabe vereinigten sich nämlich sämtliche Mitglieder der Akademie der schönen Künste, unter welchen sich nur sechs Componisten befanden, und das Ergebniß hing, wenigstens scheinbar, von einer Majorität plastischer, der Musik fernstehender Künstler ab; trotzdem mußte man zugestehen, daß, wenn der Preis auch zuweilen Mittelmäßigkeiten zufiel, kein talentvoller Bewerber abgewiesen worden war. Ist er doch fast allen französischen Tondichtern zu Theil geworden, die sich in den letzten fünfzig Jahren einen Namen gemacht: Herold, Adam, Halevy, Gounod, Thomas und andern, im Ausland weniger gekannten (Auber hat sich nie darum beworben) — alle waren, wie man sich im Pariser Künstlerjargon ausdrückt, „römische Preise“.

Das Verfahren bei diesen Concurrenzen

hat in seiner Strenge etwas Humoristisches und erinnert an die Einrichtung einer Papstwahl. Am bestimmten Tage werden die jungen Tondichter von der Außenwelt ab- und jeder in ein Zimmer des Instituts eingesperrt. Sie finden darin Alles, was zum Schreiben und Schlafen nothwendig — erhalten alle den Text derselben Cantate und müssen sich nun ans Componiren begeben. Sie speisen gemeinschaftlich und dürfen sogar während der Abendstunden ihre Freunde empfangen, aber nur im Hofe. Daß ihnen Melodieren von außen zutragen würden, etwa in einer Pastete verborgen, oder in den Erholungsstunden von Bekannten zugelüftet, scheint man nicht zu fürchten — wohl eben so wenig, daß sie sich gegenseitig helfen würden! Drei Wochen sind ihnen für die Arbeiten gegeben — es ist ihnen aber vergönnt, früher fertig zu werden.

Im vorhergehenden Jahre hatte ich Berlioz und seine Genossen öfters besucht — es war damals kein Preis ertheilt worden. Während der Julitage aber war ich von Paris abwesend. Man kann sich denken, in welche Aufregung es die jungen Leute versetzen mußte, ihre Cantaten zu vollenden, während in der nächsten Nähe ihres friedlichen Gefängnisses Flintenschüsse gewechselt wurden. Berlioz konnte noch den letzten der drei Tage mitmachen — seine Erzählungen dessen, was er gesehen, waren von jener drahtigen Lebendigkeit, die ihm stets zu Gebote stand, aber ohne jede Spur von Freiheit sprühendem Enthusiasmus. Er erging sich in Spott über das theatralische Benehmen vieler Leute aus dem Volk, die er beobachtet hatte — alle diese Poseurs, wie er sie nannte, erschienen ihm im lächerlichsten Lichte, und seine satirischen Ausbrüche kannten keine Grenze.

Diesmal erhielt er den ersten Preis — er war nicht nur seinem Talente, auch seiner Ausdauer zu gönnen. So wenig Werth er auf die darin liegende Anerkennung legte, so wichtig war er ihm in Hinsicht auf seine äußere Stellung und auf die zu seiner Familie, die nach einem so glänzenden Erfolge an seinem künstlerischen Beruf nicht mehr zweifeln durfte. Nicht weniger bedeutungsvoll mußte sie ihm nach einer anderen Seite hin erscheinen.

Ein junger deutscher Tonkünstler hatte bei einer reizenden französischen Collegin die freundlichste Aufnahme gefunden — man muscirte unter den Augen der Frau Mama so häufig und lebhaft, daß hieraus der Wunsch entsprang, sich zusammenzufinden ohne Mama und ohne Piano. Nichts war leichter zu bewerkstelligen.

Landsmann war durch mich mit Berlioz bekannt geworden, und da letzterer in einem Pensionat Unterricht auf der Guitarre gab, in welchem die Freundin als Clavierlehrerin thätig war, hatte er die Gelegenheit gehabt, Berlioz zum Vertrauten seiner Liebe zu machen und seine Gefälligkeit als postillon d'amour in An-



Hector Berlioz.

Die junge Clavierpielerin war nicht nur schön und liebenswürdig — sie besaß ein hervorragendes Talent und war eine der gesuchtesten Lehrerinnen. Von einer milden Dueña mehr begleitet als bewacht, ging sie in die entferntesten Quartiere der Hauptstadt, um vornehmen Damen oder jungen Pensionärinnen Unterricht zu ertheilen. Man traf sich also so weit als möglich von Hause und besuchte sich nicht auf dem Heimgang. Auch mein junger

spruch zu nehmen. Seine Unerfahrenheit gereichte ihm zum Glück, indem sie zu seiner Enttäuschung führte.

Der leicht erregbaren Pianistin, die von der bekannten großen Shakespeare'schen Passion des Liebesboten gehört hatte, schien es äußerst piquant, ihn derselben zu ihren Gunsten abwendig zu machen. Sie sagte ihm eines schönen Tages rund heraus, daß sie ihn liebe, und Berlioz setzte sogleich eine Einführung in

Scene, in optima forma. Das wäre noch ungefähr verzeihlich gewesen, hätte er sich nicht auch gleich in den Kopf gesetzt, die kühne Jungfrau als liebende Gattin heimzuführen. Davon wollte aber die Frau Mama durchaus nichts wissen. Die Tochter wurde nun auf's strengste bewacht — der Eintritt in ihr Haus konnte jedoch dem stürmischen Bewerber nicht versagt werden.

Da erhielt Berlioz jenen römischen Preis, und Frau Martha (so hieß sie nicht) hatte nun gewonnenes Spiel. Sie gab halb und halb zu, daß eine Verlobung stattfände und Ringe gewechselt würden — mußte sie ja doch, daß der Bräutigam in kurzer Zeit genöthigt sein werde, über die Alpen zu ziehen, und daß diese jüngste der Neigungen ihrer Tochter sich nicht dauerhafter erzeigen werde als vergangene und zukünftige. Berlioz veranstaltete noch ein Concert, in welchem seine neuesten Compositionen großes Aufsehen erregten und, von einem Theile des Publicums wenigstens, auf's höchste gepriesen wurden. Von Ruhm und Liebe berauscht, reiste er zuerst zu den Seinigen — dann nach Rom.

Er war kaum fortgezogen, als man in unserer engeren musicalischen Welt von einem Eheprätendenten für seine Braut sprach — von einem älteren, aber ausgezeichneten und reichen Manne, wie ihn sich die Mutter für ihre Tochter, die Tochter für ihre Excentricitäten nur wünschen konnte. Auch hatte ich Gelegenheit, mit eigenen Augen zu sehen, wie wenig oder wie sehr man die Abwesenheit des Verlobten beachtete. Dieser schrieb mir von der Côte St.-André aus die leidenschaftlichsten Briefe — erzählte mir von der Freude seiner Familie, von seinen Trennungsschmerzen, seinen Besorgnissen, und als ich mir erlaubt hatte, in der besten Absicht, ihm zu sagen, daß mir die liebenden Sorgen nicht auf beiden Seiten gleichmäßig vertheilt seien, machte er mich gründlich herunterm. Jede Erinnerung an die frivole Weise, in welcher jener Bund — welcher ein Bund?! — geschlossen worden, schien gänzlich verwischt — wenn seine Geliebte eine Iphigenie gewesen wäre, er hätte sich nicht anders ausdrücken können.

In Rom machte er die Bekanntschaft

Mendelssohn's und schrieb über ihn: „Er ist ein bewundernswerther Mensch, — sein ausübendes Talent ist nicht minder groß als sein musicalisches Genie, und das will wahrlich viel sagen. Alles, was ich von ihm gehört habe, hat mich entzückt — er ist eine der höchsten musicalischen Capacitäten unserer Epoche, davon bin ich überzeugt. Während der ganzen Zeit war er mein Cicerone. Ich verfügte mich Morgens zu ihm — er spielte mir eine Sonate von Beethoven, wir sangen Gluck's Armide zusammen, dann führte er mich zu allen berühmten Ruinen, die mir, ich gestehe es, sehr wenig Eindruck machten. Mendelssohn ist eine jener reinen Seelen, wie man sie so selten findet — er ist ein gläubiger Christ, und ich gab ihm bisweilen Mergerniß durch meine Verhöhnung der Bibel. Durch ihn allein wurden mir in Rom einige gute Stunden zu Theil.“

Diese Zeilen sind einem Briefe entlehnt, der die Ausdehnung einer kleinen Broschüre hat und den er am 6. Mai 1831 in Nizza schrieb. Er war an mich adressirt, galt aber dem ganzen kleinen Kreise seiner engeren Freunde. Da die Ehe seiner Verlobten statt gefunden hatte und man gar nichts von ihm hörte, waren wir eine Zeit lang nicht ohne Besorgniß. Zufällig kam der damalige Director der römischen Akademie, der berühmte Horace Bernet, auf einige Tage nach Paris, und ich beeilte mich, ihn aufzusuchen. Ohne Weiteres wurde ich in sein Zimmer geführt, wo er mit der lebendigsten Liebenswürdigkeit das Gespräch begann, während er gerade jenen Theil seiner Bekleidung wechselte, der noch unaussprechlicher ist als die Inexpressibles. Was er mir über Berlioz mittheilte, war durchaus beruhigender Natur und sollte in jenem Briefe die vollste Bestätigung finden.

Mehrere Wochen hatte er in Rom gebracht, ohne Nachrichten von seiner Braut zu erhalten — da litt es ihn nicht länger dort, und trotz aller Vorstellungen (eine Rückkehr nach Frankreich hätte ihn seiner Pension verlustig gemacht) reiste er ab. In Florenz endlich erhielt er ein Schreiben der Frau Martha, in welchem sie ihm die Vermählung der Tochter anzeigt, ihm erklärt, sie habe nie ihre Einwilligung zu seiner Verlobung gegeben, und ihn er-

sucht, er möge sich doch ja deshalb kein Leids anthun. Wüthend, in Verzweiflung setzte er seine Reise fort — die ungeheuerlichsten Dinge im Bufen wälzend, gelangte er nach Nizza. Dort aber gewannen Verunnst und Lebenslust den Sieg über die Dämonen, die sich seiner bemächtigt hatten, und — er verlebte daselbst bis zur Rückkehr nach Rom die seligsten Wochen. „Ihr seht, ich bin geheilt,“ schreibt er in dem oben erwähnten Briefe. „Ich habe eine köstliche Wohnung, mit der Aussicht auf's Meer, und bin ganz gewöhnt an das beständige Röcheln der Wogen. Herrlich ist's des Morgens, wenn ich das Fenster öffne, die Wellen herbeieilen zu sehen, wie die wallenden Mähnen weißer Rösse — ich schlummere ein bei dem Getöse der Artillerie der Wogen, die den Felsen, auf welchem mein Haus steht, in Breche schießen. Neulich entdeckte ich die Trümmer eines alten Thurms am Rande eines Abgrundes. Auf dem kleinen Plage davor strecke ich mich aus und lasse mich von der Sonne becheinen. Weit in der Ferne erscheinen Schiffe, ich zähle die Barken der Fischer und bewundere, die goldstrahlenden kleinen Pfade, die (nach den Worten des Th. Moore) zu glücklichen, friedlichen Inseln führen.“ Kaum mag es ihm je wieder vergönnt gewesen sein, solch lauterem Glückes theilhaftig zu werden. Der Wonne des geistig Genesenden vereinigt sich die Lebensfreudigkeit frischer kräftiger Jugend.

Wie es ihm weiterhin in Italien ergangen, zeichnen am besten Auszüge aus einigen seiner Briefe, die ich hier bringe. Im September schrieb er mir:

„Ich habe den Brief in den Bergen von Subiaco empfangen — mit Nächstem kehre ich dorthin zurück. Nichts ist mir angenehmer als dies Umherschweifen zwischen Felsen und Wäldern mit diesen gutherzigen Landleuten, bei Tage schlafend am Ufer eines Stromes, Abends mit den Männern und Frauen unserer Schenke die Saltarella tanzend. Meine Guitarre entzückt sie — vor meiner Ankunft kannten sie nur den Tamburin, sie sind bezaubert von meinem melodischen Instrument. Ich kehre zu ihnen zurück, um der Langeweile zu entfliehen, die mich hier tödtet; während einiger Tage war

es mir gelungen, ihr durch die Jagd zu entfliehen; ich verließ Rom um Mitternacht, um bei Tagesanbruch an Ort und Stelle zu sein, ich lief mich krenzlahn, starb vor Hunger und Durst, aber ich langweilte mich nicht mehr. Das letzte Mal schoß ich sechzehn Wachteln, sieben Wasservögel, eine große Schlange und ein Stachelschwein. Die römische Landschaft ist so streng, so majestätisch, vollends des Abends. Alle diese Ruinen von Palästen und Tempeln, von der untergehenden Sonne beleuchtet, auf einem Boden nackt wie die Hand, ohne Bäume, voll tiefer Schluchten, bilden ein düsteres, hochromantisches Gemälde. Ich frühstückte auf einer alten Cisterne oder auf einem etruskischen Grabmal, Mittags schlief ich in einem Bacchustempel, aber ich konnte ihm nur ein wässeriges Trankopfer bringen; hoffentlich verzeiht mir der Sieger am Gangesstrom die unwürdige Spende.

„Ist Mendelssohn angekommen? Er ist ein außerordentliches, ungeheures, prachtvolles, wunderbares Talent. Der Kameraderie bin ich wahrlich nicht verdächtig, indem ich mich so ausspreche, denn er hat mir offen eingestanden, meine Musik sei ihm ganz und gar unverstänlich. Tausend Grüße an ihn; er ist ein wenig kühl im Verkehr, aber ich liebe ihn ungemein, obgleich er keine Ahnung davon hat.“

Rom 3. December 31. „..... ich war in Neapel, den Rückweg machte ich zu Fuß, über die Berge, ohne Führer, ausgenommen den letzten Tag, wo ich in meinem geliebten Subiaco ankommen wollte. Zu weitläufig würde es sein, die magischen Eindrücke zu beschreiben, die mir durch Neapel, den Vesuv, das Inselmeer zu Theil wurden, wir werden davon sprechen, da geht es besser. . . . Aber, verflucht! Muß ich in dieser düstern, antiunitalischen Stadt eingesperrt sein, während man in Paris die 9. Symphonie aufführt — und Robert — und Euryanthe — und während die Arbeiter in Lyon sich wie die Teufel amüsiren?“

Rom 1. Januar 32. „..... Was ich in Italien componirt habe?: 1) Ouverture zu König Lear; 2) Ouverture zu Rob-Roy Mac Gregor (in Nizza skizzirt — ich habe die Dummheit gemacht, sie wider meinen Willen, Mendelssohn zu

zeigen, ehe sie auch nur zum zehnten Theil fertig war); 3) Melolog in sechs Theilen, Text und Musik, in welchem ich einigen der Ströme von Bitterkeit, die ich nicht mehr im Herzen zurückhalten konnte, die Schleusen geöffnet habe. Dann einige einzelne Vocalstücke mit und ohne Begleitung: 1) einen Engelschor fürs Weihnachtsfest; 2) einen gemischten Chor, improvisirt (was man so nennt) inmitten des Nebels, als ich nach Neapel reiste, auf einige Verse, in welchen ich die Sonne anrief, sich zu zeigen; 3) einen andern Chor auf einige Worte von Moore, mit Begleitung von sieben Blasinstrumenten, in Rom componirt eines Tags, als mich der Spleen tödtete, und betitelt: 'Psalmodie für Solche, die viel gelitten und deren Seele traurig ist bis zum Tode.' Das ist Alles. Jetzt beschäufte ich mich nur damit, die Orchesterstimmen auszuschreiben und einen großen Artikel zu beendigen über den gegenwärtigen Zustand der Musik in Italien, der mir von Paris aus für die *Revue européenne* verlangt worden ist.

Vom 16. März 32. „..... Also von Paris schon abwesend! und Mendelssohn ebenfalls! wenn ich angekommen, werde ich Keinen finden! ich hatte mich schon so gewöhnt an die Ansicht auf das Zusammensein; um versalle ich wieder einer musikalischen Einsamkeit, die meine andern Freunde nicht ausfüllen können! Und ich müßte eigentlich sagen mein anderer, denn den guten Gounet angenommen, habe ich keinen. Das thut mir im Herzen weh, die Blume entblättert sich; mehr als je bin ich zur Traurigkeit geneigt, und ich habe die Narrheit, Thränen darüber zu vergießen.

„Soeben komme ich wieder aus den Bergen zurück, in welchen ich zehn Tage, zwischen Eis und Schnee, die Klinte auf dem Rücken, umhergeschweift bin. Ohne mein verdammtes Halsweh würde ich schon wieder dorthin zurückgekehrt sein. Unter andern Dingen habe ich eine kurze Orientale von B. Hugo mitgebracht, für eine Stimme mit Clavierbegleitung. Das kleine Stück hat einen unglaublichen Erfolg. Alle Welt läßt es sich abschreiben, alle Pensionäre der Akademie tuten mir's in die Ohren, bei Tisch, in den Hausgängen, im Garten, es macht mich ganz

verrückt — sogar Horace Vernet läßt an es zu singen!

„Auf der Rückkehr von Rom werde ich die Inseln Elba und Corsica besuchen, ich will mich in Napoleonischen Erinnerungen berauschen. Hoffentlich stößt mir keine Gelegenheit nach der andern Insel auf, ich wäre fähig, der Versuchung zu unterliegen..... jetzt gehe ich wieder zu Bett, ich sterbe vor Kälte.“

Rom 15. Mai 32 aus Florenz. „..... Ich habe Rom ohne Betrübniß verlassen, das Casernenleben auf der Akademie wurde mir von Tag zu Tag unerträglich. Die Abende brachte ich stets bei Vernet zu, dessen Familie mir ungemein gefällt und der mir bei meiner Abreise die vollsten Beweise von Wohlwollen und Zuneigung gab, die ich um so tiefer empfand, als ich sie durchaus nicht erwartet hatte. Fräulein Vernet ist reizender und ihr Vater ist jünger als je. Florenz habe ich mit großer Aufregung wieder gesehen; es ist eine Stadt, die ich wahrhaft lieb habe. Alles gefällt mir an ihr, ihr Name, ihr Himmel, ihre Luft, ihr Fluß, ihre Brücken, ihre Paläste, die Anmuth und die Zierlichkeit der Bewohner, die Umgegend, Alles; ich liebe sie, ja ich liebe sie. Dort habe ich die Bekanntschaft mit einem früheren Schüler Chorons erneuert, der hier der Sänger à la mode ist, 15 000 Franken am Theater Pergola erhält und überdies ein wahres und großes Talent hat. Er besitzt eine köstliche Stimme, singt rein und ist wirklich musikalisch. Als Schauspieler ist Nourrit bedeutender, aber Duprez singt besser und seine Stimme hat etwas sehr Naives und ganz Eigenenthümliches im Klange. Ich bin sicher, daß er in einigen Jahren in Paris furore machen wird. In meinem ersten Concerte hatte er gesungen, wir erinnerten uns gestern, während des Zwischenactes, mit einem gewissen Vergnügen jener Zeit unserer ersten Bekanntschaft. Beide sind wir seitdem um einige Schritte vorwärts gekommen, ich um sechs oder sieben, er um dreißig bis vierzig.

„Herr von S. will mich durchaus mit Bellini bekannt machen — aber, um keinen Preis! Die Nachtwandlerin, die ich gestern gehört, verdoppelt meinen Widerwillen. Welch eine Partitur!! Zum Erbarmen!!! Sogar die Florentiner haben sie aus-

gezißt und ausgepiffen. Für sie wäre sie nun doch gut genug. O, lieber H., man muß in Italien sein, um eine Ahnung davon zu bekommen, was sie, in diesem Lande, sich unterstehen, Musik zu nennen.

„Ich bin sehr traurig. So oft ich Florenz wieder gesehen habe, fühlte ich eine innere Unruhe, ein verwirrendes Wallen des Blutes, das ich mir kaum erklären kann. Ich kenne Niemanden hier — nichts Absonderliches ist mir hier begegnet — — ich bin einsam, wie ich's in Pizzo gewesen . . . vielleicht bewegt es mich gerade darum in so fremdartiger Weise. Seltsam! wunderbar! Es scheint mir hier, als sei ich nicht ich selbst, als sei's eine fremde Person, ein Russe oder Engländer, der auf dem schönen Arno-Quai herumspaziert. Berlioz ist anderswo und ich bin einer seiner Bekannten. Ich mache den Dandy, gebe Geld aus, stemme die Faust in die Seite, wie ein Gek. Unbegreiflich. What is it?“

Er besuchte nun vor Allem das väterliche Haus wieder und machte seiner älteren Schwester, die sich unterdessen in Grenoble verheirathet hatte, einen Besuch. „Ihr Gatte und ihr Schwager,“ schreibt er mir am 2. August 32, „gehören zu jener Gattung guter, vortrefflicher, gebildeter Menschen, die mir ganz unerträglich ist. Ich habe sie angefleht, mir nie von Musik, Kunst, Poesie zu sprechen; sie können es aber nun einmal nicht lassen; sie haben verrückte Ansichten, und ich fühle mich nach ihren Gesprächen zerquetscht und zertrübt. In solchen Augenblicken werde ich gefährlich. Wenn ich meine Bewunderungen angegriffen sehe, meine einzigen Götter, die ich im Herz meines Herzens bewahre, dann fühle ich, daß mein Haß und meine Verachtung des menschlichen Lumpengesindels kein Hirngepinnst sind und daß ich von Worten leicht zu Thaten übergehen könnte. O, wenn ich nach Italien zurückkehren werde!!! Ich brauche Freiheit, Liebe und Geld. Das Alles wird sich später finden und obendrein ein kleiner Augusgegenstand, eine jener Ueberflüssigkeiten, die gewissen Naturen nothwendig sind, die Rache, die allgemeine und die persönliche. Man lebt und stirbt nur einmal.“

„Während ich in der Provinz lebe, entfernt von der gewöhnlichen Unruhe,

allein mit meinem Denken, das sich nach allen Seiten dreht und wendet und mich wie ein Stachelschwein mit seinen spitzen Pfeilen verwundet, befestigen sich meine Ansichten durch das Studium der tiefen Arbeiten eines Lode, Cabanis, Gall und Anderer. Sie lehren mich freilich nur technische Einzelheiten, denn ich fühle sehr wohl, daß ich weiter gekommen bin als sie, die nicht gewagt haben, die vollen Konsequenzen ihrer Grundsätze zu ziehen, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, dieser Königin der Welt! . . . Aber es giebt keine Könige und Königinnen mehr, ein Thronerbeben, sagt Lamartine, hat sie Alle umgeworfen; warum sollte jene alte stupide Macht noch verehrt werden? . . .

„Ich schreibe den ganzen Tag die Stimmen meines Melologs aus, seit zwei Monaten thue ich nichts Anderes, und noch habe ich 62 Tage daran zu arbeiten. Habe ich Geduld? Sie ist vonnöthen — nicht um hübsch die Uebel zu ertragen, sondern um zu handeln!“

Vier Monate lang Orchesterstimmen aus schreiben! Welche Ausdauer, welche Entsagung für einen Mann von seinem Temperamente! Die wenigsten meiner Leser haben eine Ahnung davon, welch eine Willenskraft für einen Menschen von Geist und Seele dazu gehört, sich einer solchen Arbeit hinzugeben. — Aber der Lohn blieb nicht aus. Im December desselben Jahres gab er ein großes Concert in Paris im Saale des Conservatoriums. Er führte seine Symphonie: „Episode de la vie d'un artiste“, auf, nebst jenem „Melolog“, in welchem eine Art von Monolog, der die einzelnen Stücke verbindet, von dem beliebten Schauspieler Voccage gesprochen wurde, und feierte einen großen Triumph. Die neue romantische Schule stand damals in hoher, wenn auch nicht unbestrittener Gunst — man sah in Berlioz den musikalischen Repräsentanten derselben. C'est le Victor Hugo de la musique, hieß es — und das sollte viel sagen und sagte auch viel. Mehrere Theile der Symphonie machten außerordentliche Wirkung; als Würze kam auch noch etwas Scandal dazu, denn in den Reden des Melologs war der berühmteste musikalische Kritiker jener Zeit auf's schärfste angegriffen. Sein Name wurde zwar nicht genannt, aber alle Welt errieth ihn, und die Schadenfreude

gehört ja bekanntlich zu den Lieblingsgerichten der Menschheit.

Wichtiger in seinen Folgen als der Jubel der Anhänger und der Spott der Gegner wurde dieß Concert als Veranlassung zum edelsten und — unheilvollsten Schritt, den Berlioz gethan — zu seiner Verheirathung mit Miß Smithson. Das kam folgendermaßen.

In Paris eingetroffen und voll von seinen Concertplänen, hört unser Freund, daß die einst angebetete Schauspielerin eine englische Theaterunternehmung auf eigene Faust leitet. Einen Rückfall in die krankhaften Zustände früherer Zeit befürchtend, verbietet er sich auf das strengste den Besuch der Shatepspeare-Bühne und beschäftigt sich ausschließlich mit seinen musikalischen Angelegenheiten.

Er sollte jedoch seinem Schicksale nicht enttrinnen. Stark genug, um sich den Eintritt ins englische Theater zu versagen, hatte er nicht den Muth, eine Loge zu seinem Concert einem Bekannten zu verweigern, der sie ausgesprochener Maßen verlangte, um die nichts ahnende Miß Smithson hinzubringen. Es war dies aber ein in bester Absicht gelegter Fallstrick, denn die Schauspielerin konnte dieser Aufführung unmöglich beivohnen, ohne der längst vergessenen leidenschaftlichen Bewerbung des Componisten wieder zu gedenken.

Die Symphonie nämlich, aus fünf Sätzen bestehend, hat, möglichst kurz gefaßt, folgendes Programm. Eine sehnsuchtsvolle Künstlerseele liebt. Der Gegenstand ihrer Leidenschaft bleibt ihr stets nahe im Leben und Denken und Träumen. Aus Verzweiflung, keine Erhöhung zu finden, nimmt der Leib, dem jene Seele angehört, Opium ein, um zu sterben — er nimmt aber eine zu große Dosis und bleibt am Leben. In dem furchtbaren Alpdrücken, welches ihn nun überfällt, glaubt er seine Geliebte ermordet zu haben und nun selbst zum Tode geführt zu werden. In der Hölle erblickt er sie dann wieder, entsetzt und auf's tiefste gesunken. Konnte nun auch Miß Smithson den letzten Theil jenes phantastischen Werkes nicht wohl auf sich beziehen, so machte doch der Melolog, „die Rückkehr zum Leben“, jedes Mißverständniß unmöglich; es wird darin in deutlichen Worten jene Julie, jene Ophé-

lia angerufen, die den unglücklich Liebenden trösten und aufrichten könnte, — in deren Armen er seine Seele aushauchen möchte.

Berlioz wurde nun bei Miß Smithson, die ihre Mutter und eine Schwester bei sich hatte, eingeführt. Es ging ihr schlecht zu jener Zeit, denn ihre Theaterunternehmung mißglückte gänzlich, stürzte sie in eine Last von Schulden und durch einen unvorsichtigen Tritt aus dem Wagen erlitt sie obendrein einen Weinbruch. Ob die Beängstigungen ihres Gemüthes sie weicher stimmten? — genug, sie ließ den Bewerbungen des ungestümen Verehrers jetzt ein williges Ohr und überwand auch den zähen Widerstand, den ihre Mutter und Schwester der Vereinigung mit Berlioz entgegensetzten. Als ich in Folge der Todeskrankheit meines trefflichen Vaters zu Anfang des Frühjahrs nach Frankfurt abreiste, war jedoch eine starke Verstimmung zwischen den Verlobten eingetreten. Sie hielt nicht an, und im Laufe des Sommers erhielt ich folgenden Brief:

„Mein langes und unverzeihliches Schweigen hat dir wohl bewiesen, daß die Freiheit, in der ich mich bei deiner Abreise befand, nicht lange gedauert hat. Zwei Tage, nachdem du Paris verlassen hattest, ließ mich Henriette inständig bitten, sie zu besuchen. Ich war kalt und ruhig wie ein Stück Marmor. Nach zwei Stunden schrieb sie mir; ich kehrte zurück, und nach tausend Betheuerungen und Erklärungen, die sie zwar nicht gänzlich rechtfertigten, aber doch im Hauptpunkt ihre Unschuld klar legten, verzieh ich ihr und habe sie seitdem keinen Tag mehr verlassen. . . .

„In zwei Tagen reise ich nach Grenoble — ich muß mich überzeugen, ob auch ich einen Vater verloren habe und ob ich für meine ganze Familie zum Paria geworden bin. Meine arme Henriette fängt an zu gehen, und wir waren schon etliche Mal im Tuileriengarten zusammen. Ich folge dem Fortgang ihrer Heilung mit der Bangigkeit einer Mutter, die die ersten Schritte ihres Kindes beobachtet. Aber in welcher furchtbaren Lage befinden wir uns! Mein Vater will mir Nichts geben, weil er so unsere Heirath zu verhindern hofft. Sie hat Nichts — ich kann wenig oder Nichts für sie thun. Gestern Abend

brachten wir zwei Stunden zu, in Thränen aufgelöst.

„Da ich nicht weiß, wie Alles das endigen wird, bitte ich, diesen Brief aufzuheben, um, wenn mir ein Unglück zustieße, meine sämmtlichen Manuscripte verlangen zu können, die ich dir hiermit vermache und anvertraue. Adieu!“

Der Vater blieb unerbittlich; Berlioz griff zu dem Mittel, welches das französische Gesetz in solchen Fällen bietet, den sogenannten *sommations respectueuses*, und im Spätherbst wurde die Trauung vollzogen, und zwar in der Capelle der englischen Gesandtschaft. Heinrich Heine und ich dienten dem Gatten als Zeugen. Es war ein stiller, etwas trüber Actus, nach dessen Vollzug die Neuvermählten ihre entfernt gelegene Wohnung aufsuchten und Heine mir gegenüber seinen wehmüthig-spöttischen Betrachtungen freien Lauf ließ. Man konnte nicht unter ungünstigeren Verhältnissen die Erfüllung eines höchsten Lebenswunsches erreicht haben. Auch in ihren Folgen war die Verbindung keine glückliche zu nennen, wie ich, von Paris entfernt, von allen Seiten hörte und wie es Berlioz ja selbst in seinen Memoiren zugesteht. Sicherlich trug hierzu die Schwierigkeit, sich sprachlich zu verständigen, viel bei. Berlioz zog es ins Weite, die Gattin, die sehr eifersüchtiger Natur war, wollte davon nichts wissen, bis dann schließlich, auf gütlichem Einverständniß, eine Trennung statt hatte. Groß waren die Verpflichtungen, die dies Bündniß dem mittellosen Componisten auferlegt hatte — aber es gelang ihm nach einigen Jahren, alle Schulden seines Weibes zu decken, und für ihre Existenz sorgte er bis ans Ende. Im Jahre 1854 starb sie — seit mehreren Jahren war sie durch einen Schlaganfall der Sprache beraubt gewesen. Ihr einfaches Ende war trauriger als das aller jener poetischen Gestalten, welchen sie einstmal's Leben eingehaucht, für welche sie die Sympathie von Tausenden hervorgerufen hatte. Es zeigte sich hier einmal wieder, wie selten es gelingt, dem Idealen auf andere Weise Realität geben zu wollen, als durch die Kunst.

Für Berlioz begann aber, vom Momente seiner Vermählung an, eine lange Reihe großer Erfolge, und seine Thätigkeit wie sein Ruf steigerten sich fortwährend.

Die Concerte, die er in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre in Paris veranstaltete, gewannen ihm für seine Compositionen ein zahlreiches Publikum und die enthusiastische Zuneigung großer Künstler. Unter diesen ist vor Allem Liszt zu nennen, der nie aufgehört hat, für Berlioz zu wirken, und auf dessen Thätigkeit als Componist dieser offenbar den stärksten Einfluß ausgeübt. Auch Paganini bezeugte ihm, nach Anhörung einer seiner Symphonieen, eine solche Bewunderung, daß er einen wirklichen Kniefall vor ihm zu thun versuchte. Mehr noch als durch diese wunderliche Aeußerung wurde die ganze musikalische Welt in Erstaunen versetzt durch das königliche Geschenk, welches er ihm in Gestalt einer Anweisung von 20 000 Franken machte, er, Paganini, von dessen Geiz die unerhörtesten Beweise allgemein bekannt waren. Die Summe ist von der Rothschild'schen Kasse in Paris ausbezahlt worden, das unterliegt keinem Zweifel — und dennoch blieb diese Manifestation räthselhaft, ja ungläublich. Den Schlüssel zu ihrer Lösung gab mir Rossini, und heute nehme ich keinen Anstand mehr, diese mitzutheilen, da sie keinen der Betheiligten unangenehm berühren kann. Armand Bertin, der reiche, mächtige Besitzer des Journal des Débats, hatte durch Berlioz selbst von der fanatischen Begeisterung des berühmten Geigers gehört und machte, da er den genialen Componisten liebte, Paganini den Vorschlag, sich, ohne Unkosten, als Spender der genannten Summe zu bekennen. Paganini that, wie von ihm verlangt wurde. „Ist das denn wahr, sicher, möglich, glaublich?“ frug ich Rossini. — „Ich weiß es,“ erwiderte der Maestro, mit dem festen Ernste, der ihm nicht minder wohl anstand als der scherzende Humor, in dem er sich meistens gefiel. Kein Zweifel, daß diese Thatfache noch manchen Anderen bekannt war — Andere mögen sie bezweifeln — ich bin von ihrer Wahrheit überzeugt.

Von unberechenbarer Wichtigkeit war es auch für Berlioz, zu jener Zeit als musikalischer Kritiker am Journal des Débats, der geehrtesten, einflußreichsten Zeitung Frankreichs, beschäftigt zu werden; ich sage Wichtigkeit, denn die Stellung, in welche er hierdurch gelangte, war eine

äußerst schwierige und trug ihm, in Paris wenigstens, sicherlich eben so viel Haß als Liebe ein — und zwar wohl noch mehr thätigen Haß als dankbare Liebe. Trotzdem kam sie ihm in der Folge bei vielen Gelegenheiten sehr zu Statten. Im Jahre 1837 componirte er, vom Ministerium beantragt, sein großes Requiem, welches nach der Einnahme von Constantine in der Invalidenkirche aufgeführt wurde (als Erinnerungsfeier an die Gebliebenen, unter welchen General Damrémont); es fand große Anerkennung. In seinen Memoiren findet sich die ausführliche Erzählung aller Kämpfe, die er bei dieser Gelegenheit zu bestehen hatte, aller Intriguen, die man gegen ihn geschmiedet. Und nun erst die Aufführung seiner Oper *Venvenuto Cellini*! Sie wurde bei der ersten Aufführung im eigentlichen Sinn des Wortes ausgepöfien, ein Act gehässigster Feindseligkeit. Doch wurden deshalb die Vorstellungen nicht eingestellt und sogar später wieder aufgenommen — aber auf der Bühne leuchtete ihm diesmal sowohl wie bei späteren Veranlassungen kein guter Stern, nur in Weimar wurden dem *Venvenuto*, unter der Regide Liszt's, einige erfolgreiche Aufführungen zu Theil. Der Concertsaal war das Feld, auf welchem er seine Siege gewonnen hatte und gewinnen sollte. Eine Symphonie *funèbre et triomphale* war ihm wieder seitens der Regierung bestellt worden, zur Feier der Jubiläe und der Einweihung der Säule an der place de la Bastille — sie konnte im Freien nicht wirken, erlebte aber in der salle Vivienne wiederholte, mit Enthusiasmus begrüßte Aufführungen.

Gegen Ende des Jahres 1841 begann Berlioz seine erste Concertreise in Deutschland. Ich war kurz vorher von Italien in die Vaterstadt, nach Frankfurt, zurückgekehrt; wir begegneten uns im Theater, wo *Fidelio* gegeben wurde, und begrüßten uns als alte Freunde. Capellmeister Gühr hatte für gut befunden, keinen Abend für Berlioz frei zu halten. Dieser reist nach Stuttgart, Mannheim, Carlsruhe und kommt dann wieder, auf der Durchreise, nach Frankfurt. Der Zufall wollte, daß ich für den folgenden Tag ein Concert veranstaltet hatte, und ich bat Berlioz, demselben beizuwohnen. „Unmöglich,“ war seine Antwort. „Du weißt,

daß ich in Begleitung einer Concertsängerin reise. Sie singt wie eine Rabe — das wäre nun gleichgültig. Das Schlimme ist, daß sie in allen meinen Concerten aufzutreten verlangt. Ich gebe von hier nach Weimar, dort haben wir einen Gesandten — es ist mithin unmöglich, sie dort vorzuführen, aber ich habe meine Mine gegraben. Sie glaubt, daß ich auf heute Abend zu Nothhild's eingeladen sei — ich verlasse also das Hotel um 7 Uhr — mein Platz im Postwagen ist genommen — mein Koffer ist hingebracht — ich reise ab, und ein paar Stunden nachher erhält sie durch den Oberkellner einen Brief mit dem Nöthigen für die Rückreise.“ Nach solchen Vorberreitungen durfte ich freilich nicht auf meiner Bitte bestehen. Der folgende Tag nahm mich, durch das Concert, gänzlich in Anspruch — am dritten Tage aber, begierig zu erfahren, welche Wendung die Sache genommen, versuchte ich mich in den russischen Hof, wo mir der Portier den weiteren Verlauf gern mittheilte. Außer sich, nachdem sie das Schreiben erhalten, hatte Fräulein Recio am folgenden Morgen sich auf den Posthof begeben, wo sie leicht Aufklärung erhielt. Denn zu jener Zeit waren die Reisenden nicht nur zu zählen, auch ihre Namen waren eingeschrieben, und Berlioz schien so wenig gefürchtet zu haben, sein Vorhaben vereitelt zu sehen, daß er gar keine weiteren Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte und jetzt schon wieder von der treuen Begleiterin eingeholt worden war. Ich muß ihm darauf hin wohl einen etwas leichtfertigen Brief geschrieben haben, denn wenige Tage später erhielt ich ein Schreiben von Fräulein Recio, worin sie mich gehörig abkanzelte und mir auseinandersetzte, welch eine Kluft sei zwischen Eigenliebe und Liebe. Und mitten in dem Briefe fanden sich, wehe! — zwei Zeilen des Freundes, welche, auf meine Worte anspielend, sagten: „man sei weder attrapirt noch rattrapirt worden, sondern sicher gewesen, sich wieder zu vereinigen!“

Dieser allzu intimen Geschichte würde ich hier keinen Platz eingeräumt haben, wenn sie nicht wieder ein Beleg für die freilich tausendfältige Erfahrung wäre, von welchen — nennen wir's Zufälligkeiten, unser Leben abhängt. Denn Berlioz hat sich

nie mehr von Fräulein Recio getrennt, und nach dem Tode der ersten Frau wurde sie seine Gattin. „Sie hat mir eine Häuslichkeit geschaffen,“ sagte er mir später. Auch ihre Mutter hatte er bei sich aufgenommen, und diese, welche ihre Tochter überlebte, pflegte Berlioz in seinen letzten Lebensjahren. Fräulein Recio war eine kluge Person und scheint gewußt zu haben, wie ihr Gatte behandelt werden mußte — aber der Lauterkeit seines Gebahrens that nur sie einigen Abbruch, ohne daß er eine Ahnung davon hatte — seine Häuslichkeit mochte für ihn vielleicht eine genügende sein, seinen Freunden machte sie nicht den erwünschten Eindruck. In seinen Memoiren erwähnt Berlioz sie nur bei Gelegenheit ihres Todes.

Die Concerte, die Berlioz in allen bedeutenderen Städten von Norddeutschland veranstaltete, machten doppelt viel von sich reden, einestheils durch die Wirkung seiner Compositionen, anderntheils durch die Berichte, die er selbst darüber, noch während der Reise, im Journal des Débats veröffentlichte. Man kam ihm überall freundlich entgegen. Männer wie Meyerbeer, Mendelssohn, David, Lipinski, die Gebrüder Müller, das Brüderpaar Bohrer unterstützten ihn auf das bereitwilligste und nachhaltigste, nicht allein durch ihren Einfluß, sondern auch durch mühevollen persönliche Leistungen in den Proben und in den Aufführungen. Und es gab viel zu thun, denn die Werke, die der französische Componist vorführte, verlangten Mittel, enthielten Schwierigkeiten, wie sie vorher nie beansprucht, nie gestellt worden waren. Manche seiner Tondichtungen hatten großen Erfolg — gegen andere verhielt man sich ablehnend — allgemein aber war das Interesse, welches man dem feurigen, geistreichen, energischen, seltsamen Manne entgegenbrachte, der überdies aus Paris kam. Der Respekt, den er durch seine Leistungen einflößte, wurde gehoben durch seine Stellung und sein Talent als Kritiker. In jenen Berichten spricht er sich sehr ungezwungen aus, lobt und tadelt Menschen und Einrichtungen der Concertsäle und der Theater mit dem unumwundensten Freimuth, bezeugt sich dankbar für die Liebenswürdigkeiten der Fürsten und der Capellmeister; enthusiastisch wird er, wenn er

von gelungenen, wirkungsvollen Aufführungen seiner Compositionen spricht und diese selbst analysirt.

Eine Concertreise, die Berlioz in der Folge nach Wien, Pest, Prag machte, war noch erfolgreicher als die frühere — er erhielt Ovationen seltener Art. Für die ungarische Hauptstadt hatte er den Rákóczi-Marsch auf's glänzendste instrumentirt und erweitert, und errang damit einen Triumph, wie er nur bei den Ungarn vorzukommen scheint, wenn sich ihr Patriotismus ihrer Musikliebe einigt. In Paris jedoch litt er unter den Arbeiten, die ihm seine Anstellung als musikalischer Journalist auferlegte, und wurde dafür nicht entschädigt durch den Halberfolg mehrerer in kolossalen Verhältnissen unternommenen Concerte. Seine Composition von Recitativen zum Freischütz, um dieses Werk der großen Oper in Paris zugänglich zu machen, fällt ebenfalls in jene Zeit. Als die mit großen Kosten verbundene erste Aufführung seiner Faust-Legende ihm statt eines Gewinnes nicht unbeträchtliche Schulden brachte, empfand er die Gleichgültigkeit eines Publikums, welches ihm früher so manche Beweise von Zuneigung gegeben hatte, äußerst schmerzlich — eine Reise nach Rußland sollte ihm Entschädigung dafür bieten und brachte sie ihm in erfolgreichster Weise.

Auch in England verlebte Berlioz schöne Tage und erwarb sich dort mannigfache Sympathieen. Freilich blieben auch zahlreiche Widerwärtigkeiten nicht aus. Für die erste Fahrt nach London hatte er sich unvorsichtiger Weise einem musikalischen Steuermanne anvertraut, der, einem schlimmen Zauberer gleich, den Sturm hervorrief, statt das Schiff durch Wind und Wetter in den sicheren Hafen zu führen. Julien, der in seiner Art berühmte Dirigent eines Banghall-Orchesters, ein geschickter Charlatan, wollte höher hinauf und mietete das Drurylane-Theater, um eine englische Oper zu leiten — Berlioz hatte die musikalische Führung übernommen. Wohl fand er tüchtige Gesangs- und Orchesterkräfte vor, aber, abgesehen von einem einzigen Werke von Balfe, mit dem man begann, waren weder Musikalien, noch Costüme, noch Decorationen zur Hand. Nichtsdestoweniger verlangte Julien, daß

innerhalb einer Woche Robert der Teufel zur Aufführung vorbereitet werden sollte, und was dergleichen unsinnige Ansprüche mehr! Es gab einen entsetzlichen Zusammenstoß — der arme Berlioz erhielt nicht nur keine Entschädigung für seine Mühen, es wurden ihm eines Morgens, während er noch schlief, seine sämmtlichen Habseligkeiten gepfändet. Denn da er bei Julien wohnte, hieß es: mitgefangen, mitgehangen. Hingegen begeisterte sich ein englischer Verleger (was wahrhaftig nicht wenig sagen will) für Berlioz und seine Musik und veranstaltete eine Reihe von Concerten, in welchen dieser seine Compositionen und zwar mit vielem Erfolg aufführte. Mehreren dieser Concerte habe ich beigewohnt, sowie einem philharmonischen Concerte, dessen Held Berlioz war. Auch bei der ersten Vorstellung des Benvenuto Cellini im Coventgarden-Theater war ich zugegen — diese war aber nicht glücklich. Der Componist schrieb sie einer Cabale der Italiener zu — ich muß jedoch bekennen, daß ich den Eindruck behielt, das anwesende Publikum sei, zum größeren Theil wenigstens, mit den besten Gefinnungen gekommen. Am folgenden Morgen besuchte ich Berlioz und fand ihn leidend und traurig zu Bette. Mit jener Geduld und Ausdauer, von welcher ich schon zu sprechen Gelegenheit gehabt, hatte er diese Aufführung vorbereitet — unter Andern hatte er (ein leuchtendes Beispiel für andere Componisten) die sämmtlichen Orchesterstimmen auf das genaueste durchgesehen und verbessert, um dem Dirigenten, dem bekannten Costa, nach dieser Seite hin jede Mühe zu ersparen. Es war vergebliche Mühe gewesen. Bestand und besteht aber nicht ein großes Stück Leben der besten Männer aus vergeblichen Mühen?

Längst war es mein Wunsch gewesen, Berlioz zur Aufführung eines seiner Werke nach Cöln einzuladen, der doppelten Freude theilhaftig zu werden, dem Jugendfreund und unser Orchester und ihn dem Orchester vorzuführen — im Herbst 1866 konnte ich endlich die nöthigen Schritte thun. Es entspann sich eine Correspondenz über das Wie, Was, Wann? — ich gestehe, sie war nicht leicht zu führen; denn Berlioz machte Einwendungen gegen Dinge, die nicht existirten, und hatte Zweifel, wo nichts zu bezweifeln war. Als es mir

gelingen, ihn gänzlich zu beruhigen, hatte ich wenigstens die Genugthuung, einen Brief zu erhalten, mit den Worten: ich sei der beste Kamerad, der zu finden sei. Er versprach sein Erscheinen und brachte dann auch im Febrnar 1867 unvergeßliche Tage bei uns zu. Ein jäherer Wechsel von Stimmungen und Zuständen, wie wir sie an ihm in jener Zeit erlebten, ist kaum denkbar. So oft ich ihn in seinem Gastzimmer aufsuchte, abholte, fand ich ihn müde und elend, meistens, zu welcher Tageszeit auch, zu Bette; er klagte, nichts zu sich nehmen, kaum sprechen zu können — und eine halbe Stunde später speiste er, zwar halb widerstrebend, so männlich fest, wie die Wirthin es nur wünschen konnte — und plauderte, erzählend oder betrachtend, mit der lebendigen, ja heftigen Verebtsamkeit, die ihm eigen war. Eines Morgens schleppte er sich mit Noth zur Orchesterprobe (fahren wollte er nicht); — kaum aber stand er am Dirigentenpult, so war er wie umgeschaffen; lebendig, energisch, überprudelnd. Er erinnerte an den Schwan, der, sich mühselig erhebend, schwerfällig zum Wasser watschelt, sobald er aber sich hinabgelassen, in majestätischer Ruhe auf der nassen Fläche hinzieht. Die Ruhe war es nun freilich nicht, wodurch sich Berlioz auszeichnete — ein Orchester ist aber auch kein See, wenn sich auch Himmlisches in ihm widerspiegelt. Glücklicherweise gelang die Aufführung seiner Harold-Symphonie vortrefflich (Königs Löw spielte das Bratschen Solo), der Componist wurde mit herzlichster Wärme begrüßt und schied befriedigt und dankbar.

Noch einmal — zum letzten Mal — sollte es mir vergönnt sein, ihn zu sehen, als ich im darauf folgenden Späthommer auf kurze Tage Paris besuchte. Ich mußte bei ihm speisen, und nach Tisch machten wir einen langen Spaziergang, auf welchem er mir sein Herz ausschüttete — die im Gegensatz zu seinem gewohnten Wesen milde, ruhige Klage, die ihm entströmte, schnitt mir durch die Seele und rührte mich tief. Er hatte nun auch sein einziges Kind, seinen Sohn, verloren, der, ein junger, zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Marineoffizier, in weiter Ferne einem bössartigen Fieber erlegen war. Berlioz's Vater, mit welchem ihn

seit vielen Jahren wieder die innigste Freundschaft verbunden hatte, war todt — seine Lieblingschwester war ihm gefolgt — der Mißerfolg der Trojaner hatte ihn von allen weiteren musikalischen Unternehmungen abgesehrt. Keine Note und keine Zeile mehr werde er schreiben, äußerte er — seine Partituren habe er der Bibliothek des Conservatoriums vermacht und sie schon daselbst deponirt — keine neue werde mehr dazu kommen. Mit Wehmuth gedachte er früherer Zeiten — tief gekränkt hatten ihn einige Zeilen aus den Jugendbriefen Mendelssohn's, welche man ihm auf die übertreibendste Weise überseht hatte; „und er war doch stets so freundlich und gefällig gegen mich gewesen,“ setzte er hinzu. Auch seine Memoiren waren schon gedruckt, um alsobald nach seinem Tode veröffentlicht werden zu können. Am längsten aber sprach er mir, gleichwie vierzig Jahre früher, von einer Herzensangelegenheit, die ihn zwar traurig lächeln machte, aber ihm doch Stoff gab zu tief bewegten Schilderungen. Als Knabe von zwölf Jahren hatte ein schönes Mädchen, aus dem Kreise seiner Schwestern, zum ersten Mal sein junges Herz in jene Zustände versetzt, von welchen es ewig fraglich bleiben wird, ob sie mehr Glück oder mehr Schmerz bringen. — Bei der Wiederkehr in die Berge seiner Heimath hatte ihn die Erinnerung an diese Zeiten sehnsüchtig aufgeregt, und schließlich konnte er sich nicht mehr bezwingen und stellte sich der Dame seiner frühesten Neigung persönlich vor. Obgleich er eine Matrone, fast eine Greisin fand (sie war 6 Jahre älter als er), obgleich sie ihn mit der kühlen Höflichkeit empfing, wie sie natürlich war einem Manne gegenüber, den sie nie im Leben gesprochen, so hatte er doch in ihrer Nähe das „Hangen und Bängen in schwebender Pein“ in früherer Ueberschwänglichkeit empfunden und wurde nicht müde, mir von diesem so eigenthümlichen Zustande, von dieser retrospectiven Leidenschaft mit größter Lebhaftigkeit zu sprechen. Ich habe seitdem in seinen Memoiren mit Antheil die Briefe gelesen, welche er an die Stella del Monte, wie er sie bezeichnet, gerichtet hat — sie werden gewiß Jedem interessiren, aber vielleicht wird man es auffallend finden, daß er sich entschloß, Abschriften derselben der Nachwelt mitzutheilen.

Den 8. März 1869 verschied Hector Berlioz — er hatte die letzten Jahre vereinsamt, kränkeltnd, traurig zugebracht — das Schicksal hätte sie ihm ersparen können.

Vielmehr hat man Klage und Anklage laut werden lassen, daß ihm der Kampf um die materiellen Nothwendigkeiten des Lebens nicht erleichtert worden sei — die Klage ist gerechtfertigt, die Anklage ist es nicht. Berlioz hat nicht schwerer gekämpft als andere Tondichter — nur geräuschvoller. Ein Musiker, der fast ausschließlich Werke schafft, die, um ins Leben zu treten, die ungewöhnlichsten Ansprüche machen (Ansprüche, denen höchstens die Bühne gerecht werden kann, auf welcher ihm aber kein Erfolg zu Theil wurde), der weder als ausübender Künstler, noch als Lehrer, noch als populärer Componist die Talente besaß, durch welche viele der Größten sich das tägliche Brot verschaffen mußten, ist in einer sehr schwierigen Stellung. Die ideale Kunstliebe aufopfernder Gönner oder mächtiger Potentaten kann da abhelfen — aber die ist allzu selten, und vom Publikum ist eben nichts zu verlangen; es kauft sich Kunstgenüsse in den Waarenlagern, welche ihm Geschmack oder Unschmack, Mode oder Charlatanismus, gegründeter oder ungegründeter Ruf bezeichnen. Die einzige musikalische Fertigkeit für's Leben, die Berlioz sich, und zwar auch erst im reiferen Mannesalter, angeeignet hatte, war die des Dirigenten, wobei jedoch das mangelnde Clavierspiel eine bedeutliche Lücke bildete. In Deutschland hätte er trotzdem vielleicht eine jener bescheidenen Stellungen anvertraut erhalten, mit welcher sich Männer wie Spohr, Weber und Marschner begnügten — in Frankreich, wo ein Mann von der Bedeutung eines Berlioz nur in Paris leben konnte, gab es nur Eine, die ihm hätte geboten werden können, die an der großen Oper — er hätte sie aber nicht ertragen und eben deshalb wohl kaum genügend ausgefüllt. Jahre lang eine beschränkte Anzahl von Werken immer wieder vorzuführen, von welchen der größere Theil nicht einmal nach seinem Sinne war, — täglich mit den Anforderungen speculirender Unternehmer, anspruchsvoller Sänger in Conflict zu gerathen — dienen zu müssen, statt zu befehlen — sich fügen müssen, statt zu

herrschen — nichts konnte einem Charakter wie dem seinen unangemessener sein. Die Anschuldigungen, welche Berlioz in seinen Memoiren eben so zornig wie sarkastisch anspricht gegen alle die Leute, die sich ihm gegenüber undankbar, wortbrüchig, treulos benommen, mögen auf unbestreitbarer Wahrheit beruhen, diejenigen, die ihn und die Verhältnisse kannten, werden sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß nichts gebessert gewesen wäre, wenn sie ihre Versprechungen gehalten hätten. Eine kleine ihm verliehene Sinecure des Bibliothekars am Conservatoire war vielleicht das einzige halb musikalische Amt, welches er in Paris versehen konnte, ohne mit sich oder Anderen in Widerspruch zu gerathen. Es giebt Männer, die sich bedeutende Stellungen zu erobern wissen, die aber nicht für Anstellungen taugen.

Als Dirigent, namentlich der eigenen Schöpfungen, war Berlioz von eminenter Befähigung. Schon seine Persönlichkeit gewann ihm die Theilnahme der Ausübenden, sie steigerte sich durch das Feuer, durch die Umsicht, die er entwickelte, durch die gänzliche Hingabe an die Sache mit Leib und Seele. That er vielleicht äußerlich mehr, als nöthig war, so daß er die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf sein Gebahren lenken mußte, so geschah dies doch ohne alle Coquetterie — er wollte sich nicht zeigen als Dirigirtuose (die schlimmste Gattung von Virtuosen, die es giebt), er wollte lediglich seine Musik zur Geltung bringen. Vielleicht setzte er nicht Zutrauen genug in die Ausführenden, hielt sich allzusehr verpflichtet, jeden Einfall gleichsam hervorzurufen, und zwar nicht nur durch einen Blick, auch durch ein äußeres Zeichen; seine übergroße Spannung, seine Vangigkeit, es möchte nicht Alles so werden, wie er es wünschte, machten sich vielleicht zu fühlbar; er regte die Musiker nicht allein an, er regte sie auf, und vortreffliche Orchestermitglieder in London klagten mir, ganz nervös unter seiner Leitung zu werden. Das war aber ihre Sache, — das Ergebnis war vortrefflich. Es giebt Componisten, die gerade, wenn es sich um eigene Werke handelt, es gern vermeiden, an die Ausführenden allzu ermüdende Ansprüche zu stellen — diese Gattung von bescheidener Zurückhaltung lag ihm fern; bei den Schwierigkeiten,

die seine Tonwerke bieten, wäre sie auch ganz und gar nicht am Plage gewesen. Gute Orchester, wie die, mit welchen er es meistens zu thun hatte, werden übrigens nicht leicht müde, wenn die Forderungen, die man an sie stellt, fördernde sind — unnütze Anstrengungen nur machen sie verdrießlich.

Staunenswerth war Berlioz als Organisator der gewaltigen Kräfte, deren er für seine Aufführungen bedurfte — ich glaube nicht, daß irgend Jemand in Paris lebte, der eine genauere Kenntniß besaß der dortigen Musiker-Persönlichkeiten und ihrer Leistungen, vom ersten Vorgeiger bis zum Triangel schläger. Er kannte ihre Beschäftigungen, ihre Lage, er wußte, wo er sie zu suchen, wie er mit ihnen zu verfahren hatte — gleich Egmont durfte er sagen: „Ich vergesse nicht leicht Jemanden, den ich einmal gesprochen,“ in diesem Falle, den ich einmal angeworben habe. Und zwar waren es nur die Musiker, die sich rühmen durften, so tief Wurzel zu fassen in seinem Gedächtnisse. Menschen, die er für seine Symphonien nicht gebrauchen konnte, vergaß er leicht, wenn er sie auch oft gesehen und gesprochen. Auch ließ er sich bei seinen musikalischen Unternehmungen keine Mühe verdrießen, und die geringsten Einzelheiten waren ihm wichtig genug, sie persönlich zu ordnen. Er setzte mir eines Tages an Ort und Stelle die Einrichtungen auseinander, die er gelegentlich eines Concert-monstre im Industriepalast getroffen, wo es sich darum handelte, über tausend Ausübende in einem höchst ungünstigen Locale aufzustellen und zu leiten. Elektricität und Magnetismus mußten mitwirken, aber nicht wie sonst wohl, um durch Wort und Blick die Musiker und durch die Musik die Zuhörer zu elektrisiren — nein, um Unterdirectoren durch elektro-magnetische Telegraphen in die engste geistige Verbindung zu bringen mit dem Generalmusikdirector (diesmal kein leerer Titel!). Das Experiment glückte vollständig, und ähnliche Einrichtungen sind seitdem vielfach, namentlich in den französischen Operntheatern, angewendet worden.

Berlioz ist nur selten in den Fall gekommen, Werke anderer Componisten zu leiten — an den Inszenirungen des Orpheus und der Alceste von Gluck hat er thätigen und gewiß heilsamen Antheil

genommen. Ohne Zweifel würde er die Tondichtungen Gluck's, Spontini's, Beethoven's und einiger Anderer zu voller Geltung gebracht haben, ich bezweifle aber, daß es ihm gelungen sein würde, aus capellmeisterlichem Pflichtgefühl Compositionen, welche ihm nicht sympathisch waren, die erforderliche Theilnahme zu schenken, womit ich keineswegs einen Tadel aussprechen will. Eines schied sich nicht für Alle! und man würde ihm nur Vorwürfe machen dürfen, wenn er es versucht und schlecht gemacht hätte.

Defters habe ich in dieser Skizze seiner Memoiren erwähnt. Die Uebersicht, die ich von seinen Lebensschicksalen gegeben, verdankt denselben so viel wie nichts — will man aber den Menschen näher kennen lernen, so darf man sich mit derselben nicht begnügen und muß zu jenem Bande greifen. Er habe keine Confessionen schreiben wollen, wiederholt er in demselben mehrmals auf's nachdrücklichste — es ist aber unmöglich, sich getreuer zu malen, als er es gethan, weniger noch durch das, was er von sich erzählt, als durch die Art, wie er es erzählt. Man glaubt ihn sprechen zu hören. Seine flammende Leidenschaftlichkeit in Liebe und Haß — die überzeugte Uebertreibung in der Auffassung — die satirische Verachtung — die zügellose Einbildungskraft — die kindlich naive, warme Dankbarkeit — der bis zur Wildheit gehende Trotz den Menschen und Verhältnissen gegenüber, alles das deckt er, man könnte sagen, auf das schonungsloseste auf. Es fehlt nicht an drolligen, nicht an tragischen Einzelheiten, nicht an scharf verständigen, nicht an tief empfundenen Auseinandersetzungen. Ein allzu breites sich Gehelassen kann man dem Autor vorwerfen, wenn man nicht geneigt ist, ihn über dem Menschen ganz und gar zu vergessen. Auch nehmen die kritisch-musikalischen Berichte, die nur für den Nichtmusiker, zu viel Raum ein — sie hatten von Hause aus eine selbständige Form, und es wäre vielleicht besser gewesen, ihnen dieselbe zu lassen, soviel des Persönlichen und Treffenden sie auch enthalten. Gleichviel, es ist ein Buch, wie es in der Literatur der Musiker noch nicht da war und wie nicht leicht eines wieder aus ihr hervorgehen dürfte.

Nun ist es aber Zeit, daß ich mich den Tondichtungen Berlioz's zuwende, daß ich zu zeigen versuche, was er als Componist geleistet und wie er zu seinen Leistungen gelangt ist. Beides bietet zwar große Schwierigkeiten dar, denn das geistige Wachsthum eines Menschen klar zu verstehen ist eben so unmöglich, als eine Vorstellung von Musikstücken zu geben auf anderem Wege als dem ihrer Aufführung — jedoch lassen sich immerhin aus der Erziehung, wie Lehrer oder Verhältnisse sie gefördert, manche Schlüsse ziehen, und aus der Richtung, den Mitteln und Formen der Werke einige Merkmale derselben geben, die, wenn auch nicht erschöpfend, doch bezeichnend sein mögen.

Zu der ganzen Musikgeschichte findet sich kein zweites Beispiel von einem Componisten, der bis ins neunzehnte Jahr so wenig Musik gekannt und gehört hätte, wie es bei Berlioz der Fall gewesen — von dem, was Musiker Musik nennen, hatte er kaum eine Vorstellung. Eben so wenig mag ein anderer mit complicirteren Versuchen begonnen haben als er — denn nach den Aufführungen, welchen er in der großen Oper beige-wohnt, nach dem Studium Gluck'scher Partituren, das er mit bewundernder Freude unternommen, begab er sich unmittelbar an die Composition größerer Gesangsstücke mit Orchester. Der Zufall, der in seinen künstlerischen Anfängen eine so große Rolle gespielt, führte ihn zu Lesueur, als erstem Lehrer. Lesueur, der in der Erinnerung seiner Landsleute kaum mehr lebt, in Deutschland kaum je gekannt gewesen ist, nimmt trotzdem in der Geschichte der französischen Tonkunst eine nicht geringe Stelle ein — seine Tendenzen und Versuche riefen in seinen früheren Lebensjahren geräuschvolle Streitigkeiten hervor, mehrere seiner Opern hatten großen Erfolg, seine „Barden“ namentlich errangen ihm die Gunst Napoleon's, der ihn zum Capellmeister in der Tuileriencapelle machte, und die Restauration ließ ihn in dieser Stellung, die er bis zu seinem Tode, in hohem Alter, bekleidete. Seine musikalische Erziehung war zwar ungenügend, sein Talent aber früh reif gewesen, denn mit 16 Jahren war er schon Musikdirector an einer Kathedrale. Ich kannte ihn und habe mir von seiner Persönlichkeit und dem Wesen

seiner Familie und seines Hauses eine überaus freundliche Erinnerung bewahrt. Er machte den Eindruck eines milden Patriarchen — Frau und Töchter umgaben ihn in biblischer Verehrung. Durch längere Zeit ging ich, Berlioz begleitend, alle vierzehn Tage Sonntags zu ihm und dann mit ihm und seinen Damen in die Capelle der Tuilerien, wo abwechselnd seine Werke und die seines Collegen Cherubini gegeben wurden. Von seinen Compositionen ist mir wenig geblieben. Sie waren gut gemeint, aber die Erfindung war mäßig und die Wache (was mir später aus dem Lesen der Partituren klar wurde) ungenügend. Seine Kunst mit frommem Ernst behandelnd, sprach er seine Ansichten fast in dem Tone eines evangelischen Predigers, mit weißvoller Ueberzeugung aus. Eine gewisse Naivetät hatten Alter und Erfahrung unberührt gelassen, wie denn seine abgöttische Liebe zum Kaiser, dem er sein Lebensglück verdankte, so weit ging, daß er nicht allein nicht an dessen Tod, sondern an eine Wiederkehr von St. Helena glaubte. Für Berlioz hegte er sehr wohlwollende Gesinnungen, die dieser auch erwiderte. Wie viel oder wie wenig er bei ihm gelernt, weiß ich nicht zu sagen — jedenfalls konnte er aber von Lesneur aus bestärkt werden in seiner alles Andere überwiegenden Richtung nach möglichst genanem Ausdruck, möglichst charakteristischer Malerei der Tonsprache; Lesneur versuchte in dieser Hinsicht sein Bestes zu thun und war auch überzeugt von der treuen Wahrheit seiner Gesänge, mochten sie griechische oder biblische Stoffe zur Unterlage haben. *)

*) In der französischen Ruszeitung „Le Ménestrel“ erschien während dieser letzten Monate eine ausführliche Biographie und Beschreibung Lesneur's von Octave Jonque. Der ältere Meister wird darin in ebenso geistreicher wie (namentlich durch Analoge seiner Schriften) überzeugender Weise als Vorgänger Berlioz's dargestellt; oder vielmehr es wird bewiesen, daß in den meisten Ansichten und Anschauungen, sowie in vielen Einzelheiten musikalischer Behandlung Berlioz stets der Jünger Lesneur's geblieben ist, so hoch er seinen Meister in manchen Beziehungen übertagt. Wie sehr der einst gefeierte Componist, dem man sogar in seiner Geburtsstadt Abbeville ein Monument gesetzt hat, auch bei seinen Landsleuten in Vergessenheit gerathen ist, geht daraus hervor, daß E. Jonque seine Meinung offenbar als eine bisher nie ausgesprochene hinstellt — von Berlioz so wenig als von Anderen.

Der Anordnung Cherubini's (mit welchem Berlioz leider manche unangenehme Zusammenstöße hatte) verdankt er doch den greifbarsten Theil seiner musikalischen Lehrjahre, nämlich den Unterricht Reicha's, der als Professor des Contrapunktes und der Fuge am Pariser Conservatorium angestellt war. Reicha, ein Jugendfreund Beethoven's, ein sehr geschickter, fertiger, wenn auch nicht genialer Componist, scheint seine Schüler schnell, wie man zu sagen pflegt, vorwärts gebracht zu haben, was nicht immer eine preiswürdige Eigenschaft zu nennen ist. Einem jungen Manne gegenüber, von den Fähigkeiten und dem Charakter Berlioz's, der schon im vollsten Productionsfieber sich befand, war er jedoch zweifellos ein höchst angemessener Lehrer, — den elementaren Uebungen, welchen man meistens schon als Knabe sich hinzugeben angewiesen wird, hätte dieser nicht mehr Stand halten können. — Das eingehendste Studium, dasjenige, welches seinen Neigungen am meisten entsprach, — das am förderndsten sich erweisen mußte, weil es seiner eigenthümlichsten Begabung Erfahrung gesellte, war eine in seltener Beharrlichkeit von ihm durchgeführte Disciplin. Während mehrerer Jahre besuchte er nämlich die große Oper, indem er den Aufführungen mit der Partitur in der Hand folgte und sich jede Beobachtung, die Einzel- oder Zusammenwirkung der Instrumente betreffend, aufzeichnete. Wenn er „ein Virtuoso auf dem Orchester“ geworden ist, wie sich H. Schumann über ihn ausdrückte, so kamen seinem Klängen die eingehendsten Studien des Charakters und der Leistungsfähigkeit aller möglichen im Orchester anwendbaren Instrumente im höchsten Grade zu Statten, wie ja überhaupt auch die instinctivste Kraft ohne ansdauernde Arbeit nicht zu künstlerischer Fertigkeit gelangt.

Der Meister nun aber, die Berlioz in jener Zeit ein nie erschöpftes Studium boten und welchen er während seines ganzen Lebens mit der leidenschaftlichsten Bewunderung angehörte, waren drei: Gluck, Spontini und Beethoven — vielleicht ist ihnen auch noch C. M. v. Weber zuzuzählen. Vor Allem war es der erste, dessen Opern er auswendig wußte — jedes Wort, jede Note waren ihm stets gegenwärtig. Dieses Zueinanderausgehen von

Text und Musik, welches die hervorragendste Eigenschaft Gluck's bildet, mußte einem Manne, der, so sehr er sich in die Welt der Töne zu begeben liebte, doch nicht in derselben aufgewachsen war, am meisten zujagen, da er, poetisch organisiert und literarisch gebildet, hier am schnellsten zu einer Auffassung musikalischen Wesens gelangte. In den Werken Spontini's fand er dann die gleiche Richtung, bereichert durch die Anwendung eines eben so vollen wie ausdrucksvollen Orchesterspiels, welches ihn bis zu einem gewissen Grade zur Auffassung der Beethoven'schen Symphonie vorbereitete. Die Meister, durch welche wir zum Verständniß Beethoven's geführt werden, lernte er erst später und oberflächlich kennen — die absolute Musik, deren Träger sie gewesen, blieb ihm im Grunde des Herzens eigentlich fremd, so vielen Genuß ihm auch einzelne Werke derselben bieten mochten.

In die Zeit, während welcher ich täglich mit Berlioz verkehrte, fielen einige Werke sehr verschiedener Gattung, die ich so zu sagen entstehen sah. Zuvörderst eine Sammlung von Gesängen für eine und mehrere Stimmen mit Clavierbegleitung, fast die einzigen Vocalcompositionen, bei welchen er sich damit begnügte, das Piano als Begleitungsmaterial zu benutzen, wie er denn überhaupt kürzerer lyrischer Stücke nur sehr wenige geschrieben. Die Texte zu den in Rede stehenden sind Uebersetzungen einiger der berühmten Irish-Melodies von Thomas Moore; Balladen, Lieder, frommen, kriegerischen, liebeglühenden, ja auch trinklustigen Inhaltes. Ueberall ist die Stimmung energisch erfaßt — der Rhythmus charakteristisch erfunden — von Trivialität keine Spur — die Wortbehandlung, nach französischer Weise, untadelhaft; und doch sind nur zwei oder drei darunter von tieferer oder auch nur wohlgefälliger Wirkung. Sie sind eben aus kurzen, declamatorischen Melismen zusammengesetzt, die offenbar aus tiefster Seele hervorgefungen, aber nicht zusammengehalten werden von jenem magischen Band, welches die einzelnen Theile eines Kunstwerkes so innig umfassen muß wie die eines organischen Wesens. Es fehlt die Spontaneität. Hiermit soll keineswegs diejenige Spontaneität be-

zeichnet werden, die sich bei einzelnen Dichtern in Wort oder Ton schon durch die Kürze der Zeit kund giebt, in welcher sie etwas schaffen — schnelles Produciren ist eben so oft den flachsten Künstlern eigen als langjames den allergrößten. Aber sobald die Zusammensetzung gefühlt wird, ist es mit dem packenden Eindruck zu Ende — und je kürzer das Kunstwerk, desto mehr verlangt man nach inner- und äußerlicher Einheit und Gleichmäßigkeit der Erfindung. „Die schöne Reisende“, eine liedförmige Ballade, ist das abgerundeste, amnthigste Stück jener irischen Sammlung — und gerade von ihm sagte mir Berlioz, indem er mir es lächelnd hinhielt: „Ich habe es in den letzten vierzehn Tagen geschrieben, jeden Morgen ein paar Tacte, wie eine Uebung im Contrapunkt.“

Nicht allein in den Melodiceen dieser Gesänge macht sich das Nachundnach schlimm fühlbar, mit der Begleitung steht es nicht besser. Man oft erscheint die Harmonie zusammengesucht, wie etwas Erlerntes und kaum hinreichend Geübtes — die Clavierbegleitung in ihren Figurationen vollends mühselig zusammengeklaut. Mit letzterer konnte es nicht anders sein, denn die Natur des Piano verlangt durchaus, daß der, der es als Componist benutzt, als Spieler sich damit vertraut gemacht habe. Aber den andern Mängeln liegt ein tieferer Uebelstand zu Grunde, den ich hier gleich aussprechen muß. Die Nachwehen des verspäteten Eintretens in das Tonreich machten sich mehr oder weniger durch Berlioz's ganzes Künstlerleben fühlbar. Die Musik wurde ihm nie gänzlich zur Muttersprache. Er übersehte seine poetischen Gebilde, mochte er sie erfunden haben oder mochten sie ihm durch Dichterwerke entgegengebracht werden, in Töne, und es gelang ihm oft in erstaunlicher Weise. Der Farbenreichtum, den ihm die Klänge boten und über den er frei und verschwenderisch wie ein stolzer, üppiger Günstling des Glüces zu verfügen verstand, verschleierte doch nur ansahmsweise das Fehlen frühesten Erziehung und Uebung, das sich in der mangelnden Fertigkeit höherer Reinheit und Schönheit im Gebrauche der Tonsprache kund giebt.

Die bedeutendste Composition, deren

Entstehung und Fortgang ich verfolgen konnte, war die vielbesprochene Symphonie: „Episöde aus dem Leben eines Künstlers“, deren ich schon erwähnt und welcher sich nur noch die „Harold in Italien“ und die „Sinfonie funèbre et triomphale“ als rein instrumental-symphonische Werke anreihen. Eine Eigenthümlichkeit ist den ersteren beiden gemeinsam, der Versuch nämlich der consequent durchgeführten Anwendung eines „Leitmotivs“, als bestimmt bezeichneter Ausdruck oder, wenn man will, als Tonbild einer Persönlichkeit. In der ersten, die den Zustand eines Liebenden in verschiedenen Lagen, Umgebungen malen soll, erscheint diesem die Geliebte stets, wie der Autor in einem Vorwort sich ausdrückt, „bizarrer Weise mit einem musikalischen Gedanken vereinigt, gleichsam als eine fixe Idee“. Nachdem diese Melodie im ersten Satz das Hauptthema bildet, erscheint sie im zweiten: „Träumerei im Freien“, und im dritten: „Ballscene“, mehr episodisch. Im vierten: „Marsch zur Hinrichtung“, hört man nur den Anfang derselben, als letzte Vorstellung des unglücklich Liebenden, ehe das Fallbeil ihn trifft. Im fünften (man erinnere sich, daß ein Opiumrausch diese letzten Bilder, dem Programm nach, erzeugt hat) erscheint das sehnsuchtsvolle Motiv, in genialer Weise zum trivialsten Gassenhauer erniedrigt, von abenteuerlichen Dämonen begrüßt. Anders in der Harold-Symphonie. In dieser spielt eine Solo-Bratsche, die aber im Französischen hohen männlichen Geschlechts ist (l'Alto), neben, mit, unter und über dem Orchester eine Hauptrolle. Sie stimmt einen breiten Gesang an, der ebenfalls in den folgenden Sätzen wiederkehrt und als Vertreter des Harold gelten soll und diesen während des „Pilgermarsches“ und der „Liebeszerenade eines Abruzzenbewohners“ als gegenwärtig darzustellen die Aufgabe hat. Auch noch bei der „Orgie der Räuber“ wird er, wenn auch entfernt, in Erinnerung gebracht. — Ich glaube nicht, daß Berlioz diese Ton-Persönlichkeiten außerdem noch angewendet. Auch hat er nie seinen Instrumentalstücken fortlaufende Erklärungen in Prosa oder in Versen gegeben und sich stets mit bezeichnenden Aufschriften begnügt. Der genauesten Kenntniß der Dichtungen, auf welche seine

Duverturen und andere Stücke sich beziehen, überhaupt der erklärenden Einbildungskraft der Hörer hat er aber allzuviel Vertrauen geschenkt, obgleich er in seiner „Romeo und Julie“-Symphonie mit dünnen Worten sagt: „Das Publikum hat keine Imagination“. Mich dünkt, daß Publikum hat oft mehr Phantasie, als der Tonrichter es wünschen mag — aber man darf ihm nicht zumuthen, Historien aus einer Musik herauszuhören, die diese ja immer nur in unbestimmtester Weise zu malen im Stande ist, und muß dafür sorgen, daß der Eindruck einer Composition, unabhängig von dem, was der Componist sich dabei gedacht hat, und von dem, was der Hörer Sachliches herauszuhören im Stande ist, ein mindestens befriedigender sei.

Die hervortretendsten Eigenschaften, die Berlioz als Orchester-Componist besaß, zeigen sich schon in den besprochenen Symphonien scharf ausgeprägt. Vor Allem die wirkungsvolle, vielfach neue und pittoreske Behandlung des Orchesters. In der Anwendung der Blechinstrumente war er vorzugsweise erfinderisch, und die grandiose Wirkung seiner Posaunenätze (von welcher sich schon in einer früheren Ouvertüre, „Les Francs-juges“, ein Beispiel findet) ist von manchen der geringsten und der bedeutendsten Componisten vielfach nachgeahmt, aber nicht überboten worden. (An dem trivialen Lärm, zu welchem jetzt die Blechinstrumente allüberall dienen müssen, ist Berlioz unschuldig, denn wenn er auch, wie wir sehen werden, in seinen Ansprüchen an fulminante Klangwirkung allzuweit ging, so geschah es doch nie in geistloser Weise, eher mochte an diesen Schuld sein, daß er, unbefriedigt von der rein musikalischen Erfindung, zu allen möglichen Mitteln griff, um seiner nach dem Gewaltigen strebenden Phantasie genug zu thun.) „La marche du supplice“ ist eines jener Stücke, in welchem seine energische Behandlung des Blech-Orchesters, angewendet auf Motive, die durch ihre markigen, schroffen Rhythmen dazu angethan sind, mit padender Kraft den Hörer ergreift. Der „Pilgermarsch“ in der Harold-Symphonie hingegen, ohne Zweifel eine der abgerundeten Berlioz'schen Compositionen, ungesucht und originell in der Erfindung

und Entwicklung, zeigt uns den Componisten als Meister in der Anwendung zarter Klangmittel und zu gleicher Zeit als frappanten lebendigen Genremaler. Während Harfen-, Hörner- und Flötentöne entferntes Glockengeläute andeuten, bezeichnen ruhige Marschrhythmen die vorüberziehenden Pilger, und ihre frommen Gesänge finden in leise gehaltenen Accorden und Arpeggien ihren Widerhall. Fast wünscht man den Bratschen-Harold hinweg mit seinem wiederkehrenden Monologe, und doch ist er sehr geschickt in das reizvolle Spiel verflochten. Freilich gehört Marzchartiges und kirchlich Gefärbtes zu denjenigen musikalischen Dingen, die, mehr oder weniger typisch, leicht aufgefaßt werden in ihrer Bedeutung. Auch die charakteristische Serenade des Abtrünnigen verbannt den allgemein verständlichen pastoralen und tanzenden Rhythmen ihre zweifellose Auffassung. Anders ist es beschaffen mit dem „Räuberballet“. In seinen Memoiren giebt Berlioz, halb zufällig, eine Analyse dessen, was er sich dabei gedacht, und zwar mit einer fürchterlichen Virtuosität und Ungeheuerlichkeit des Ausdrucks. Daß die mangelhafte Phantasie des Publikums alles das nicht heraus hört, ist ein Glück, denn im entgegengesetzten Falle müßte die Aufführung von Polizei wegen verboten werden. Für die Symphonie ist es aber ein Unglück, daß sie mit einem solchen Sabbath abschließt, denn trotz aller wilden Kraftausbrüche, scharfer Modulationen, halb trivialen und bizarrer Figuren, trotz allem Wüthen, Grunzen, Dreinschlagen, Toben, Heulen des Orchesters, ist der Totaleindruck nicht einmal charakteristisch und gleicht eher einem Gemekel als einer Orgie. Der Fehler liegt an der Aufgabe, die der Componist sich gestellt, wenn sie auch hätte glücklicher gelöst werden können. Man oft hat sich Berlioz geirrt in den Ansprüchen, die er an die Darstellungskraft der Tonkunst stellt, indem er Bilder seiner erhitzten Einbildungskraft in einer Weise durch Töne zu malen sucht, die ihm eine vollkommene Uebertragung derselben scheinen mochten, aber den Lebensbedingungen unserer Kunst widerstreben. Durch diese eigenmächtige Originalität, mit welcher er sich Formen schafft für das, was ihm zu

thun beliebt, wird jedoch eine Besprechung seiner nicht gerade zahlreichen Werke, oder doch wenigstens der hervorstechendsten unter ihnen, von größerem allgemeinen Interesse als die von manchen bedeutenderen Componisten. Betrachten wir vor allen anderen seine dramatische Symphonie „Romeo und Julie“, mit Solostimmen und Chor, der Shakespeare'schen Tragödie nachgebildet, für welche er schwärmte.

Die Einleitung bildet ein Orchesterstück, überschrieben: „Kämpfe, Auflauf, Dazwischentunst des Fürsten“. Man sollte denken, eine solche Scene würde um so mehr die Anwendung der Singstimmen hervorrufen, als die Abwesenheit der Bühne erlaubt hätte, den Chor ohne scenische Rücksichten zu voller Geltung zu bringen, und als ferner die strafenden Worte des Fürsten ihrem Sinne nach durch keine noch so ausdrucksvollen Blasinstrumente verdeutlicht werden können. Keineswegs! Wir erhalten ein fugirtes tumultuarisches Instrumentalstück, in welches ein dröhnendes, ziemlich ausgesponnenes Recitativ von Posaunen, Tuben, Cornetten hineinschlägt, mit einer physischen Gewalt des Klangs, deren weder Alexander noch Julius Cäsar fähig gewesen wären — unter seinem betäubenden Eintrude verlaufen sich die Violinen nach und nach und die Ruhe ist hergestellt. Die ersten paar Worte, die Shakespeare dem Prinzen in den Mund legt: „Aufrührerische Basallen! Friedensfeinde!“ würden mehr moralische Gewalt offenbaren als das sprachlose Tuten eines ganzen aus Blechbläsern bestehenden Regiments.

Nun erst folgt der Prolog. Dieser, der dem Chor in den Mund gelegt ist, spricht von der Feindschaft der beiden Häuser und erzählt weiter von dem Feste, von Romeo's Liebe, die er in nächtlicher Stille Julietten bekannt habe. Ein paar Solostrophen unterbrechen hier den Chor, um das Glück Liebender unter dem schönen Himmel Italiens zu besingen (Shakespeare's Lob findet ebenfalls darin seinen Platz), und nachdem erwähnt worden, daß Romeo's Freunde über seine Traurigkeit scherzen, besingt Mercutio gemeinschaftlich mit einem Männerchor die Fee Mab in einem ausgeführten Scherzetto. Der Chor des Prologs be-

ginnt zum letzten Male, um mitzutheilen, daß der Tod, der mit furchtbarer Gewalt haust, Montecchi und Capuletti zum Frieden führt.

Nun beginnt die eigentliche Symphonie mit einem großen Orchesterfag, der die Ueberschrift trägt: „Romeo allein — Traurigkeit — Concert und Ball — großes Fest bei Capulet“.

Der folgende Abschnitt heißt: „Heitere Nacht — der stille einsame Garten Capulet's“. Die jungen Capulets singen, indem sie das Haus verlassen; in der Ferne Anklänge der Ballmusik. „Liebes scene“, diese wird durch ein ausgeführtes Instrumentalstück versinnlicht. — Zum zweiten Mal erscheint das Scherzo, die Fee Mab — man sollte denken, sie stehe den Begebenheiten, die an uns vorüberziehen, als Leiterin vor, während sie doch nur als humoristische Expectoration des Mercutio in der Tragödie ihre Stelle findet. Ihm folgt „Das Leichenbegängniß der Julia“, zu welchem wiederum der Chor auftritt. Hierauf: „Romeo im Grabgewölbe der Capulets. Anrufung — Erwachen der Julie — wahnsinnige Freude — Verzweiflung; letzte Qualen und Tod der Liebenden“. Keine (!) Orchestermusik. Nun aber: „Finale. Die Menge stürmt auf den Kirchhof — Rauferei zwischen den Capulets und Montengas. Recitativ und Arie des Bruders Lorenzo. Versöhnungsschwur“. Diesmal sind Chor und Solofänger zur Mitwirkung herangezogen.

Unsere Polyhymnia ist wohl die gemüthlichste, gutmüthigste aller Musen. Welche Behandlung läßt sie sich nicht gefallen? Welche Arbeit verweigert sie zu leisten? Die eine ihrer Schwestern verlangt, sie möge ihr dienen, die andere, sie möge ihre Arbeit verrichten, eine dritte, sie möge sie unterstützen, zu Allem ist sie bereit und willfähriger, als man es von einer Jungfrau aus so guter Familie gerne sehen möchte. Bildlos gesagt: das Durcheinander lyrischen, epischen, dramatischen Wesens, wie es sich in manchen unserer vorzüglichsten Vocalwerke angewandt findet, ist arg genug, doch kommt man darüber hinaus durch den Zusammenhang der Textesworte, wie und von wem diese auch vorgetragen werden mögen; werden sie doch alle gesungen! Was soll man aber von der musikalischen Verar-

beitung eines poetischen Werkes sagen, wie sie Berlioz hier gewagt? „Tel est notre bon plaisir“, klingt es da heraus — das ungefälschte Autokratenthum. Wo man nach Menschenstimmen lechzt, müssen es die Orchesterpieler thun, und wo sie überflüssig werden sie herbeigeht. Die einzigen Personen der Tragödie, die singend auftreten, sind Mercutio und Bruder Lorenzo — weder Romeo noch Julie geben einen Laut von sich. Zum Leichenbegängniß der Letztern tritt der Chor ein, während es kaum etwas Verständlicheres giebt als einen Trauermarsch — dagegen eine schnelle Folge widerstreitender Empfindungen, wie die, welche der letzten Begegnung der Liebenden entspringen muß, durch schwer zu deutende Instrumentalansbrüche darzustellen versucht wird. Bei Gelegenheit dieses Abschnitts geht dem Componisten selbst der Glaube an seine Arbeit verloren, aber er schiebt die Schuld auf's Publikum. „Dieses“, lautet eine Anmerkung, „hat keine Einbildungskraft; Stücke, die sich an die Einbildungskraft wenden, haben mithin kein Publikum. Man soll daher das in Rede stehende nur einer Versammlung ausserlesener, mit dem fünften Act der Tragödie durchaus bekannter Zuhörer vorführen, d. h. bei hundert Aufführungen sei es neunundneunzig Mal auszulassen.“ Als ob man, wenn man es nicht genau kennt, durch diese Symphonie ein auch nur halbwegs klares Bild von den anderen Acten des wunderbaren Gedichtes erlangen könnte!

Schließlich ist Musik Musik, — gespielt oder gesungen! wird ein ungeduldiger Leser ausrufen — und wissen wollen, was von dem, seinem änderen Inhalte nach, vielleicht allzu weitläufig besprochenen Werke, wenigstens meiner Meinung nach, zu halten sei — das ist aber auch nicht in wenigen Worten zu sagen, da der Werth der einzelnen Stücke ein sehr ungleicher ist — nur was man interessant zu nennen pflegt, das sind sie alle. Zwei derselben haben in musikalischen Kreisen Berühmtheit erlangt, wenn auch aus verschiedenen Gründen; das Scherzo, welches den Namen der „Fee Mab“ mit Recht trägt, durch eine Fülle instrumentaler Combinationen, die theilweise im Orchester nie vorher in Anwendung gekommen

waren, wie z. B. ein Zusammenklingen von Flageoletttönen in den Geigen, sons harmoniques in den Harfen, kleiner antiker Cymbeln u. s. w. Was aber mit so feinen, ausgetüpfelten, ätherischen Klängen gesagt wird, scheint mehr für diese Effecte erfunden, als daß diese nur die Bekleidung bilden — in der zauberhaftesten Hülle liegt der Kern der Erfindung. Anders der zweite jener Sätze, das große Adagio, welches das Glück der Liebenden in der Gartenscene malen soll. Es enthält breite bestrickende Gefänge, hat ein edles Colorit, und selten nur ist es unterbrochen durch jene recitativischen, nach Worten verlangenden Melismen, die dem einsichtigen Zuhörer das schlinnme „Warum?“ entlocken, jenes Warum, welches das vollendete Kunstwerk nie hervorruft. Von Seltsamkeiten ist Berlioz niemals ganz frei, mögen sie der Absichtlichkeit oder der Unzulänglichkeit seines Talentcs entspringen. Mehr als billig findet sich vergleichen in den meisten anderen Sätzen, die aber doch auch wieder Combinationen enthalten, die in der Nachahmung, die ihnen zu Theil geworden, zu größerem Rufe gelangt sind als im Original. Auch in den Künsten wird oft dem Benutzenden mehr Lohn als dem Erfindenden.

Bei Werken, welche, der Hauptsache nach wenigstens, sich in den Formen bewegen, die mit der Entwicklung der Kunst organisch entstanden, läßt man sich nicht dadurch stören, daß nicht alle Theile gleich vollendet sind. Man nimmt das Geringere mit in den Kauf um der Einheitlichkeit des Ganzen willen. Anders bei einem Werke wie jene sogenannte Symphonie mit ihrer bunten Zusammenstellung, wo man stets versucht sein wird, sich mit einzelnen Theilen abzufinden. Wäre aber auch dies nur leichter! Was der Verbreitung Berlioz'scher Musik mehr im Wege steht als ihre Schwächen, das sind die technischen Schwierigkeiten ihrer Vorführung — und weniger durch den Anspruch an viel Geschicklichkeit, als durch die Nothwendigkeit der Geschicklichkeit vieler. In seinen beideidensten Orchesterstücken enthält die Partitur zugleich mit der Beschreibung des Instruments auch die ihrer Befehle. Sie ist gerechtfertigt — jedoch was kann ein ehrlieber Dirigent in einer

kleineren Stadt thun, wenn er liest: erste Geigen mindestens 15, Bratschen mindestens 10, Violoncelle mindestens 12 und so fort — was kann er thun, als wehmüthig die Partitur bei Seite legen. Und dies ist noch nichts im Vergleich zu den Forderungen gewichtigerer Werke. Zu seinem Requiem werden verlangt neben vielem Andern: 16 Hörner, groß und klein, 12 Trompeten, 20 Posaunen und Tuben, 8 Paar Pauken für neun Paukenschläger, zwei große Trommeln, 3 Paar Becken und ein Tamtam. Hier handelt es sich denn freilich um das jüngste Gericht mit allen seinen Schrecknissen, und wenn der Dichter der großartigen Worte des „dies irae“ auch nur von einer Posaune spricht, so muß man bedenken, welcher unerfundener Ton dieser eigen sein muß, um auf allen Kirchhöfen der ganzen Erde vernommen zu werden. Dagegen kommen ein paar Tausende unserer Posaunen nicht auf — aber eben deshalb ist es vom Uebel, auch nur zwanzig derselben in Anspruch zu nehmen. Nicht, was uns vom Himmel entgegenbröhnt, können wir schildern, — die Empfindungen, welche uns bei dem Rufe durchströmen, diesen sollen wir in Tönen Ausdruck verleihen — und wie tief wirkend, mit geringen Mitteln das zu ermöglichen ist, haben Mozart und Cherubini gezeigt. Solchen Werken, die, in tiefster Seele wurzelnd, in einer Sprache geschrieben sind, die, anders noch als die Muttersprache, den Auskoren aus einer höheren Welt mitzugeben zu sein scheint, kann die Todtenmesse von Berlioz nicht verglichen werden. Kühn, schon durch die Maßlosigkeit ihrer technischen Forderungen, aber auch hie und da gewaltig in ihrem Aufbau, enthält sie Manches, was fromm geföhlt ist, Einiges, was fromm klingt, Vieles, was fromm thut; Eigensinnigkeiten, deren Schwierigkeit durch die Ausführung nicht überwunden ist (wie z. B. ein Chor, der sich nur zwischen zwei Tönen bewegt), mehr gewaltig als überwältigende Orchestereffecte, geniale Harmoniefolgen neben unmöglichen. Bewundert steht man vor Sätzen, die, sei es durch den Charakter der Rhythmen, sei es durch den Aufbau, an die oben genannten Meister erinnern — sie sind amplificirt, aber nicht erreicht. Auch eine Fuge findet sich; Berlioz hat sich dieser Form

öfters bedient, wenn er auch aus seiner Verabscheuung derselben ein Stück seines Glaubensbekenntnisses gemacht hatte. Cherubini, als er von dieser Abneigung hörte, rief aus: „S'il n'aime pas la fugue, c'est que la fugue ne l'aime pas,“ und das werden auch die begeistertsten Anhänger Berlioz's zugestehen müssen.

Das reichste und musikalisch vollendetste Werk von Berlioz ist wohl sein Faust, der den Titel führt: „Die Verdammung des Faust, dramatische Legende in vier Theilen“. Eigenthümlich fürwahr, daß die bedeutendsten Werke der beiden bedeutendsten französischen Componisten der letzten Zeit auf dem unendlichen Gedichte Goethe's aufgebaut sind. Berlioz will zwar Letzteres nicht gänzlich zugestehen, namentlich um nicht dem Vorwurfe ausgelegt zu sein, das deutsche Gedicht, das er anbetet, verstümmelt zu haben, und führt vor Allem zu seinen Gunsten an, daß er den Helden in die Hölle statt in den Himmel wandern lasse. Nur eine Anzahl Scenen habe er dem Faust Goethe's entlehnt und schließlich nichts Anderes gethan, als was durch Gluck, Mozart, Rossini mit anderen französischen und deutschen Meisterwerken geschehen sei. Wir werden sehen, wie weit dieser Vergleich seine Richtigkeit hat, aber ein Mißstand wird dadurch nicht aufgehoben, der, wir wollen es wenigstens hoffen, für gebildete deutsche Ohren sehr empfindlich sein muß. Vieder, die sich im Faust finden, sind von Berlioz in französischer Uebersetzung componirt worden, und in der Rückübersetzung ins Deutsche werden nun die Goethe'schen Verse beibehalten — so weit es sich eben thun läßt, das heißt, den Forderungen der gegebenen Melodien entsprechend, durch Einschiebungen, Auslassungen, Verletzungen und Umschreibungen auf's grausamste mißhandelt. Man hätte vielleicht besser gethan, diese direct von Goethe stammenden Stücke selbständig zu übersetzen, ohne alle Rücksicht auf den Originaltext. Die Zeit wird lehren, ob Berlioz'sche Musik für das deutsche Publikum anziehend genug ist, um es über jene Heillosigkeiten hinauszubringen, wozu allerdings vor Allem nöthig, daß das außerordentlich schwierige Wagnistück der Vorführung unternommen werde. Sehen wir uns nun vor Allem an, wie die

„Faust-Sage“ diesmal angepackt worden ist, oder vielmehr, was man mit dem Goethe'schen Faust angefangen.

Erster Theil. Faust freut sich, an einem herrlichen Frühlingsmorgen, der stärkenden Lust und der Einsamkeit inmitten einer ungarischen Ebene. Warum hält er sich in Ungarn auf? Um dem Componisten Gelegenheit zu geben, den Rákoczy-Marsch erklingen zu lassen; Berlioz spricht dies nicht allein offen aus, er setzt hinzu: aus musikalischen Gründen würde er ihn nach dem fernsten Winkel der Erde verjagt haben, bringe ihn Goethe selbst ja nach Sparta! In seinen unschuldigen Träumereien wird Faust von ländlichen Klängen unterbrochen — es sind Bauern, die früh Morgens singen und tanzen. („Der Schäfer pukte sich zum Tanz.“) Faust beneidet ihre Freuden. Nun aber erfüllt sich die Ebene mit kriegerischem Glanz — die Söhne der Donau bereiten sich zum Kampfe vor — jedes Herz schlägt höher bei ihrem Siegesgesang, nur das seine ist unempfindlich für den Ruhm. (Rákoczy-Marsch.)

Zweiter Theil. In Norddeutschland. Faust im Studirzimmer. Ueberall hin folgt ihm die Langeweile — er leidet und die Nacht erhöht seinen Schmerz. Für ihn hat die Erde keine Blumen, und das Beste ist, sie zu verlassen. Er setzt die bekannte Schale an den Mund, da hört er fromme Gesänge („Christ ist erstanden“), seine Thränen fließen, der Himmel hat ihn wieder erobert. — Mephisto erscheint. Wer bist du mit dem flammensprühenden Blick? fragt ihn Faust. Ich bin der Lebensgeist, der Glück und Freude bringt, antwortet der Teufel mit Bonhomie, laß deinen philosophischen Plunder und folge mir! Faust gehorcht ohne Weiteres. Wir finden sie in Auerbach's Keller wieder. Brander singt mit den Genossen einen Punschchor, dann das Lied von der Ratte, zum Schluß schreien sie eine Fuge auf das Wort: Amen, worüber sie Mephistopheles becomplimentirt und ihnen das Lied vom Floh zum Besten giebt. Faust ennuhrt sich und sie fliegen ab. — An den Ufern der Elbe liegt Faust auf frischem Rasen schlafend. Gnomen und Sylphen singen („Schwübet, ihr dunkeln Wölbungen droben!“), Sylphiden umtanzen ihn. Er sieht im Traume Margarethe, deren

Namen er klopelt. Er erwacht jehusuchtsvoll — Mephisto verspricht, ihn zur schon Geliebten zu bringen. Im Gedränge der Soldaten, die herankommen („Burgen mit hohen Mauern und Zinnen“), und der ihnen folgenden Studenten (sie singen abenteuerlich zusammengestellte lateinische Worte: „Veni, vidi, vici — Gaudeamus igitur u. s. w.) wandern sie der Stadt zu.

Dritter Theil. Faust schwärmt in Margarethens Zimmer — Mephisto kommt, giebt ihm gute Lehre und verstedt ihn. Gretchen erscheint und singt: „Es war ein König in Thule“. Vor dem Hause beschwört Mephisto die Irrlichter zu einem für Margarethens Sinne unheilvollen Tanz und stimmt dann, mit denselben vereinigt, die Serenade an: „Was machst du mir vor Liebchens Thür“. — Im Zimmer zeigt sich nun Faust der Geliebten — sie erkennt ihn, denn sie hat ihn gleichfalls im Traume gesehen, und ihre Neigung ist so gezeitigt, daß sie ihm als reife Frucht zufällt. Mephisto führt ihn am frühen Morgen gewalttham von dannen — aber durch den Garten, denn schon stehen die Nachbarn vor dem Hause und benachrichtigen die „Mutter Oppenheim“, daß es im Innern nicht geheuer zu geht.

Vierter Theil. Gretchen allein in ihrem Zimmer — „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer“ — man hört von Weitem die Chöre der Soldaten und Studenten. — „Wald und Höhle“. Faust schwärmt. Mephisto theilt ihm die schlimme Lage der Geliebten und nun zum Tode Verurtheilten mit — er ist bereit, sie zu retten, wenn Faust sich schriftlich verbindlich macht, ihm von morgen an zu dienen. Faust unterschreibt — sie brausen „auf schwarzen Pferden“ von dannen — vorüber an betendem Landvolk, verfolgt von Geipensfern. Aber Faust ist betrogen. Statt zur Geliebten gebracht zu werden, führt ihn Mephisto ins Pandämonium, das Reich Satans. Die Fürsten der Unterwelt bejubeln den Fall „dieser stolzen Seele“, und ein höllischer Chor singt: „Tradioun marexil Trudinxé burrudixé“ u. s. w., nach Swedenborg's Versicherung die Ausdrucksweise der Dämonen und der Verdammten, wie uns Berlioz belehrt.

Epilog. Auf der Erde ertönt es: „Die Hölle verstummt — ein schreckliches

Mysterium vollzieht sich dort“. Im Himmel. Die Seraphim rufen dem Herrn zu: „Hosiannah, sie hat viel geliebt“, — eine ferne Stimme: „Margaretha!“ Chor der Engel, die Gretchen zu sich heranzurufen — ihr wird vergeben — „vielleicht auch eines Tages dem Geliebten“ — „hoffe und sei glücklich!“

Man ersieht aus dieser Skizze, daß, abgesehen von der Höllenfahrt des Doctors, dem bestridenden Einfluß der Irrlichter und den kriegerischen Velleitäten der Magyaren, alle Szenen unserm geliebten Faust entlehnt sind. Berlioz war sich klar, daß der Geist der Goethe'schen Dichtung der Musik unzugänglich sei — und hat ihn nun auch mit heroischer Gründlichkeit gänzlich ausgetrieben, sich damit begnugend, ihr eine reiche, bunte Folge lyrischer, phantastischer und halb dramatischer Momente und Motive zu entnehmen als Vorwurf für seine Tonstücke. Acht derselben hatte er zur Zeit, als ich ihn kennen lernte, herausgegeben als op. 6*), später aber die gedruckten Exemplare möglichst wieder vernichtet, um sie, bereichert und theilweise verbessert, dem größeren Werke einzuverleiben — sie sind in der Erfindung die frischsten geblieben. Vielleicht hätte er wohlgethan, seiner ersten Idee treu zu bleiben und eine Reihe von Faust-Stücken ohne selbständigen Zusammenhang zu geben. Denn von einer ethischen Totalwirkung kann unter den gegenwärtigen Umständen keine Rede sein — ein ennuhielter Mensch, dem ein lustiger Zauberer einige Zerstreuungen verschafft, ist, wenn er auch ein Mädchen verführt

*) Es sind: der Ostergesang, die Gefänge der Bauern, der Soldaten, die Lieder von der Ratte, vom Floh, die Serenade des Mephisto, der König von Thule und der Geisterchor: „Schwindet, ihr dunkeln Wölbungen“. Berlioz hatte ein Exemplar an Goethe geschickt — ich erkundigte mich bei Eckermann nach dem Schicksal desselben und erhielt folgende Antwort:

„Die Musik Ihres Freundes zu Faust kam bald nach Ihrem Briefe an. Goethe zeigte mir gleich das Heft und suchte die Noten mit den Augen zu lesen. Er hatte den lebhaftesten Wunsch, es vortragen zu hören. Ein sehr schön geschriebener Brief des Herrn Berlioz war beigelegt, den Goethe mir gleichfalls zu lesen gab, und dessen gebildeter, höchst zarter Ton uns gemeinschaftlich Freude machte. Er wird Herrn Berlioz gewiß antworten, wenn er es nicht schon gethan hat.“ Zu seinem großen Kummer hat Berlioz diesen so sehr zugefügten Brief nicht erhalten.

hat, noch kein auserlesener Gewinn für die Hölle. Der Held der Partitur ist Verlioz selbst, der eine so reiche Reihe absonderlicher, theilweise höchst wirksamer und durchgehends an- und aufregender Tonstücke erfunden und zusammengestellt hat, eine wahre Karikaturesammlung. Was giebt es da Alles zu hören! Einen Marsch, der zum Brillantenfesten zu zählen ist, was man finden kann — Soldaten- und Studenten-Chöre, die einzeln und zu gleicher Zeit gesungen werden. Beim Rattenlied wählen vier Jagotte in der Tiefe umher — beim Hoshied ist in der Begleitung das Hüpfen und Stechen, das Tuden und Knaden zu vernehmen. Ein Trio von kleinen Flöten flackert irrwiich- artig in den höchsten Höhen, — Gespenster dröhnen aus unerhörten Posaunen- Abgründen hervor. Jedoch ist mit diesen merkwürdigen Klangcombinationen, von welchen sich in jedem Stück Proben finden, keineswegs der musikalische Inhalt des Werkes erschöpft — es enthält Stücke, welche von großem melodischen Reiz sind und der vollendeten Schönheit nahe kommen, ohne sie doch zu erreichen. Hier sind vor Allem zu nennen die Gesänge am Ostermorgen und die Geisterchöre, mit welchen Mephisto den Faust einsingen läßt. Die Töne der Lieder sind keineswegs den Orchestermalereien unterlegt oder zugefügt, sie sind von selbständiger, theilweise prägnanter Erfindung, die Serenade des Mephisto ist sogar gar nicht teuflisch, die Melodie fast populär, und der Orchester- virtuose begnügte sich damit, eine reich klingende Zitherbegleitung für das Streichquartett zu erfinden. Auch die Liebes- scenen enthalten tiefgefühlte Accente, die sich nur nicht hinreichend zu einem durch- aus befriedigenden Ganzen zusammen- fügen, obgleich durchwegs der Componist es sich zur Aufgabe macht, fest abgeschlossene Tonstücke hinzustellen*). Unbegreiflich

bleibt es, daß ein so geistreicher Mensch, wie Verlioz, den Fehler begehen konnte, in der Höllenscene (die freilich mehr an Robert den Teufel als an Dante erinnert) jene unsinnigen Swedenborg'schen Wörter anzuwenden, die, wenn man sie hört oder liest, jedenfalls eine mehr komische als furchtbare Wirkung hervor- bringen müssen. Auch die „Verklärung Gretchens“ zeichnet sich mehr aus durch die goldnen Harfen der Engel und die leuchtenden Wolken, in welchen sie singen, als durch die Chöre, die sie ertönen lassen — gesucht ist aber ihr Gesang nicht und mag, wenn auch ohne die Mitwirkung von dreihundert unsichtbaren Knaben, die der Componist wünscht, von ergreifender Wirkung sein. Die Anziehungskraft, die dieses Werk jetzt, wie man hört, in Paris ausübt, ist eine wohl begreifliche, da sie nicht mit den Faust-Gefühlen zu kämpfen hat, die dem gebildeten Theil des deut- schen Publikums im Blut stecken, da es viel wahrhaft Anziehendes enthält und oben- drein den musikalisch Blafirten, wie wir sie heutigen Tages überall finden, nervös Bridelndes giebt, das auf dieselben so lange bestridend wirken wird, als es den Reiz der Neuheit behält.

Ehe ich mich den Verlioz'schen Arbeiten für die Bühne zuwende, muß ich von einer Tondichtung sprechen, die in mehr- facher Beziehung eine Ausnahmestellung unter seinen Werken einnimmt, von der geistlichen Trilogie: „Die Kindheit des Heilands“. Wie der Componist später, in der Oper: „Die Trojaner“, offenbar dem Triebe folgte, den Dichter in seiner Weise zu verherrlichen, der seine Jugend ausgefüllt hatte, scheint mir die Trilogie den Erinnerungen entsprossen, die ihm von der „naiven Gläubigkeit“, wie er sich ausdrückte, seiner Knabenjahre haften geblieben waren. Der Text des Faust ist nur zum geringeren Theil aus seiner Feder — hier hat er, wohl zum ersten Mal, das ganze Gedicht selbst verfaßt. Un- zweifelhaft sind seine Verse formvollendet, denn in Allem, was die technische Rein- heit der Sprache betraf, verstand er keinen

*) Cines Scherzes muß ich noch Erwähnung thun, weil er mir auf einer irrigen Ansicht zu beruhen scheint. In Auerbach's Keller singen die betrun- kenen Zechbrüder eine Hüge auf das Wort Amen. Verlioz wollte damit diejenigen Hügen in Kirchen- musiken verjähren, die oft genug der Würde der Kunst und der Kirche zu nahe treten. Die Musik ist aber eine zu wahre Sprache, sie ist zu sehr gerade aus, um Hintergedanken aufkommen zu lassen — sie kann sich possenhaft benehmen, aber sie kann nicht ironisch wirken. Wenn eine Hüge

trocken und langweilig ist, so ist es eben eine schlechte Hüge — aber sie ist keine Satire auf ihre Gattung, und die Auerkennung Mephisto's wird den Eindruck, den sie gemacht hat, nicht nachträglich in anderem Licht erscheinen lassen.

Spaß — er war ein leidenschaftlicher Rigorist und hat gewiß auch sich selbst keine Lizenzen gestattet. Die Situationen sind gut gewählt, in ihren Einzelheiten vielleicht hier und da aus dem Kindlichen ins Kindische verfallend, wie auch die ausdrucksvolle poetische Sprache nicht allein, wie mir scheint, zuweilen eine alterthümliche Farbe zu absichtsvoll annimmt, sondern auch Naivetäten enthält, die den Eindruck jener modernen Gemälde machen, denen Perugino oder gar Giesole zum Vorbild diente. Ein nächtlicher Marsch, charakteristisch, polyphonisch interessant, an Cherubini'sche Weise anklingend, eröffnet das Werk, nachdem „der Erzähler“ in einem Recitativ den Hauptinhalt des ersten Theiles in gedrängten Worten verkündet. Jener Marsch schwillt fast zur Länge einer Overture an, unterbrochen durch ein Zwiegespräch zwischen einem Centurio und einem gewissen Polydorus, der einige unnütze Dinge von Herodes erzählt. Offenbar ist der Dialog nur angebracht, um den Marsch zu ermöglichen — warum auch nicht? — Herodes theilt uns seine Bedängstigungen mit — er ist von dem stets wiederkehrenden Traum geplagt, der ihm ein Kind zeigt, das ihn vom Throne stürzen soll. In der Arie, die seine Stimmung malt, hat der Componist, wie später oftmals im Verlaufe dieses Werkes, von gewissen Harmonieen und Tonfolgen Gebrauch gemacht, die seiner Musik, gleich den Versen, ein alterthümliches Gepräge zu geben bestimmt sind — da sie aber in modernster Umgebung sich befinden, erscheinen sie meistens mehr seltsam eingeschoben als prägnant colorirend. Die jüdischen Wahrsager werden berufen — der Traum wird ihnen mitgetheilt — sie sollen sagen, ob Gefahr im Anzug und wie sie abgewendet werden kann. In seiner Vorliebe für malende Instrumentalmusik läßt der Componist die Wahrsager „cabalistische Beschwörungen und Mäzüge“ abhalten, zu welchen das Orchester eine abenteuerliche Figur ziemlich lange ausspielt — zu lange, denn es ist wieder einer jener Sätze, zu welchem das „phantasielose Publikum“ phantasiren mag — bei scenischer Darstellung würde er vielleicht treffend wirken — im Concertsaal ermangelt er der ausreichenden musikalischen Selbstständigkeit. Die Wahrsager

halten den Traum für Wahrheit — um das Unglück zu beschwören, muß der Bethlehemitische Kindermord versucht werden. Glücklicherweise hat Berlioz nicht versucht (es kann ihm nicht fern gelegen haben), denselben in Tönen darzustellen — nur Ahnungen seiner Grausamkeit finden sich in der Arie mit Männerchor, die Herodes mit den Wahrsagern singt. Sie gehört zu den fließendsten und trotz ihrer Drohungs- und Schmerzensklänge und ihrer übermäßigen Ausdehnung zu den abgerundetsten Stücken des Werkes. — Nach diesem geschichtsmalerischen Eingang gelangen wir in die Idylle und bleiben darin bis ans Ende. Im Stalle zu Bethlehem singen Joseph und Maria ein Pastorale, in welchem sie das Kind ermuntern, den Schafen Kräuter und Blumen zu spenden, den Schafen, die so beglückt sich zeigen durch seine Gaben. Hier finden sich melodische Stellen von einer Ungefundtheit, die man ganz verwundert ist bei Berlioz zu finden — schade, daß das zart empfundene Stück doch nicht hinreichend aus einem Gusse ist und daß die einfältigen Worte (im biblischen Sinne) zu oft wiederholt werden. Ein unsichtbarer Engelfchor läßt sich zu Harmonieen eines Melodiums vernehmen, die vielleicht himmlisch sind, denn sie sind zukünftlerisch — er ermahnt die Eltern zum Heile des Kindes nach Aegypten zu fliehen. Die zustimmenden Antworten derselben sind einfach und innig — auch das verklingende Hosianuah schließt den ersten Theil wohlthuend ab.

Der zweite kürzeste Theil hat die Ueberschrift: „Die Flucht nach Aegypten“. Ein theilweise dirigirtes Orchestervorpiel soll die Versammlung der Hirten vor dem Stalle malen. Diese nehmen dann in einem dreistrophigen Chore Abschied von der heiligen Familie und geben ihr Segenswünsche mit auf den Weg. Er erinnert an die Weise Mendelssohn'scher im Freien zu singender Lieder, bleibt aber der melodisch-harmonisch-gefanglichen Vollendung dieser Musterstücke fern. Ein sehr reizend und eigenthümlich gefärbter Instrumentalsatz malt nun die Ruhe der heiligen Reisenden in der Wüste, ein etwas elegisches Pastorale von rührendem Ausdruck, eine der Perlen des Werkes. Der Erzähler tritt dazu und beschreibt die

Scene — zum Schluß singen die unsichtbaren Engel (sie sollen nämlich auch bei der Aufführung wo irgend möglich unsichtbar bleiben) ein kurzes Hallelujah.

Etwas bewegter in der Handlung ist der dritte Theil. Der Erzähler beginnt, begleitet von einem trüben Orchestergeräusch, dem wohl eine Farbe von Einsamkeit zugestanden werden darf, und verkündet die Kümmernisse und Beschwerden des Weges, — der treue Esel ist unterlegen, und verschmachend, kaum im Stande, weiter zu wandern, erreichen die Fliehenden Saïs, eine römische Stadt, schlimmen und grausamen Volkes voll. In einem Duett, schmerzlich bewegten Charakters, beklagen Joseph und Maria ihre Lage und die des Kindes — sie klopfen an mehreren Häusern an — aber überall werden sie hohnvoll zurückgewiesen, bis ein ismaelitischer Hausvater sie gütig empfängt; theilnehmend an ihrer Lage, befiehlt er den Seinen, sie zu stärken und zu pflegen — das zahlreiche Hausgesinde spricht seinen guten Willen in einem Chöre aus, der Frische und Gesundheit athmet. Man macht sich nun gegenseitig mit einander bekannt. Auch der Ismaelite ist Zimmermann — Joseph wird gemeinschaftlich mit ihm arbeiten, und Jesus („quel nom charmant“, ruft der Wirth aus) wird unter ihren Augen wachsen und gedeihen. Den Erquickten wird nun noch eine Abendmusik gebracht von zwei Flöten und einer Harfe — bei den Solfi der ersteren mögen Verlioz seine jugendlichen virtuosen Leistungen vorgezeichnet haben. Der Hausvater und die Seinen wünschen den Gästen gute Ruhe, sie danken, es wird stille und die letzten einzelnen lange und leise verhallenden Töne im Orchester malen, wenn meine Phantasie nicht zu weit geht, die ruhigen Athemzüge der Schlafenden. Nochmals beginnt der Erzähler, verkündend, wie nach zehn Jahren Jesus den Weg einschlug, der ihn dazu führte, sich zu opfern zur Erlösung und zum Heil der Menschheit. Ein „mystischer Chor“ ohne Begleitung bildet den Abschluß: unsere Seele möge sich vor dem hehren Geheimniß liebeerfüllt beugen. Fein gewoben, im Allgemeinen rein und wohlklingend dahinfließend, würde Niemand in diesem Stücke den unbändigen Instrumentalcomponisten errathen.

Ich halte diese aus Oratorium frei-

sende Idylle für die in sich geschlossenste, wenn auch nicht bedeutendste Composition des genialen Mannes. Auch gehen die angewandten Mittel nicht über das gewöhnliche Maß hinaus, und wenn man störenden Einzelheiten nicht zu viel Gewicht beilegt, wird man auch da, wo man noch wenig auf Verlioz'sche Musik eingegangen, sich hier am leichtesten mit ihr befreunden.

Dreimal hat Verlioz vergeblich den Kampf um das Dasein auf der Bühne gekämpft — seine Stellung erschwerte denselben, die Wahl der dramatischen Vorwürfe machte einen Sieg unmöglich. Zwiefacher Art ist der Antheil, den seine Arbeiten auf diesem Felde hervorrufen: „Benvenuto Cellini“ und „Beatrice und Benedict“ setzen in Verwunderung, „Die Trojaner“ berühren fast schmerzlich. Benvenuto (das Buch ist von Léon de Vailly und Aug. Barbier angefertigt) enthält eine leicht geschürzte Liebesgeschichte des berühmten Florentiners, deren glückliche Lösung mit dem gefährdeten Guß des Perseus in Verbindung gebracht wird. Das Leben in der Werkstatt des Meisters und der römische Carneval stehen im Vordergrund der Darstellung, — eine Art von Bartolo und ein lächerlicher Nebenbuhler treten neben dem Liebespaar hauptsächlich hervor. Wie konnte Verlioz sein Talent so verkennen, um zu glauben, daß es ihm auf solcher Grundlage möglich sein werde, etwas Hervorragendes zu leisten? — Diese Frage stelle ich nicht; denn über sich selbst, seine eigenste Befähigung sich zu irren, das begegnet täglich dem Größten wie dem Kleinsten in jeder Sphäre. Aber wie konnte er Freude an dieser Aufgabe finden? — Er wollte einen populären Erfolg haben — das wird immer klarer, je genauer man sich jene Werke ansieht. War es bei anderen musikalischen Unternehmungen seine Absicht gewesen, möglichst neu zu sein, so zeigt sich hier auf jeder Seite das Bemühen, sich der Auffassungsweise und den Formen der Gang- und Gäß-Oper zu bequemen. In noch höherem Grade ist dies der Fall bei der dem Shakespeare'schen Lustspiel „Viel Lärm um Nichts“ entlehnten Operette „Beatrice und Benedict“, wozu er den Text selbst schrieb (das kleine Werk verdankt

der fürstlichen Munificenz des Kunstliebenden Spiel-Pächters Benazet in Baden-Baden seine Entstehung). Die schwachen Seiten Berlioz'scher Erfindungs- und Durchführungsgabe machen sich so zu sagen auf Schritt und Tritt bemerkbar. Ungezwungene Melodieanfänge werden mühselig fortgesponnen, der natürlich Gang der Harmonie wird durch die erschreckendsten Eigenmächtigkeiten unterbrochen, die Heiterkeit der Rhythmen ist eine erzwungene. Für die Darsteller macht die Schwerfälligkeit des Gesanges die Aufgabe zu einer undankbaren, und die Cadenzen und Passagen, zu welchen sich der ernste antifrivole Kritiker bequem, gleichen Malicen, die man mit (ungegeschicktem) Aufheben von Liebenswürdigkeit vorzubringen sich bemüht. Einzelne gelungene Stücke können diese Mängel nicht aufheben, und es bedurfte nicht der zahlreichen Gegner, die Berlioz hatte, um dem Publikum klar zu machen, was ihm leichter fühlbarer wird als alles Andere — die Abwesenheit des melodischen Reizes und des leichten Flusses, die eine *conditio sine qua non* der heiteren Operngattung sind und bleiben. In Deutschland wurden diese beiden Opern nur in Weimar aufgeführt, wo man es sich zur edlen Aufgabe macht, jedem talentvollen künstlerischen Versuch Gastfreundschaft zu gewähren.

„Die Trojaner“, aus zwei Theilen (I. Der Fall Troja's, II. Die Trojaner in Carthago) bestehend, sollten ursprünglich einen großen, sehr großen Theaterabend ausfüllen — die Verhältnisse brachten es mit sich, daß nur der zweite Theil auf dem Théâtre lyrique in Paris zur Aufgeführtung kam. Bei der Beschäftigung mit diesem Werke muß Jedem die wehmüthige Stimmung befallen, in die man geräth, wenn Edelfestrebes, Hochintentionirtes nicht zu glücklichem Ergebnis gelangte. „Divo Vergilio“ heißt es auf dem Titelblatt. Gewiß lebte Berlioz mit ganzer Seele in diesem Werke, dem großartig angelegtesten, das er unternommen wohl mag bei der Dichtung des Textes seine schöne Knabenzeit vor ihm aufstanden sein, während welcher sein Vater den eigenen Lieblingsdichter dem Sohne einpflanzte, den Dichter, dessen größtem Werke er nun in seiner geliebten Tonwelt ein Monument zu setzen beabsichtigt. Der

Componist hat nicht versucht, den gegebenen Boden der großen Oper zu verlassen — Gluck's und ganz besonders Spontini's Einfluß macht sich bemerklich. Die zum Theil mächtig aufgebauten Tonstücke sind abgeschlossen, recitativisch verbunden — aber mesquine Zugeständnisse an Sänger und Publikum finden sich keine darin vor. Einzelne Ensemblestücke namentlich mögen von großer Wirkung sein — nicht minder dramatisch Declamirtes, orchestral mächtig Gefährtes. Aber wenn sich auch die Schwächen der Berlioz'schen Gesangsbehandlung weniger fühlbar machten, als es der Fall, schwerlich würde die Oper zu einem nachhaltigen Erfolg gelangen können — der einfache, breit dahinschreitende Gang der allbekannten Handlung kann heutigen Tages nicht ausreichend in Anspruch nehmen. Eine Bearbeitung, wie die glückliche oratorische der Odysee von Rag Bruch würde vielleicht die Helten und Helinnen Vergil's im Concertsaal zur Geltung bringen können, das Berlioz'sche Werk ist jedoch zu sehr für die Bühne berechnet, um eine solche Verpflanzung zu ermöglichen. Man muß es studiren, wenn man den Componisten vollständig kennen lernen will — und seine Bekanntschaft wird die Achtung vor seinen Bestrebungen erhöhen. In einer romantisch-phantastischen Oper würde es Berlioz vielleicht gelungen sein, seine kühnen Orchestercombinationen auch dem Theaterpublikum eingänglich zu machen — er hat einen solchen Stoff, dem Anschein nach, nicht gesucht, denn finden hätte er sich lassen auf der großen Pariser Theatermesse*).

Berlioz schrieb mir eines Tages: „Beethoven war der Columbus einer neuen Tonwelt — ich hoffe ihm als ein Ferdinand Cortez nachzufolgen.“ Mehr vielleicht, als er sich dachte, steckt Wahrheit in dieser vergleichenden Prophezeiung. Ein energischer, gewaltthamer Mensch, der seine Schiffe verbrennt, um ein Königreich

*) Fünf Ouverturen (von welchen die zu König Lear wohl die hervorstachendste), eine „Sinfonie funèbre et triomphale“, ein Requiem und mehrere kürzere Gesangstücke für Einzelstimmen und Chor bilden, mit den besprochenen Werken, die Totalität der Berlioz'schen Compositionen. Er hat, wie man hieraus ersieht, nicht viel geschrieben, aber stets sein Bestes zu thun erstrebt. Leicht producirt er nicht, aber auch nicht leichtsinnig.

zu erobern, nach dem still überzeugten Segler, der ruhigen Herzens ein unbekanntes Meer befährt, nicht um ein neues Land zu entdecken, sondern um einen anderen Weg zu den Reichthümern des alten Indiens aufzuzeigen. Wie dem nun sein möge — Verlioz hat seinen Namen mit mehr als einem Griffel in die Musikgeschichte eingeschrieben, und der, den er als darstellender, witziger, humoristischer, spotrender, scharfer, enthusiastischer, stets jedoch dem Höchsten zugewendeter Berichterstatter und Kritiker führte, hat während seines Lebens und Wirkens den des Tondichters vielleicht beeinträchtigt — bei der Nachwelt wird er dazu beitragen, die Erinnerung an ihn zu bewahren.

Ungefähr während zwanzig Jahren war Verlioz ständiger Mitarbeiter an dem Journal des Débats — die Aufführungen neuer Opern, die Leistungen instrumentaler und vocaler Virtuosen, die bedeutenderen Concerte fielen in das Bereich seiner feuilletonistischen Thätigkeit. Daß ihm diese oft unerträglich war, begreift sich leicht — daß sie ihm aber im Allgemeinen sehr sauer wurde (eine Thatsache), ist weniger verständlich. Denn er besaß eine spielende Virtuosität in der Handhabung der Sprache — die wissenschaftliche Erziehung, die er, namentlich seiner ärztlichen Studien wegen, genossen, hatte seine Anschauungen wesentlich bereichert — er beobachtete (bei Musikern eine seltene Erscheinung) die äußeren Dinge sehr scharf, hatte ein treffliches Gedächtniß für alles Gezeichnete und Erlebte, ein sehr entschiedenes Urtheil, aus der Lebhaftigkeit seiner Eindrücke hervorgehend, schließlich, die guten Einfälle flogen ihm zu. Mit allen diesen und noch hundert anderen Gaben der Phantasie und der Denkraft bleibt es freilich eine sehr schwierige Aufgabe, ein gutes Buch zu schreiben — jedoch ein Feuilleton anzufertigen, zu welchem der Stoff in der ganzen Frische eines so lebhaft pulsirenden Lebens, wie das Pariser, gegeben wird, sollte, müßte man meinen, einem Mann wie Verlioz ein Spiel gewesen sein. Er selbst indeß beschreibt in seinen Memoiren, in welche Zustände die schriftstellerische Thätigkeit ihn versetzte — und Stephen Heller, der ihn häufig sah und ihm freundschaftlich verbunden war, erzählte mir, daß er ihn zuweilen am

Schreibtisch in stummer Verzweiflung dasitzend überrascht. Keinesfalls, und das bleibt doch die Hauptsache, merkt man seinen Schriften etwas an von der Mühseligkeit ihrer Entstehung, wenn sich auch, was man Gefuchtes zu nennen pflegt, darin findet. Der evangelische Spruch: „Wer sucht, der wird finden“, hat keine Geltung für Productionen des Geistes. —

„Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit zu sein, als die gemeine sein für Alle!“

Das harte Wort der Königin Elisabeth ist auf unsere schöne Kunst anwendbar. In den meisten Fällen auf die Industrie und den Beifall der Massen angewiesen, um zu leben, wird sie auf jede Weise geehrt. Verlioz hat nie aufgehört, in der Musik eine Göttin zu sehen, die er anbetete, und er empfand jede Profanation derselben wie eine persönliche Beleidigung. Unternehmer und ihr Ausbeutungssystem, Componisten, die in trivialer Weise nach Popularität haschten, Sänger, die sich an echten Tondichtungen versündigten, Nachlässigkeit und Schlassheit seitens der Dirigenten und ihrer Musiker und was dergleichen mehr, fanden an ihm einen gnadenlosen Gegner und setzten sich der vernichtenden Schärfe seiner Feder aus. Fast noch schlimmer erging es ihnen, wenn er, aus einem oder dem andern Grunde, sich verhindert sah, sich so auszusprechen, wie er es fühlte. Wie er da die entferntesten Dinge herbeiholt, um — zu schweigen — und dann zum Schlusse errathen läßt, über was er eigentlich hätte sprechen sollen — das ist oft empfindlicher als der herbste Tadel.

Eben so wenig entgehen die Zuhörer, wenn sie sich, was doch hie und da vorkommt, gar zu unfähig und verständnißlos zeigen, oder die urtheilslose Urtheilslosigkeit anspruchsvoller Dilettanterei, seiner Zuchttrühe — nicht einmal die naive Ignoranz findet Gnade vor seinen Augen. In allen solchen Fällen weiß er einen Ton zu treffen, so vollgetränkt von Ironie, von so dämonischer Ausgelassenheit, daß es den Schlachtopfern selbst, vielleicht im ersten Augenblick, zur Ergöpfung dienen mußte — die Entrüstung und der Haß kamen hinterher.

Auf der andern Seite jetzt er aber auch dem Ausdruck seiner Begeisterung

keine Grenze für die Kunstwerke und die Künstler, die er liebt — daß sie allzu zahlreich wären, kann man freilich nicht sagen. Für einige der größten Erscheinungen fehlte ihm der Sinn — die Schwächen, die der Zeit angehören, ließen ihn die Vorzüge übersehen — so bei Bach und Händel. Und Comödie spielen, das konnte er nicht.

Als seine Aufsätze in den Débats erschienen, verfolgten wir deutschen Musiker dieselben mit einem Interesse, in welchem auch unsere patriotischen Verehrungen eine Rolle spielten. — Der Fanatismus, den er für Beethoven und Weber hegte, mußte uns doppelte Freude machen. Hätte Berlioz doch diese Feuilletons mit dem Datum ihres Erscheinens in genauer Folge abdrucken lassen, welch ein zusammenhängendes, musikgeschichtliches Bild würden sie gegeben haben, wie frisch würde ihre Wirkung geblieben sein! Er hat vorgezogen, drei Bände aus denselben zu gestalten, in welchen sie vielfach neu bearbeitet worden, in welchen auch wohl gänzlich Neues hinzugekommen sein mag, die jedoch in eine zum Theil sehr willkürliche Folge, zum Theil in eine Art von künstlichem Zusammenhang gebracht worden sind, durch welchen der historische Moment verloren geht, ohne daß man dafür anderweitig entschädigt würde. Namentlich der Band: „Soirées de l'orchestre“, leidet unter dieser Verarbeitung. Der Autor führt uns in ein Theaterorchester ein, aus welchem er ein Duzend der wichtigsten Musiker auftreten läßt, die sich während der Aufführung aller Opern, die ihnen aus einem oder dem andern Grund zuwider sind, Gesprächen und Vorträgen widmen und mit welchen Berlioz die Abende (es sind deren fünf- undzwanzig) zubringt. Diese unsinnige Voraussetzung würde, einmal benutzt, sehr heiter wirken — der Eigensinn aber, mit welchem sie durch einen ganzen Band festgehalten ist, wirkt ermüdend, und man würde am liebsten Alles, was gesprächsweise vorgebracht wird, überschlagen, um sich nur an den „Vorträgen“ zu ergötzen. Diese enthalten köstliche Dinge aller Art — Spontini, Paganini, Napoleon, ein berühmter Tenor ziehen vorüber, die Geschichte der „Römer“ (wie man die Claqueurs in Paris nennt),

eigene Erlebnisse, die stets mit unendlich viel Humor, wenn auch nicht ohne Selbstgefälligkeit besprochen werden. In einem andern Band: „Les Grotesques de la musique“, wimmelt es von verrückten musikalischen Anekdoten, die, vortrefflich erzählt, jedoch zu nahe an einander gerückt sind — es finden sich aber auch ausgeführte Humoresken von sprühendem Witz, wie „Die Lamentationen des Jeremias“, „Ein Brief an die Königin Pomaré (eine seiner Lieblingsfiguren)“, „Wissenschaftliche Briefe“ etc. Der gehaltvollste Band ersterer Art ist der letzte: „A travers chants“, wie wohl auf dem Titel ein Calembourg vielleicht nicht an der richtigen Stelle steht. Die Besprechung der „Alceste“ von Euripides, Quinault, Calfabigi und Wieland und der auf dieselben gebauten Partituren von Lulli, Gluck, Schweitzer, Guglielmi und Händel gehört zum Vortrefflichsten und Gediegensten, was Berlioz geschrieben. Dieser Aufsatz, zusammen genommen mit einem anerkennenden Bericht über die Concerte Richard Wagner's, den er den Erfinder von Gluck's dramatischem System zu nennen pflegte, bilden zugleich ein musikalisches Glaubensbekenntniß des Componisten, wenigstens hinsichtlich seiner Ansichten über die Oper, welches viele Anhänger hat und mehr noch zu haben verdient.

Ich kann nicht umhin, dem freundlichen Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, ein paar Musterbilder Berlioz'scher Feuilletons zu zeigen; denn die Auszüge aus einigen Briefen, die einer früheren Periode angehören, geben von seiner eigenthümlichen schriftstellerischen Schreib- und Erfindungsweise keine Vorstellung. Wie weit es mir dabei gelingen werde, dem Original, als Uebersetzer, nicht zu nahe zu treten, mag auf sich beruhen — ich beginne mit den „Lamentationen des Jeremias“.

Glende Kritiker! Für sie giebt es im Winter kein Feuer, im Sommer kein Eis. Immer frieren oder verschmachten — immer zuhören, immer dulden. Stets den Viertanz ausführen und zittern, eines oder das andere zu zerbrechen mit einem Sprung des Lobes oder des Tadels, wenn sie Lust hätten, mit gleichen Füßen in die Haufen hineinzuspringen ohne Gefahr für Nachtigallseier, denn

diese sind allzu selten . . . Und ihre müden Federn nicht aufhängen zu dürfen an den Weiden der Flüsse Babels und sich weinend ans Ufer zu setzen! . . .

„Es giebt eine traurige Lithographie, die ich mich nie enthalten kann zu betrachten, wenn ich an einem gewissen Bilderladen vorüber komme. Ein Trupp Elender, von feuchten schmutzigen Tappen bedeckt, an den Beinen kothige Stücke von Stiefeln mit Stroh befestigt; die Weisten haben eine geschwollene Wange, hohle Leiber; sie haben Zahnschmerzen und sterben vor Hunger; sie sind trübselig und krank; ihre ärmlichen Haare hängen um die eingefallene Schläfe; sie tragen Schaufeln und Besen, oder vielmehr Stücke davon, wie sie sich gehören für solche Arbeiter in Jemen. Es gießt vom Himmel herunter, sie aber patzen im schwarzen Pariser Kothie umher; und vor ihnen streckt eine Art von Proß, mit einem suchtbaren Knüttel versehen, den Arm aus wie Napoleon, der seinen Soldaten die Sonne von Austerlitz zeigt, und schreit ihnen mit schielenden Augen und schiefem Munde die Worte zu: ‚Eifrig, meine Herren, eifrig bei der Arbeit!‘ Es sind Gassenlehrer . . .

„Arme Teufel! . . . wo kommen die Unglückseligen her? . . . wo werden sie sterben? . . . Was bescheert ihnen die städtische Mmificenz, um das Straßenpflaster zu reinigen (oder zu vernunreimigen)? . . . In welchem Alter kommen sie auf den Schindanger? . . . Was wird aus ihren Knochen? . . . Wo wohnt Das Nachts? wo weidet's bei Tag? Was frißt es? . . . Hat's Weibchen, Junge? An was denkt's? Von was spricht's, während es mit dem befohlenen Eifer den Functionen obliegt, die der Seine-Präfect ihm anvertraut? Sind diese Herren Anhänger der Volksvertretung, sind sie oligarchisch oder militärisch gesinnt? . . . Philosophen sind sie zweifellos; aber wie Viele von ihnen können lesen? Wie Viele von ihnen schreiben Vaudeville's? . . . Wie Viele haben den Pinsel geführt, ehe sie zum Besen ihre Zusage nahmen? Wie Viele waren Schüler von Bernet? Wie Viele haben den römischen Preis von der Akademie ertheilt bekommen? . . . Ich würde nie euben, wollte ich alle die Fragen aufzählen, die diese Litho-

graphie anregt. Fragen der Menschlichkeit, der Heiligkeit, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; Fragen der Philosophie und der Anatomie, der Chemie und der Straßenpolizei, der Literatur und der schönen Künste, Fragen des Strebens und Lebens, des Gebens und Lebens, des Bangens und Hangens und Hängens! . . .

„Aber wozu, frage ich mich, dieser Straßentelehrer-Erguß? was hab' ich mit ihnen zu thun? was mit ihnen gemein? . . . Ich habe zwar den römischen Preis bekommen, und ich bin zuweilen trübselig und krank; ich bin ein großer Philosoph; aber niemals würde mir der Präfect irgend welche Functionen anvertrauen; niemals habe ich den Pinsel geführt; ich weiß mich höchstens der Feder zu bedienen, nie schrieb ich ein Vaudeville; niemals würde ich auch nur im Stande sein, eine opéra-comique anzufertigen.

„Elende Kritiker! die ihre müden Federn nicht aufhängen dürfen an den Weiden der Flüsse Babels, um sich weinend ans Ufer zu setzen.

„Welche bethörende Thörin hat mir diese Elegieen dictirt? Wahrlich, ich glaube, sie sitzt mir im Kopfe. Und doch sollte ich mich solchen literarischen Erheiterungen nicht hingeben — die Zeit ist theuer, und es regnet komische Opern, auf allen Boulevards, in allen Salons — allüberall. Und wir sind Kritiker, wir sind zu gleicher Zeit Zeugen und Richter, obschon man versäumt hat, uns auf den Koran schwören zu lassen, nur die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu sagen. Bedauernswerthe Nachlässigkeit, denn wenn ich einen solchen Eid geleistet hätte, ich würde ihn halten. Man kann zwar die Wahrheit sagen, auch wenn man keinen Eid abgelegt. Also, da es komische Opern pläzuet, und da wir mit einem Federstumpfbewaffnet sind, und da wir in Paris leben als Cangelist am syrischen Tribunal, thun wir unsere Schuldigkeit, steuern wir dem hohen Ziele zu, welches unserm Ehrgeiz gesetzt ist, und lassen wir uns nicht zu oft zurufen: ‚Eifrig, meine Herren, eifrig bei der Arbeit!‘ . . .

„Elende Kritiker! Immer frieren oder verschmachten — immer zuhören, immer dulden — im Winter kein Feuer, im Sommer kein Eis! . . .

„Und wieder Feuilletons! und abermals Opern! und Albums! — und Sänger! . . . und Götter! . . . und Menschen! Seit dem vorigen Jahre hat die Erde einige sechzig Millionen Meilen um die Sonne zurückgelegt. Sie ist abgereist und wiedergekehrt (wie sie auf der Akademie der Wissenschaften behauptet). Warum hat sie sich dermaßen in Bewegung gesetzt? warum einen solchen Kreislauf vollendet? zu welchem Zweck? . . . Wissen möchte ich, was sie denkt, diese unförmliche Kugel, dieser Dickkopf, den wir bewohnen; denn ich hege keinen Zweifel an ihrer Denkraft. Neugierig bin ich, zu erfahren, was sie denkt vom Krieg im Orient, vom Frieden im Occident, von unserer chinesischen Zerstörung, unsern kalifornischen Minen, von der englischen Industrie, der französischen Zöbialität, der deutschen Philosophie, dem slämischen Bier, der italienischen Musik, der österreichischen Diplomatie, vom Großmogul und den spanischen Stierkämpfen, — besonders aber von unsern Pariser Theatern, über welche ich mich auszulassen im Begriff bin. Das heißt, wohlverstanden, ich möchte ihre Meinung kennen bezüglich der Theater, in welchen, wie man sagt, gesungen wird; und zwar, obgleich es deren fünf giebt, interessiert es mich nur in Bezug auf drei derselben. Von diesen dreien heißt das eine Kaiserliche Akademie der Musik, das zweite nennt sich Opéra-comique, das dritte endlich betitelt sich Théâtre-lyrique. Woraus ich entnehme, daß das Théâtre-lyrique nicht komisch und die Opéra-comique nicht akademisch und die Akademie nicht lyrisch ist. Wohin hat sich die Lyrik geflüchtet?!

„Ich könnte also, wie viele Andere, die Erde über diese ernstesten Dinge befragen; und sie würde mir antworten, so gut wie sie in dieser letzten Zeit diejenigen belehrt hat, die die Kühnheit hatten, das Wort an sie zu richten. Aber ich schäme mich, zu jenen Zudringlichen gerechnet zu werden und sie auch zu molestiren. Um so mehr, als sie, verstimmt, wie sie sich zeigt, mir doch verkehrte Antworten geben könnte. Sie wäre fähig, zu behaupten, die akademische Oper sei komisch und die komische lyrisch und die lyrische akademisch. Man denke sich die Verwirrung, die solche Drakelsprüche in den denkenden Köpfen

des Publikums anrichten würden! Wie dem nun sei — wir haben drei Operntheater in Paris, von welchen ich, was es auch koste, sprechen muß.

„Elenke Kritiker! Immer zuhören, immer dulden! nimmer weinen dürfen an den Wasserflüssen Babylons!

„Heute, den 3. Juni, fährt Commandant Page höchst wahrscheinlich ein in die Bai vom Papeiti! Die Kanonen seiner Schiffe begrüßen das Taïti'sche Ufer, welches, tausend Wohlgerüche spendend, von dem Freudegeschrei widerhallt der schönen Insulanerinnen, die an den Strand eilen. Ich sehe im Geiste die hohe Figur des Commandanten, sein edles Antlitz bronzirt von der indischen Sonne; er betrachtet durch's Fernrohr die Spitze der Cocusnußbäume und das Haus des Piloten Henry, welches am Eingang liegt des Weges nach Matarai . . . er wundert sich, daß man seinen Gruß nicht erwidert . . . Aber schon kommen von allen Seiten die Kanoniere heran; sie verfügen sich in die Forts. Feuer auf der ganzen Linie, Hurrah! Frankreich hoch! es ist der neue Commandant! Noch eine Lage, Hurrah, Hurrah! — Und die Casernen entleeren sich, die französischen Offiziere verlassen die Kaffeehäuser, Alle nehmen den Weg durch die Straße Louis-Philippe, um sich nach dem Hafen zu begeben. Und jene beiden reizenden Geschöpfe, die aus einem Gehölz von Orangenbäumen hervorkommen, wohin wandeln sie, Blumenkränze anfertigernd? Es sind zwei Ehrenfräulein der Königin Pomaré; der Donner der Kanonen hat sie von einer heimlichen Kartenpartie aufgeschreckt, während die Königin schläft. Sie werfen einen schnellen Blick auf die englische Missionskirche — die Väter sind nicht anwesend — sie werden es nicht erfahren! Sie vervollständigen ihre Toilette, indem sie sich ihres Moro entledigen, eines elenden Gewandes, das ihrer Schamhaftigkeit durch die anglicanischen Apostel auferlegt worden. Ihr schöner Kopf, ihre vollen Lippen sind bekränzt, ihr oceanischer Zauber umhüllt sie; es sind zwei Liebesgöttinnen, die in die Wogen hinabsteigen — Sirenen gleich durchschneiden sie die freundlichen Wellen der Bai. Sie nähern sich dem Schiffe des Commandanten — indem sie

mit der Linken schwimmen, erheben sie die Rechte zu freundslichem Gruße — ihre süßen Stimmen senden der Mannschaft den tättischen Gruß: Joreana, Joreana! Ein Seccadet stößt einen Schrei der Bewunderung aus bei diesem Anblick und springt nach der Seite der Nereiden — aber ein Blick des Commandanten nagelt ihn an seinen Posten fest, starr, unbeweglich, schauernd. Page, der sich der fanatischen Sprache zu bedienen weiß wie ein Eingeborener, ruft den schwimmenden Jungfrauen zu, indem er auf sein Schiff zeigt: Tabou, Tabou! (verbieten!) Sie dringen nicht weiter vorwärts, und während sie ihre antiken Büsten erheben, flechten sie die Hände lächelnd in einander mit einer Miene, der kein heiliger Antonius widerstehen würde. Aber der Commandant, unbewegt, wiederholt sein grausames Tabou! Sie werfen ihm Blumen aus ihren Haaren zu mit einem letzten traurigen Joreana und kehren zum Ufer zurück. Erst in zwei Stunden wird die Mannschaft ausgeschiffen dürfen. Und Page, am Steuerbord sitzend, betrachtet sich einstweilen die wunderbare Ansicht dieses irdischen Paradieses, wo er leben, wo er herrschen wird — trunken von den lauen Lüften, sagt er sich: Wenn ich denke, daß es in Paris Leute giebt, die jezt, bei 35 Grad Wärme, in die komische Oper gehen und eingepfercht bis nach Mitternacht sitzen bleiben, um zu erfahren, ob Pierrette den Pierrot heirathet, — um diese Dummlinge ihre Liebe kreischen zu hören mit Begleitung der großen Trommel, und dann die Leser irgend einer Zeitung zu benachrichtigen, daß alle Schwierigkeiten beseitigt worden und daß Pierrot Pierrette heim führt! Diese Zeitungsdirectoren gehören wahrlich nicht zu den kleinen Tyrannen.

„Ja wohl. Und ich, wenn ich denke, daß man so weise Betrachtungen anstellen kann, viertausend Meilen von hier, bei unsern Antipoden — in einem Land, welches so vorgeritten in seiner Bildung, daß es weder Theater noch Feuilletons sich gefallen läßt; wo es so kühl ist; wo die jungen Schönen so elegante Costüme haben; wo eine Königin schlafen darf! dann erröthe ich vor Scham, zu einem so kindischen Volk zu gehören, daß die Ge-

lehrten in Polynesien sich nicht einmal die Mühe geben, es aufzuzeichnen.

„Arme elende Kritiker!

„Diese guten Leute ertragen, vollends in Paris, Qualen, die ihnen Niemand dankt und die doch, wenn man sie kennt, die härtesten Herzen rühren würden. Aber sie wollen kein Mitleid erregen, sie schweigen; zuweilen lächeln sie sogar; und zu gewissen Zeiten des Jahres, wo man sie gegen ihr Ehrenwort frei läßt, kommen und gehen sie mit ruhigem Anstand. Ist dann die Stunde da, wo sie gerufen werden, so schleichen sie muthig nach dem Marterplatze in stoischer Ruhe, wie Regulus, als er nach Carthago zurückkehrte.

„Freilich, zuweilen suchen sie ihr Heil in der Flucht. Das alte Mittel gelingt immer noch. Ich muß gestehen, daß ich neulich die Feigheit hatte, mich desselben zu bedienen. Man hatte irgend eine Execution vorbereitet; die Scharfrichter von Paris und ihre Gesellen waren schon einberufen — ich erhalte einen Brief, in welchem man mir Tag und Stunde verräth — ich durfte nicht zaubern. Schnell begeben sich auf die Eisenbahnstation und fahre ab nach Rotteville. Dort angelangt, nehme ich einen Wagen und lasse mich nach einem kleinen unbekannten Seehafen bringen, wo man fast sicher ist, nicht entdeckt zu werden. Genaue Erkundigungen ließen mich hoffen, dort Frieden zu finden — Friede, jenes himmlische Geschenk, welches Paris den Menschen verweigert, die guten Willens sind. St. Valery ist denn wirklich ein reizender Ort, verborgen in einem kleinen Thale am Meeresufer. Man ist dort weder der Drehorgel noch dem Pianoforte ausgesetzt. Kein lyrisches Theater ist dort eröffnet — hätte man ein solches Wagniß unternommen, es wäre längst wieder geschlossen worden.

„Die Badeanstalt ist bescheiden und giebt keine Concerte; die Badenden machen keine Musik, von den beiden Kirchen hat die eine keine Orgel, die andere keinen Organisten; der Schulmeister, der vielleicht versucht werden könnte, die Einwohner zu verderben durch das, was man in Paris Gesangunterricht nennt, hat keine Schüler; die Fischer, die so zu demoralisiren wären, haben das Geld nicht, einen Lehrmeister zu bezahlen. Keine Nationalgarde, mit-

hin keine Loteriemusik; der einzige Lärm, der aus Ohr schlägt, ist der der Hammer-
schläge, mit welchen Schiffsrümpfe aus-
gebeißt werden. Hinter den Fenstern
des Resecabinet's sieht man weder Ro-
manzen noch Polkas, mit oder ohne
Bildnisse ihrer berühmten Anfertiger.
Kein Liebhaberquartett, kein Wohlthätig-
keitsconcert. In einem Worte: ein Eldo-
rado für Kritiker, eine Taïti-Insel auf dem
Festlande; freilich ohne reizende Taïti-
rinnen, aber auch ohne englische Missionäre,
ohne eine rauchende dicke Königin, ohne
französische Zeitung; in Taïti giebt man
eine heraus, in St. Valery hütet man
sich davor. Beruhigt durch alle meine
Informationen, steige ich vom Omnibus
herab; der Conducateur bläst weder die
Trompete, wie seine Kollegen in Marseille,
noch eines der kleinen Hörner, mit welchen
man in Belgien die Reisenden zur Ver-
zweiflung bringt. Fast fröhlich betrete ich
das Pflaster und beisele mich, einen jener
Hügel zu besteigen, die den Ort einschlie-
ßen. Oben, auf diesem strahlenden Obser-
vatorium, begrüße ich das Meer, das
dreihundert Fuß unter mir seine ewigen
Hymnen erklingen läßt. Ich beuge mich
vor der sinkenden Sonne, die ihr abend-
liches decrescendo ausführt. Und die
köstliche Brise, die mich bewillkommnet,
empfangen ich mit einem glücklichen Athem-
zug: „Sei mir gegrüßt, Tochter der Luft!“
und ich werfe mich in das weiche Grün,
das den Berg bedeckt, und halte ein herr-
liches Gelage reiner Luft, blendenden
Lichtes, klingender Wellen. — — —
Vieleserlei könnte ich erzählen von diesem
Ausflug in die Normandie — ich will
aber nur des Schiffbruchs einer kleinen
Brigg erwähnen, die ein Clarinettist aus
Rouen besetzte und die zwei Meilen
vom Hafen scheiterte. Unglaublich! denn
wer wäre befähigt, ein Schiff zu führen,
als ein Clarinettist? Früher bestand man
darauf, für eine solche Thätigkeit einen
Seemann zu nehmen; man ist jetzt zur
Einsicht gekommen, wie gefährlich dieser
alte Schlenkrian sich erzeigt. Ein See-
mann, ein Mann vom Handwerk, hat
seine Ideen, sein System; er läßt nichts
zu, was dem entgegen. Alle sollen ihm
gehörchen; er verlangt einen militärischen
Despotismus. Das ist unerträglich. Und
verhindert seine Erfahrung die schrecklich-

sten Unglücksfälle? sie ist also unnütz, und
man thut am besten, die Specialitäten
zu beseitigen und sich die systematischen
Leute vom Hals zu halten. Glücklicher-
weise hat man den Clarinettisten und die
sämmtlichen Leute, die mit ihm waren, ge-
rettet.

Den Tag nach jenem Unglücksfalle
machte mich doch ein Brief aus Paris in
St. Valery ausfindig — er enthielt die
Nachricht, daß ein neues (?) Werk in der
Opéra-comique gegeben worden sei. Mein
Freund setzte hinzu, es sei sehr unschuldig
und ich könne mich ihm ohne Gefahr
aussetzen. Ich lehrte mithin nach Hause
zurück (ich mußte wohl) — ich habe es
mir aber nicht angesehen und denke, man
wird mir dankbar sein, wenn ich nicht
davon spreche. Mehrere Personen, welchen
ich davon sprach, wußten nicht einmal,
daß es gegeben worden. Man habe Er-
folg, man schreibe Meisterwerke, man be-
decke sich mit Ruhm — und nach fünf
bis sechs Tagen . . . O Paris, mit deiner
Gleichgültigkeit gegen komische Opern!
Welch ein Abgrund liegt in deiner Ver-
geßlichkeit! . . . Da wäre ich denn wieder;
und das herrliche Meer und seinen Strand
und den unendlichen Horizont, und den
süßen Frieden des Nichtsthums, Alles habe
ich dran gegeben für die barbarische,
schmutzige, zerstreute Stadt.

„Elende Kritiker! Für sie hat der
Winter . . .“

Ein vernünftiger Mensch unterbricht
den Jeremias:

„Kein Eis und der Sommer u. s. w.
Wollt ihr noch einmal eure Feder an den
Weiden der Flüsse zu Babylon anhängen?
Wißt ihr wohl, daß eure Lamentationen
unerträglich sind? . . . Alle Teufel, was
seht euch in solch desolaten Zustand?
Racha, Racha! Wenn es euch so sehr
langweilt — es finden sich Leute genug,
um euch zu ersehen.“

„(Jeremias). Wer zu seinem Bruder
sagt: Racha! wird verdammt auf ewig.
Aber ihr habt Recht, dreimal, siebenmal
Recht! Die Augen meines Geistes schiel-
ten — ihr habt mich zu mir selbst ge-
bracht, und ich bin wieder der alte Philo-
ster, der ich war und sein werde.“

* * *

Noch einen Schwank, dem ich ein erklärendes Wort vorausschicken muß. Bei den Prüfungen am Pariser Conservatorium spielen alle Bewerber (denn es giebt Preise!) dasselbe Stück. Das Tribunal besteht aus dem Director, einigen Lehrern der Schule und einigen Künstlern, die man hinzuzieht. Ein zahlreiches Publikum ist anwesend. Berlioz erzählt:

Dienstag, den 25. Juli.

„Seit dem letzten Freitag spricht man im Conservatoire und in der Umgegend von nichts Anderem als von einem Unfall, dessen Opfer Herr Erard war. Eigentlich war es ein Wunder, welches sich zutrug, aber es war für den berühmten Fabrikanten sehr fatal. Ich gebe das Factum in seiner ganzen unbegreiflichen, erschrecklichen Einfachheit.

„Die Prüfungen des Conservatoires begannen letzte Woche. Herr Auber, den Stier bei den Hörnern fassend, begann mit dem Pianoforte. Die muthige Jury erfährt mit anscheinender Ruhe, daß sie 31 Bewerber zu hören bekommt — 18 weibliche und 13 männliche. Das G-moll-Concert von Mendelssohn war außerordentlich worden und mußte nun bekanntermaßen 31mal gespielt werden. Wie es aber diesmal damit erging, das erzählte mir vor einigen Stunden ein Laufburche der Schule, als ich zufällig meinen Weg durch den Hof nahm.

„Ach, dieser arme Herr Erard,‘ sagte er, ‘welch Unglück!’ — ‘Erard, was ist ihm zugestoßen?’ — ‘Waren Sie denn nicht am Claviertag anwesend?’ — ‘Sicherlich nicht — was ist vorgefallen?’ — ‘Denken Sie sich, daß Herr Erard so gefällig war, uns für den Tag einen prachtvollen neuen Flügel zu leihen, der für die Ausstellung in London bestimmt war, ein famoscs, unglaubliches Instrument. Nur war es etwas hart von Anschlag — deshalb hat er’s uns auch geliehen. Herr Erard ist nicht dumm — er hatte sich gesagt, wenn 31 Schüler darauf gehämmert haben, wird es schon weicher werden — wer aber hätte die Folgen vorher sehen können?’ — ‘Der Erste also findet es etwas hart und packt es gehörig an — der Zweite und Dritte nicht minder — bei den Folgenden wurde es schon ein wenig zahmer — Einige habe

ich dann nicht gehört, weil ich für einen Herrn vom Schiedsgericht, dem es schlecht wurde, Tropfen holen mußte. Der Zehnte kam gerade heraus, als ich wieder eintrat — ich hörte, wie er sagte: das Piano ist gar nicht so hart, ich finde es vortrefflich — später kamen ein paar, die es fast schon zu leicht fanden.

„Gegen drei Uhr waren wir bei Numero 26 angelangt — es spielten einige Fräuleins hinter einander, welchen es so leicht wurde, und das brauchen sie, daß sie den ersten Preis erhielten — d. h. sie mußten sich drin theilen. No. 29 war der junge Plante — er kam ganz bleich heraus und zitterte und sagte: Ich weiß nicht, was das Clavier hat — man sollte sagen, es säße Jemand im Innern — es spielt sich wie von selbst. — Dummes Zeug, sagte der kleine Cohen, der etwas älter ist als jener — dir schwimmelt’s — laß mich vor! Er setzt sich muthig ans Clavier und spielt sein Stück herunter — wie er damit fertig ist und aufsteht, fängt das Piano von selbst das Concert von vorne an — der arme Junge steht einen Augenblick wie versteinert — dann läuft er weg, als ob der Teufel hinter ihm her wäre. Das Instrument aber fährt nun fort und spielt immer stärker, immer schneller. Das Publikum sieht Niemanden am Clavier sitzen und wird unruhig; die Einen fangen an zu lachen, die Andern werden stugig, alle Welt schaut verwundert drein. Einer von den Richtern, der von hinten in derloge nichts sehen konnte, glaubte, der junge Cohen habe noch einmal angefangen, und schreit: Genug, genug! No. 31! — Wir rufen ihm zu: Niemand spielt, das Clavier hat sich dran gewöhnt und spielt von selbst weiter. — Das kann aber nicht so fortgehen, ruft Herr Auber — man hole Herrn Erard! Während man nun nach der Fabrik eilt, fängt das verhezte Instrument das Stück dreimal von vorne an — und immer stärker, lauter, stets mit dem Pedal — ein Teufelslärm sage ich ihnen.

„Herr Erard erscheint. Das Piano, das sich nicht mehr kennt, erkennt eben so wenig seinen Meister. Man besprengt es mit Weihwasser — vergebens — der beste Beweis, daß keine Hexerei dabei im Spiel war — es war nur die natürliche Folge von den dreißig Wiederholungen,

Man nimmt die Tastatur heraus — die Tasten bewegen sich immerfort — Herr Erard wird wüthend, läßt's in den Hof bringen und mit der Art an einander schlagen. Sie glauben wohl, das half? Nah, da wurde es noch schlimmer, jedes einzelne Stück tanzte, hüpfte, sprang, wie es ihm beliebte, auf dem Pflaster ~~unter~~ ^{unter} ~~den~~ ^{den} ~~Feu-er-steinen~~ ^{Feu-er-steinen}. Zwischen die Beine, an die Mauer, nach allen Seiten, bis der Schlosser kam, der beschäftigt war im Garde-Menble, und die ganze beessene Mechanik zusammen-raffen läßt und sie ins Feuer schmeißt. Der arme Herr Erard! Ein so schönes Instrument! Es that Einem im Herzen weh. Aber was war da zu machen? man mußte es doch los werden! Im Grunde war's kein Wunder — wenn so ein Concert auf demselben Clavier dreißigmal nach einander gespielt wird, so begreift's sich. Nun, Herr Mendelssohn kann sich nicht beklagen, daß seine Musik nicht gespielt wird — aber welche Folgen!

„Ich setze dieser Erzählung nichts hinzu, obgleich sie sich anhört wie ein Phantasiestück von Hoffmann. Man wird es nicht glauben wollen — man wird sagen, es sei absurd. Aber gerade weil es absurd ist, glaube ich's, denn der Conservatoriums-Director wäre nicht fähig gewesen, es zu erfinden.“

* * *

In seinem Leben und Dulden, Schaffen und Handeln, in Ernst, Humor und Scherz habe ich versucht, den hochbegabten, genialen Mann dem ansharrenden Leser vorzuführen — es bleibt mir noch die Aufgabe, seine Stellung in unserer Tonwelt durch einige zusammenfassende Worte in bestimmten Umrissen zu bezeichnen.

Hector Berlioz war weder mit dem Reichtum der Erfindung unserer hervorragendsten Tondichter ausgestattet, noch hat er jene Meisterchaft erreicht, welche es demselben möglich gemacht, ihren lustigen Gebilden eine Festigkeit wie von Erz oder Stein zu verleihen. Zwei Seiten seines Talentcs jedoch geben seiner Persönlichkeit nicht nur ein eigenthümliches Gepräge — sie haben durch den Einfluß, den er damit ausübt, der musikalischen Physiognomie

der Gegenwart einige hervortretende Züge eingeprägt. Erstens der Trieb, durch die Instrumentalmusik bestimmte Vorgänge mit Deutlichkeit darzustellen — zweitens, vor Allem durch ausgejuchteste, oft sehr glücklich erfundene Klangmischungen zu seinen Zwecken zu gelangen. Das Ans-~~ehen~~ ^{sehen} ~~der~~ ^{der} ~~reale~~ ^{reale} ~~dinge~~ ^{dinge} ist nichts Neues in unserer Kunst — als belebende Beigabe haben die größten Tondichter nicht verschmäht, es zu versuchen. Auch die jetzt viel genannte Programmmusik ist kein Product der Neuzeit; — hat doch schon Dittersdorf, der heitere Componist der vortrefflichen Oper: „Doctor und Apotheker“, die Wiener durch seine symphonischen Darstellungen von Ovid's Metamorphosen zu begeistern gewußt. Nie aber war die Tendenz dieser Instrumental-malerei so verbreitet wie heute — nie auch hat sie im größeren Publikum so vielen Anklang gefunden. Und unbestreitbar hat kein anderer Musiker so viel hierzu beigetragen als Berlioz, der zuerst diesen Weg (oder Abweg) mit zügelloser Energie — aber auch nicht zu leugnendem Glück einschlug. Und nicht minder ist er es, der in der ausgedehntesten Anwendung von Instrumental-Wirkungen vielen ihm nachfolgenden Componisten den Weg zeigte. Wenn die sogenannte Mendelsche Schule Franz Liszt und Richard Wagner an ihre Spitze stellt, so darf der Franzose Hector Berlioz unbedingt verlangen, als Dritter im Bunde aufgenommen zu sein. Und wenn die Franzosen ihn als ihren R. Wagner mit Stolz neben Meister stellen, in deren Nachbarschaft er nicht gehört, so müssen wir das ihrem Patriotismus wohl zu gute halten.

Hector Berlioz gehört nicht in unser musikalisches Sonnensystem — er gehört nicht zu den Planeten, weder zu den großen noch zu den kleinen. Ein Komet war er — weithin leuchtend, etwas heimlich anzuschauen, bald wieder verschwindend; — seine Erscheinung wird aber unvergessen bleiben. Daß ein ähnlicher am musikalischen Firmament sich wieder zeigen werde, ist weder zu hoffen, noch zu fürchten und schwerlich zu erwarten.





www.libtool.com.cn

Aus dem dramatischen Atelier.

Eine Indiscretion

von

Albert Lindner.



vor einigen Jahren stellte mir ein bekannter Kritiker das Ansinnen, einmal etwas aus den Geheimnissen des dichterischen, speciell des dramatischen Schaffens oder den Mystereien der Muse zu veröffentlichen. Damals war ich entrüstet über ein solches Ansinnen; es erschien mir wie eine unkeusche That, an mir selbst begangen, und um keine Höhe des Honorars hätt' ich einer, wie ich meinte, so schamlosen Zunnuthung nachgegeben, um auf diesem Wege dem öffentlichen Bedürfniß nach Ungewöhnlichem und Pitantem zu dienen. Heute den! ich etwas anders darüber. Ich habe mich besonnen, daß Schiller in seinen Briefwechseln, D. Ludwig in seinem Tagebuche und so mancher Andere nichts Anderes gethan haben, als dem Mysticismus ihres geistigen Schaffens auf philosophischem Wege nachzuspüren. Wer wirft einem Arzte das Bestreben vor, dem für das Wohl der Menschheit so wichtigen Räthsel der Geburt auf die Spur zu kommen? Und daher mein' ich, die Sache verliere durchaus an Borwitz, wenn nur die Absicht vorliegt, der ästhetisch-philosophischen Wissenschaft vielleicht ein neues Ergebniß zuzuführen.

Daß es möglich ist, ein allgemein giltiges Gesetz der Physiologie aufzustellen, welches auf jede Art des künstlerischen Schaffens zutreffend wäre, ist

schon um deswillen zu bezweifeln, weil die individuelle Veranlagung ein zu starker Factor im künstlerischen Erzeugen ist. Das Conceptionsvermögen des einen Subjects ist eben durchaus verschieden von einem andern. Wenn Heine nach seinem eignen Geständniß nie süßer, weicher und melancholischer gestimmt wurde, als nachdem er eine menschliche Dummheit bemerkt und seinen Aerger über sie in einem Stachelworte entladen hatte; wenn er auf die Frage einer Berliner Dame: bei welcher Gelegenheit er das Gedicht „Du bist wie eine Blume“ componirt habe, antwortete: „Gräbige Frau, das fuhr mir durch den Sinn, als ich in der Mohrenstraße über den Rinnstein stolperte“ — so braucht ein anderer Lyriker zur seelischen Präparation fern verhallende Nachtmusik, Geseufz des Windes in den Nadeln der Föhre, den Anblick eines Kirchhofes u. dergl. Das sind eben Dinge, vor welchen unsere physiologische Gelahrtheit ohnmächtig halt macht. Und doch — wenn es möglich ist, dem Zusammenhange zwischen dem lyrischen Product und einem äußeren heterogenen Anlasse noch immer auf einige Spur zu kommen, weil der Zusammenhang zwischen der Stimmungssphäre mit dem lyrischen Product ein einfacher und unmittelbarer ist, so gestaltet sich die Sache bei der dramatischen Production schon verwickelter, weil zwei Sphären, die der Stimmung und

des Gestaltens, hier in Thätigkeit treten. Schiller gesteht, als den vorbereitenden Zustand vor dem Act des Dichtens nicht etwa eine Reihe von Bildern, mit geordneter Causalität der Gedanken, vor sich und in sich gehabt zu haben, sondern viel mehr eine musikalische Stimmung: „Die Empfindung,“ jagter, „ist bei mir anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand, dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee.“ Damit halte man das interessante Bekenntniß D. Ludwig's zusammen: „Es geht eine Stimmung voraus, eine musikalische, die wird mir zur Farbe, dann seh' ich Gestalten, eine oder mehrere in bestimmter Geberde und Gruppierung . . . dazu findet sich dann auch die Sprache . . . nun geb' ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen, ich suche die Idee, die der Generalnenner aller dieser Einzelheiten ist.“ Jene Farbenerscheinung hab' ich aber auch, wenn ich ein Dichterwerk gelesen, das mich ergriffen hat: bei Goethe ist's ein gesättigtes Goldgelb, bei Schiller ein strahlendes Carmoisin; bei Shakespeare trägt jedes Stück seine Hauptfarbe, und jede Scene ist nur eine Nuancirung derselben. Wunderlicherweise ist jenes Bild oder jene Gruppe (die sich bei Ludwig aus der Farbenphäre entwickelt) „gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe“, also nicht der Hauptmoment der Ludwig'schen Vision! Ich werde darauf zurückkommen. Aber D. Ludwig hätte mit der musikalischen Aesthetik, die jedem Tone eine Farbe, jeder Farbe einen Ton zuzuschreiben weiß, das auch so ausdrücken können: Goethe componirt in g-, d-, a-dur, Schiller in es-, des-, as-dur, Shakespeare ist Herr der ganzen Scala! An einer andern Stelle seines Tagebuchs bestätigt Ludwig jenes sonderbare Phänomen von dem in ihm beobachteten Ideenbilde, wenn die feste plastische Gestalt sich langsam aus dem Chaos der musikalischen Stimmung herausringt: „Die Idee zu meinem ‚Eckhart‘ (ein Trauerspiel V.'s) habe ich mehrmals als eine Art Tempel gesehen im gelblichen Lichte“. . . Wenn ich Ludwig in seinen Untersuchungen über sein dichtendes Subject unterstützen wollte, so könnt' ich leicht

erklären, daß, wenn mir Goethe's Iphigenie in den Sinn kommt, vor meinem innern Auge ein dorischer Tempel von fleckenlosem Marmor aufsteigt und am Gestade des Meeres in den sanften Gluthen des Abendroths ruhen bleibt! Nur ist dieser Eindruck vorläufig ein subjectiver, er ist mein und keines Andern (wenigstens weiß ich es nicht), er steht und fällt mit mir allein, am wenigsten aber weiß ich, ob er dem Schaffen des Dichters ein integrierender Theil gewesen. Im vorigen Jahre hat sich ein Buch: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Von Nietzsche“, berühmt, wo nicht berüchtigt gemacht, indem es nicht sowohl das Thema des Titels durchzuführen sucht, als vielmehr den Nachweis jener Geburt zur Basis für die Glorificirung der Wagner'schen Zukunftsober nimmt. Mit diesem Theile des Buches will ich nichts zu thun haben, aber der Sinn seiner ersten Hälfte schlägt sehr wohl in diese meine Betrachtung. Nietzsche führt aus, daß Dionysos in der hellenischen Welt die Herrschaft eher geführt habe als Apollo, daß jenem Culturvolle zuerst der Rausch, d. h. die formlose, musikalische Stimmungsphäre, gekommen sei, und dann erst sei der plastische, der gestaltende Trieb mitten in diese Sphäre hineingetreten und habe jene Stimmungsnebel zu scenischen Gebilden geballt — was freilich einfach nur sagen will, daß die griechische Tragödie sich aus dem Chor entwickelt habe. Soweit mag uns der Inhalt jener Schrift genügen. Ich will sogar zugeben, daß die Genesis der Tragödie für die Griechen eine typische ist, weil das Subject, weil das Individuum bei jenem Volke so gut wie gar nicht entwickelt, vielmehr jeder Einzelhellenen nur ein integrierender Theil des hellenischen Totals, nur eine mikroskopische Wiederholung der griechischen Menschheit war. Aber auf die Christlichen, auf die modernen Jahrhunderte kann das nicht zutreffen, weil sich jene einheitliche Menschheit in einzelne Menschen, das Total in eine Unsumme von Individualitäten zer Schlagene hat, von denen jede nach dem besonderen Naturgesetze (daher Charaktere, wo die Griechen nur Typen haben!), nach welchem sie angetreten, sich entwickeln und vollenden muß. Denn was wird man dazu

sagen, wenn ich dem Schiller wie dem Ludwig gegenüber erkläre, sie hätten nur dünnes Zeug geschwagt, was wenigstens bei mir nicht zuträfe? Man mißverstehe mich nicht! Es handelt sich hier nicht um den Grad der poetischen Befähigung, sondern um ihre Art, und es ist gleichgültig, ob derjenige Dramatiker, welcher erklärt, daß sein dichterischer Proceß anders sei als der Schiller'sche, ein zweiter Schiller oder ein mittelmäßiger Dramenfabrikant. Jeder, der sich über seine dichtende Natur zu erklären weiß, ist hier so gut wie Schiller, so gut wie Müller oder Lindner. Al. Rost, der verstorbene Weimari'sche Dramatiker, wurde einst nach der Aufführung seines „Wundermädchens aus der Kluft“ (Ludwig der Eisene) von einer jungen Dame gefragt, woher er nur alle die schönen Gedanken kriege und die Menschen so rührend zu schildern wisse? „Sie gehen gewiß des Abends im Mondschein in unserem Parke spazieren, den Goethe noch anlegte, und horchen auf das Säuseln des Zephyrs und auf die Lieder der Philomele!“ — „O nein,“ sagte Rost mit seiner ewigen Schnupfenstimme (ich war zufällig anwesend), „wir gehen nicht in den Park, den Goethe noch anlegte, und horchen nicht im Mondschein auf die Lieder der Philomele, sondern wir gehen alle Abende in den „Anker“ zu Biere und beobachten die Menschen.“ —

Nun denn! Was mich betrifft — nun endlich die Mystereien meiner Muse zu lästern — (wem es anders passiert, der kann's ja sagen! Das Bekennniß Zul. Bacherl's oder Ludwig Schulzens soll uns so wichtig sein als das eines Shakespeare!), so hab' ich bei Erfassung, Fixirung und Ausföhrung eines Dramas keinen musikalischen, sondern einen — geometrischen Eindruck. Ich sehe einen mit dramatischen Motiven erfüllten Punkt, auf den ich zu muß. Aber der Weg ist nicht einfach und nicht gerade. Er führt vielmehr „wie die Kake um den heißen Brei“, um allerlei hinderndes Material herum, ich muß Wege durch Dickicht hauen, muß Sümpfe überbrücken, aber stets mit Schritt vor Schritt hinter meinem Rücken geerbneten, brauchbaren Weg zurücklassen, bis ich, am Ziele angelangt, sehe, daß ich — in einer Spirale gegangen bin. An demselben Tage, an welchem ich dies mir klar machte,

ging mir aus der Erkenntniß meines „Sages“ der Gegensatz auf: das Epos! Man denke sich eine stählerne Spiralfeder und fahre mit der Fingerspitze vom Außenende an durch die Windungen hindurch bis ins Centrum: das ist der Gang des Dramas. Man setze aber den Finger auf das Centrum und fahre über die Windungen bis an das Außenende: es ist der Gang des Epos. Das Drama strebt nach Concentration, das Epos zerstreut und verallgemeinert sich. Das Drama stößt auf seinem Wege nach der Katastrophe, dem Centrum, Alles aus und räumt Alles weg, was ihm heterogen ist; das Epos kann auf seinem Wege nach der Weltentfaltung, der Peripherie, nicht genug Material erraffen und an sich ziehen, sich nicht genug erfüllen mit dem mythischen und geschichtlichen Gehalt. Das Drama bestrebt sich daher, jehnig, das Epos aber, fett zu werden. Jenes gleicht dem Igel, der die Stacheln im Zusammenrollen herauskehrt, um in Ruhe verdauen zu können, das Epos aber dem Polypen, der seine Fangarme im Oceane der Schöpfung nach allen Richtungen dehnt, Alles verträgt und verdaut, aber niemals jene Indigestion erfahren kann, an der das Drama erkranken, verenden müßte. Und damit vergleiche man Schiller's Untersuchung über Epos und Drama im Briefwechsel mit Goethe, ob mit diesem meinen subjectiven Eindrücke nicht ganz die Bezeichnung gedeckt ist: „Retardirende Natur des Epos“, die auf dem Wege nach der Peripherie nicht genug an sich rafft, also nicht langsam genug vorwärts gehen kann, und „accelerirende Natur des Dramas“, die auf ihrem Wege nicht genug von sich stoßen, also nicht eilig genug ihrem Brennpunkt, der Katastrophe, zustreben kann! Auch trifft diese Bezeichnung genau auf die Bewegung der Fingerspitze zu: sie retardirt, wird langsamer, wenn ich vom Centrum zur Peripherie gehe; sie accelerirt, beschleunigt sich immer mehr, je näher sie sich umgekehrt dem Centrum zwinde!

Ein Beispiel als Beleg! Und ich kann es dem Leser nun schon nicht sparen, diesen Beleg aus meiner eignen Thätigkeit her zu holen, da ich zwar weiß, wie das dramatische Schaffen bei mir, aber nicht, wie es bei Andern vor sich geht. Ich habe

das Centrum steht im Auge, das mich gefesselt hat: Brutus richtet seine eigenen Söhne hin. Darin steckt Wahnsinn oder — unglaubliche Seelengröße. Im letzteren Falle läge ein tragisches Problem vor. Wie kann ich mich diesem innersten Punkte der Handlung nähern? Ich lege alles überlieferte Material in weitem Cirkel um mich. Ich entdecke, daß die Tarquinier das jünische Geschlecht ausgerottet haben bis auf Enen, der sich nur durch erhellenden Blödsinn vor ihrem Dasse retten konnte: Brutus. Offenbar liegt diese Thatsache auf dem Wege nach meinem Centrum. Der Narr scheint seine Zeit zu erschn, um die Maske abzuwerfen. Lucretia, die Gattin seines Jugendfreundes, wird entehrt. Das ist die Stunde! Rom steht auf und verjagt die Tarquinier. Es liegt Manches noch auf dem Wege, aber ich muß es liegen lassen, denn ich muß in beschleunigtem Tempo dem Centrum entgegen. Die Republik wird gegründet. Der Consul Brutus vertreibt den Consul Collatinus aus Rom, weil er wegen seiner Tarquinischen Verwandtschaft das Gesetz verlegt. Den Collatin aus Rom, der sein Weib an die Freiheit geopfert hat?! Kann das ein Freund, ein Römer thun? Wenn er das kann für den Staat, so kann er auch mehr: er kann die eignen Kinder opfern, wenn sie Verräther sind — — ich bin am Ende! Die dramatische Spirale ist von außen nach innen durchlaufen!

Nun aber entwickelt man die Tragödie aus dem Schoße der Musik. Wir haben allenfalls zugegeben, daß dies für die hellenische Tragödie zutreffend sei, nicht aber für die christliche moderne, für die Charakterkomödie. Es ist nicht nöthig, daß wir beim griechischen Typus stehen bleiben, ich nenne vielmehr diesen Weiter-schritt bis zum individuellen Charakter einen Fortschritt. Und ist es denn wirklich wahr, daß mit dem Untergange der griechischen Tragödie Apollon sich für immer von Dionysos, das Drama sich von der Musik getrennt hat? Fassen wir z. B. Macbeth's blutiges Ende ins Auge! Der Weg dahin begann auf der Haide, wo die Hegen den siegreichen Vasallen mit dem Spruche austraten: „Du wirst König sein!“ Das wuchert und wurzelt und nagt immerzu im Gehirn fort, und weil

es prophezeit ist, muß es wahr werden, und weil es wahr werden muß, führt der Spiralkreis über einen Mord zu andern, bis er — König ist, aber auch seinen schuldbeladenen Weg mit dem Leben bezahlt. Liegt über diesem grauenvollen Wege etwa der blaue Himmel Italiens? Manchen die Palmen über dem blutigen, immer einhamer schreitenden Wanderer? O nein. Traurig senkt die Fichte im Winde, der um den grauen Felsen streicht. Trostlos, entnuthigend, bleifarben liegt der Himmel auf dem zerklüfteten Hochland, die Krähe kreischt in der Nebelschlucht, der Wolf heult oben im Tann, kaum daß eine Schwalbe traulich an der verwitterten Zinne des alten Thauschlusses nistet. Eine ossianische Welt! Eine Symphonie von Gade! Ist das nicht Stimmung? Nun, wenn es Stimmung ist, wird es auch Musik heißen dürfen. Und wie der Dramatiker der Spirale seiner Handlung von außen nach innen nachgeht, verdichtet, verstärkt sich die Stimmungssphäre. Von allen Seiten drängen die sympathischen Stimmen der Natur um sein Haupt her: Nebel, Windesgehauch, trauriger Himmel, Wolf und Krähe, bis ein ganzes Orchester um die Macbeth-Handlung erbraut und sie mit einer musikalischen Seele imprägnirt. Man wende dies auf andere Dichtungen an! Herbstwetter auf kahler Insel, Brombeeren, grüne, fauligte Wasserlachen, steinigter Boden, Seetauggeruch und ringsum die dämmernde See: es ist der „Sturm“. Goldorangen im dunklen Laube glühend, ein sanfter Wind vom blauen Himmel her, hochragende Pinien, weiße Marmorbilder, die aus Tagusheden schweigen, heißes Gefos, vom Glühwurm umschwirrt, von der Lacerte umschwänzelt, und im Hintergrunde der qualmende Berg: ist das nicht die Musik, die Stimmung zu „Romeo und Julie“? Umgekehrt: Zu breiten Massen unter dem lustigen Schmettern der Trompeten, Banner wehend im Morgenwinde, rückt das ruhmbürstende Heer ins Feld. Wie siegesgewiß reitet der Führer vor ihm her! Die Schlacht beginnt und der Führer fällt, büßt seine Ruhmsucht, seine Eroberungslust durch eine Kugel des bedrohten Feindes. Ein Marsch von unendlicher Trauertiefe geleitet ihn in sein Grab. Aber ein Trionph entladet sich über der Welt: nur sein

Staub ist dahin, aber sein Name strahlt im Kreise der Unsterblichen allen Namen von Helden voraus für ewige Zeiten. — Ist das ein Drama? Vielleicht. Aber was ich sicher weiß, das ist, daß es der Inhalt der Beethoven'schen Sinfonia eroica ist. Nun? Hat sich Apollo vom Dionysos, und dieser von jenem für ewig getrennt? Kann das Drama nicht Musik sein? Kann die Musik nicht dramatisch sein?

Nun freilich ist dabei ein Vorbehalt nöthig. Wir kennen kein Kunstwerk eines bloßen Talent's, welches im Drama Musik, in der Musik dramatisches Leben enthielte. Vielmehr wird die Verbrüderung des Apollo-Dionysos sich nur in jener Art von ungetrübten, allbeherrschenden, unversalzenden Geistern vollziehen, die wir Genies nennen. Und der Unterschied von „Talent“ und „Genie“ ist keine müßige Sprachspielerei! Machen wir uns doch ein wenig darüber klar.

Talent ist ein durch Uebung angearbeitetes Geschick, sich der gebräuchlichen Mittel einer Kunst zu bedienen.

Genie ist die angeborene Naturkraft, welche die Erscheinungswelt allseitig umfaßt und sie als Kunstwerk wiederholt. Das Talent muß sich die Erscheinung erobern, um sie nach hergebrachter Weise zu behandeln; dem Genie steht sie jederzeit zu Gebote, und das Gesetz der Behandlung liegt in ihm selber. Das Talent steht unter dem Richterstuhl der Kritik, die Kritik aber steht unter dem Genie. Das Genie wechselt seine Natur nach Bedürfniß des Gegenstandes, aber ohne sich selbst zu verlieren (Stil); das Talent zeigt ewig dieselbe Kunstform (Manier) und verliert seine Freiheit doch ewig an sein Object. Das Talent steigert seinen Grad durch Reflexion und Studium, das Genie ist von vornherein vollständig und schleift sich nur ab. Das Talent arbeitet mit getrennter Thätigkeit des Geistes und Herzens, das Genie arbeitet mit dem ganzen, ungetheilten Menschen. Das Talent liebt Episoden, um seine Subjectivität darauf auszuüben zu lassen. Dem Genie ist jede Figur gleich lieb, es

arbeitet immer am Ganzen und producirt das Einzelne als integrierenden Theil der Hauptidee. Das Talent macht (*sait se passer*), das Genie läßt (*laisse*) das Leben sich entfalten. Die Selbstcultur des Genies ist eine äußerliche, ästhetisch gemeinere; sie besteht in Aneignung der Routine, der praktischen Griffe. Die Selbstcultur des Talents ist eine innere; Philosophie, Ausweitung der Spannkraft der Phantasie, mühsame Beobachtung des Menschenlebens sind Mittel, um seinen Gehalt zu steigern. Wir lassen nur dasjenige Talent gelten, was ein bedeutendes Ich zu bieten hat; es muß eine große Subjectivität besitzen. Das Genie ist aber in jedem Augenblicke identisch mit seinem Object, folglich ist es jederzeit bedeutend wie die Natur selbst, mag sie die Maus oder der Löwe heißen.

Wenn diese flüchtige Definition zutrifft, so ist schwer zu erklären, weshalb das Kunstwerk, resp. das Drama des Talent's nicht immer eine musikalische Seele, eine Stimmungssphäre besitzen muß, sondern nur dann, wenn ein glücklicher Zufall es will, daß der gewählte Gegenstand mit der Natur des Talent's conform, ihm gleichsam auf den Leib geschaffen ist; daß die typische Grundstimmung des dichtenden Subjects in dem ergriffenen Gegenstande sich eben nur exemplificirt vorfindet. Das Kunstwerk des Genies aber enthält die ihm zukommende Stimmungssphäre von Haus aus, weil das Genie im Ganzen nur Natur ist, also dem ergriffenen Gegenstande, mag er Maus oder Löwe, Iphigenie oder Hamlet heißen, in der Grundstimmung zu jedem Augenblicke gerecht werden kann. Wer das noch bezweifelt oder für unklar erklärt, den fordere ich an, die Handlung von Romeo und Julia in die schottischen Hochlande, die Handlung von Macbeth an den Golf von Neapel zu verlegen! Im Werke des Genies ist Alles, Vocal, Handlung, Zeit, Cultur, solidarisch zu einander, und wir bedürfen zum apollinisch-dionysischen Bunde noch lange nicht einer Anleihe bei der Idee des musikalischen Dramas.



www.libtool.com.cn

Die Pflanzen-Systeme.

Von

H. Polakowski.

Die botanische Systemkunde ist die Lehre von den Gesetzen einer geordneten, übersichtlichen Eintheilung der Pflanzen. Sie entspringt aus dem natürlichen Geistes-

triebe des Menschen, Alles zu sammeln und das Gesammelte zu ordnen, und bezweckt eine wissenschaftliche, auf mehr oder minder bestimmten Grundsätzen beruhende Eintheilung des Gewächsreiches in größere oder kleinere Gruppen, um den Ueberblick aller Pflanzen der Welt und deren Bestimmung, d. h. richtige Benennung, zu ermöglichen.

Es giebt künstliche und natürliche Systeme, welche nach künstlichen oder natürlichen Gesetzen entworfen und ausgearbeitet sind. Die künstlichen Systeme sind diejenigen, bei welchen man nur auf ein einzelnes Organ der Pflanze Rücksicht nimmt, sie alle hiernach vergleicht und ordnet. Ein natürliches System ist ein solches, wo man auf alle Theile der Pflanze Rücksicht nimmt, sie alle unter einander vergleicht, und hiernach die Pflanzen ordnet. Wie man beim Erlernen einer Sprache die einzelnen Wörter und dann ihren Zusammenhang kennen lernen muß, wie es nothwendig ist, mit dem Wörterbuche umgehen zu können, aber auch daneben die Grammatik zu kennen, also auch in der Botanik. Durch das künstliche System, wo die Pflanzen nach irgend einem Organe willkürlich geordnet werden,

lernt man die einzelnen Pflanzen kennen, das künstliche System entspricht dem Wörterbuche. Man bekommt durch dasselbe eben so wenig einen Begriff von der Botanik, als wie durch das Wörterbuch von einer Sprache.

Früher kannte man nur künstliche Systeme, es gab deren sehr viele. In den ältesten Zeiten theilte man die Pflanzen zunächst ein in Bäume, Sträucher, Kräuter, Gräser &c. Oder auch nach den Standorten in Wasser-, Sumpf-, Haide-, Höhen-, Sandpflanzen &c. Oder man theilte dieselben nach ihrer Verwerthung oder medicinischen Brauchbarkeit oder Wirkung in einige große Gruppen. Einige ältere Botaniker (z. B. Aug. Rivin 1652—1725; Professor in Leipzig) bildeten nach An- oder Abwesenheit und Gestalt der Blüthe ihre Eintheilung.

Die künstlichen Systeme bilden eine einseitige Auffassung des ganzen Pflanzenreiches, ohne alle oder auch nur die wichtigsten Eigenthümlichkeiten zu berücksichtigen. Andererseits ist es auch schwer, ja unmöglich, alle Eigenthümlichkeiten zu berücksichtigen, zu verwerthen, man kann sich nur an einige der wichtigsten halten. Trotzdem bleibt der Totaleindruck (Habitus) bei der Bestimmung der Stellung einer Pflanze im System die Hauptsache, das wichtigste Hilfsmittel zur richtigen Placirung derselben unter der großen Menge der bekannten Gewächse. Aber auch dieses Habitus-Bild kann oft täuschen,

so gehören z. B. einige Stränder mit schmalen, einjachen Blättern, welche man in Neu-Holland gefunden hat, in dieselbe Familie der Doldengewächse, wohin unser Fenchel, Dill, Kümmel, Schierling zc. gehören, welche sämmtlich äußerst complicirt getheilte Blätter haben, die im Allgemeinen als charakteristisch für die Familie gelten. Hier verleiht uns eine genaue Untersuchung von Blüthe und Frucht die wahre Verwandtschaft. Wie äußerst verschieden sind nicht die Arten und Gattungen der Wolfsmilch-Gewächse (Euphorbiaceen) mit ihren kraut-, baum- und strauchartigen oder cactus- und lianen-ähnlichen Formen? Wer glaubt, daß der schöne zierliche Kaffeebaum und der große und herrliche Fiebertindenbaum in dieselbe Familie mit unserem Laabtraut (Galium) und Waldmeister gehören? Wir sehen also, der „Habitus“ ist nur für erfahrene Systematiker, welche die verschiedensten Pflanzentypen aus den verschiedensten Gegenden der Erde gesehen haben, ein werthvolles, selten trügendes Hilfsmittel zur richtigen Classification der Gewächse.

Die Anzahl der künstlichen Systeme, welche aufgestellt worden sind, ist sehr groß, Adanson allein schuf deren 60! Man kann eben bei Aufstellung derartiger Systeme von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen, d. h. irgend ein beliebiges Organ herausgreifen und hiernach alle Pflanzen vergleichen und zusammenstellen. Carl v. Linné (1707—1778; Professor in Upsala) sprach es zuerst bestimmt aus, daß die Merkmale, welche Form und Anzahl aller Theile der Blüthe und Frucht liefern, werthvoller und wichtiger zur Classification seien, als die von Stengel, Wurzel oder Blatt abgeleiteten.

Unter allen künstlichen Pflanzen-Systemen oder „Pflanzen-Verzeichnissen“, wie man eine Zusammenstellung aller Repräsentanten des Pflanzenreiches nach einem rein künstlichen System wohl bezeichnen kann, ist das von Linné das beste, weil er glücklich die wichtigsten Organe, nämlich die Geschlechts-Organe, Staubgefäße (die den befruchtenden Staub, den Pollen erzeugenden Blüthentheile) und Fruchtknoten (die zu befruchtenden, später die Samen erzeugenden Blüthentheile) dem-

selben zu Grunde legte. So wenig als man aber durch ein Wörterbuch einen Begriff von der Sprache bekommt, erhält man durch das Linné'sche System eine Einsicht in das geistige, natürliche Verhältniß der Pflanzen zu einander. Oken sagt sehr richtig: „Das Linné'sche System ist kein wirkliches Gebäude der Pflanzen oder eine künstreiche Pflanzenprache, sondern nur ein Verzeichniß der Materialien, welche man freilich kennen und beisammen haben muß, wenn man ein Gebäude auführen oder eine Sprache reden will.“ Der Hauptmangel des Linné'schen Systems ist der, daß der Zahl, worin die Natur so unbeständig ist, ein zu großer Werth beigelegt wurde.

Kurz vor Linné wurde das Geschlecht der Pflanzen entdeckt. Der Erste, welcher Staubgefäße und Blüthenstaub als männliche, befruchtende Organe erkannte, war Joachim Camerarius, welcher 1694 in einem Briefe seine Entdeckung publicirte. 1717 hielt Bailliant in Paris eine Rede über die „Hochzeit der Pflanzen“ (nuptiae plantarum). Durch diese Rede besonders soll in Linné die Idee zu seinem System angeregt worden sein. Bailliant — Ergeaneist, Chirurg, Privatsecretär und Leibarzt Ludwig's XIV. — war ein sehr scharfsinniger Botaniker, welcher eine gute Flora der Umgegend von Paris geschrieben und auch viele Pilze, Moose zc. gut abgebildet und charakterisirt hat. Linné hatte ein angeborenes Talent zur Systematik. Er ist der Begründer der modernen Naturwissenschaft, bis heute an epochemachender Bedeutung von keinem anderen Naturforscher erreicht. Seine Verdienste um die gesammten Naturwissenschaften sind in den Hauptzügen ebenso bekannt als sein Pflanzen-System, welches in jedem Lehrbuche der Botanik abgedruckt ist, und welches ich deshalb hier nicht anführe. Betrachten wir aber die Einteilung Linné's etwas näher, besonders im Zusammenhange mit dem natürlichen System, d. h. mit den bis heute als sicher erkannten natürlichen Pflanzengruppen oder -Familien.

Zunächst fällt es auf, daß Linné beim Zählen nicht consequent gewesen, er hätte sonst noch viel mehr Classen aufstellen müssen. Unser Sauerklee (*Oxalis*) hat z. B. stets 5 lange und 5 kürzere Staub-

gefäße, dennoch stellt Linné denselben mit in die 10. Classe, wohin eigentlich nur Pflanzen mit zehn freien, gleich langen Staubgefäßen gehören. In die 11. Classe stellt Linné alle Pflanzen mit 12 bis 18 freien, gleich langen Staubgefäßen, da er die Gattung *Cuphea* — amerikanische, besonders in Brasilien einheimische — in

Staubgefäße. Diese Pflanze stellt Linné, obgleich nur wenige Blüthen 10 Staubgefäße haben, dennoch in die 10. Classe. C. Sprengel dagegen richtete sich nach der Mehrzahl der Blüthen und setzte die Pflanze deshalb in die 8. Classe. Bei unserem Weiderich (*Lythrum*) sind die mittleren Blüthen des Blütenstandes



Carl v. Linné.

unseren Gärten sehr verbreitete Gewächse —, welche stets 11 Staubgefäße (das oberste der ursprünglich angelegten 12 schlägt nämlich immer fehl) hat, nicht kannte.

Schwierig ist es, Pflanzen mit wechselnden Zahlen in den Blüthenkreisen in das Linné'sche System einzuordnen. Z. B. unsere Rante (*Ruta graveolens*) hat 4- und 5-zählige Blüthen, also 8 oder 10

zwölfmächtig, d. h. zeigen 12 Staubgefäße, alle Seitenblüthen aber haben nur 10. Linné stellt die Pflanze dennoch in die 11. Classe. Häufig wechseln die Zahlen der Blüthenkreise oder deren Theile in derselben Gattung oder selbst Art. Bei Sedum (Mauerpfeffer) sind meist 2×5 Staubgefäße vorhanden, einige Blüthen zeigen aber 2×4 . Ebenso ist es beim Pfaffenhütchen (*Evolvulus*). Linné zählt

die verkümmerten Blüthentheile nicht mit, zerreißt nahe stehende Gattungen, indem er dieselben in verschiedenen Classen unterbringt. So z. B. die Nesselartigen Gewächse (Caryophylleae). Dieselben sind nach der Fünzfahl gebaut, haben 2×5 Staubgefäße, sind deshalb meist in die 10. Classe gestellt. Zuweilen verkümmert aber ein Kreis, es bleiben nur 5 Staubgefäße, diese Arten stellt Linné in die 5. Classe. Oft verkümmern von den 10 Staubgefäßen der Caryophylleae 2 oder von den 5 ein Staubgefäß. Deshalb finden sich die Nesselartigen Gewächse bei Linné in vier verschiedenen Classen untergebracht. Haller schrieb gegen Linné, machte ihm das ängstliche Zählen zum Vorwurfe und sagte: Die Verhältnisse, Stellung zc. der einzelnen Theile zu einander sei wichtiger als ihre Anzahl.

Linné verfuhr bei seiner Classification dennoch nicht immer consequent. Zuweilen kommen in einer Gattung, welche durchgehends Zwitterblüthen zeigt, einige Arten mit ein- oder zweihäufigen Blüthen vor (Monoecia und Dioecia). Linné stellte aber auch diese Arten in die Classe der verwandten Arten mit Zwitterblüthen. Unsere gewöhnlichen Wiesen-Sauerampfer, welche eigentlich in die 22. Classe gehörten, stellt Linné dennoch in die 6. Classe, weil die meisten Arten der Gattung Rumex dahin gerechnet werden müssen.

Der enorme Werth des Linné'schen Systems und der richtige Tact, welcher Linné bei seiner Anordnung geleitet hat, beweisen sich am schlagendsten durch das häufige Zusammenfallen der Classen Linné's mit großen natürlichen Pflanzen-Familien. Diese auffallende Erscheinung ist bei keinem anderen künstlichen System beobachtet worden!

Die große, natürliche Familie der Gräser gehört fast ganz in die 3. Classe, 2. Ordnung. Das Ruchgras gehört in die 2. Classe, der Reis in die 6., der Mais in die 21., ein einheimisches Gras in die 1. Classe. Viel besser stimmt es bei den Doldengewächsen, diese gehören sämmtlich in die 5. Classe, 2. Ordnung. Die Solaneen (Nachtischatten-Gewächse), Boragineen und Winden gehören in die 5. Classe, 1. Ordnung, alle Schwertlilien in die 3., alle eigentlichen Lilien in die 6., in die 13. Classe gehört die große

Familie der Hahnenfuß-Gewächse (Ranunculaceae) mit wenigen Ausnahmen. Die 14. Classe ist eine rein natürliche Familie, hierhin gehören alle Lippen- und Nachenblüthler mit einigen Verwandten. Scharf trennt Linné bereits durch die zwei Ordnungen dieser Classe die angeführten großen natürlichen Familien. Leider stellte er auch hier die Salbei-Arten, die zwei verkümmerten kurzen Staubgefäße übersehend, in die 2. Classe, was höchst unnatürlich ist. Die 15. Classe ist die beste, rein natürliche Classe seines Systems. Alle Kreuzblüthler, und nur diese, gehören hierher. In die 17. Classe stellt er alle Hülsenfrüchtige (Leguminosen), selbst die mit monadelphischen Staubgefäßen. Gleichfalls sehr gut ist die 19. Classe, wohin alle Korbblüthler (Compositen) und Lobeliaceen gehören, wohin Linné auch die Veilchen rechnete, welche man jetzt in die 5. Classe gestellt hat. Alle Orchideen gehören in die 20. Classe. Die 21. und 22. Classe enthalten ein Gemisch der verschiedensten Familien, die Nadelhölzer sind auf beide Classen vertheilt. Die 23. Classe ist die schlechteste des ganzen Systems, sie enthält zerstreute Glieder aus allen Familien, wurde bald nach Linné eingezogen, und die hieher gerechneten Pflanzen nach der Beschaffenheit der vorhandenen Zwitterblüthen auf die übrigen 22 Familien vertheilt.

Die 24., letzte und größte Classe im System des Linné ist nach einem anderen Princip aufgestellt und hat einen negativen Werth. Was nicht in die übrigen 23 Classen paßte, kam hierher zu den Pflanzen mit unsichtbaren Blüthen.

Trotz aller Mängel ist das soeben betrachtete System vorzüglich zum Bestimmen der Gewächse zu gebrauchen und wird dasselbe mit Recht auf allen Schulen dem angehenden Jünger der Pflanzenkunde zuerst eingeprägt. Man kann schnell und leicht jeder unbekannten Pflanze hiernach ihre Stellung nachweisen, und selbst sehr erfahrene Botaniker greifen, wenn ihnen besonders abnorme Pflanzenformen, welche in unsere natürlichen Pflanzensysteme nicht hineinpassen wollen, oder deren natürliche Verwandtschaft nicht zu erkennen ist, stets zum Sexualsystem Linné's zurück und bebauern, daß kein bedeutenderes, alle Pflanzen-Gattungen der Welt umfassendes

Werk nach diesem System in neuerer Zeit entworfen worden ist.

Der erste Entwurf eines natürlichen Pflanzen-Systems oder, besser gesagt, einer natürlichen Pflanzenreihe rührt gleichfalls von C. v. Linné her. Er findet sich in „Genera plantarum“, I. edit. 1738, und in der „Philosophia botanica“. Es sind 68 natürliche Familien von sehr verschiedenem Werthe. In einigen sind sehr verschiedene Gattungen aus den großen Abtheilungen der ein- und zweikeimblättrigen Pflanzen zusammengeworfen, andere sind sehr gut, noch heute gültig. Unter Piperitae faßt er z. B. die Arongewächse und Pfefferarten zusammen. Der Blütenstand dieser zwei natürlichen Familien ist allerdings sehr ähnlich. Winden, Glockenblumen und Weichen kommen in eine Familie, ebenso Vorbeerartige und Knöteriche zc.

Von den Verbesserungen des Linné'schen Systems sind besonders die Bearbeitungen von Schreber und Willdenow (*Species plantarum*, 1797—1810) hervorzuheben. Beide Autoren beschäftigten sich besonders mit Eintheilung der 24. Classe. Noch erschienen nach Linné verschiedene künstliche Systeme, aber keines dieser kam in so allgemeine Aufnahme wie dieses.

Ehe wir zur Betrachtung des natürlichen Systems, resp. der Versuche, das eine wahre, natürliche System zu finden, übergehen, bedürfen einige schon gebrauchte Ausdrücke einer Erklärung. Es sind diese: Individuum, Art und Gattung. Die Unterscheidung dieser Begriffe liegt jedem System zu Grunde.

Das Individuum ist der natürliche Ausgangspunkt der Betrachtung, in absteigender Weise durch Zerlegung in die Organe, Gewebe, Stoffe, in aufsteigender Weise vom Individuum zur Art (*species*), Gattung, Familie, Ordnung, Classe, bis zum ganzen Reiche. Bei oberflächlicher Betrachtung erscheint es sehr einfach, zu sagen, was ein Individuum sei, die Anzahl derselben präsentirt sich in einer Heerde Schafe, wie in einem Walde, unmittelbar und scharf begrenzt. Zunächst ist aber zu bedenken, daß der Beobachter nie das ganze, eigentliche Individuum vor sich habe, dasselbe sieht zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden aus. Welche Verschiedenheit zwischen einem Ei und

ausgewachsenen Vogel! Es existirt also ein fortschreitender Proceß, ein Entwicklungs-Cyclus vom Anfange bis zum Ende jedes Individuums, und ist dieses also seinem inneren Wesen, Anlagen und Bestimmungen nach aufzufassen. Ein Individuum besteht aus verschiedenartigen, zusammengehörigen Theilen, jeder Theil ergänzt den anderen und hat besondere Aufgaben, jeder ist vom anderen abhängig. Die verschiedenen Entwicklungsstufen des Individuums markiren sich besonders scharf bei den Insecten: Ei, Larve (mit bestimmten Lebensabschnitten, Häutungen), Puppe, Schmetterling; dieser geht nach der Fortpflanzung zum Tode, und die aus den hinterlassenen Eiern entstandenen Individuen durchlaufen denselben Cyclus. Dennoch existirt eine Einheit im Leben des Individuums, jede Thätigkeit eines Organs hängt mit der Summe der Functionen der übrigen zusammen, ergänzt dieselben.

Individuelles ist als solches untheilbar, nur unwesentliche Theile können genommen werden, wie z. B. dem Menschen die Finger, oder die Hand, oder selbst der Arm, diese Theile bilden aber keinen selbstständigen Organismus, kein Individuum. Bei den Pflanzen ist es anders, die Zahl der Organe ist nicht so bestimmt wie bei den Thieren, ist vom Standorte abhängig. Dieselbe Pflanzenart stellt sich auf reichem, fruchtbarem Boden in größeren Exemplaren dar, die Individuen erzeugen eine größere Anzahl von Blättern und Blüten, der Stengel ist höher und stärker verzweigt als beim Wachsthum auf magerem, mehr oder weniger unfruchtbarem Boden. Auch eine bestimmt abgeschlossene Lebenszeit fehlt den Pflanzen nicht. Einige schließen ihr Leben nach ein oder zwei Jahren, nachdem sie einmal geblüht haben, ab, die meisten aber blühen und fruchten unbestimmt oft. Kriechende, ausdauernde Pflanzen haben z. B. kein bestimmtes, beschränktes, abschließendes Leben, nur äußere Zufälligkeiten vernichten das Individuum. Die Bäume aber können nicht in das Unendliche fortwachsen, je größer der Baum wird, um so mehr rüden Wurzelnenden und Zweigspitzen aneinander, erschweren die Ernährung. Je dicker der Baum, desto dünner werden die Jahresringe. Im Alter geht der Baum

durch Fäulniß, welche im Marke des Stammes beginnt und durch Pilzbildungen unterstützt wird, zu Grunde.

Der Pflanze fehlen die Central-Organen der Thiere, wie Herz, Magen, Leber etc. Jede Blüthe, jede Knospe ist bei den Pflanzen ein Centrum. Durch diese allgemeinen Betrachtungen werden wir veranlaßt, die Frage aufzuwerfen: müssen wir den Pflanzen die Individualität gänzlich absprechen, oder aber das Pflanzen-Individuum gänzlich anders als das Thier-Individuum auffassen? Der Hauptunterschied liegt in der Theilbarkeit, jede Pflanze ist theilbar. Jeder Zweig, jeder Sproß, jedes Stück Stengel, ja oft ein Blatt oder ein Stück desselben genügt, um vollständige Individuen zu erzeugen. Ist ist es leicht klar zu machen, daß ein Baum nicht als Einzel-Individuum im wissenschaftlichen Sinne zu betrachten sei, man hat bei Rosen und Azalea-Arten Stöcke gezogen, wo einige Zweige rothe, andere weiße Blüthen trugen, dergleichen Aepfelbäume, wo verschiedene Aeste ganz verschiedene Fruchtarten trugen etc. Selbst bei einjährigen Pflanzen kann man aus vorsichtig abgelösten Theilen neue Individuen ziehen. Die Möglichkeit der Vermehrung durch Theilung geht sehr weit. Willer stellte in dem Jahre 1766—67 mit Roggen Experimente an. Willer säte im Juni ein Roggenkorn aus, dieses gab einen Stock. Im August konnte er diesen Stock in 18 Stücke zertheilen und diese anpflanzen, diese 18 Stecklinge, resp. die aus diesen entstandenen Stöcke gaben im October 80 Roggen sprosse. Im April des nächsten Jahres hatte er 500 Pflanzen! Diese ließ er in Aehren aufgehen, erhielt 21109 Aehren- und 576840 Roggenkörner.

Die Entstehung vieler verbreiteter Pflanzen ist bekannt, man weiß, daß dieselben von einem Exemplar abstammen. Unsere Trauerweide stammt aus China, trägt hier nie Samen und wird nur durch Stecklinge fortgepflanzt.

Gallezio sah von der Theilbarkeit der Pflanzen gänzlich ab und sagte: „Was aus einem befruchteten Samen entsteht, ist ein Individuum.“ Bei der Theilung erhalten sich die feinsten individuellen Eigenthümlichkeiten sehr lange, bei den Samen nicht; die hieraus entstandenen

Pflanzen zeigen eine gewisse Selbständigkeit, geringe Verschiedenheit von der Mutterpflanze, Neigung zu variiren und größere Lebensfähigkeit. Ältere, nur immer durch Stecklinge vermehrte Obstsorten sind eingegangen, Gallezio sagt durch Verlust, durch Tod des Individuums. Diese Definition des Individuums ist von Knight und Huxley vertheidigt. Aber selbst auf die Thierwelt ist Gallezio's Ansicht nicht anwendbar. Die Blattläuse pflanzen sich längere Zeit durch lebendig geborene, auf ungeschlechtlichem Wege erzeugte Junge fort. Diese werden „Ammen“ genannt. Ein auf geschlechtlichem Wege erzeugtes Junge gebirt ca. 100 Ammen, von denen jede wieder ca. 100 Ammen gebirt. Die zweite Generation wird also 10000, die dritte Generation eine Million Blattläuse umfassen. Es folgen acht bis zehn Generationen, ehe sich die geschlechtliche Generation repetirt. Huxley nannte diese Ammen und deren Nachkommen „separable Formen eines Individuums“. Diese Idee ist aber unhaltbar, ebenso auch bei den Pflanzen. Alle Trauerweiden Europa's bildeten sonst nur ein Individuum!

Später sagte man alle Zweige, Sprosse als Wiederholungen des Haupt sprosses und als eigentliche Individuen auf. Diese Ansicht (Sproß-Individuum) wurde zuerst von Darwin, Vinné, Batjch, Goethe und Koeper vertreten. Vinné sagt: „Gemmae totidem herbae“. Batjch: „Die Zweige sprossen aus dem Stamme wie ebenso viele eingepflanzte Individuen“. Koeper: „Jede einzelne Knospe wird ein Pflanzen-Individuum genannt“. Auch M. Braun theilte diese Ansicht und meinte, man hätte hierbei stehen bleiben können. Aber man ging weiter, da der Sproß noch nicht die bestimmten Eigenschaften des Thier-Individuums zeigt. Er zeigt eine große Anzahl derselben Theile (Blätter, Blüthen mit Schwankungen in Zahl und Form. Man hat also jedes Blatt, also auch Staub- und Fruchtblatt, für ein einzelnes Individuum erklärt, ja ist sogar bis auf Zerlegung der Gewebe herabgegangen und hat die Gewebetheile für Pflanzen-Individuen erklären wollen. Es bleibt hierbei zuletzt nichts als die einzelne Zelle übrig. Man hat hier wenigstens etwas Ganzes, Faßbares, Abgechlossenes. Die Zellen

sind ursprünglich völlig geschlossene Säde, besitzen auch eine gewisse physiologische Selbständigkeit. Der Satz: Jede Zelle ist ein Individuum, wurde zuerst von M. J. Schleiden (1837) aufgestellt und für die Thiere von Schwann (1839) vertheidigt. Die Zelle ist das wissenschaftliche, der

Zahl der Organe ist zum Theil bestimmt, zum Theil unbestimmt. Die Zahl der Keimblätter (Cotyledonen) ist bei allen Individuen derselben Art bestimmt, die der Laubblätter und -Blüthen nicht, wohl aber die der Blätter in den verschiedenen Blüthenkreisen. Bei vielen Pflanzen ist

www.libtool.com.cn



Antoine Laurent de Jussieu.

Sproß das morphologische Pflanzen-Individuum, sagt die moderne Botanik. Der Sproß (= Zweig, Trieb, Knospe) allein kann mit dem thierischen Individuum verglichen werden, es sind hier die wesentlichsten Bedingungen für einen selbständigen Organismus erfüllt. Hauptsproß, Seitensproß und Zweige sind verschiedenartig entwickelt, aber gleiche Individuen. Die

aber auch die Anzahl aller Theile und Organe stets regelmäßig bestimmt. Beim Haselwurz (*Asarum*) z. B. sind stets 3 Niederblätter, 2 Laubblätter, 1 Blüthe mit 3 Kelch-, 12 Staub- und 6 Fruchtblättern vorhanden. Blüthe und Wurzel sind wohl mit Kopf und Schwanz der Thiere zu vergleichen. Auch die Theilbarkeit des Sproßes ist sehr begrenzt, die abgeschnitt-

tene Blüthe oder Wurzel geht zu Grunde. Der Stengelrest kann sich durch die in den Blattachseln angelegten Knospen (neue Individuen) erhalten, aber eine Ergänzung des verstümmelten Individuums ist unmöglich, es wird das Stück des alten Individuums durch die Entwicklung der neuen Individuen erhalten. Also auch hierin Aehnlichkeit mit dem thierischen Organismus. Jeder Sproß hat auch ein bestimmtes Alter, eine bestimmte Entwicklung.

Wenn die Zelle als Organismus, als Individuum aufgefaßt wird, so muß auch der Mensch, das Thier in unendlich viele Individuen zerlegt werden. Die Zellen existiren aber nur im Zusammenhange, sind Theile des Ganzen, repräsentiren eine sehr untergeordnete Individualität. Einige Autoren haben verschiedenartige, relative Individuen angenommen, so z. B. de Candolle sechs Ordnungen: I. Embryo-Individuen (nach Gallezio), II. Pflanzenstod-Individuen, III. Sproß- oder Knospen-Individuen (Darwin, Vinné &c.), IV. Blatt-Individuen (Agardh), V. Zell-Individuen (Schleiden). In die 6. Ordnung der Individuen stellte er eine Reihe unvollkommener Gebilde, Plastiden &c.

Bei den Sprossen einer und derselben Pflanze zeigt sich eine große Verschiedenheit. Der eine Sproß trägt nur Blätter, der andere nur Blüthen, der dritte Blätter und Blüthen zugleich. Dasselbe zeigt sich im Thierreiche, es giebt daselbst oft mehr als zwei Arten grundverschieden gebauter Individuen, z. B. bei Bienen, Ameisen. Diese Möglichkeit der verschiedenartigen Individuen einer Art nennt man Polymorphismus; ist die Verschiedenheit in folgende Generationen vertheilt, so daß Enkel oder Urenkel erst wieder der Mutter ähnlich sehen, so nennt man dies Generationswechsel.

Die Art (*species*) ist ein Individuum höheren Grades, welches bei der Fortpflanzung, auch durch Samen, die wesentlichen Merkmale beibehält, sich also durch die Beständigkeit bei der Fortpflanzung charakterisirt. Dadurch ordnet sich der Art die Abart oder Varietät unter, die zuerst verschieden von der Haupt- oder Stammart erscheint, aber in der fortlaufenden Reihe von Zeugungen wieder zu derselben zurückkehrt. Arten, welche in

allen wesentlichen Merkmalen der Fructificationsorgane, also in der Blüthe und Frucht, Uebereinstimmung zeigen, vereinigen sich zu einer Gattung (*genus*), die aber auch von einer einzigen Art repräsentirt werden kann, wenn diese mit keiner andern in den genannten Organen Verwandtschaft besitzt. In der Regel haben die Arten einer Gattung auch im Habitus große Aehnlichkeit, obgleich hierin zuweilen auffallende Abweichungen und Ausnahmen den angehenden Systematiker verwirren. Gattungen, welche theils durch die Tracht, theils durch gemeinschaftliche Verhältnisse der Blüthen- und Fruchtheile nahe stehen, bilden die Familie oder Ordnung.

Gehen wir jetzt zu einer kurzen Geschichte der Entwicklung des natürlichen Pflanzensystemes. Das natürliche System bezweckt eine Zusammenstellung der Familien unter höhere Abtheilungen, mit möglichster Rücksicht auf ihren natürlichen Zusammenhang und auf die verschiedenen Stufen ihrer Ausbildung. Die Aneinanderreihung der Familien nach dem bloßen Gefühle ihrer stufenweisen höheren Ausbildung und relativen Verwandtschaft kann — da das leitende Princip fehlt — nicht Anspruch auf den Namen eines Systems haben. Solche Verwandtschaftsreihen der Familien sind von Vinné und Adanson aufgestellt.

Dieselbe Bedeutung, welche unter den künstlichen Systemen dem Vinné'schen gebührt, nimmt unter den natürlichen das von Jussieu ein; er ist der Gründer des neueren natürlichen Systems, das unzweifelhaft richtige im heutigen natürlichen System rührt meist von Jussieu her. Die Familie de Jussieu zählt viele Botaniker unter ihren Mitgliedern. Alle diese stammen von Laurent de Jussieu, Apotheker in Lyon, ab. Der älteste Sohn desselben, Antoine de Jussieu, war Director des „Jardin des plantes“ zu Paris, der Nachfolger Tournefort's in dieser Stellung. Der zweite Sohn, Bernard (1694—1777), lieferte den ersten Entwurf zum natürlichen System, er ordnete nach einer eigenthümlichen Verwandtschaftsreihe (1759 aufgestellt) die Pflanzen im königlichen Garten zu Trianon. Erst sein Neffe veröffentlichte diese Pflanzenreihe. Bernhard de Jussieu hatte nur 65 Familien, er

war glücklicher als Linné im Auffassen der natürlichen Verwandtschaften. Auch waltet das bestimmte Princip der aufsteigenden Entwicklungsreihe vor, obgleich Bernhard de Jussieu hiergegen in den drei letzten Familien verstößt und mit großem Unrechte die Coniferen als 65. Familie an die Spitze des ganzen Systems stellt. Der dritte Sohn des Honorer Apothekers Laurent de Jussieu, Joseph de Jussieu, war gleichfalls ein bedeutender Botaniker, er reiste von 1710—40 in Süd-Amerika und starb daselbst unbekannt und unbekannt. Leider ist der größte Theil seiner Sammlungen verloren gegangen. Der jüngste Sohn Laurent de Jussieu's war kein Botaniker, aber der Sohn dieses, Antoine Laurent de Jussieu (1748—1836), ist der bedeutendste Botaniker der ganzen Familie, ja nach Linné der bedeutendste aller Botaniker. Er ist der Gründer des natürlichen Systems, mit welchem wir uns jetzt beschäftigen wollen. Auch sein Sohn, welcher vor ca. acht Jahren verstorben, war ein sehr bedeutender Botaniker. Jussieu theilte sein System zuerst im Jahre 1789 in einem ausführlichen Werke (*Genera plantarum secundum ordines naturales disposita, juxta methodum in horto reg. parisiensi exaratum anno 1774. Parisiis 1789*) mit.

In diesem System ist zuerst der Grundsatz einer Unterordnung der Charaktere nach ihren verschiedenen Werthe für die Anordnung der Familien klar durchgeführt, die Wichtigkeit desselben gehörig hervorgehoben und zur Begründung eines wirklichen Systems benutzt worden. Er theilte zunächst alle Pflanzen in drei große Haufen nach der Beschaffenheit des Keimes. Diese drei großen Gruppen des Pflanzenreichs sind entschieden als natürliche zu betrachten; diese richtig erkannt und definiert zu haben, ist das große Verdienst Ant. Laur. de Jussieu's. Die erste Gruppe umfaßt die Pflanzen ohne Samenlappen, eigentlich ohne feinhaltige Samen (*Acotyletones*). Diese Gruppe fällt genau mit der XXIV. Classe C. v. Linné's zusammen. Die übrigen Pflanzen theilt er in solche mit einem Samenlappen (*Monocotyletones*) und in solche mit zwei oder mehr Samenlappen (*Dicotyletones*) ein.

Das leitende Grundprincip Jussieu's

war, ähnliche Gattungen in Familien zusammenzustellen, und auf einige Charaktere, Keim, Infertion zc. begründet er die größeren Abtheilungen in mehr künstlicher Weise. Er stellt 100 natürliche Familien auf.

Die *Cotyledonen*, Samenlappen, sind die ersten Blätter der Pflanze. Sie sind schon im Samen am Keimlinge gebildet, es stehen sich entweder zwei gegenüber (bei den meisten *Dicotyledonen*), oder das eine ist scheidenartig, die weitere Anlage der jungen Pflanze einschließend. So ist es bei allen *Monocotylen*. Die *Cotyledonen* kommen beim Keimen des Samens bei den *Dicotylen* meist mit über die Erde, nur selten, bei besonders großen, stärkeren oder fettreichen Samen, bleiben sie in den Schalen und unter der Erde. Bei den *Monocotylen* liegt das eine scheidenförmige Keimblatt verkehrt im Samen, aus der Spalte dieser Blattscheide kommen später die übrigen Blätter. Bei den Nadelhölzern (*Coniferen*) giebt es Gattungen mit 3 bis 5 *Cotyledonen*, welche später einen Stern bilden. Aus der Mitte des Sternes, wo sich das Knosphen — wie bei den übrigen *Dicotylen* zwischen den zwei Samenlappen — befindet, entwickelt sich später die junge Pflanze. Die meist einzelligen Samen der *Acotyledonen* — nur einige Flechten haben aus 2 bis 8 Zellen bestehende Samen — nennt man Sporen. In ihnen kann schon der Natur ihres anatomischen Baues nach von der Anlage eines Keimes nicht die Rede sein. Viele Sporen bilden sich meist in einem Gehäuse (*sporangium*) aus, dieses ist mit den Samen der höheren Pflanzen zu vergleichen. Aus dem *sporangium* entstehen später viele kleine Zellen (je vier in einer Mutterzelle), welche sich abheben und entwicklungs- oder fortpflanzungsfähig sind. In den Pflanzen ohne sichtbare Blüthen (*Cryptogamen* Linné's) oder ohne Keimblätter (*Acotyledonen* Jussieu's) gehören die Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnkräuter. Diese Pflanzen sind durch die einzelligen Keime, welche sich ausfüllen, den eierlegenden Thieren zu vergleichen, während die Pflanzen mit wirklichen Samen, worin ein Keim enthalten (*Mono- und Dicotylen* Jussieu's), und mit deutlich sichtbaren Blüthentheilen (*Phanerogamen* Linné's) den lebendig gebärenden Thieren entsprechen.

Es ist sehr wichtig und gut, daß Inssien zuerst Mono- und Dicotylen scharf und richtig trennte; er beschäftigte sich aber nicht weiter mit den Acotylen, zerlegte dieselben nicht in größere Gruppen, was entschieden unnatürlich. Zur weitem Eintheilung der Mono- und Dicotylen in größere Abtheilungen benutzte er den Stand, die Einfügung (Insertion) der Staubgefäße, die An- oder Abwesenheit einer Blumenkrone, das Verwachsen oder Getrenntsein der Blumenblätter unter sich, mit dem Kelche oder Staubgefäßen, und bildete, wie sein Oheim, die letzte, also scheinbar höchst entwickelte Classe aus den Pflanzen mit getrennten Geschlechtern. Er erhielt so 3 Abtheilungen, 15 Classen und 100 Familien.

Es giebt drei Arten von Insertion. Entweder entspringen alle Blüthenkreise direct auf dem Blüthenboden, dies nennt man hypogynische Insertion. Oder Blumenblätter und Staubgefäße entspringen scheinbar aus dem Kelche, die Fruchtblätter stehen frei im Grunde und in der Mitte der Blüthe, so nennt man dies perigynische Insertion. Oder endlich alle Theile überziehen den Fruchtknoten und stehen auf demselben, dies nennt man epigynische Insertion. Geht der Kelch weit über den unterständigen Fruchtknoten (germen inferum) hinaus und entspringen erst hier aus demselben Blumen- und Staubblätter, so ist die Insertion eigentlich peri- und epigynisch zugleich; Inssien nennt diese Art der Insertion dennoch perigynisch. Wir geben zum besseren Verständnisse dieser Verhältnisse anbei die Durchschnitte einer Anzahl von Blüthen aus jeder der drei Insertionsarten.

Die Monocotylen theilt Inssien nach der Insertion der Staubgefäße in drei Abtheilungen. Bei dieser Gruppe des Pflanzenreichs fehlt nämlich oft, z. B. bei den Gräsern, eine deutliche Blumenkrone oder selbst Blüthenhülle (perigon). Aus den Dicotylen schafft Inssien elf Classen. Richtiger hätte er die letzte seiner Classen, wohin er alle Pflanzen mit getrenntem Geschlechte oder mit abweichenden und verkümmerten Blüthen stellte, zur ersten der Dicotylen (also fünften seiner ganzen Reihe) machen sollen. Den Rest der Dicotylen trennt er zunächst nach An- oder Abwesenheit

der Blumenkrone. Die Pflanzen ohne Blumenkrone (Apetalen) theilt er nach Insertion der Staubgefäße in drei Abtheilungen. Die Pflanzen mit Blumenkrone zerfallen in solche, wo die einzelnen Blumenblätter bis zu einer gewissen Höhe mit einander verwachsen sind (Monopetalen), und in solche, wo dieselben bis zum Grunde frei sind (Polypetalen). Die Polypetalen, wo die Insertion der Staubgefäße meist mit derjenigen der Blumenblätter zusammenfällt, theilt er nach der Insertion dieser in drei Abtheilungen. Die Monopetalen, bei denen fast immer Staub- und Blumenblätter bis zu einer gewissen Höhe verwachsen sind, theilt er nach der Insertion der Blumenkrone in vier Abtheilungen, indem er die „Epiceorollae“ mit verwachsenen Staubbeutel (die große Familie der Compositen) als besondere Abtheilung trennt. Wir sehen also, daß die Abtheilungen nach rein künstlichen Principien aufgestellt sind.

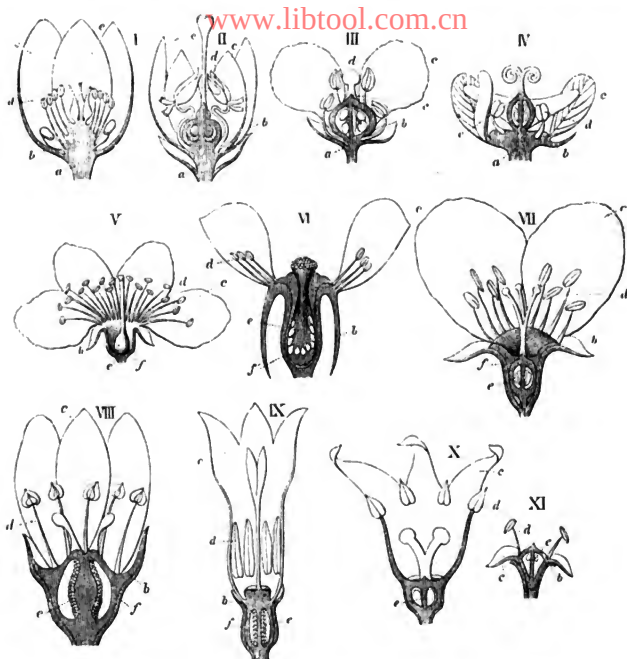
Dennoch wird durch die Vertheilung der 100 Familien unter die 15 Classen oder Abtheilungen der Uebersicht der Familien sehr erleichtert. Die Familien selbst sind im Allgemeinen naturgemäßer gebildet als die aller früheren Autoren. Dazu kommt noch, daß Inssien in seiner größeren Schrift zugleich die zu jeder Familie gehörenden Gattungen mit ihrem ansführlichen Charakter auführte, und dieses Alles war Aufforderung und Ursache genug, daß sein System eine allgemeine Aufnahme fand und die Grundlage vieler späteren Systeme wurde, sowie auch jene Familien, welche theilweise doch noch zu umfangreich waren, als die Stämme gelten müssen, aus welchen die meisten später aufgestellten Familien durch Theilung, gleich Zweigen, hervorgingen.

Aber die Insertions-Verhältnisse sind oft sehr schwer bestimmbar, oft schwankend und unbrauchbar, besonders zwischen peri- und epigynisch. Die stufenweise Entwicklung, eine wesentliche Bedingung für das natürliche System, fehlt bei Inssien gänzlich, innerhalb der Dicotylen ist gar kein Fortschrittsprincip bemerkbar. Die 100. Familie Inssien's, die Nadelhölzer, stellt man heute mit Recht ganz unten an. Es ist zu bewundern, daß das richtige Gefühl für natürliche Anordnung den großen Systematiker hier verlassen

hat. Doch dies kann keinen Vorwurf von großem Belang bilden, da es überhaupt noch heute unentschieden ist, ob überhaupt und welche Familie der Dicotylen als die absolut am tiefsten oder höchsten stehende betrachtet werden muß, da die Beziehungen

zum Jahre 1828 aufgestellt worden, sind nur als Modificationen des Systems von Jussieu zu betrachten.

Im selben Jahre, wo Linné in Uppsala starb (1778), wurde de Candolle in Genf geboren. Er stammt aus einer französi-



Insertion der Blüthentheile.

a = Blütenboden, b = Kelch, c = Blumentrone, d = Staubgefäße, e = Pistill, f = Blütenbecher (Hypanthium), entstehen durch Verwachsung von Kelch, Blume und Staubgefäß. — Beispiele für hypogynische Insertion: I Durchschnittene Blüte der schwarzen Nieswurz, II des gemeinen Haidekrautes, III des Pfefferstrauchs, und IV des spitzblättrigen Aborns. — Beispiele für perigynische Insertion: V Durchschnittene Blüte des Mandelbaumes, VI der Hundrose, VII des Apfelbaumes, und VIII des Steinbraches. — Beispiele für epigynische Insertion: IX Durchschnittene Blüte des Chinarindenbaumes, X der Färber-
röthe, und XI des Cyperus.

der einzelnen Familien zu einander sehr mannigfaltig sind und es also unmöglich ist, eine einfache Reihe nach einem Principe aufzustellen, ohne gegen andere, gleich wichtige, gröblich sich zu verjündigen.

Es sind viele Versuche gemacht worden, das Jussieu'sche System zu verbessern, fast alle natürlichen Systeme, welche bis

schon Familie, welche wegen religiöser Verfolgung nach Genf ausgewandert war. Der berühmteste dieser Familie, aus welcher zahlreiche Botaniker entsprossen sind, ist Aug. Pyram. de Candolle (1778—1841). Er ging von dem Gedanken aus, daß auch in den Ernährungs-Organen der Pflanzen Mittel zur Eintheilung derselben gegeben

seien, wenn dieselben vereint mit den Fortpflanzungs-Organen berücksichtigt würden. Er basirte also seine Eintheilung auf das Gewebe der Pflanzen in den Hauptgruppen, theilte die Abtheilungen aber nach den Fortpflanzungs-Organen ein. Er beginnt mit den höchst entwickelten Pflanzen, wofür er irdthümlicher Weise die Hahnenfuß-Gewächse betrachtet, und endet mit den Cryptogamen. Er verfolgt also noch weniger als Jussieu die Entwicklungsgeheke. Auf eine specielle Betrachtung dieses, von allen natürlichen Systemen am weitesten verbreiteten, von den meisten Floren angenommenen Systems wollen wir hier nicht eingehen. Der Hauptfehler des de Candolle'schen Systems ist der, daß er Farnkräuter und Monocotylen in eine große Abtheilung stellt. Um die Verbesserung und den Ausbau des de Candolle'schen Systems haben sich besonders Bartling und Link verdient gemacht.

Ein eigenthümliches natürliches System hat Oken aufgestellt, 1810 zuerst veröffentlicht und 1821 und 1825 selbst verbessert. Er legt in seinem System den Abtheilungen des Pflanzen- wie denen des Thierreichs die Organe zu Grunde. Das ganze System ist ein geistreiches Phantasiagebilde, am grünen Tische ohne Kenntniß der Pflanzenwelt entworfen, und die dem Verfasser bekannten Formen der Gewächse sind mit mehr oder weniger Gewalt oder Geschick in den Rahmen seines Systems hineingezwängt. Trotzdem ist das System interessant genug, um einen Augenblick bei demselben zu verweilen.

Oken betrachtet die Pflanzen als selbständige Darstellungen einzelner Pflanzen-Organe, es giebt also bei ihm so viel Classen, als es Pflanzen-Organe giebt. Einige Pflanzen vertreten nach ihm allein den Stengel, andere die Wurzel, die Blätter etc. Es giebt drei Arten von Geweben nach Oken: Zell-, Ader- und Drosselgewebe. Unter Zellgewebe versteht er unser Mark- (Parenchym-) Gewebe und Verwandte, aber auch ganz unregelmäßige Zellmassen; unter Adern versteht er Holz- und Bastzellen; und unter Drosseln die Gefäß- oder Faserbündel. Wahrhaft barbarisch sind die deutschen Namen Oken's, welche er für

jede Familie, Gattung und Art geschaffen hat.

Diesen drei Geweben entsprechen nun auf dem Durchschnitte des Stammes: Rinde, Bast und Holz. Die Rinde besteht aus Zellgewebe, der Bast aus langen, röhrenartigen Holzzellen (Bastzellen), er entspricht dem Adergewebe, das Holz besteht aus Gefäßbündeln, es entspricht also dem Drossel-System. Auf diese Weise fährt er fort, sämtliche Pflanzen-Organe in eine Parallele mit den drei Geweben bringend, wie folgende Liste zeigt:

- | | | |
|--------------|--------------|-------------|
| 1) Zellen, | 4) Rinde, | 7) Wurzel, |
| 2) Adern, | 5) Bast, | 8) Stengel, |
| 3) Drosseln, | 6) Holz, | 9) Laub, |
| 10) Same, | 13) Ruß, | |
| 11) Größs, | 14) Pflaume, | 16) Apfel. |
| 12) Blume, | 15) Beere, | |

Ruß, Pflaume und Beere verschmelzen zum Apfel, der zusammengeheften Frucht. Diese 16 sogen. Organe charakterisiren, resp. sollen die großen Abtheilungen des Oken'schen Systems charakterisiren. Zunächst theilt er alle Pflanzen in drei große Haufen. A. Markpflanzen. Sie bestehen nur aus Zellen, Adern und Drosseln. B. Scheidenpflanzen. Charakterisirt durch die anatomischen Systeme, welche sich wie Scheiden durch die ganze Pflanze hindurchziehen und sich einschließen; es sind die Rinde, Bast und Holz. C. Organ-Pflanzen. Repräsentiren die übrigen der 16 aufgeführten Classen, welche einzelne Organ-Theile des Pflanzenleibes vertreten.

Zunächst scheint das Oken'sche System mit den großen Gruppen des natürlichen Systems von Jussieu leidlich übereinzustimmen. Die Acotylen haben nämlich keine eigentlichen Blüthen, keinen vollkommenen Stamm. Man unterscheidet nicht Wurzel, Stengel, Laub, Blüthe, Frucht und Same. Statt der Blüthe und Frucht tragen sie nur nackte Samen, Keimpulver. Sie bestehen nur aus den Pflanzengeweben ohne alle Organe, es sind Markpflanzen. Da das Mark aus Zellen, Adern und Drosseln besteht, so bestehen auch sämtliche Acotylen nur hieraus. Die Pilze bestehen nur aus einer Anhäufung unregelmäßigen Zellgewebes, ohne alle Adern und Drosseln. Die Farnkräuter zeigen zuerst Gefäß-

bündel, welche dieselben charakterisiren. Die Moose, welche zwischen beiden stehen, zeigen ein regelmäßiges, zum Theil in die Länge gezogenes straffes Zellgewebe (im Stengel und in den Blattnerven der Laubmoose finden sich Holzzellen) mit grünem Farbstoffe.

Zellenpflanzen = Pilze.

Aberpflanzen = Moose, Flechten, Tang.

Gefäßpflanzen = Farnkräuter.

Soweit nach Oken. Ueber seine 16 sogenannten Organe läßt sich viel sagen. Seine „Aldern“ sind nur Modificationen der Zelle; Rinde, Bast und Holz sind keine Organe, sondern nur Schichten des Stammes, aber auch als solche nicht bei den nach ihnen benannten Scheidenpflanzen (Monocotylen), sondern nur bei den Stockpflanzen (Dicotylen) ausgebildet. Die vier Fruchtarten können auch nicht als eigene Organe betrachtet werden, da sie nur als die Entwicklung eines andern Organes, des Pistilles — bei Oken den zierlichen Namen „Gröps“ führend —, zu betrachten sind. Das ganze System gilt heute nur noch für eine botanische Abnormität.

Nehren wir zur Entwicklungsgegeschichte des natürlichen Systems zurück, so ist zunächst zu erwähnen, daß bald ein großer Theil der Pflanzen mit mehreren Keimblättern (Polycotylen nach Gärtner) eifrig untersucht wurde, um denselben die richtige Stelle im Systeme anzuweisen. Es sind dies die nachsamigen Dicotylen, die Nadelhölzer und Cycadeen. Robert Brown, einer der bedeutendsten Botaniker aller Zeiten, sprach zuerst 1825 von diesen Pflanzen als nachsamigen. Früher hielt man die Gräser, Korbblüthler und Lippenblüthler für nachsamig. Jetzt wissen wir, daß diese sogenannten nackten Samen die Früchte mit ihren Hüllen sind. Wirklich nachsamige Pflanzen, wo die Fruchtblätter sich nicht zu einem Fruchtknoten zusammenschließen und in dieser Höhle die Samen ausgebildet werden, waren gar nicht bekannt. Man hielt die Eichen der Nadelhölzer für den Fruchtknoten derselben. R. Brown zeigte, daß die weiblichen Blüthen der Cycadeen und Coniferen (Zapfenbäume, Nadelhölzer) nur den Eichen (ovulum) der Phanerogamen entsprechen. Die Eichen der Nadelhölzer haben nur eine einfache Hülle, die

meisten Eichen der Phanerogamen haben eine doppelte Hülle, sind also noch complicirter als diese vermeintlichen Fruchtknoten gebaut. Noch auffallender ist der Bau der Cycadeen. Hier sitzen die nackten Eichen auf dem Rande, in den Zähnen gewisser großer Blätter. Am Rande eines Blattes kann aber kein Pistill, kein Fruchtblatt entstehen. R. Brown sah auch zuerst 1843 die Entwicklung des Keimes im Inneren der Eichen, im Eiferne, nach der Befruchtung. Alle diese Verhältnisse sind in neuester Zeit durch die Untersuchungen von Hofmeister gründlich aufgeklärt.

Linne stellte die Cycadeen zu den Farnkräutern, ihres Habitus wegen. Der Blütenbau dieser Familie ist sehr eigenthümlich, es fehlen Kelch- und Blumenblätter, eine die Staubblätter tragende verlängerte Achse bildet die männliche Blüthe. Die Laubblätter tragen die nackten ovula an ihrem Rande. Weil aber die nachsamigen Phanerogamen doch immerhin 2, oft bis 5, Samenblätter zeigen, so stellten sie viele Autoren über die Monocotylen, zu Anfang der Dicotylen. Richtig wurden dieselben zuerst von Adolph Brongniart (1828) untergebracht, obgleich dieser Autor selbst später den nachsamigen Pflanzen eine nach heutigen Begriffen unrichtige Stelle im Systeme anwies. Er stellte sechs große Abtheilungen des Pflanzenreichs auf:

- I. Abth. Agamae. (Algen, Pilze und Flechten.)
- II. „ Cryptogamae cellulos. (Moose.)
- III. „ Cryptogamae vasculos. (Farnkräuter.)
- IV. „ Phanerogamae gymnospermae. (Nadelhölzer und Cycadeen.)
Phanerogamae angiospermae.
- V. „ A. Monocotyletones.
- VI. „ B. Dicotyletones.

Dieses System gilt in großen Zügen noch heute. Hier existirt eine wirkliche Entwicklung von den niederen zu den höheren Pflanzen. Die II. Abtheilung ist aber mit der I. nahe verwandt und deshalb richtig von Alexander Braun später mit derselben vereinigt worden. Adolph Brongniart ist auch der erste Autor, welcher die Apetalen Rußien's einzieht, die Pflanzen ohne sichtbare Blumentrone sämmtlich bei den Polype-

talien unterbringt, indem er annimmt, daß die Blumenblätter nur verkümmert seien. Brongniart ist hierbei entschieden zu weit gegangen, nicht bei allen Familien der Apetalen ist eine Verkümmernng, resp. ursprüngliche Anlage der Blumenblätter nachzuweisen oder eine Verwandtschaft mit Familien der Polypetalen sichtbar. Die Unterbringung der Apetalen bei den Polypetalen ist eine der schwierigsten Aufgaben der heutigen Systematik, bei einigen Familien ist man sich über ihre wahre Stellung im System noch unklar.

Die Namen von Jussieu für die drei großen Abtheilungen der Dicotylen gelten noch heute als die besten. Die Monopetalen bilden eine große, natürliche Gruppe, die einzelnen Familien gehen in einander über, sehen sich auch im Habitus mehr oder weniger ähnlich. Dasselbe ist bei den Polypetalen vorhanden, wenn man hier auch mehrere Kreise, Centren, unterscheiden muß, um welche sich die große Menge der im Habitus oft sehr verschiedenen Familien ordnet. Anders ist es bei den Apetalen. Die Familien dieser Abtheilung Jussieu's sind nicht unter einander ähnlich, schließen sich oft im Blütenbau (Frucht und Same) eng an die Polypetalen an, und hat man deshalb, wie schon oben bemerkt, den größten Theil der Familien dieser Gruppe zu ihren Verwandten bei den Polypetalen gestellt. Man findet nämlich auch bei den Pflanzen, die ihrem ganzen Bau und Habitus nach zu den Polypetalen gehören, einzelne Gattungen, oder Arten, oder Varietäten, denen die Blumenkrone fehlt (z. B. *Alchemilla*, *Lychnis apetala*, *Sagina apetala* und oft auch das gemeine Vogelkranz, die *Stellaria media*). Der Stand der Blütenkreise zeigt sofort, ob Blumenkronenkreis überhaupt normal angelegt war oder nicht. Stehen die Staubgefäße vor den Kelchblättern, so ist die Blumenkrone nur unterdrückt, nicht ausgebildet, ist aber als eigentlich angelegt zu betrachten. Alle diese sogenannten Apetalen stellt man jetzt zu den Polypetalen. Diese Familien zeigen auch meist in Habitus, Frucht oder Samenbau eine große Ähnlichkeit mit einigen Familien der Polypetalen, in deren Nähe man dieselben untergebracht hat. Ist nur eine meist dem Kelche in Form und Farbe

der Theile entsprechende Blütenhülle (perigon) vorhanden, und stehen die Staubgefäße abwechselnd, d. h. zwischen den Blättern oder Zipfeln dieser einfachen Blütenhülle, was nur bei wenigen Familien der Fall, so zählt man diese heute zu den Apetalen. Die wichtigsten dieser Familien sind die Pfefferartigen Gewächse (*Piperaceae*), die Knöteriche (*Polygonaceae*), die Osterluzeigewächse (*Aristolochiaceae*), die Weiden (*Salicaceae*) und einige kleinere, außereuropäische Familien. Bei den Monopetalen läßt sich die Blumenkrone leicht ganz abnehmen, sowie man versucht, einen Zipfel derselben abzureißen. Die Monopetalen haben meist nur einen mit der Blumenkrone verwachsenen Staubblattkreis. Einen doppelten oder dreifachen Kreis freier Staubblätter zeigen nur die Haidkrautartigen (*Ericaceae*) und *Styracineae*, diese vermitteln den Uebergang zu den Polypetalen. Die große Anzahl der Familien der Polypetalen trennt man vortheilhaft nach der Insertion der Blumenkrone in drei Haufen. Gehen wir jetzt zur Betrachtung des heute gültigen, von den meisten Autoren mit geringen Modificationen angenommenen Systems von Alexander Braun über.

Der oberste Grundjah dieses Systems ist: Jede Pflanze durchläuft zwei Generationen. Dies sieht man am deutlichsten bei den Farnkräutern. Der Same (Spore) derselben bildet beim Keimen zunächst einen kleinen, blattartigen Vorkeim (prothallus), dieser repräsentirt die erste Generation. Erst aus einer befruchteten Zelle dieses Vorkeimes bildet sich die junge Farnpflanze, die zweite Generation. Diese zweite Generation ist es, welche bei den höheren Pflanzen allein sichtbar ist, die erste Generation ist hier sehr verschwindend, klein, unbedeutend und nur durch die Keimzelle (Keimsack, Embryosack) repräsentirt. In diesem Keimsack, im Inneren des Eikernes, entstehen als Anlage zur zweiten Generation die Keimbläschen, und hieraus der Keimling und später, durch Entwicklung desselben, die neue Pflanze. Der Prothallus der Farnkräuter entspricht dem Keimnabe der Phanerogamen. Die Nadelhölzer vermitteln den Uebergang zwischen den Farnkräutern (besonders den Bärlapp-Gewächsen) und

den Blütenpflanzen höherer Ordnung. Der Embryosack ist bei den Nadelhölzern schon vor der Befruchtung in einen Zellkörper gewandelt, dieser wächst, und die Keimbläschen erscheinen jetzt hierin in bestimmter, größerer Zahl, zu 4 bis 30, eingebettet. Die Keimbläschen der Nadel-

Braun nennt diese Pflanzen Bryophyta = Laub- oder Keimpflanzen. Er faßt hierunter die I. und II. Abtheilung Brongniart's zusammen. Alexander Braun nennt diese Pflanzen nicht Thallophyta, da nicht alle hierher gehörigen Pflanzen einen thallus, ein Lager, zeigen, wo ein

www.libtool.com.cn



Alexander Braun.

hölzer nennt man *corpuseula*, sie liegen getrennt oder zusammengebettet.

Bei den niederen Pflanzen, den Lagerpflanzen (Thallophyta), ist die erste Generation ganz oder stets fast ganz allein vorherrschend. Die Entwicklung der ersten, ungeschlechtlichen Generation entspricht dem Prothallus oder dem Keimsack der Farne, Kräuter oder Phanerogamen. Alexander

Unterschied zwischen Wurzel, Stengel und Blatt nicht sichtbar, denn auch die Laubmoose mit deutlichen Blättern stellt er in diese große Abtheilung. Diese Gebilde der Laubmoose sind aber gewissermaßen als Stamm- oder blattbildender Thallus zu betrachten, der unmittelbar, d. h. ohne Befruchtung, aus dem confervenartigen Vorkerne (prothallus) der Moose hervor-

geht. Die zweite Generation der Moose bildet die Frucht, die Mooskapsel. Hierzu, d. h. zur zweiten Generation, sind schon bei den niederen Pflanzen Uebergänge vorhanden oder angedeutet, z. B. bei einigen Pilzen und Algen (Florideen). Die erste Generation der Pflanze zeigt also stets ein rein vegetatives Leben. Zweite Generation = befruchtete Keimzelle. Es geht zur Frucht über, so ist es bei den Moosen. Diese zweite Generation fehlt den Bryophyten oft gänzlich, oder die Keimzelle wird direct zum Fruchtgehäuse, oft bildet dieses auch nur eine Zelle, eine dickhäutige Spore, erreicht also sofort bei der Entstehung das Ende der zweiten Generation, da diese Zelle beim Keimen sofort in die erste Generation zurückgeht. Die Bryophyten pflanzen sich oft ohne alle Befruchtung durch Schwärmsporen fort. Es ist nach Alexander Braun noch sehr zweifelhaft, ob geschlechtliche Befruchtung bei allen Bryophyten vorhanden, jedenfalls ist bis jetzt noch bei ganzen Gruppen nichts davon entdeckt. Bei den Bryophyten trennt Alexander Braun die Thalluspflanzen von den Moosen, so die I. und II. Abtheilung Brongniart's herstellend, aber, wie wir gesehen haben, unter wesentlich veränderten Begriffen. Die Farnkräuter nennt Alexander Braun, weil hier die zweite Generation zuerst mächtig zu einem Stocke entwickelt ist, Cormophyta. Sie entsprechen der III. Abtheilung im Systeme Brongniart's. Es sind auch hier deutliche Blätter, aber nur Laubblätter vorhanden, sie erheben, entwickeln sich nicht zu Staub- oder Fruchtblättern. Es sind keine echten Blüten vorhanden, sondern die Samen (Sporen) sitzen direct auf den Laubblättern.

Die Phanerogamen nennt Alexander Braun Blütenpflanzen, Anthophyta. Bei ihnen wird die Metamorphose der Blätter bis zur Blüthe geführt. Die Nacktsamigen (Gymnospermen) haben unvollkommene Blüten, keine wahre Fruchtblattbildung und wahre Frucht. Die Bedecktsamigen (Angiospermen) haben vollkommene Blüten mit Fruchtblättern, wahren Pistill und Frucht. Es folgen also im System Alexander Braun's die Entwicklungsstadien im Pflanzenreiche wie bei der einzelnen Pflanze: Keim- oder Laub-

zogen, Stod- Pflanzen, Blüten- Pflanzen und Frucht- Pflanzen.

Die ersten Pflanzen sind unmöglich auf geschlechtlichem Wege entstanden, sondern es existirten zuerst ungeschlechtliche Formen, und dann erst traten die Pflanzen mit Geschlechtsblättern (Staubgefäßen und Pistillen) auf. Es ist interessant, zu wissen und zu sehen, daß dies noch jetzt vorkommt, daß auch im Einzelleben der Gewächse die erste Generation ungeschlechtlich und verschwindend ist. Beim Thiere ist die Sache sehr verschieden, es entsteht von Anfang an auf geschlechtlichem Wege.

Zum Schlusse führe ich einige sich hierauf beziehende Betrachtungen meines hochverehrten Lehrers Alexander Braun mit seinen eigenen Worten an:

„Die sprechendsten Zeugnisse für den in stufenweiser Umgestaltung fortschreitenden Entwicklungsproceß der organischen Natur finden wir endlich in den geologischen Documenten, welche, so fragmentarisch sie auch sind, doch einen überraschenden Einblick in die unermesslichen Perioden der Geschichte der Erde und ihrer Bewohner eröffnen haben. Hier ist kein Zweifel möglich, daß eine wirkliche Succession, ein wirklicher Fortschritt vom Niederen zum Höheren stattgefunden hat. Meeresalgen, somit Bryophyten, sind die ältesten Gewächse, von denen uns der Schichtenbau der Erde Kunde giebt; es sind die einzigen Gewächse, welche aus der untersten Abtheilung der sogenannten Uebergangs- oder paläozoischen (paläolithischen) Zeit, der cambrischen Formation, bekannt sind. In der zweiten Abtheilung, der silurischen Formation, finden sich die ersten spärlichen Ansätze von landbewohnenden Farnen, welche der zweiten Stufe, der der Cormophyten angehören. In der dritten Abtheilung, der Devonischen, treten reichlichere Cormophyten aus verschiedenen Familien auf, zugleich die ersten noch zweifelhaften Spuren der Gymnospermen. In der vierten Abtheilung, der Steinkohlenformation, erreichen die Cormophyten die größte Mannigfaltigkeit, die Gymnospermen sind noch spärlich, einige angebliche Monocotylen von noch zweifelhafter Natur gesellen sich bei. In den ersten Abtheilungen der Secundär- oder mesozoischen (mesolithischen) Zeit, der Trias- und Juraformation, herrschen

die Gymnospermen vor, unzweifelhafte Monocotylen sind vorhanden; in der letzten Abtheilung dieser Reihe, der Kreideformation, treten endlich die Dicotylen auf, welche in der Tertiärzeit ihre volle, den Verhältnissen der jetzigen Flora im Ganzen schon ähnliche Entwicklung erhalten. Analogem Stufengang zeigt das Erscheinen der Thiere auf der Erde. Die ältesten Thiere sind Meeresbewohner aus dem großen Gebiete der Wirbellofen; schon in der silurischen Periode beginnen die Fische, in der Steinkohlenformation die Amphibien, in der permischen Formation finden sich die ersten zweifelhaften Reptilien, welche in der Jura- und Triasformation die reichste Entwicklung erhalten; aber auch die ersten Vögel und Säuger treten schon in der Secundärzeit auf, die ersteren noch reptilienartig geschwänzt, die letzteren der untersten Ordnung dieser Classe, der der aplacentaren Säger (Moaienthiere und Bentelthiere) angehörig. Erst in der Tertiärzeit erscheint die ganze Mannigfaltigkeit der übrigen Ordnungen der Säugethiere, und am Ende derselben, in der sogenannten Quaternärzeit, schließt der Mensch die Reihe.

„Obgleich sich bei dem Uebergang von einer großen Periode zur anderen, abgesehen von dem Auftreten wesentlich neuer und dem Verschwinden alterer Formenreihen, eine fast durchgängige Umprägung der Arten, wie es Osb. Meer bezeichnet, verbunden zeigt, so hat doch die früher herrschende und besonders durch Cuvier's Autorität gestützte Annahme einer wiederholten Vernichtung und Neuschöpfung der organischen Natur in keiner Weise Bestätigung gefunden, und muß vielmehr jede neue Formation der organischen Welt aus der Umgestaltung der vorausgehenden in der schon angedeuteten Weise erklärt werden. Auf den hierbei nothwendig anzunehmenden, die Geschöpfe der verschiedenen Perioden verbindenden Zusammenhang weisen zahlreiche bekannte Umstände noch besonders hin, wie z. B. das niemals unterbrochene Vorkommen ähnlicher (verwandter) Formen in der Reihe aufeinander folgender Formationen; die von Formation zu Formation steigende Complicirung in der Darstellung anfangs nur durch wenige einfachere Formen vertretener Typen; die merkwürdigen Uehn-

lichkeiten, welche manche Thiere älterer geologischer Zeiten mit den embryonalen Zuständen später auftretender Thiergattungen zeigen, eine Erscheinung, auf die besonders Agassiz aufmerksam gemacht hat; das Vorkommen von rudimentären unbenutzten Organen in einer Weise, welche auf Abstammung von älteren Vorfahren bei welchen diese Organe ausgebildet und im Gebrauch waren, hindeutet u. s. w.“

„Die Anerkennung der umfassenden Bedeutung der Entwicklungsgegeschichte ist nicht neu; Oken hat ihr vor mehr als sechzig Jahren dadurch Ausdruck gegeben, daß er „Naturphilosophie“ und „Entwicklungsgegeschichte der Natur“ für gleichbedeutend erklärte. Die phantastische Ausführung dieses Grundgedankens in seiner Naturphilosophie, in welcher er in ganz unglaublicher Weise die Erfahrung der Speculation hintansetzte, kann freilich kaum unter die Bausteine des wirklichen Fortschritts auf diesem Gebiete gerechnet werden. Wenn es mir nicht erlaubt ist, auf die Geschichte der Entstehung der sogenannten Entwicklungstheorie weiter einzugehen, so kann ich doch unmöglich die Betrachtung über diesen Gegenstand abschließen, ohne der Arbeiten von Charles Darwin zu gedenken, welche seit zwölf Jahren die gewaltigste Bewegung in der Wissenschaft hervorgerufen haben. Während die früheren Versuche, die Entstehung der Arten durch Transmutation und auf dem Wege der natürlichen Abstammung zu erklären, namentlich der Lamarck'sche (Philosophie zoologique. 1809), zur Zeit ihrer Entstehung geringe Beachtung fanden, und überhaupt die Ansichten über diesen Gegenstand, der mit einem dichten Schleier bedeckt und der directen Beobachtung unzugänglich erschien, mit einer gewissen Zurückhaltung antraten, brach die Darwin'sche Theorie der allgemeinen Discussion über die Entstehung der Arten plötzlich Bahn. Durch den Reichthum der Thatfachen, an welche sie anknüpft, die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, welche sie eröffnet, das Ueberraschende und Kühne der neuen Lehre, die durch den vorsichtigen und bedächtigen Gang der Darstellung nur um so eindringender wirken mußte, erregte sie allgemeines Aufsehen. Eine wahre Fluth von Schriften pro und contra

brach hervor, die nicht bloß dem Boden der Naturforschung, sondern auch dem der Theologie und Philosophie entquoll. Die jüngere Generation nahm die Lehre mit besonderer Begeisterung auf und suchte sie vielfach im Sinne einer mechanischen Lebensauffassung auszubenten. Mit einem Reichthum eigener Erfahrung hat Haeckel die Darwin'sche Lehre in dieser Richtung ausgeführt und ihr einen eigenthümlichen philosophischen Abschluß gegeben, der jedoch unzweifelhaft weit über den Darwin'schen Gedankenkreis hinausgeht.

„Bei der Beurtheilung der Darwin'schen Theorie muß man zweierlei unterscheiden: 1) das mit den früheren Entwicklungstheorien Gemeinsame, die Lehre von der Transmutation und Descendenz; 2) das ihr Eigenthümliche, die Lehre von der natürlichen Auswahl im Kampf ums Dasein. Die erste Seite ist es, die am heftigsten, besonders von Seite der Laien, bestritten wurde. Zwei Punkte haben namentlich Anstoß erregt. Man sagte, die Descendenztheorie leugne die Schöpfung, und allerdings haben die Darwinianer selbst zu dieser Meinung Veranlassung gegeben, indem sie Schöpfung und Entwicklung als unvereinbare Begriffe gegen einander stellten. Dieser Gegensatz besteht aber in der That nicht, denn sobald man die Schöpfung nicht als eine bloß der Vergangenheit angehörige oder in einzelnen abgerissenen Momenten hervortretende, sondern als eine zusammenhängende, in der Zeit allgegenwärtige göttliche Wirksamkeit betrachtet, kann man sie nirgends sonst als in der natürlichen Entwicklungsgeschichte selbst suchen und finden. „Ewig fließt,“ so sagt die Zendavesta (nach Snell, Die Schöpfung des Menschen), „ein Wort aus Gottes Munde, das Wort: Es werde!“ Die Theologen erkennen selbst nach den Mosaischen Urkunden eine Schöpfungsgeschichte an; die Naturgeschichte ist, von ihrer inneren Seite betrachtet, nichts Anderes als die weitere Ausführung der Schöpfungsgeschichte.

„Den andern Stein des Anstoßes bot die Abstammung des Menschen von einer bestimmten Reihe vorausgehender Thierformen. Es ist ein sonderbares Vorurtheil, das sich gegen eine solche Vorstellung sträubt. Sträubt sich doch Niemand gegen den Gedanken, daß er einst ein unbewußtes Kind, ja ein bloß vegetirender Embryo war, warum also gegen die Anerkennung der Entwicklungsstufen, welche dem Menschen als Species ebenso nothwendig vorausgehen mußten, als die Jugendzustände dem Menschen als Individuum. Müßen wir doch im physiologischen Sinne zugeben, daß der Mensch das Thier und die Pflanze in sich hat, warum nicht auch, daß er sie hinter sich habe in der Stufenreihe der Geschöpie, der er selbst angehört. Aus Erde ist der Mensch gemacht nach der biblischen Vorstellung, aber zwischen der „Erde“, aus welcher die Urformen des organischen Lebens entstanden sind, und dem Menschen liegen viele Zwischenstufen, die nicht übersehen werden dürfen, wenn wir den irdischen Ursprung des Menschen begreifen wollen. Der belebende, göttliche Emdurchweht nicht bloß den Menschen, er geht durch alle Stufen, als die innere Triebkraft in der Entwicklungsgeschichte des Naturlebens. Der Mensch läßt sich den Gedanken gefallen, zur Herrschaft über die Thiere berufen zu sein, so möge er denn auch anerkennen, daß er nicht als Fremder über seine Unterthanen gesetzt, sondern aus dem Volke selbst hervorgegangen ist, dessen Beherrscher er sein will. Es ist kein unwürdiger, sondern vielmehr ein erhebender Gedanke, daß der Mensch in der uralten und unermesslich reichen Entwicklung der organischen Natur auf unserem Planeten das letzte und höchste Glied darstellte, durch die innigsten Bande der Verwandtschaft mit den anderen Gliedern, wie diese unter sich zusammenhängend; nicht ein verderblicher Schmarozer auf dem Baum des natürlichen Lebens, sondern der wahre Sohn der segnendenden Mutter Natur.“



Neue assyrische Entdeckungen.

Von

Max Wirth.

Seitdem die sogenannte Lösung der „orientalischen Frage“ sich als ein Problem entpuppt, welches immer umfassendere Aufgaben stellt, seitdem der Kampf zwischen Rußland und Großbritannien um die Oberherrlichkeit in Vorderasien zwar verschoben ist, aber durch die eben erst gewonnenen Positionen einen um so gewaltigeren Conflict in der Zukunft in Aussicht stellt, gewinnen jene fruchtbaren Länder, welche vom Euphrat und Tigris bepflügt werden, erhöhtes Interesse.

Die Erwerbung Cyperns, aus welcher England sowohl ein Musterland britischer Verwaltung, als eine Kustammer europäischer Kriegswerkzeuge für zukünftige Conflicte in Asien zu machen gedenkt, die bedingte Garantie des Besitzes Kleinasien, zu welcher sich Großbritannien vertragsmäßig der Türkei verpflichtet, der längst gehegte Plan, eine Eisenbahn von Constantiuopel durch Kleinasien und das Euphratthal bis an den persischen

Meerbusen zu führen und dadurch einen zweiten kürzeren Weg nach Indien herzustellen, und der neuerdings zu Tage getretene Entschluß, sich in Freundschaft oder mit Gewalt der Bundesgenossenschaft Afghanistans zu versichern, um schon von langer Hand her sich der wichtigsten strategischen Positionen gegenüber der russischen Aggression zu bemächtigen, die steigende Wichtigkeit des Suez-Canals und des Schicksals Aegyptens — Alles dies zeigt, daß der Schwerpunkt der Weltpolitik in der Zukunft wieder nach dem Osten gravitirt. Ist es doch, als ob das Ringen um die Weltherrschaft, welches vor Jahrtausenden in den assyrischen Reichen angehoben, seinen Kreislauf wieder in jenen gesegneten Fluren schließen wollte.

Vielleicht war es eine dunkle Vorahnung dieser Entwicklung, welche englische Alterthumsfreunde zur Wiederaufschließung der Ruinen von Babylon und Nineveh führte. Keine Fügung des Zufalls aber ist es, daß gerade derjenige Mann, dem die wichtigsten Entdeckungen

zu verdanken sind, Layard, gegenwärtig der Vertreter der britischen Weltmacht in Constantinopel ist.

Man wird unter solchen Umständen mit doppeltem Interesse vernehmen, daß soeben wieder neue großartige Entdeckungen alter assyrischer Culturstätten und Denkmäler von einem Schüler und Gehülfen Layard's gemacht wurden, welche überraschende Schlaglichter in jenes verflissene Jahrtausend zu werfen geeignet sind. Vier geographische Meilen unterhalb Mosul und 10 Meilen unterhalb der Ruinen von Nineveh sieht der Reisende bei den Ruinen von Nimrud am östlichen Ufer des Tigris, steil vom Fluß auf sich erhebend, eine lange Reihe schmaler Hügel, die am nördlichen Ende durch eine hohe Pyramide abgeschlossen wird, welche ein hervorragendes Merkzeichen auf Meilen weit für die umliegende Gegend bildet. Unter dieser Reihe unregelmäßiger und vom Wasser zerrissener Hügel, welche zeitweise mit reichem Grasschubwuchs bedeckt sind und dem oberflächlichen Blick als eine natürliche Bodenerhöhung erscheinen, liegen die Tempel und Paläste einer der größten Städte des alten assyrischen Reiches begraben. An der Stätte dieser unscheinbaren Hügel befand sich vor 27 Jahrhunderten eine Stadt mit Marmoralästen und Tempeln. Der verwitterte Keil, der in die Lüfte ragt, war einst der hohe Wachtthurm oder „Lug ins Land“ eines erhabenen, reich verzierten Tempels, der sich weit über die umliegenden Gebäude der Stadt erhob und in den fruchtbaren Gefilden des Tigris und Zab auf ungeheure Entfernung sichtbar war. Um seinen Fuß herum gruppirt sich die Tempel und Denkmäler, welche der heilige Eifer der „Könige der Nationen“ errichtet hat, und in deren Schulen und gelehrten Körperschaften eine Schaar von Priestern und Schriftgelehrten erzogen wurde, denen die Regierung und Verwaltung des großen assyrischen Reiches oblag. Südwärts längs des Flußufers ragten die Marmoraläste des großen Königs empor, vor deren reichen Portalen die Abgesandten der Hälfte der Völker der damals bekannten Welt seiner Oberherrlichkeit Ehrerbietung und Tribut zollten. Dies war Kalah, die Hauptstadt des mittelassyrischen Reiches. Der

Wiederaufschluß der Ueberbleibsel dieser mächtigen Stadt und ihrer Geschichtstafeln aus dem Stand der Jahrhunderte ist hauptsächlich Sir A. H. Layard und seinem Lieutenant Hormuzd Rassam zu verdanken, sowie den scharfsinnigen Untersuchungen Sir Henry Rawlinson's und des verstorbenen George Smith, den Entzifferern der Keilschriften. Nach der Beendigung der Forschungen Layard's an diesem Theil von Nimrud hatten sich andere Forscher hauptsächlich mit der Durchsichtung des alten Nineveh abgegeben. George Smith, der Entzifferer der Sinfthage, hatte die Ausgrabungen an der nördlichen Seite dieser Hügel von Nimrud fortgesetzt. Nach dem Tode Smith's beauftragte das britische Museum, wie ein Fachmann in der Times erzählt, Herrn Rassam mit der Fortsetzung dieser Aufgabe. Rassam ließ nun auch Ausgrabungen auf der Südseite dieser Hügel von Nimrud vornehmen, insbesondere unter der südöstlichen Front der großen Pyramide, nächst der sich der große Tempel des Kriegsgottes befand, der 1849 von Layard aufgefunden worden ist. Er hatte die Nachgrabungen in einer von Layard verlassenen Grube wieder aufgenommen, und nach einer kurzen Strecke von wenig Metern gelang es ihm plötzlich, in die Zelle eines Tempels nächst den Stufen des Altars einzudringen. Sofort ließ er den ganzen Platz aufräumen, und bald wurde der größere Theil eines 150 Fuß langen und gegen 90 Fuß breiten Tempels blogelegt. Der Altar ist 18 Fuß breit und 4 Fuß hoch; vorn führen 3 und daneben 2 Stufen zu ihm hinauf. Hinter demselben befindet sich ein großer viereckiger Raum, wo wahrscheinlich die Bildsäule des Königs stand, zu dessen Ehren das Heiligthum errichtet ward. Auf jeder Seite des Altars waren Reihen von Sitzen angebracht, welche sich noch auf einige Entfernung hin rechts und links ausdehnten und wahrscheinlich für die Priester bestimmt waren. In dem Hauptflügel, welcher gegen Osten sich erstreckte, waren auf beiden Seiten Steinpaare, welche sich an die Pfeiler anlehnten, die zur Stützung des Dachs gebraucht wurden. In diesem Tempel entdeckte Rassam eine Anzahl schön gemalter Ziegel, die

als Buckeln zur Verzierung des Daches gedient hatten. Sie sind aus sehr feinem Thon hergestellt, an der Oberfläche emailirt und mit verschiedenen geometrischen Figuren bemalt. Das schönste dieser Muster war in der Gestalt eines Malteserkreuzes, die vier Spitzen mit Laubblatt verziert, wie es unter den assyrischen Künstlern bei Ornamentirung der königlichen Gewänder gebräuchlich war. Auch kommt die Form einer Tulpe oder Lotosknospe vor. In verschiedenen Exemplaren wechselt der äußere Rand. Vom Mittelpunkt aber hängt ein Wimpel herab, an dessen Ende eine Kugel hängt und an welchem die Inschrift zu lesen ist: „Der Palast des Assur-nazir-pal, der Schatz des Bit Nitmuri, welcher gelegen ist in Kalassh.“ In jeden dieser Ziegel ist ein Loch gebohrt, wahrscheinlich um einen Ring zu halten, von welchem eine Lampe herabhängt. Diese Ziegel waren theilweise reich verguldet, bei einigen mit einem blaßgrünen Untergrund. Diese Decorationen mußten, verbunden mit der fein polirten Cederauskleidung des Tempeldaches, einen sehr reichen Effect machen. Unter den Inschriften wurden solche gefunden, welche Widmungen an Ishtar, die Königin von Nitmuri, trugen. Dies war, wie der Name andeutet, der Tempel der assyrischen Aphrodite in ihrem Charakter als Göttin der Liebe und der Freude. In diesem Tempel war es, wo nach der Uebersetzung Rassam's die heiligen Mythen des Dienstes der Ishtar und ihrer Gehülfinnen Tamkhat und Harimat, d. h. der Lust und der Leidenschaft, gefeiert wurden. In diesem Tempel wurden Trauer und Wehklage über den jährlichen Tod des Tammuz, des „Sohnes des Lebens“, erhoben, welchen Ishtar jährlich aus dem Hause des Todes wieder erlöst, dem Palaste des Landes ohne Rückkehr. Die Feste, welche ursprünglich in diesem Tempel der Freude gefeiert wurden, waren es, welche sich später in Phönicien und auf Cypern, ja bis nach Griechenland hin einbürgerten. Erwägt man, in wie alter Zeit schon der Dienst der Aphrodite mit der Insel Cypern verknüpft wurde, so mag es nicht bloßer Zufall gewesen sein, welcher Assurnazir-pal (684 v. Chr. Geh.) veranlaßte, in diesem Tempel einen cylindrischen Stein niederzulegen, dessen Inschrift

an den Empfang des Tributs von den Königen von Cypern erinnert. Die Namen dieser Häuptlinge werden wie folgt aufgeführt: Megistus, König von Zbalium; Pythagoras, König von Sidrusi; Erieli, König von Soli; Ithnander, König von Baphos; Ensei, König von Salamis; Damastis, König von Carium; Karmes, König von Tamißus; Damos, König von Ammochosta; Unasagus, König von Sidni; und Puyuz, König von Aphrodisia. Dieser Fund ist auch culturhistorisch von großer Bedeutung, weil er einen neuen Beleg liefert für die in unserer Generation zum Lehrjah gewordenen Thatfache der Solidarität der Cultur, der Uebertragung der Cultureigenschaften von dem älteren auf das jüngere Volk. Man hatte längst vermuthet, daß die griechischen Mythen von Asien überliefert wurden! Hier hat man einen neuen Anhaltspunkt hinzu.

Während seiner Ausgrabungen zu Nimrud hatte Rassam gehört, daß an einem Hügel, Balawat genannt, fast zwei deutsche Meilen nordöstlich von Nimrud, einige Araber bei der Herrichtung eines Grabes auf Theile eines großen bronzenen Denkmals gestoßen seien. Er eilte sofort mit einer Anzahl von Arbeitern an Ort und Stelle und entdeckte bald, daß der Zufall ein äußerst werthvolles assyrisches Monument ans Licht gebracht hatte. Nach der Entfernung des Grundes sah er sich Angesichts eines großen Siegesdenkmals aus Bronze, welches wohlerhaltene Vasreliefs in getriebener Arbeit enthält. Da fast alle assyrischen Monumente paarweise errichtet sind, so ließ Rassam die Nachgrabungen ohne Weiteres ringsum fortsetzen und richtig fand er in einiger Entfernung eine zweite kleinere Trophäe, sowie die Piedestale einer dritten und vierten, welche in einer früheren Periode entfernt worden sein müssen. Leider hatte Rassam mit Widerpenstigkeit der Arbeiter zu kämpfen, welche die Entweihung von Gräbern befürchteten, die sich in der Nähe befanden. Doch brachten noch weitere Nachgrabungen zu Tage, daß jene Trophäen im Innern eines Tempels sich befanden. Destlich wurde der Altar entdeckt, der mit vier Stufen versehen und von einem mit Steinen geplatteten Raum umgeben war. Unter dem Altar fand er

eine große Steinplatte oder Nische, welche, an einer Seite offen, drei hineingeschlittene zwölf Zoll lange und acht Zoll breite Steintafeln enthielt. Der Kasten selbst war 3 Fuß lang und 2 Fuß breit. Die Oeffnung, welche die Tafeln enthielt, war mit einem Dedel versehen, um die Tafeln vor Beschädigung zu wahren. An der Vorderseite der Kiste befand sich eine 50 Zeilen enthaltende Inschrift sauber eingegraben, welche sich als identisch mit derjenigen auf den Tafeln erwies. Aus dieser in vieler Beziehung merkwürdigen Inschrift erfährt man erst den Namen der Stadt, welche an dieser Stelle gestanden.

Die Inscription beginnt mit dem Namen, den Titeln und der Genealogie des assyrischen Königs Assur-nazir-pal (885, 860 v. Chr. G.). Dieser Monarch war der Erbauer all' der Hauptpaläste und Tempel der Stadt Kalath. Die Inschrift giebt dann eine kurze Uebersicht der Grenzen des Reiches, wie sie von diesem „großen Monarchen“ durch Eroberung errichtet worden sind — „vom Zagros-Gebirge und den Ufern des Euphrates bis zu den Höhen des Libanon und den Gestaden des großen Meeres. Ein großer Theil von Syrien und Nord-Mesopotamien, sowie der nördliche Theil von Kar-Dunias oder Babylonien — alle diese Länder waren unter die assyrische Herrschaft zurückgeführt worden“.

Nachdem der König so sein Reich erweitert, wendete er seine Aufmerksamkeit den inneren Angelegenheiten sowie der Vergrößerung und Verschönerung seiner Hauptstadt zu. Er war während seiner ganzen Regierung ein eifriger Anbeter des Kriegsgottes Adar und der Ishtar in ihrem Charakter als Göttin des Krieges und der Schlachten. Ihnen weihte er seine Eroberungen, ihre Heilighümer mit Trophäen ausstattend. Diesen Gottheiten erbaute er in den Vorstädten von Kalath ein besonderes Heiligthum, und im Dorfe Tul Babir oder der „alte Hügel“ errichtete er einen Palast mit einer neuen geweihten Capelle.

Aus der Inscription erfährt man, daß er den Namen des Ortes in „Angur Bel“ (Vorstadt von Bel) änderte. Er errichtete da die Stadt, deren Stätte jetzt unter den „Hügeln von Balawat“ be-

kannt ist. Es erhellt ferner aus den Inschriften, daß das Dach und die Flure aus Cedernholz waren und die Statue des Gottes aus Marmor mit einer goldenen Brustplatte. Silber, Gold und Edelsteine waren verschwenderisch auf die Ausschmückung dieses Tempels von dem frommen Könige verwendet. Die drei Tafeln, welche in dem Steinkasten unter dem Altar gefunden worden, waren Grundstein-Urkunden dieses Tempels, und der König fordert seine Nachfolger, die künftigen Könige von Assyrien, feierlich auf, dieses Andenken seines Namens zu achten. Die Schlussworte des Documentes sind folgende:

„Wer diese Tafel lesen wird und sie verflucht, dem soll Ishtar, die Herrin des Krieges und der Schlachten, die Waffen zertrümmern, ihn verfluchen und berauben. Wer diese Tafeln sehen und aufnehmen will, der soll das Angesicht vorher reinigen und Opfer vorher schlachten, und nachher soll er sie an ihren Platz zurücklegen. Seine Gebete wird dann Assur, der große Gott, erhören, und in der Schlacht der Könige wird ihm in der Gefahr der Noth nicht wanken!“

Am Ostende des Hügels fand Mr. Rassam einen tiefen Brunnen alter Construction, und um den Bau befanden sich deutliche Spuren einer Reihe von Röhren-Leitungen und Aquaducten. Assur-nazir-pal versichert in seiner großen Inschrift, daß er einen 80 tepki tiefen Brunnen habe graben lassen, aus welchem der Tempel seinen Wasserbedarf beziehe. In diesem Tempel ist der mächtige König selbst, wahrscheinlich in einer Seitencapelle, begraben, und die Trophäen darin sind Darstellungen der Kriege und Feldzüge, in welchen ihn die Günst Adar's und Ishtar's so oft zum Siege geführt.

Diese Trophäen, von welchen die größte glücklicherweise die am besten erhaltene ist, sind einzig in ihrer Art. Die größere ist 20 Fuß hoch und bestand aus einem starken Cedern-Holzrahmen, der ganz mit einer Reihe von Bronzeplatten bedeckt ist, auf welche die Annalen des Königs gravirt sind. Das ganze Werk war auf zwei bronzenen Piedestalen von äußerst solider und massiver Arbeit aufgestellt. In den Basreliefs sind manche Ereignisse ver-

herrlicht, welche sich in den Sculpturen an den Wänden der Paläste nicht vorfinden. Die Genauigkeit der Arbeit, welche die kleinsten Einzelheiten sorgfältig wiedergiebt, weist darauf hin, daß das Werk nach Skizzen gemacht sein muß, die von Künstlern, welche die Armee begleiteten, auf der Stelle verfertigt wurden. Die meisten der Schlachtszenen waren mit kurzen Keilschriftinschriften versehen, in welchen die erforderliche Erklärung gegeben wurde; denn dieses Werk war offenbar in dem Tempel zur öffentlichen Schau aufgestellt. Glücklicherweise ist auf dem Denkmal die Verherrlichung eines der wichtigsten Feldzüge des Königs erhalten, über welchen bis jetzt die Sculpturen keine Auskunft gegeben.

Am achten Tag des Monats Iyar (April) im Jahre 870 v. Chr. Geb. brach die assyrische Armee von Kalath zu einem Feldzug gegen das nördliche Syrien auf. Der König setzte über den Tigris und schlug die Richtung nach Carchemisch ein, einer Hauptstadt am Ufer des Euphrat, deren Lage durch die Hügel von Zebolus angedeutet ist. Auf einer der Bronzeplatten der Trophäe hat der Künstler des Königs die assyrischen Streitkräfte abgebildet, wie sie über den Tigris setzen. Der König geht zu Pferd über den Fluß, die Hügel von einem baarhäuptigen Eunuchen geführt. Der König hat seinen Helm und seine Rüstung abgelegt und trägt ein langes weites Gewand, den Kopf mit einer leichten Mütze bedeckt. Auch das Roß ist frei von seiner schweren Kriegsrüstung. Hinter dem König schreiten zwei baarhäuptige Eunuchen mit den Waffen desselben — dem Bogen und Köcher, der Keule und dem Schwert. Den Nachtrab des Königszuges bilden zwei Krieger der Königsgarde in voller Rüstung. Die Wagen schiden sich gerade an, über den Fluß zu setzen. Die Kutscher sind abgestiegen und führen die Pferde am Gebiß. Sämmliche Soldaten und Fuhrknechte befinden sich in leichter Marschuniform oder fast entblößt. Ueber dieser Scene befindet sich die Inschrift: „Mein Uebergang über den Tigris“. Der obere Rand dieser Platte ist mit einer Darstellung eines Theiles der Marschlinie angefüllt, mit weiteren Wagen und Soldaten, von denen einige die

Standarten der verschiedenen Brigaden der assyrischen Armee tragen. Der Speer des Kriegers steckt an der Seite des Wagens und ragt mit der Spitze hinter ihm hinüber. Nach dem Uebergang über den Tigris setzte des Königs Heer seinen Marsch fort, und Jener nahm auf dem Wege Tribut von den meisten Fürsten von Mesopotamien. Nachdem die Assyrier hierauf den Euphrat überschritten, nahmen sie Carchemisch ein, wo der Herrscher von Hittite ebenfalls zur Unterwerfung und Tribut sich bequeme. Das Heer setzte darauf seinen Weg in der Richtung nach Syrien fort, und es wurde von den meisten Städten in den Gegenden des oberen Orontes Tribut erhoben. Nachdem ein Fluß Namens Apre überschritten, der wahrscheinlich identisch mit dem modernen Afrin ist, betrat die assyrische Armee das Gebiet des Libanon, und indem sie das Gebirge umging, befand sie sich endlich an der Mündung des Flusses Nahr-el-Kelb gegenüber dem „großen Westmeere“. Seit mehr als zwei Jahrhunderten, seit den Tagen des syrischen Feldzuges von Tiglath Pileser I, 1120 v. Chr., hatten die Assyrier das große Meer nicht gesehen, welches jetzt vor ihrer siegreichen Armee sich ausbreitete. Der König hält es in seinem frommen Eifer für geboten, der Nachwelt in seinen Annalen mitzutheilen, daß er hier den Göttern „Dankopfer dargebracht habe“. In dem Basrelief, welches das Ereigniß verherrlicht, befindet sich eine Skizze der Ceremonien, die dabei beobachtet wurden. Wir sehen hier dargestellt das Meer mit seinen schäumen den Bogen, angefüllt mit allen Arten merkwürdiger Thiere. Eine große Bestie, welche am meisten einem Hippopotamos gleichsieht, vielleicht des assyrischen Künstlers Vorstellung vom Leviathan des Buches Job, schnappt in den Wellen umher und verzehrt ein großes Stück Fleisch, welches die Mannschaft als Opferpende für die Mächte der Bogen in das Meer geworfen hat. In der Aufzählung der Gegenstände, welche der König als Tribut von den Tyriern erhielt, erwähnt er: „Zähne des Nakhiru, des Productes des Meeres“, wahrscheinlich der Name des abconterseiten Ungethüms, welcher „lautschnaubendes oder schnarchendes Vieh“ bedeutet.

Auch ein Krokodil schwimmt herum, sowie zahlreiche Krabben und Fische. Das Krokodil war den Assyriern schon zur Zeit des Tiglath Pileser I, 1120 v. Chr., bekannt, wo ihm der König von Aegypten ein solches für sein „königliches Paradies“ als Geschenk sandte. Es ist deshalb möglich, daß der königl. zoologische Garten zu Kalath auch ein Flußpferd enthielt, und daß der assyrische Künstler nach seiner Heimkehr in dem Wunsche, die Wunder der Tiefe darzustellen, zu den großen Amphibien die Exemplare in der Sammlung seines Herrn zum Modell nahm. An einer anderen Stelle der Basreliefs bringen zwei Soldaten von einer Gruppe Priester, welche die rechte Seite der Tafel einnehmen, Opfergaben und werfen sie ins Meer. Hinter diesen Leuten ist eine Reihe religiöser Ceremonien dargestellt, welche vor einer Statue des Königs aufgeführt werden. Auf einem in den Felsen gehauenen Schemel, der in einem halbkreisförmigen Rahmen sich befindet, ist der König stehend abgebildet in seinem Ornat; eine Hand ist erhoben in der Geberde der Anbetung, während er in der anderen einen kurzen Scepter trägt. Diese Bildsäule ist fast genau gleich derjenigen, welche im Tempel zu Ninrud gefunden worden ist, und die gegenwärtig im britischen Museum steht. Vor der Bildsäule des Königs sind zwei Standarten angebracht, die aus kreisförmigen Metallscheiben bestehen und mit Emblemen der Götter geschmückt, sowie mit Wimpeln und Nastaen verziert sind. Zunächst vor der Statue ist ein kleiner mit einer Decke versehener Altar errichtet, auf welchem man kleine Opfergaben bemerkt, sowie eines jener curiosen conischen Gefäße, die man so oft bei Opferscenen dargestellt sieht. Dahinter stehen drei Priester und bringen an einem kleinen bronzenen Altar, dessen Füße die Gestalt von Ochsenklauen haben, ein Opfer dar. Auf diesem kleinen Altar befindet sich ein metallenes Kohlenbecken. Die Priester stehen neben einander, einer hält in der Hand ein kleines Räucherfaß, während der andere etwas von dem Weihrauch auf das Kohlenbecken wirft. Der dritte gehört wahrscheinlich einem geringeren Grade an, denn er hält in seinen Händen einen Korb mit weiterem Weihrauchvor-

rath. Ueber der ganzen Tafel ist folgende Legende eingegraben: „Ein Bild des Zuges zum großen Meer, das auf meinen Befehl gemacht worden ist“. Noch heute kann der Reisende an den Felsen der Mündung des Nahr-el-Kelb bei Beyruth sechs assyrische Tafeln eingehauen sehen, welche dem Contrefei dieser Trophäe ganz ähnlich sind. Das sind die Denkmale der königlichen Eroberer, welche hier die Ostküste des Mitteländischen Meeres erreicht und Jeder sein Andenken in den Felsen des Meeres hinterlassen haben. Der älteste derselben war Assur-nazir-pal, und wir sehen jetzt auf den von Mr. Rassam gefundenen Bronzetafeln die Ceremonien abgebildet, welche bei der Einweihung dieses Monumentes vor 2748 Jahren am Meeresgestade stattgefunden.

Auf einer anderen dieser Tafeln sehen wir einen Mann wirklich am Werke, die Inschrift auf eine jener Gedenkplatten in den Felsen einzugraben. Ein Soldat oder vielleicht einer der assyrischen königlichen Ingenieure steht vor einer dieser Felsentafeln mit einem Meißel in der einen Hand und einem Schlägel in der anderen; hinter ihm ein Priester oder Schriftgelehrter, der ihm offenbar die Worte, welche eingehauen werden sollen, dictirt. Zwei Soldaten nähern sich mit einem Stier und einem Widder, die zum Opfer bestimmt sind. Ueber der Scene ist die Inschrift zu lesen: „Opfer, welche ich darbot. Ein Bild meiner königlichen Person, welches ich einhauen ließ“.

Auf einem anderen Theil der Trophäe ist eine Zusammenkunft des Königs mit syrischen Baalpriestern dargestellt. Andere Basreliefs zeigen Einzelheiten des assyrischen Hof- und Kriegslebens: das Lager, den March, forcirte Nachtmärsche, Belagerungen, Erstürmungen von Städten, Uebergabe feindlicher Burgen und die Hinrichtung von Gefangenen. Unter den Tributträgern findet sich eine Reihe von Abbildungen von Tyriern, Sidoniern und anderen Bewohnern der Küste Kleinasiens, welche dem König ihren Tribut darbringen. Derselbe bestand, wie die Inschrift uns meldet, aus Gold, Silber, Kupfer, Zinn, — welches die Phönizier ja Jahrhunderte vorher aus Britannien holten, — Geweben und gefärbten Stoffen,

Zähnen des Nahtari (Delfin?), köstbaren Hölzern, was Alles auf dem königlichen Denkmal deutlich abgebildet ist. Auf einer anderen Scene sehen wir assyrische Soldaten Cedernstämme vom Libanon tragen, welche sie für die Ausschmückung der königlichen Paläste und Tempel von Kalath gefällt haben. Dies sind einige der bemerkenswerthesten Abbildungen und Inschriften der merkwürdigen Trophäen.

Nicht zufrieden mit diesem großartigen Funde setzte Mr. Rassam im Auftrag des britischen Museums auch die Ausgrabungen am Kohnjiz-Hügel an der Stätte von Nineveh fort und fand hier in den Palästen von Sennacherib und Assurbanipal mehr als 1400 Keilschrifttafeln. In einer Mauerecke der Bibliothek des Königs Assurbanipal entdeckte er in einem Versteck einen schönen Terracotta-Cylinder, der mit mehr als 12 000 Zeilen Keilschrift bedeckt war, welche die Ereignisse der 20 jährigen Regierung dieses Königs von Assyrien enthalten. Dieser Cylinder trägt die Jahreszahl, welche dem Jahr 640 v. Chr. Geh. entspricht. Er ist vollständig erhalten und enthält die Schilderung aller Kriege, welche der König um die Suprematie in Westasien gegen Aegypten führte. Dieses Denkmal wird daher unsere Kenntniß der Blüthezeit der assyrischen Geschichte in hohem Grade bereichern. Auch wurden Cylinderfragmente mit Inschriften von Sennacherib und Scharhaddon gefunden und eine Zahl kleiner Tafeln mit diplomatischen Depeschen des auswärtigen Amtes von Nineveh. Auch für Forscher der vergleichenden Mythologie findet sich in den Funden neues reiches Material bezüglich der berühmten Istar-Legenden, des Verzeichnisses der Götter, und in Gebeten und Hymnen der Liturgien der assyrischen Tempel. Endlich finden sich in den Tafeln Privatverträge, Schenkungen und Verkäufe von Land, Listen von Tributlieferungen und Steuerzahlungen, welche einen tiefen Blick in die wirtschaftlichen Verhältnisse des westlichen Asiens gestatten.

Schon aus dieser kurzen Uebersicht entnimmt man, daß diese neuesten Entdeckungen alle bisherigen archäologischen Forschungen, die wunderbaren Funde Schliemann's nicht ausgeschlossen, in Schat-

ten stellen. Auch dem Historiker wird wieder ein neues Gebiet voll interessanter Aufschlüsse eröffnet.

Bevor wir schließen, trifft die Nachricht ein, daß Mr. Hormuzd Rassam, der erst im Juli vorigen Jahres von der obigen Entdeckungsreise zurückgekehrt war, einen neuen Special-Expeditionserlangt hat, um sofort auf eine zweite noch umfassendere Entdeckungsfahrt auszugehen und n. A. Ausgrabungen auf einem bis jetzt noch unberührten Gebiete zu beginnen — nämlich in der Gegend des nordöstlichen Syriens.

Dieses Land, welches einst der Sitz des blühenden Königreichs Hittite war, mit seiner auch in den obigen Denkmälern vorkommenden Hauptstadt Carchemisch ist noch gänzlich terra incognita für die Alterthumskunde. Sollten die neuen Ausgrabungen zur Auffindung seiner Annalen führen, so würde damit die Kette der assyrischen Geschichte durch ein wichtiges Glied ergänzt werden. Herr Rassam will bei Alexandria landen und von da nach Aleppo ziehen, wo er die notwendigen Vorbereitungen zum Beginn der Ausgrabungen macht. Den Mittelpunkt der syrischen Explorationen soll der Ruinenhügel Terabolus bilden, der auf dem westlichen Ufer des Euphrat liegt und an dessen Stelle einst die Hauptstadt Carchemisch lag. Noch jetzt sieht man die Stelle mit einem Mauerwall umzogen, in welchem sich, mit Ausnahme der Flußseite, überall Oeffnungen befinden, welche die Stellen kennzeichnen, wo die Thore der alten Stadt sich befanden. Die Hügel, welche die Ruinen der alten Paläste und Tempel bedecken, sind gerade wie bei den Ueberbleibseln von Nimrud und Nineveh längs des Flußufers gelegen. Ueberhaupt zeigen die Ruinen von Carchemisch große Aehnlichkeit mit denen von Nineveh, so weit sie überhaupt an den Trümmern zu Tage treten. Die Reisenden, welche die Hügel von Terabolus besprochen haben, wie Maundrel u. a., messen denselben, nach dem äußeren Anschein zu schließen, eine größere Bedeutung bei als den meisten assyrischen Ruinen. Sie glauben, daß sich unter den Ueberbleibseln der Oberfläche aus der griechischen und römischen Periode Kulturichichten befinden müssen, welche ebenso alt sind als

die von Nineveh oder Kalakh, da aus den Inschriften dieser letzteren hervorgeht, daß Carchemisch schon im 12. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung eine Stadt von großer Bedeutung war.

Erst drei Jahre ist es her, seitdem die ersten Alterthümer in jener Gegend durch den englischen Consul in Aleppo, Herrn Skene, gefunden wurden, bei einem Besuche, den er einigen arabischen Stämmen am Westufer des Euphrat machte und bei welcher Gelegenheit er am Zerabolushügel vorbeikam, wo ihm mehrere merkwürdige Sculpturen gezeigt wurden. Als George Smith auf seiner letzten Expedition durch Syrien kam, zeigte ihm Skene diese Ueberbleibsel, und der Gelehrte erkannte sie als Denkmäler der alten Hittite-Könige von Carchemisch. Das wichtigste unter diesen Alterthümern war ein großer Monolith, mit einem Basrelief auf einer Seite, welches einen König im Herrschergewand darstellt und mit einer langen Inscription auf der andern Seite in der bis jetzt noch unentzifferten Hamathite-Schrift. Nach dem Charakter der Sculptur scheinen diese Denkmäler denjenigen, welche in den Palästen von Kalakh vorgefunden, so ähnlich, daß man sie in die Zeit des 9. Jahrhunderts v. Chr. verlegen muß, wo der Einfluß Assyriens das ganze westliche Asien beherrschte. Die Angaben in den Inschriften der assyrischen Könige, nach welchen sie Monumente in der Hittite-Hauptstadt errichtet hätten, und die engen Gewerbe- und Handelsbeziehungen, welche zwischen Carchemisch und den größeren Städten Assyriens bestanden, machen es den Assyriologen sehr wahrscheinlich, daß noch irgend ein zweisprachiger Schlüssel gefunden werden möchte, der sie in Stand setzt, das Geheimniß der Hamathite-Inschriften zu lösen.

Die Vollmachten des neuen Fermans, den Herr Rassam erlangt hat, sind so ausgedehnt, daß er außer den obigen Nachgrabungen nicht nur seine Forschungen in den Ruinen von Nineveh, Nimrud und Bassawat fortsetzen, sondern auch neue Nachsuchungen im südlichen Assyrien und in Babylonien machen darf. Namentlich wird er versuchen, in den Hügeln von Koyunjik auf Nineveh noch mehr Ueberbleibsel der Bibliothek aus

dem Palaste des Assur-banipal anzujuchen. Bei Nimrud will er seine Forschungen besonders auf die Trümmer des großen Tempelthurns richten, den er im März vorigen Jahres gefunden hat. Er wird ferner acht deutsche Meilen südlich von Nimrud am Hügel von Kileb-Shergat, welcher an der Stelle der Hauptstadt des alten assyrischen Reiches Assur liegt und noch viel bedeutender als die Ruinen von Nineveh und Nimrud ist, Ausgrabungen vornehmen lassen, um zu versuchen, noch einige Denkmäler aus den ältesten Zeiten des assyrischen Reiches aufzufinden, als es noch nicht mit Babylonien verbunden war, um so die früher von Sayard, Rassam und Rawlinson vorgeschlagenen Forschungen zu vervollständigen.

In Babylon wird Rassam seine Aufmerksamkeit u. A. besonders auf die berühmte babylonische Depositenbank richten, wo eine große Sammlung von Tafeln gefunden worden war, auf welchen sich gewerbliche und Handelsrechnungen vorgefunden.

Diese babylonischen Tafeln, welche u. A. Geldgeschäfte einer Firma aufzeichnet enthalten, die unter dem Namen Egibi und Söhne handelte, sind bekanntlich im Jahre 1875 von Arabern aufgefunden worden. Seitdem sind deren bereits über 3000 Stück nach England gebracht worden. Sie vertreten jeden Zweig des Handels und Finanzgeschäfts und liefern eine Menge interessanter Einzelheiten über die Getreideproduction des „fruchtbarsten der Länder“. Sie erstrecken sich vom Anfang der Regierung Nabupalassar's bis zum Untergang des Perseerreiches. Die letzte Tafel führt ein Datum während der Regierung des Artaxerxes.

Obwohl, wie gesagt, bereits Tausende dieser Denkmäler ihren Weg nach England gefunden haben und im britischen Museum aufbewahrt werden, so ist es den arabischen und jüdischen Händlern, welche das Geschäft mit diesen Alterthümern in Händen haben, doch gelungen, das Geheimniß des Fundortes so sicher zu bewahren, daß die Assyriologen bis jetzt außer Stande waren, die Lage dieses so wichtigen Gebäudes in den Ruinen von Babylon zu entdecken.

Großen Erfolg verspricht man sich ferner von Nachgrabungen an den Hügeln von Tel-Abraham — welcher die Ruinen der Stadt Kutha deckt, der großen geheiligten Universität Babyloniens. Die Bibliothek dieser Stadt wird nämlich so oft in den Inschriften Babylons citirt, daß man da sehr werthvolle Inschriften zu finden hofft. Aus der alten Tempelbibliothek von Kutha war es, daß Assurbanipal das Original der berühmten Schöpfungstafeln erhalten hat.

Von großer Wichtigkeit ist es, daß der auf mehrere Jahre lautende Ferman des Herrn Rassam denselben zugleich ermächtigt, sämtliche unautorisirten Ausgrabungen von Arabern und andern Händlern zu sistiren, denn durch diese unwissenschaftlichen, nur vom Eigennutz angeregten Ausgrabungen werden in der That, welche mehr nach der Quantität als nach der Qualität des Grobgeraths schaut, eine Menge Inschriften und kostbarer Denkmäler zerbrochen und verstümmelt. Als ein Beispiel unter vielen Acten solchen Vandalismus mag Folgendes gelten:

In dem Hügel von Tel-Ho im südlichen Babylonien, welcher von den Ruinen der alten Stadt Zergul gebildet wird, waren vom französischen Consul von Bussra Ausgrabungen gemacht worden. Nachdem dieselben von ihm aufgegeben waren, hatten arabische Händler aus Bagdad sie

nach der Art der Eingeborenen fortgesetzt. Unter den Gegenständen, welche man hervorgrub, befand sich eine große Statue in sitzender Haltung aus schwarzem Granit, welche nach dem Stil der ältesten Periode des assyrischen Reiches angehörte. Diese Bildsäule war ungefähr 8 Fuß hoch und ausgezeichnet erhalten. Da die Entdecker außer Stande waren, sie von dem Platze zu rücken, so kamen sie auf die barbarische Idee, sie in Stücke zu schlagen und letztere zu verkaufen. Hätten sie sie noch in Stücke gefügt, so würde der Schaden nicht so groß gewesen sein. So wurde der Kopf der Statue einige Zeit lang von einem dieser Vandalen als Stößel zum Kaffeemahlen gebraucht. Als aber die Nachricht von der gemachten Entdeckung bekannt wurde und der Mann fürchete, angegeben zu werden, warf derselbe den Kopf in den Tigris, so daß er für immer verloren ist. Ein Theil des Armes und des Torso wurde vom Consul in Bussra gekauft, und ein kleiner Theil der Hände und des Schenkels, welcher die Inschrift eines sehr alten Königs (Gudea) trug, fand endlich seinen Weg in das britische Museum. Es ist zu erwarten, daß Rassam mit seinem Ferman einen heilsamen Schrecken verbreitet, um den jedenfalls noch zahlreich vorhandenen kostbaren Alterthümern ein besseres Schicksal zu bereiten.





Skizzen von der Pariser Weltausstellung.

Von

Wilhelm Ritter von Hamm.

I. Die Dampf-Bodencultur.



Sind ohngefähr dreißig Jahre her, daß die ersten Versuche, die Dampfkraft zur Bearbeitung des Bodens zu verwenden, ins Leben traten. Man spottete ihrer vielfach, besonders in den Kreisen der Praktiker; es waren Caricaturen im Schwang, die den Bauer die Zeitung lesend und seine Pfeife schmauchend behaglich hingestreckt auf einer Art Kaffeemaschine, welche das Erdbreich umwühlte, darstellten; bei der ersten Weltausstellung zu London im Jahre 1851 begegneten die darin bescheiden genug vorgeführten Anfänge der Dampfcultur nur achselzuckendem Zweifel. Heute, im Jahre 1879, also nach einem für die Entwicklung einer großartigen Idee und Industrie unverhältnißmäßig kurz zugemessenen Zeitraume, ist die Bodenbestellung mittelst Dampf in vielen Ländern fest und dauernd eingebürgert, ist zu einer

Macht geworden, deren Umsichgreifen bis zur Verdrängung aller übrigen Betriebsmethoden ganz außer Frage steht und die dermaleinst nur der Erfindung einer billigeren, zugleich unmittelbar verwendbaren Triebkraft den Platz räumen wird.

Die Weltausstellungen sind die Etappen der Entwicklung dieser neuen Anwendung des bevorzugten Motors der Neuzeit gewesen. An die Stelle der direct wirkenden Apparate, bei welchen Betriebsmaschine und Ackerinstrument ein Ganzes bilden, wie diejenigen von Usher, Normaine, Guibal, Bauer u. A., welche noch 1855 zu Paris im Vordergrunde standen, trat im darauf folgenden Jahre das erste, wirklich brauchbare System der Dampf bodencultur mit Locomobile und Ankerwagen von Fowler. Bei demselben wird das Bodenbearbeitungsinstrument mittelst eines Drahtseiles von der mittelst Anker nachrückenden Betriebsmaschine gezogen; es ging mehrfach in die Praxis über. Bei der Londoner Weltausstellung im

Jahre 1862 machte sich das Rundherum- (Round about-) System von Smith und Howard geltend, welches mit feststehender Locomobile den Pflug durch ein das ganze Feld umlaufendes Seil lenkt, das durch Windtrommeln ausgeworfen und aufgenommen, durch Leitrollen regulirt wird. Aber auch dieses ziemlich rasch zur Verbreitung unter den britischen Landwirthen gelangte Verfahren mußte dem von Savory vorgeschlagenen Zweimachinensysteme weichen, welches, von Fowler adoptirt und sorgsam ausgebaut, während der Weltausstellung zu Paris 1867 glänzende Triumphe feierte und bei der zu Wien 1873 sich mit zahlreichen Verbesserungen präsentierte. Sein Princip beruht einfach darauf, daß zwei Automobilen oder Straßenlocomotiven sich an beiden Seiten eines Ackers aufstellen, das Bodenbearbeitungswerkzeug mittelst Drahtseil und Winde zwischen sich hinüber und herüber ziehen, während sie nach vollbrachtem Zuge jedesmal der vorgenommenen Furchenbreite entsprechend avanciren. Dieses System ist als das zweckmäßigste, leistungsfähigste anerkannt; es hat alle anderen geschlagen; sein einziger Fehler ist die Höhe der Anschaffungskosten für die beiden zu anderen Zwecken wenig verwendbaren Straßenlocomotiven. Nichtsdestoweniger hat es sich in großartiger Weise eingebürgert.

Im Jahre 1854 hat zum ersten Male ein Dampfbodenculturapparat in England einigermaßen dauernd gearbeitet; 1856 waren deren drei in Thätigkeit. Auf den Continent gelangte der erste Dampfpflug im Jahre 1858 und zwar auf die Güter des Grafen Woronzow in Südrußland; er erwies sich nicht applicabel. Zwei andere wurden im Laufe der sechziger Jahre bezogen vom Herzog von Coburg und von Schulhoff nach Ungarn; sie theilten das Loos ihres russischen Kameraden. Im Jahre 1867 bearbeiteten in Großbritannien schon 300 Farmen ihre Areal mit Dampf; bis zum Jahre 1869 hatte das Land Aegypten, d. h. der Vicekönig, nicht weniger als 500 Dampfculturapparate bezogen. Gegenwärtig werden in Großbritannien mehr als 1000 Güter ausschließlich mit Dampf bearbeitet; in den britischen Colonien, in Australien, Neuseeland, Capland, Ostindien, Canada u.

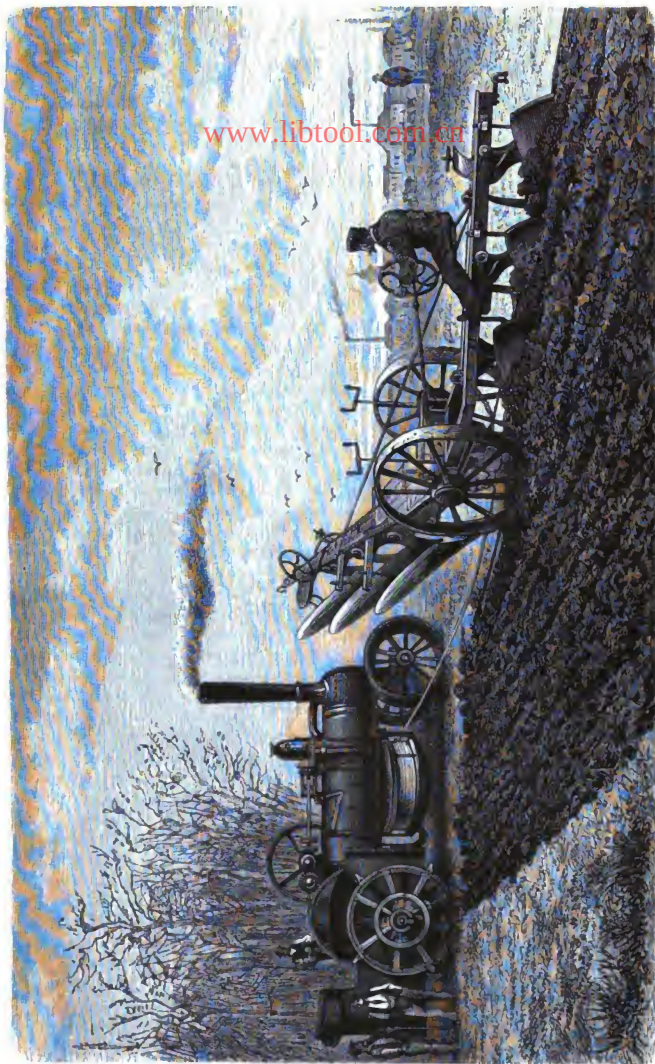
hat der Dampfpflug weitgedehnte Gebiete erobert. Während in Frankreich im Jahre 1878 nur 14 größere Besitzungen die Dampfcultur eingeführt haben, erstreckt sie sich in Deutschland über deren hundert, und zwar vermöge des daselbst nach englischem Vorbilde eingeführten Vermiethens der Apparate. In Oesterreich-Ungarn sind derzeit, wenn wir recht berichtet sind, sechzehn Dampfpflüge in Thätigkeit, die meisten — und zwar nach dem Zweimachinensystem — auf den Herrschaften des Erzherzogs Albrecht. Eine bedeutende Vermehrung dieser Zahl steht in der nächsten Zeit bevor, zumal auch eine renommirte böhmische Maschinenfabrik, auf Veranlassung des Fürsten Schwarzenberg, die Herstellung von vereinfachten Dampfculturwerkzeugen nach inländischer Verbesserung unternommen hat. Sonst sind alle Dampfculturapparate, welche in diesem Augenblicke auf dem Erdboden thätig sind, und deren Anzahl man auf ca. 2000 Stück veranschlagen mag, britisches Fabrikat, und zwar hat ein einziges Etablissement, dasjenige von Charles Fowler in Leeds, davon gut drei Vierteltheile geliefert.

Auch in der Pariser Weltausstellung von 1878 nahmen die Apparate zur Bodencultur mittelst Dampf den hervorragendsten Rang ein unter den Tausenden hier zur Schau gebrachten landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthen; auch auf dem Marsfelde, wie in Philadelphia, Wien und London, ist es das Haus Fowler, dessen Erzeugnisse auf diesem Gebiete alle übrigen in Schatten stellten. Sie sind bewundernswürdig ausgeführt, solid und doch zugleich hoch elegant, diese Traction engines, Balance ploughs, Steam-Cultivators u. s. w., aber hervorragende Perfectionen seit dem Jahre 1873 sind an ihrer Construction nicht zu gewahren. Wohl aber sind viele Detailverbesserungen, insbesondere auch neu erdachte Anwendungsarten der Dampfkraft auf die Arbeiten der Bodenbestellung zu verzeichnen. Der letzteren sind es vorzugsweise drei, welche in Binnenropa noch ziemlich unbekannt, daneben aber interessant genug sein dürften, um ihnen einige Worte zu widmen, nämlich: 1) der Steinhebe-Dampfapparat; 2) der Schiff-Dampfpflug und 3) die Dampfma-

Der erstgenannte Mechanismus verdankt seine Construction einer Idee des für jeden landwirthschaftlichen Fortschritt begeisterten Herzogs von Sutherland. Auf seinen weitläufigen Besitzungen in Schottland hatte er die Urbarmachung weitgebehnter Haideflächen des Hochlands in Angriff genommen; derselben setzten sich als schwierige Hindernisse entgegen die weitverästeten Wurzelsstöcke von Zwergbirken, und namentlich Steine in außerordentlicher Anzahl und Größe. Einzelne, durch Menschenkräfte ausgeführte Neuland-Rodungen hatten aber den Beweis geliefert, daß der gewonnene jungfräuliche Culturboden wahrhaft exzessive Haferernten leistete, also jedenfalls der Bearbeitung werth sei. Demzufolge entschloß sich der Herzog, im Einverständniß mit seinem Culturingenieur Mr. Greig, zur Beurbarmachung im Großen und Übertrag der Fowler'schen Fabrik die Herstellung eines dazu geeigneten Dampfapparats. Diese gelang vollständig. Der zum Zwecke construirte Wechselflug nimmt nur eine Furche auf einmal vor; ein gewundenes Streichbrett aus Stahlblech wendet zuerst die Haidenarbe und die Ackerfrume, wenn solche vorhanden ist; dann folgt ein ungewöhnlich mächtiger Zahn oder Wähler aus Gußstahl, der 60 bis 70 cm. in den Untergrund eindringt. Mit einer Locomobile von 14 bis 16 Pferdekraft betrieben, hebt derselbe die Steinblöcke empor und bringt sie auf die Oberfläche. Sind sie zu groß, so muß der Pflug stillhalten; die Findlinge werden durch Arbeiter losgegraben, dann mit einer Kette gepackt, und mittelst des Kabels der Dampfmaschine aus dem Felde geschleift. Auf den beschriebenen Pflug folgt eine Schleife, welche durch die Arbeiter mit den zu Tag gebrachten Steinen beladen wird; auch sie empfängt gleich dem Pfluge ihre Bewegung abwechselnd von den beiden Automobilen und entlädt ihre Fracht an der Grenze des Maschinenbezirks. Gilt es, Birkenwurzelsstöcke anzuhoben, so werden 10 bis 12 Bäume mit einander durch Ketten verbunden, worauf das Kabel sie ausreißt und bis zum Feldeande schleift. Nach der Entfernung der Blöcke und Stöcke wird das zu beurbarende Feld tüchtig gefalzt; zu dem Ende geht ein mit dem Material beladener großer Schlitten

zwischen den Straßenlocomotiven hin und her, auf welchem acht Mann mit Schaufeln den Kalk zur Rechten und zur Linken auswerfen. Dann muß er in gleicher Weise mit der Ackerfrume mittelst einer besonderen Scheibewalze (Disker) gemengt und zuletzt eine gründliche Röhrendrainirung vorgenommen werden. Als dann ist aber auch die Oebfläche in fruchtbarstes Ackerland umgewandelt, und sobald die gewonnenen Steine zur Straßenherstellung oder zu sonstigen Bauzwecken verwendet sind, die gänzliche Umgestaltung der betreffenden Gegend vollendet — zur Ehre nicht allein, sondern auch zum Gewinne der Unternehmer.

Die Dampfcultur per Schiff ist ein neuer Beweis von der oft berührten Thatfache, daß dem heutigen Ingenieurwesen nur ein Hinderniß gezeigt zu werden braucht, um sofort seine Ueberwindung zu finden. Bekanntlich ist das dreigetheilte Land Guyana in Südamerika ein durch Ungesundtheit des Klimas arg verurtheilt; sein fruchtbarster Theil war früher Britisch-Guyana, dessen Oberfläche fast nur aus pesthauchenden Morästen bestand; aber die Engländer verstehen das Colonisiren und die Drainage; durch ausgeübte Anwendung der letzteren besitzt heutzutage das ehemals für Europäer fast unbewohnbare Gebiet ein für diese ganz erträgliches Klima. Auf den weitgebehnten Zuckerseldern von Demerara beabsichtigte Mr. William Russell, einer der reichstbegüterten Plantagenbesitzer, die Dampfcultur einzuführen, welche sich schon in Indien und Aegypten zu gleichem Zwecke trefflich bewährt hatte. Nun ist aber der gesammte District planmäßig von einem Systeme breiter Entwässerungsgräben, welche meist in der Entfernung von je 100 Meter parallel mit einander laufen, durchzogen, was natürlich den Verkehr mit den Straßenlocomotiven ungemein erschwert. Die Fowler'sche Fabrik sandte ihren trefflichsten Ingenieur und Partner, Max Gyth, — ein Württemberger, bekannt als Poet und Verfasser des „Skizzenbuch eines Ingenieurs“ — an Ort und Stelle, um die Angelegenheit gründlich zu studiren, und dieser entwarf folgenden Plan: Da die Communicationswege durch Canäle gebildet werden, so müssen die Straßen-



Dampfzug mit Locomobile.

680
locomotiven auf diesen circuliren und zu dem Ende auf besonders construirte Schiffe oder Pontons gestellt werden. Weil es aber ökonomisch vortheilhafter erscheint, ein Feld von 400 Meter Breite zu bearbeiten, als ein solches von 100 Meter, so müßten gleichzeitig fliegende Brücken hergestellt werden, die den Dampfzug hergestatten, die Zwischencanäle zu überschreiten und somit vier Meliorationsabtheilungen von je 100 Meter Breite auf einmal umzubringen. Das Project wurde ausgeführt und reüssirte vollständig. Die Betriebsmaschinen befinden sich auf Schiffen und bewegen nicht allein die Winde des Pfluglabels, sondern auch eine Serie von Ankerwinden, um sich selbst über solche Canalstellen hinwegzuhelfen, wo das Wasser momentan versiecht ist. Sobald dieser Fall eintritt, wird 100 Meter vorwärts ein Anker am Uferrande ausgeworfen, und das Fahrzeug klist sich an dessen Kabel auf dem Schlamm gleitend vorwärts. Zugleich ist die Maschine mit einem kleinen Galgenkrahn versehen, der dazu dient, an jedem Feldende den mehrscharigen Cultivator, dessen man sich als Bodenbearbeitungswerkzeug am meisten bedient, aus der Erde zu heben und in die entgegengesetzte Richtung zu stellen. Der Erfolg dieser Dampfbestellung der guyanischen Zuderplantagen ist bisher ein so außerordentlicher gewesen, daß voraussichtlich binnen wenigen Jahren eine andere Art der Bodenzubereitung in jenen Gegenden kaum mehr gefunden werden dürfte.

Die allerneueste Anwendung der Dampfkraft auf die Bodencultur präsentirt sich in der Dampfmähemaschine, von welcher mehrere Exemplare von außerordentlichen Dimensionen in der Pariser Weltausstellung zu sehen waren, allgemein angestaut, zugleich die einzigen wirklichen Neuheiten im unabsehbaren Gewühle der landwirthschaftlichen Maschinen. Die Dampfmähemaschine wurde zuerst construiert in den Ateliers der durch ihre Straßenlocomotiven berühmt gewordenen Maschinenfabrik von Aveling und Porter in Rochester. Sie arbeitet vermittelst der Betriebskraft zweier Automobilen, wie sie zum Dampfplügen gebraucht werden, welche sie demnach in einer Zeitperiode beschäftigt, in der sie gewöhnlich zu feiern

pflegen. Diese riesigen Mechanismen finden vorzugsweise Verwendung auf den unermesslichen Getreideebenen des westlichen Amerikas, wo der fast noch jungfräuliche Boden der Prairien und Savannen ganz kolossale Körnerernten hervorbringt, zu deren Erzeugung und Vervielfältigung es an Menschenkräften mangelt, so daß die Maschine zur ausreichenden Hülfeleistung herbeigezogen werden muß. Eine Getreidemähemaschine gewöhnlicher Construction mit Pferdegespann legt in einem Tage 4 Hectar Getreide in regelmäßigen Belegen nieder, wenn sie nicht, nach den neuesten, noch nicht ganz vollkommenen Systemen, diese gleich in Garben rafft und bindet; eine Dampfmähemaschine dagegen fertigt in der gleichen Zeit 20 bis 25 Hectar ab. Aveling und Porter haben auch den in Paris zur Anschauung gebrachten Versuch gemacht, eine Straßenlocomobile hinter die Mähemaschine zu stellen und diese vor sich her schieben zu lassen, wie dies ja auch bei der ersten aller Erntemaschinen, der schottischen von Bell, der Fall mit dem Gespanne war. Er kann nur auf besonders günstigem Terrain Erfolg haben; jedenfalls wird die größere Leistung auf Seiten der ersten Construction stehen.

Wird die ökonomische Seite der Benützung der Dampfkraft bei der Bodencultur derart in Erwägung gezogen, daß einfach ihre Kosten mit denjenigen früherer und jezt noch allgemein verwendeter Betriebskräfte für gleiche Flächen mit einander verglichen werden, so pflegt sich gewöhnlich ein nicht unbeträchtliches Deficit zu Ungunsten des neuen, gewaltigen Motors herauszustellen. Es ist aber ganz falsch, wenn in dieser Weise calculirt wird. Der Vortheil der Dampfcultur liegt keineswegs in der Ersparniß, sondern im Ertrage; sie bildet die Spitze der intensiven Hochwirthschaft unserer Zeit. Der Hauptgewinn, den sie bietet, besteht darin, daß sie jederzeit gestattet, die Bodenbearbeitung zur gelegentsten Periode vorzunehmen; sie kümmert sich weder um excessive Trockenheit, noch Feuchtigkeit. Es ist ferner ganz unmöglich, mit irgend andern Kräften das Erdreich so kräftig, so tief, so vollständig umzubringen, zu wenden und aufzulockern; durch eine solche gründliche Tiefarbeit werden aber bisher un-

benutzte Bodenschichten aufgeschlossen, den Pflanzenwurzeln der Untergrund eröffnet, der Atmosphäre erweiterter Zutritt geschaffen; die Folge sind doppelt und dreifach, in Qualität und Quantität, bessere Ernten. Zugleich vermeidet die Dampfbodencultur den bedeutenden Nachtheil des Tritts der Zugthiere auf dem weichen Acker; ein Pferdegespann tritt beim Umpflügen eines Hectars Land nicht weniger als 750,000 Mal auf; ebenso viele Stellen werden hierdurch geschaffen, an welchen die gelockerte Erde wieder festgestampft ist, die darauf fallenden Körner oder Wurzeln also in anderen, ungünstigeren Conditionen aufwachsen müssen als ihre Nachbarn in der nicht gefesteten Krume. Daher steht auch die Saat nach der Dampfbestellung so wunderbar gleichmäßig, wie dies auf keine andere Weise erreicht werden kann. Im Verhältniß bedarf dieser Betrieb nur einer geringen Beihülfe von Menschenkräften — das Ziel alles Maschinenwesens! —, es kann daher eine Auswahl der Beschäftigten und eine höhere Auslohnung derselben stattfinden. Die nothwendige Equipage für einen Dampfculturapparat des Zweimaschinensystems von 10 bis 14 Pferdekraft hat zu bestehen aus zwei Maschinenführern, zugleich Heizern, für die beiden Locomotiven, aus einem Pfluglenker, und aus einem Mann für die Zuführen von Wasser und Kohlen. Werden außergewöhnliche Tiefarbeiten vorgenommen, so wird noch ein besonderer Mechanismus nothwendig, um die Ackerinstrumente am Ende jeder Furche aus der Erde zu heben und sie wiederum einzusetzen; fünf Mann sind daher höchstensfalls zu jeder Art der Dampfboodenbearbeitung nothwendig. Die Leistung eines Dampfplugs beträgt für den zehnstündigen Arbeitstag im Durchschnitt: bei einer Tiefaderung bis zu 50 cm. ungefähr 1 Hectar; bei 30 cm. Furchentiefe und halber Pflügung 2 Hectar; bei 20 cm. voller Ackerung 5 Hectar; Bearbeitung mit dem Cultivator (vielscharigen Reißpflug) auf 12 cm. Tiefe 12 Hectar; mit der Dampfegge 20 Hectar; mit der mehrtheiligen Walze 24 Hectar. Demnach sehr anerkennenswerthe Leistungen.

Bekanntlich tagte vom 1. bis 20. Juni v. J. zu Paris neben der Weltausstellung im barocken Prachtbau des Trocadero ein

vielfbesuchter internationaler Congress der Landwirthe. Derselbe verhandelte u. A. auch die Frage der Dampfbodencultur in eingehender Weise und hatte zugleich das Glück, dieselbe durch praktische Demonstrationen im Großen auf das anschaulichste illustriert zu sehen. Sie wurde in Frankreich eingeführt durch Mr. Armand Decauville, Gutsbesitzer zu Bois Briard und Petit-Bourg, 27 km. von Paris entfernt, dicht bei der Station Evry der Eisenbahnlinie nach Lyon gelegen. Dieser merkwürdige Mann, ein phänomenales Product unseres Jahrhunderts, war einer jener rastlosen, aber zähen Geister, welche Alles durchsetzen, was sie ergreifen, und unter deren Händen sich jedes Material in Gold verwandelt. Als ältester Sohn — dort herrscht die Minoritäts-Erbfolge — von der Uebnahme des reichen Güterbesitzes seiner Familie ausgeschlossen, aber doch der Tradition seines alten Hauses zufolge für keinen anderen Stand prädestinirt, als denjenigen eines Landwirths, übernahm er nach absolvirten Rechtsstudien die Pachtung der Domaine Petit-Bourg, deren altes, einst der Montespan gehöriges Schloß jetzt eine Besserungsanstalt für junge Verwahrloste ist. Hier gründete er zunächst eine großartige Rüben-Spiritus-Destillation, wozu er sich die Apparate im Verein mit dem Ingenieur Davy selber baute, anfänglich in einer verlassenen Scheune; aus diesem unscheinbaren Beginnt entstand eine Brennererei-Apparate-Fabrik mit 70 Arbeitern. Schon im Jahre 1858 empfing Mr. Decauville aîné, wie er allgemein genannt wurde, den großen Ehrenpreis der Regierung für die beste Führung einer Gutswirthschaft im Departement Seine et Oise; 1864 beschäftigte er — namentlich in berühmt gewordenen Mühlensteinbrüchen — schon über 600 Arbeiter, welche in Musterwohnungen untergebracht und zu einer socialen Gemeinde vereinigt sind; 1867 fand zu Petit-Bourg der erste internationale Concours für Dampfbodencultur in Frankreich statt, dem Verfasser dieses beigezogen und ihn beschrieben hat. Von da ab wurde die Domaine ausschließlich mit Dampf bearbeitet. Das höchste Verdienst aber hat Mr. Decauville sich erworben durch die Erfindung und Einführung der transportablen landwirthschaft-

632
 lichen Eisenbahnen, welche eine ebenso vielseitige Anwendung als anfordernd. Auch die Verbreitung dieser dinst er eine für die Construction dieser Etablissements, großartigste mechanisches Etablissement, welches bis jetzt gegen 400 complete Systeme des „Patent portable tramway“ in alle Welt geliefert hat. Der Erfinder aller dieser Dinge, der Gründer und Regent des isolirten Staates von Petit-Bourg, ist zwar, nur 50 Jahre alt, schon 1871 in Folge geistiger Ueberanstrengung gestorben, allein er hat Talent und Energie auf seinen Sohn Paul Decauville reichlich vererbt. Auf dessen Einladung hin haben die Mitglieder des erwähnten Congresses die Domaine Petit-Bourg besucht und daselbst nicht allein glänzende Aufnahme, sondern auch eine Fülle von Belehrung gefunden, wie sie kaum von irgend einem anderen Landgute des Continents wird geboten werden können. Insbesondere wurden hier die hartnäckigsten Gegner der Dampfbodencultur durch den Augenschein so gründlich belehrt, daß sie mit einem Male zu deren enthusiastischsten Vobrednern wurden; an jenem Tage unseres Besuches sind in unserer Gegenwart allein vier Abschlüsse auf Dampfculturapparate erfolgt und haben sich zwei Mieth=Associationen behufs deren Einführung gebildet.

Uebrigens ist nicht bloß das zu Petit-Bourg heimische Zweimaschinensystem von Fowler in Frankreich heimisch, sondern auch das billigere — freilich auch minder leistungsfähige — des „Round about“. Letzteres ist von dem Ingenieur und Gutsbesitzer Mr. Debains zu Saint-Nemy-Clairfontaine nach englischem Vorbild umgemodelt worden und arbeitet mit Benutzung einer gewöhnlichen zehnpferdigen Vocomobile auf genanntem Gute zu Aller Befriedigung.

Der internationale Congress der Landwirthe zu Paris hat einstimmig das Verdict abgegeben, daß die Anwendung der Dampfkraft auf die Bearbeitung des Bodens, obgleich unzweifelhaft verbesserungsfähig, doch jetzt schon eine Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, welche sie in allen dafür geeigneten Lagen auf das dringendste empfehle als das vorzüglichste und sicherste Mittel zur Erhöhung der Bodenrente, zugleich aber auch als

einen neuen und festen Grundstein zu der notwendigsten agricolen Reform der Zeit — zur Unabhängigkeitserklärung des Landwirths von den unverläßlichsten Tribrädern seines mühevollen Berufs, von der Witterung und den — Menschen.

II. Fremde Hölzer.

„Die vordringende Cultur rottet die Wälder aus, die fortgeschrittene pflanzt sie wiederum an.“ Dieser Wahrspruch kennzeichnet die forstlichen Bestrebungen der Gegenwart in den Ländern der Civilisation, deren es leider in dieser Beziehung nur ganz wenige giebt. Die Forstwirtschaft der Neuzeit hat vorzugsweise die Aufgabe, thunlichst gut zu machen, was vorausgehende Generationen unbedachtam an dem Walde geschevelt, dessen Bedeutung für die Volkswohlfaht freilich auch nur in jüngster Epoche richtig erkannt und gewürdigt worden ist. Erst im neunzehnten Jahrhundert wurde eine wahrhaft rationelle, auf wissenschaftlicher Basis begründete Cultur der Forste eingeführt, zunächst durch die Staatsregierungen, deren Domänenbesitze großentheils aus solchen bestanden, die aber auch zugleich berufen waren und sind, den klimatischen Werth der Waldungen zu befestigen oder wiederherzustellen und den Privateigenthümern mit fortschrittlichem Beispiele voranzugehen. Die bisherigen Weltausstellungen haben demzufolge auch der forstlichen Production, sowie dem Betriebswesen steigende Aufmerksamkeit gewidmet; besonders reich beschied und lehrreich in dieser Richtung war diejenige von 1867 in Paris, woselbst Frankreich zum ersten Male seine forestalen Einrichtungen zur allgemeineren Kenntniß brachte und Oesterreich-Ungarn das erdrückende Uebergewicht seiner Walderzeugnisse in großartiger Weise vor Augen führte. Auch die jüngste Pariser Weltansstellung ward dem forstlichen Zweige der Urproduction gerecht; er entwickelte sich zwar diesmal minder breit und auffallend, dagegen intensiver, geordneter, belehrender, als ehemals. Daher waren die Forstabschteilungen auf dem Marsfelde und dem Trocaderoplätze hervorragende Objecte, welche nicht bloß den Beifall der Kenner fanden, sondern auch Anziehungskraft auf ein größeres Publi-

kum ühten. Neben der einen besonderen Pavillon auf dem rechten Seine-Ufer, ganz nahe bei der Zenabridge, füllenden Forstausstellung Frankreichs, welche in Anordnung und systematischer Anschaulichkeit das Höchste leistet, mußte wiederum diejenige Oesterreich-Ungarns in dem Annex bei der Porte Desaix als die gelungenste, am geschmackvollsten arrangirte bezeichnet werden. Aber auch andere Länder, vor Allem Ostindien, Canada, Australien und die britischen Colonien überhaupt, haben in der Darlegung ihrer Waldschätze Treffliches geleistet; das Studium derselben wird erschwert durch die Ueberfülle an Material, worunter vielerlei bisher noch ganz Unbekanntes. Es soll nicht Zweck dieses Essay sein, die forstliche Production und Organisation der einzelnen Länder zu schildern oder einer Kritik zu unterziehen; dies würde viel zu weit führen und höchstens den Mann vom Fache des Näheren interessieren. Es sollen hier nur verschiedene merkwürdige Holzarten oder Waldproducte des Auslandes herausgehoben werden, die allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen und zugleich eine Illustration des Reichthums der tropischen und subtropischen Gebiete an derselben Erzeugnissen vermitteln. Von vornherein möge bemerkt werden, daß wir dabei Acclimatisationszwecke weniger im Auge haben. Wir halten dafür, daß ebenso wenig, als die Einführung neuer landwirthschaftlicher Nutzpflanzen, diejenige von Forstgewächsen nothwendig oder wünschenswerth sei, so lange die einheimischen dem Bedarf vollkommen entsprechen und, wo dies nicht der Fall ist, durch die bessere Cultur und Pflege veredelt oder vermehrt werden können. Was der Luxus an besonderem Material bedarf, das bringt heutzutage der Handel leicht herbei.

Von keinem Baume ist wohl gegenwärtig in der Welt mehr die Rede als von dem Blaugummibaume, *Eucalyptus globulus*. Derselbe ist Glied einer weitverzweigten Sippe, welche meistens theils in Australien heimisch ist und verschiedene auffallende Eigenschaften besitzt. Ihre einzelnen Arten sind gekennzeichnet durch die eigenthümliche Stellung der Blätter, senkrecht gegen die Sonne, so daß sie nur geringen Schatten geben; durch einen Polymorphismus, welcher die

Belaubung junger Stämme ganz anders aussehen läßt als diejenigen der älteren; durch einen reichen Gehalt der einzelnen Theile an Tannin und ätherischen Oelen; endlich durch ein gewaltiges Wachsthum. Namentlich gehört der „Blue-gum-tree“, *E. globulus*, zu den Riesen der Pflanzenwelt. Er erreicht unter günstigen Verhältnissen einen Durchmesser von über 12 Meter, eine Stammhöhe bis zu 150 Meter und darüber, so daß er das höchste Werk der Menschenhand, die Cheops-Pyramide, zu beschatten vermöchte und der californischen Riesen-Eiche, *Sequoja Wellingtoniana*, den Rang streitig machen kann. Ein Hain solcher Eucalyptusstämme, wie er insbesondere auf Tasmanien, ihrer eigentlichen Heimath, vorkommt, gewährt einen ebenso eigenthümlichen als imposanten Anblick; da bei den alten Bäumen die Verästelung häufig erst mit hundert Meter Höhe beginnt, so glaubt der zwischen ihnen Wandelnde sich in einer unermeßlichen Säulenhalle mit silbervergitterter Kuppel zu befinden, durch deren Maschen der Sonnenstrahl bricht. Die Schnelligkeit des schönen Baumes mag daraus entnommen werden, daß er mit zehn Jahren die Dimensionen einer kräftig entwickelten hundertjährigen Eiche zeigt. Für die erste Pariser Weltausstellung waren Bohlen von 55 Meter Länge, 0,54 Meter Breite und 0,16 Meter Dicke in Hobartown zugerichtet worden; sie konnten jedoch nicht expedirt werden, weil kein Schiff sie zu laden vermochte. Diesmal hatten die Australischen Colonien Proben von minderem Umfange ausgestellt, vorzugsweise Eisenbahnschwellen, zu welchen sich das harzreiche Holz besonders eignen soll; Aufsehen machte daneben eine 7 Meter lange, 1,50 Meter breite und 0,20 Meter dicke Bohle des Red gum, *E. rostrata*; sie ist zur Hälfte polirt und zeigt eine schöne rothe Farbe. Vor 18 Jahren wurden die Nilgiri-(Neilgherri-) Höhenzüge in Ostindien zum ersten Male mit aus Australien bezogenen Blaugummibäumen aufgeforstet; bei 7400 Fuß über dem Meere haben dieselben gegenwärtig eine Höhe von 97 Fuß und einen unteren Stammdurchschnitt von 2,5 Fuß erreicht. Außer Mustern von diesen waren auch noch solche von jüngeren Anpflanzungen in 6000 Fuß Elevation eingefandt; bei einem Alter

von 2, 3 und 4 Jahren zeigen die Stämmchen ein Höhengwachsthum von 42, 43 und 60 Fuß englisch. Stammburchschnitte, Rinden und Producte von *E. globulus* waren ferner in der sehr interessanten Abtheilung der Algerischen Forstzeugnisse ausgestellt. Der Blaugummibaum hat nämlich seit 25 Jahren eine Weltwanderung angetreten und sich in diesem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume über alle Erdtheile verbreitet. Dies verdankt er einer höchst merkwürdigen Eigenschaft, auf welche zuerst der berühmte deutsche Botaniker Dr. Ferdinand Baron von Müller, gegenwärtig Director des botanischen Gartens in Melbourne, im Jahre 1854 aufmerksam gemacht hat. Der Blaugummibaum vermag nämlich eine ganz außerordentliche Quantität Wasser aus dem Boden aufzusaugen und durch seine Blätter zu verdunsten; auf diese Weise wirkt er, unterstützt von den aromatischen Exhalationen seiner grünen Theile, antiasmatisch. Es ist durch die Erfahrung hinlänglich dargethan, daß durch Anpflanzungen damit berückigte Fiebergegenden vollständig assanirt worden sind; in Cuba, in Californien, am Cap, im ostindischen Punjab, in Algerien haben die Eucalyptus-Plantagen ihren Zweck der Gesundmachung versumpfter Ländereien vollständig erfüllt, nicht minder aber in Europa, woselbst in der römischen Campagna, im südlichen Frankreich und im Litorale der Adria ausgedehnte Beforstungen mit dem werthvollen Baume unternommen worden sind. Seiner specifischen Wirkung verdankt er den Ehrennamen „Fieberheilbaum“, den ihm zuerst die Spanier beigelegt haben, in deren Lande er zum allgemein verbreiteten Allcebaum geworden ist. Nichts lag näher, als auch das aromatische Princip der grünen Theile des Eucalyptus medicinisch zu verwerthen; die daraus bereitete Tinctur ist als Mittel gegen intermittirende Fieber in die Pharmacopöe aufgenommen. Außerdem aber hat sich die Hygiee-Industrie der Noxität bemächtigt; auf Anregung des Dr. Miergues in Constantine werden unter den Namen: Eucalyp, Eucalyptère, Eucalyptreuse, Eucalypmouth und Eucalypsinthe Li-queure und Syrupe erzeugt, deren hygienische Wirkungen hochgepriesen sind. Das letztgenannte Präparat soll den verberb-

lichen Absinth ersetzen, mit anderen Worten, den Teufel durch Beelzebub austreiben. Uebrigens hat eine renommirte Firma, diejenige der Provencer-Def-Handlung Bessède fils in Marseille, die Fabrication und den Vertrieb dieser Producte in die Hand genommen, sowie dieselbe in dem Locale der französischen Bodencultur-Exponenisse demonstrativ zur Ausstellung gebracht.

Im rechten Pavillon des Ehrentractes vom Industriepalaste auf dem Marsfelde gelangte die Bodenproduction der britischen Colonien wirkungsvoll zur Anschauung. In der That konnte das Arrangement dieser Abtheilung ebenso pittoresk als zweckentsprechend genannt werden. Canada spielt in Bezug auf Forstproducte eine hervorragende Rolle. Der Reichtum der Wälder dieses eigentlich noch wenig bekannten und besiedelten Landes muß ein unermeßlicher sein, wenn wir nach seiner Vertretung auf den Weltausstellungen urtheilen; sie ist am umfassendsten gewesen 1862 in London, dann 1873 in Wien. Bei der letzten Exposition sind nur wenige Aussteller in dieser Gruppe zu verzeichnen, aber die eingefandten Sammlungen repräsentirten doch ziemlich vollständig die kaum erschlossenen Bestände der canadischen Urwälder an Ulmen, Eichen, Birken, Eschen, Ahorn, Buchen, Wildbirken, Hickory, Butternuß, Nadelhölzern u. s. w. Leider fehlt es in Canada vielfach an Menschenkräften zur Gewinnung und Vergung der Naturproducte; die Arbeitslöhne sind ein wesentliches Hemmniß der Erweiterung des Exports. Wo nur irgend thunlich, wird daher zur Maschine gegriffen, und sonach ist auch die Dampfbaumsäge dort zuerst zur allgemeineren Anwendung gelangt, in der sie sich bis jetzt vollkommen bewährt hat. Sie besteht im Wesentlichen aus einem transportablen Dampfzylinder, welcher eine Freisäge in passendem Gestänge regiert, deren Bewegung rückwärts bedeutend schneller als vorwärts ist. Die bewegende Kraft wird vermittelt durch eine Locomobile mit Verticalkessel, deren Dampf durch besonders construirte Kautschukschläuche der Arbeitsmaschine zugeführt wird. Eine derartige Dampfäge, deren Vorwärtsbewegung 3 bis 9 Minuten per Meter in Anspruch nimmt, hat auch die

Douglas-Fichte gefällt, deren Stammdurchschnitt das merkwürdigste Specimen der Canadensischen Ausstellung bildete. Derselbe hat einen Durchmesser von 2 Meter bei einer Höhe des Baumes von 102 Metern; die Jahresringe ergeben ein Alter von 566 Jahren; bei der Entdeckung Amerikas durch Columbus war daher der merkwürdige Baum, der Art nach eine der schönsten Coniferen, schon 180 Jahre alt!

Britisch-Guyana, ein wegen seines tödtlichen Klimas lange Zeit hindurch verschrieenes, aber, wie wir in der vorhergehenden Skizze dargelegt, in der Neuzeit großentheils assanirtes Gebiet, scheint eine ganz unerschöpfliche Productionsquelle für Ruchshölzer der verschiedensten Art zu sein. Darunter befinden sich die seltensten, für Luxusarbeiten gesuchtesten Sorten. Im Ganzen waren deren 90 aufgestellt, von welchen die wenigsten näher bestimmt sind, so daß man sich mit den seltsamsten klingenenden indianischen Bezeichnungen begnügen muß, wie: Mamooriballi, Itikibouraballi, Manniballi, Dukalaballi u. s. w. — wobei zu bemerken, daß „Balli“ Holz oder Baum bedeutet. Am meisten bekannt und verwendet sind von diesen kostbaren Holzarten: die Lettern-Hölzer, Buro-Koro, Letter Wood (*Brosimum Aubletii*) und Tibicusi, Bastard letter wood (nicht bestimmt) mit prächtigen buchstabenförmigen Zeichnungen in dunkelbrauner oder schwarzer Farbe auf hellbraunem (rebhuhnfarbigem) Grunde, nur für ganz feine Arbeiten: Einlagen, Spazierstöcke und dergl., von den Eingeborenen zu Vogen verwendet, und selbst an Ort und Stelle hoch im Preise; das schön gestreifte Zebraholz, Hiawaballi (*Omphalobium Lambertii*); das wohlriechende Kumara oder Tonkin-Bohnenholz (*Dipterix odorata*) außerordentlich fest und dauerhaft; der Baum liefert zugleich in seinen Schoten die Tonka- oder rectius Tonkin-Bohne, deren aromatisches Princip Cumarin der caraischen Benennung des Baumes seinen Namen entlehnt hat. (Bekanntlich bildet dasselbe auch einen Bestandtheil des Ruchgrases — daher der angenehme Geruch frischen Heus —, des Waldmeisters u. a.) Weiße Eder, Milch- oder Ruchbaum (*Huhyu*), Grünherzholz und Purpurherzhölzer (*Nectandra Rodiooi* und *Co-paifera pubiflora* sowie *bracteata*, guya-

nisch Kooroo-boorelli), die für den Schiffbau hochgeschätzten Mora-Bäume (*Mora excelsa*), und viele andere ebenso schöne als nutzbare Gattungen bilden neben einander eine der sehenswürdigsten Collectionen. Nicht übersehen werden darf die Ita-Palme, Tibisiri, deren Spiralblätter eine zu Flecht- und Seilwerken brauchbare Faser liefert, woraus die Eingeborenen Hängematten verfertigen, die nicht selten in den Handel gelangen. Auch andere Naturproducte, oft seltsamster Art, stempelten die Ausstellung von Britisch-Guyana zu einer hoch interessanten. Es sei hier nur z. B. auf die eigenthümliche Substanz „Cassareep“ aufmerksam gemacht, welche einen Bestandtheil des westindischen Nationalgerichtes „Pepper-Pot“ bildet und angeblich eine derartige antiseptische Wirkung äußert, daß damit zubereitete Speisen sich trotz des heißen Klimas länger conserviren sollen als auf irgend eine andere Art. Die holländischen Ansiedler sollen ihren Pepperpot — eine fürchtbar gewürzte Fleischsülze — durch öfters wiederholten Zusatz von etwas Cassareep oft mehrere Jahre ohne Unterbrechung im täglichen Gebrauche haben — was ihnen wohl bekommen möge!

„Diese Fluthen sind das Indische Meer, diese Inseln die Seychellen“ — also beginnt ein Freiligrath'sches Gedicht. Das ist aber auch so ziemlich Alles, was selbst der Gebildete von der entlegenen Eilandgruppe weiß. Und doch entwickelt sich ihr eng umgrenztes, von den Korallenthieren aufgebautes Territorium mit seiner etwa 10000 Seelen fassenden Volkszahl unter britischer Oberhoheit in aller Stille ganz vortrefflich. Liegt doch vor uns der „Catalogue des objets envoyés par les Iles Seychelles à l'exposition de Paris 1878“ gedruckt im „Government printing office by R. Mc. Gaw, chief government printer“ in der Hauptstadt Mahé! Allerdings sieht das Stück etwas grotesk und altväterisch aus, erinnert in Lettern und Satz an die Leistungen der Typographie in deren Winckelnepoche, aber es ist dennoch etwas: eine Druckerei auf einer Insel mitten im Stillen Ocean für so geringe Bevölkerung! Diese aber scheint die Vortheile ihrer Lage und Zone nach Kräften auszubenten. Die Seychellen sind mit einem Pflanzenwachsthum ge-

segnet, welches einzig in seiner Art ist. Palmen und Pandaneen herrschen vor: *Lodoicea Seychellarum*, *Areca Seychellarum*, *Deckenia nobilis*, *Verschaffeltia splendida*, *Nephrosperma Van Houtteana*, *Roscheria melanochoetis*, *Cocus nucifera* n. a., von letzteren *Pandanus Hornei*, *P. odoratissimus*, *P. Seychellarum*, *P. multispicatus* etc. Ganz vorzügliche Kugelhölzer liefern der Inseln Sandelbaum, *Carissa Seychellensis*, der Eisenholzbaum, *Vateria Seychellarum*, der Rothholzbaum, *Wormia ferruginea*, der Kapuzinerbaum (?) und eine *Imbricaria*, welche das berühmte gewässerte Mattenholz (*Bois de natte moiré*) erzeugt, ein vielgesehtes, theuer bezahltes Material der Kunsttischlerei. Von den Frucht- und Gewürzbäumen, wie Zimmt-, Nelken-, Pfefferbäumen, Hepperiden, Goyaben, Brotbäumen und ihren Kollegen soll hier ebenso wenig berichtet werden, wie von den Blumenbäumen Ylang-Ylang oder Mammen mit ihren geradezu berauschenden Düften — auch dürfen wir hier nur nebenbei die aus ca. 1000 Species bestehende Sammlung von Muscheln der Seychellen (hierfür bekanntlich der erste Fundort der Welt), ein wahrhaft blendendes Ausstellungsobject, erwähnen — können uns aber nicht versagen, einen längeren Blick zu werfen auf eines der merkwürdigsten Producte dieser Korallengruppe. Es ist dies der Meeres-Cocos, auch Doppelcocos genannt, die Frucht der *Lodoicea Seychellarum*, einer prächtigen Palmenart, welche stets pfeilgerade bis 40 Meter hoch emporsteigt und mit 5 bis 7 Meter langen, bis 0,5 M. breiten Blättern eine wunderbare Krone bildet. Derselben entspricht die Frucht, eine gewaltige, sonderbar zweitheilig gespaltene Nuß von, wie die Vaskaren und Malayen meinen, unausständiger Form, die dem Baume auch den Namen „Nadenpalme“ verschafft hat. Er wächst stets dicht am Meeresrande, außer auf den Seychellen-Inseln Praslin, Rotonde und Curieuse noch auf einzelnen Malediven und Lakediven, auf dem Festlande aber nirgends. Ehe man ihren Standort und ihren Erzeuger kannte, schwammen solche Nüsse, von des Oceans Fluthen getragen, zuweilen fernen Küsten an, dann wurden sie, wenn nicht für Wunder, doch für das

kostbarste und seltenste Gut gehalten. Die Fabel bildete sich aus: Im Mittelpunkt des länderumgürtenden Meeres wächst ein riesiger Baum aus der Tiefe; hundert Jahre muß er wachsen, bis er sein Haupt über die Wasser ins Licht hebt; ebenso lange, um singend zu blühen, und dann um seine Früchte zu reifen. Von allen Richtungen der Windrose drängt die Wogenströmung gegen den Stamm dieses Baumes, der solchermaßen von einem unermesslichen Wirbelschlund umgeben, aus welchem den verirrtten Schiffen keine Rettung ist. Tausend Meilen weit davon entfernt giebt oft das Meer wieder heraus, was jener Abgrund verschlungen hat. So auch die Früchte des Wunderbaumes. Nur der kühne Sterbliche kann sie wachsen sehen oder pflücken, der sich dem Vogel Greif zwischen dem ungeheuren Gefieder zu verbergen wagt und so die Reise mit ihm macht nach dem Baum der Tiefe, seinem Ruhepunkte in der Wasserwüste. Also erzählten pfiffige Javanesen, die im 17. Jahrhundert mit den Meerpalmmüssen gewinnbringenden Handel trieben. Dem Retter seines Lebens und seines Reichs, dem holländischen Seehelden Hermanjen, wußte im Jahre 1602 der König von Bantam kein kostbareres Geschenk zu bieten als eine Meer-Cocosnuß; es war die erste, welche nach Europa gelangte, und der deutsche Kaiser Rudolph II. — ein passionirter Naturforscher oder Alchymist, was damals ein und dasselbe war — bot vergeblich 400 Goldgulden für die wunderwürdige Seltenheit. Erst der spätere Naturforscher Peter Sonnerat, der von 1774 an Ostindien und China bereiste, entdeckte die Palme, von der die sonderbare, jetzt gemeine, Frucht kam. Die *Lodoicea* ist aber immer noch der Stolz der Seychellen-Deute, und das mit Recht. Der Baum ist nicht nur sehr schön, sondern auch in hohem Grade nutzbar. Sein Holz liefert die stattlichsten Säulen und Balken zu Bauzwecken, die Blätter bilden Material zu Dachbedeckungen, Matten und Flechtwerken verschiedenster Art; es sind daraus gefertigte Buntschuhe, Hüte, Tressen, Fächer u. s. w. ausgestellt; die Nuß eignet sich zur Herstellung von mancherlei Gefäßen und Drechslerarbeiten, zumal sie eine sehr schöne, rothbraune Politur annimmt. In

welcher Fülle die seltsame Frucht zur Erzeugung gelangt, zeigte die von Mr. C. Button in Mahé zur Ausstellung gebrachte Meer-Cocostraupe im Gewichte von 105 Kilogrammen!

Von den Seychellen nach Ostindien sind es nur wenige Schritte, d. h. im Vordertracte des Ausstellungsgebäudes, wenn man, wie wir gethan, sich von rechts nach links wendet. Aber mit dieser kurzen Bewegung gelangt man aus den Gebieten der Realität in das Land der Märchen. Diese goldenen Kuppeln, diese mit Wunderwerken und Kostbarkeiten erfüllten Schreine versetzen uns im Augenblicke nach Agra, Suringapatnam oder Benares. Eine völlig neue Welt thut sich vor uns auf, fremd, aber bestirrend. Wenn wir diese Emails, Zuwelen- und Kustgoori-Arbeiten, Metalltauschirungen, geschnittenen Steine, Mosaiken, Schnitzereien in Elfenbein, Holz, Horn, die eigenartigen Gewebe und Töpferwaaren, die Stidereien, Waffen und Geräthe betrachten, oder vielmehr bewundern, dann drängt sich die Frage von selbst auf, ob das Kunstgewerbe mit der Höhe der Civilisation in irgend welchem Zusammenhang stehe. Hier möchte man sie fast verneinen. Der indischen Ausstellung kommt besonders zu gut, daß der Prince of Wales die bei seiner vorjährigen Reise gesammelten Geschenke und Erwerbungen aus dem Brahmanenlande in bewundernswürdiger Auswahl zur Exposition gebracht hat; niemals ist indische Kunst und Eigenart so zur Geltung gelangt, wie auf der 1878er Pariser Weltausstellung. Daher eröffnete auch mit Recht die bronzene Reiterstatue des Brinzgen, welche ihm ein indischer Großkaimann zu Bombay errichten läßt, die Exposition des seit uralten Zeiten Wunderlandes *κατ' ἔξοχον*, und blickt herausfordernd nach den französischen Diamanten. Aber es ist uns nicht vergönnt, uns in die heiteren Gebilde hindostanischer Kunst zu versenken; wir wollen nur einem Theil dessen gerecht werden, was dort die Natur verschwenderisch schenkt. Die Producte der indischen Wälder überbieten an Mannigfaltigkeit und Werth alle übrigen der Welt — sofern das Urtheil sich auf das in der Weltausstellung Gebotene stützen darf. Der besonders herausgegebene „Catalogue of specimens of timber,

bamboos, canes and other forest produce from the government forests in the provinces of India and the presidencies of Madras and Bombay“ — verzeichnet nicht weniger als 1400 einzelne Forstproducte aus 105 Pflanzenfamilien. Es sind darunter die seltensten und werthvollsten Hölzer, aber auch Nebenproducte, wie Früchte, Harze, Bast, Rinden, Fasern u. s. w. einbegriffen. An der Spitze der ostindischen Holzproduction steht das berühmte Teakholz von *Tectona grandis* aus der Familie der Verbenaceen, ein zu Dauerbauten, namentlich zum Schiffsbau, unübertroffenes, daher hoch im Werthe stehendes Material. Da durch rücksichtslose Ausbeutung seit Jahrhunderten dasselbe sparjam zu werden begann, so hat die britische Regierung durch ihren sehr gut organisirten indischen Forstdienst die Veranlassung getroffen, daß allenthalben *Tectona*-Pflanzungen und Baumschulen angelegt worden sind; von den ersteren sind schon 33jährige Stammdurchschnitte zur Anstellung gebracht worden. Mit dem Teakholz an Wichtigkeit wetteifert das wohlriechende Sandelholz der *Pterocarpus*-Arten *santalinus*, *indicus* und *Marsupium*; sein im ganzen Oriente hochgeschätztes Arom basirt auf dem Gehalt an Santalin oder Santalsäure. Andere merkwürdige Holzarten indischer Herkunft müssen wir leider bei Seite lassen; nur einen Blick werfen wir noch auf die Bambuse, welche in 27 Arten vertreten sind, wobei bemerkt werden muß, daß unter dem Collectivnamen „Bamboo“ alle nußbaren Rohre der Arten *Arundinaria*, *Thamnocalamus*, *Bambusa*, *Gigantochloa*, *Dendrocalamus*, *Pseudostachyum*, *Dinochloa*, *Cephalostachyum* und *Melocanna* verstanden werden, obgleich nur diejenigen der Species *Bambusa* das echte, zu tausenderlei Zwecken brauchbare und benutzte Bambusrohr liefern. Zu welchen Dimensionen *Bambusa gigantea* in günstigen Verhältnissen erwächst, zeigten die räumigen Tonnen, welche daraus mit Verwendung der Internodien geschnitten in der Ausstellung vorhanden waren (aus Burma).

Noch eine reiche Ernte wäre zu halten auf dem betretenen Gebiete, allein die Beschränkung ist uns geboten. Wir bebauern daher namentlich, nicht mehr auf

die Schilderung der Fortschritte eingehen zu können, welche die unter den ansehnlichsten Schwierigkeiten und mit den größten Opfern durchgeführte Anpflanzung der Chinchonabäume in Indien und Java gemacht hat, behalten uns aber vor, auf dies höchst interessante Thema, dessen Entwicklung sich fast romanhaft gestaltet hat, in geeigneter Zeit zurückzukommen.

III. In der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung.

Das jüngste Kind der Pariser Weltausstellung war ihre anthropologisch-ethnographische Abtheilung, zu deren Schöpfung die Idee erst in der letzten Stunde gefaßt worden, so daß jene auch darnach ausgefallen ist. Schon die Lage des ihr angewiesenen Pavillons bewies dies; er war ungemein schwierig aufzufinden, zumal er auf den Plans-Guides gar nicht angegeben ist. Jenseits der „chinesischen Mauer“, womit der Trocadero-Vorpark auf dem rechten Seine-Ufer im Südwesten abschließt, überbrückt eine hohe Holzstiege die Venotre-Straße und führt in einen engen, quadratischen Sonderhof, der nur zwei Objecte bietet: links den Pavillon der Menschen- und Völkerkunde, rechts das Versuchsfeld des Herrn Professors Georges Bille und die Resultate seiner Experimente, mit welchen er beweisen will, daß der Stickstoff die alleinseigmachende Pflanzennahrung sei. Beide sind dermaßen versteckt, daß schon eine gute Orientirung dazu gehörte, um nicht achtlos an ihnen vorüberzugehen, was sie in der That auch nicht verdienen, und zwar in mehr als einer Hinsicht. Dem anthropologisch-ethnographischen Pavillon sah man es schon von außen an, daß er eilig zusammengeschlagen worden ist; auch das Innere sah stellenweise sehr kahl und vernachlässigt aus, wenigstens zeigte es nichts von dem gefälligen Arrangement, in dem die Franzosen sonst Meister sind, und das sie auch den strengst wissenschaftlichen Ausstellungsgegenständen sonst anpassen verstanden haben.

Die anthropologische Collection war die reine Schädelstätte; man meinte, in ein Weinhaus zu treten. Das Specialstudium der Craniologie scheint, nachdem seit Blumenbach hervorragende Forscher dar-

aus erhebliche Beiträge zur Naturgeschichte des Menschen geschöpft haben, zu einer Art Modesache geworden zu sein. Dem Naturforscher aus älterer Schule will es scheinen, als ob der Eifer und die Resultatfindigkeit der Craniometer zuweilen etwas zu weit gingen und daß die Gruppen der Makro-, Mikro-, Nano- und anderer Cephalen — die Neanderthaloiden (sic!) mit eingeschlossen — bis jetzt noch nicht ihre sichere Begründung und Scheidung gefunden haben, wie ja denn die Craniologen unter sich so wenig einig sind, als andere — logen. Wie dem auch sein möge, die Schädelammlung nebst Zubehör der Pariser Ausstellung war eine sehr bedeutende und interessante; schade nur, daß sie nicht wissenschaftlich geordnet wurde! Jeder Aussteller nahm seinen besondern Platz ein und zeigte darauf das kunterbunteste Durcheinander. Daß hierbei das Studium zu kurz kommt, liegt auf der Hand. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, Einzelnes aus diesem Gebiete hervorzuheben; doch machen wir aufmerksam auf die vorzüglich ausgeführten Nachbildungen von Skeleten nebst Grabfunden genau in der Lage, wie sie in den Gräberfeldern aufgedeckt worden sind. — Die Collection der prähistorischen Objecte aus Stein, Thon, Bronze, Eisen, Holz und Horn war nicht groß; Frankreich hat seine bedeutenden Fundstücke der Höhlen von Aurillac &c., welche 1867 so gewaltiges Aufsehen gemacht haben, nicht beige stellt; es war überhaupt nicht so vertreten, wie dies erwartet werden konnte. Die Pfahlbauten in der Schweiz, auch in Krain, haben das reichste Contingent an Ausstellungsgegenständen geliefert, Neues besaß sich nicht darunter. Man ist bekanntlich davon zurückgekommen, diese Ansiedlungsreste bis in eine weit entfernte Autochthonen-Urzeit zurückzulegen; es scheint im Gegentheil erwiesen, daß viele davon bis in die historischen Zeiten gereicht haben, wie ja auch schon Herodot von den Pfahlbauern am See Prasias und jede Weltreisebeschreibung von denen in Borneo, Neuguinea oder Südamerika berichtet. Während früher die Schweiz das Privilegium der Pfahlbaukunde (auch ihrer fabrikmäßig betriebenen künstlichen Nachahmung!) besaß, hat fast jedes Land Europas gegenwärtig

deren anzuweisen, und es giebt bald keinen Binnensee mehr, der sich nicht brüstet, er habe seinen Pfahlbau oder werde ihn doch nächstens bekommen. Wenn die Gelehrten irgend ein sogenanntes prähistorisches Artefact nirgends unterzubringen wissen, so schreiben sie es herzhaft den Rekten zu, einem aus der vergleichenden Sprachkunde erwachsenen Sagenvolk, das schon sehr Vieles geduldig auf seinen glücklicherweise breiten Rücken hat nehmen müssen; kaum waren z. B. die Pfahlbauten entdeckt, so waren sie auch schon keltisch. Neuerdings ist man der Eisenfabrikation der vielgeprüften Nation auf der Spur, wie ausgestellte Proben darlegen.

Der ethnographische Theil des Pavillons ließ Einheit und wissenschaftliche Anordnung, ja überhaupt solche, noch mehr vermessen als der anthropologische. Er war auch minder reich beschriftet. Das ist aber leicht begreiflich. Denn alle Ausstellungsgruppen der einzelnen Länder schließen ethnographische Momente in sich, oder stellen sie sogar in den Vordergrund. Wenn Holland in unübertrefflichen Darstellungen die ganze Häuslichkeit seiner Landleute, das Stübchen des Fischers auf den friesischen Dünen, die Wohnung des Leuchthurmwärters, die Molkereiräume der Frieslandbauern zur Anschauung bringt; wenn Schweden und Norwegen in wahrhaft künstlerisch ausgeführten Costümpuppen die interessanten Trachten ihrer Volksstämme naturgetreu wiedergeben; wenn Rußland das Kirgisenzelt ausspannt und mit dem Hausrathe der nomadischen Steppenvölker ausstattet — so sind das ethnographische Illustrationen ersten Ranges. Solche fanden sich aber, wie gesagt, durch die gesammte Pariser Weltausstellung zerstreut, so daß ihre besondere ethnographische Section eigentlich nur eine Nachlese brachte, mit anderen Worten, dasjenige zusammenstellte, was anderen Gruppen, vielleicht in Folge verspäteter Anmeldung, nicht mehr gut einzureihen war. Daraus allein kann die merkwürdige Lückenhaftigkeit und Zersäubertheit dieses Ausstellungstheiles einigermaßen erklärt werden. Im Uebrigen enthielt er immerhin des Anziehenden und Belehrenden genug. Es war namentlich hier eine feine Auswahl von Modellen,

Druckwerken, Abbildungen, Photographien und dergl. ausgestellt, welche ungewöhnliche Anregung bot und theilweise zu eingehendem Studium aufforderte. Das letztere haben wir insbesondere denjenigen Objecten gewidmet, welche den Baustil und die Einrichtungen der herkömmlichen Landwohnungen repräsentiren. Es lassen sich aus der Art und Raumtheilung der Bauernhäuser sehr interessante einfach- und cultur-historische Gesichtspunkte gewinnen, und es ist nur zu bedauern, daß das dankbare Gebiet, welches sie der Forschung öffnen, bis jetzt noch verhältnißmäßig so wenig betreten worden ist.

In den Wohnsitzen spiegeln sich die Eigenheiten des Volksthum's treulich ab; sie geben nicht allein einen Maßstab für die Culturstufe ihrer Bewohner und Bewohner, sondern auch für deren Herkunft oder Nationalität. Allerdings in neuerer Zeit nur noch auf dem Lande, nachdem in den Städten ein verflachender Kosmopolitismus Platz gegriffen hat, der eine traurige Gleichförmigkeit bedingt; leider ist er schon vielfach auf das Land gedrungen; wie die Volkstrachten, so beginnen auch allmählig die nationalen Bautypen zu verschwinden. Es ist daher löblich und an der Zeit, sie wenigstens im Bilde festzuhalten und auf die Nachwelt zu bringen. Das Bestreben, dies zu thun, macht sich in der Neuzeit mehrfach geltend; es war in der ethnographischen Ausstellung zur Genüge illustriert. Leider ist auch hier die schon gerügte Diaspora bemerkbar; wer Modelle französischer Bauernhäuser, englischer Farms, amerikanischer Possessions erblicken wollte, der mußte sich in die Abtheilungen der betreffenden Länder begeben; in der ethnographischen fand er nur Vereinzelt, Verspätetes; aber dennoch manches Interessante. Darunter zum Beispiel das hübsch ausgeführte Modell eines Tiroler Bauernhauses aus dem durch seine Holzschnitzwerke berühmten Thale von Gröden, welches Professor Kaltenegger aus Brigen eingesandt hatte. Es ist dies ein Muster altromanischen Baustils seltenster Art. Die Villa eines begüterten römischen Colonen steht vor uns, wie sie vor 1800 Jahren ausgesehen hat und eingerichtet gewesen sein mag; selbstver-

ständig sind in der Materialverwendung und Raumbenutzung Modificationen eingetreten, wie sie der Zeitenwandel bedingte. Aber es giebt noch heutzutage in ganz Europa kein Bauernhaus, welches einen solchen Luxus an den verschiedensten Zwecken gewidmeten Localitäten zeigt, die einen hohen Grad von häuslichem Comfort bieten und immer einem sehr behäbigen, bedürfnisreichen Hausstande entsprechen. „Die Räumlichkeiten sind kreuz und quer durch Innengänge und außen angebrachte Galerien mit einander verbunden. Stiegen führen in die Kellerabtheilungen und in die einzelnen Stockwerke, welche letztere, ohne alle Rücksicht auf äußere Symmetrie, jedoch im Einklang mit der Bequemlichkeit im Innern, sich nur auf einzelne Partien des Gesamtbaues erstrecken. Daher auch die Menge aus- und einspringender Winkel an den Häusern und die mehrfachen Stufenabzüge der Bedachung, welche den malerischen Eindruck hervorrufen, den die Betrachtung von derlei romanischen Bauernhöfen gewährt.“ (Text der Beschreibung.) Es ist noch besonders hervorzuheben, daß bei den Gröbener Bauten sich, getreu altrömischen Principien, die Stall- und Wirtschaftsräume stets unter gesondertem Dach befinden, ganz entgegengesetzt altgermanischer (sächsischer) Bauart.

Einen hübschen Pendant zu dem vorbeschriebenen bildete das Vorarlbergische Bauernhaus, welches den alemannischen Typus ohne specifisch schweizerische Zuthat repräsentirt. Aus den saftiggrünen Matten des Bregenzer Waldes leuchtet es weiß, mit rothbraunen Fensterläden und altersgrauem Schindeldache gleichförmig hervor, immer nur in der Größe verschieden; es ist etwas von der Aristokratie des Bauernthums in diesem Wohnungstypus. In einem solchen Hause hat Angelika Kaufmann das Licht der Welt erblickt (eine Sammlung ihrer besten Werke befindet sich dort noch in bäuerlichem Besitze!), hat Michael Felder seine Romane geschrieben mit von der Führung des Pflugs oder der Handhabung der Mistgabel ermüdeten Faust. Es ist ein schönes Land, das zwischen dem Arlberg und dem Bodensee; seine Betriebsamkeit ist aller Welt bekannt, und sei es nur durch die Montafuner Krautschneider,

welche halb Europa durchziehen; was es im Volkereinwesen leistet, ist angedeutet durch das Modell einer Vorarlbergischen großen Alpmeei mit vollständiger Einrichtung. Einen wichtigen Beitrag zu der Geschichte des Bauernlandes, wie sie durch dessen Wohnungen illustriert wird, hat das österreichische Ackerbauministerium geliefert in dem Prachtwerke „Pläne landwirthschaftlicher Bauten des Kleingrundbesitzes in Oesterreich“. Dasselbe enthält künstlerische Darstellungen von 50 charakteristischen Bautypen aus allen Theilen des polyglotten Reiches, gesammelt und ausgewählt von Arthur Freiherrn von Hohenbruck, und kann als ein Unicum seiner Art bezeichnet werden, da wir eine ähnliche Collection aus anderen Ländern bis heute nicht besitzen, wenngleich hier und da schon Musterpläne aus einzelnen Gegenden vorhanden sind. Die Anlage von dergleichen Sammlungen ist aber höchst wünschenswerth schon aus dem Grunde, weil es sehr an der Zeit ist, die Typen mindestens graphisch festzuhalten, ehe sie gänzlich verschwinden. Der Zusammenhang der Bauart mit der Cultur und Sitte der Völker einestheils, andertheils mit den Verhältnissen der Besiedlung und Flureintheilung ist zu wichtig und interessant, als daß es nicht geboten erscheinen sollte, der Forschung in dieser Hinsicht thunlichst die Wege zu ebnen.

Ein Blick in diese anziehend instructive Zusammenstellung gewährt alsbald die überraschendsten Aufschlüsse. Die Contraste treten hier mit aller Schärfe einander gegenüber. Welch ein Unterschied z. B. zwischen deutscher und slavischer, nordischer und südlicher Flachlands- und Gebirgs-Bauweise! Das behäbige Heim des oberösterreichischen Einödbauern, der gleich den Schulzen der rothen Erde wie ein kleiner König inmitten seines altererbten, geschlossenen Besitzes wohnt, wie steht es ab gegen das lustige, weinumrankte Casinetto des welschen Tirolers oder den nachrömischen Villenstil der begüterten Landjassen längs der Küste der Adria! Aus dem Aeußeren und der Einrichtung der Wohnungen läßt sich für den einigermaßen Geübten sofort erkennen, wo die alemannischen Ansiedlungen in Böhmen zu suchen sind, auf welchen

Straßen die Rhätier über die Alpen drangen, wo die lateinische Cultur am frühesten und tiefsten Wurzel geschlagen, wo das ursprünglich sesshafte Volkselement in historischer Zeit durch ein anderes verdrängt worden ist. Daß hierbei zugleich der Standpunkt der Bewohner auf der Civilisationsleiter drastisch gekennzeichnet wird, mag ein Beispiel darthun. Ein Blatt der citirten Collection stellt dar ein morlachisch-herzegowinisches Bauernhaus, wie deren längs der türkischen Grenze, namentlich an der oberen Rarenta in Dalmatien, nicht minder aber auch in der angrenzenden Herzegowina, in Bosnien und in Montenegro die meisten ausschauen; es ist die Regel, welche hier veranschaulicht wird, und das Bild erregt gewiß Interesse schon vermöge der Anknüpfungsfäden für die Zeitgeschichte, die daran haften. Eine derartige Wohnung ist ein oblonges Viereck, aus Feld- und Bruchsteinen roh, ohne jede Verbindung, aufgeschichtet; das ganze Gebäude hat kein Fenster, nur eine hölzerne Thür ohne Verschuß; etwas über Mannshöhe liegt über krummen, leichten Prügelsparren das Dach, aus Stroh, Gras, Ginster, Schilf gebildet, auf dessen Dichtigkeit übrigens gehalten wird, denn sein Inneres bildet den Vorrathsraum des Hauses, der aber nur auf einer zackigen Sprossenleiter zu erklimmen ist. Das Innere des Gebäudes vereinigt in einem einzigen Raume ohne Zwischenwände oder Schirme alle Bequemlichkeiten, die der illyrische Slave beansprucht. In drei Ecken befinden sich erhöhte Bretterböden, sie bilden die Schlafstellen; das Bett ist der Schafpelz, die tägliche Tracht aller Jahreszeiten. Die vierte Haus Ecke nimmt ein der Feuerherd mit dem Polentaleffel (Polenta, ital., slav. Mamaniga, ein fester Brei aus Maigries, die tägliche Nahrung der Italiener und Südslaven), dem einzigen größeren Metallstück des Besitzes; ein roh bemalter, verschließbarer Kasten enthält die besseren Kleidungsstücke, namentlich auch die gestickten Hochzeitshemden der Töchter; neben der Thür befindet sich die Handmühle, zu deren Betrieb die Weiber verurtheilt sind; zur Seite liegt das Weinsäß „zum unaufhörlich rinnenden Zapfen“; man kann sich denken, welche abschauliche

Zauche sich hier bildet; nichts Besseres enthält das gleichfalls ohne Unterlaß und Reinigung im Gebrauch befindliche Wasserfaß; ein Badtrog und die — Schweine- krippe vervollständigen, nebst einigen mit der Art gearbeiteten Schmeln, das Mobilier. Denn auch die lieben Schweine theilen sammt den Hühnern die Wohnung mit den Besitzern; bei schlechtem Wetter werden selbst die Ziegen hereingenommen, nur die Schafe bleiben draußen im offenen Schuppen, der hierzulande Stall genannt wird. Im Dachraum befinden sich große, roh geflochtene Körbe, in welchen der geerntete Kukuruz (Mais), mehrentheils in den Kolben, aufbewahrt wird. So wohnen und leben die Völkerschäften, welchen gegenwärtig auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der sanften Ueberwindung durch Pulver und Blei das Heil der Civilisation überbracht worden ist, oder überbracht werden soll.

In der Weltausstellung führten fast nach jeder Richtung hin wenige Schritte aus der Barbarei in die Hochcultur. So, wenn wir uns wendeten, um einen Scheideblick ruhen zu lassen auf den reichen Beiträgen, welche die Stadt Paris in ihren Sammlungen selber zur Kunde von dem Fortschritte der Neuzeit auf dem Gebiete der Völkerwohlfahrt geliefert hatte. Es giebt bekanntlich eine ganze Reihe von Gradmessern, nach welchen man die civilisatorische Stufe eines Gemeinwesens abschätzen zu können glaubt; es darf derselben ein neuer hinzugefügt werden, welcher zwar ein delicatus (lucus a non lucendo!) Thema berührt und nicht in wenigen Zeilen feuilletonistisch abgethan werden kann, der aber jedenfalls einer kurzen Erwähnung werth sein dürfte. Wir meinen die Abfuhr und die Verwerthung der städtischen Abfallstoffe und zwar in dem Sinne, daß diejenige Stadt, welche das vollkommenste System in dieser Richtung befolgt, auch an der Spitze der Civilisation marschirt. Leider aber ist das absolut vollkommene System noch nicht erfunden; ein relativ gutes befolgt die Stadt Paris. Mittelst eines bewundernswürdigen unterirdischen Canalnetzes, dessen Dienst mit allem Aufwand an Genie und Umsicht der Vegenwart organisiert ist, führt sie ihre sämmtlichen Latrinen- und Straßen-

imundition sieben Kilometer weit aus dem Herzen der Stadt weg und überriefelt damit — nach Abgabe eines Theiles zur Poudrettefabrication — ein mächtiges Feld nach dem Vorbitte der britischen Town Sewages, das bisher wiederholt mit mehr oder weniger Glück nachgeahmt worden ist. Die Modelle aller dieser Anlagen und der dazu gehörigen Apparate, zum Theil schon in Wien 1873 ausgestellt gewesen, bilden eine hervorragende Sehenswürdigkeit an und für sich; das Interesse daran kann sich aber bei weitem nicht messen mit demjenigen, welches eine Befahrung jener Stige und Acheronte, der Betriebsmittler des gesammten Mechanismus, unter sachkundiger Leitung und bei unterirdischer Gasbeleuchtung gewährt. Es wird freilich manche Nase sich rümpfen und manche Haut ein wenig schauern bei dem bloßen Gedanken an eine solche Fahrt; es kann aber versichert werden, daß die Wirklichkeit hoch über der Erwartung steht; von putriden Emanationen ist durchaus nichts zu gewahren; es herrscht allenthalben eine kräftige Ventilation, abgesehen von der desinficirenden Kraft des zugeleiteten Seiwassers, und an irgend eine Gefahr ist nicht im Entferntesten zu denken. Uebrigens leben Leute genug, deren Beruf es mit sich bringt, Tag für Tag in diesen Räumen zu weilen; sie sollen sich alle ganz besonderer Gesundheit und Langlebigkeit erfreuen. Das Ueberrieselungsfeld befindet sich bei Gennevilliers; es ist zum Theil als Wiese oder Futterfeld, zum Theil als Gemüseplantage bestellt. Die Erträge sind bis jetzt ganz außerordentlich; Gras soll 5 bis 8 Schnitte im Jahre ergeben, die Gemüse, Krauthäupter, Kohlrabi, Zwiebeln, Rüben und dergl. waren von kolossalen Dimensionen. Ueber der weit gedehnten Fläche, welche zu gleichmäßigem

Gefälle nivellirt ist, schwebt selbst am drückend heißen Sommertage nicht die mindeste unangenehme Ausbünstung. Die Wässerungswärter, welche die Besucher herumführen, versehen niemals, am Ende des Feldes ein Glas von dem als Schlamm oben eingetretenen Ueberrieselungswasser zum Kosten zu bieten; es ist kristallklar und sehr frisch; ein Freund, Hochschulprofessor, versicherte, er habe sich ein zweites Glas geben lassen, und es sei das einzige gute Wasser gewesen, das er während seines Aufenthaltes in Paris getrunken.

An die vorstehende Notiz könnte sich passend reihen eine Schilderung des Viehmarktes und Schlachthofes der Stadt Paris zu la Villette (Abattoirs et marché au bestiaux à la Villette). Es ist das eine Anlage, welche an musterhafter Großartigkeit ihres Gleichen nicht hat, selbst in der viel größeren Stadt London nicht, weil in dieser das Princip der Decentralisation der Schlachtvieh-Etablissements zur Geltung gebracht ist. Allein mit einer kurzen Beschreibung der weitläufigen Localitäten, welche noch überdies durch einen Plan versinnlicht werden müßte, wäre keinem Interesse Genüge geleistet, und eine eingehende versagt der zugemessene Raum. Es möge daher nur allen denjenigen Besuchern von Paris, welche sich über communale, sanitäre und approvisionelle Einrichtungen unterrichten wollen, hiermit empfohlen sein, jenes bedeutende Institut zu besuchen, wozu sie keine bessere Vorbereitung treffen können, als wenn sie zuvor das von der Stadt Paris zur Weltausstellung gebrachte außerordentlich schöne Modell der Complexen von la Villette studiren. — Uebrigens kann von keiner anderen Stadt des Erdbodens überhaupt gesagt werden, was von dieser: Paris bietet Jahr für Jahr, Tag für Tag eine Weltausstellung!





www.libtool.com.cn

Johann Diederich Gries.

Eine biographische Skizze

von

F. J. Frommann.



ufgefordert durch einen Freund, hält es der einzige unter den Lebenden, welchen Gries von dessen Blüthezeit bis zuletzt nahe gestanden, für seine Pflicht, in kurzem Umriss auch weiteren Kreisen den Entwicklungsgang eines Mannes zu schildern, der sich die Anerkennung und Freundschaft der ersten Größen unter den Trägern der deutschen Literatur in ihrer Glanzperiode errungen hat, während wir über sein Leben nur die bloß als Manuscript für Freunde bei Brockhaus gedruckte Schrift der edlen Frau Elise Campe besitzen, die ihn erst in den letzten trüben Jahren ihres Lebens persönlich kennen gelernt haben dürfte. Sein Wanderleben beleuchtet das Treiben und die literarischen Zustände in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von einer neuen Seite.

Gries ist geboren am 7. Februar 1775 in Hamburg als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns und Senators, im Alter der mittelste unter sieben Brüdern. Ausgestattet mit guten Kenntnissen und seiner geselliger Bildung, aber noch ohne Vorliebe für einen bestimmten Beruf, kam er in seinem achtzehnten Jahre als Lehrling auf ein Comtoir und blieb da drei Jahre sitzen, obgleich ihm diese Beschäftigung unter einem Lehrherrn, den er in einem späteren Briefe einen widerwärtigen

Bedanten nennt, immer unerträglicher wurde. Endlich erlangte er mit Hülfe seines älteren Bruders Ludwig vom Vater die Erlaubniß, gleich diesem Jura zu studiren. Ganz verloren ist indessen diese Prüfungszeit für ihn doch wohl nicht gewesen, denn im Zusammenhang mit seiner Abstammung aus einer Kaufmannsfamilie mag sie dazu beigetragen haben, daß er sich durch strenge Ordnungsliebe, Gewissenhaftigkeit, auch in Geldsachen, und eine ebenso deutliche als zierliche Handschrift bis an sein Ende auszeichnete.

Beinahe einundzwanzigjährig, reiste er am 1. October 1795 nach Jena und trat hier in einen Kreis meist norddeutscher Studenten ein, dem Rist, Herbart, Aug. Herder u. a., später auch v. Berger, Hülßen und Eschen angehörten. Er theilte mit ihnen das damals unter der akademischen Jugend herrschende Streben nach allgemeiner Auszubildung im Gegensatz zur Beschränkung auf das Protostudium. Seine musikalischen Kenntnisse, seine Fertigkeit im Pianospiele, seine gesellige Bildung und sein schlagfertiger Witz, verbunden mit guten Empfehlungen, verschafften ihm bald Aufnahme in den Familien der Professoren, namentlich des Juristen Hufeland und des Anatomen Voder, bei dem er auch Goethe zuerst sah. Später wurde er von Wieland in Weimar sehr freundlich

ausgenommen. Mit Schiller kam er erst 1797 in Berührung, indem er ihm sein erstes größeres Gedicht „Phaeton“ (Gedichte I, S. 3) für die Horen einsandte, das dieser auch annahm und ihn zu sich entbot, ihn ermunterte und lobte, zugleich aber vor ähnlichen Stoffen warnte. In derselben Zeit entstand auch das Gedicht „Der Wanderer“ (I, S. 40), in dem er offenbar seine Befreiung aus der Comtoirlust schildern will, dem aber noch etwas jugendliche Steifheit und Ueberschwänglichkeit anhaftet, deren er sich später nicht mehr schuldig gemacht hat.

Auf dem nicht sehr entfernten Rittergute Drafsdorf pflegte der Besitzer, der gothaische Geh.-Rath Freiherr von Ziegenfars, die Sommermonate mit seiner zahlreichen Familie zuzubringen und übte eine großartige Gastfreiheit, die Gries, wie andere Jenenfer, in vollen Zügen genoß, wodurch er mit der Familie durch drei Generationen in treuer Freundschaft verbunden blieb.

Im Frühjahr 1797 reiste er mit mehreren Freunden über Gotha, Göttingen und Kassel nach Hamburg und lernte dort in dem gastfreien Hause des Dr. Reimarus auch Fr. H. Jacobi kennen (vergl. das Frommann'sche Haus, S. 24). In den Herbstferien wurde eine genussreiche Reise nach Dessau und Halle gemacht, wo er Hufeland traf, der Winter 1797 bis 1798 im innigsten Zusammenleben mit von Berger und Eschen verlebte, — denselben, der später in den Gebirgen der Schweiz verunglückte — einer der ersten traurigen Verluste, die Gries getroffen haben. Der Sommer 1798 war einem längeren Aufenthalte in Dresden gewidmet, um die bildende und die Tonkunst zu studiren. Dort hielt sich A. W. Schlegel auf, und Gries machte die Reise dahin vom 9.—12. Mai mit dessen Frau Caroline und ihrer Tochter Auguste Böhmer. Gleich in den ersten Tagen lernte er hier Prof. Henseler aus Kiel und den bekannten Merkel kennen und machte mit ihnen einen Auszug nach Freiberg, in der nicht erfüllten Hoffnung, seinen Freund Herder wieder zu sehen, wurde indessen von dem ihm aus Jena bekannten v. Har denberg (Novalis), Charpentier und Werner freundlich aufgenommen. In Dresden blieb er den ganzen Sommer im Verkehr

mit Schlegels und der musikalischen Familie Raumann. Auch Schelling fand sich ein und bezauberte Gries gleich beim ersten Erscheinen. In dieser Zeit und diesen Umgebungen begann er die Uebersetzung des Tasso, die aber im nächsten Winter in Jena nur wenig gefördert wurde, denn, von Rist und Berger an ihn gewiesen, kam Steffens nach Jena, und nun schwärmten Beide mit einander für Schelling. An Griesens Theetisch in der alten Richterei am Lößdethore, das noch zu Griesens Zeit verschwunden ist, versammelte sich ein gleichgesinnter Kreis: Baron Bielsfeld, Arnold Heise, der Schweizer Oth u. A. Aber nun waren auch die ersten schönen Jahre in Jena vorüber. Der Vater meinte, es sei genug, daß er in acht Semestern so gut wie nichts in den juristischen Studien gethan habe, es sei höchste Zeit, ihnen ernstlich obzuliegen und zwar nicht in Jena, sondern in Göttingen. Mit schwerem Herzen schied er am 13. April 1799 aus Jena, hatte indessen in Weimar noch das Glück, daß ihm Schiller das Manuscript seines Wallenstein zu lesen gab, der gerade zur Aufführung vorbereitet wurde.

In Göttingen schloß Gries sich an Sartorius und Köppen an und besuchte pflichtmäßig und fleißig die Collegia; nach einem genussreichen Ferienauszuge gen Kassel und Schwarzburg, trieb er seine juristischen Studien besonders unter Seidenstücker's Anleitung fort, vollendete auch den ersten*) der vier Theile seines Tasso. Mit dem Manuscripte in der Tasche war er am 28. März 1800 wieder in Jena, traf im Schlegel- und Schelling'schen Kreise Ludwig Tieck, befreundete sich auch mit Savigny und ließ sich durch Hufeland bestimmen, sofort ex tempore als Dr. juris utriusque zu promoviren. Die nachträglich in Göttingen geschriebene Dissertation de litterarum cambialium acceptatione trägt die Jahreszahl 1801.

Den Rückweg nach Göttingen machte G. über Hamburg, um sich seinem Vater vorzustellen, der gerade damals auch die Freude hatte, seinen Sohn Johannes

*) Er wurde im Sommer 1800 gedruckt, und das Honorar für den Bogen in 4^o (nur 16 Stangen) betrug 5 Louis'dr. Die Correctur hat A. W. Schlegel gelesen.

zum Syndicus der freien Reichsstadt ernannt zu sehen. Dies und die Erwägung, daß außerdem schon zwei Brüder den Beruf der Advocatur in Hamburg gewählt hatten, bewirkte den Beschluß des Familienraths, unseren Johann Diederich der Verpflichtung dazu zu entbinden und ihn nach seiner Neigung die schon begonnene Laufbahn verfolgen zu lassen. Von Göttingen aus ward nun am 22. Juli 1800 eine größere Reise über Kassel, Marburg und Weimar an den damals von den Franzosen besetzten Rhein angetreten, dann in Frankfurt ein vierwöchentlicher Aufenthalt genommen. Ein unvermuthetes Zusammenreffen mit v. Savigny und Cl. Brentano brachte ihm genussreiche Tage im Brentano'schen Hause und mit Savigny allein auf dessen Gute Trages. Nun ging es über Würzburg, wo Siebold besucht wurde, nach Bamberg zu Schelling, bei dem er zu seiner Ueberraschung Schlegels fand. Auch der Arzt Hufeland war dort, Martins und Röschlaub wurden besucht. Gries hatte sich vorgenommen, von Bamberg nach Wien zu reisen, und gehofft, Schelling zum Mitreisen zu bewegen. Den zog aber sein Herz wieder nach Jena, und Gries entschloß sich, ihn zu begleiten; am 3. October langten sie da an. Er fand hier noch seinen jüngeren Bruder Carl und andere Hamburger, namentlich Pichtenstein und Kunhardt, mit denen fleißig auf seiner Stube musicirt wurde. Den Wechsel des Jahrhunderts feierte er im Frommann'schen Hause mit Steffens, Fr. Schlegel, der Frau Weit u. A. — In Weimar hörte er die Haydn'sche Schöpfung und besuchte mit Schiller, Schelling und Hufeland einen Maskenball.

Dabei wurde fleißig am Tasso fortgearbeitet, so daß der zweite Theil Michaelis 1801, der dritte Ostern, der vierte Michaelis 1802 erschien. Dies war die erste Leistung, durch die Gries unter den deutschen Schriftstellern einen ehrenvollen Platz errang, denn damals wurden gute Uebersetzungen hoch geschätzt. Männer, wie Goethe, Schiller, Schlegel, Tieck, wandten großen Fleiß darauf und bereicherten dadurch den deutschen Sprachschatz nicht weniger als durch ihre eigenen Dichtungen. Darin hatte

Gries es ihnen gleich gethan, und das wurde von ihnen wie von allen Gebildeten freudig anerkannt, was ihn ermunterte, sofort die Uebersetzung des Ariost zu beginnen.

Diese schwierige Arbeit half ihm den Verdruß über die unseligen Fichte'schen **Händel. (1803). Gekämpften**, in die sich auch sein Freund Steffens verwickelt hatte. Die Folge davon, daß nach und nach eine ganze Zahl der ihm befreundeten Familien Jena verließ, traf ihn schwerer, zumal da gleichzeitig seine Schwerhörigkeit aufing, die sich stetig verschlimmerte. Im Winter kam er mit dem zweiten Theile des Ariost*) zu Stande, nachdem bereits die zweite Auflage des Tasso nöthig geworden war, die er mit der größten Sorgfalt bearbeitete, denn die erste genügte seinen gesteigerten Ansprüchen schon gar nicht mehr.

Schon einmal hatte Gries von Liebenstein aus, wo er vergeblich Heilung gesucht, seine Freunde in Würzburg und Heidelberg besucht, wohin der Anatom Aldermann, der Jurist Thibaut, P. Wolf und einige Jüngerer übergesiedelt waren; 1806 entschloß er sich, ihnen zu folgen, und machte die Reise in Begleitung seines Freundes und Verlegers Frommann. Mit welchen Empfindungen und Hoffnungen er sein dortiges Leben begann, hat er im „Burischenleben“ (II, S. 25) ausgesprochen; aber schon im Herbst 1807 schrieb er an Berger: „Trieb mich gleich die innere Unruhe von Jena fort, so lenkten sich doch unwillkürlich meine Blicke immer wieder nach dem verlassenen Gestade zurück. Es war mein Wunsch und meine heimliche Hoffnung, in besseren Zeiten zu der alten Heimath meines Herzens zurückzukehren.“ Und wirklich finden wir ihn gerade nach einem Jahre wieder dort. Seine etwas mehr als zweijährige Entfernung hatte ihn davor bewahrt, die Schrecken der dreitägigen Plünderung Jenas vor, während und nach der Schlacht zu erleben, und einen sehr angenehmen Aufenthalt in Rippoldsau und eine Reise in die Schweiz einzutragen.

Auf Jena, wie auf ganz Norddeutsch-

*) Die vier Theile erschienen in dem ungünstigen Zeitraum von 1804—1809

land lastete damals der Druck der Fremdherrschaft weit schwerer als auf Baden, der begünstigten Schöpfung des wälschen Despoten, aber es hatte sich bewährt, was einmal Goethe zu mir sagte: „Ich habe Jena dreimal am Boden und dreimal wieder oben auf gesehen. Es hat eine ungeheure Vegetationskraft.“ Wenn auch Jena nicht mehr der Brennpunkt des wissenschaftlichen Lebens von ganz Deutschland war, wie beim Wechsel des Jahrhunderts, so herrschte hier doch ein ernster, wissenschaftlicher und vaterländischer Sinn, der zu jener Zeit ganz fehlte, als dessen Hauptträger Heinrich Luden genannt werden muß, und lebten hier Männer wie Knebel, dessen persönliche Bedeutung größer war, als seine Gedichte erwarten lassen, Oken, Kiefer, Seidenstücker, Fahrrenkrüger, später Rötze, Götting und Jüngere, in deren Kreise Gries gern verkehrte, unter denen er auch die seiner Taubheit wegen unentbehrliche L'Hombrepartic fand. Daneben blieb in jeder Gesellschaft wegen seines harmlosen Humors, den er auch gegen sich selbst lehrte, gern gesehen, und immer fanden sich gute Seelen und Aehlen, die ihm ins Ohr schrieen, wovon die Rede sei, wobei denn auch manches absichtliche und unabsichtliche Mißverständniß zu allgemeiner Belustigung abfiel. Vor Allem hatte die Hamburger Colonie, die bisher bloß aus dem Frommann'schen und Wesselhöft'schen Hause bestand, kurz vorher eine für ihn sehr willkommene Erweiterung erhalten dadurch, daß die beiden Schwestern der Frau Frommann, die Wittve des Lübecker Buchhändlers Bohn mit ihren zwei jungen Söhnen und die unverheirathete Betty Wesselhöft mit ihrer (im folgenden Jahre hier gestorbenen) Mutter sich in Jena niedergelassen hatten, wozu etwas später noch die Stiefschwester der letzteren, die Wittve Hanbury aus dem unter die guten Städte des wälschen Kaiserreichs aufgenommenen Hamburg mit ihren vier Töchtern kam, deren älteste hier ihre Hochzeit mit einem Hamburger Handelsmann feierte, wobei sich Gries mit einem Sonett (II, 44) *) hervorthat. In Jena

und in diesem Kreise verweilte Goethe, um den französischen Durchzügen auf der großen Heerstraße aus dem Wege zu gehen, gern und in der besten Laune, nahm auch warmen Antheil an Griesens begonnenem Unternehmen, Calderon'sche Stücke zu übersetzen. Es war für den ganzen Kreis ein Fest, wenn dieser ein eben vollendetes Stück vorlas.

Als nun gar Ende 1812 die Kunde vom Untergange der großen Armee in Rußland erscholl, hoben sich in Jena alle Herzen und Hoffnungen; nur die Hamburger Colonie hatte noch vom Anfang des Waffenstillstands bis zum nächsten Frühjahr über die Mißhandlungen ihrer Vaterstadt durch Davoust zu klagen, aber seit der Leipziger Schlacht war das Ende doch abzusehen und die Befreiung wurde im Hamburger Kreise von Gries durch ein Gedicht verherrlicht (I, S. 154). An dem Aufschwunge des vaterländischen Geistes, der sich nun immer allgemeiner unter Professoren, Bürgern und Studenten verbreitete, nahm Gries, stets ein Freund der Jugend, lebhaften, jedoch gemessenen Antheil und freute sich an den schönen Liedern, die auf den Straßen und in den Gesellschaften gesungen wurden, seitdem die deutsche Burschenschaft gegründet war (12. Juni 1815), denn Musik konnte er noch am besten hören.*)

Den Winter 1819 verlebte Gries in Hamburg, besuchte von da Bergers in Kiel und nahm den Rückweg über Berlin, einer Einladung des Verlegers seines Calderon, Hofrath Parthey, folgend. Der dortige Aufenthalt brachte ihm viel Angenehmes durch Personen und musikalische Anknüpfungen. In den nächsten Jahren arbeitete er fleißig fort am Calderon, machte 1822 noch einen letzten Versuch, seine Taubheit in Wiesbaden los zu werden, und als dieser mißlang, wendete er sich nach Heidelberg, wo das schönste seiner ersten Gedichte (II, S. 157) entstand, von da nach Stuttgart, wo er sich mit G. Schwab, Uhland, Haug u. A. befreundete und ins Anshauen der Boisseree'schen Sammlung vertiefte. Als zwei Jahre später die Schwestern Bohn und Wesselhöft zu den dort als Kaufleute lebenden Söhnen der Bohn zogen, folgte

*) Wo jedoch die Anspielung auf den Namen des Verlobten und den rothen Doctorhut unterdrückt ist.

*) Vergleiche das Frommann'sche Haus, S. 132 ff.

er ihnen am 1. August 1824 und bearbeitete da die zweite Auflage seines Ariost, machte auch durch die Brüder Bohn die Bekanntschaft des Buchhändlers Köfner, der 1829 seine Gedichte und später die Uebersetzungen des Fortiguerra und Bojardo verlegt hat. Doch schon 1827 kehrte er wieder in sein altes Quartier nach Jena zurück, das ihm Hofrath Sudow, der wohlhabende und wohlwollende Besitzer des Hauses, stets offen hielt.

Von jetzt an verlief sein Leben still und fleißig; der Kreis seiner älteren Freunde war kleiner geworden und damit verminderten sich die Einladungen zu seinem Leidwesen, denn er bedurfte Geselligkeit, die sein eigenstes Element war, und konnte in gelinde Verzweiflung gerathen, wenn er zwei Einladungen für denselben Tag erhielt, darüber, daß sie sich nicht auf verschiedene Tage vertheilt hatten. So blieb ihm für die meisten Abende wenig mehr als das Kartenspiel in der raucherfüllten Erholung und das Frommann'sche Haus, in dem er 1830 noch die Heirath des Sohnes und 1836 das Jubiläum des Vaters erlebte. Dazwischen aber fiel kurz nach jener der Tod der Mutter Frommann und im Januar 1831 der Tod seiner Schwester, der Wittwe Stresow in Hamburg, an welcher er mit ganzer Seele hing. Im April desselben Jahres befiel ihn die in seiner Familie erbliche Gicht, von welcher er bisher verschont geblieben war, und lähmte seine Hände so, daß er das Pianofortespielen aufgeben mußte und nur mit Mühe noch schreiben konnte. Goethe's Tod erschütterte ihn tief, obgleich er seit seiner Taubheit nur noch schriftlich mit ihm hatte verkehren können. Trotz alledem vollendete er den Richardett des Fortiguerra und begann den verliebten Roland des Bojardo zu übersetzen, den er 1838 in Hamburg beendigte.

Dahin war er nämlich gegen Ende 1837, wenige Monate nach dem Tode seines ältesten jenaïschen Freundes Frommann, durch seinen jüngsten Bruder Franz und dessen thatkräftige, aufopferungsfreudige Frau mit sanfter Gewalt entführt worden, weil sie und die anderen Verwandten in Hamburg seine hiesige einsame und hülsbedürftige Existenz nicht

länger ansehen konnten, er aber allen Einladungen und Aufforderungen, zu ihnen zurückzukehren, nicht gefolgt war. Wenn er nun auch dort sein jenaïsches Quartier, in dem er mit Unterbrechungen vierzig Jahre gehaust hatte, schmerzlich vermißte — denn klagen war ihm Bedürfnis —, so gerieth er doch dort die liebevolle Pflege seiner Verwandten, namentlich seiner Schwägerin und der edlen, selbst fast erblindeten Elise Campe, die es an nichts fehlen ließen, was zu seiner Bequemlichkeit und Erheiterung dienen konnte, auch die bessere Kost, nach der er bei dem, was die damaligen jenaïschen Speisehäuser boten, sich stets gesehnt hatte; denn er wußte, was gut schmeckt. So ging es ihm erträglich, bis sich im Januar 1841 zur Taubheit und Gicht auch noch die Mundfäule gesellte, die ihm bald nur Flüssigkeiten zu genießen erlaubte. Von dem Gnadengehalte (300 Thlr.), der ihm um diese Zeit von Friedrich Wilhelm IV. ausgesetzt wurde, hatte er nur kurzen Genuß, aber die Freude, sich von diesem edlen Könige anerkannt zu sehen; bald darauf am 9. Februar 1842, zwei Tage nach dem Antritte seines 67. Lebensjahres, erlöste ihn der Tod von seinen Leiden und ersparte ihm die Angst und den Kummer über den großen Brand, der im Mai seine Vaterstadt bis nahe an die Straße verwüstete, wo er gewohnt hatte.

Gries war von ebenmäßiger, ziemlich kleiner Gestalt; aus dem runden Kopfe und Gesichte leuchteten ein paar freundliche lebhaftige Augen hervor; dem feinen Munde entströmte die Rede wohlgefügt und schlagfertig mit angenehmer Stimme, außer wenn der leicht Gereizte in Zorn aufbrauste. Sein Mißgeschick war, daß er Hagestolz wurde, obwohl er kaum, als es für ihn noch Zeit gewesen wäre, ernstlich ans Heirathen gedacht hat. Nachdem er den unsicheren Dichterberuf erwählt, sein ererbtes Vermögen verloren hatte und der Taubheit verfallen war, wagte er nicht mehr, Jemand an sein Schicksal zu fesseln. Daß es ihm nicht an Neigungen gefehlt hat, denen er stets ein fremdliches Andenken bewahrte, beweisen seine Gedichte, zumal die fünfzig Sonette im ersten Theile, die fast nur von Liebe handeln, zugleich aber auch daß sein Gefühl nicht stark genug war,

um die Wahl dieser knappen künstlichen Form zu verbieten. Er war überhaupt eine weibliche Natur, mehr zum Empfangen und Aufnehmen als zum Schaffen geartet, empfänglich für alles Gute und Schöne, was Natur, Dichtkunst, Musik, bildende Kunst und der gesellige Verkehr in gebildeten Kreisen bieten. Der Freundschaft widmete er eine Art Cultus und hing mit seltener Treue an seinen Freunden sowie an Allem, was er einmal ins Herz geschlossen hatte, so an Jena, Schwarzburg, dem Heideberger Schlosse, seiner Wohnung, seinem Flügel, seinen Notizen und Büchern. Wenn auch seine dichterische Begabung ihn weniger zu großartigen Schöpfungen als zu humoristischen befähigte, weshalb er in richtiger Selbsterkenntniß das Uebersetzen als Lebensberuf wählte, so giebt es unter seinen viel zu wenig gekannten Gedichten doch einige von hochpoetischem Schwunge, z. B. das an die Entfernten (I, 157). In allen herrscht vollendete Form, natürliche Grazie, gesunder Humor und harmloser Witz, zumal in den Gelegenheitsgedichten (II, 8—85), die freilich nicht alle dem mit Personen und Zuständen Uuvertrauten ganz verständlich sind und denen man in ihrem leichten Flusse nicht anmerkt, welche Feile er auch an sie gewandt hat. Die strengsten Forderungen stellte er an sich bei seinen Uebersetzungen, bei denen er sich stets an die Verhältnisse der Originale band, in Bezug auf Treue, Rhythmus und Reim. Und das wiederholte er bei jeder neuen Auflage mit eisernem Fleiße, um sich ja auch nicht den kleinsten Verstoß oder die verzeihlichste poetische Freiheit zu Schulden kommen zu lassen. Dann aber verlangte er auch, daß das anerkannt und gehörig gewürdigt werde, ergrimmte, wenn das nicht oder ungenügend geschah, vollends, wenn er gar von Mißvollenden getadelt wurde. Von seinen Freunden ließ er sich schon auf Dieses oder Jenes aufmerksam machen, wenn es ihn auch im ersten Augenblicke verletzete, wie er gleichfalls über andere Dinge mit ihnen heftig streiten konnte, doch bald wieder versöhnt war. Nur Nachdruckern und „Nachübersettern“ (II, 70. 78) vermochte er nicht zu verzeihen. Aber sein guter Humor verließ ihn selbst in seinen letzten Schmerzensjahren in Hamburg nie ganz. In seinen Briefen blühten

zwischen den bittersten Klagen immer noch einzelne Witzfunken hervor. Vielleicht werden nach diesen biographischen Einzelheiten einzelne zum Theil gedruckte, meist aber noch nicht veröffentlichte Gedichte die Art seines poetischen Schaffens verständlich machen.

I. Aus den gedruckten Liedern von Gries.

Des Bundes Trennungslied. (1799.)

Auf! bis die letzte Stunde
Mit erstem Klange schlägt,
Sei in dem frohen Bunde
Die freie Luft gekehrt.
Noch dampft in unsrer Mitte
Der warme Labungstrank,
Noch tönt nach alter Sitte
Der freundliche Gesang.

Dem guten Geist des Dries
Sei dieses Glas geweiht!
Gedenkt des Bundeswortes
In froh und trüber Zeit.
Hier fanden wir Genossen
Durch treuer Herzen Wahl;
Hier ward der Bund geschlossen —
Gefegnet dieses Thal!

Was immer wir getrieben,
Mißglückt uns doch gar viel;
Oft sind wir stehn geblieben
Und dachten uns am Ziel.
Oft wähten wir's zu halten
Und hielten eitel Dunst,
Umarmten Lustgefalten
Und priesen Göttergünst.

Doch das soll nichts uns rauben,
Was uns die Liebe gab.
Bewahrt den treuen Glauben
Und nehmt ihn mit hinab!
Der Zweifel sei vertrieben,
Hier hat nur Liebe Raum.
Wir leben, glauben, lieben,
Die Freundschaft ist kein Traum.

Wir halten fest zusammen
In Freuden und in Leid;
Denn diese heil'gen Flammen
Löscht nie der Strom der Zeit.
Des Lebens enge Schranke
Hemmt nicht den süßnen Lauf;
Frei hebt sich der Gedanke
Hoch über sie hinauf.

Schlingt, Brüder, tren die Hände
In treuer Brüder Hand.
O, daß uns ewig bündte
Dies fest geschlung'ne Band!
So schwört aufs neu' dem Bunde,
Und Jeder, Jeder sei
Noch, wie in dieser Stunde,
In seiner letzten treu.

Galderon und die Buchhändler. *)
(1814.)

Künftig war mir, recht gesegnet,
Herr Galderon begegnet,
Der freundlich mit vergönnte
(Wofern ich's wollt' und könnte),
Etwas von seinen Schätzen
In Deutschland umgesehen.
Bald war ein Bändchen fertig
Und schon des Drucks gewärtig.

Doch wer, in unsern Tagen,
Wird das zu drucken wagen?
Der unverständ'ge Dichter!
Nicht von Politik spricht er,
Auch nicht vom Nervenfieber.
Mir ist es recht, mein Lieber;
Allein der Herr Verleger
Denkt anders, das erwäg' Er!

Ich ging zuerst zu Frommann,
Der aber sagte: „Komm man
Mir nicht mit solchem Plunder!
Das liegt wie Blei jegwunder.
Der Tasso ging zwar leidlich;
Doch das betheur' ich eidlisch,
Ich bin mit Ariosten
Noch nicht auf meine Kosten.“

Nun wandt' ich mich an Hitzig.
Doch der versetzte spitzig:
„Das spanische Theater
Mag weder Hund noch Kater.
Helst ihm durch eine kleine
Fortsetzung auf die Weine,
Den Schaden zu vergüten;
Sonst — mag euch Gott behüten.“

Um Hülfe rief ich Schragen,
Der aber ließ mir sagen:
„Ein Schrecken, wild und panisch,
Packt mich beim Worte ‚spanisch‘.
Romane von La Motte,
Die gehen ab im Trotte.
Ich ließ zuviel schon drucken,
Drum muß ich jetzt mich ducken.“

Vom Rufen heisch und heischer,
Rief ich um Trost zu fleischer.
Doch der, mit stolzem Wesen,
Schickt, ohne sie zu lesen,
Zurück die Manuscripte,
Woran er schwerlich nippte.
Am Neuhern dieser Güter
Noch er die Latenhüter.

Nun ist kein Mensch noch Gott da,
Der helfen kann, als Gott.
Nimmt der den Galderon nicht,
So wird mein lieber Sohn nicht
Das Tageslicht erwerben
Und ungeboren sterben.
Doch, was mir Trost ermittelt,
Er stirbt auch unbestritten.

*) Die im Texte fehlenden Namen sind hier ausgefüllt.

Bibulus.
(1814.)

Er stand am mächt'gen Rheinsfall.
Da kam ihm gleich der Einfall:
O wäre doch der Rheinsfall
Kein Wasser-, sondern Weinsfall!
Dann erst, dann wär' er mein Ball.

II. Noch nicht Gedrucktes.

Eine Epistel an Anttelversen.
(1815.)

Ich habe mit großem Bedauern vernommen,
Dieselben sind gestern zu mir gekommen,
Als ich eben, beschäftigt mit meiner Sester,
Nicht sichtbar war für werthe Gester.
Es war ein Wetter — Gott sei's geklagt —
Ich hätt' keinen Hund aus dem Hause gejagt,
Geschweige denn einen Wusensehn!
Gott geb' Euch dafür ten ewigen Lohn.

Für die vortrefflichen Karten aus Gotha
Dank' ich ergebenst. Es fehlt kein Jota
Von Allem, was ich aufgetragen,
Und Dero haben, muß ich sagen,
Die vorige Vergesslichkeit
Vergütet durch löbliche Pünktlichkeit.
Nur Eines ist mir zu wünschen geblieben,
Dieselben hätten auch Spieler verschrieben;
So leider am Besten es nun gebricht,
Die Karten sind da, die Spieler nicht
Und soll das Kapital nicht müßig bleiben,
So muß ich grande patience treiben.

Nun aber bitt' ich mit dankbarem Sinn,
Mir kund zu thun, was ich schuldig bin,
Sowohl für das Porto als für die Karten.
Ich werde mit der Bezahlung nicht warten,
Denn Schiller hat uns in der Braut
Von Messina das große Wort vertraut:
Der Uebel größtes sind die Schulden.
Ich hoff', es sind keine tausend Gulden,
Sonst wär' ich wahrlich arg in der Presse.
Wie geht's zu Haus? Ist von der Messe
Papa schon zurück? Ich bitt' um Bescheid
Und bin mit tiefster Ergebenheit

J. D. Gries.

An eine Brant am Vorabend der Hochzeit.
(1830.)

Glosse.

Selbst die glücklichste der Ehen,
Mädchen, hat ihr Ungemach;
Selbst die besten Männer gehen
Ihren Frauen öfter nach.
Götter.

Also ist es wirklich wahr,
Was man in der Stadt vernommen?
In der Hochzeitstag gekommen?
Morgen geht das werthe Paar,
Hans und Lieschen, zum Altar.
Doch mit zum Altare gehen
In nicht Alles noch geschieden;
Doh' ein kräftig Weidgedicht,
Besses Kind, bekände nicht
Selbst die glücklichste der Ehen.

Sicher ohn' ein Hochzeitcarmen
Wäre selbst das schönste Fest,
Das sich jemals feiern läßt,
Eine Birtshschaft zum Erbarmen.
Aber wehe, weh' dem Armen,
Der sich legt auf dieses Nach!
So viel Gäste, so viel Richter!
Glaub' es, auch die Kunst der Dichter,
Mädchen, hat ihr Ungemach.

Sagen, Wonne, Glück und Heil
Muß das Hochzeitcarmen spenden,
Und bis zu des Lebens Enden
Werd' es, Beste, dir zu Theil;
Alles rief ich bei mir feil.
Und in so beglückten Ehen
Ist es leicht zu überleben,
(Wenn es nicht zu oft gesah)
Daß nach Ebbhät, Wingerla
Selbst die besten Männer gehen.

Entlich muß das Hochzeitlied
Nach der Sitte würd'ger Alten
Einen schlauen Wink enthalten,
Der nicht immer jart geriech.
Ehe noch ein Jahr eustlicht
Tönt vielleicht manch' leises Ach
In der jungen Frau Gemach,
O, wie wird's den Mann beglücken!
O, dann giebt er mit Entzücken
Ihren Launen öfters nach.

III. Aus dem „Chaos“.

Dieses Blatt, das zwar weder Blatt noch Zweig, aber ein Ganzes nicht sein, sondern laut Prolog werden wollte, ist — irre ich nicht — im Mansard-Salon der Frau Ottilie von Goethe am 28. August 1829 geplant worden und hat wenigstens bis Ende 1830 bestanden. Es erschien mit mehr oder weniger Regelmäßigkeit jede Woche und ward bloß unter die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen vertheilt, die für die Druckkosten während seines Erscheinens zweimal einen Speciesthaler steuerten. Unter den Beiträgen finden sich solche von J. W. und August von Goethe (ob auch von Frau von Goethe, weiß ich nicht), von v. Knebel (Vater), Gries,

St. Schüpe, Riemer, Kanzler Müller, eine Composition von Zelten u. s. w. Die ersten Blätter enthalten einen deutschen, einen englischen, einen französischen Prolog und ein paar italienische Verse unter der Ueberschrift *senza prologo*.*) Die erste Strophe des deutschen Prologs, der aber nicht von Gries gedichtet, lautet:

Ihr saunt vielleicht, daß ich mich Chaos nenne?
Ihr Menschen! — Weil ihr Form und Regel suchet
Und zweisehnd lächelt, wo die Reiten fehlen.
(Obgleich ihr gegen Beide gern verstoßt,
Dürst ihr es heimlich nur und sicher thun.) —
Hier ist kein Wählen mehr. Ins offene Meer
Des wüsten, bunten Dranges müßt ihr springen;
Hier gilt kein Ansehn des Geschlechts, des Landes,
Kein Name selbst; denn unbekannt muß Jeder,
Vermummt in fremden Namen muß er schwimmen,
Und auch den süßsten Schwimmer lobnt kein Ziel.
„Ein planlos Treiben, ein fantastisch Drängen!“
Und nie ertönt der Ruf; es werte Eidi!
Nie werden sich die weiten Massen sondern,
Chaatisch liegt die Zukunft vor uns da.

Gros und Eris.

Der Dichter lehrt, dem Chaos ist
Im Anbeginn durch Lieb und Zwist
Die Ordnung aller Ding' entstiegen.
Allein es scheint, im Zeitenlauf
Steigt wiederum ein Chaos auf;
Nun gilt's zum zweiten Male fliegen.

An Liebe fehl't im Chaos nicht;
Wie manches schmachtende Gedicht
Hört man auf allen Seiten klingen!
Drum schafft nur — sei es, wie es sei —
Ein wenig guten Zwist herbei,
Daß wir die Welt in Ordnung bringen.

Zum Neujahr.

Sei das Chaos recht chaotisch
Patriotisch und erotisch,
Britisch, gallisch, wälsch und gothisch,
Liberal, servil, despotisch,
Alles sei's — nur nicht narotisch.

*) Aus anderen Sprachen finden sich keine Beiträge, nur Uebersetzungen ins Deutsche und aus dem Deutschen.





www.libtool.com.cn

Literaturbrief.

Das Reich des Schönen. Von Dr. A. v. Ege. — Die homerische Naivität. Von Max Schneidewin. — Moralische Briefe. Von A. Hornig. — Freie Wissenschaft und freie Lehre. Von Ernst Haedel. — La France contemporaine. Von Baumgarten. — Thomas und Selig Walter. Von S. Voos.

Eine neue Darstellung der ganzen Aesthetik! — Der Gedanke erregt denen, die sich durch den Wust unserer Systematik durchgearbeitet haben, naturgemäß Schrecken. Ein Buch dieses Inhalts zieht nicht gerade die Kennebegier eines heutigen Lesers auf sich. In der That glauben wir, daß nur monographische Arbeit, welche von den einzelnen Gebieten der Kunst und ihrer Naturgrundlage in breiter Untersuchung ausgeht, heute bedeutende Fortschritte herbeiführen kann. Trotzdem werden unsere Leser vielfache Anregung und Förderung aus einem neu erschienenen Werke gewinnen, welches eine geistvolle Grundansicht durch das ganze Gebiet der Künste mit feiner ästhetischer Bildung durchführt. Wir meinen: Das Reich des Schönen. Von Dr. A. von Ege. Berlin, Wasmuth, 1878.

Die Grundansicht, von der das Buch getragen ist, läßt sich wohl folgendermaßen in der Kürze aussprechen. Das Dasein als solches in seiner ganzen Fülle und in seinem ganzen Umfang bildet den Gegenstand des handelnden wie des denkenden Menschen; so auch den des sich ästhetisch verhaltenden; Wissenschaft, Sittlichkeit, Kunst sind einander folgerecht nebengeordnet. Wo liegt nun neben dem Wollen und Denken die dritte Aeußerungsweise des Menschen, in welcher der Grund der Kunst zu suchen ist? „Wir finden“ — so antwortet Ege

— „eine solche bald, wenn wir über die beiden anderen einen Schritt hinausthün und nach Grund und Endzweck ihrer Wirksamkeit fragen. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß wir im Verfolg der Wissenschaft viel Arbeit und Mühe anwenden, selbst Opfer bringen, weil wir ihre Ergebnisse für werthvoll für uns halten, wir von ihren Erfolgen eine entsprechende Genugthuung uns verheißten. Wir würden andererseits nicht an einer Gestaltung und Förderung der Welt arbeiten, diese Thätigkeit nicht durch eine besondere Wissenschaft auf die Spitze treiben, wenn nicht die Aussicht auf Hebung unseres eigenen Wohles dazu reizte. Die oben gegebene Hinweisung auf den weisenhaften und deshalb unverbrüchlichen Zusammenhang alles Daseins, zu dessen Reiche auch wir uns zu rechnen haben, begründet diese Thatfache hinreichend. Es besteht ein Interesse für uns, der Welt in Kenntniß habhaft zu werden, wollend für sie einzustehen, thätig an ihr zu bilden. Doch würden wir von unserer Mühe bald absteheu, wenn wir uns keine Aussicht machen, auch einmal dafür entschädigt zu werden, zum erstrebten Ziele zu gelangen. Wir dürfen uns die Welt auch als gewonnen vorstellen. Es ist möglich, daß unser Interesse sich erfülle, die gehoffte Genugthuung uns wirklich zu Theil werde. Wir können mit einem Wort der Welt — was freilich kaum erst zu beweisen war — auch genießend gegenüber treten, wir können, woran besonders hier uns liegt,

diesen Genuß einer zusammenhängenden Betrachtung, einer systematischen Zergliederung unterwerfen.“ Dieser Genuß des Daseins soll nach Ege ganz richtig nicht aus den metaphysisch abgeleiteten Eigenthümlichkeiten desselben erklärt werden, es genügt, das Dasein zu erfassen, wie es im allgemeinen Bewußtsein als ein Gut empfunden wird. So liegen die Bedingungen des ästhetischen Eindruckes auf Seiten des Genießenden in dem empfänglichen Gemüth, das gewillt und begünstigt ist, die Wonne des Daseins einem besonderen Anstöße gegenüber durchzukosten, und auf der anderen Seite in einem merkbaren Sein, das die nöthigen Bürgschaften enthält, sich als Gut und Wohlthat einzuführen.

Diese Anschauung erklärt Ege für die allein natürliche, die von jeher im Gefühle beschlossenen war, wo sie auch, ohne zum hellen Bewußtsein gelangt zu sein, wirksam war und mächtig genug, um durch alle Verdunkelungen, die sie auf dem Wege ihrer speculativen Begründung zu erleiden hatte, nicht außer Thätigkeit gesetzt zu werden. Er hebt hervor, daß es sich hier nicht um eine Theorie neben der anderen, sondern gegenüber einer künstlichen Construction um eine Erklärung und systematische Begründung der That-sache handelt, welche die Wirklichkeit, die immer als letzte Instanz sich geltend macht, von jeher bewahrheitet hat und immer bewahrheiten wird.

Diese Auffassung steht nach unserem Eindruck der am nächsten, welche Voße in seiner bekannten Geschichte der Aesthetik entwickelt hat, welches Buch bekanntlich mehr Bausteine zu einem System als Geschichte enthält. Selbst in der Form glauben wir Voße's Einfluß vielfach zu gewahren. Hiermit scheint uns auch das kritisch über Voße Gesagte nicht im Widerspruch.

Eine tüchtige ästhetische Einzeluntersuchung geht uns zu in: **Die homerische Naivetät.** Eine ästhetisch-culturge-schichtliche Studie von Max Schneidewin. Hameln, Brecht, 1878.

Unter Naivetät versteht Schneidewin Natürlichkeit — im Denken, Empfinden, Sitten und Benehmen — und zwar noch nicht als solche, sondern sofern letztere ausdrücklich im Gegensatz zu Gewordenem,

Künstlichem, Gemachtem und Conventional-lem in den entsprechenden Beziehungen gedacht wird. Die „Welt“ der homerischen Gedichte, also die Lebensausschnitte derselben, die großen des Lebens in und namentlich vor Troja und auf Ithaka und die kleineren, z. B. besonders des Lebens in Pylos und Sparta, waren nach ihm an sich und für das Zeitalter des Dichters nicht naiv, sondern nur natürlich, ein getreuer Spiegel des bestehenden Natürlichen der noch blühenden Jugend des classischen Volkes. Diese Naivetät weist nun Schneidewin im Einzelnen an den homerischen Gedichten — seine Untersuchung darf sie als ein Ganzes nehmen — in der Annäherung des Menschlichen an das Natürliche, in dem Ueberwiegen des leiblichen über den seelischen Gesichtspunkt, in der Mitberücksichtigung von Neuzerlichkeiten an Stellen von großer innerer Bedeutsamkeit, in den Compromissen des natürlichen Menschen mit der Menge sittlicher Anschauungen u. s. w. nach.

Die Arbeit darf als eine schöne Erweiterung der Art von Untersuchungen betrachtet werden, welche Wilhelm von Humboldt in seinem Bunde über Hermann und Dorothea begonnen hat: einem Werk, das ein Recht hätte, das Epos als seinen Gegenstand auf dem Titel zu tragen, und das noch bis heute das Beste ist, was wir vom philosophischen Gesichtspunkte aus über epische Poesie besitzen.

*
*

Zu Betrachtungen, die tiefer in die Grundfragen der menschlichen Existenz zurückgehen, führen die **Moralischen Briefe** von A. Horwicz. Magdeburg, Faberscher Verlag, 1878.

Horwicz hat sich durch seine schönen psychologischen Analysen, welche von der Beziehung psychologischer zu physiologischen Thatfachen ausgehen und einer unbefangenen Auffassung der psychischen Thatfachen, im Gegensatz zu der Herbart'schen Künstelei, zustreben, das Recht erworben, in Fragen von allgemeiner geistiger Tragweite gehört zu werden. Die vorliegenden Ansätze sind geistvolle Schilderungen unserer sittlichen Zustände, welche in der „Magdeburgischen Zeitung“

zunächst erschienen und für einen weiteren Leserkreis von Anfang an bestimmt waren; jedoch bemerkt der Kundige die strengeren wissenschaftlichen Grundlagen der geistreichen und leicht geschriebenen Erörterungen überall. Der Mangel an Zusammenhang zwischen den allgemeinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen des tüchtigen Psychologen und den hier vorliegenden einzelnen Diatriben macht sich trotzdem bemerkbar. Es muß als Hauptgedanke derselben betrachtet werden, daß der philosophische und religiöse Radicalismus die Grundlage der gegenwärtigen socialistischen Strömung bilde, daß dieselbe demgemäß aus der Region der Gebildeten ihren Ursprung genommen. „Es ist“ — sagt Hornicz geistreich — „ein vielfach bewährter, sittengeschichtlicher Erfahrungssatz, daß Sitten, Gewohnheiten u. s. w. von oben nach unten in den Bevölkerungsschichten sich verbreiten, daß die niederen Schichten den höheren, angeseheneren nachahmen. Dies sehen wir z. B. bei den Kleidermoden alle Tage, und hier geht die Sache sogar bekanntlich recht schnell. Was heute die Frau Gräfin trägt, wird morgen die Frau Regierungsräthin, die Frau Commerzienrätthin, bald darauf die schmutze Bürgerstochter und nach wenigen Wochen schon Lissette und Nanny tragen. Aber dasselbe gilt von geistigen und sittlichen Strömungen, von Gebräuchen und Sitten, Lebensanschauungen u. s. w. überhaupt. Es braucht nicht gerade immer der an äußerem Rang und Besitz höchste Stand zu sein, welcher solchergehalt die sittliche und culturgeschichtliche Führung des ganzen Volkes übernimmt, es kann auch das durch geistige Bildung und wissenschaftliche Autorität verleihe Ansehen in ähnlicher Weise auf die übrigen Stände maßgebend einwirken.“

Diesen allgemeinen Satz unternimmt Hornicz auf den besondern Fall der Socialdemokratie anzuwenden. „Wir können nicht leugnen, daß die drei innerlich verwandten und unter sich zusammenhängenden geistigen Strömungen des Materialismus gerade unter den Gebildeten weit verbreitet und weitaus die Mehrzahl beherrschend waren und in nur wenig vermindertem Maße es noch jetzt sind. Das Uebel fing mit dem jungen Deutsch-

land und der junghegel'schen Linken an, nachdem zuvor die Nachwirkungen der französischen und deutschen Aufklärung und der französischen Revolution den Grund bereitet haben mochten.“ Diese Sätze geben aber nicht die Bedingungen an, unter welchen ein solcher Vorgang sich etwa unter uns vollzogen hätte, und diese socialen und ökonomischen Bedingungen sind es, welche der Thatsache der Socialdemokratie ihre Macht geben. Ebenso definiert Hornicz nicht, an welchem Punkte die große deutsche intellectuelle Strömung in Radicalismus übergeht, und welche die wissenschaftlichen Irrthümer sind, welche diesen Uebergang bedingen. Man lese etwa die uns gleichzeitig zugehende Broschüre von Ernst Haedel: *Freie Wissenschaft und freie Lehre*. Eine Entgegnung auf Virchow's Münchener Rede. Stuttgart, Schweizerbart, 1878. Dasselbe Problem zeigt sich hier an einem bestimmten umgrenzbaren Punkte. Virchow hatte in seiner Münchener Rede Sätze ausgesprochen, welche denen von Hornicz so zu sagen parallel gehen. „Nun stellen Sie sich einmal vor“ — sagte er — „wie sich die Descendenz-Theorie heute schon im Kopfe eines Socialisten darstellt! Ja, meine Herren, das mag Manchem lächerlich erscheinen, aber es ist sehr ernst, und ich will hoffen, daß die Descendenz-Theorie für uns nicht alle die Schreden bringen möge, die ähnliche Theorien wirklich im Nachbarlande angerichtet haben. Immerhin hat auch diese Theorie, wenn sie consequent durchgeführt wird, eine ungemein bedenkliche Seite, und daß der Socialismus mit ihr Fühlung genommen hat, wird Ihnen hoffentlich nicht entgangen sein. Wir müssen uns das ganz klar machen.“ Nun höre man dem gegenüber Haedel, welcher erklärt: „Der Darwinismus ist alles Andere eher als socialistisch! Will man dieser englischen Theorie eine bestimmte politische Tendenz beimessen — was allerdings möglich ist —, so kann diese Tendenz nur eine aristokratische sein, durchaus keine demokratische, und am wenigsten eine socialistische! Die Selections-Theorie lehrt, daß im Menschenleben wie im Thier- und Pflanzen-Leben überall und jederzeit nur eine kleine bevorzugte Minderzahl existiren und blühen kann; wäh-

rend die übergroße Mehrzahl darbt und mehr oder minder frühzeitig elend zu Grunde geht." Im Verlauf dieser Darlegung giebt Haedel, dem wir bereits verwegene Formulierungen der Grundbegriffe an so manchen anderen von seinen Vorgängern mit weniger Muth und mehr Umsicht behandelten Punkten verdanken, auch die der Aristokratie. Aristokratisch im eigentlichsten Sinne des Wortes ist das Princip des „Ueberlebens des Passendsten“, als „des Siegs des Besten“. Da begegnet sich denn freilich die Aristokratie im eigentlichsten Sinne des Wortes mit dem Sieg der am meisten durchgebildeten Häute sehr nahe! Anders ausgedrückt: diese Aristokratie des Herrn Haedel kann ebenso gut als eine Herrschaft der stärksten in der Selection entwickelten Häute betrachtet werden denn als Herrschaft irgend einer anderen bevorzugten und besonders entwickelten Eigenschaft. So schlägt die Aristokratie des Herrn Haedel ihm — vielleicht doch seiner roh physischen Grundvoraussetzung gemäß — in Anarchismus um.

Neben die Schrift von Horwicz tritt zu merkwürdigem Vergleich eine Schilderung des moralischen Niedergangs im gegenwärtigen Frankreich. **La France contemporaine.** Von Baumgarten. Cassel, Kay, 1878. Baumgarten hat sich seit einer langen Reihe von Jahren mit Frankreich beschäftigt und sich um das Einverständniß zwischen dem deutschen und dem französischen Geiste Verdienste erworben. Und dieser unbefangene Betrachter schildert nicht selber, wobei Subjectivität des Eindrucks unvermeidlich war; er läßt die Franzosen sich selber schildern. Die Aeußerungen der bedeutendsten gegenwärtigen Schriftsteller über die verschiedenen Charakterzüge des gegenwärtigen Frankreich stellt er zusammen.

Höchst anziehend ist, wie Taine die Civilisation Englands und Frankreichs gegeneinander in Licht- und Schattenseiten abmisst. Er findet England in drei Punkten überlegen. Zunächst in der politischen Constitution; sie ist dauerhaft und fest begründet und läuft nicht wie die von Frankreich Gefahr, alle zwanzig Jahre umgeworfen und schlecht wiederhergestellt zu werden. Sie ist liberal und ladet das Volk ein, Theil zu nehmen an den öffent-

lichen Angelegenheiten gleich Mitarbeitern und sie nicht mit bloßer Neugierde zu betrachten. Sie vertraut die Führung den höheren Classen an, welche die befähigten sind, dieselben gut zu führen und in ihnen ihr natürliches Amt findet. Alsdann in dem Protestantismus, welcher die Selbstherrschaft des Gewissens verkündigt. Endlich in der Masse des erworbenen Reichthums oder des productiven Capitals, welches um mehrere Male größer als das Frankreichs ist. Die Ueberlegenheit Frankreichs findet Taine im Klima; in der Vertheilung des Reichthums: denn es giebt in Frankreich 5 Millionen Grundbesitzer, während England heute 30 000 Grundbesitzer hat und die Hälfte seines Bodens 150 Personen gehört; endlich in dem Leben der Familie und der Gesellschaft. Was er in dieser letzten Beziehung sagt, ist besonders interessant. Mehrere Umstände machen nach ihm das Leben der Familie und der Gesellschaft in Frankreich angenehmer als in irgend einem anderen Lande. Schon das französische Naturell ist heiterer und mittheilsamer; dann haben Geseze und Gewohnheiten eine fast völlige Gleichheit zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Frau, zwischen Aeltern und Jüngeren, Vornehmen und Bürgern hergestellt. Wohlwollen und Höflichkeit treten in Frankreich an die Stelle von Subordination.

Auf dieser Grundlage einer Charakteristik des französischen Geistes heben sich die einzelnen Bilder seines gegenwärtigen Zustandes um so lebendiger ab. Auch hier wird der Einfluß der radicalen Literatur auf die Entstehung der Commune, überhaupt der socialen Bewegung scharf herausgehoben. Sehr geistvoll ist, was über den immensen Einfluß von Balzac gesagt wird.

* * *

Blickt man in die Vergangenheit, so findet man da eben auch nirgends das goldene Zeitalter. Der Fortgang der Civilisation hat die Zustände der Menschen bewußter und ihre Bewegungen massenhafter und daher weit furchtbarer gemacht: die Zustände selber erscheinen, wo wir ihnen quellenmäßig nahe zu kommen im Stande sind, ebenso zweifel-

hast und bedentlich als irgend heute. Noch haben wir wenige historische Arbeiten, welche wie Macaulay's Geschichte Englands diese Zustände realistisch und mit Ausbietung des ganzen historischen Materials verdeutlichen. Zumal die Erkenntniß der deutschen Entwicklung ist hierin noch sehr zurück. Wir sind auf einzelne merkwürdige Aufzeichnungen angewiesen, und eine der merkwürdigsten enthält das Werk: **Thomas und Felix Platter**. Zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts. Von Heinrich Voos. Leipzig, Hirzel, 1878.

Auf der Universitätsbibliothek zu Basel befinden sich zwei Handschriften, die eine das Leben des Thomas Platter, welches dieser 73 Jahre alt aufgeschrieben, mit einem Zusatz des Sohnes; die andere das Leben seines Sohnes Felix, welches dieser 76 Jahre alt zeichnete. Die erste Biographie ist mehrmals abgedruckt, die zweite einmal im Auszug. Beide erscheinen hier in einer kritischen Ausgabe; sie stellen das Leben einer aufsteigenden Familie dar, welches das 16. Jahrhundert erfüllt. Auf den äußersten Höhen der Schweizer Berge, wohin sonst nur der Fuß der Gämse oder des Jägers gelangt, sieht man kleine Ziegenherden, Gaisjungen neben und hinter ihnen kletternd: als ein solcher Ziegenhirte der höchsten Berge wuchs der Vater auf, und der Sohn endigte als ein weitberühmter Arzt und Forscher in Basel, im Schoße des Reichthums. „Dieweil du“ — so beginnt der Vater, und ich übersehe in unser Deutsch — „lieber Sohn Felix nun einige Mal von mir begehrt hast, desgleichen auch andere namhafte und gelehrte Männer, die vor Jahren meine Schüler gewesen, ich solle von Jugend auf mein Leben beschreiben, da du wie auch sie manchmal von mir gehört haben, in wie große Armut von Mutterleib an, danach auch in wie großer Gefahr meines Leibes und Lebens ich oft gewesen, erstlich als ich gebient habe in den grausamen Gebirgen, danach als ich den Schulen in meiner Jugend nachgezogen bin, auch wie ich in die Ehe gekommen bin, mich mit meiner Hausfrau in großer Sorge, Müß' und Arbeit mit den Meinen ernährt habe, da dann Alles dir zum Guten gedeihen mag, daß du betrachtest, wie mich Gott

manchmal so wunderbar erhalten und du dem Herrn dankest, daß er dich mir geschenkt, so wohl begabt hat und behütet, daß du nicht so hast müssen Armuth leiden, so kann ich dir das nicht abschlagen.“ So sieht man von Vater zu Sohn den Zusammenhang des Lebens voranschreiten. In Gesahren auf den Bergen, als Hirt wuchs Thomas Platter auf (geb. 1499), dann wanderte er als fahrender Schüler aus Wallis durch Deutschland, und die Geschichte dieser seiner Wanderungen bildet eins der merkwürdigsten Denkmale in der Geschichte deutschen Erziehungsseins: durch Freytag ward sie auch dem größeren Publikum bekannt. Unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen erwarb er sich die nothwendige Bildung. Unter dem Einfluß der damaligen großen socialen wie religiösen Umwandlung schritt seine Entwicklung voran, wurde auch er von dem Geist der Wahrheit mit fortgerissen. Erst nach Jahren bewegter Schicksale gelang es ihm endlich, eine gesicherte Existenz sich zu erwerben. Es war dies in Basel. Aber die frühere Unruhe seines Lebens, die in der Jugend empfangenen Eindrücke wirkten bis an das Ende seines Lebens und traten oft störend und hemmend ihm in den Weg. Seine Neigungen wurden unstät hin- und hergezogen, so daß seine Vorgesetzten sich wohl mit Recht oft beklagten, er triebe zu viel mit einander. Bald war er Schulmeister, bald neigte er sich der Medicin zu, ward Buchdrucker, lehrte wieder zur Schulmeisterei zurück. Zeit Lebens blieben ihm harte und wechselnde Stimmungen. — Dagegen genoß der Sohn die vom Vater erworbenen Vortheile; es war die Zeit, in welcher sich Alles zu Naturstudium und Medicin drängte, da damals jede Stadt ihren eigenen Arzt haben wollte; so wanderte er als junger Mediciner, 15 Jahre alt, nach Montpellier, kam nach Basel zurück, heirathete mit 21 Jahren, ward noch vielfach in die Mühn des väterlichen Haushaltes verwickelt, erhob sich dann aber darüber und ward einer der geistigen Führer der Medicin für die deutsche Zunge. Wie sehr in seiner Geschichte der medicinischen Facultät Basels jagt von ihm:

„Er war zugleich Gelehrter und beobachtender Arzt und hierdurch ein ver-

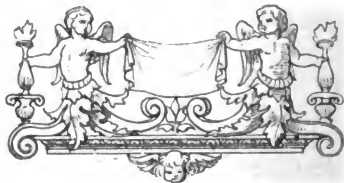
söhnendes Princip in jener durch Parteikämpfe vielbewegten Zeit; er suchte die Wahrheit überall, in den Schriften der Alten, wie in der unmittelbaren Naturbetrachtung, und wo er sie fand oder wenigstens gefunden zu haben glaubte, erkannte er sie an, welches auch die Quelle war, aus der er sie geschöpft hatte, und lehrte sie unbedarft und ohne Rückhalt in Wort und Schrift, aber auch ohne herausfordernde Schärfe, wie er denn seiner Natur nach keineswegs kampfslustig war. Er war darum geachtet von allen Parteien, angefeindet von Niemandem, geliebt von Jedem, der ihn kannte."

Und doch, auch in dieser aufsteigenden Lebenslinie der Familie, welche Kleinlichkeit, Enge der Lebensverhältnisse und der Anschauungen bis in das Mannesalter des Sohnes hinein! Am sonderbarsten gemahnen uns die Heirathsgeschichten der beiden Platter. Der Vater heirathet die Magd des bekannten Züricher Myconius, da dieser ihm die Aussicht eröffnet, ihr einmal das Seine zu hinterlassen: es kam niemals zur Auszahlung auch nur der paar Goldgulden, die sie als Lohn rückständig hatte. Die Verhandlungen über das Heirathsgut, als der Sohn mit 21 Jahren heirathete, sein Leben am Tisch des Vaters als verheiratheter Mann, die Streitigkeiten um die 100 Goldgulden, die die Frau mitbekommen und die der Alte für eine glänzende Hochzeit an sich gezogen hatte: das Alles sind wunderliche Bilder, die uns Gott sei Dank sehr fremdartig anmuthen.

Literarische Notizen.

Der Junker. Roman in drei Bänden. Von Edmund Hoeser. (Stuttgart, Ed. Hallberger.) Edmund Hoeser's Romane genießen seit langen Jahren — und meistens auch mit vieler Berechtigung — ein großes Ansehen in der deutschen Lesewelt. Hoeser ist vor Allem ein guter und angenehmer Erzähler, und dann versteht er es, das Interesse seiner Leser ohne künstliche Reizmittel zu fesseln und bis zum Schlusse sich zu erhalten. Diese Vorzüge bietet auch der neueste Roman — bei der Productivität Hoeser's dürfte man eigentlich nie jagen: der neueste Roman — dieses Autors, in dem die Schicksale eines altadeligen weitverzweigten Geschlechtes in ausführlicher und doch nicht ermüdender Weise erzählt werden. Sehr glücklich ist dem Dichter die Gegenüberstellung der beiden alten Paare, des Gutsheeren und seiner Gattin, wie des Pfarrers und seiner Frau, gelungen. Die Schilderungen des letzteren Ehepaares namentlich muthen uns hie und da wie die Idylle eines modernen Philemon und seiner Baucis an. Auch das Localcolorit hat Hoeser in diesem Roman meist recht glücklich getroffen.

Das Buchstabenbuch der Leidenschaft. Roman in zwei Bänden. Von Otto Roquette. (Berlin, W. Herp.) Ueber diese vortreffliche Erzählung, welche zuerst in den Monatsheften zum Abdruck gelangte, an dieser Stelle Ausführlicheres zu berichten, wäre in der That den Lesern der „Illustrirten Deutschen Monatshefte“ gegenüber unnöthig. Wir dürfen voraussetzen, daß die geistvolle, gedankenreiche und psychologisch fein ausgearbeitete Erzählung noch in aller Leser Gedächtniß lebendig fortlebt — und wenn wir dies voraussetzen dürfen, so haben wir der Arbeit des feinsinnigen Dichters das höchste Lob spendet, das die Kritik überhaupt zu vergeben hat.





Enrica.

Novelle

von

Hieronymus Lorm.

In dem Jahrzehnt, das dem letzten Kriege zwischen Deutschland und Frankreich vorherging, hatte man in Lothringen so gut wie in der übrigen Welt die Vorahnung gewaltiger Katastrophen. Ein unvermeidlicher Ausbruch der Feindseligkeiten lag wie ein Verhängniß vor Augen, das göttliche Bestimmung oder weltliche Gesetze voraus angekündigt hätten, ohne daß doch diejenigen, die sich unwillkürlich, von düstern Vorgefühlen getrieben, zu Propheten des Vorstehenden machten, anzugeben im Stande waren, aus welcher Quelle sie die Klarheit und Gewißheit ihrer traurigen Vorhersagungen schöpften. Bekannt ist es, daß große Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen, allein weniger beachtet wird die Natur dieser Schatten, wenn man sie bloß in Thatfachen zu

erblicken glaubt, die selbst wieder von historischer Bedeutung sind. Viel eindringlicher und verlässlicher kündigen leise Regungen im socialen Leben, ja selbst unerklärliche Stimmungen in einzelnen Familien eines Landes wichtige Veränderungen in seiner nächsten Zukunft an, obgleich sich Niemand von dem geheimnißvollen Rapport zwischen dem Geist der Weltgeschichte und dem Gemüthe einzelner Menschen, die für historische Neugestaltungen nicht selbst thätig sind, eine deutliche Rechenenschaft zu geben vermag.

Wenn man aber auch in Lothringen wie überall Krisen und Kämpfe voraussah und die Unvermeidlichkeit derselben aus der Betrachtung der leitenden Position in beiden Staaten mit Sicherheit ableitete — bis zu dem Gedanken, daß das Land jemals wieder von Frankreich abgelöst werden könnte, reichte weder die

kühnste Berechnung aller erdenklichen Chancen eines Krieges noch irgend ein unausgesprochenes Ahnungsvermögen. Zu groß war das Prestige Frankreichs, als daß man selbst dort, wo man die Möglichkeit seiner Niederlage nicht für gänzlich ausgeschlossen hielt, an eine Gebietsabtretung auch nur hätte zu denken vermocht.

Es gab jedoch Einzelne in Lothringen, bei welchen der Gedanke an eine solche Entscheidung der Weltgeschichte keineswegs das Entsetzen erregt hätte, welches bei jedem mehr nach Westen gerückten Franzosen patriotische Tradition ist. In der Umgebung von Metz, das in seinem nähern und fernern Umkreis Edelhöfe besitz, die zuweilen so seltsam nach historischen Begebenheiten getauft sind und z. B. Namen führen wie „Leipzig“, „Moskau“, „Sebastopol“ u. s. w., gab es einen pensionirten Colonel Forrain, der auf seinem Gute, das hier Marderhof genannt sei, still und einsam lebte und bei der Vorstellung, jemals wieder zu Deutschland zu gehören, wenn sie ihm überhaupt hätte kommen können, keineswegs in laute Schreckensrufe ausgebrochen wäre, mindestens in seinem Herzen sich darüber nicht unglücklich gefühlt hätte.

Charles Forrain war ein Mann von erst vierzig Jahren, eine stattliche Erscheinung von so rüstiger Gesundheit, daß es in Erstaunen setzen mußte, ihn so früh einem Leben der Unthätigkeit hingegeben zu sehen. Denn selbst die Bewirthschaftung seiner Felder war verpachtet; sein Gut war ihm nur eine Wohnung, keine Beschäftigung, aber ein so lieber Aufenthalt, daß er ihn niemals verließ, während viele französische Familien in seiner Nachbarschaft nur für einige Sommerwochen auf ihre lothringischen Edelhöfe kamen, um für das ganze übrige Jahr nach Paris zurückzukehren.

Charles Forrain war eine von den seltenen Persönlichkeiten, bei welcher die Traditionen aus der Geschichte des eigenen Hauses schwerer wiegen als ihre allgemeinen nationalen Beziehungen. Er vergaß keinen Augenblick, daß er von dem erloschenen deutschen Adelsgelecht der Fortringer abstammte, und wußte wohl, welchen Antheil, ihm selbst unbewußt, an seiner Sympathie für deutsches Wesen der Umstand hatte, daß er auf germanischem Boden einen Rang eingenommen hätte, welcher bei der französischen Umbildung des Namens schon im vorigen Jahrhundert verloren gegangen war. Seine Vorfahren hatten sich bemüht, den Adel auch in Frankreich wieder zu gewinnen, die dazu nöthigen Documente aber waren in den Stürmen der ersten französischen Revolution vernichtet worden.

Diese große Umwälzung brachte es mit sich, daß später die französische Familie Forrain nicht mehr nach einer Auszeichnung trachtete, welche im Lande der bürgerlichen Gleichheit keinen Vortheil von Belang mehr darbieten konnte.

Der Vater des Colonels war ebenfalls französischer Offizier gewesen und hatte nicht minder eine geheime Vorliebe für seine deutsche Abkunft empfunden, so daß er während der Feldzüge, die er unter dem ersten Napoleon mitgemacht, am Rhein und an der Donau Forschungen nach Abstämmlingen der Fortringer angestellt. Sie waren vergeblich geblieben, aber sie hatten ihn zur Bekanntschaft mit einem Mädchen nach seinem Herzen geführt, mit einer blonden Jungfrau des Rheinlandes, die er aber erst nach abgeschlossnem Weltfrieden, 1816, geheirathet und die ihn erst zehn Jahre darauf mit einem Sohne beschenkt hatte.

Dieser Sohn, Charles Forrain, war nach frühem Verlust seines Vaters ausschließlich von der Mutter erzogen worden und das Deutsche daher im emin-

testen Sinne des Wortes seine Mutter-
sprache. Die Wittve wäre vielleicht mit
ihrem Kinde nach Deutschland zurück-
gekehrt, wenn nicht die testamentarischen
Bestimmungen des Vaters dies verhindert
hätten. Nach denselben sollte der Sohn
durchaus als Franzose erzogen werden
und, sobald er dazu fähig und geneigt,
in den französischen Militärstand treten.
Der Edelhof in Lothringen, der Mar-
derhof, sollte sein Erbtheil und der regel-
mäßige Wohnsitz der Wittve sein.

Charles Forrain hatte eine an Jena-
tismus grenzende Sohnesliebe an den
Tag gelegt. Während er die Militär-
schule in Paris besuchte, hatte die Mutter
sich nicht von ihm getrennt und war erst,
nachdem er in den activen Dienst ge-
treten, nach Mar-derhof zurückgekehrt. Er
hatte sich eben in Corsica befunden, sehr
in Anspruch genommen von einem Er-
lebnisse, das ihm dort aufbehalten gewesen,
als er die Nachricht vom Tode seiner
Mutter empfangen. Die Wirkung auf
sein ohnehin durch jenes Erlebnis auf-
geregtes Gemüth war eine furchtbare ge-
wesen. Er war sogleich mit Urlaub nach
Hause geeilt, hatte auf dem Grabe seiner
Mutter Tage und Nächte zugebracht und
würde vielleicht in der unermesslichen Hin-
gebung an seinen Schmerz sein Leben er-
schöpft haben, wenn nicht ein alter Herr,
den man nur Monsieur Jagott nannte,
gestützt darauf, daß er den Vater Charles
gekant, daß er dessen Mutter kurz vor
ihrem Tode gesprochen hatte, einiger-
maßen Gewalt über ihn gewonnen hätte.

Forrain, damals 34 Jahre alt und
erst vor wenigen Wochen zum Rang
eines Colonels erhoben, hatte quittirt
und sich still und melancholisch auf sein
väterliches Erbschloßchen zurückgezogen,
wo das Studium der Familienpapiere
lange Zeit seine ausschließliche Thätigkeit
gebildet hatte.

Die Mutter war eine fromme Katho-

lin gewesen, in einer der vielen geist-
lichen Anstalten in Köln am Rheine von
Nonnen erzogen. Dem adeligen Geschlecht
derer von Niederau hatte sie ihrer Ge-
burt nach angehört und Agnes Aloisia
war ihr getauft worden.

Auch der Vater des Colonels war
Katholik gewesen wie alle seine Vor-
fahren, und es schien sogar, daß die
religiöse Richtung stärker in ihm aus-
gebildet gewesen als sonst bei den
Helden des französischen Heeres unter Na-
poleon dem Ersten vorzukommen pflegte.
Unzweifelhaft hatte dies dazu beige-
tragen, ihn an Agnes zu fesseln. Erst
nach seiner Vermählung hatte er auf
dem Gute Mar-derhof eine Capelle er-
richten lassen, die einen architektonischen
Schmuck des Herrenhauses bildete, das
sonst mit seinen weißgetünchten Mauern
so einfach und nüchtern sich darstellte
wie die Gebäude auf den meisten Edel-
höfen dieser Gegend, welche gewöhnlich
selbst bei reichen Obst- und Gemüse-
Pflanzungen eines eigentlichen Ziergartens
entbehren.

Charles Forrain konnte daher nicht
einmal den besondern Reiz seiner länd-
lichen Behausung vorschützen, wenn man
nach den Motiven seiner nun schon seit
Jahren nicht unterbrochenen Einsamkeit
forschte. Zu dieser Forschung hatte aber
Niemand ein Recht als Monsieur Jagott,
der auch nur den Schein eines solchen
Rechtes besaß und davon nur selten
und schüchtern Gebrauch machte. Dann
erhielt er von Charles unwandelbar die-
selbe Antwort:

„Ich habe das Leben meiner theuren
Mutter nicht genugsam kennen gelernt,
so lange ich sie noch besaß. Ich studire
es noch immer aus den nachgelassenen
Briefen und Papieren. Ich correspondire
mit fremden Menschen in Deutschland,
wenn es mir scheint, daß sie mir über
unbekannte Namen oder über Anden-

tungen dunkler Ereignisse, die ich in den Schriftstücken vorfinde, Anschluß geben könnten. So lange ich über all dies nicht völlig im Klaren bin, kann ich über meine Zukunft nicht bestimmen.“

Es begab sich sogar, daß das Eintreffen einer bedeutenden Erbschaft vom Rheine her, welche das große Vermögen Jorrain's noch vermehrte, an dieser Lebensweise nicht das Geringste änderte. Das Geld kam ihm sehr überraschend, weil er in dieser Richtung bisher nichts in den Familienpapieren gefunden und eben so wenig gesucht hatte. Allein die Sache änderte nichts an seiner Gemüthsstimmung oder an den Gewohnheiten seiner Einsamkeit.

Wie immer begab er sich Sommers und Winters, in jedem Monate, für einige Tage nach der Stadt Metz, um, wie er dem Freunde Jagott gelegentlich sagte, seine physischen Kräfte nicht einrosten zu lassen und den Bedürfnissen eines lebenskräftigen Mannes die Befriedigung zu verschaffen, welche die Erhaltung seiner Gesundheit erheischt. Jagott, der, obgleich die Schreibart seines Namens diesem einen deutschen Klang gab, nach seiner Bildung und seinen Neigungen ein Urfranzose war, konnte am wenigsten begreifen, wie ein Mann, in der Vollkraft von vierzig Jahren, wenn er schon nicht heirathen wollte, einer Geliebten im französischen Sinne des Wortes zu entzathen vermochte.

„Das werde ich Ihnen erklären,“ sagte Charles, „wenn Sie einmal einige Tage bei mir zubringen wollen, was Ihnen immer frei steht. Ich gehe, indem ich die Biographie meiner Mutter studire, sehr systematisch zu Werke in der Ordnung der Dinge, und wenn ich zu der Epoche gelangt sein werde, in der Sie mit ihr bekannt wurden, werde ich Sie dringend bitten, eine Zeit lang bei mir zu wohnen, um mir genau zu sagen,

wann, wie oft und worüber Sie mit meiner Mutter sprachen. Einstweilen sind Sie sehr willkommen, falls es Ihnen Vergnügen machen könnte, mich aufzusuchen. Ich bin kein fanatischer Einsiedler, wenn ich auch Gesellschaft zur Noth zu entbehren vermag.“

Jagott hatte keine große Liebe zu Jorrain, schon weil ihm dieser nach seinen Neigungen und seiner Denkungsweise viel zu deutsch war, allein er hatte großen Respekt vor dem ehemaligen Offizier, theils wegen der notorischen Tapferkeit, die ihm seinen Rang erworben hatte, theils wegen des großen Vermögens, dem ein Franzose immer Achtung zollt, wenn es den Besitzer weder hochmüthig noch verschwenderisch macht.

Jagott selbst, ehemals Beamter und schon ziemlich alt, lebte von einer sehr kleinen Pension in Verbindung mit einer sehr kleinen Rente; und von der einzigen Leidenschaft, die er hatte, von der Angelfischerei in der Mosel, hegte man den Verdacht, daß die Passion zugleich Geschäft sei und einen, wenn auch ebenfalls sehr kleinen, Ertrag dem übrigen Einkommen hinzufüge.

So oft Charles nach Metz kam, lud er Jagott zu einem Diner beim Restaurant ein, und der alte Knabe, der stets die Neigungen eines Lebemanns und niemals recht die Mittel gehabt hatte, sie zu befriedigen, entsprach der Einladung mit großem Behagen. Sie unterhielten sich dann meist über die Unterschiede zwischen den deutschen und französischen Bewohnern des Landes.

Jagott warf den Deutschen vor, daß ihre bekannte Schwerfälligkeit im Denken und Handeln sich vor Allem auf ihre Vergnügungen erstreckte und diese für die Zuschauer und die Mitlebenden überhaupt unangenehm, ja unerträglich mache. Räthlich in Dörfern wie in Städten Vor-

ringens, wo nur immer Deutsche seien, höre man das Gejohle und die Streitrufe der spät vom Trunke Heimkehrenden, und die Polizei vermöge nur in den Kneipen, die von Deutschen besucht werden, die Schließung zur bestimmten Stunde nicht durchzusetzen, während in französischen und Charles konnte still-
den rein französischen Etablissements schon um 11 Uhr Nachts alle Lichter gelöscht und alle Thüren geschlossen seien. Sogar im Rauschen zeige sich der Unterschied; die Deutschen beschäftigten durch ihre schweren, nie genugjam zu reinigenden Tabakspfeifen und rauchten selbst ihre ohnehin schon plumpen Cigarren noch aus Köpfen, während die kleine französische Pipe so wohl zu Gesicht stehe und statt der Cigarre überall die zierliche selbstgerollte Cigarette herrsche.

Jorrain hingegen beklagte die Eitelkeit der Franzosen, welche selbst bei den wichtigsten Arbeiten das für den äußern Schein Nöthige am sorgsamsten pfl egten. Da saßen gleich in ihrer Nähe neben schönen und anständigen Frauen, die nach der Pariser Mode gekleidet, ihre Gatten, Brüder u. s. w., reiche Fabrikherren oder Geschäftsjührer, und alle diese Männer in der weißen oder blauen Blouse des Arbeiters, als ob sie nicht die Zeit oder die Mittel hätten, sich gleich den Frauen standesgemäß zu kleiden. Der wahre Grund aber sei das Coquettiren auch mit dem schweren Ernst des Lebens, mit der Arbeit.

Es konnte nicht fehlen, daß auch noch tiefer eingreifende Gegensätze, politische und sociale Unterschiede zur Erörterung kamen, und unfehlbar wäre dadurch zuletzt eine unverföhnliche Entzweiung der Freunde herbeigeführt worden, wenn sie in der That verschiedener Nationalität gewesen wären. Allein bei all seinen deutschen Sympathien, die seinen Familien-Traditionen entstammten, war Charles Jorrain im Grund des Herzens nicht

minder Franzose als Prosper Jagott, und wenn der Letztere im Eifer der Debatte am Ende immer wieder die großen historischen Erinnerungen Frankreichs zu Hülfe rief, so entflammte dies nicht mehr den Widerspruch, sondern vergnügt seinem Gegner das letzte Wort lassen, um so mehr, als Jagott die Liebe zur „grande nation“ keineswegs auch auf das Regime übertrug, dem sie eben unterworfen war.

Jagott hatte bald nach der Begründung des zweiten Kaiserreiches seinen Posten aufgegeben, und die schönsten Erinnerungen an seine Dienstjahre verknüpften sich mit dem Juli-Königthum. Jorrain aber hatte seinen Abschied 1859 genommen, unmittelbar nach dem Kriege Frankreichs und Italiens gegen Oesterreich, und was ihn neben dem Schmerz bei dem Verlust der Mutter zu diesem Schritt gedrängt hatte, ein Erlebnis in Corsica, stand in engster Verbindung mit den Uebelständen der politischen Verwaltung unter Napoleon III.

So hatte wieder einmal im tiefen Winter beim Restaurant in Metz das Tischgespräch der Fremde zu einem Sieg der Beredsamkeit Jagott's geführt, als Jorrain plötzlich sagte:

„Sie sind dennoch mein Feind, Monsieur Jagott, mein unverföhnlicher Feind, obgleich ich Ihnen nicht mehr widerspreche.“ Und auf den verwundert fragenden Blick des Andern fuhr er fort: „Sie haben der Einladung nicht Folge geleistet, die ich schon vor Monaten an Sie richtete, Sie sind nicht zu mir gekommen. Seit der Zeit, als Sie mich, einen Fremden, um den Sie sich gar nicht zu kümmern gebraucht hätten, meiner ersten Verzweiflung entrissen, hat der Waidwerder Sie nicht mehr gesehen. Wie viel Dank bin ich Ihnen dafür schuldig! Sie haben mir gewissermaßen das Leben

gerettet. Ich weiß wohl, daß es nicht um meinethwillen geschah, daß Erinnerungen an meinen Vater Sie dabei leiteten und ich Ihnen eigentlich Nichts bin. Allein man pflegt doch auch diejenigen ein wenig zu lieben, die man verpflichtet hat.“

„Was wollen Sie!“ rief der alte Beamte, den diese Rede sehr angenehm berührte, mit heiterem Lächeln, „in meinen Jahren schent man das Abenteuer und hält alles Ungewohnte für ein solches. Die Kälte in dieser Saison bei dem Zustand unserer öffentlichen Wagen — ich schaudere.“

„Nun,“ entgegnete der Colonel, „ich habe einen sehr bequemen Wagen, in dem Sie sogar ausgestreckt liegen können; er wartet gespannt im Hotel. Ich habe so sehr auf Sie gerechnet, daß ich sogar einen Pelz für Sie mitnahm, einen echt russischen Pelz, denn ich habe ihn während des Feldzuges in der Krim erworben. Sie haben noch Zeit, die Leute zu verständigen, bei denen Sie wohnen, damit man nicht wegen Ihrer Abwesenheit besorgt sei. Sagen Sie nicht, daß in meinen Wägen keine Fische schwimmen, die Mosel ist jetzt auch zugefroren.“

Die Miene des so freundlich Angesprochenen drückte noch immer keine Bestimmung aus. Da sagte Charles mit verändertem Tone und indem sich die Schatten düstern Ernstes über sein Antlitz legten:

„Ich brauche Ihren Rath, mein Freund! Unter den Papieren meiner Mutter sind auch ihre Tagebücher. Es giebt Lücken darin. Es scheint, daß sie einzelne Hefte und in diesen viele Blätter selbst beseitigte, sei es in Vorahnung ihres Todes, sei es, weil sie an das im ersten Drang der Gefühle Angezeichnete später nicht mehr erinnert sein wollte!“

Er schwieg eine Weile nachsinnend, dann fuhr er fort:

„Ich bin in meinen Nachforschungen noch weit zurück, weil ich jeden mir nicht ganz deutlichen Umstand aus dem Leben der Geschiedenen zur Zeit, als sie noch unverheirathet war, noch in ihrer Heimath lebte, durch Briefe aus Deutschland aufzuklären suchte, die natürlich sehr langsam und oft sehr unvollständig eintrafen.“

„Und ist Ihnen durch diese Correspondenzen nicht irgend ein ferne lebender Verwandter, der eine Frau, der Töchter hätte, bekannt und vertraut genug geworden, daß Sie ihn gerne an sich zögen? Verzeihen Sie — aber mich interessirt die Vergangenheit einer Verstorbenen weniger als die Zukunft eines noch Lebenden.“

„Ja, das ist Ihr altes Thema,“ fiel Charles lächelnd ein, „Sie wollen sich an mir in der Rolle eines Heirathsvermittlers versuchen. Auch für dieses Interesse, das Sie an mir nehmen, wenn ich es auch nicht theile, bin ich Ihnen dankbar — jedoch —“

„Ich gestehe Ihnen, daß mich dabei nicht so sehr ein persönliches Interesse für Sie als ein Princip leitet,“ unterbrach ihn Jagott; „darf ich ganz offen sein? Sie wissen, ich bin ein wenig Voltaireaner, während die Traditionen Ihres Hauses sehr frommer Art sind. Sie selbst sprechen ab und zu von Beziehungen zum Kloster Bittsch — ich bin ein alter Knabe, ich werde nicht mehr erleben, was geschieht, aber noch meine letzten Seufzer würden dem Gedanken gelten, daß so viele Weisheitshümer, mit denen Großes in der Welt ausgerichtet werden könnte, in jene heiligen Höhlen hinunter fielen zu seltenen Reliquien und mächtigen Weinsäffern.“

„Ich habe an dergleichen noch nicht im Traum gedacht,“ sagte Charles, „ich bin sogar überzeugt, daß ich meinem Leben noch eine neue Wendung geben werde: aber ich muß wissen, ob sie nicht an die Schicksale meiner Eltern anzuknüpfen wäre.“

Und indem ich denselben nachforsche, halte ich an einem Punkt, der in die Zeit vor meiner Geburt fällt und mir es wichtig machte, den Charakter meines Vaters genau kennen zu lernen. Er starb, als ich noch am Gängelbände lief. Sie haben ihn schon viel früher gekannt, Monsieur Jagott.“

„Ich war damals kaum mehr als zwanzig Jahre alt,“ erwiderte dieser, „und die Berührungen, die ich mit Ihrem Vater hatte, hielten sich anfangs sehr auf der Oberfläche. Es kam dann wohl eine Zeit ziemlichen Vertrauens zwischen ihm und mir, aber sie dauerte nicht lange. Einwirkungen Ihrer Mutter, die ich damals noch nicht gesprochen hatte, die mir aber nicht günstig waren — wozu jedoch diese alten längst begrabenen Gesichten aufrühren, die jetzt nur lächerliche Gespenster wären, wenn man sie der Vergessenheit entrisse!“

Jagott zog die Stirne kraus und zeigte dadurch, daß sein Verstummen nicht das völliger Gleichgültigkeit war.

„Ich bin überzeugt,“ sagte Forrain, „ja ich könnte schwören, ohne jedoch einen bestimmten Anhaltspunkt dafür zu haben, daß diese Verhältnisse und Beziehungen, die Ihnen todt und abgethan erscheinen, noch heute in mein persönliches Leben eingreifen könnten. Ich verschweige Ihnen auch nicht den Gedanken, mein Freund, der mich bei dieser Annahme leitet. Meine Eltern waren bereits zehn Jahre verheirathet, als ich, ihr einziges Kind, zur Welt kam. Das mag Zufall sein, wie er häufig in der Welt vorkommt, eine Folge körperlicher Organisation. Allein Gefühlsäußerungen in den mir hinterlassenen Schriften lassen mich vielmehr vermuthen, daß der Umstand die Wirkung einer Entfremdung sei, einer Störung, welche die Eintracht der Ehe unmittelbar nach ihrer Vollziehung erlitten hatte. Was darüber Aufschluß geben konnte, das

war ohne Zweifel in jenen Stellen enthalten, welche meine Mutter aus ihren Tagebüchern entfernte. Es muß sehr schmerzlicher Art gewesen sein, weil meine Mutter auch nach meiner Mündigkeit niemals mit mir davon sprach. Ich kann aber von dem Gedanken nicht los, daß Sie, mein theurer Freund, den Schlüssel zur Erklärung besitzen, und darum möchte ich Sie so gerne entführen.“

„Lohnte es die Beschwerden einer Winterfahrt,“ erwiderte der Alte noch immer ungerührt und zurückhaltend, „wenn ich Ihnen draußen auf Ihrem Gute nur das müßige Geschwätz der Leute wiederholte? Man hat damals, in der ersten Zeit, als Ihre Eltern im Lande waren, allerdings Manches gesprochen; worüber spricht man aber nicht? Die Phantasie der Menschen will Beschäftigung haben, und können unsinnige Fabeln Werth für Sie besitzen?“

„Sie selbst gestehen, daß es eine Zeit gab, in der Sie das intime Vertrauen meines Vaters besaßen,“ warf Forrain ein.

„Sie finden keinen Namen in den Tagebüchern, der mir einen Anhaltspunkt geben könnte, was Sie eigentlich zu wissen wünschen?“ frug Jagott.

„Aus hiesiger Gegend finde ich nur den eines Mädchens, Françoise, einer jungen Dame in Reß, die von großer, von ganz ungewöhnlicher Schönheit und von verführerischem Einfluß auf jeden Mann gewesen sein muß, der sie sah. Zuletzt hatte meine Mutter eine lange Unterredung, die sie aufzeichnete, mit dem Mädchen. Der Inhalt des Zwiegesprächs ist mir so unverständlich, daß er mir nicht im Gedächtniß blieb.“

Die Wirkung dieser harmlos gesprochenen Worte des Colonels auf des alten Mannes Antlitz und Stimmung war merkwürdig. In den welken Wangen stieg noch eine Röthe auf, und die Augen

in welchen selbst der Wein kein höheres Licht mehr zu entzünden vermocht hatte, waren funkelnd auf den jungen Mann gerichtet.

„Vertrauen gegen Vertrauen!“ rief Jagott, indem er sich erhob; „ich fahre mit Ihnen nach dem Marberhof zu dem Zwecke, daß Sie mir dort das Gespräch Ihrer Mutter mit Françoise und Alles, was sich auf diese bezieht, zu lesen geben. Als Revanche sollen Sie erfahren, was ich von der Geschichte Ihrer Eltern Authentisches weiß, und seien Sie versichert, ich habe jeden Umstand treu im Gedächtniß behalten.“

* * *

Die beiden Männer kamen während der Fahrt wie durch stillschweigendes Uebereinkommen auf den eigentlichen Gegenstand ihrer Interessen, auf die Dinge, die sich in längst vergangener Zeit ereignet hatten, nicht mehr zurück. Erst im Angesicht der Tagebücher sollte wieder, aber dann gründlich davon gesprochen werden. Indessen waren von dieser Aussicht die Lebensgeister Jagott's unverkennbar auf das angenehmste angeregt. Er intonirte von Zeit zu Zeit ein Liedchen, das freilich, wenn ihm seine eigene Stimme etwas deutlicher vernehmbar wurde, im Gefühl der Mangelhaftigkeit derselben wieder abbrach. Entschädigung fand er darin, daß er ausschließlich von den Weibern sprach, ein Thema, das er sehr liebte, ganz besonders aber in den Augenblicken bevorzugte, in denen er sich vergnügt und fröhlich fühlte und wie jetzt mit kräftigen Ausrufungen das Leben selber leben ließ.

Dabei kam natürlich wieder zur Sprache, wie es der erst vierzigjährige Forrain ertragen mochte, so gänzlich ohne Beziehung zum weiblichen Geschlechte zu leben.

„Ich erinnere mich,“ sagte hierauf der Colonel, „daß ich versprochen habe, Ihnen dies zu erklären, sobald sie mir einmal

die Freundschaft erweisen werden, mich zu besuchen. Dies geschieht jetzt, und so will ich Ihnen gleich zwei Erklärungen auf einmal geben. Die erste ist, daß ich eine ferne Person in Gedanken habe, die ich heirathen würde, wenn es zwischen ihr und mir einen geeigneten Vermittler gäbe. Denn die Umstände fügten es, daß ich mich ihr nicht nähern, nicht selbst um sie für mich werben kann. Und sie lebt in Corsica, und ich bin ohne einen Freund, der dies schwierige Werk unternähme. Die zweite Erklärung ist, daß ich ein halber Menschenfeind bin und fürchte, die Ehe würde mich zu einem ganzen machen, und Frau und Kinder wären die Ersten, die dies zu erfahren hätten.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz,“ erwiderte Jagott mit einiger Verwunderung, „gerade die Liebe, die Familie —“

„Ja wohl,“ unterbrach ihn Forrain, „so lauten die Meinungen, die darüber in der Welt verbreitet sind. Ich habe aber gefunden, daß die Menschen zwar keineswegs schlecht sind, ja daß man unter Umständen sogar mit Erfolg Erstaunliches von ihnen verlangen kann: Geld, Thaten, Opfer aller Art, daß sie aber in keinem Falle an den innersten, an den eigenthümlichen Gefühlen eines Andern ein uneigennütziges Interesse haben. Die Schranke zwischen seltsamen Empfindungen, wie sie in einem der Einsamkeit geneigten Manne gleich mir aufkamen, und zwischen der Mäthe ist eine fließende Grenze, die Wenige zu unterscheiden wissen. Nur im Verkehr von Mutter und Sohn ist darüber Klarheit und Verständniß. Wenn meine Mutter noch lebte, sie ginge für mich nach Corsica; aber, wer weiß, ob ich dann noch diesen Wunsch hegte.“

Er schwieg mit düsterer Miene, fuhr aber bald, wie um seine Gedanken zu verschenden, lebhafter fort:

„Die Welt im Allgemeinen hat keinen Respect, ja keine Einsicht für Gefühle von

starker und tiefer Art. Ich bedachte oft, was ich in einer alten Chronik las. Sie erzählt bloß die Geschichte und zieht keine Folgerungen. Am Hofe Ludwig's XV. gab es, wie Sie wissen, die schönsten Weiber der Welt. Unter ihnen glänzte eine Marquise noch besonders hervor. Ein bezaubernder Stolz, der zugleich demüthigte und entflammte, sprühte aus ihren Augen; sie verbreitete Entzücken um sich her, und zum Ueberfluß war sie noch von unübertrefflicher Tugend. Ein junger Edelmann aus der Provence verliebte sich glühender und ernsthafter in sie als alle Uebrigen, die sie umflatterten. Er war ein vollendeter Mann mit feurigen Augen, voll Geist und Wiß, er machte die besten Verse, die man am Hofe zu Stande brachte. Alle diese blendenden Vorzüge rührten jedoch nicht das Herz der stolzen Frau. Was geschah? Der Edelmann verlor den Schmuck seiner Jugend, den Glanz seiner Augen. Der brillante Schimmer seines Geistes erblich; Wiß und Poesie, alle die Edelsteine, die ihm Gott in die Seele gelegt hatte, zerrieben sich gleichsam zu Staub an dieser hartnäckigen, hoffnungslosen Leidenschaft.

„Und die Welt? Sie zuckte halb mitleidig, halb höhnisch die Achseln, fand es aber nicht der Mühe werth, ein Wort weiter darüber zu sprechen; die Sache war dazu nicht neu, nicht interessant genug. Die Marquise selbst, als man ihr den Zustand des Mannes hinterbrachte, der sie liebte und durch sie zu Grunde ging, hatte nur ein Lächeln, dessen Spott und Triumph sie durch einen Ausdruck von Wehmuth zu mildern suchte, die ihr Niemand glaubte.

„Den verliebten Edelmann trieb die Verzweiflung zu einem wahnsinnigen Schritt. Er kaufte für sein ganzes großes Vermögen die schönsten und schwersten Diamanten, die er dafür bekommen konnte, und sandte den Schatz der Geliebten, um

sie durch dieses Geschenk zu rühren. Als sie es jedoch unerbittlich zurückwies, ließ er die herrlichen Diamanten zu Staub zermalmen, schrieb der Marquise einen langen Abschiedsbrief und als Sand streute er auf die nassen Zeilen den Staub seiner Diamanten.

„Als die Welt diesen Streich erfuhr, war sie voll von Entsetzen. Man sprach von nichts Anderem. Der verschwenderische Hof, das ausgelassene Paris konnten sich Monate lang über diese Tollheit nicht beruhigen. Selbst die spröde Marquise weinte eine Zeit lang täglich heiße und bittere Thränen über die nutzlose Zerstörung so herrlicher Steine, die werth gewesen wären, im Diadem einer Königin zu glänzen.

„Was war denn aber so Schreckliches geschehen? Am Ende waren es doch nur Steine, die vernichtet worden. Aber dem Edelmann hatte man früher den Schmuck seiner Jugend, die Edelsteine seines Wißes und seiner Poesie, den brillanten Schimmer seines Geistes zerrieben, zu Staub zermalmt, nutzlos zerstreut! Und die Welt hatte dafür nur mitleidiges Achselzucken und Hohn gezeigt und die Marquise hatte gelacht.

„Sie sehen, mein Freund, daß man in dieser Welt besser thut, für seine seltensten und edelsten Gefühle keine Schätzung von der Welt zu erwarten.“

Fagott hätte diese Behauptung gewiß nicht ohne Widerspruch gelassen, allein die Anzeichen mehrten sich, daß man dem Ziel der Fahrt nahe war, und der erregte alte Mann dachte nur mehr an die Kunde, die er sich in Mardeirhof holen wollte. War er doch an die Schmerzen seiner Jugend gemahnt worden, Schmerzen, die in später Erinnerung häufig zu Wonnen werden.

Bei der Ankunft im Schlosse war die Nacht schon weit vorgerückt. Dennoch wollte Fagott noch vor dem Schlafen die

gesuchten Papiere lesen, so frisch und munter war sein Geist und dadurch auch sein körperliches Befinden. Zorrain aber zwang seinen Gast, die Kräfte des Alters nicht zu überschätzen und vor Allem die Ruhe zu suchen. Am nächsten Vormittage erhielt Jagott in den ihm eingeräumten Gemächern die gewünschten Schriftstücke und verbrachte mit der Durchsicht derselben in ungestörter Einsamkeit einen halben Tag.

Abends, nach dem gemeinsam eingenommenen Diner, saßen die Freunde behaglich am Kamin, und nun begann von beiden Seiten ein Fragen und Forschen über Momente, von denen bald nur der Eine bald nur der Andere das Erklärende und Entscheidende zu sagen wußte. Aus diesen fragmentarischen, oft nur nach eifrigen Hin- und Herreden richtig gestellten Mittheilungen baute sich nach und nach sehr langsam und mühevoll ein Theil des Lebensganges der Mutter Zorrain's und die Jugendgeschichte Jagott's auf. An die Stelle dieses allmählichen Wiedererstehens der Vergangenheit vor den Augen der Freunde läßt sich eine rasche Darstellung ohne Umwege und Unterbrechungen setzen.

André Zorrain, der Vater des Colonel, hatte Agnes Aloisia von Niederau früher gehört als gesehen. In einer Klosterkirche in Köln, die er veranlaßt war, zu besuchen, trug sie auf dem verhüllten Emporium einen religiösen Gesang vor. Die wohlklingende Stimme hätte ein Kenner nicht gerade für eine großartig schöne erklärt; auf den ernstgewordenen und nicht mehr ganz jungen Offizier wirkte sie mit merkwürdiger Sympathie ein. Die Voraussetzung, daß die Trägerin dieser Stimme eine Nonne sein müsse, reizte seine noch nicht ganz erloschene Neigung zu Abenteuern, nach dem Namen der Sängerin zu forschen, und eigenthümlich angenehm berührte es ihn, zu erfahren, daß sie eine unverhei-

rathete Dame war, zwar im Kloster erzogen, aber nach dem Tode ihres auf dem Schlachtfeld gefallenen Vaters zur Mutter zurückgekehrt und jetzt nur zu kurzem Besuche hier anwesend.

André ließ sich bei der Wittwe einführen, die mit ihrem Manne auch in Folge der Verwicklungen und Besitzschwankungen in den kriegerischen Zeitläuften einen großen Theil ihres Vermögens verloren hatte. Er gewann bald Freundschaft für die Mutter und Liebe für die Tochter, und nichts stand dem Abschluß der Verbindung entgegen, als daß man sich im Sommer des Jahres 1813 befand, also am Vorabend neuer großer Kämpfe, die vorauszu sehen, zu fürchten waren und die Luft raubten, über die Zukunft endgültig zu bestimmen.

Frau von Niederau, so günstig ihr die Verhältnisse erscheinen mußten, die sich ihrer verwaiseten Tochter so unerwartet darboten, wollte nicht einmal die bindende Form einer Verlobung gestatten, so lange André dem activen Dienste angehörte. Die arme Frau war durch den Helbentod ihres verhältnißmäßig noch jungen Mannes zu sehr erschüttert worden und behauptete, die Wirkung müßte beim Verlust eines Bräutigams dieselbe sein, während die bloße Möglichkeit einer künftigen Vereini gung, ohne daß schon sichere Lebensbestimmungen getroffen seien, einen ähnlichen Unglücksfall um so leichter ertragen ließe, als das Verhalten ihrer Tochter zu dem Freier keineswegs den Charakter der Leidenschaft hatte.

Dieser Umstand machte sich auch dem liebenden Bewerber selbst fühlbar. Er klagte, daß der Wärme, die er Agnes Aloisia entgegenbrachte, wenn nicht Kälte, doch nicht die Innigkeit begegnete, die er selbst nicht müde wurde in jedes an das Mädchen gerichtete Wort zu legen.

Wer weiß, ob nicht André selbst die Schuld daran trug, wenn Agnes ihm nicht

die Herzlichkeit zeigen konnte, die er an ihr entbehrte. Er neigte in hohem Grade zur Eifersucht, und Agnes mußte sich glücklich schätzen, daß er noch durch kein festes Versprechen von ihrer Seite berechtigt war, manche kleine Scene, die er ihr bereitere, noch heftiger zu gestalten, als es ohnehin geschah. Anlaß dazu gaben ihm vorzüglich die Besuche eines jungen Kaufmannssohnes, Namens Hermann Münsterlein, welcher als der eigentliche Chef des nominell noch von seinem Vater geleiteten Handlungshauses das Erbtheil der Wittve und ihrer Tochter verwaltete. Der auf dem Schlachtfeld gefallene Niederau hatte sein Vermögen bei diesem Handlungshause angelegt in Papieren, deren Werth problematisch, deren Verwerthung schwierig geworden war in Folge der ununterbrochenen Schwankungen, welche der Krieg in die gesammte Geldwirthschaft brachte.

Für Hermann Münsterlein war es eine Aufgabe der Freundschaft wie des Ehrgeizes, alle seine Kenntnisse und seine ganze Geschicklichkeit dafür einzusetzen, den unglücklichen Damen so viel als möglich von ihrem Besitztum zu retten. Da er gleichwohl nur seinen Rath geben, nur in jedem einzelnen Fall die Beistimmung dafür einholen, nicht aber eigenmächtig handeln wollte, so führten ihn die Geschäfte häufig genug in das Haus der Frau von Niederau, wo er in besseren Tagen gar oft als fröhlicher Gast aus- und eingegangen war.

Ob an seinen treuen und eifrigen Bemühungen ein Interesse des Herzens Antheil hatte, läßt sich nicht entscheiden. André glaubte in den Worten, den Blicken, dem ganzen Verhalten des jungen Kaufmannes eine mühsam sich verbergende Leidenschaft für Agnes zu erkennen, so daß der Offizier eines Tages Frau von Niederau gerabezu fragte, weshalb wohl Hermann Münsterlein nicht schon längst offen um ihre Tochter geworben hätte.

„Ich glaube nicht, daß er sie liebt,“ hatte die Wittve erwidert, „aber wäre dem auch so, er weiß sehr wohl, daß an eine Verbindung nicht zu denken. Ich muß den Traditionen meines Vatten und auch meines Hauses gehorchen und darf meine Zustimmung nicht dazu geben, daß Agnes einen bürgerlichen Namen annehme. Wenn ich Ihnen, Monsieur Fortringer, nicht alle Hoffnung abgeschnitten habe, so ist es, wie Sie wissen, weil Sie sich als ein Nachkömmling derer von Fortringer ausweisen wollen, nach andern Verwandten dieses, wie es scheint, erloschenen Geschlechtes suchen und behaupten, daß es Ihnen ein Leichtes sein werde, den Ihnen ohnehin zukommenden Adel auch in Frankreich zur Geltung zu bringen. Hermann Münsterlein aber weiß, daß, so lange ich lebe, seine Werbung fruchtlos wäre.“

Weit entfernt, daß diese Auskunft André beruhigt hätte, steigerte sie seinen Verdacht, daß die Leidenschaft des jungen Mannes für Agnes um so glühender sein müßte, je mehr sie sich versteckt zu halten hätte. Eine Aeußerung hierüber im vertraulichen Zwiegespräch mit Agnes beantwortete diese mit einiger Heftigkeit, so daß dabei in ihren Wangen eine Röthe aufstieg, welche die des Jornes war, während André sich nicht abgeneigt fühlte, sie anders zu deuten:

„Ich würde die Besuche Hermann's in unserem Hause nicht dulden, wie große Dienste er uns auch leistet, wenn ich das geringste Anzeichen hätte, daß ihn ein anderes Gefühl als altbewährte Freundschaft für meinen Vater, für meine Mutter, für mich selbst leitet. Sie haben sich das Recht erworben, André, in allen meinen Empfindungen klar zu sehen, nachdem ich Ihnen erklärt habe, einer künftigen Verbindung zwischen uns geneigt zu sein. Durch dieses Recht haben Sie aber auch die Pflicht auf sich genommen, mir zu

glauben, oder Sie geben das Recht auf. Ich kenne nichts Demüthigeres in der Welt, als im Verdachte zu stehen, nicht die Wahrheit zu sprechen, wenn man beethenert, nichts als diese zu sagen. Ich liebe Hermann Münsterlein wie einen Angehörigen unseres Hauses, und würde ihm so wenig meine Hand reichen wie einem Bruder.“

Diese ernsten Worte des Mädchens hatten mindestens den Erfolg, daß André die Sache, wenn sie auch fortwährend seine Seele beschäftigte, nicht mehr zur Sprache brachte. Sein Verhältniß zu Agnes blieb in der Schwebe, und zu seinem großen Leidwesen mußte er den Rhein verlassen, ohne sich früher mit ihr förmlich verlobt zu haben. Ja, sie und ihre Mutter behielten sich Freiheit des Handelns noch ausdrücklich vor.

Die Völkerschlacht bei Leipzig wurde geschlagen, die Macht des großen Imperators zertrümmert; er mußte sich nach Elba einschiffen, und man dachte nicht daran, daß man ihm einen gefährlichen Bundesgenossen, dem man nicht verbieten konnte, ihn zu begleiten, in die Verbannung mitgab: sein Genie. Wie sehr daher auch die erste Restauration den Frieden zu versprechen schien, welchen man André als den für seine Verbindung mit Agnes günstigen Zeitpunkt bezeichnet hatte — in der französischen Armee hatte man das Gefühl, wenn auch keinen bestimmten Anhaltspunkt, daß man den Degen nicht wegwerfen solle, daß man ihn noch einmal für den Kaiser werde ziehen müssen oder dürfen. Jedermann blieb so zu sagen erwartungsvoll auf seinem Platze — und auch André quittirte nicht. Die hundert Tage rechtfertigten diese dunkle Voraussicht. Erst das Jahr 1815 machte den Hoffnungen und Befürchtungen ein Ende. Der Weltfriede war hergestellt.

Als André nach der zweiten Verbannung Napoleon's die militärische Laufbahn

aufgegeben hatte und nach Cöln wiederkehrte, fand er, der bei seinem stets wechselnden Aufenthalt seit länger als einem Jahre keine Nachricht mehr von Agnes erhalten hatte, eine große Veränderung vor. Ihre Mutter war gestorben. Agnes lebte noch in demselben Hause; aber obgleich seit ihrem Verluste schon ein Jahr verstrichen war, hatte sie noch keinem ihrer Freunde erlaubt, ihre Einsamkeit zu stören. Auch der treue Hermann Münsterlein hatte sie, seit er ihrer Mutter das letzte Geleit gegeben, nicht mehr wiedergesehen. André Forrain jedoch wurde, kaum daß man ihr seinen Namen genannt hatte, zu ihr geführt. Er stand tief erschüttert vor dem bleichgewordenen schönen Mädchen, hegte aber heimlich die Hoffnung, daß sie in ihrer Verlassenheit um so rascher die Stütze annehmen werde, die er ihr mit seinem ganzen Leben neuerdings darbot.

„Ich habe Sie immer erwartet,“ sagte Agnes, „Sie allein, André; mir war es jeden Tag, als müßten Sie jetzt und jetzt bei mir eintreten, der armen Verstorbenen die letzte Scholle nachzuwerfen, als könnte ihr Grab nicht früher sich schließen.“

Er ließ sich die Ursache der letzten Erkrankung und das Ende der Geschiedenen erzählen, aber dann leidenschaftlich die Hand des weinenden Mädchens fassend, bat er, daß sie auch sofort über sein Schicksal entscheide, das er an sie geknüpft habe.

Sie trocknete ihre Thränen, und in ihrem Gesicht wechselte der Ausdruck des Schmerzes mit dem einer anderen Art von Ernst.

„Ich war lange genug vorbereitet,“ sprach sie, „als daß ich jetzt in Verlegenheit sein könnte, Ihnen sogleich zu antworten. Wenn ich Sie nicht liebte, wenn ich Sie nicht sehr liebte, mein Freund, so würde ich auf unsere Verbindung besser verzichten. Denn ihr muß ein Ver-

traten vorhergehen, daß man nur für den theuersten Menschen haben kann, die Offenbarung einer schweren und wichtigen Lebenswendung, die sich mit mir zuge- tragen hat."

Und nun erfuhr André den folgenden Vorfall. Im Kloster, während des letzten der Erziehungsjahre, die sie dort zuge- bracht, hatte Agnes Freundschaft geschlossen mit einem Mädchen, dem nicht gleich ihr die Rückkehr ins Leben wieder offen ge- standen, das in demselben Jahre als Nonne eingekleidet worden. Die schöne junge Dame war dazu gezwungen worden, sie gehörte einer fernen adeligen Familie an, und ihr Opfer sollte dem Majorats- herrn, ihrem Bruder, die Aufrechterhal- tung des Hauses ermöglichen. Sie hieß mit ihrem weltlichen Taufnamen Eleonore, oder abgekürzt Nora; ihren Kloster- und ihren Familiennamen wollte Agnes sogar Forrain nicht verrathen.

Nora hatte sich mit besonderer Gluth an Agnes geschlossen. Das Herz der Nonne war von Qualen zerrissen und fand einige Linderung in der Wärme und Sympathie, welche Agnes vom ersten Augenblick an der Unglücklichen entgegen- gebracht.

Bald gab es zwischen den beiden Mäd- chen kein Geheimniß mehr. Agnes er- fuhr, daß Nora einer Liebe hatte entzagen müssen, freilich einer hoffnungslosen Liebe, die unter keinen Umständen die Billigung ihrer Angehörigen gefunden hätte. Der Geliebte war der weltliche Secretär eines geistlichen Kurfürsten, ein Mann von herrlicher Gestalt und vielen Talenten, aber der Sohn eines Schaffirten und, schlimmer noch, in den Ideen der fran- zösischen Revolution aufgewachsen, die seinem Stolz und seinem Charakter nicht gestatteten, den Adel zu suchen.

Die Einkleidung Nora's war auch für ihn ein zerschmetternder Schlag, aber seine Genialität ließ es nicht dabei be-

wenden. Er suchte auch jetzt noch auf den sinnreichsten Wegen Annäherung an Nora, und Agnes bekam bald Einsicht in die gefährlichen Wagstücke, welche die Lie- benden unternahmen, um, wenn auch nur für Minuten, ein Wiedersehen zu gewin- nen. Sie hatte nicht lange Zeit zu rathen und abzumahnen, denn sie kehrte zu ihrer Mutter zurück.

Diese war noch nicht gestorben, als Agnes die überraschende Kunde empfing, daß Nora dem Kloster entflohen war. Bald nach dem Tode ihrer Mutter kam ein Weib aus dem Volke zu Agnes, be- auftragt, diese in ein naheß Dorf zu ge- leiten an das Bett der schwererkrankten Nora. Diese Krankheit war eine Nieder- kunft, neben dem Bette schlummerte ein Kind in der Wiege.

Nora hatte von dem Geliebten seit einem halben Jahre nichts mehr ver- nommen. Er hatte sie in einem sichern Ver- steck verborgen gehalten und glücklich mit ihr gelebt. Dann mußte er sie verlassen, um für zwei Monate in Geschäften seines Amtes nach Frankreich zu gehen. Dort hatte er sich vielleicht in eine politische Verschwörung eingelassen und war ver- haftet worden; jedenfalls war er ver- schollen. Nora's Mittel reichten nicht, um noch länger an demselben Orte zu bleiben, waren aber noch groß genug, daß sie bei Bauersleuten eine dankbare, zu jedem Dienst bereite Aufnahme finden konnte.

Nora fühlte sich dem Tode nahe und wußte auch, daß sie ihn durch das Wieder- sehen mit Agnes, durch die Mittheilungen, die sie ihr zu machen, durch die Verspre- chungen, die sie von ihr zu erlangen hatte, nur beschleunigen werde. Allein sie sagte, daß sie gern dahinging, daß sie mit Schiller's Ihekla empfand: „Ich habe ge- nossen das irdische Glück, ich habe gelebt und geliebt."

Das Herz der guten Agnes war durch die eben empfangene Wunde, durch den

noch frischen Schmerz um die verlorene Mutter ganz aufgelöst. In solcher Stimmung ist man willig, sich auch fremdem Leid voll hinzugeben, und bis zur Exaltation geneigt, Opfer auf sich zu nehmen. Unter allen Formen, die der katholische Glaube zur Sicherung eines Gelöbnisses in Bereitschaft hat, schwur Agnes, das Kind nach dem Tode Nora's bei sich aufzunehmen, als ihr Pflegekind zu erziehen, ihm eine Mutter zu ersetzen. Das Kind war ein Mädchen, das in der Nothtaufe ebenfalls den Namen Eleonore empfangen hatte. Agnes gelobte, die Kleine nur in dem Falle von sich zu lassen, wenn die Verwandten der Nonne milder für die Lebende wären, als sie es für die Todte waren, und sich anbieten sollten, das Kind der Unglücklichen verwandtschaftlich bei sich aufzunehmen, wozu für spätere Zeit eine Möglichkeit offen erhalten blieb.

Agnes schwur endlich, die Identität der entflohenen Nonne mit der Mutter des Kindes wie ein Weichtgeheimniß zu bewahren oder, mit anderen Worten, den Kloster- sowie den Familiennamen Nora's unter keinen Umständen und keinem Menschen zu verrathen.

Es wurde die Veranstaltung getroffen, daß man der barmherzigen Agnes nach dem Ableben Nora's das Kind eines Morgens vor die Thürschwelle legte, so daß man allgemein wußte, sie habe sich aus purem Erbarmen eines weggelegten Kindes, eines fremden, namenlosen Kindes angenommen.

„Das Kind ist auch der Grund, lieber André,“ schloß Agnes ihre Mittheilung, „daß ich in strenger Einsamkeit verblieb und für den Verlust meiner theuren Mutter nicht bei Freunden Trost suchte; ich wollte allen Fragen wegen des Kindes, allem Forschen nach den Motiven meiner Handlungsweise entgegen. Ihnen allein behielt ich es vor, die

Wahrheit zu erfahren, so viel ich sie sagen darf.“

Sie nahm seinen Arm und führte ihn in ein Nebenzimmer an die Wiege des schlafenden Säuglings.

„Und nun, André,“ sagte sie, „prüfen Sie sich im Angesicht dieses Kindes, ob Sie noch geneigt sein können, einen Bund mit mir zu schließen, der Ihnen diese fremde Last auferlegt. Ich werde das Kind niemals von mir geben, so lange nicht diejenigen es empfangen, die allein dazu berechtigt sind. Kann es Ihnen genehm sein, mit mir zugleich in Ihr Haus einen Fremdling aufzunehmen, an dem Sie nicht das mindeste Interesse haben; Ihr Weib mit einer Sorge beschäftigt zu sehen, deren Pflicht Sie nicht theilen, nicht verstehen und aus der Ihnen keine Freude erwachsen kann?“

André war von seinen Gefühlen für Agnes viel zu sehr eingenommen, als daß er sich nur einen Augenblick bedacht hätte.

„Ein Mann,“ sagte er, „gönnt seiner jungen Frau manches Spielzeug, woran er keinen Antheil hat; warum sollte ich Ihnen dieses versagen? Es ist wahr, Sie würden vielleicht nicht so unbedacht gehandelt haben, wenn Ihre Mutter noch gelebt hätte; aber am Ende was liegt daran?“

Der Tag verging nicht, ohne daß André und Agnes sich fest und förmlich verlobten, und in kurzer Zeit zog André Forrain mit seiner jungen Gattin und dem fremden Kinde auf dem Marberhof ein.

* * *

Große Denker haben behauptet und bewiesen, daß der menschliche Charakter im Kern seines Wesens weder durch Erziehung noch durch Schicksale Veränderungen erleidet, sondern in der Beschaffenheit, die ihm die Natur verlieh, bis zum Ende verharret. So wenig dies zu be-

streiten wäre, so ändern doch zuweilen Stimmungen und Verhältnisse die Form, in welcher die Unwandelbarkeit des Charakters sich äußert. War Agnes Aloisia als Frau von gleicher Empfindlichkeit geblieben, wenn ihre Wahrheitsliebe verdächtigt wurde, wie da sie als Mädchen die eiferfüchtigen Anwandlungen André's zurückgewiesen hatte, so konnte sie ihm doch jetzt nicht mehr mit demselben imponirenden Stolz, mit der kaltblütigen Verachtung begegnen, womit sie einst den Freier gezwungen hatte, seine argwöhnischen Regungen zu beherrschen.

Eine wadere Frau pflanzt sich mit der Liebe zum Gatten zugleich die Demuth ein, die lieber erträgt als kämpft. André suchte für die Aeußerungen seiner unbeswingbaren Eifersucht keine neue Veranlassung, er kam vielmehr unausgesetzt auf die Vergangenheit zurück. Agnes aber sah ihre stolze Entgegnungen wirkungslos abgleiten, seit er nicht mehr fürchten zu müssen glaubte, daß er sie verlieren könnte.

So nahm ihr Widerstreben allmählig die Form duldsamen Schweigens an, wenn sie sich nicht mit Thränen waffnete, bis Momente kamen, in denen sie, auf das äußerste gebracht, ihren alten Stolz hervorthat auf die Gefahr hin, daß ihre Ehe gelöst würde, bis eben diese Gefahr ihn wieder, wenn auch nur für kurze Zeit, zur Ruhe brachte.

Unmittelbar nach ihrer Verlobung hatte Agnes den bewährten Freund Hermann Münsterlein wieder in ihre Nähe kommen lassen. André selbst, als ihm die materiellen Verhältnisse seiner Braut dargelegt wurden, mußte gestehen, daß Hermann zur Ordnung derselben noch vor dem Ableben der Frau von Niederau Großes geleistet hatte. Ein unangefochtenes Erbtheil war dadurch der Tochter gesichert worden, dessen kleine Rente ihr gestattet hätte, frei und unabhängig in

Cöln weiter zu leben, der Pflege des fremden Kindes sich widmend. Das Verdienst des Kaufmannes war jedoch in den Augen André's ein Beweis mehr, daß nur ungewöhnliche Empfindungen dabei mitwirkten, und als vollends verlautete, daß Hermann, der jetzt als Herr an der Spitze eines großen Geschäftes stand und von dem man nach Sitte und Decorum erwarten mußte, daß er sich vermählen werde, mehrere angemessene und vortheilhafte Parteen ausgeschlagen hatte, stand es für André fest, daß nur eine unglückliche Liebe für Agnes der Beweggrund sein konnte.

Freilich erschien es André tröstlich, daß diese Liebe nur deshalb mit ihren Absichten gescheitert sein konnte, weil Agnes sie nicht theilte; was konnte aber nicht die Zukunft noch bringen? Er beschleunigte deshalb nur um so mehr seine Heirath und konnte nicht eilig genug Agnes dem Gesichtskreis des heimlich gefürchteten Rivalen entziehen.

Hatte nun der Eiferfüchtige von der Zukunft nichts mehr zu fürchten, so stieg dafür die Vergangenheit vor ihm in unerwartet schrecklicher Gestalt auf. Leise erst gleich einem vorüberziehenden Schatten auf sein Gemüth fallend, dann langsam immer festere, immer bleibendere Gestalt gewinnend, marterte ihn der Gedanke, die abenteuerliche Geschichte der Nonne Nora wäre eine Erfindung, zu dem Zwecke erfunden, um Schande zu verdecken und einen unerhörten Betrug an ihm zu begehen.

Das Kind konnte die Frucht eines heimlichen Verkehrs zwischen Hermann und Agnes sein. War doch eine eheliche Verbindung zwischen ihnen durch den Widerstand der Frau von Niederau unmöglich gemacht worden. Und nach dem Tode derselben schenkte Agnes vielleicht aus Pietät für das Andenken der Mutter eine Heirath zu schließen, welche den

Grundsätzen der Geschiedenen so sehr entgegen gewesen wäre.

Als diese schreckliche und qualvolle Vorstellung in André aufkeimte und trotz der Abwehr, die ihm sein Herz und sein Verstand bereiteten, immer fester Wurzel geschlagen hatte, war er noch weit davon entfernt, eine offene Aeußerung darüber zu wagen. Der in ihm wühlende und nagende Wurm brach sich zuerst auf Umwegen Bahn.

André's Reden klammerten sich zunächst an das Geheimniß, mit welchem Agnes die Abkunft des Kindes umgab; er machte seiner Frau Vorwürfe wegen Mangel an Vertrauen in dieser Beziehung. Welchen Familiennamen hatte die Nonne Nora, welchen ihr Verführer getragen? Warum sollte ein Ehemann nicht in Alles eingeweiht werden, was sein treues Weib jemals erlebt und erfahren hatte?

Agnes berief sich solchen Fragen und Vorwürfen gegenüber auf die religiöse Unverbrüchlichkeit ihrer Zusagen und erklärte, daß sie eben so wenig, wie sie ihre Religion wechseln würde, die Schwüre brechen könne, die sie knieend vor dem Crucifix und mit der Hand auf demselben geleistet hatte.

Nun kamen leise und allmählig, aber in stets bestimmteren Ausdrücken die Zweifel zu Worte, welche André in die Aussagen seiner Frau setzte. Sie war für Augenblicke wieder zu der Empörung entflammt, mit der sie als Jungfrau der Verdächtigung ihrer Wahrheitsliebe begegnet war, aber nicht mehr wie damals schreckte sie dadurch den Angreifer siegreich zurück, sondern erweckte vielmehr in ihm Troß und Groll und böse Widerrede. In Folge einer solchen Streitscene ließ er sich eines Tages hinreißen, seinen schrecklichen Gedanken rund herauszusagen, die schimpfliche Beschuldigung geradezu anzusprechen.

Agnes jagte kein Wort. Born, Ent-

setzen und Scham bedrohten sie mit einer Ohnmacht. Nachdem sie die Schwäche überwunden, nahm sie die kleine Nora auf den Arm, um das Haus ihres Mannes für immer zu verlassen.

Nun haben aber Leidenschaften, welche sich, wie die Eifersucht, von Phantasiegebilden nähren, das Eigenthümliche, daß sie, wenn ihnen plötzlich eine überraschende Wirklichkeit mit erschütternder Gewalt entgegentritt, für Augenblicke wie ein Fieberwahn versliegen, so daß der von ihnen Betrunkene in dem Grade ernüchert wird, daß er sich dem Beleidigten zu Füßen wirft, Reue ausspricht und Besserung gelobt. So that André, als ihn die Entrüstung und die Energie seines Weibes mit einer ewigen Trennung bedrohten. Er rief zuletzt ihre religiösen Tugenden an, die Milde, die Selbstüberwindung, die verzeiht und vergißt, und erlangte dadurch, daß sie, nachdem er beethuert hatte, nie wieder ähnliche Worte über seine Lippen zu lassen, den fürchterlichen Vorfall als ungeschehen betrachten wollte. Aeußerlich kehrte Ruhe in das Haus ein.

Daß sie nicht auch in den Gemüthern so rasch wieder hergestellt werden könne, empfanden Beide, und es entwickelte sich zwischen ihnen ein Verkehr, dessen Friedlichkeit eine Maske bloß war für eine innerlich grollende, aber verschwiegene Entfremdung.

Um diese Zeit war es, daß André den damals etwa fünfundzwanzigjährigen Jagott kennen lernte und sich diesem jovialen Beamten, der bei der Præfectur angestellt war, in den freien Stunden des lehteren gern und häufig anschloß. Sie jagten und fischten zusammen, und von Jagott erfuhr auch André gelegentlich, daß seine Ehe in manchen Kreisen von Mek Gegenstand der Gespräche war, daß namentlich die Existenz der kleinen Nora, von der man wußte, daß sich André nicht als

Vater zu ihr bekannte, zu fabelhaften Conjecturen Anlaß gab, die zwar nichts Ehrenrühriges an sich hatten, aber durch ihre Ungewöhnlichkeit doch genirten, wenn auch nicht beunruhigten.

Die Kluft zwischen den Gatten wurde dadurch nur erweitert, wenn auch ihr Leben, wie schon bisher seit Jahren, ferner keine Veränderung erlitt. André that es wohl, von seinen häuslichen Verhältnissen mit einem Freunde zu sprechen. Zwar erlaubte es die Ehre des Ehemannes nicht, daß er von dem heimlichen Verdachte, der an seiner Ruhe nagte, auch nur eine Spur verrathen hätte, er erzählte vielmehr nur die Thatfachen und beklagte, daß er und seine Frau eine so schwere Pflicht ohne genügenden Beweggrund übernommen, allein die klugen und gemüthlichen Gegenäusserungen Jagott's waren doch geeignet, der verborgenen Wunde Balsam zuzuführen.

Diesen Trost lohnte André durch den Antheil, den auch er hinwieder an den Angelegenheiten des Freundes nahm. Jagott war verliebt, und es war keineswegs ein Opfer, den Regungen und Windungen seines Gemüthes dabei getreue Aufmerksamkeit zu schenken, weil der Liebende durch seine Trollogieit amüsirte.

Die Erwählte war eine etwas räthselhafte Erscheinung. Daß sie von großer, verführerischer Schönheit war, lag allerdings klar zu Tage. Ihrem Beruf, ihren Verhältnissen jedoch war nicht die gleiche Durchsichtigkeit eigen. Sie hieß Françoise Danvergne, und Jagott verfehlte nicht, den Anfangsbuchstaben ihres Namens für ein Adelsprädicat anzugeben und ihren Namen Françoise d'Anvergne zu schreiben. Sie war in Gesellschaft einer älteren Dame aus Paris nach Mex gekommen, lebte offenbar in Wohlstand, aber sehr zurückgezogen, und schien über irgend etwas zu trauern, was sie nicht verrathen wollte.

Ihre Geschichte war indessen sehr einfach. Die Tochter eines wohlhabenden Pariser Banquiers, der sich vom Gewürzkrämer zum Besitzer eines Wechselhauses aufgeschwungen hatte und mit seiner zahlreichen Familie noch immer schlicht in seinem Viertel lebte, hatte sie von Jugend an eine große Passion für das Theater gezeigt und sich dazu berufen geglaubt, eine berühmte Schauspielerin zu werden. Ihr Vater war noch immer épicier genug, um darüber entsetzt zu sein und ihrem Streben durch Verbote und Hindernisse entgegen zu wirken. Ein Sprichwort des Landes sagt aber nicht umsonst: „Ce que femme veut, Dieu le veut“; Françoise, unterstützt von einer schwachen Mutter, die Ehrgeiz für ihr Kind hatte, „studirte“ tapfer darauf los, so daß, als sich dem Mädchen eine vom Vater lebhaft gewünschte, ansehnliche Heirath darbot, Françoise den Bewerber nicht einmal ernsthaft ins Auge faßte. Hätte doch ihre Einwilligung unter allen Umständen die Verzichtleistung auf das Theater zur Folge gehabt! So viel jedoch mußte sie sehen und erkennen, daß der Freier ein sehr schöner und liebenswürdiger junger Mann war, der es auch an feurigen Gründen der Ueberredung nicht fehlen ließ, um sie seinen Absichten geneigt zu machen. Er war vom Stande ihres Vaters, ein Fremder zwar, aber er würde das Opfer gebracht haben, sich mit ihr in Paris anzusiedeln. Wie liebte er sie! Und seine Liebe wuchs mit ihrem Widerstande.

Hoffnungslos mußte er von Paris abreisen. Jahre vergingen, bis es Françoise gelang, wirklich eine dem ernstesten Schauspiel gewidmete, also nicht zu sehr im Rang der Vorstadttheater stehende Bühne zu betreten. Obgleich es natürlich unter einem angenommenen Namen geschah, war doch das ganze Viertel von dem großen Ereigniß unterrichtet. Sie fiel

jämmerlich durch. Ihre seltene Schönheit hatte den Mißerfolg nicht aufhalten können, weil Costüme und Schminke ihr nicht günstig waren.

Schmeichler beredeten sie, das Unglück bloß auf ihre außerordentliche Befangenheit zu wälzen. Vielleicht wäre auch der zweite Versuch besser gelungen, wenn sich zu diesem nicht ein böshafter Zufall gesellt hätte. Das fremdartige, mittelalterliche Costüm paßte ihr nicht recht, und als der Vorhang zum dritten Acte aufging und sie, ihrer Rolle gemäß, auf einem Stuhl, den Kopf zurückgelegt, halb ohnmächtig liegen sollte, hatte sich ihr Oberkleid so auffallend und so komisch in die Höhe geschoben, daß im Hause Heiterkeit entstand. Ein Mittel, diese zu dämpfen, war es keineswegs, als aus dem Parterre der doppelstimmige Ruf erscholl: „Baissez la toile“. Das Gelächter wollte kein Ende nehmen und der Vorhang mußte wirklich fallen. Nun folgte Erscheinen des Regisseurs mit der Meldung plötzlicher Erhaltung, was neues Gelächter erregte, Einspringen einer neuen Artiste und vorläufiges Ende der dramatischen Laufbahn von Françoise Danvergue oder Mademoiselle Zéphelie, wie sie auf dem Zettel hieß.

Damit war es aber nicht abgethan. Der Zorn des Vaters und die Beschämung bei den ironischen Trostgründen der zahlreichen Hausfreunde waren schon nicht auszuhalten, und als nun gar die öffentlichen Blätter Caricaturbilder über die Sache brachten, dachte man an Flucht. Eine jener armen Tanten, die in großen Familien immer vorhanden und bereit sind, mit ihrer Person in außerordentlichen Fällen Dienste zu leisten, wurde vorausgesetzt, als Schutz und Beistand für Françoise mit ihr nach Mex zu gehen, wo Herr Danvergue angesehene Geschäftsverbindungen hatte. Dort sollte sie so lange verweilen, bis ihr unglückliches

theatralisches Debut in Vergessenheit gerathen, was mindestens in Bezug auf den Umkreis ihres Vaterhauses keine geringe Zeitdauer in Aussicht stellte.

Als Jagott diesen Kern der Lebensgeschichte des ihn so sehr interessirenden Mädchens erfahren hatte, was ihm nur nach und nach durch Bezauberung der alten Tante gelungen, war sein Plan bald gefaßt. Er mußte, um bei Françoise zu reüssiren, ihrer Leidenschaft schmeicheln und verlegte sich plötzlich auf das Auswendiglernen und Declamiren der französischen Classiker, was André, zum ersten Auditorium des neuen Künstlers außer sehen, nicht wenig amüsirte.

Ob Jagott gleichen Success bei Françoise errang, blieb zweifelhaft. Sie ließ es sich sehr wohl gefallen, mit ihm lange Scenen anzuführen, auch empfand sie es sehr angenehm, wenn er ihre Versicherungen, daß nur die schönste, heimtückische Intrigue sie verhindert hatte, ihr Talent zur Geltung zu bringen, mit einer Miene aufnahm, als ob nichts in der Welt einleuchtender sein könnte. Selbst daß er einen administrativen Rang bekleidete, ließ sie sich von der Tante als einen Vorzug des Mannes einreden. Wenn er aber einige Wärme des Gefühles von ihr in Anspruch nahm, dann erröthete sie, blickte seufzend zur Zimmerdecke empor und nannte ihn zuletzt lachend ihren „zweiten Liebhaber“. Er, der keine Ahnung davon hatte, daß Liebe schon einmal an sie herangetreten war, legte jenes Erröthen und jene Seufzer mit Entzücken zu seinem Vortheil aus und deutete die Bezeichnung als zweiter Liebhaber wie eine Aufforderung, durch fortgesetzte Anstrengung in der theatralischen Kunst die Würde eines ersten Liebhabers bei ihr zu erreichen.

Um so zahlreicher wurden dadurch die Proben, die er vom Effect seines Declamirens und vom Pathos seines Heldenspiels dem vertrauten Freunde gab, dem

er sogar berichten konnte, daß das geliebte Mädchen einst die Frage aufgeworfen, ob ein königlicher Beamter seiner Frau gestatten könne, das Theater zu betreten, was Jagott natürlich mit Begeisterung bejaht hatte.

„Ich brauche mir also nur noch eine Mühe zu geben,“ sagte er mit seligem Lächeln, „besonders in der ‚Phädra‘, dem Lieblingsstück der Süßen, von dem ich schon alle Männerrollen auswendig weiß, und ich bin am Ziele!“

André würde sich noch lange mit den Bestrebungen und Unternehmungen des verliebten Jagott belustigt haben, wenn nicht die halb eingeschlimmerten Qualen des unglücklichen Ehemanns durch einen besonderen Umstand wieder zu ihrer vollen Macht wären aufgerüttelt worden.

Es traf sich, daß ein alter Buchhalter des Münsterlein'schen Geschäftshauses nach Lothringen kam, wo ihm ein Bruder gelebt hatte. Dieser war mit Hinterlassung einer Frau, mehrerer Kinder und eines kleinen Etablissements gestorben, das wegen mangelhafter Buchführung das Opfer einiger Gläubiger zu werden drohte. Die Wittve beschwor ihren Schwager, sich der Sachen anzunehmen. In die Gegend gekommen, glaubte der Alte, der während der finanziellen Verhandlungen zwischen Hermann und Frau von Niederau häufig mit der letzteren verkehrt hatte, ihrer Tochter einen Besuch abzustatten zu müssen. Er wurde von Madame Forrain und auch von ihrem Gatten mit Wohlwollen aufgenommen, und als man traulich beisammen saß, wendete sich die Unterhaltung natürlich den Erinnerungen an die deutsche Heimath zu. Dabei fügte es sich von selbst, daß Hermann Münsterlein im Vordergrund des Gesprächs stand.

Er war noch immer unvermählt, noch immer zögerte er nicht, jede ihm angebotene gute Partie auszusagen.

„Ich liebe ihn wie einen Sohn,“ sagte

der Alte, „aber ich bin niemals der Freundschaft des stolzen und schweigsamen Mannes gewürdigt worden; ich bin nur sein Untergebener. Ich begehe daher keinen Ver Rath, keinen Bruch des Vertrauens, wenn ich Freunden, die an ihm theilnehmen, sicher weiß und doch nicht von ihm selbst erfahren habe. Der arme junge Mann leidet unter einer unglücklichen Jugendliebe. Die Person, der er seine Neigung zugewendet hat, ist mir unbekannt. So viel aber ist gewiß, daß sein Glück nur durch äußere Umstände vereitelt wurde, daß er die Neigung der Geliebten besaß und schon sehr weit mit ihr gekommen war, so daß es nur eines festen Entschlusses von ihr bedurft hätte, um ihm mit Aufopferung anderer Beziehungen für immer anzugehören. Jetzt ist sie ihm entris sen, lebt in weiter Ferne und er geht an Hoffnungslosigkeit und verzehrender Sehnsucht zu Grunde.“

André warf verstohlene düstere Blicke auf Agnes, die unbeweglich saß und bei der Mittheilung des Buchhalters die Miene theilnehmenden Anhörens nicht veränderte. Erst als sich der alte Mann verabschiedet hatte, bemerkte sie, daß sein Bericht von neuem einen glühenden Zunder in das Herz André's geworfen haben mußte. Er ließ sie auch darüber nicht lange in Zweifel. Im Tone harmloser Erzählung brachte er zuerst seine Erinnerungen vor aus der Zeit, da er Agnes kennen gelernt und Frau von Niederau noch gelebt hatte. Er wollte immer ein schwachendes, siebeglühendes Wesen an Hermann bemerkt haben, worüber dessen Schweigsamkeit nicht täuschen konnte.

Im Laufe von Wochen wurden diese Reminiscenzen mit immer größerer Bitterkeit hervorgeholt, weiter ausgedehnt, in Vermuthungen und bestimmte Behauptungen verwandelt. Agnes sprach endlich

als einzige Gegenrede den Entschluß aus, an Hermann Münsterlein zu schreiben, ihn zu bitten, ihr aus alter Freundschaft das Opfer zu bringen, eine Reise nach Lothringen zu unternehmen, um ihrem Maane Auge in Auge Alles zu sagen, was sich jemals zwischen ihm und ihr, zwischen Hermann und Agnes, zugetragen hätte.

André dachte über diesen Gedanken.

„Wird ein Mann, der sich achtet,“ sagte er, „jemals die Geliebte bei ihrem Ehemann verrathen?“

„Was also ist zu thun?“ rief Agnes in heller Verzweiflung.

Da war es, als ob ihr der Himmel selbst im rechten Augenblicke Hülfe senden wollte. Ungerufen, unerwartet erschien Hermann Münsterlein auf dem Wardenhof.

Das Aeußere des jungen Mannes strahlte von so imponirender Biederkeit, daß ihn André im ersten Momente, als des giftigen Argwohns ungeachtet, den er im Herzen trug, unwillkürlich in die Arme schloß. Hermann küßte beide Hände der ihm entgegenliegenden Agnes und sagte nach den ersten Begrüßungen zu beiden Ehegatten gewendet:

„Ich komme nicht bloß, um Sie wiederzusehen. Solche Freunde darf sich ein Geschäftsmann nicht ohne weiteren Anlaß gönnen. Ich komme, weil es sich hier auch um eine Lebensfrage handelt, weil ich Ihre Hülfe brauche.“

Und nun erzählte er, wie er vor Jahren in Paris in leidenschaftlicher Liebe zu einem jungen wunderschönen Mädchen entbrannte, wie ihr Vater für die Verbindung eingenommen schien, das Mädchen selbst ihm nicht abgeneigt war und nur eine unselige Passion der jungen Dame für das Theater den schönsten Plan seines Lebens zum Scheitern gebracht hätte. Er mußte Paris verlassen, und wie oft er auch schrieb und sich erkundigte, nichts

änderte sich an den Verhältnissen. Er wäre an Sehnsuchtsqualen schier zu Grunde gegangen. Als er sich nach langer Zeit abermals an den Vater des Mädchens brieflich gewendet, habe ihm dieser eine schreckliche Antwort gegeben. Es hieß darin, das Mädchen hätte Schande über ihre Familie gebracht, und der Vater wolle in ihren Angelegenheiten nichts mehr thun und sie ihren Neigungen und Schicksalen überlassen. Er hätte sie vorläufig aus Paris entfernt.

„Diesem Brief voll Zorn und Schmerz,“ fuhr Hermann fort, „konnte ich nichts Anderes entnehmen, als daß sich die Unselige schimpflich entehrt hätte, und die Wirkung auf mich war die traurigste, die sich denken läßt. Da schreibt mir mein Buchhalter aus Metz, daß dort ein Fräulein Françoise Dauvergne anwesend sei, von der er nichts weiter weiß, als daß sie die Tochter eines meiner Pariser Geschäftsfreunde. Ich ziehe Erkundigungen ein über ihren Aufenthalt, wende mich an die Tante, die mit ihr ist, und erfahre zu meiner unaussprechlichen Freude, wie unschuldig es sich im Grunde mit der Schande verhält, die eine solche nur in den Augen eines épicier sein konnte.“

„Ich eile nun nach Metz und werde gut aufgenommen. Noch immer aber scheitern meine Absichten an der Theater-Passion. Ich muß als deutscher Mann und Bürger, als Mitglied einer geachteten Gesellschaft gewisse Pflichten höher in Anschlag bringen als meine heißeste Leidenschaft. Eine Fran, die sich dem Theater widmet, dürfte ich nicht besitzen. Unglücklicherweise wird meine Françoise in ihrer Marotte von einem Herrn unterstützt, über den sie sich zwar ein wenig lustig macht, dessen Versicherung aber, daß er sehr gern eine Schauspielerin heirathen würde, sie höchst ernsthaft nimmt.“

„Ich weiß mich geliebt, und es handelt sich also nunmehr um die Zurechtsetzung

einer Verschrobenheit. Da denke ich denn an Ihre Hülfe, Frau Agnes! Meiner Françoise fehlt es nur an weiblicher Einwirkung von tüchtiger rechtshaffener Art. An ihrer eigenen Mutter hat sie das Richtige nicht gefunden. Wie würde es mich beglücken, Frau Agnes, wenn gerade Ihre Tugenden, die ich von jeher so hoch verehrte, meine Françoise über die Wahrheit und den Ernst des Lebens belehrten, wenn Ihre Tugenden dadurch gewissermaßen an meine künftige Frau übergingen!“

Nun war es an Agnes, verstoßene Blicke auf ihren Mann zu werfen, der mit zu Boden gesenkten Augen vor ihr saß, in tiefes Nachdenken versunken. Agnes beeilte sich, dem jungen Freunde entgegenkommend zu antworten, damit das Schweigen ihres Mannes ihn nicht in Verwunderung setze.

In kurzer Zeit war die Bekanntschaft zwischen Agnes und Françoise Dauvergue geschlossen. Die Unterredungen mit der schönen Ueberpannten verzeichnete Fran Jorrain sorgsam in ihren Tagebüchern, weil dabei interessante Beleuchtungen auf Kunst und Leben fielen. Den heitersten Theil dieser Aufzeichnungen bestritt, ohne es zu wissen, Monsieur Jagott, und wer hätte damals ahnen können, daß er jemals von der Geschichtschreibung seiner Liebe etwas erfahren werde?

Es war endlich gelungen, Françoise zur Einsicht zu bringen, daß die sicheren Triumphe, welche ein tugendhaftes Weib im Kreise ihrer Häuslichkeit feiert, den unsicheren Erfolgen der Kunst, besonders auf Grund eines problematischen Talentes, weit vorzuziehen seien. Unter dem Schutze des Entschlusses, dem Theater für immer zu entsagen, konnte die junge Dame gestroßt nach Paris zu ihrem Vater zurückkehren, um ihn bald darauf als die Gattin des Kaufmanns Hermann Münsterlein wieder zu verlassen. In Paris hatte sie

des Bitteren genug erlebt, als daß sie noch Hermann's Uebersiedlung dahin gewünscht hätte.

In dem Lebensgang André's und seiner Frau hatte diese Begebenheit eine entscheidende günstige Wendung gebracht, die sich durch Vorjähre und Zusagen Hermann's in Bezug auf die kleine Nora zu einem vollständigen Glück zu entwickeln im Begriffe war.

* * *

Das Wesentliche des vorhergehend Erzählten hatten sich Charles Jorrain und Prosper Jagott theils aus den Papieren des Ersteren, theils aus den Erinnerungen des Letzteren zusammengesetzt, als sie nach ihrem gemeinsamen Diner behaglich am Kamine plauderten. Der Colonel war nun über die Ursache des seiner Geburt vorhergegangenen Conflictes zwischen seinen Eltern durch Jagott genau unterrichtet, was aber dieser nicht wußte, war das Schicksal des kleinen Mädchens, an dem Agnes Mutterstelle vertreten hatte.

„Darüber bin ich erst in letzter Zeit unterrichtet worden, und zwar durch ein Testament derselben Nora, die in Westphalen als eine vereinsamte alte Jungfrau gestorben ist. Ich kann Ihnen in der Kürze nur so viel sagen, daß Hermann Münsterlein, dem meine Mutter, ihrem Gelöbniß getreu, nicht mehr über die Abkunft des Kindes mitgetheilt als ihrem Vatten, sich es zur Aufgabe gemacht, diese geringen Spuren so lange weiter zu verfolgen, bis er auf die eigentlichen Verwandten der unglücklichen Nonne Nora traf.“

„Und diese waren?“ fragte Jagott, als Charles nachsinnend schwieg.

„Die Combinationen menschlicher Geschichte,“ erwiderte dieser endlich, „gefallen sich zuweilen in seltsamen Ueberraschungen. Die Familie der Nonne bestand aus den

letzten Abstammungen des Geschlechtes der Fortringer, welchem mein Vater in Deutschland so eifrig nachgepärrt hatte. Freilich war der Name in öffentlichen Urkunden bereits seit langer Zeit mit dem einer Seitenlinie vertauscht worden und kam nicht mehr vor. Das Kind also, das meinem Vater so vielen Anstoß gegeben haben soll, war ihm selbst verwandt."

"Und hat er dies noch erfahren?" fragte Jagott.

"Ja wohl, wie ich aus jenem Testament der alten Jungfrau ersehe, die übrigens den Conflict, zu dem ihre Existenz Veranlassung gegeben, nie geahnt haben mag. Hermann fand als einzigen noch lebenden Angehörigen der Nonne ihren Bruder an, den Majoratsherrn. Dieser war noch von seiner Schwester, bevor sie starb, dunkel von dem Fall unterrichtet worden. Er eilte herbei und nahm bereitwillig das Kind seiner Schwester mit sich, wodurch meine Mutter ihrer Verpflichtungen gegen das Kind ledig wurde. Von diesem Augenblicke an scheint erst volles Glück und Einverständnis zwischen meinen Eltern geherrscht zu haben. Ein Jahr später kam ich zur Welt, und mein armer Vater, wie zur Buße, daß er sein Glück nicht früher hatte erkennen wollen, starb, sobald es vollständig geworden war. Ich verdanke gewissermaßen der Freundestreue des Hermann Münsterlein mein Leben, wenn für das Leben überhaupt zu danken ist."

"Und die kleine Nora?"

"Ihr Oheim starb. Das Majorat erlosch. Auf sie ging ein ziemlich großes Vermögen über, das mir als dem einzigen noch lebenden Fortringer zugefallen wäre, auch wenn sie es nicht ausdrücklich dem Sohn ihrer Wohlthäterin vermacht hätte, mit der sie bis zum Tode derselben in Briefwechsel geblieben. Das ist die Erbschaft, die ich in letzter Zeit so unerwartet

gemacht habe. Allein in diesem Augenblicke, in welchem ich zum ersten Male klar sehe, wie viel Hermann Münsterlein meinen Eltern geleistet hat, möchte ich nichts lieber wissen, als wie seine Ehe mit der schönen Françoise Dauvergue verlief."

"Hm!" sagte Jagott, „da sind wir ja bei dem Punkte, über den Sie mich noch fragen wollten, bei den wenigen Zusammenkünften und Gesprächen, die ich mit Ihrer Mutter hatte. Ich bin nicht mehr empfindlich, mein Freund! Ja, es ist mir jetzt seltsam zu Muthe."

Er schwieg plötzlich, als ob seine ganze Aufmerksamkeit auf das Drehen einer Cigarette gerichtet wäre. Dann hielt er sie lange in der Hand, ohne sie anzuzünden. Eine Art komischer Wehmuth spiegelte sich auf seinem Gesichte, als er fortfuhr:

"Ich kam so ungestüm, so jugendlich zu Ihnen, nicht anders, als ob die schöne Françoise von neuem zu gewinnen wäre. Kaum, daß ich mich zum Schlafen bringen konnte. Heute las ich meine Liebesgeschichte, meine eigenen seligen zwanzig Jahre — ach, wo sind sie hin! — in den Aufzeichnungen Ihrer Mutter. Ich war sehr erboßt, ja erzürnt. Hätte ich mich in der Stadt befunden, ich wäre unwillkürlich sogleich nach dem Hause gegangen, in welchem einst Françoise gelebt, um sie zur Rede zu stellen, um mich mit ihr auseinanderzusetzen."

Er zündete jetzt den Tabak an und blies langsam einen schmalen Rauchstrahl vor sich hin, den er aufmerksam betrachtete —

"Pah!" sagte er dann, „eitel Rauch! Ja, Freund, ich war sehr aufgeregt, noch ganz kampflustig, als wir zu Tisch gingen. Seitdem haben wir alte Zeiten, alte Gräber aufgedeckt. Ich sehe mit einem Male, daß ich nichts bin als ein alter bald auseinander fallender Knochenhaufen. Aber selbst in dieser garstigen Gestalt

habe ich noch immer etwas voraus vor den schönen herrlichen Menschen, Männern und Frauen voll Reiz und Leidenschaft, von denen wir eben sprachen! sie sind nun auch mürbe Knochenhaufen, aber ich habe noch immer etwas vor ihnen voraus. Ich lebe nämlich und sie sind todt. Es ist wirklich ein eigenthümlicher kleiner Umstand: zu leben. Und ich sollte bei diesem Vorzug so ungroßmüthig sein, in Grüste hinein zu grollen, mit Todten zu zanken?"

Er rauchte heftig und fuhr dann fort:
„Und am Ende, wo sind diese Verstorbene? Sie sind selbst als Todte nirgends mehr vorhanden als in unsern Seelen, in unsern Erinnerungen, die selbst bald dahin sein werden. Dann, wenn auch die letzten Erinnerungen an sie erloschen sind, sind alle diese Menschen, als ob sie niemals gewesen wären. Und sie haben doch alle ihre Empfindungen, ihr Leben, ihre Thaten für so unendlich wichtig gehalten!

„Ich will nicht eben so närrisch sein,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „ich will Ihnen ganz gleichgiltig wie von Gegenständen bloßer Einbildung von ihnen sprechen, ganz unempfindlich dafür, ob mir Unrecht gechehen ist, oder ob ich selbst ein Thor war.“

Aus seinem Bericht ging Folgendes hervor:

Er hatte es unternommen, mit Françoise, nachdem sie ihm bereits entrisen war und als angesehene Frau in Deutschland gelebt, einen Briefwechsel zu führen. Sie war — wie er später erfahren, nur auf Gutheißn ihres Mannes, der seinen Spaß daran hatte — darauf eingegangen. In dieser Correspondenz behandelte Jagott die ihm verlorene Geliebte als ein Opfer der Verhältnisse, als eine femme incomprise, als ein gebrochenes Herz. Damals war gerade die nenromantische Schule der Franzosen mit ihrer Novellistik in

Schwung gekommen, in der es von unendlich tugendhaften, aber trotzdem gefallen Weibern, von Engeln im Rothe, von Frauen wimmelte, die wahre Heilige waren, an teuflische Ehemänner gefesselt. Françoise sollte nach der Idee Jagott's durchaus ein Wesen dieser Art sein. Und sie ging darauf ein. Es schien, daß sie durchaus Comödie spielen mußte, und konnte es nicht mehr auf den Brettern sein, so sollte es auf dem Briefpapier geschehen.

Françoise tauchte also ihre Feder in Zähren der Wehmuth und ließ ihre Worte auf Seufzern einer „unverstandenen, höheren“ Sehnsucht nach Mey fliegen. Der Versicherung, daß die ungestillte Poesie ihres Herzens durch keine Prosa befriedigt werden könne und daß nichts ihre Brnst ausfülle, war regelmäßig nach Ablauf eines Jahres das Postscriptum beigefügt, daß sie eines Kindleins genesen und daß sie es selbst zu stillen im Begriffe war — nach deutscher Sitte.

Als das gleichlautende Postscriptum endlich zum neunten Male eingetroffen war, wurde der gute Jagott doch etwas stuhig. So viele Kinder und doch kein Einverständnis mit dem prosaischen Ehemann? So viel Stillen von Säuglingen und doch keine gestillte Poesie? Er brach die Correspondenz ohne Weiteres ab.

Troßdem empfing Jagott nach einem Jahre einen Brief von Françoise. Der Brief enthielt diesmal das Postscriptum allein. Auf der andern Seite aber bestand sich eine Ergänzung aus der Feder des so oft wegen seiner Prosa gescholtenen Ehemannes, der gemüthlich und freundlich anfragte, ob Jagott nicht der Pathe des neugeborenen zehnten Kindes, eines tüchtigen Jungen, sein möchte. Gerührt erklärte Jagott in seiner Antwort, dem Jungen seinen Namen geben zu wollen, und schickte ihm als Pathengeschenk eine Medaille von Bronze, die ein Vorfahr

Fagott's einst für eine gelehrte Schrift über die Ursachen der großen Vermehrung der Haufen von einer wissenschaftlichen Gesellschaft empfangen hatte.

Die Jahre folgten einander mit ihren mannigfachen Schicksalen, Zerstörungen und der regelmäßigen Vergessenheit zwischen Menschen, die sich einst nahe gestanden, aber entfernt von einander leben. Mehr als zwanzig Jahre waren verflossen, seit Fagott seinen französischen Namen Prosper einem deutschen Kinde gegeben hatte, ohne daß weitere Nachrichten von demselben nach Weß gedrungen waren. Fagott hätte wohl auf dem Marberhofe bei Frau Agnes Forrain Erkundigungen über die Familie Münsterlein einziehen können, da sich voransetzen ließ, daß die edle Frau mit Hermann in Verbindung geblieben, dem sie so viel verdankte; allein das Interesse Fagott's an den Schicksalen der Ungetreuen und ihrer Nachkommenschaft war nicht einmal mehr so groß als noch immer der Groll gegen Agnes, die er beschuldigte, ihm die Geliebte abwendig gemacht zu haben, die er seinen bösen Genius nannte und nicht mehr sehen wollte. Auch war ihm nach und nach seine Jugendgeschichte ganz in den Hintergrund getreten.

Da las er eines Tages in den Zeitungen von einer bedeutenden Handelskrise in den Rheingegenden, und einzelne Anzeichen ließen ihn vermuthen, daß auch der Gatte Françoise's empfindlich dabei theilhaftig wäre. Das erweckte nun doch wenigstens seine Neugier, und er näherte sich der Wittve Forrain, um sie über die halb verschollenen Menschen und Verhältnisse zu befragen.

Es war in den letzten Wochen ihres Lebens, und in mehreren Zusammenkünften gab sie ihm die gewünschten Aufschlüsse.

Hermann und Françoise lebten schon seit Jahren nicht mehr. Das Geschäfts-

hans war schon bei einer früheren Krise zusammengestürzt, aus welcher Hermann zwar mit unbedenktem Namen, aber bettelarm hervorgegangen war. Agnes hatte sich, nachdem sie verspätet die erste Kunde darüber erhalten, sogleich erbaten, Hülfe zu leisten. Allein die Schulden waren bezahlt, und zu neuen Unternehmungen hatte der gealterte und schwer gebeugte Hermann nicht mehr die Thatkraft. Er starb bald, und seine Gattin überlebte ihn nicht lange.

Auch von den zehn Kindern aus dieser Ehe waren nur mehr vier am Leben, das jüngste, Prosper genannt, und drei unverheirathete Mädchen. Was Agnes hierüber auf die Fragen Fagott's antworten konnte, bestand nur darin, daß Prosper Offizier gewesen, Premier-Lieutenant in der preussischen Armee, aber nach dem Tode der verarmten Eltern quittirt hatte, um einen einträglichen Erwerbszweig für sich und seine drei Schwestern zu ergreifen. Theilnehmende Briefe, die Agnes an den Sohn ihres alten Freundes gerichtet, an Prosper Münsterlein, hatten keine so genügende Beantwortung gefunden, daß sie berechtigt gewesen wäre, Vorschläge oder Anerbietungen zu machen. Dennoch hatte sie den Voratz, dessen Verwirklichung nur ihr Tod vereitelte, Herz und Hand von den Kindern Hermann Münsterlein's nicht abzuwenden.

Mit dieser Mittheilung, welche Fagott dem aufmerksamen Charles Forrain noch machte, waren alle bisher dunkel gewesenen Punkte der Vergangenheit beleuchtet. Die Nacht war inzwischen weit vorgerückt, dennoch blieben die Freunde noch am Kamin sitzen; es schien, als ob noch ein Gegenstand, der nach Klarheit rang, zwischen ihnen schwebte.

„Prosper Münsterlein,“ sagte endlich der Colonel, „muß jetzt etwa 28 Jahre alt sein. Er war Soldat und treibt jetzt eine andere Beschäftigung; er hat also das

Leben von verschiedenen Seiten kennen gelernt. Das ist es, was ich brauchte. Er rang mit Noth und Sorge für seine weiblichen Angehörigen, als er die Auerbietungen meiner Mutter zurückwies. Das ist ein Stolz, der mir gefällt.“

Jagott spann nun die Gedanken des Colonels weiter, indem er sagte:

„Sie suchen einen Vermittler in einer Sache, die sich auf Ihren Aufenthalt in Corsica bezieht.“

„Ja wohl,“ fiel Charles lebhaft ein, „und denken Sie, welche Genugthuung des Gemüthes für Sie und für mich, wenn wir den jungen Mann hierher brächten, wenn wir ihn uns attachirten. Für Sie ist er der Sohn Ihrer Jugendgeliebten und Ihr Pathe, für mich der Sohn des Mannes, der meiner Mutter ein treuer Freund war, meine Eltern aus einem schmerzlichen Conflict erlöst hat, ja dem ich es gewissermaßen danke, daß das Erbe der Fortringer an mich gekommen ist. Wie viel bin ich ihm nicht schuldig, wie muß ich trachten, es an seinem Sohne abzubehalten! Nein, Freund, die Vergangenheit ist nicht ganz todt, wie Sie meinten, ihr Ranc ist noch nicht völlig verweht. Wir wollen uns etwas Lebendiges darans festhalten.“

Schon am nächsten Tage ging Charles Jorain aus Werk. Er schrieb an Verwandte seiner Mutter nach Deutschland, mit denen er schon früher, um sich über die Geschichte seiner deutschen Vorfahren unterrichten zu lassen, in Correspondenz getreten war. Es bedurfte jedoch einiger Zeit, bevor man ihm über das Leben und die Thätigkeit eines Mannes Aufschluß geben konnte, dessen Name in seiner Vaterstadt ein hoch geachteter war, der sich aber in eine hermetisch verschlossene Einsamkeit zurückgezogen zu haben schien.

Der Grund der Zurückgezogenheit war die Armuth und die damit verbundene falsche Scham, wenn einst der Wohlstand

eine ganz andere Lebensweise ermöglichte. Prosper hatte nur eine der untergeordnetsten Connexionen seines Vaters in Anspruch genommen, und sie hatte ihm zu einer bescheidenen Buchhalterstelle in einer Fabrik verholfen. Der Posten gab ihm zu wohnen in einem der armsteligsten Vororte. Für sich selbst verzichtete er auf eine eigentliche Wohnung, froh, seine drei Schwestern nothdürftig untergebracht zu haben. Diesen gestattete er nicht, die Ergebnisse ihrer Erziehung und ihre Kenntnisse in entsprechender Dienststelle zu verwerthen; kaum daß sie heimlich und verstoßen die Ansführung weiblicher Handarbeiten übernehmen durften.

Nichts macht einen das Gemüth bestrickenderen Eindruck in dieser Welt als die Armuth, aus welcher die Zufriedenheit hervorblickt; nichts sieht allen Dämonen des Lebens ähnlicher als die mit glänzenden Erinnerungen kämpfende und auf einen neuen Umschwung lauernde Verarmung. Prosper war ernst, gemessen und männlich. Darum hatte er keinen Gedanken des Bedauerns für die verlorenen Lebensgenüsse. Allein er war eine aristokratische Natur, und wenn er die Süßigkeit der Lebensgenüsse gering schätzte — die Schönheit der Lebensformen konnte er nicht verschmerzen. Der Anblick der Schwestern namentlich, ihr stilles Entbehren der Eleganz und des Behagens, womit sie einst umgeben waren, bereitete ihm unsägliches Kummer.

Er sagte sich, daß sie diese äußere Aufschmückung, diese Poesie des Daseins auch als Gouvernanten oder Gesellschafterinnen nicht wieder erlangten und daß es daher besser wäre, wenn sie sich selbst um den Preis eines schlechten materiellen Lebens mindestens den letzten Rest ihres ehemaligen Glückes, die Freiheit, die Unabhängigkeit, bewahrten. Dabei sann er Tag und Nacht auf eine Veränderung

der Lage und lanerte auf jede Gelegenheit, die ihm eine Chance dafür zu bieten schien.

In solcher Situation traf ihn das Schreiben des ihm unbekannten französischen Colonels Charles Torrain. Dieser, von der Noth und den Sorgen Prosper's wohl unterrichtet, forderte ihn auf, wenn ihn nicht Versprechungen oder andere sittliche Pflichten zurückhielten, sogleich nach Vothringen zu kommen, auf den Marberhof, wo sich ihm eine lohnende Thätigkeit bieten werde, sei es, daß er sich für immer in Frankreich ansiedeln wolle, sei es, daß er nur ein momentanes Unternehmen anzuführen bereit sei. Da das letztere ganz und ausschließlich im Interesse des Briefschreibers, so lege er einen Wechsel zur Bestreitung der Reisetkosten und als Entschädigung für Zeit- und Arbeitsverlust bei.

Prosper glaubte zu träumen. Der Wechsel repräsentirte ein kleines Vermögen. Annehmen durfte er dieses vorläufig unbedingt, wenn er bereit war, sich dem Colonel zur Verfügung zu stellen. Dies konnte er um so lieber, als der Brief, wenn auch abichtlich trocken und geschäftsmäßig, doch eine Wärme durchblicken ließ, welche auf freundschaftliche Beziehungen zwischen den Familien Torrain und Münsterlein anspielte. Charles hatte sich nicht bloß über die äußere Lage, sondern auch über das Wesen, den sittlichen Charakter, die Ritterlichkeit des ehemaligen Offiziers Prosper Münsterlein genügend informiert, um zu wissen, durch welchen Ton er auf ihn zu wirken habe. Und diese Wirkung wurde so vollständig erreicht, daß in dem Herzen des jungen Mannes sogleich ein besonderes Wohlwollen für den Fernen und Fremden aufkeimte, von dessen Existenz er bisher nur eine dunkle und fast mythische Vorstellung gehabt hatte.

Welch lachender Sonnenschein breitete sich wieder vor ihm aus!

Die Schwestern waren voll Freude über die neuen Aussichten, die sich ihm und folglich ihnen erschlossen. Sein Tritt und seine Haltung wurden strammer, der ehemalige Offizier kam wieder zum Vorschein. Und als würden die Menschen vom Strahl des Glückes instinctmäßig angezogen, auch wenn sie noch keine Kunde von ihm haben, begegneten ihm noch an demselben Tage Kameraden und Freunde aus früherer Zeit. Prosper dachte freilich nicht daran, daß er sie wohl sonst hätte finden können, wenn er ihnen nicht abichtlich ausgewichen wäre, während er ihnen jetzt entgegen ging. Sie fanden sich auch am nächsten Tage vor seiner Abreise auf dem Bahnhof ein, um ihm Lebewohl zu sagen.

Er stand bereits in seinem Coupé und sprach aus dem Fenster desselben zu einem Bekannten auf dem Perron. Prosper nannte dabei zufällig sein Reiseziel: „Marberhof“. In demselben Augenblicke vernahm er hinter seinem Rücken einen heftigen Birschlaut, er wendete sich um; am anderen Fenster des Coupé's saß ein langer, hagerer Mann, der in seiner tiefgebräunten Gesichtsfarbe, im Ausdruck seiner Züge und im Funkeln seiner schwarzen Augen unverkennbar den Südländer verrieth. Da er seinen Blick nicht ebenfalls auf Prosper richtete, wie dieser auf ihn, so fand der junge Mann zwischen seiner Rede und dem vernommenen Birschlaut keinen Zusammenhang und wendete sich wieder von ihm. Gleich darauf ging der Zug ab.

Vornehme Leute, zwischen denen keine Vorstellung stattgefunden hat, suchen, selbst wenn die Reise sie in einem engen Raum zu einander gesellt, keine Annäherung. Der Südländer ließ durch sein Aussehen vermuthen, daß er einen vornehmen Rang oder Namen habe; dennoch benutzte er jede Gelegenheit, um ein Gespräch mit dem ihm fremden Nachbar anzufangen, wie hartnäckig auch Prosper den angeknüp-

ten Faden stets wieder abriß. Endlich fragte der hagere Mann, der sich in einem selbstamen, etwas mangelhaften Französisch ausdrückte, ob sein Nachbar schon in Vothringen gewesen sei und das Land kenne; Prosper verneinte so trocken, daß dem Zudringlichen endlich der Muth zu weiteren Auknüpfungen gewichen zu sein schien.

An der französischen Grenze fand eine Revision der Gepäckstücke wegen etwa nöthiger Verzollung statt. Dabei kam der Südländer mit den untersuchenden Beamten in arge Collision. Es fand sich nämlich, daß er ein ganzes Arsenal von Waffen mit sich führte und dazu ungewöhnlich viel Munition. Dies zog ihm Fragen und Recriminationen zu. Er gerieth dabei in nicht geringe Aufregung und machte ihr natürlich in seiner italienischen Muttersprache Lust, die Niemand hier recht verstand. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß der Fremde ein Graf Rivarola war.

Vier Beamte umgaben ihn heftig sprechend, und die Reisenden sahen dem Auftritt wie einem unerwarteten interessanten Schauspiel zu. Prosper, dem der Umstand, daß es sich um den Besitz von Waffen handelte, Sympathie für den Mann einflößte, gewann dadurch auch Mitleid für ihn und beschloß, ihn sozuziehen aus dem Carré heranzuziehen. Er mißchte sich als Dolmetscher ein, und nachdem er den Beamten die Erklärungen des Grafen deutlich gemacht hatte, gelang es Prosper in der That, unter gewissen Garantien und Förmlichkeiten die Confiscation der Waffen hintanzuhalten.

Man kann sich Jeden leichter vom Halse schaffen als Einen, dem man einen Dienst geleistet hat. Die Dankesworte Rivarola's ließen sich nicht so leicht wie seine früheren Reden zum Verstummen bringen. Man tauschte freundlich die Karten aus, und der Graf verbeugte sich

befriedigt, als Prosper den früheren Premier-Lieutenant zu erkennen gab.

Als die beiden Männer zur Weiterreise wieder das Coupé bestiegen hatten, sagte Rivarola:

„Mein Bedienter Ambroise stand bei der ganzen Geschichte zur Seite. Haben Sie ihn bemerkt? Nein! Der Stod! Und ich habe ihn nur in Dienst genommen, weil er behauptet, ein Franzose zu sein, also mit den Beamten hätte sprechen können. Sie sind ein Deutscher, ich darf es Ihnen gestehen, ich hasse die Franzosen, obgleich ich mich zum Lande rechnen muß. Ich hasse die Franzosen so sehr, wie meine Vorfahren noch im vorigen Jahrhundert die Genuesen hassten. Denn ich bin ein Cors.“

Nach einiger Zeit fuhr er fort:

„Wir Corsen sind leidenschaftlich im Haß wie in der Freundschaft. Von unserer Vendetta erzählt man in ganz Europa. Man meint aber, daß wir den Tod eines Verwandten nur im eigenen Lande am Mörder rächen. Darin irrt man. Wir schlagen von unserer Insel Brücken auf das feste Land.“

Im Verlaufe der Reise erfuhr nun Prosper von seinem Gefährten die Begebenheit, welche diesen angetrieben hatte, sein Vaterland zu verlassen.

Corsica hatte zu keiner Zeit den frenhdigen, unermesslichen Stolz, daß es der Welt einen Helden wie Napoleon I. gegeben, so weit ausgedehnt, daß es dem Nachfolger, der sich des Erbes seines großen Oheims bemächtigt hatte, die gleiche Empfindung gewidmet hätte. Napoleon III. wurde im Gegentheil von nicht Wenigen in Corsica glühend, wenn auch verschwiegen gehaßt, und darunter namentlich von solchen edlen Familien, die fanatische Anhänger des Papstes waren.

Der Ausbruch des Krieges mit Oesterreich 1859 gab diesem Motiv des Haß-

ses besonderen Nachdruck. Man fürchtete in solchen Kreisen, daß nach Oesterreich der Papst an der Reihe sein werde, die weltliche Herrschaft in Italien zu verlieren. Einer der Träger dieser Gesinnung war der jüngere Bruder Rivarola's, ein blutjunger Mensch, Orlanduccio mit Namen. Er gerieth mit einem französischen Offizier des eben in seiner Gegend befindlichen Regiments in Streit, wurde beleidigt und stieß nach corsischer Weise dem Gegner ein Stilet in die Brust. Der Thäter floh in die Berge, er wurde „Bandit“, wie der Ausdruck dort lautet, wo man darunter nicht einen Räuber, sondern einen Verbannten versteht.

Es war aber Kriegszeit, die Gesetze gegen solche Uebelthäter wurden besonders streng gehandhabt, und hier galt es noch dazu einer Muthat, die an einem Angehörigen der Armee verübt worden war. Darum schlossen sich den gewöhnlichen Ebirren diesmal die Soldaten an, um den „Banditen“ Orlanduccio einzufangen. Das gelang, und der junge Mann, fast noch ein Knabe, sollte kriegsgerichtlich erschossen werden.

Nun hatte sich aber einige Tage früher ein ganz ähnlicher Fall ereignet. Nur war es dabei ein Offizier, ein Günstling der Mächtigen in Paris, der einen Corsen niedergestoßen. Der Offizier ging frei aus, d. h. er wurde aus Corsica fortgeschickt, um bei einem der Regimenter einzutreten, die eben über die Alpen nach Italien hinabstiegen.

Es hieß, der Fall wäre ein Zweikampf gewesen, kein Mord, was kein eingeborener Corsen glaubte.

Die Verwandten Orlanduccio's, seine an einen Edlen Namens Armistoglio verheirathete Schwester und dann noch besonders ihre junge Tochter warfen sich dem Befehlshaber des Regiments zu Füßen, um mit Berufung auf den ganz ähnlichen Fall und die Straflosigkeit des

Offiziers Pardon für Orlanduccio zu erwirken.

Es war vergebens.

Graf Rivarola befand sich damals nicht in Corsica. Von dem Augenblicke an, als er nach seiner Heimkehr das Unglück erfahren war, er unablässig darauf bedacht gewesen, den erschossenen Bruder an dem Manne zu rächen, der den Befehl gegeben hatte.

Erst jetzt war es ihm möglich geworden, die dazu nöthige Reise anzutreten.

* * *

Nur mit halbem Ohr und fast wider Willen hatte Prosper diesen Thatbestand den Mittheilungen Rivarola's entnommen, der noch dazu unter vielen Unterbrechungen unbestimmt und verschwommen gesprochen hatte, ohne die Personen, die in der Begebenheit eine Rolle spielten, näher zu bezeichnen.

Prosper wußte nicht, weshalb ihm der Fremde immer unheimlicher oder mindestens unangenehmer wurde, je länger derselbe sprach. In der Leidenschaftlichkeit seiner Aeußerungen lag eine gewisse wilde Naivetät, dem man giebt sonst in der civilisirten Welt einer neuen Bekanntschaft gegenüber nicht so rasch und unumwunden einen Haß zu erkennen, den man auf Menschen oder Zustände geworfen hat. Zugleich aber war jene Naivetät wieder durch eine blutdürstige Heimtüde vermischt, die sich stets sprungfertig zu einer Uebelthat bereit zu halten schien.

Es war tiefe Nacht, als die Reisenden vor einem Hotel in Neß anlangten. Sie begaben sich, während man ihnen die Zimmer bereitete, in den schon ganz leeren Speisesaal, um noch eine Abendmahlzeit einzunehmen. Rivarola, der seinem Gefährten nicht mehr von der Seite gewichen war, setzte sich auch jetzt, als ob es nicht anders sein könnte, mit

ihm an denselben Tisch. Ambroise, der Diener, brachte nach einiger Zeit einen silbernen Becher, den er vor seinen Herrn hinstellte. Rivarola goß das Gefäß bis zum Rande mit Wein voll, und eh' er es an die Lippen setzte, sagte er zu Prosper:

„Ich befinde mich hier in einem Lande, das ich hasse. Ich glaube mich von Feinden, von Mordbetrüchern umgeben. Ich trinke aus keinem fremden Glas.“

Prosper sprach kein Wort, er hatte sich vorgenommen, die Bekanntschaft abzubauen.

Auch der Andere verhielt sich nun schweigend, aber er trank viel und hastig. Als der junge Deutsche vom Tische aufstand und sich mit einer flüchtigen Verbeugung zurückziehen wollte, erhob sich auch Rivarola.

„Noch auf ein Wort, Herr Lieutenant,“ sagte er, „ein einziges Wort.“

Prosper blieb mit verschränkten Armen stehen; seine Miene gab zu erkennen, daß er sich belästigt fühlte.

„Das einzige Wort,“ sprach Rivarola weiter, „lautet: Marderhof. Ich hörte es Sie aussprechen, als Sie das Coupé bestiegen, und möchte wissen, ob ich recht gehört habe.“

Prosper, der im Sinn und Ton dieser Rede eine Drohung zu vernehmen glaubte, war nicht der Mann, einer solchen auszuweichen.

„Sie haben recht gehört,“ sagte er trocken.

„Wenn das ist, dann wünsche ich zu wissen, ob Sie mit dem Besitzer des Marderhofs, dem Colonel Charles Forrain, in Beziehungen stehen und in welcher Art von Beziehungen.“

Prosper maß den Anderen mit großen Blicken:

„Ich finde diese Frage sehr dreist.“

„Ich frage zu Ihrem Besten,“ erwiderte Rivarola, „während der ganzen

Fahrt schwebte mir die Frage auf der Zunge, ich sparte aber damit bis zum Ende der Reise, um Ihre Gesellschaft nicht etwa zu früh einzubüßen. Denn Sie erwiesen mir einen Dienst, ich habe Sympathie für Sie, ich wäre Ihnen gern Freund. Sollten Sie aber ein Verwandter des Colonels sein, ein naher Verwandter, so wäre zwischen uns Todfeindschaft. Antworten Sie mir.“

Vor Prosper's Augen stand es sonnenklar, daß hier feindselige Beziehungen walteten, deren Gegenstand sein neuer Freund Charles Forrain sein mußte, und daß auf diesen die Rache, die Vendetta, gerichtet war, die den Corsen nach Frankreich getrieben hatte. Der junge Deutsche hegte bereits ein enthusiastisches Gefühl der Dankbarkeit für den Colonel in seinem Herzen und war sogleich entschlossen, von demselben die Gefahr um jeden Preis abzuwenden. Ruhig sagte er zu dem gespannten auf ihn Blickenden:

„Sie wollen wissen, in welchen Beziehungen ich zu dem Besitzer des Marderhofs stehe. Nehmen Sie an, ich wäre sein nächster Verwandter, sein Sohn, sein Bruder, was dann?“

„Auf meiner Insel gäbe ein Dolchstoß darauf die Antwort. Hier aber kann man nicht in die Berge flüchten, um Bandid zu werden. Trotzdem giebt es Mittel . . . Indessen, Sie täuschen mich. Sie selbst sagten, daß Ihnen Land und Leute von Lothringen noch unbekannt seien.“

„Ich erkläre Ihnen somit,“ sprach Prosper mit erhobener Stimme, „daß ich, wenn auch durch Familienereignisse bisher von ihm getrennt, der nächste Anverwandte des Colonels Charles Forrain bin.“

Der Corse stieß jenen Blicklaut hervor, den Prosper gleich bei der ersten Begegnung mit ihm vernommen hatte und der den Ausbruch des wüthendsten Zornes und der größten Verachtung zugleich zu bedeuten schien.

„Dann gehören Sie zu der Familie eines Elenden!“ schrie Rivarola.

Prosper trug seine Handschuhe, die er abgezogen hatte, in der linken Hand; er nahm einen davon fest in die rechte und sagte:

„Ich erwarte, daß Sie **Edelmann** genug sind, um den neuesten Schimpf, der Ihnen angethan wird, zuerst zu rächen.“

Und er gab dem Corjen mit dem Handschuh einen flüchtigen Schlag auf die Wange.

Das gelbe Gesicht des Beleidigten verzerrte sich in erschreckender Art.

„Beim heiligen Leib der Jungfrau!“ begann er.

Prosper unterbrach ihn.

„Bis morgen zehn Uhr Vormittags findet man mich in diesem Hause. Ich bin nun des Weiteren gewärtig.“

Er begab sich auf sein Zimmer und schlief wie eine Mauer. Der Gedanke, dem Mann, dem er sich verpflichtet fühlte, vielleicht, noch bevor er ihn von Angesicht zu Angesicht sah, schon einen Dienst erweisen zu können, hatte ihm ein angenehmes Gefühl gegeben, ihm gleichsam ein weiches Kopfkissen bereitet. Eine unglückliche Chance für die eigene Person wird in solchen Fällen vom Jugendmuthe kaum in Erwägung gezogen und höchstens als eine Möglichkeit betrachtet, deren Konsequenzen man getrost dem lieben Himmel überlassen muß.

Prosper wartete jedoch am anderen Morgen vergebens auf einen weiteren Schritt in seinem Abenteuer. Kein Zeugenbesuch, keine schriftliche Herausforderung erfolgte. Als sich Prosper langsam für seine Fahrt nach dem Mardehof vorbereitete, erfuhr er, daß der Graf noch in der Nacht unmittelbar nach dem Austritt mit Prosper das Hotel verlassen hatte. Ambroise, der Diener, hatte geäußert, daß Graf Rivarola mit dem Gast, mit dem er zugleich eingetroffen war, nicht

mehr unter demselben Dache schlafen wollte.

Prosper kam es zunächst auffallend vor, daß die Hausdiener berichteten, Ambroise hätte sich nur in einem schwer verständlichen ausländischen Französisch ausgelassen. Ambroise war ohne Zweifel ein Italiener, ja wahrscheinlich ein Corje. Prosper erinnerte sich jetzt auch, daß er im Stillen über die gleiche Gesichtsbildung, die auf denselben nationalen Typus deutete, bei Herrn und Diener gestaunt hatte. Sie waren sich auch sonst in Allem, Größe, Gestalt, sehr ähnlich. Wo waren sie hingekommen? Noch in später Nacht hatte ein Wagen aufgetrieben werden müssen, um sie mit ihren Sachen fortzubringen, und der Neugier der Hoteldienerschaft war es nicht geglückt, zu erlauschen, welche Ordre dem Kutscher gegeben worden war.

Prosper vermochte nicht zu glauben, daß ein Edelmann, welcher Nationalität, welchem Bildungsgrad immer angehörig, eine Beleidigung hinnehmen könnte, ohne eifrig die Sühne dafür zu suchen, ohne sie, wie der gebräuchliche Ausdruck lautet, in Blut abzuwaschen. Darum war er auch der Meinung, nur ein Unfall könnte Rivarola oder seine Boten aufgehalten haben, so gleich die Vorbereitungen zum Zweikampf zu treffen, und ließ deshalb im Gasthof den Auftrag zurück, daß er, Prosper, die nächste Nacht unfehlbar wieder in demselben Hotel zu bringen werde. Hiernach bestieg er den Wagen, der ihn nach Mardehof zu fahren hatte.

Fagott hatte längst wieder das Gut verlassen, und Charles war zu seiner vereinsamten Lebensweise zurückgekehrt. In den Formen des guten Tones empfing er den jungen Deutschen, aber auch nicht

ohne einen Anstrich kalter Förmlichkeit, die ein Franzose, auf bloße Voransetzung hin und ohne einen Fremden selbst geprüft zu haben, niemals ablegt. Doch dauerte die Zurückhaltung nur so lange, bis man sich gegenseitig über Aeußerlichkeiten orientirt und Charles dem Angekommenen die nächstliegenden Theile des Besitztums gezeigt hatte, obgleich außer der schönen Capelle auf dem Hügel wenig daran zu bewundern war. Bald fühlten sich beide Männer durch die gleiche Ritterlichkeit ihres Wesens zu einander hingezogen, so daß Charles, bevor er noch die Angelegenheit besprach, die ihn eigentlich bewogen hatte, die Reise des jungen Mannes zu veranlassen, diesen dringend fragte, ob er in der Lage wäre, sich zu expatriiren, Deutschland für immer aufzugeben und sich in Frankreich, in Lothringen, niederzulassen.

Dies verneinte Prosper mit großer Entschiedenheit.

„Mein Vater war ein guter, deutscher Bürger,“ sagte er, „und hat seinen Söhnen frühzeitig das Wort abgenommen, wie sich die Verhältnisse ihres Lebens auch immer gestalten mögen, um keinen Preis der Erde jemals aufzuhören, Deutsche zu sein, unter einer deutschen Regierung zu leben. So würde mich schon kindliche Pietät an einer Auswanderung hindern. Es kommt aber noch hinzu, daß — ich weiß nicht —“

„Sprechen Sie ohne Scheu,“ ermunterte ihn Charles, als der junge Mann stockte; „ich bin ein halber Deutscher, schon durch meine Mutter, und habe Neigung und Verständniß für deutsches Wesen, auch wo es meinen nationalen Begriffen und vielleicht Vorurtheilen entgegen treten könnte.“

„Nun denn,“ hob Prosper ermunthigt wieder an, „ich weiß nicht, ob es auch in Frankreich der Fall ist — bei uns wollen feinere Sinne die Wälfüren in der Luft

schweben sehen und rauschen hören über künftigen Schlachtfeldern, auf welchen sich beide Nationen messen werden. Noch spricht kein politisches Anzeichen deutlich dafür, aber käme es dazu, und ich wäre kein Deutscher mehr, ich wäre ein Franzose — schrecklicher Gedanke! Ich müßte zum Verräther werden an meinem neuen Vaterlande. Denn nichts in der Welt könnte mich hindern, für die deutsche Sache bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen, gleichviel ob ich die Beweggründe des Kampfes billige oder nicht.“

Torrain reichte ihm die Hand.

„Ich verstehe Sie vollkommen,“ sagte er, „ich bin selbst Militär und Patriot, freilich auf französischer Seite. Also sprechen wir nicht mehr davon. Die Sache, für die ich Ihre Hülfe in Anspruch nehme, hat glücklicherweise nichts damit zu thun. Sie ist im Grunde sehr einfach.“

Die beiden Männer saßen einander in einem behaglichen Raum gegenüber, und der Colonel erzählte:

„Ich war im Jahre 1859 der Commandirende eines Regiments, das in Corsica lag, bei Bastia. Meine hauptsächlichste Pflicht war für den Moment, alle Ausschreitungen, die an Eingeborenen oder besonders an meinen Truppen verübt werden konnten, hintanzuhalten und, wenn vorgekommen, streng zu bestrafen. Leider gab einer der Offiziere selbst ein böses Beispiel. Er stach einen Corsen nieder im Hader über eine politische Partheifrage. Bevor noch der Fall untersucht werden konnte, telegraphirte der Offizier an hohe Gönner in Paris — Sie wissen ja, auch in solchen Dingen heißt es: *cherchez la femme* — und die Folge war, daß er straflos versetzt wurde.“

„Bald darauf ereignete sich das Umgekehrte. Ein Corse, Orlanduccio Rivarola, stach einen meiner Leute nieder und floh in die Berge, in die *Macchia*, wie man das dort nennt. Er wurde bald einge-

bracht und kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt. Die Aufregung unter den Corsen war groß und ich selbst im Hinblick auf das früher Geschehene nicht der Meinung, das Urtheil vollstrecken zu lassen, doch konnte ich nicht eigenmächtig vom Buchstaben des Gesetzes abgehen.

„Bevor noch die Verwandten des Verurtheilten in Masse heranrückten, mich um Begnadigung anzusehen, hatte ich mich an den Kriegsminister gewendet, und auch der Präfect, den ich in die Sache gezogen, hatte sich mit seinem Minister in Verbindung gesetzt.

„Es half nichts, die Familie Rivarola war sehr übel angeschrieben, sie war notorisch dem Kaiser feindlich gesinnt, sie hatte offenkundige Relationen mit den Legitimisten aller Länder. Ein Rivarola, Ascanio hieß er, ein älterer Bruder des Verurtheilten, war eben abwesend; man hatte ihn stark im Verdacht, gemeinen Spionendienst bei den Oesterreichern zu verrichten.

„Nun rückten die Verwandten auf mich los: Brüder, Schwestern, Vettern, Nichten. Ich legte mir gleichsam eine Buße für das ungerechte Regime auf, indem ich Alle anzuhören bereit war. Konnte ich ihnen nicht helfen, so sollten sie wenigstens den Trost genießen, Alles versucht zu haben. Meine Antwort blieb freilich immer dieselbe. Ich konnte die mir Unbekannten nicht des Vertrauens würdigen, daß ich mich selbst schon in ihrer Sache und zwar ganz vergebens bei höheren Stellen bemüht hatte; ich mußte mich einfach und trocken auf das Kriegsgesetz berufen.

„Ach, Herr Münsterlein, wer nicht in Corsica war, der ahut nicht die Süßigkeit und die Gewalt, welche Menschen in das Gefühl der Blutsverwandtschaft zu legen wissen. Ein Bruder ist heiliger als ein Geliebter; um das Wohl eines Angehörigen zu fördern oder um seinen Tod

zu rächen, verliert in Corsica das Verbrechen seinen Namen. Auf mich mußte diese Wahrnehmung besonders wirken, denn ich habe von Natur aus ein starkes Verwandtschaftsgefühl. Meine Mutter ist mir noch heute, da ich nicht anders mehr bei ihr sein kann als auf ihrem Grabe, das theuerste Gut meines Lebens.“

Er hielt einige Augenblicke bewegt inne, bevor er fortfuhr:

„Ich hörte die Schmerzensausbrüche, Klagen und Bitten der Verwandten Erlanduccio's mit Theilnahme und Geduld an. Freilich wurde mein Mitleid einigermaßen gedämpft durch das Declamatorische und Theatralische dieser Gefühlsäusserungen. Obgleich ich an der Wahrheit derselben nicht zweifeln konnte, weil das wilde und exagerirte Pathos zur Natur dieser Nation gehört, machte es mir doch den Eindruck wie das melodramatische Agiren schlechter Schauspieler in den Pariser Volkstheatern. Eltern hatte der Verurtheilte nicht mehr, aber seine Schwester Vicora, eine verheirathete Armisjoglio, ein Weib, das schon erwachsene Kinder hatte, war die echte corsische Schwester. Sie wälzte sich vor mir auf dem Boden, sie schrie in meinem Angesicht um Hülfe, als wäre ich selbst der Henker und zündte schon das Weil nach dem Opfer. Ihr Flehen wimmerte, und wenn es an meiner gezwungenen Unerbittlichkeit sich erschöpft hatte, dann goß sie erschreckende Flüche und wahrhaft erfinderische Nachdrohungen über mich aus. Ich ließ sie gewähren, bis sie todtmüde war, aber ich sagte mir, daß es nun der Buße, die ich mir auferlegt, genug sei, und daß ich keinen dieser Menschen mehr verlassen wolle.

„Da bekam ich einen Brief. Er war im besten Französisch abgefaßt und trug die Unterschrift Eurica, wie sich aus dem Inhalt ergab, die Tochter des wilden Weibes, das mich Tags früher überfallen

hatte. Der Brief war sehr einfach. Er bat mich, nur mit der Schreiberin eine Ausnahme zu machen, nachdem ich bereits Befehl gegeben, Niemand von dieser Verwandtschaft mehr vorzulassen. In den simplen Worten lag etwas Gewinnendes, ich möchte sagen Civilisirtes, ~~was mich in~~ ^{das war ich in} diesem rauhen Lande anheimelte, wie nach langer Entbehrung der Klang einer geliebten Sprache. Ich gewährte Enrica den Eintritt.

„Sie überraschte mich sogleich, nicht durch ihre hoheitsvolle und doch anmuthige Erscheinung, obgleich ich mich nicht erinnere, jemals sonst ein so vollendet schönes jungfräuliches Weib gesehen zu haben; sie überraschte mich einfach dadurch, daß sie — Platz nahm. So weit war ich mit keinem ihrer Verwandten gekommen, die gleich mit einem Orkan der Reden und Bewegungen vor mir stehen blieben und nicht mehr wichen. Ich sah, daß ich keine Scene zu erwarten hatte, sondern eine Conversation, und das war mir angenehm.“

„In der That, Enrica gab sich bald als ein gebildetes Wesen zu erkennen, das einige Jahre in Paris gelebt hatte und mit den Formen der feinen Gesellschaft bekannt war. Ich erfuhr, daß sie in Paris die Gastfreundschaft einer Rivarola genossen hatte, einer Tante, der Frau jenes Ascanio Rivarola, der, ein älterer Bruder des Verurtheilten, wie ich Ihnen sagte, eben abwesend war. Das Ehepaar scheint nicht den gleichen Geschmach gehabt zu haben; er, ein Vollblut-Corse, den Sitten und Begriffen der Gesellschaft fast unzugänglich, sie, eine Genuesin, ganz glücklich, daß er ihr gestattete, ferne von ihm, von der wilden Insel, auf dem Parquet der legitimistischen Salons in Paris sich zu bewegen.“

„Sollten Sie glauben, daß alle diese Dinge früher zwischen Enrica und mir zur Sprache kamen als die ernste Sache,

die sie eigentlich hergeführt hatte? Der für mich schon selten gewordene Anblick einer solchen Dame stimmte eben zur Causerie, und sie war willig, darauf einzugehen. Als sie endlich an das Hauptgeschäft ging und ihre Bitte vorbrachte, geschah es mit einer rührenden Simplicität, deren eigentliche Beredsamkeit in ihren wunderbaren und jetzt thränenfeuchten Augen lag.“

„Ich ertappte mich dabei auf einer Empfindung, die fast Eifersucht war. Ob Orlanduccio ihr Bräutigam, ihr Geliebter sei, fragte ich sie. Sie verneinte faust mit dem Hinweis auf seine Jugend, auf ihre Abwesenheit von der Insel, die ihr nicht Gelegenheit gegeben, ihn kennen zu lernen, und endlich mit Hervorhebung des Umstandes, daß sie lieber unvermählt sterben als mit einem Manne, der bloß die Erziehung hätte, die man in diesem Lande erhält, leben wollte.“

„Ich trug nun keine Scheu, ihr meine Ohnmacht einzugestehen, ihr zu sagen, wozu ich mich ihren Verwandten gegenüber niemals herabgelassen hätte, daß ich selbst die Execution ungerecht fände, daß sie ein schamloser Racheact der Regierung gegen eine ihr notorisch feindselige Familie sei. Ich zeigte Enrica die telegraphische Correspondenz, die in der Sache gewechselt worden, ich gab ihr die Weise meiner vergeblichen Bemühungen, den Jungen zu retten, und sagte ihr, sie dürfe mich nicht verlassen, ohne mir das Zugeständniß gemacht zu haben, daß das, was unaufhaltsam geschehen müsse, nicht mein Wille, nicht meine Schuld, nicht meine That sei.“

„Sie sah es ein, sie verglich mich mit dem großen corsischen Helden des vorigen Jahrhunderts Pascal Paoli, der in ähnlichem Falle ebenso gehandelt, und ließ jetzt erst ihren Thränen freien Lauf über das Unabwendbare. Indem ich sie zu trösten suchte, sie nach ihrer Familie, nach

ihren Beschäftigungen fragte, brachte ich sie dahin, unwillkürlich, fast unbewußt, ein Bild ihrer Lebenslage zu entrollen.

„In Corsica, Herr Münsterlein, bekommt man wie von Verwandtenliebe, so auch von stolzer Armuth erst den rechten Begriff. Dort existirt eine alte Redensart, der innerlich verdorrte Corse zittere vor etwas, was sonst keinem Menschen in der Welt Furcht einflöße — vor dem Regen, denn dieser verderbe ihm seinen einzigen Rod.“

„Geist, Erziehung, Lebensgewohnheiten dieses Weibes paßten offenbar nicht mehr zu diesem Eiland und nicht zu der Armuth im Schoß dieser Familie. Ich war bewegt bei dem Gedanken, daß die schöne Jungfrau hier einsam verblühen und verkümmern müsse, und fragte sie, ob ich nicht im Stande wäre, ihr sonst einen Wunsch zu erfüllen, eine Freude zu bereiten. Sie trocknete hierauf ihre Thränen, sie bezwang ihr Schluchzen, um mir mit ungebrochener Stimme, die gar lieblich klang, sagen zu können, daß sie in der That noch eine Bitte hätte. Mit feierlichem Ernst, als ob ihr Wohl von der Erfüllung abhinge, bat sie mich — daß ich selbst mich hüten möge. Die Verwandten würden mich, nachdem das Schreckliche geschehen, auf Schritt und Tritt mit ihren Dolchen umlauern.“

„Man hätte auf dem Promenadenplatz in Bastia schon manchen Vandalen hingerichtet, aber selbst seine Verwandten wären durch die Vollstreckung des Gesetzes nicht zur Rache gestimmt worden, weil sie die Gerechtigkeit empfanden. Diesmal aber werde man die Tücher in das Blut nicht eines Gerichteten, sondern eines Gemordeten tauchen und die Vendetta wachrufen in Jedem, der von diesem Blute Tropfen in seinen Adern hat. Ich möge mich hüten.“

„Ich war gerührt von ihrer Sorgfalt. Ich sagte ihr, daß ich nichts fürchte, auch

daß ich hoffen dürfe, vielleicht schon am nächsten Tage auf den Kriegsschauplatz abzugehen. Und ob ich nichts für sie thun könne, fragte ich sie wieder, so ungern sah ich sie scheiden, so erwünscht wäre es mir gewesen, durch einen Dienst, durch eine Verpflichtung, durch ein Versprechen, kurz, durch irgend etwas ferner mit ihr verknüpft zu bleiben.“

„Ich habe nur noch Eins an dem Herzen,“ sagte sie, „geloben Sie mir, keinen meiner Verwandten mehr zu tödten, auch wenn er die Hand gegen Sie erhöbe, ihn nicht zu verfolgen, nicht anzuklagen, höchstens Nothwehr zu gebrauchen; geloben Sie mir, daß durch Ihre Schuld, durch Ihre That Keiner mehr sterbe, der meines Blutes ist.“

„Ich gelobte es ihr und mit mehr Feierlichkeit der Rede, als sonst in meiner Art liegt.“

„Sie ging.“

„Ich sah sie nicht mehr wieder.“

„Der Krieg brachte mir Beförderung, aber meine Mutter starb, und ich verließ nach geschlossenem Frieden den Dienst. Mich verließ aber nicht die Erinnerung an das Erlebniß in Corsica, so wenig, daß neben den Schmerzen über meinen persönlichen Verlust die Erbitterung gegen das herrschende Regiment mein mächtigster Beweggrund war, nach Villafranca den Degen des Kaisers niederzulegen.“

„Die Einsamkeit, der ich mich fortan hingab, hat meine Erinnerung an Enrica genährt, gestärkt, in frischen Farben erhalten. Dieselbe Einsamkeit aber hat mich auch gelehrt, Beziehungen, welche sonst von den Menschen nicht mehr geschätzt werden, Beziehungen auf verschollene Tage, auf eine schon in Gräbern liegende Vergangenheit, auf vergessene Lebenswendungen meiner Angehörigen hoch zu halten. Ich bin darin fast ein Corse. Das Ergebniß meiner Forschungen nach rückwärts ist, daß ich Sie, Herr Münster-

lein, den letzten Sprößling eines Mannes, der einst meinen Eltern wohl gethan hat, in meine Freundschaft, ja in meine Verwandtschaft aufnehmen möchte. Und mich dünkt, ich darf mich ohne Rückhalt dem Vertrauen hingeben, das einer solchen Aufnahme vorhergehen muß, und ohne welches ich Ihnen die Geständnisse nicht machen könnte, die mir noch auf dem Herzen liegen.“

Prosper war ergriffen von diesen Worten, aber seine Rede war kurz. Er betheuerte nur, daß er das gleiche Vertrauen hege, daß er Kopf und Herz dem Colonel zur Verfügung stelle und daß er unfähig sei, ein ihm anvertrautes Interesse zu verrathen.

Ein Schütteln der Hände — und ein unverbrüchlicher Bund war zwischen zwei Männern geschlossen.

Der Colonel nahm seine Mittheilungen wieder auf:

„Ich bin über vierzig Jahre alt geworden und kann nicht sagen, daß ich in meinem Leben eine andere Leidenschaft gekannt hätte als den militärischen Ehrgeiz meiner Jugend, der nun gesättigt und erloschen ist, und die Liebe zu meinen Angehörigen, die mir der Tod sämmtlich genommen hat. Vereinsamt und dem Alter nahe, gebe ich zuweilen der Sehnsucht Gehör, neue Bande zu knüpfen, mich wieder mit Menschen zu umgeben, die ich lieben könnte. Ich denke an Enrica.“

„Dennoch,“ fuhr er nach einer Pause fort, „so schön dieses Weib ist, so lebhaft die Erinnerung an so viel Reiz der Seele und des Leibes meine Tage begleitet — ich liebe nicht. Meine Scheu ist so groß, Unruhe und Leidenschaften in mein still abgeschlossenes Dasein dringen zu lassen, daß ich die Sehnsucht nach familienhaftem Anschluß unterdrückt hätte, quälte es mich nicht wie ein ewig nagender Wurm, für jene arme Familie in Corsica

ein entsetzliches Schicksal gewesen zu sein, ohne ihr die Entschädigung zu bieten, die doch so nahe liegt.“

„Ich habe seitdem erfahren, daß der Marquis von Armissoglio, der Vater Enrica's, gestorben ist. Die Dürftigkeit des Hauses ist dadurch nur um so größer geworden und um so peinlicher die Anstrengung, den nöthigen Scheinglanz aufrecht zu erhalten. Ich möchte Enrica, die entschlossen ist, sich durch keine Heirath mit einem Manne ihres Eislands aus ihrer armseligen Lage zu reißen, meine Hand bieten, jene ihrer Angehörigen, die sie selbst dazu auserkieszt, in mein Haus ziehen und den übrigen, die in der Heimath bleiben, dort eine leidliche Existenz bereiten.“

„Nichts würde die Ausführung dieses Planes unmöglicher machen, als wenn ich selbst wieder auf der Insel erschiene. Daß ich jeden Augenblick einem rächenden Dolchstoß ausgesetzt wäre, bringe ich dabei gar nicht in Anschlag. Allein im Angesicht ihrer Verwandten würde sich Enrica, obgleich sie weiß, daß die Erschießung Orlanduccio's nicht meine That ist, nimmermehr mit mir verloben.“

„Ich denke daher, einen Mann meines Vertrauens, der dort völlig unbekannt ist, nach Bastia zu senden. Er nähert sich wie zufällig Enrica, weicht sie allmählig in meine Absichten ein, überwindet etwaige Bedenken und bestimmt sie, mit ihrer Mutter das Land für immer zu verlassen. Der Beweggrund wird dort geheim gehalten und wird erst nach erreichtem Zweck bekannt, nachdem Enrica hier in Vothringen mein Weib geworden ist. Das ist die Mission, die ich Ihnen zugebacht habe, Prosper; wollen Sie dies für mich thun, für einen Mann, der sich wie ein Freund, der sich wie ein Vater zu Ihnen hingezogen fühlt?“

Prosper Münsterlein umarmte den Colonel.

„Nichts soll mir mehr Freude in meinem Leben bereiten,“ rief er, „als wenn es mir gelingt, gleichsam der Postbote Ihres Glückes zu sein, Ihnen Donna Enrica ins Haus zu bringen. Und ich hoffe, nicht allzu ungeschickt zu Werke zu gehen. Ich reise mit Ihrer Erlaubniß augenblicklich. Aber —“

Der junge Mann hielt plötzlich wie erschreckt inne, von einem Gedanken betroffen, der sich in diesem Augenblicke wie ein Verhängniß zwischen ihn und sein Vorhaben legte. Hatte er nicht erst einen Zweikampf zu bestehen? Mußte er jetzt nicht vor Allem, was er bisher mit Selbstbeherrschung vermieden hatte, seine Begegnung mit Ascanio Rivarola dem Colonel mittheilen, damit dieser als der eigentlich von der Vendetta Bedrohte auf seiner Hut sei?

„Was haben Sie?“ fragte Charles Forrain.

Prosper ging, ohne zu antworten, lebhaft bewegt auf und nieder.

Schon bevor er den neuen Freund gesehen, hatte der Gedanke, ihn vor dem wilden Gegner zu schützen, indem er diesen selbst im Duell unschädlich machte, das Herz des jungen Mannes freudig gehoben. Darum hatte er auch bisher der Versuchung widerstanden, wenn der Colonel in seiner Erzählung von Rivarola sprach, die Begegnung mitzutheilen. Wie mußte ihm erst jetzt nach schnell gewonnener Zuneigung daran gelegen sein, Rivarola zu tödten, bevor noch dessen Anwesenheit in Lothringen dem Colonel bekannt wurde?

Wie aber, wenn Prosper in diesem Zweikampf fiel? Dann hatte Charles Forrain ihn umsonst kommen lassen und sein Vertrauen auf ihn gesetzt. Oder wenn Rivarola sich nicht zum Duell stellte und Prosper abreiste? Dann war der Colonel schutzlos der Rache eines Bösewichts, vielleicht eines Mordmörders überantwortet.

In Folge all dieser Erwägungen entschloß sich endlich Prosper, dem Colonel die Begegnung mit Rivarola mitzutheilen, den Conflict jedoch, zu dem es mit ihm gekommen war, das Bedorsten eines Zweikampfes streng zu verschweigen, weil er voraussetzen mußte, Charles werde jenseit das blutige Rencontre sogleich auf seine eigene Person abzulenkten suchen.

„Ich wollte Sie anfangs von der Anwesenheit dieses Mannes nicht unterrichten, um Ihre Gedanken nicht unnöthig zu belästigen. Der Corse kommt mir wie ein Bramarbas vor, wie ein Polterer, der nicht ernsthaft zu fürchten ist. Nun aber, da ich reise und nicht in Ihrer Nähe wachen kann, finde ich es doch für gut, Sie für alle Fälle aufmerksam zu machen.“

„Hm,“ sagte Charles, „die Sache wäre gefährlich, wenn wir in Corsica wären. Sie ist auch hier nicht ganz harmlos, und zwar aus zwei Gründen: zuerst weil ich diesen Rivarola nicht von Angesicht kenne, sodann weil ich Enrica das peinliche Versprechen gab, keinen ihrer Verwandten zu tödten. Allein wir leben hier mitten in der Civilisation. Die Gesetze des Landes sind mir genügender Schutz; die Gesetze der Ehre werden auf diesem Boden auch dem Manne aus Corsica zum Bewußtsein kommen, der doch immerhin ein Edelmann ist. So kann es sogar geschehen, daß ich mich gütlich mit ihm verständigte.“

Prosper theilte nicht diese Zuversicht, er hoffte, die Nacht, die er im Hotel zubringen wollte, wie er es dort angekündigt hatte, werde noch eine Entscheidung bringen.

„Ich erinnere mich,“ sagte er, „daß ich noch ein Geschäft in Metz abzuthun habe, das mit meinem kaufmännischen Beruf in Verbindung steht. Ich reise morgen über Paris nach Marseille, wo ich mich nach Ajaccio einschiffe. Der Pariser Zug geht

Mittag. Ich kann daher morgen mit dem Frühesten noch hier sein, um Instructionen von ihnen einzuholen.“

Als Prosper am nächsten Morgen nach dem Marberhof zurückkehrte, fand er den Colonel in Gesellschaft eines alten Mannes. Charles hatte Monsieur Jagott schriftlich bewogen, sich einzufinden, um sein Pauthenkind kennen zu lernen. Vorstellung und Begrüßung fanden statt, und dem alten Manne hüpfte das Herz wieder in jugendlicher Laune, als er erfuhr, daß man sein Angehen in der Familie Münsterlein stets sorgsam gepflegt hatte. Gewiß wäre es jetzt zu einer Reihe von Scherzen gekommen, wenn nicht plötzlich dem Colonel Prosper's bleiches und erregtes Aussehen aufgefallen wäre.

Charles dachte sogleich an Rivarola und fragte, ob ihm der junge Mann wieder begegnete.

Prosper erwiderte:

„Sie haben mir gestern erklärt, wie ein Vater für mich zu fühlen, und Sie sind vertraut mit der deutschen Dichtung. Gestatten Sie mir darum, daß ich Ihnen die Antwort mit Uhlant's Worten gebe:

„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Dicht,
Dieweil ihr eben schließet.“

Prosper hatte eine Wunde, die er zu verbergen suchte.

* * *

Vastia mit dem schönen Hafen wäre eine herrliche Stadt, wenn man nur nicht in ihr leben müßte, um sie zu sehen, wenn man sie fortwährend nur wie ein Vogel zu umschweben brauchte.

Dies war der Gedanke Prosper's, als er die Promenade der Stadt verließ, wo sich des Abends die ganze schöne Welt versammelte, und seiner Locanda entgegen schritt, die ihn mit einem Lager erwartete, das nicht nach seinem Behagen, und mit

einer Abendmahlzeit, die nicht nach seinem Geschmade war. Am Eingang zur Locanda erwartete ihn ein bereits in dieser Stadt erworbener Bekannter, der einzige Mann, durch den er hoffen konnte, der Marquise von Armisfoglio in die Nähe zu kommen. Denn Charles Forrain hatte sich wohl hüten müssen, seinem jungen Abgesandten Empfehlungen an eble Familien der Stadt mitzugeben. Es wäre sogleich ruchbar geworden, von wem die Empfehlungen ausgingen, und dies hätte dem Fremden das Haus der Marquise unerbittlich verschlossen. Prosper hatte darum vertraute Beziehungen mit einem Beamten der Præfectur angeknüpft, der überall Zutritt hatte und kein Corse, sondern ein Franzose war.

Dieser gefällige Mann hatte für Prosper als für einen preußischen Offizier alle erdenklichen Zuvorkommenheiten. Er mußte glauben, was er nur in lächelnden Andeutungen äußerte, daß Prosper bei seinem Verlangen, der Marquise vorgestellt zu werden, von einem lebhaften Interesse für die schöne Tochter geleitet sei, die er irgendwo erblickt haben mochte. Prosper, der in Wahrheit Enrica noch nicht gesehen hatte, bestätigte doch gern durch Lächeln und halbe Worte die Vorkausung des Beamten.

Die Marquise war in dieser Zeit keineswegs gestimmt, Gastfreundschaft zu üben oder auch nur einem Fremden die pompöse Armseligkeit ihres Hauses vor Augen zu stellen. Sie allein war die Vertraute ihres Bruders Ascario Rivarola, sie allein in den finstern Plan eingeweiht, der seine erst nach jahrelangem Zusammenscharren der Mittel ermöglichte Reise veranlaßt hatte. Noch war sie ohne Nachrichten von ihm mit Ausnahme einer aus Köln am Rhein von ihm abgesandten Zeile, die sein und seines Begleiters Wohlfsein meldete. Die Marquise war in unruhiger und selbst angstvoller Stimmung,

zu welcher der ihr auferlegte Zwang des Schweigens noch beitrug.

Dies erklärte ihre Abneigung gegen jede Art geselligen Verkehrs. Als der französische Beamte sie bat, einen Deutschen bei ihr einführen zu dürfen, blieb sie ihm die Antwort schuldig. Indem sie nur befreundet den Namen der Nationalität öfter vor sich hinmurmelte. Die Marquise Vicora von Armisfoglio hatte niemals etwas davon erfahren, daß die Geographie eine Wissenschaft sei, von der man auch im täglichen Leben Gebrauch machen könnte. Sie fragte deshalb ihre Tochter. In dem genauen Bescheid, den diese gab, lag nichts, was die ungesellige Stimmung der Marquise hätte verändern können. Als aber die Nachricht aus Cöln wieder einmal zur Sprache kam und Enrica dabei die Aeußerung that, Cöln liege in Deutschland, da ließ die Marquise den Beamten rufen. Sie sagte ihm Folgendes:

„Deutschland ist ein großes Land, welches neben Bergen und Feldern auch eine Stadt besitzet. Diese Stadt heißt Cöln. Wenn Ihr Fremder ein ordentlicher Mann ist, so wird er wohl auch die Stadt seines Landes kennen.“

Als sie nun gar erfuhr, daß Prosper in Cöln selbst geboren, war ihre Begierde groß, ihn kennen zu lernen. Er sollte ihr die Stadt beschreiben, in der ihr Bruder zuletzt gewohnt hatte.

Diese angenehme Nachricht empfing Prosper am Eingang in die Locanda, und schon am nächsten Tage wurde er den Damen vorgestellt. Prosper war von Natur aus geneigt, Erscheinungen, die mächtig auf ihn wirken konnten, lieber humoristisch als ideal aufzufassen, und hatte den seinen Landsleuten eigenthümlichen Trieb, gerade dem Schönsten gegenüber sich gern skeptisch zu verhalten. Darum gewannen ihm auch die Herrlichkeiten der vom Mittelländischen Meere umspülten Insel nur halbironische Zugeständnisse ab. Den-

noch war er vom ersten Anblick Enrica's im Innersten überrascht und fast überwältigt: er mußte sich sagen, daß, wie sehr auch Colonel Forrain den Reiz dieser jungfräulichen Erscheinung schon gepriesen hatte, die Zeit, die seit seinem Aufenthalt in Vastia verstrichen war, die Schönheit dieses Weibes nothwendig erst gereift und vollendet haben mußte.

Die Frauen empfingen ihn mit jener Kengier, die sich unter gesteigerten Formen der Freundlichkeit und des Entgegenkommens zu verbergen sucht. Prosper, dem durch seine französische Mutter ihr Idiom so geläufig geworden war wie seine Landessprache, bemerkte bald, daß die Marquise Vicora des Französischen nicht völlig mächtig war, zuweilen nicht ganz oder gar nicht verstand, was man ihr in dieser Sprache sagte. Da sie trotzdem, um ihre Blöße zu verdecken, die Unterhaltung nicht anders geführt wissen wollte als französisch, so konnte Prosper zu seiner großen Freude mit Enrica auch in Gegenwart ihrer Mutter vom Colonel sprechen, indem er nur die Vorsicht gebrauchte, seinen Namen nicht zu nennen, seine Persönlichkeit bloß durch Umschreibungen anzudeuten.

Er fand gleich bei seinem ersten Besuch, daß das schöne Mädchen dem Manne, der in einer schmerzlichen Situation grausam hatte sein müssen, ein treues, ein freundschaftliches Andenken bewahrte. Mit dieser Wahrnehmung war für das erste Mal genug erreicht, um daß Prosper seine Aufmerksamkeit der Mutter zuwenden und sich dadurch eine geneigte Aufnahme für seine rasch nach einander folgenden Besuche sichern konnte.

Die Marquise Vicora war aber auch in ihrer Art eine anziehende und als genane Repräsentantin des corsischen Weibes selbst pittoreske Erscheinung. Spuren großer Schönheit waren aus ihrem Antlitz nicht verwischt, und wenn das Feuer ihrer

Geberden und Bewegungen wild und un-
geleitet erschien, weil einigermaßen in
Widerspruch mit ihren Jahren — man
brauchte nur den wohlklingenden Klang
ihrer Stimme zu vernehmen und den
Glanz ihrer Augen zu betrachten, um
Alles bei ihr in Einklang zu finden und
einen Eindruck zu empfangen, der zwar
nichts Trauliches oder Gemüthliches hatte,
aber ein lebhaftes Interesse rege erhielt.

Prosper fand im Laufe seiner Zu-
sammenkünfte eine eigenthümliche Befriedi-
gung daran, einen Sturm von Empfin-
dungen, von hingebender Sehnsucht, der
in ihm erwacht war und dessen er sich
nicht erwehren konnte, an die Marquise zu
verschwenden, freilich in den discreten
Formen freundschaftlicher Geselligkeit. Sie
schätzte ihn dafür hoch, sie betrachtete ihn
zuweilen mit den Augen wie einen ihrer
Söhne oder Brüder, und Eurica war
tief erfreut, die sonst nur den düstersten
Vorstellungen hingeebene Mutter jetzt
manchmal lächeln zu sehen und scherzen
zu hören.

Prosper aber ließ sein Ziel nicht einen
Augenblick außer Acht. Schon war es
ihm gelungen, ihr insgeheim ein offenes
Bekentniß über seine Mission abzulegen,
ihr die Motive und Absichten des Colonels
aus einander zu setzen. Sie hatte ihm da-
rauf erwidert:

„Meine Verwandten, selbst meine Mut-
ter, würden die Hölle gegen mich los-
lassen, wenn ich die Zustimmung zu solchem
Vorhaben ausspräche. Allein dies sollte
mich wenig kümmern, wenn ich den Colo-
nel liebte. Ich habe von Anfang an
eingesehen, daß er nicht anders handeln
konnte, als er es that, und habe ihm von
jeher eine Schuld verziehen, die er nicht
begangen hat. Der Verwandtenhaß also
sollte mich wenig kümmern, der Colonel
ist ein edler Mann, gewiß; ich ehre ihn,
ich bewahre ihm eine gute Erinnerung,
aber ich will meinem traurigen Dasein,

daß außer dem Aufenthalt in Paris nur
Schmerzen kennen lernte, nicht das noch
traurigere Ende einer Heirath ohne Zweck
und ohne Liebe geben, einer Heirath, die
meiner Familie unfägliche Qualen und
mir keine Freude bereitere.“

„Das wissen Sie noch nicht, Made-
moiselle, Sie werden Charles Forrain
lieben lernen.“

„Glauben Sie dies, Monsieur Pros-
per?“

Sie richtete einen eigenthümlichen,
lauernden Blick auf ihn, dann fügte sie
mit gesenkten Augen hinzu:

„Ich glaube es nicht mehr.“

Prosper sprach an diesem Tage nicht
mehr davon. Er ging und suchte die
schönen, einsamen Wege auf, die dort am
Meeresufer hinführen. Er sprach mit sich
selbst, er war in erbitterter Stimmung.
Manchmal schlug er sich mit der geballten
Faust vor die Stirn.

„Je größer das Verbrechen wäre,“
sagte er sich, „ein so heiliges Vertrauen
zu verrathen, um so sicherer muß sie sein
Weib werden. Und sollte ich sie deshalb
bedrohen, mit Angst und Entsetzen er-
füllen müssen — ich werde Mittel finden,
sie zu zwingen.“

Es schien in den folgenden Tagen nicht,
daß Eurica die geeignete Persönlichkeit
sei, sich einem Zwang zu unterwerfen.
Ihr Widerspruch wurde um so heftiger,
je mehr sie erkannte, wie viel Ernst und
Eifer Prosper in die Werbung für den
Entfernten legte. Wenn sie die Gluth
seiner Augen, die Blässe seiner Wangen
nicht anders deuten konnte denn als die
Folge seines heißen Bestrebens, ihre Zu-
stimmung zu den Absichten Forrain's zu
gewinnen, dann nahm ihre Weigerung
den Ausdruck der Empörung an.

Mitten in diese schmerzvollen und
hoffnungslosen Unterredungen trat ein
Ereigniß.

Prosper hatte das Haus der Marquise

eben verlassen, die Sonne war fast untergegangen, als man einen schwarzgeiegelten Brief brachte. Schon beim Anblick des Siegels zitterte Vicora, ihre Hände vermochten das Schreiben kaum zu halten, und als sie das Blatt gelesen, sank sie ohnmächtig zusammen.

Das Blatt meldete ihr den Tod des Ascanio Rivarola, und das Wunderbarste dabei war, daß derjenige, der ihr die Botschaft meldete, selbst derjenige war, den sie betraf. Rivarola schrieb nämlich:

„Ich habe Ambrosio den Auftrag gegeben, im Falle meines Todes diese Zeilen, die ich selbst siegeln werde, auf die Post zu legen. Wenn du daher diesen Brief erhältst, so weißt du, daß ich unter der Hand des Mörders Charles Forrain gefallen bin, daß dieser Dämon unseres Hauses einen zweiten deiner Brüder zum Opfer verlangt hat. War Enrica bisher entartet genug, seine Vertheidigung zu führen — jetzt wird auch sie in ihren Gebeten die heilige Jungfrau anrufen, daß einem Andern aus unserem Blute das Unternehmen besser gelinge. Meine Seele wird nicht früher Ruhe haben, als bis mein Grab an das seine stößt.“

Die rasenden Schmerzensausbrüche Vicora's gingen am nächsten Tage in Zorn gegen Enrica über, welche die Anklagen gegen den Feind des Hauses niemals gerechtfertigt hatte finden wollen. Sie theilte jetzt mit ihrer Mutter wie die Trauer um den Verlorenen so auch die Erbitterung gegen den Thäter.

„Schlage mich, Mutter,“ sagte sie, „ich verdiene es. O, er ist ein schändlicher Verräther. In meine Hand hat er feierlich gelobt, bei seiner Ehre und dem Heile seiner Seele, gegen keinen meiner Verwandten mehr sein Schwert zu ziehen, auch wenn ein solcher seine Hand gegen ihn erhöhe. Er hat gelogen, und wäre er zur Stelle, ich selbst stieße ihn nieder.“

„Ja, wäre er zur Stelle,“ schrieb Vicora, „aber er ist fern, fern, und wir sind Weiber, hilflos und ohnmächtig.“

Plötzlich kam ein Gedanke über Enrica und ergriff sie so lebhaft, daß sie den Arm ihrer Mutter faßte, als ob sie dieselbe auf eine sichtbar gewordene Erscheinung aufmerksam machen wollte.

„Forrain ist erreichbar,“ rief sie, „die Wege, ihm ganz in die Nähe zu kommen, sind für uns geebnet, wir brauchen sie nur zu beschreiten.“

Und sie berichtete der staunenden Marquise, daß Forrain um sie werbe und daß Prosper sein Abgesandter sei, der sie bestimmen wollte, das Jawort auszusprechen.

„Du und ich, wir sollen für immer von der Heimath scheiden, wir sollen unter Prosper's Schutz nach Lothringen kommen. Dort wartet in Forrain's eigener Hauscapelle der Priester, um mich zu seinem Weibe zu machen. Ich habe bis zu diesem Augenblicke Nein gesagt, ich will jetzt Ja sagen.“

Ihre Mutter sah sie verwundert, zweifelnd, fragend an.

„Begreifst du nicht?“ sagte Enrica, „die Brant, die in seine Kammer tritt, wird der Rächer sein, der ihn niederstreckt.“

Eine heftige Bewegung durchzuckte nach diesen Worten die Marquise und Freude beinahe leuchtete in ihren bisher schmerzverzerrten Zügen.

„Du wolltest das?“ rief sie, „du wolltest das wirklich, Enrica? Solches ist schon vorgekommen, und ich habe ein Mittel.“

Und leicht und hastig setzte sie der Tochter auseinander, wie es anzufangen sei, um bei der ersten Begegnung, in der sie mit dem Gefährten allein, ihm die tödtliche Wunde beizubringen, daß es den Anschein haben würde, er hätte sich zufällig eine nicht mehr zu heilende Verletzung beigebracht.

„Wer sollte auch Verdacht gegen dich hegen? die corsische Bendetta ist dort gewiß nicht bekannt, und wäre es, du hättest ihm ja eben die Hand vor dem Altare gereicht!“

„Und wenn man mich verdächtigte und richtete und tödtete — was weiter? Mir ist das Leben verbittert, und wer weiß, ob ich das Werk unternähme, wenn dem nicht so wäre.“

„Dir ist das Leben verbittert?“ rief die Marquise; „ich wußte nicht, daß du deinen Oheim Ascanio so sehr liebtest.“

Enrica antwortete hierauf nicht.

Die halbe Nacht verbrachten die Frauen mit der Erwägung ihres Vorhabens und mit der Feststellung der Mittel und Wege. Als Prosper am Tage erschien, sagte ihm Enrica in Gegenwart der Marquise:

„Meine Mutter weiß Alles. Sie findet die Partie vortheilhaft, die man mir anbietet, und ich erlaube Ihnen, im Namen des Colonels Charles Forrain für ihn um meine Hand anzuhalten. Bevor dies jedoch geschieht, möchte ich erst noch bei ihm angefragt wissen, ob kein neuerer Umstand eingetreten, der ihn geneigt machte, von seiner Absicht zurückzutreten.“

„Ich bin in ununterbrochener Correspondenz mit dem Colonel, Mademoiselle, und weiß, daß wie seine Gefühle auch seine Entschlüsse unwandelbar sind. Indessen kann Ihrem Wunsch durch das Kabel augenblicklich Folge geleistet werden.“

Prosper, der bei jener Ansprache Enrica's bleich geworden und fast in sich zusammengefunken war, hatte sich rasch und stolz aufgerichtet und sogar ein triumphirendes Lächeln gezeigt. Er entfernte sich festen Schrittes, um den Telegraphen in Anspruch zu nehmen.

Die Antwort lautete, wie zu erwarten war, und in wenigen Tagen waren die Damen reisefertig, theils weil sie nur über wenige Besitzthümer zu verfügen

hatten, theils weil sie inäzgeheim der Ueberzeugung waren, nach vollbrachtem Werk in ihre Heimath zurückzulehren.

Prosper schiffte sich mit den beiden Frauen nach Marseille ein, und ohne Aufenthalt langten sie von dort in Paris an. Die Reise war still und traurig. Licora in ihrem nationalen Fanatismus der Rachelust erwartete die Befriedigung derselben mit einer Genugthuung, die sich nur in düsterm Schweigen und in Blicken des Hasses und der Verachtung gegen alle Welt kund gab. Enrica, die ihr Leben jetzt als abgeschlossen betrachtete, war von Grauen vor der beabsichtigten That bis in das Innerste ihres Herzens erfüllt. Dennoch blieb sie sanft und ruhig; ein unausgesprochenen Schmerz, der größte, den sie jemals erfahren, labte sich an der Vorstellung, daß sie sich einem Zweck opferte und dann nicht mehr sein werde. Prosper war kalt und gemessen und schien stets auf der Hut zu sein gleich einem Wächter, der jede Bewegung, jeden Blick eines Gefangenen zu beobachten hat. Dieser Gefangene war er selbst; während er sich im Stillen herzzerreißende Vorwürfe über seine Gefühle machte, die ihm wie ein verbrecherischer, wenn auch in Schweigen begrabener Verrath, an dem theuren Maane vorkamen, dem er sich verpflichtet hatte, wachte er sorgsam darüber, daß nichts von seinen Stimmungen zum Vorschein kommen könne. So gönnte er sich auch keine Frage nach den Motiven, welche Enrica's Entschluß, sich dem Colonel zu vermählen, so plötzlich und im Widerspruch mit ihrem früheren Verhalten herbeigeführt hatten. Und wäre sie in Versuchung gerathen, ihm freiwillig darüber Aufschluß zu geben — seine Miene der Strenge und Unnahbarkeit, eine Folge der Haltung, die er gegen sich selbst beobachtete, hätte es niemals zu einem Worte des Vertrauens kommen lassen.

Kurze Zeit, bevor man in Paris anlangte, lief der Train mit so rasender Schnelligkeit, daß die Mitreisenden im größten Schrecken von einem bevorstehenden Unglück sprachen. Die Marquise machte Mene, zu ihrer Rettung aus dem Fenster zu springen. *Enrica* sagte gelassen:

„Wenn man nichts weiter zu verlieren hat als das Leben — am Leben selbst verliert man nichts.“

„Sie sind sehr glücklich, mein Fräulein,“ erwiderte Prosper, „über das Leben verfügen zu können. Ich bin an drei Schwestern geschmiedet, die sich auf dieser Galcerenbank wohl befinden.“

* * *

In Paris ersuchte *Enrica* ihren jungen Reisemarschall, dem Colonel Charles Forrain brieflich anzuzeigen, daß sie unmittelbar nach ihrer Ankunft in Neß die Ceremonie der Trauung vorgenommen wissen wolle, um nicht Tage lang mit ihrer Mutter in der fremden Stadt dem belästigenden Getriebe eines geselligen Verkehrs ausgesetzt zu sein, weil dann zahlreiche Verwandte und Freunde des Bräutigams sie ohne Zweifel umgeben würden.

Bei dem Rang und der Beliebtheit des Colonels unter seinen Landsleuten war die Gesellschaft in der That zahlreich genug, welche, nachdem Charles seiner Braut einige Stationen entgegengefahren war, die Ankunft der Verlobten auf dem Bahnhof in Neß erwartete.

In einer langen Reihe von Wagen begab man sich nach der Magistratur, wo die Civiltrauung dem Gesetze gemäß stattzufinden hatte, während die kirchliche Ceremonie unmittelbar darauf im Mardehof in der Capelle des Besitzers folgen sollte.

Jagott hatte die Ehre, gleichsam als

erster Beistand in demselben Wagen mit der Marquise und ihrer Tochter zu fahren, während gleich im nächsten Wagen der Colonel in Gesellschaft Prosper's folgte. Dieser hatte bald die Unmöglichkeit eingesehen, sich ohne Aufsehen und ohne abenteuerliche Erklärungen der Zeuggenschaft zu entziehen.

Während dieser Fahrt äußerte der Colonel seinem Begleiter unsägliche Bewunderung über das Wesen *Enrica's*. Die Blässe ihres Gesichtes, die Ermüdung ihrer Züge konnten durch die Anstrengungen der Reise erklärt werden, allein, obgleich durch Prosper's Briefe in das lange Widerstreben des schönen Mädchens genau eingeweiht, entsprachen doch die Kälte und schweigsame Gemessenheit *Enrica's* weder dem Eindruck, den der Colonel in Bastia von ihr empfangen, noch dem Entschluß, den sie endlich dennoch gefaßt hatte.

„Ich fürchte einen tollen Jugendstreich begangen zu haben,“ sagte Charles, „aber jetzt ist es zu spät, um davon zu sprechen, und alle Consequenzen müssen getragen werden.“

Die Gesellschaft drängte nach dem für diese Gelegenheit besonders festlich geschmückten Saal des Maires und füllte den Raum vollständig aus. Man schloß die Thür.

Prosper, welcher dem Colonel zur Seite hätte bleiben sollen, ertrug die Analen seiner Aufgabe nicht länger. Er hatte erfüllt, was von ihm verlangt worden, er hatte *Enrica* beredet, dem Manne anzugehören, der sie zum Weibe begehrt, er hatte sie selbst in die Arme Charles' geführt — jetzt, welches Beifremden auch immer darüber entstehen mochte, jetzt konnte er sich nicht länger die Brust zerfleischen lassen und dazu lächeln und schweigen. Er trat nicht mit ein in den Saal, wo man sein Lebensglied auf den Block legte, er blieb hinter der geschlossenen

Thür stehen, beide Hände vor das Gesicht geschlagen.

Plötzlich warf er sich an der Schwelle nieder, das Antlitz zur Erde gedrückt. Er hatte noch sein Bewußtsein behalten, aber er hatte jede Bestimmung verloren. „Mögen sie über mich hinschreiten,“ schrie es in ihm, „und mich mit ihren Füßen zertreten. Ich will mich nicht mehr erheben, meinem Schicksal nicht mehr in das Angesicht sehen.“

Durch die geschlossene Thür drangen zu ihm die monotonen Laute amtlicher Beredsamkeit.

Sie wurden durch einen gellenden Schrei unterbrochen, den offenbar die Marquise ausstieß. Eine Bewegung entstand, ein Tumult, der sich für einen Augenblick beschwichtigte, als die sonore Stimme Enrica's den Lärm übertönte.

Prosper stieß die Thüre auf und trat ein.

Die anwesende Gesellschaft hatte sich in zwei Gruppen getheilt. Von der einen Seite umgab man die ohnmächtig auf dem Boden liegende Vicora und sah den Hülfeleistungen zu, welche die Nächststehenden an ihr versuchten. In der andern Ecke des Saales, die eine Nische bildete, starrete man neugierig und betroffen auf eine unverständliche Scene. Enrica lag zu den Füßen des Colonels Charles Forrain, der sie vergebens vom Boden zu erheben suchte, und sprach zu ihm mit heftigen Geberden. Thränen strömten über ihre Wangen, und ihre abwechselnd in zwei Sprachen vorgebrachten Worte hatten für die Lauschenden keinen ordentlichen Sinn.

Zur Erklärung dieses Auftrittes ist es nothwendig, auf den Moment zurückzugehen, in welchem Prosper vor seiner Abreise nach Corsica in der Redeweise Klein-Roland's bei Uhlund angezeigt hatte, daß er Ascario Rivarola erschlagen.

Prosper war am Abend früher, wie er es versprochen hatte, unmittelbar nach dem ersten Besuch auf dem Marderhof wieder nach Metz gekommen mit der Zuversicht, im Hotel Nachrichten von Rivarola zu finden, und mit der Hoffnung, diesen blutigen Gegner seines neuen Freundes durch einen Zweikampf unschädlich zu machen.

Zum Hotel erwartete ihn ein Brief des Corsen. Dieser erklärte, daß es ihm in der fremden Stadt nicht möglich gewesen, Secundanten ausfindig zu machen und die übrigen förmlichen Veranstellungen zu einem Duell zu treffen. Dennoch wolle er nicht noch eine zweite Nacht den ihm angethanen Schimpf auf sich sitzen lassen, ohne die Satisfaction mindestens vorbereitet zu haben. Je weniger Leute aber ins Vertrauen gezogen würden, um so besser sei es für beide Theile. Prosper möge sich sogleich nach seiner Wiederkehr in das ihm mit Namen bezeichnete Stadtviertel begeben, wo Rivarola Wohnung genommen. Dort werde er an einer bestimmten Straßenecke einen Mann finden, den er trotz der Dunkelheit erkennen werde. Ihm solle er in die Wohnung Rivarola's folgen, wo man in den friedlichen Formen, wie es zwischen Gentlemen der Brauch sei, auch wenn sie einen Kampf auf Leben und Tod verabreden, alle Stipulationen zu einem amerikanischen Duell feststellen wolle.

Prosper war mit diesem Plan nicht einverstanden. Das Raffinement menschlicher Entartung, das dieser amerikanischen Erfindung zu Grunde liegt, widerte ihn schon an und für sich an. Dazu kam, daß in solchem Falle der Termin der Ausführung auf spätere Zeit verlegt wird, was zur Folge gehabt hätte, daß Charles Forrain nach der Abreise Prosper's schußlos zurückgeblieben wäre, den Angriffen seines heimtückischen Gegners noch weiter ausgesetzt.

Prosper steckte Waffen zu sich. Er war des festen Entschlusses, den Zweikampf noch in dieser Nacht in einigermaßen annehmbaren und anständigen Formen zu erzwingen. „Die Bestie träumt von nichts als Blut,“ sagte er sich, „und es ist ein wohlthätiges Werk, sie aus der Welt zu schaffen.“

Er begab sich in das bezeichnete Stadtviertel. Da er einsah, daß es für ihn in seiner Lage als ein Fremder und unmitttelbar vor einer Reise nur vortheilhaft wäre, im Falle eines glücklichen Ausgangs nicht rasch ausgeforscht werden zu können, so nahm er weder Wagen noch Führer, sondern versuchte es, durch vorsichtiges Fragen und eigenes Orientiren in die bezeichnete Gegend zu gelangen.

Sie hätte für ein verhängnißvolles Abenteuer nicht besser gewählt sein können. Wahrscheinlich war sie das Gaumerviertel der Stadt und belebte sich erst in den späteren Nachtstunden. Jetzt war es hier einsam und todtensstill, und die spärliche Beleuchtung vermochte nichts gegen die am Firmament herrschende Finsterniß auszurichten. Wenn Schritte eines einzelnen Passanten vernehmbar wurden, dann gaben sie in der allgemeinen Geräuschlosigkeit fast einen Widerhall. Prosper hörte solche Schritte und blieb stehen. Dann machte er seine eigenen möglichst unhörbar und setzte sich nach der Richtung der fremden Schritte in Bewegung. Sie schienen die eines Auf- und Niedergehenden zu sein. Wahrscheinlich harrete der von Rivarola angekündigte Mann an der Straßenecke, die Prosper ohne diesen Umstand auch nicht zu finden vermocht hätte.

Jetzt kam er dem Manne in die Nähe, und Prosper's scharfes, militärisch geübtes Auge erkannte an den Umrissen der Gestalt Rivarola selbst. Der Harrende gewahrte den Kommenden und sprang auf ihn zu. Auch diese Art der Bewegung

sicherte die Identität des Corseu. Von irgendwo her, vielleicht aus einer Seitenstraße, fiel ein Lichtstrahl, der nichts beleuchtete, aber auf einer kurzen nackten Stahlklinge ein Blitzen verursachte.

Ist es so gemeint? dachte Prosper und zog den Dolch, den er, abgesehen von den Waffen, die er eben zu sich gesteckt hatte, auf der Reise immer bei sich trug. Der heimtückische Ueberfall versetzte Prosper in den rasendsten Zorn, und den Gegner mit einem Griff an die Gurgel empfangend, worauf er einen Stich erhielt, den er aber im Paroxysmus der Wuth gar nicht empfand, stieß er mit aller Gewalt sein Eisen dem Gegner ins Herz, so fest und sicher, daß dieser ohne einen Laut todt niedersank.

Prosper ließ ihn ruhig liegen und ging seiner Wege.

Dennoch versetzt eine solche That, welcher Gerechtigkeit man sich dabei auch bewußt sei, in nicht geringe Aufregung. Prosper irrte die ganze Nacht umher, seiner kleinen Wunde weiter nicht achtend, als daß er sie nothdürftig verband. Am Morgen nahm er von dem Dorfe aus, wohin er gerathen war, ein Pferd nach dem Mardeyhof.

Raum hatte der Colonel die Berse Uhland's vernommen, so zwang er schon Prosper, mit ihm nach Metz zu fahren, um den Behörden von dem Geschehenen Anzeige zu machen.

Prosper deponirte, daß er, ein Fremder, die Stadt neugierig in allen Winkeln durchforschend, des Nachts an jener Straßenecke, von einem Strolch überfallen und angegriffen, bedroht, verwundet, den Mann erdolcht habe. Aus Rücksicht auf den Colonel, um diesem die Freiheit zu lassen, von seinen Verhältnissen zu offenbaren, was ihm gut dünkte, wollte Prosper vorläufig nichts Anderes aussagen.

Man führte ihn und den Colonel, der

ihm nicht von der Seite wich, nach der öffentlichen Todtenkammer, wo die Leiche des Erdolchten, als eines Unbekannten, ausgelegt worden war.

Hier zeigte sich nun, daß Prosper nicht Ascanio Rivarola, sondern seinem Diener Ambrosio den Dolch so sicher treffend ins Herz gestoßen hatte.

Rivarola selbst schien sich unsichtbar gemacht zu haben.

Die Wunde Prosper's und die gerichtliche Untersuchung verzögerten seine Abreise. Auch wollte er nicht scheiden, ohne früher Rivarola aufgefunden und zur Verantwortung gezogen zu haben. Charles sagte jedoch dem jungen Manne:

„Ueberlassen Sie den Menschen fortan mir. Mit einer Creatur, die ihre Ehre durch Attentate wiederherzustellen sucht, schlägt man sich nicht. Ich habe den Corßen jetzt in meiner Gewalt und werde ihn unschädlich zu machen wissen.“

Charles Forrain, der in Metz sehr viel galt, unterstützte die Behörde in der Aufindung Rivarola's und bewirkte zugleich, daß Prosper, sobald seine kleine Wunde geheilt war, die Reise antreten konnte.

Daß der Corße die Stadt nicht verlassen hatte, war sicher; er lauerte auf eine Gelegenheit, seinen Racheplan gegen den Colonel auszuführen. Diesem aber gelang es eines Tages, die Spelunke zu betreten, in die sich sein Gegner unter falschem Namen zurückgezogen hatte.

„Hier bin ich, der Colonel Charles Forrain. Was weiter? Haben Sie Lust, sogleich zuzustoßen? Mein Wissen von Ihrem Vorhaben dürfte dem Unternehmen wenig günstig sein. Wie ich, weiß auch die Behörde, was Sie im Sinne haben. Sie weiß aber noch nicht, daß Sie der Mann sind, Meuchelmörder zu dingeu, wie es in Ihrem Lande Brauch und Sitte ist, wie man es aber in diesem Theile Frankreichs nicht zu den erlaub-

ten Gesellschaftsspielen zählt. Ich rathe Ihnen, mich nicht zu zwingen, der Behörde die Beweise zu liefern, was ich bisher zu Ihrem Heile unterlassen habe.“

Charles zog bei diesen Worten den Brief hervor, durch welchen Rivarola den jungen Deutschen des Nachts nach dem verödeten Stadtviertel gelodt hatte. Der Corße schien von alledem sehr zerknirscht zu sein; wirkliche Angst vor den Prozeduren in diesem ihm so fremden Lande erfüllte ihn. Diese Stimmung benutzte der Colonel, um seine Handlungsweise gegen Orlanduccio zu erklären und das Thörichte des Hasses und der Rachepläne aus einander zu setzen. Zur Verstärkung seiner Argumente berief sich der Colonel auf die Billigung, die er bei Enrica gefunden hatte, und trug selbst kein Bedenken, seine Werbung um das Mädchen mitzutheilen, seine Absicht, die Familie, der er aus Berufspflicht ein Unglück hatte bereiten müssen, jetzt, da er ein freier Mann geworden, wie seine eigene zu betrachten.

Ascanio Rivarola war mit den milden, versöhnlichen Gesinnungen Enrica's gegen den Colonel vertraut genug, um zu glauben, daß sie seine Werbung annehmen werde. Das sicherste Mittel, dies zu verhindern, schien es ihm, wenn er den Gegner einer neuen Blutthat gegen die Familie beschuldigte, und deshalb sandte er seiner Schwester den Brief mit der Nachricht, die ihn als das zweite Opfer Forrain's bezeichnete.

Von diesem Augenblicke an trat er aus seiner Verborgenheit hervor und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Er wurde gezwungen, in der Stadt zu bleiben, so lange seines Dieners Ambrosio Tod nicht genügend aufgeklärt war, fühlte sich aber sicher, weil Forrain das Document verborgen hielt, das ihn angeklagt hätte, das Schreiben an Prosper. Unglaublich aber erschien es dem Corßen, als er erfuhr, daß Enrica und zwar mit Beistimmung

ihrer Mutter auf dem Wege nach Lothringen war zu dem Zwecke, sich mit Charles Forrain zu vermählen. Er beschloß, im geeigneten Augenblicke vor den Frauen wie ein Gespenst aufzutreten und Schrecken und Ueberraschung zu benutzen, um die Heirath noch im letzten Moment zu verhindern.

Auf diese Weise wurde die Civiltrauung unterbrochen, bevor noch die entscheidende Formalität vollzogen war.

Als die abergläubige Vicora sich von ihrem Entsetzen erholt und sich von der wirklichen Existenz ihres Bruders überzeugt hatte, trat sie mit ihm in einen Winkel des Saales, um ihm die Motive zu erklären, die er allerdings gebilligt hätte. Jetzt war es zu spät, an die Ausföhrung zu denken, denn mittlerweile hatte Enrica zu den Füßen des Colonels offene Geständnisse abgelegt.

Charles Forrain sah den Lebensplan vernichtet, den er an seine erste Begegnung mit Enrica geknüpft hatte. Dennoch konnte er ihr nicht in dem Grade zürnen wie einem Weibe, das niemals in anderen als durchaus civilisirten Verhältnissen gelebt hatte. Ehe sie einige Tage später

mit Mutter und Oheim in ihr Vaterland zurückkehrte, hatte er eine stundenlange Unterredung mit ihr. Sie legte ihm ihre Seele offen dar. Die Folge war, daß Charles seinen jungen Freund Prosper bat, noch einige Zeit auf dem Warderhof zu verweilen.

Wie konnte es anders sein, als daß auch die Seele dieses jungen Mannes sich dem gütigen Freunde endlich ganz erschloß? Charles umarmte den noch immer mit düsterer Anklage gegen sich selbst wüthenden Prosper und sagte:

„Ich habe meinen Gedanken an Enrica als Thorheit erlannt, aber ich liebe das Mädchen wie eine Tochter, ich liebe Sie, Prosper, wie einen Sohn; warum sollte ich meine Kinder nicht um mich haben können, daß sie den Warderhof beleben und mich vor einem vereinsamten Alter schützen?“

„Weil ich ein Deutscher bin und Lothringen in Frankreich liegt!“ erwiderte der tief ergriffene Prosper.

Aber es kam der Tag — und Prosper lebte vereint mit Enrica und, als der künftige reiche Erbe des Warderhofes, in Deutschland: in Lothringen.





Die Berliner Opern- und Concertsaison.

Von

Otto Gumprecht.



ou der ersten Hälfte der Berliner Musiksaison sollen die folgenden Zeilen berichten. Die königliche Oper hat schon im August, unser vielbewegtes Concertwesen im September und October den neuen Jahrgang begonnen. Während am inneren Ohre die gewaltige Fluth der Töne, welche die letzten Monate gebracht, noch einmal vorüberzieht, kann ich mich einer gewissen Wehmuth kaum ganz erwehren. Ist doch im gesamten Reich des Schönen nichts vergänglicher als die Gebilde der darstellenden Kunst. Flüchtige Kinder des Augenblicks, verrauschen sie mit ihm, der sie ins Dasein gerufen. Alles, was von ihnen übrig bleibt, ist die mehr und mehr verdämmende Erinnerung in der Seele etlicher, besonders dankbarer Hörer. Jede größere musikalische Aufführung setzt ebenso umfassende wie gewissenhafte Vorbereitungen voraus. Von einem einzigen Abend pflegt aber der ganze Aufwand an Kraft, Mühe und Zeit verschlungen zu werden, dessen es dabei bedarf. So verhält es sich wenigstens mit dem Concert-

weisen, in welchem die auf der Bühne längst herrschende Sitte der rasch einander folgenden Wiederholungen sich schwerlich je einbürgern wird. Es ist bekannt, daß die Leipziger Gewandhausausführungen ihren Weltruhm Mendelssohn's vieljähriger Leitung verdanken. Dennoch lesen wir in einem von ihm an Moscheles gerichteten Brief: „Bei allem Dirigiren und öffentlichen Musikaufführen kommt auch sogar für das Deffentliche selbst so wenig heraus; — ein bißchen schöner, ein bißchen schlechter, was thut's, wie leicht ist es vergessen.“ Ein anderes Mal klagt er: „Es bleibt gar so wenig übrig von den Aufführungen, Musikkfesten, all' dem Persönlichen; — die Leute klatschen und rufen wohl, aber das ist gleich wieder so spurlos verschwunden und nimmt das Leben und die Kraft ebenso sehr in Anspruch als das Bessere oder noch mehr.“

Wer versteht wohl nicht die Empfindung, welche dem Brieffschreiber, diesem Muster künstlerischer Pflichttreue, solche und ähnliche Stoßseufzer auf die Lippen gerufen.

Keine Registratur abgethaner Theater-

und Concertzettel soll hier ausgebreitet werden. Es kommt mir gewiß nicht in den Sinn, die Geduld der Leser für eine erschöpfende Statistik unseres alljährlichen Musikverbrauchs in Anspruch zu nehmen. In großen, allgemeinen Zügen ein Bild von dem Berliner Tonleben zu entwerfen, wie es sich in der gegenwärtigen Saison gestaltet, darauf allein ist meine Absicht gerichtet. Ich werde namentlich Rechen-schaft ablegen von den schöpferischen Bestrebungen der Zeitgenossen, alle neuen Werke signalisiren, die entweder durch ihren inneren Gehalt oder wie die Oper, das Oratorium und die Sinfonie schon durch den Umfang des aufgewandten Darstellungsmaterials besonders ins Gewicht fallen. Unter den ausführenden Kräften sollen nur diejenigen in Betracht kommen, deren Leistungsfähigkeit das künstlerische Durchschnittsmaß um ein Erhebliches übertrifft.

Die königliche Gesangsbühne ist diesmal schon wenige Wochen nach den Ferien mit einer Novität bei der Hand gewesen. F. J. Albert's fünftactige Oper „Ekkehard“ hat ihren Stoff dem allbekannten Scheffel'schen Meisterwerke entlehnt. Diesem schließt sich die Handlung wenn auch nicht ohne einige Seitenprünge bis zum Ende des dritten Act's ziemlich getreu an, von da an geht das Libretto seine eigenen Wege. Wenig ist in ihm von dem poetischen Glanz und Duft des Originals übrig geblieben. Statt das Waldräuberlied in weltentrückter Gebirgs einsamkeit zu dichten, zieht es Ekkehard vor, zu Füßen seiner Dame den Theatertod als echter Heldentenor zu sterben. Die urkräftige deutsche Fürstin, das liebliche Kind der oströmischen Kaiserstadt sind zu landläufigen Opernfiguren verblaßt und eingeschrumpft. Der behagliche epische Fluß, der breite geschichtliche Hintergrund, die um die drei Hauptpersonen sich gruppierende Mannigfaltigkeit lebensvollster Gestalten, der ins Unbestimmte verbäuernde Ansgang, der an kleinen schallhaften Zügen uner schöpfliche Humor, die Anmuth der farbenreichen, dem Ort und der Zeit so verständnißvoll anknüpfenden Darstellung, alle diese Reize der ursprünglichen Dichtung mußten der durch das Wesen des gesungenen Dramas gebotenen Oekonomie geopfert werden. Am wenigsten

fronmt den letzteren der Culturreichthum als Fundgrube. Den bernstenen Dichter mag der Versuch reizen, das Denken und Empfinden, die Sitten und Gebräuche des zehnten Jahrhunderts im Schattenpiel der Phantasie an uns vorüberzuführen; aber die Tonkunst hat mit dergleichen nichts zu schaffen. Ihr fehlen alle Mittel zur charakteristischen Schilderung und Deutung des darzustellenden Inhalts. Ekkehard, Hadwig, Pragedis singen um kein Haar anders wie Menschen von heute und gestern. Die große historische Oper war ein Blendwerk, dessen innere Unwahrheit längst offenkundig geworden. In den stolzeften Mustern der Gattung, in der „Stummen“, dem „Tell“, den „Hugenotten“, beschränkt sich der Vocalton auf einige Anklänge an die neapolitanische, schweizerische und altfranzösische Volksweise.

Albert, der sich vom Contra-Bassisten zum Capellmeister des Stuttgarter Theaters emporgearbeitet, war vor dem Berliner Publikum schon mit zwei Sinfonien erschienen. Die ältere von ihnen, dem Columbus zugeeignet und den Mendelssohn'schen Spuren nachtrachtend, hatte Dank dem gefälligen Gehalt, der klaren flüssigen Entwicklung und dem farbenreichen Instrumentalgewand einen Erfolg der Achtung davongetragen. Eine Albert'sche Oper „Altorca“ ist in den sechziger Jahren nicht ohne Beifall über einige deutsche Bühnen gegangen. Sowohl in ihr als im Ekkehard bekennt sich die Musik zu einem buntschwedigen Eklekticismus. Sie betet zu den verschiedensten Göttern, opfert an allen Altären, geht bei keiner Thür vorüber, hinter der guter Rath zu holen ist. Während sie Meyerbeer, Gounod, Verdi nachdrücklich um ihren Segen anruft, verachtet sie Richard Wagner ebenso wenig wie jene landläufige Psyche, der es vor Allem daran gelegen, dem Publikum nach dem Munde zu singen. Der Componist ist wohlbewandert in den Künsten der Spannung und Steigerung, er weiß, daß der Reiz der Mannigfaltigkeit und des Gegenjages unter die zuverlässigsten musikalischen Bundesgenossen gehört. Die wirksamsten Stellen der Partitur sind diejenigen, in denen der ganze weit-schichtige Apparat der modernen großen Oper arbeitet. Wo es dagegen gilt, aus den

innersten Tiefen des Gemüths die Töne zu schöpfen, stodt die Erfindung. Den echten Naturlaut des Gefühls vertritt dann jenes charakterlose Gemeingut, welches innerhalb jeder bereits auf eine langthatenreiche Entwicklung zurückblickenden Kunst so massenhaft sich aufzuhäufen pflegt und der danach langenden Hand als müßelose Beute zufällt. Für den Vortheil der Stimmen ist ausgiebig gesorgt, überall Bedacht genommen, ihnen Händstoff des Beifalls in den Mund zu legen. Die Behandlung des Orchesters zeigt die sicheren Griffe des gewiegten Praktikers, der mit compacten Massenwirkungen ebenso wohl zu operiren versteht wie mit den virtuoson Künstlern der einzelnen Instrumente. In der Factur herrscht die sogenannte Scenenform, ein dem dramatischen Bedürfnisse sich fügsam anschmiegendes Hin und Her zwischen geschlosseneren melodischen Gebilden und allerlei declamatorischem Beiwerk. Von der neuesten Erzeugenschaft unserer Gesangsbühne, der unendlichen Melodie, ist sparsamer Gebrauch gemacht worden, dafür aber auch auf der anderen Seite die Zahl der breiter angelegten, einheitlich ausgestalteten Sätze nur gering. Die Tonsprache gefällt sich im handgreiflichsten Realismus des Ausdrucks. Vor Allem nach dem Effect trachtend und wenig wählerisch in den Mitteln, giebt sie nicht selten dem feinsüßlicheren Sinn Aergerniß. Bei ihrer Richtung auf das Aeußerliche schlägt häufig die Weichheit in Weichlichkeit, das Heroische ins Kenommißliche um. Am besten gerathen ist der zweite Act. Behaupteten sich die übrigen auf der gleichen Höhe, so würde das Werk zu den dankenswerthen Bereicherungen des heutigen Repertoires zählen. Die Vorlesung aus dem Vergil, die nächste Feier des urgermanischen Sonnenwendfestes boten dem Componisten den Stoff zu einigen recht stimmungsvollen Scenen. Auch in dem zugleich kirchlich und kriegerisch gefärbten Schlachtgesang der gegen die Hunnen aufbrechenden Mönche — schon in dem instrumentalen Vorspiel andeutet, bildet er den Schluß des vierten Actes — ist die Situation richtig erfaßt und charakteristisch wiedergegeben.

Bald nach der ersten Aufführung des Etkehard ging die bereits in Dresden

und Hamburg mit Erfolg zur Darstellung gelangte fünfactige heroische Oper „Armin“ von Heinrich Hofmann über die königliche Bühne. Das von Felix Dahn verfaßte Libretto, Dank dem geschickten scenischen Aufbau und der schwungvollen Sprache eine der besten neueren Arbeiten der Art, kommt der kleinlichen Hermannschlacht nirgends ins Gehege. Armin hat hier nicht sein Thuschon schon längst heimgeführt, sondern er holt sich unter unseren Augen mit Gewalt die Braut, nachdem von Segeß seine Werbung trotz abgewiesen worden. Julia, die Tochter des Barns, sucht ihn umsonst in ihre Liebesneze zu verstricken. Er entlockt ihr den Anschlag des Vaters, nach welchem die das Fest der Sonnenwende feiernden Germanen von den Gothorten umzingelt sind, nimmt in der Maske des Römerfreundes die Stammesbrüder gefangen und rettet sie so vor dem Beile der Victoren. Sobald er sie in Sicherheit gebracht, zeigt er sich ihnen in seiner wahren Gestalt. Mit der Schlacht im Teutoburger Walde schließt die Oper. Nicht nur erfreut sich der Stoff des Vorzugs, ein eminent nationaler zu sein; er besitzt auch, was noch ungleich wichtiger ist, die Fähigkeit, von dem Ausdruckvermögen der Töne ergriffen und gedeutet zu werden. Solches gilt sowohl von dem das Ganze beherrschenden Gegensatz zwischen dem urkräftigen Volksthum der die Weltbühne betretenden Germanen und der überreifen, bereits in ihrem innersten Kern angefressenen antiken Cultur, wie von der Gestaltung im Einzelnen. Gewiß ist für die Oper der spröde Pragmatismus der Geschichte die unverdächtige Kost. Von der Hermannschlacht und denen, die sie geschlagen, wissen wir jedoch so wenig, daß ihnen gegenüber die Phantasie freies Spiel hat, daß schon längst die Alles verklärende Sage um den dürftigen historischen Kern ihre goldenen Fäden gesponnen. Wie trefflich nun aber auch der Textdichter fast überall der Musik in die Hände gearbeitet, seiner Thunelba kann ich nicht das Wort reden. Die laudläufigen Typen der dramatischen und lyrischen Sängerin sind für die Charakteristik der üppigen Römerin und der keuschen Tochter Cheruskas in Anspruch genommen. Die letztere ging dabei ihrer

durch Geschichte und Dichtung beglaubigten Heldennatur gänzlich verlustig und verwandelte sich in eine müßige, bis zur Unerfättlichkeit in gefühlseligster Schwärmerei schwelgende Träumerin.

Der in Berlin lebende Componist hat schon mit manchem Werk, so unter Anderem mit einer Frithjof-Symphonie und einer Cantate „Die schöne Melusine“, den Weg in unsere Concertsäle gefunden. Auf der heimischen Bühne erschien er zum ersten Mal, nachdem bereits seine zweite Oper „Nennchen von Tharau“ jüngst in Hamburg das Licht der Lampen erblickt und Beifall geerntet. Außergewöhnliche Befähigung, zu den Massen zu reden, verbunden mit vielgewandter Herrschaft über die Form und die Darstellungsmittel, that sich in allen mir bisher bekannten Arbeiten Hofmann's kund. Von irgend welcher individuellen Eigenart war indessen wenig zu entdecken, auch gab die stark hervortretende Richtung auf den rein sinnlichen Effect, auf das Aeußerliche und Glänzende Anstoß. Der Armin verleugnet keineswegs die Familienähnlichkeit mit seinen älteren, im Concertsaal heimischen Geschwistern, er überragt diese aber doch erheblich. Alle Theaternusik hat von Hans aus ein weiteres Gewissen als die Sinfonie und Cantate. In jener lassen wir uns Vieles gefallen, das in den reineren Gattungen der Kunst als grobe Stilwidrigkeit empfunden wird. Ferner ist der Apparat, mit welchem die große Oper arbeitet, ein so massenhafter und mannigfaltiger, daß er schon durch seine Wucht eine gewisse Wirkung übt, sobald er nur der ihn in Bewegung setzenden Hand ohne Stockung und Reibung gehorcht. Endlich erscheint im Armin der musikalische Einsatz doch weit reicher als in allen früheren Partituren Hofmann's. Wir haben es hier mit einem Werke zu thun, das, wie die Dinge einmal stehen, wohl besagt ist, an die Pforten der deutschen Bühnen zu klopfen. Gewiß trägt es gleich dem Ekkehard den Stempel des Eklekticismus an der Stirn, aber die Elemente, die es in sich aufgenommen, sind weniger buntschedig und darum zu einem einheitlicheren Ganzen verschmolzen. Die Absicht, dem großen Publikum zu gefallen, tritt nicht so vorbringlich zu Tage. In dem Compromiß

zwischen dem Beifallsbedürfniß und dem künstlerischen Anstandsgefühl halten beide Theile einander mehr die Wage. Ein nationaler Grundton ist in der Tonsprache unverkennbar, wie manchen Vortheil sie auch im Einzelnen den Franzosen und Italienern abgesehen. Der Componist bekennt sich zur romantischen Schule, in unausgesehtem engen Verkehr steht er mit allen ihren Häuptern, mit Weber, Marschner, Mendelssohn, Schumann und Wagner. An dem Einfluß, welchen der Letztere geübt, hat jedoch die im Gesamtkunstwerk sich verkörpernde ästhetische Theorie keinen Theil. Der wiederholt erklingende Römermarsch ist das einzige leitmotivartige Gebilde in der ganzen Oper. Dem Orchester kommt es nicht in den Sinn, die erste Rolle an sich zu reißen, trotz allem aufgewandten Farbenprunk erweist es stets den Singstimmen pflichtschuldige Subordination. Hofmann hat noch seine Freude an geschlossenen Formen und fließender Gesangs-melodie. Er hält Duette und Terzette nicht für altmodischen Operntrödel und beschäftigt den Chor sehr reichlich. Vom Rienzi bis zum Tristan sind ihm aber die Wagner'schen Tonhöhungen eine ergiebige Fundgrube gewesen, der er eine Menge heißen instrumentalen Gewürzes, modulatorischer Lieblingswendungen und dramatischer Schlagworte entlehnt. Nicht als blöder Neuling, sondern wie ein vielerfahrener Praliner bewegt er sich auf den Brettern. Behender Fluß und wohlgemuthe Natürlichkeit sind die am meisten ins Ohr fallenden Charakterzüge seiner Musik. Leicht und sicher stellt er seine großen Ensemblezüge hin, überall darauf bedacht, in ihrem Umfang das rechte Maß zu wahren. Die raschen Tempi herrschen vor. Außerst wenige dramatische Erstlingswerke weisen einen so bühengemäßen Zuschnitt auf. Am besten gerathen sind diejenigen Nummern, in denen das Wesen der Aufgabe die höchst mögliche Häufung der Darstellungsmittel fordert oder wenigstens gestattet. Wo es jedoch sich darum handelt, uns rein innerliche Vorgänge zu Gemüthe zu führen, bleibt zwar die Musik ihrer seelenmalerischen Pflichten nicht uneingedenk, allein dem Ausdruck fehlt überzeugende Echtheit, Wärme und Nimmittel.

barkeit. Sowohl Abert wie Hofmann haben in der Feier der Sonnenwende ihr Bestes gegeben. Das düstere Grundcolorit bei dem Einen entspricht nicht minder dem Wesen der Sache als der freundliche Festglanz bei dem Anderen; denn zur Zeit Eckhard's mußte sich bereits der uralte Cultus vor dem siegreichen neuen Glauben scheu und machtlos in die Verborgenheit flüchten; aber noch kein deutscher Walbaltar war in den Tagen der Hermannschlacht von den Aexten christlicher Priester und Mönche zertrümmert. Die Titelfolle der Hofmann'schen Oper bietet jedem wirklichen Heldentenor reichliche Gelegenheit, mit dem kräftigen Wuchs und dem Ausdrucksvermögen der Stimme zu glänzen. Die letzte Scene des vierten Actes, in der Armin die Seinen gegen den Landesfeind bewaffnet, wird überall, wo der Darsteller der Aufgabe gewachsen ist, beifallzündend in die Massen einschlagen. Fulvia hat vom Componisten eine dankbare, im großen dramatischen Stil gefakte Arie empfangen, der Sänger Natwald und die junge Priesterin Albrun, obwohl Nebengehalten, entbehren keineswegs des gefälligen melodischen Gehalts. Die Chöre verrathen die sichere Hand des gut geschulten Musikers, einige unter ihnen sind selbst von charakteristischer Bedeutung. Ganz hinfällig dünkt mich dagegen die schmacht-selige, mit dem Bisam, Mojschus und Patjschuli modernster Empfindsamkeit überwürzte Partie der Thuznelba.

Zum musikalischen Jahreshaushalt jeder Weltstadt gehört eine italienische Stagione, und an einer solchen hat es uns denn auch nicht gefehlt. Wir verdankten sie der Kroll'schen Bühne im Thiergarten. Von höchst mittelmäßigen Kräften getragen, schleppten sich indessen die Vorstellungen, die schon im September ihren Anfang genommen, mühselig und kümmerlich aus einem Monat in den anderen, bis endlich für sie mit der Ankunft der Battì goldene Tage anbrachen. Vorher hatte man vergeblich versucht, durch Neuheit und Mannigfaltigkeit des Repertoires dem Unternehmen einen Platz in der Gunst des Publikums zu gewinnen. Zwei wenig bekannte Opern von Verdi waren unter Anderem zur Aufführung gelangt: *La forza del destino* (die Macht des

Schicksals) und der *Macbeth*. Bei ihnen glaube ich zunächst einen Augenblick verweilen zu sollen. Wer sich beikommen läßt, von einer modernen italienischen Partitur nicht ganz von oben herab zu sprechen, gilt in den Augen der meisten deutschen Musiker für einen argen Keßer. Diesen gestrengen Herren sind Rossini und seine Nachfolger allzumal Sünder gegen den heiligen Geist der Kunst, Priester des goldenen Kalbes, zuchtlose Naturalisten mit schwerfälliger Hand und leichtem Gewissen. Nie in eine ordentliche Schule gekommen, oder ihr zu früh entlaufen, hätten sie es versäumt, auch nur die ersten Elemente der musikalischen Logik und Grammatik sich anzueignen. Ich bin wahrlich weit entfernt, den Lebenswandel der italienischen Oper rein waschen zu wollen, in ihrer Behandlung des Orchesters das Vorbild stilvoller Begleitung, in dem Verhältnis zwischen der Tonsprache und dem Drama das Muster einer echten Ehe zu erblicken. Eines möchte ich aber doch den zornmüthigen Anklägern zu bedenken geben. Sollte es nicht auf der Hand liegen, daß, je schwerer und begründeter die von ihnen vorgebrachten Beschuldigungen sind, um so glänzender auch auf der anderen Seite die Vorzüge sein müssen, denen so viele Werke Verdi's und seiner Vorgänger ihre Verbreitung durch die gesammte gebildete Gesellschaft verdanken? Dauernde Theatererfolge werden keineswegs gewonnen wie Treffer in einem Glücksspiel; es bedarf dazu sehr positiver Eigenschaften. Nicht die Unwissenheit, nicht der Leichtsinns der Italiener hat ihrer dramatischen Musik den Weg gebahnt zu dem Herzen der Massen, sondern die siegreiche Kraft des ihnen angeborenen Talentcs. Nur der schulmeisterlichste Hochmuth kann dem letzteren sein Ohr verschließen. Auf's nachdrücklichste ist schon von unseren vornehmsten Kesthetikern solcher handwerflichen Befangenheit der Text gelesen. Eine feurige Lobrede hat Hegel dem zu seiner Zeit vor Allem geschmähten Rossini gehalten, und Schopenhauer, mit dessen musikalischer Weisheit gerade in unseren Tagen so viel Staat gemacht wird, die ganze bis an den Rand gefüllte Schale seiner Grobheit über die Verächter der *Norma* ausgegossen. Und noch ungleich

gewichtigere Autoritäten kann ich anrufen. Im Jahre 1834 schrieb Moritz Hauptmann nach einer Aufführung von Bellini's „Montecchi“ an seinen Freund Hauser: „Das einseitige Mißere der beiden Leute im ersten Finale rührt mich, packt mich selbst auf eine Weise, wie ich's gar nicht sagen mag; nicht das Verste Malteichon, sondern je mehr ich's gehört habe — es muß wohl etwas der Art gerade an diesen Plak gehört haben, ein bißchen so, ein bißchen anders, darauf kommt dann so viel nicht an, in der Hauptsache hat er's getroffen. Wenn man bedenkt, wie Vieles an einer solchen in vierzehn Tagen geschriebenen Oper ganz unbedeutend, wie Vieles gar nichts ist, auf wie wenig die eigentliche Wirkung beruht, die sie denn doch macht, nicht auf diesen oder jenen, sondern auf viele Tausende von Menschen in allen Ländern, wo gesungen wird, und nicht bloß in Italien oder Frankreich, sondern in Deutschland, wo man für dasselbe Geld einen „Vampyr“, eine „Räuberbraut“ u. s. w. hören könnte (aber nicht mag) so — fehlt mir der Nachsatz — aber einig's musikalisches Talent muß man so einem Menschen doch zugestehen, ein Naturell, das der Oper viel näher ist, als ihr unsere Clavier- und Geigenmännlehen und Generalbassisten sind und je kommen werden. Das wird nicht gelernt — Italiener und Franzosen haben von jeher eine Oper gehabt — jederzeit eine zeitgemäße, sie haben es nicht nach und nach gelernt, es war eben da, weil es am geeigneten Organ nicht fehlte, das, was eben auszusprechen war, als Oper auszusprechen. Bei uns ist's und bleibt's eine künstliche Geschichte.“

Vielsältigen Variationen über dasselbe Thema begegnet man in den Hauptmann'schen Briefen, dieser unererschöpflichen Fundgrube feinsüßligster Kunstanschauungen. Zu ihrem Verus bringen die italienischen Opern-Componisten einen angeborenen Sinn für gegliederte Melodie, instinctive Vertrautheit mit dem Wesen der menschlichen Stimme, deren Klang in ihrem Ohre lebt, endlich als nationales Erbthum einer im ununterbrochenen Zusammenhang von einem Geschlecht zum anderen sich fortpflanzenden Ueberlieferung das geschmeidige Rüstzeug einer wohlge-

sicherten Technik. Man mag ihre Werke einseitig, beschränkt nennen, aber sie wirken auf uns wie Naturerzeugnisse, und darin liegt das Geheimniß ihrer Kraft. Börne sagte einmal irgendwo: „In der deutschen Literatur giebt es bloß Gold oder Kupfer, in der französischen nur Silber“, und etwas Ähnliches läßt sich von unserer dramatischen Musik gegenüber der des Auslandes behaupten. Allein deutsche Genialität und Begeisterung schufen eine Reihe von Werken, die für alle Zeiten geschrieben sind, es fehlt uns aber fast ganz an jenem gefälligen Mittelgute, dessen kein Theater entbehren kann. Weit aus die meisten unter unseren einheimischen Opern-Componisten geberden sich auf der Bühne wie blöde Fremdlinge, wie Leute, die zu ihr nicht durch die breit geöffnete Hauptpforte, sondern durch irgend ein verstecktes Seitenthürchen gekommen. Ihr Herz gehört dem Dratorium, der Sinfonie, der Kammermusik oder dem Liede, aber der die Welt der Lampen und Coulißes umschwebende magische Glanz bestrickt ihre Sinne. Zudem sie der Lodung folgen, ruft ihnen eine innere Stimme zu, daß sie eigentlich etwas ihrer Unwürdiges thun. Gefallen möchten sie den Massen, unter deren Augen sie getreten, und dennoch den künstlerischen Idealen die Treue nicht ganz brechen. Mit der einen Hand machen sie Zugeständnisse, um diese mit der anderen zum besten Theil zurückzunehmen. Für den Zweck, um den es sich handelt, wissen, wollen, können sie zu viel und doch wieder nicht das Rechte. Daher das halbe, unfertige, gemachte Wesen in unzähligen deutschen Opern, an denen ihre Autoren weder Talent und Liebe, noch Fleiß und Mühe gespart. Statt mit ihren Tönen in dem Drama aufzugehen, seinen innersten Kern in Sang und Klang umzusetzen, dient es ihnen zum Spalier, das sie mit dem rankenden Ephen ihrer Lyrik umspinnen. Wo es darauf ankäme, mit vollen Segeln dahinzustürmen, geradenwegs zum Ziele, labiren sie, von tausenderlei Nebenrücksichten beschwert, langsam und mühselig hin und her, nirgends ein großer Wurf, ein wirklich packender Zug, sondern überall nur eusig zusammengehäufte Kleinram der Charakteristik. Seit Weber ist, abgesehen von dem mit Saß und Paß zu

den Franzosen übergegangenen Meyerbeer, Wagner der Einzige gewesen, dessen Schöpfungen auf der Bühne sich dauernd zu behaupten vermochten.

„La forza del destino“ erlebte 1862 in Petersburg die erste Aufführung, steht also dem Alter nach zwischen dem „Ballo in maschera“ und dem „Don Carlo“. Alle diese Werke, wie nicht minder die noch jüngere „Aida“, bekunden aufs deutlichste das erfolgreiche Streben des Componisten, die in seinen früheren Partituren herrschende Zuchtlosigkeit mit einer durchgebildeten Compositionstechnik zu vertauschen. Der schon längst weltberühmte Maestro verschmähte es nicht, noch einmal in die Schule zu gehen, mit heißem Bemühen die Schöpfungen der französischen und deutschen Tonkunst zu studiren, und goldene Früchte hat er vom Baume der Erkenntniß gebrochen. Die Selbstkritik ist in ihm erwacht, sein Geschmac zeigt sich geläuterter, seine Hand ungleich geschmeidiger. Nicht nur die rhythmischen Zubringlichkeiten der Melodie, die tobjüchtigen Anwandlungen der Harmonie und des Orchesters sind gezügelt, die Musik hat auch ein weit feineres Verständniß für die Einzelheiten des Textes gewonnen. Allerdings erscheint das Talent Verdi's in seinen Frühwerken noch unkräftiger, vollstättiger, productionsfreudiger als in den Arbeiten der letzten Periode. Die Erfindung hat mit der wachsenden Reife des Stils an Frische verloren. Wieder einmal sollte sich die alte Erfahrung bewähren, daß die Bildung uns nicht bloß reicher, sondern auch ärmer macht. Fluthet nun aber im Rigoletto und Trovatore der melodische Strom erheblich voller und breiter als in der „Macht des Schicksals“, so wiegt diese, ihrem musikalisch-dramatischen Werth und Gehalt nach, immerhin noch ein Duzend gleichzeitiger deutscher Opern auf. Die pathetischen Scenen sind freilich weit besser gerathen als die komischen Episoden, fehlt doch die humoristische Ader gänzlich unter den Geschenken, welche die Natur auf Verdi gehäuft. Er theilt diesen Mangel wie auf der anderen Seite auch manchen Vorzug mit Richard Wagner. Wenn „La forza del destino“ dem deutschen Theater so gut wie fremd geblieben, so liegt der Grund offenbar in dem un-

glückseligen Libretto. Dem zum Trovatore ähnlich, gleich diesem der neuesten spanischen Literatur entnommen, überbietet es dasselbe noch an Verworrenheit und blutdürstiger Grausamkeit.

Der 1847 für Florenz geschriebene „Macbeth“ zählt zu den wilden Jugendschöpfungen der Verdi'schen Muse. Er trägt denselben ungeberdigen Naturalismus zur Schau wie der „Ernani“, steht jedoch hinter diesem an melodischem Reichtum zurück. Die Partitur strotzt von Rohheiten und Trivialitäten. Das groteske Pathos tummelt sich in den frechsten Tanz- und Marschrhythmen umher. Im Orchester bald armseliges Geklimper, bald dröhnender Lärm. Mit Posaunenstößen, Trommel und Beckenschlägen wird die maßloseste Verschwendung getrieben. Aus den drei Schicksalschwestern ist ein ganzer Chor von Hegen geworden, und dieselbe Multiplication haben die beiden Mörder erfahren. Dabei will es der Musik weder mit dem einen noch mit dem anderen gelingen, uns bange zu machen, wie wunderliche Gesichter sie auch schneidet. Kein Strahl von dem poetischen Glanz der Shakespeare'schen Tragödie hat die Oper gestreift. Zum Mörder Macbeth kommt Banco's Schatten; aber dem Componisten hat der Geist des von ihm erschlagenen Dichters nicht diese Ehre erwiesen. Dennoch gewahrt man durch alle Verwilderung deutlich das Talent Verdi's. Es tritt nicht nur zu Tage in dem natürlichen Fluß und der durchsichtigen Gliederung der Melodien wie in dem Geschied, die Singstimmen zu verwerthen, den beiden Erbtugenden aller italienischen Theatermusik, sondern auch in einzelnen schlagkräftigen Zügen der Charakteristik.

Adelina Patti hat sich uns als Violetta in der Traviata, Lucia, Rosina im Barbieri und als Sonnambula präsentiert. Sie sang, sang und siegte, sang trotz der für Berlin unerhört hohen Eintrittspreise immer ein zahlreiches, mit allen nur erdenklichen Huldigungen freigebigstes Publikum im Kroll'schen Saale versammelt. Die Künstlerin war bisher bloß zweimal in unserer Stadt erschienen, zuletzt im Herbst 1863. Seitdem rastlos zwischen den verschiedenen europäischen Metropolen hin und her eilend, ist sie fünfzehn Jahre

lang an den Ufern der Spree stumm vorübergezogen. Gegenüber unseren spar-samen Gewohnheiten hatte kein Berliner Theaterdirector auf die hochgespannten Forderungen der internationalen Primadonna einzugehen gewagt. Der Ablauf der Zeit hat dieser wunderbaren Kehle nichts von ihrer Kraft und Friihe zu rauben vermocht. Mit ihrer unzerstörbaren Jugend erinnert die Sängerin an Henriette Sontag, welcher sie auch in manchen anderen Beziehungen gleicht. Beide verdanken die Günst eines nicht enden wollenden Frühlings vornehmlich zwei Eigenschaften: der meisterhaften Technik, ferner dem Umstande, daß sie ihre dramatischen Pflichten den musikalischen immer untergeordnet, in der Naturwahrheit des Ausdrucks nie eine gewisse Grenze überschritten, daß sie vermöge ihres innersten Wesens davor bewahrt geblieben sind, die Stimme dem verzehrenden Sonnenbrande der echten Leidenschaft auszuweichen. Wenn Adelina ehemals im Umfang des höchsten Registers hinter ihrer Schwester Carlotta nur wenig zurückstand, so liegt jetzt der Schwerpunkt des Organs mehr nach der Tiefe zu. Es ist das die nothwendige Folge des dunkleren Colorits und der reicheren Klangfülle.

Das köstlichste Besizthum der Stimme besteht in ihrem elementaren Reiz, in der unwiderstehlichen Macht der Schönheit, mit welcher sie die verschwenderischste Gebelauue der Natur ausgestattet. Scheinbar ganz absichtslos, ohne irgend welche Thätigkeit des Willens, wie der Duft der Blume entquillt den Lippen eine Fluth des edelsten, gleich heilenden Balsams auf wunde Ohren und Nerven wirkenden Wohllauts. Das Legato, Piano und Crescendo, die drei Grundbedingungen alles echten Gesanges, entfalten sich hier in einer Reinheit und Pracht ohne Gleichen. Die leisesten dynamischen Schattirungen dringen, weil sie immer noch einen festen, kräftigen Kern in sich tragen, bis in die fernsten Winkel. In den weichsten Wellenlinien gleitet die Melodie dahin, der mufterhaftesten Athemführung und der vollendeten Ausgleichung der Register ihren einseitigen Fluß und Guß verdankend. Nicht satt hören kann man sich an den vom gehauchten Pianissimo bis zum schmet-

terndsten Forte gesteigerten Schwelltönen und ebenso an dem bestrickenden Decrescendo. In Rücksicht auf Raschheit und Sauberkeit der Passagen wettestert die Kehle mit der unfehlbaren Hand der größten Violinvirtuosen. Lauter Cabinetstücke vocaler Filigranarbeit sind die Triller, Scalen, Arpeggien. Was ihnen ihren künstlerischen Werth giebt, das ist die in jedem Ton frohlockende Anmuth und Natürlichkeit. Nicht wie mühselig gewonnene Schulprämien handhabt die Stimme den virtuosen Zierrath, sondern wie goldenes Spielzeug, welches ihr eine gütige Fee in die Wiege gelegt. Wenn ich gesagt, daß die Patti der musikalischen Gestaltung die dramatische unterordnet, so sollte damit keineswegs behauptet werden, daß sie die letztere vernachlässige. Sie pflegt im Gegentheil ihre Rollen auch nach der charakteristischen Seite hin aufs emsigste auszuarbeiten, aber immer bloß so weit, als in den engen Schranken des Velcano Raum ist für individualisirenden Ausdruck. Nur gleichsam auf der Oberfläche, von der Empfindung leise angehaucht, vermag nämlich der Ton seine sinnliche Schönheit sich ganz ungegetrübt zu bewahren. Mit einem größeren oder geringeren Opfer an Wohlklang wird jeder stärker hervorgehobene Gefühlsgehalt erkaufte. Die komische Oper ist demgemäß die eigentliche Heimath der Patti, Dank dem siegreichen Zauber der Stimme, des Vortrags, der ganzen Erscheinung waltet sie hier als holdeste Freudenpenderin und Festgeberin. Ihre Rosina gehört zu den liebenswürdigsten Wesen, die je von der Bühne herab Sinn und Gemüth der Menschen bestrickt. Sie versteht sich trefflich auf den Gebrauch der Waffen, mit welchen die Natur das schwache Geschlecht zum Kampf gegen das starke ausgerüstet, lenkt nach ihrem Willen Alles um sich her, den verschmißten Figaro, den zärtlichen Grafen, den mißtrauischen Vormund. In den zierlichsten Schlangenvindungen des Ausdrucks entfaltet sie das ganze Arsenal weiblicher List, Schelmerei und Verschlagenheit. Wenn sie in ihrer Arie droht, *ma se mi toccano dove é il mio devole, come una vipera sarò, e cento trappole farò giocare*, so glaubt man ihr das aufs Wort, denn Ton und Geberde fügen den beredtesten

Commentar hinzu. Allein nicht bloß für das Heitere in seinen verschiedenen Schattirungen, auch für das Elegische und Sentimentale hat die Künstlerin angemessene und überzeugende Töne. Ihr geistiger Modulationsumfang reicht vom fröhlichen Lachen bis zum thränenschweren Seufzer. Gänzlich verjagt ist ihr dagegen das Pathos, die höchste Lust, der tiefste Schmerz, die heroische Kraft und Größe wirklicher Leidenschaft entziehen sich dem Darstellungsvermögen der Stimme. Welche Fülle bewunderungswürdiger Dinge sie uns auch in den Rollen der Verdi'schen Cameliendame, der Lucia, der Amina geboten, manchem Zuge der Tonsprache mußte dennoch der Vortrag die volle Blutwärme der Empfindung schuldig bleiben. Ich hatte vor einigen Jahren in Wien Gelegenheit, die Patti als Valentine in den Hugenotten zu hören. Auf's sinnfälligste trat bei dem Anlaß zu Tage, daß eine Hand, wie geschaffen für das Rosenzepter der Königin Margarethe, nicht ungestraft mit dem tragischen Blitz und Donner spielt. Schon im gesprochenen Drama sind der Wandlungsfähigkeit der Darsteller durch deren eigenste Natur gewisse unverrückbare Grenzen gezogen, und vom jugendlichen gilt solches in noch weit höherem Maße. Adolina Patti ist die verkörperte Muse der komischen Oper, sie giebt ihr Bestes innerhalb des blumigen Gebiets spielerischer Anmuth und Heiterkeit.

* *

Die von unseren großen künstlerischen Körperschaften, der königlichen Capelle, der Singakademie, dem Stern'schen Gesang-Verein, der königlichen Hochschule für Musik und dem königlichen Domchor, Jahr aus, Jahr ein veranstalteten Auführungen, ferner eine regelmäßig wiederkehrende Reihe von Kammermusik-Abenden bilden den eisernen Bestand unseres Concertwesens. Ein bunteschelliges Gemisch von Componisten, Virtuosen, Wohlthätigkeitsproductionen breitet sich um diesen festen Kern aus. Dazu kommen endlich noch die massenhaften, nicht selten auch verwöhnteren Ohren genügeleistenden Gaben unserer musikalischen Volkskürchen. Die königliche Capelle ver-

anstaltet jeden Winter im Concertsaal des Opernhauses neun Sinfonie-Soireen. Der akustische Genius loci begünstigt die Blechinstrumente, dämpft dagegen die Stimme des Streicherchors. Oberste Herrin des Hauses ist die General-Intendantin der königlichen Schauspiele. Nur wenn auf der Bühne nicht gesungen oder getanzt wird, dürfen sich die Thüren des Concertsaals öffnen. An eine regelmäßige Folge der einzelnen Sinfonie-Abende ist unter solchen Umständen nicht zu denken. Oft sind sie durch mehrere Monate, ein anderes Mal nur durch einige Tage getrennt. Es gehört zum guten Ton, auf die Sinfonie-Soireen abonniert zu sein. Wer einmal hier zu einem festen Platz gelangt ist, pflegt seinen Besitztitel nicht wieder aus der Hand zu geben. Das Auditorium hat deshalb etwas Geschlossenes, Familienhaftes, von einem Jahr zum anderen erblickt man um sich die nämlichen Besucher. Lediglich Instrumentalmusik gelangt zum Vortrag, der Gesang ist grundsätzlich ausgeschlossen, desgleichen das concertirende Virtuosenenthum, das nur ausnahmsweise hin und wieder eine Einladung empfängt. Der Ober-Capellmeister Taubert steht seit mehr als fünf und zwanzig Jahren an der Spitze des Orchesters. Er hat während dieser ganzen Periode nicht bloß den Tactstock geschwungen, sondern auch nach seinem eigenen Ermessen den Inhalt der Programme bestimmt. Zwar umgiebt ihn ein aus einigen Mitgliedern der Capelle gebildetes Comité, das jedoch, wie es scheint, kaum mitzureden hat. Nicht verhehlen kann man sich, daß diese Concerte, wie viel sie auch der bewährten künstlerischen Sorgfalt und Tüchtigkeit ihres bejahrten Dirigenten verdanken, doch in mehr als einer Beziehung hinter den Ansprüchen der Gegenwart zurück geblieben. Immer ist in ihnen die Sicherheit und Sanfterkeit der Gestaltung aufs gewissenhafteste gewahrt, aber dem Vortrag fehlt es nicht selten an dem rechten Schwung und Feuer. Etwas Geschäftsmäßiges haftet ihm zumeist an. Wohl thun sämtliche Spieler ihre Schuldigkeit, allein weit häufiger in der Weise von pünktlichen, pflichtgetreuen Beamten als in jenem Geist freier, freudigster Hingabe an die Sache, aus welchem alle Re-

production ihre beste Kraft schöpft. Die Auffassung zeigt eine Vorliebe für das Genrehafte. Mehr als die Macht und Größe liegt ihr die Numuth und Zierlichkeit des Ausdrucks am Herzen. Sie ist zu freigebig mit spielseliger Klein- und Feinmalerei, mit den beflissenen Schmeicheleien des Pianissimo, Ritardando und ähnlichen Nippesfächeln des Vortrags.

Wenn spröde Abkehr vom Schaffen der Mitlebenden seit jeher die Programme der Sinfonie-Soireen charakterisirt, so scheint in jüngster Zeit an maßgebender Stelle eine Sinnesänderung eingetreten zu sein. Wenigstens hat uns der gegenwärtige Jahrgang bereits zwei Werke neuesten Datums beiseite, mit deren Ausführung freilich andere Berliner Orchester der königlichen Capelle schon zuvorgekommen waren. Die zweite Sinfonie D-dur von Brahms war die eine der beiden Novitäten. In ihrer Vorgängerin steht sie im schärfsten Gegensatz. Gene trachtet den gewaltigen Spinnen der Nymphen nach, diese bekennt sich zum jüngeren Beethoven und Mozart. Schlicht und frisch empfunden, flott, klar und sauber im Ausdruck, neigt sie sich freundlich gewährend dem Verständniß entgegen. Sie giebt uns keine Räthsel auf, spricht rückhaltlos ohne alle beunruhigenden Fragezeichen und verwirrenden Gedankenstriche ihren Stimmungsgehalt aus. Der erste Satz beginnt in der Weise einer Serenade, gleich das pastoral gefärbte Hauptthema läßt keinen Zweifel darüber, daß wir diesmal vor Hamlet'schen Grübeleien und Faust'schen Titanismus sicher sind. Das zweite Motiv zunächst in der Obermediante eintretend und erst am Schluß des Theils von der ihm nach unverbrüchlichem Herkommen gebührenden Dur-Tonart der Oberdominante Besitz ergreifend, zeigt ein unverkennbar Mendelssohn'sches Colorit. Anspruchsvoller läßt sich die sogenannte Durchführung an, im Verhältniß zu dem behaglichen Grundcharakter des Werkes will dies plötzlich hereinbrechende Pathos doch etwas beschränkt erscheinen. Bald gewinnt indessen der Componist seinen Seelenfrieden zurück. In der so anmuthig ausklingenden Coda giebt es nur Sonnenschein und Frühlingsduft. Das Adagio würzt seinen

Empfindungsgehalt durch allerlei behende contrapunktische Künste. Die gemüthvollste pastorale Idylle zieht im Scherzo an uns vorüber, sein Hauptfaß ist echt österreichisches Gewächs. Ein lebensfrohes, von Geist und Laune sprudelndes, unverhohlen Mozart feierndes Finale beschließt das lebenswürdige Werk.

Die andere Novität im Repertoire der königlichen Capelle, Raff's Waldsinfonie, hat sich bereits in den meisten deutschen Concertsälen das Heimathrecht gewonnen. Gewiß ist in ihr nicht Alles echt, was glänzt, sie überragt aber nach mehr als einer Seite hin das Durchschnittsmaß der heutigen Production um ein Beträchtliches. Strömt auch die Erfindung keineswegs immer aus ursprünglichem Vermögen, so fühlt sich der Hörer doch nirgends dem Mangel preisgegeben. Allenthalben gewahrt er die gewandteste Herrschaft über die Form und eine stauenswerthe Bravour in der Behandlung des Colorits. Der Componist ist von Haus aus Mendelssohnianer, hat aber mit klugem Verständniß auf die Zeichen der Zeit geachtet, umsichtig und geschickt manche Ausdrucksmittel der jüngsten romantischen Schule entlehnt, ohne darnum ihrem wilden Sturmlauf gegen die Grundfäden aller musikalischen Sanktion sich anzuschließen. Der ganzen Haltung, zu der sich die Sinfonie bekennt, haftet mit Nothwendigkeit die vorwiegende Richtung auf das Außerliche an. Der erste Satz hat am wenigsten, das Adagio am meisten darunter gelitten. Daß die wilde Jagd zweimal vorüberbraust, thut der berausenden Wirkung des mit den üppigsten Reizen der Farbe geschmückten Finale doch einigen Eintrag.

Die von Faisch gegründete Berliner Singakademie, wohl die älteste deutsche Körperschaft der Art, reicht noch in das vorige Jahrhundert zurück. Im ersten Drittel des gegenwärtigen zu besonderem Ansehen durch Zelter gelangt, konnte sie unter dessen beiden Nachfolgern sich nicht auf derselben Höhe behaupten, einige Zeit schien es sogar, als müßte sie dem Sternischen Vereine, ihrem jugendlichen Nebenbuhler, das Feld gänzlich überlassen. Sie hat sich indessen neuerdings, Dank der künstlerischen Thätigkeit und Thatkraft ihres jetzigen Dirigenten, des Professors

Blumner, allmählig ermannt und nimmt nun wieder eine der hervorragendsten Stellen in unserem öffentlichen Musikleben ein. Geläuterter Stimmklang, Reinheit der Intonation, durchsichtige Klarheit der Gestaltung, angemessener Ausdruck sind stets den Leistungen des Chores nachzuerhnen. In trefflicher Weise ist uns von ihm jüngst Bach's H-moll-Messe dargeboten worden. Schon seit fast fünfzig Jahren behauptet das Werk, welches vielleicht den höchsten Gipfel innerhalb der gesammten religiösen Musik bezeichnet, seinen wohlgesicherten Platz im Repertoire der Aulast. Vermöge einer wunderbaren Fügung war ein protestantischer Meister berufen, dem Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche den reichsten und verklärtesten Ausdruck zu leihen, an ihrem Altar die weihvollste künstlerische Opfergabe niederzulegen. An Macht, Sammlung und Innerlichkeit der Stimmung, an Fülle und Energie des Gehalts und der Formen übertragt die Bach'sche Tonschöpfung alle anderen Messen. Sie ist das einzige Gebilde der Gattung, in welchem Musik und Text sich gänzlich durchdringen; die Messcompositionen der alten Italiener schwingen sich zwar auch zu transcendenter Erhabenheit empor, Hand in Hand geht jedoch damit eine durchaus abstracte, auf jede individuelle Charakteristik verzichtende Auffassung der Worte. Den Haydn'schen und Mozart'schen Arbeiten auf diesem Gebiet fehlt dagegen der rechte religiöse Ernst, sie sind fast immer nur musikalische Decorationen des Cultus, bloß dessen äußeren Glanz wollen sie steigern und wieder spiegeln. Beethoven nahm bei seiner D-dur-Messe die Sache ungleich innerlicher als die unmittelbaren Vorgänger, er stand aber wieder der kirchlichen Gemeinschaft zu fern, war in seinen religiösen Anschauungen viel zu heterodog, um in seinem Credo nicht ein wesentlich subjectives Glaubensbekenntniß abzulegen. Den Messen Cherubini's endlich fehlt sowohl die naive Frömmigkeit, die in den Haydn'schen und Mozart'schen trotz allem profanen Wesen stets hindurchblickt, wie der schwungvolle Idealismus Beethoven's. Je tiefer sich die Betrachtung in das Bach'sche Werk vertieft, um so mehr staunt sie über die unermeßliche Größe und Herrlichkeit des hier waltenden

Geistes. Die bittende Zubrust des Kyrie, der gewaltige Aufschwung des Gloria, die rührende Milde des „Et in terra pax“, die mystischen Schauer des „Qui tollis“, die strahlende Pracht des „Cum sancto spiritu“, der jubelnde Lobgesang des „Credo“, dieses aufjauchzende Hallelujah, in das die ganze Schöpfung, Himmel und Erde frohlockend einstimmen, das ahnungsange „et incarnatus“, das schmerzdurchwühlte „Crucifixus“ mit seinen kühnen harmonischen Contrasten, der genialen Polyphonie seiner gleichsam an das Kreuz des sechzehnmal wiederholten, auf den Stufen der chromatischen Scala vom Grundton nach der Quinte sich seukenden Basso ostinato genagelten Chormassen, das in dem ewigen Frieden des Grabes gebettete „et sepultus est“, das markerschütternde „et expecto“, die anbetende Demuth des „Sanctus“, alles das läßt sich nur hören und nachempfinden, aber auch nicht annähernd mit Worten, diesen dürftigen Schatten des Lebens, wiedergeben. Lediglich in einem Punkt sehen wir Bach vom Perfekten abhängig. Wenn er den einzelnen Stimmen eine Reihe breit ausgeführter Arien und Duette zugewiesen, so entspricht das kaum der Objectivität eines Textes, in welchem die Kirche die Summe ihrer Ueberzeugung niedergelegt. An künstlerischer Bedeutung stehen denn auch hinter den Chören die meisten unter diesen Sätzen erheblich zurück. Eine Ausnahme machen nur die beiden Arien „Agnus Dei“ und „Et in spiritum sanctum“, die eine dem Alt, die andere dem Bass zugeeignet. Der Text der letzteren scheint sich dem Ausdrucksvermögen der Musik gänzlich zu entziehen, und dennoch hat der Meister mit dem Mosesstab seiner begnadigten, in dem unerschütterlichen Glauben an das Evangelium lebenden und webenden Phantasie aus dem dogmatischen Gestein der so ängstlich verkanjulirten Worte den frisch sprudelnden Born der Melodie gewekt.

In den diesjährigen Concerten der Singakademie hatte auch das Bachner'sche Requiem einen Platz gefunden. Das Werk, dessen Bekanntheit das Berliner Publikum schon bei einer früheren Gelegenheit gemacht, weist zwar nichts Neues, Eigenartiges auf, wohl aber durchweg den Stempel einer außer-

ordentlich gewandten, mit unfehlbarer Sicherheit über alle Darstellungsmittel schaltenden Hand. Den älteren Mustern sich ansmiegender, spiegelt es die sinnlich berauschende Pracht, das farbenreiche Gepränge des Cultus wieder, wo „der Gestalten Fülle verschwenderisch aus Wand und Decke quillt“. Gestattet der katholische Kirchenstil mit seinen traditionellen Formen und Ausdrucksweisen der individuellen Empfindung einen ungleich engeren Spielraum als der protestantische, so hebt und trägt er doch eben durch seinen längst allseitig gesicherten geistigen Gehalt in weit höherem Grade das Vermögen des Einzelnen. Eine ganz bestimmte Ueberlieferung weist hier der tonbildenden Phantasie Weg und Ziel. Die letztere kann kaum fehlgreifen, wenn sie eine lebendige Anschauung von dem Wesen der Gattung gewonnen und zugleich über das technische Rüstzeug verfügt.

Von der eifrigen Pflege, deren sich in Berlin der Chorgefang erfreut, legte die Thatsache berechnetes Zeugniß ab, daß eine einzige Woche außer der Bach'schen Messe uns noch den Elias und Paulus von Mendelssohn gebracht. Zu den häßlichsten Blasen, welche das heutige so leidenschaftlich erhitze musikalische Parteiwesen aufgeworfen, gehört die innerhalb der Jugend immer weiter sich verbreitende Respektlosigkeit gegenüber den großen Todten. Versuchten zuerst einige extreme Schumannianer sehr im Widerspruch mit der durch Wort und That bekräftigten Meinung ihres Herrn und Meisters Mendelssohn zu verkleinern, so hat ihn die neudeutsche Schule, der von ihrem Haupte ausgehenden Parole folgend, mit den unwürdigsten Schmähungen überschüttet. Während die beiden Oratorien unmittelbar nach einander zur Aufführung gelangten, konnte man einmal wieder recht inne werden, daß ihr Autor derjenige unter allen Epigonen ist, in dessen Schaffen der ideale Gehalt der das silberne Zeitalter unserer Kunst bezeichnenden nachlassischen Periode den reinsten Ausdruck gewonnen. Das in der sinnlichen Welt herrschende Gesetz der Perspective verfehrt sich in der geistigen in sein Gegentheil. Dort schrumpfen im Verhältniß zur Entfernung die Dinge immer mehr ein und entschwinden zuletzt ganz den Blicken, hier wachsen sie

mit dem Abstand, denn große Thaten bedürfen der Zeit, um ihre Wirkung zu vollenden, die ihnen eingeborene fortlebende Kraft zu bewahren. Nur unter einem doppelten Gesichtspunkt können wir deshalb alle wahrhaft künstlerische Production vollaus verstehen und würdigen. Wie sie mit ihren Wurzeln eingeseilt ist in die Erbschaft der Vergangenheit, so reicht sie auf der anderen Seite mit ihren Segnungen hinein in die Zukunft. Gerecht wird ihr lediglich das Auge, welches beide Perioden überschaut. Mendelssohn's Schaffen hat darum jetzt für uns noch eine ganz andere Bedeutung als zu jener Zeit, da ihm von außen her ein jäher Stillstand geboten worden. Immer deutlicher erkennen wir in dem Componisten des Paulus und Elias den letzten Meister, den einzigen modernen Tondichter, der es vermocht, den Stimmungsgehalt seiner Zeit, also doch etwas specifisch Neues, zu den reinen Formen der Schönheit zu verklären. Als er das neununddreißigste Jahr noch nicht vollendet, entsank seiner Hand die Vesper. Wie kurz ihm aber auch das Tagewerk zugemessen worden, mit Ausnahme der Oper hat er dennoch sämmtlichen Gattungen der Kunst den Stempel seines Wesens aufgeprägt und keiner in so tief eingreifender Weise wie dem Oratorium. Unendlich überragt er hier Alles um sich her, die Nachfolger nicht minder als die Zeitgenossen und unmittelbaren Vorgänger. Bis zu den Altmeistern muß man zurückgehen, um die Stelle zu finden, in die er eintrat. Ihm blieb es vorbehalten, aus der Verlassenschaft des Bach'schen und Händel'schen Genius, die während eines ganzen Jahrhunderts ein todtter Besitz gewesen, neue Quellen des Lebens zu wecken. Trägt im Elias Alles den Charakter vollster männlicher Reife, begnet man hier einer Reihe von Sagen, die uns das Vermögen des Componisten in seiner höchsten Steigerung zeigen, so ist dafür über den Paulus der frischeste Frühlingsduft der Empfindung, der reine, warme Glanz des jugendlichsten Idealismus ausgegossen. Treffend bemerkt Moritz Hauptmann: „Einen Impuls hat Mendelssohn gegeben, nicht durch die Güte seiner Kirchenstücke allein, sondern damit auch, daß er als junger Componist schon

Kirchenmusik schrieb; sonst thaten's in unserer Zeit nur die abgelebten, wenn es mit der weltlichen nicht mehr ziehen wollte.“

Mit der wohl vorbereiteten Aufführung des Paulus beging der Stern'sche Gesangverein die seit seiner Begründung in ihm herkömmliche, alljährlich wiederkehrende Gedächtnisfeier Wendelsjohn's. Max Bruch, Stodhausen's Nachfolger, erschien bei dem Anlaß zum ersten Mal öffentlich an der Spitze des Vereins. Der Elias wurde durch die königliche Hochschule für Musik zum Vortrag gebracht. Die von dieser veranstalteten, die mannigfachsten Gattungen der Kunst umfassenden Concerte gewinnen immer mehr an Bedeutung. Von Joseph Joachim, dem Director der Hochschule, geleitet, lieferten sie den Beweis, daß der gefeierte Künstler den Tactstock nicht minder zu handhaben versteht als den Violinbogen.

Indem ich mir den Bericht über die Joachim'schen Quartett-Soireen für den Schluß der Saison vorbehalte, will ich heute nur noch aus der großen Schaar fremder Pianisten und Geiger, die in jüngster Zeit vor dem Berliner Publikum erschienen, einige besonders scharf ausgeprägte Charakterköpfe hervorheben. Hans von Bülow, der Capellmeister der hannoverschen Oper, hat uns die letzten fünf Beethoven'schen Sonaten in einem Zuge vorgespielt. Ich möchte Keinem rathen, es ihm nachzuthun, denn jene Werke sind wahrlich nicht für den Concertsaal geschrieben. Dem Genius der Einsamkeit gewidmet, nehmen sie sich wie heimatlos in der zerstreuten Oeffentlichkeit aus. Bloß wer sie sich im stillen Kämmerlein selbst vormusiziert, wird den rechten Genuß von ihnen haben. Dem Bülow'schen Beethoven-Abend hastete ein didaktischer Beigeschmack an. Viele Hörer hatten sich Noten mitgebracht, in denen sie eifrig nachlasen, wohl auch einzelne Ausdruckscharakteristiken verzeichneten. Statt eines concertirenden Virtuosen schien ein Professor am Flügel zu sitzen, die wahre Kunst des Clavierspiels seinem Auditorium demonstrierend. Der Pianist zählt übrigens zu den besten Beethoven-Interpreten. Ruhigste Objectivität charakterisirt seinen Vortrag, der allerdings weit mehr

ein Product des klarsten, hellstichtigsten Kunstverständes als unmittelbarer Erguß der Empfindung ist. Streng auf das Wesen der Sache gerichtet, allem Nebelhaften und Verschwommenen abhold, musterhaft in der sparsamen Verwendung des Pedals, dieser Eiselsbrüde des Gefühls, verschmäht er jedes um Weisfall bühnende Effectmittel. Tempo rubato, renommierte Antithesen im Dynamischen, das vom Zaun gebrochene Hin und Her zwischen äußerstem Fortissimo und Pianissimo, das kolkete Herausstechen der Melodie und ähnliche wohlfeile Künste sind ihm gänzlich fremd. Für ihn handelt es sich lediglich darum, den verborgenen geistigen Organismus, das innerste Nerven-geflecht der Composition bloßzulegen. Herr von Bülow verfügt über eine allgewandte Technik, ein unschlabares Gedächtniß und eine nie ermüdende Ausdauer. Der Ton ist im Piano von großer Süßigkeit, im Forte meidet er jezt aufs vorzüglichste das Uebermaß, in dem sich der Spieler früher gefiel. Mit einem Wort, man steht hier durchweg unter dem Eindruck reifster Meisterschaft.

Gedenkt man sich ferner der russischen Pianistin Annette Gippios. In der von Jahr zu Jahr sich mehrenden Zahl seltener Pianistinnen gehört sie zu den wenigen, die nicht den Fabrikstempel, sondern eine wirkliche Individualität aufweisen. Während die meisten ihrer Berufsgenossen allein von endlosen, vor den Tasten zugebrachten Übungsstunden dem gähnenden Auditorium erzählen, hält sie stets unsere Theilnahme in Athem, wie viel man auch gegen manches einwenden möchte. Geist und Leben gewinnt unter ihren Händen das zu freudlosester Schanstellung bloßer Fingerfertigkeit so häufig mißbrauchte Allerweltsinstrument, diese Maschine aus Holz und Metall, die in unzähligen Fällen nur wieder durch eine andere von Fleisch und Bein in Bewegung gesetzt wird. Kräftige Sinnlichkeit, feurige Energie bilden den Grundzug der Auffassung und des Vortrags. Die Leidenschaft kommt hier weit mehr zu Worte als das Gemüth. Dieselben Fingerspitzen, die kaum einen Sprühregen elektrischer Funken über uns ausgeschüttet, sind im nächsten Augenblick mit dem weichsten Sammt überzogen. Immer wer-

den wir durch eine bunte Mannigfaltigkeit interessanter Einzelheiten angeregt, aber selten vermag der Vortrag uns die Seele ganz zu durchwärmen, nie ihr Empfinden in den Alles mit sich fortreisenden Strom der Rührung aufzulösen. Frau Essipoff gebietet über eine staunenswerthe Bravour. In den brauendsten Tonskatarakten geht auch nicht die kleinste Note dem Ohr verloren. Der Aufschlag ist von großem Reiz, namentlich das Piano in den zartesten Dufte und Schmelze getaucht.

Glänzende Triumphe hat wieder der spanische Violinist Pablo de Sarasate gefeiert. Seine Technik ist zu einer Höhe gelangt, auf der jeder kritische Meßapparat den Dienst versagt. Die abenteuerlichsten Schwierigkeiten gleiten wie harmloseste Dinge von den Saiten, nirgends gewahrt man eine Grenze dieser unfehlbaren, der Leistungsfähigkeit des Instruments siegreich spottenden Virtuosität. Während der Ton selbst süß und feurig ist, wie südllicher Wein, bewahrt der Vortrag stets die vornehmste Ruhe und Besonnenheit. Dieser Gegensatz ist es zumeist, welchem die Gaben des Geigers ihren eigenthümlichen Reiz verdanken.

Ich habe noch von einem musikalischen Wunderkind zu berichten, einer Künstler-species, die ehemals ein sehr beträchtliches Contingent zum concertirenden Virtuositenthum zu stellen pflegte, in den letzten dreißig Jahren jedoch sich immer seltener in der Oeffentlichkeit hat blicken lassen. Der kleine, etwa elfjährige Brasilianer Maurice Dengremont ist ein wahrer Hegenmeister auf der Geige. Mit vollem wohlklingenden Ton verbindet er große Reinheit der Intonation und überraschende Fertigkeit. Das verschlungenste Passagenwerk setzt ihn nicht außer Fassung. Im höchsten Flageolet, in langgewundenen Ketten von Doppelgriffen bleibt er selbst dem wachsamsten Ohre kaum etwas schuldig. Weich hingegossene Melodien spielt er mit Empfindung, im Uebrigen muß freilich dem Vortrag das geistige Ausdrucksvermögen noch erheblich wachsen. Dem in den Traditionen der französischen Schule erzogenen Knaben ist unsere deutsche Tonkunst noch eine fremde Welt. Von kundiger Hand in sie eingeführt, würde er wohl bald dazu gelangen, in ihr festen Fuß zu fassen und die von ihm bisher ausschließlich gepflegte Salon- und Bravourmusik als werthlos gewordenen Spielzeug bei Seite werfen.





Die Spectralanalyse.

Von

W. Valentiner.

Die Spectralanalyse, über deren Resultate in den folgenden Blättern einige Mittheilungen gemacht werden sollen, ist zwar als wissenschaftliche Beobachtungsmethode sehr jung, aber als ein Theil der Optik ist sie mit der Entwicklung der Lehre vom Lichte so eng verknüpft, daß zum besseren Verständniß auf letztere kurz zurückgegangen werden muß. Licht und Farbe, die schönsten Erscheinungen, die wir auf Erden haben, und die uns, die wir sie kennen, unentbehrlich dünken, wurden aufmerksam und in wissenschaftlicher Weise erst relativ spät erforscht. In der frühesten Zeit finden wir die Meinung verbreitet, daß der Lichtstrahl vom Auge ausgehe und die Gegenstände sichtbar mache. Diese Ansicht Epicur's hat sich noch bei Hipparch und bis auf Ptolemäus hin erhalten, wenn auch der Eine oder Andere aus jener Zeit Modificationen einführte. So ließ Plato

den Strahl vom Auge und gleichzeitig von den Objecten ausgehn, das Zusammenreffen beider Strahlen vermittelte das Sehen. Uebrigens war Plato der Ansicht, „man müsse nicht in die Geheimnisse des Lichtes eindringen wollen, weil man damit die Vorrechte der Gottheit antaste“, und folgte also hierin dem Sokrates, dessen Meinung die ist, „daß es den Göttern nicht anders als unangenehm sein könne, wenn die Menschen das zu entdecken suchten, was jene ihnen so sorgfältig zu verbergen trachteten“.

Es fehlte damals eben an den Mitteln, zur wahren Erkenntniß zu gelangen. Dabei waren den Alten gewisse Eigenschaften des Lichtes nicht unbekannt, und wenn eine hingeworfene, aber nicht begründete und weiter verarbeitete Bemerkung als Entdeckung angesehen werden soll, so könnte man Aristoteles als den Urheber der Undulationstheorie des Lichtes ansehen, und Newton wäre hinter Aristoteles zurückgegangen. Die Worte des

Lehteren, „das Sehen erfolge durch eine Bewegung des Mediums zwischen Auge und Object“, sprechen wohl deutlich den Grundged der jetzt allgemein angenommenen Lichttheorie aus, aber die Anwendungen auf die Farben, die Erklärung derselben gab Aristoteles nicht, er verfiel in dieselben Irrthümer wie seine Zeitgenossen, und darum ist er auch schwerlich mit Recht als der Urheber der Wellentheorie des Lichtes zu nennen.

Die Alten kannten wohl die Zurückwerfung des Lichtes von spiegelnden Flächen und die Brechung des Strahles beim Uebergang von einem Medium ins andere. Diese Thatfachen drängen sich einem Jeden auf, der Augen hat zu sehen und mit menschlichem Verstand begabt ist. Wer wüßte nicht, daß der Stoch, der in schräger Lage zur Hälfte ins Wasser gehalten wird, gerade an der Mitte gebrochen erscheint! Aber ebenso wenig, wie ihnen das Gesetz der Lichtbrechung bekannt war, ebenso wenig konnten sie die gewöhnlichsten auf die Vinsen bezüglichen Erscheinungen erklären. Warnun z. B. ein auf einem Blatte befindlicher Thautropfen die gerade unter ihm liegende Stelle vergrößert, war vollkommenes Naturgeheimniß, und ein Zeitraum von nahe zwei Jahrtausenden mußte vergehen, ehe auf diesem Gebiet wirkliche Fortschritte gemacht wurden.

Da entstanden fast gleichzeitig die beiden Theorien des Lichtes, welche überhaupt nur auf diesen Namen Anspruch machen können. Die eine, jetzt allgemein als irrthümlich angesehene Theorie behauptete vor der wahrscheinlichen wieder Jahrhunderte den Vorrang. Der Autor derselben genoß in Folge seiner anderen Entdeckungen so großes Ansehen, daß man ihm auch in dieser Frage Recht gab, bis sich die wahre Lehre Bahn brach. Es ist auffallend in der Geschichte der Wissenschaften, wie zwei Männer verschiedener Nationalität in derselben Zeitperiode dieselben Fragen zu lösen versuchten, die seit Jahrtausenden geschlummert hatten, und wie der eine der beiden Männer in verschiedenen Fällen den großartigsten Entdeckungen des anderen so nahe war, daß nur ein kleiner Schritt fehlte, um dem Rivalen gleichzustehen. Newton stellte das Gravitationsgesetz auf, Huyghens war auf

dem Punkt, dasselbe auszusprechen; Newton gab eine neue wohlbegründete Theorie des Lichtes, Huyghens that dasselbe — aber hier trafen sich scharfe Gegenätze, und während langer Zeit konnte die Huyghens'sche Theorie keinen Anhang finden, während sie jetzt als die allein gültige allgemein angesehen wird. Sehen wir ab von den verschiedenen anderen, nicht in gleicher Weise durchschlagenden Entdeckungen dieser Helden auf dem Felde der Naturwissenschaften, so können wir sagen, daß die spätere Anerkennung der Theorie von Huyghens diesem den Triumph ersten ließ, der ihm auf dem Gebiete der Theorie der Bewegung nicht zu Theil werden konnte.

Die beiden Vorstellungsarten über das, was dem Lichte zu Grunde liegt, was das Licht ist, sind bekanntlich in der Emissions- und Undulationstheorie ausgesprochen.

Nach der Emissionstheorie besteht das Licht aus materiellen Theilchen, welche von den leuchtenden Körpern fortgeschleudert werden und welche denselben Gesetzen unterliegen, denen die geworfenen Körper folgen. Sobald diese Körperchen in unser Auge gelangen und die Netzhaut treffen, erhalten wir den Eindruck dessen, was wir Licht nennen. Die Geschwindigkeit der Bewegung ist eine ungeheuer große, die der Geschwindigkeit des Lichtes, wie sie anderweitig bestimmt war, entspricht. Die an sich dunklen Körper werden uns dadurch sichtbar, daß sie einen Theil der vom hellen Körper ausgehenden materiellen Partikelchen wieder von sich abstoßen; letztere dringen in unser Auge und machen sie sichtbar. Die verschiedene Helligkeit der leuchtenden Körper läßt sich durch die verschiedene Menge Licht erklären, welche jene in gleichen Zeiten ausstoßen; die mannigfachen Farbenabstufungen, die uns in der Natur anfallen und dieser ihren Reiz geben, werden durch verschiedene Arten von Lichttheilchen erklärt. Diese von Newton herrührende Theorie vermag, wie man sieht, die einfachen äußeren Erscheinungen wohl zu erklären — wie wäre es sonst auch möglich, daß sie sich so lange gehalten hätte, daß noch Männer wie Laplace, Biot, Brewster u. A. ihr gehuldigt hätten. Aber auch die schwierigeren Probleme, wie die

Estrahlenbrechung, die Beugungserscheinungen, ja auch die Doppelbrechung, erklärt Newton, und man muß den Scharfsinn des Letzteren bewundern, mit welchem er Hypothesen aufstellte, um die Thatfachen, welche er mit den Augen beobachtete, mit seiner Grundanschauung über das Wesen des Lichtes in Einklang zu bringen. Das Newton'sche Werk über die Optik ist unstreitig von unvergänglichem Werthe, wir werden bald genug manche der dort aufgestellten Sätze zu erwähnen haben; aber es ist „ein Werkzeug, welches nur in den Händen seines Erfinders nutzbar ist; es ist der Bogen des Ulysses, den er nur selbst in jedem einzelnen Falle durch eine Hypothese, welche speciell für jeden Versuch erfunden werden mußte, zu spannen vermochte. Die Menge der Kräfte, welche für jede neue Erscheinung erforderlich waren und deren Wesen sich nicht verstehen noch erklären ließ, bildete die schwache Seite dieser Theorie, und so konnte dieselbe nicht Stand halten, als sie der Prüfung durch schwierigere Probleme, wie sie spätere Zeiten aufstellten, unterworfen wurde; selbst ihre wärmsten Vertheidiger gaben sich besiegte“.

Die zweite Theorie, diejenige, welche die Newton'sche Emissionstheorie überwand, ist, wie erwähnt, von dem holländischen Physiker Huyghens zuerst begründet, die sogenannte Undulations-Wellentheorie. Die erste Idee zu derselben stammt von Grimaldi, indem er die Bewegung des Lichtes mit der Bewegung der Wellen verglich, welche in dem Wasser entstehen, wenn man einen Stein in dasselbe wirft. Grimaldi nahm selbst die Existenz eines Fluidums an, in welchem sich das Licht ausbreitet. Aber es waren seine Ausprüche doch nur mehr oder minder undeutliche Vorstellungen, wie sie sich gar oft in der Geschichte der großen Entdeckungen wiederfinden. Noch in der neuesten Zeit finden wir ein Beispiel bei der Telephonie; wenn man die klaren Worte liest, mit denen Du Moncel in seinen Applications de l'électricité 1854 den Gedanken eines gewissen (Ch. B.*) wiedergiebt, so möchte man

die Erfindung des Telephons mindestens auf jene Zeit zurückdatiren — und doch wird man Vell sein Recht nicht streitig machen. Die großen Entdeckungen und Erfindungen bereiten sich vor, es genügt nicht das Genie allein, die Zeit muß zur Aufnahme bereit, zum Verständniß reif sein. Zwischen einer ersten Idee und ihrer vollkommenen Durchführung liegt, wie Du Moncel sagt, noch eine ganze Welt.

Huyghens erklärt die Ausbreitung des Lichtes durch Schwingungen eines außerordentlich feinen Mediums, des sogenannten Aethers, welcher alle Theile durchdringt, welcher das Atom vom Atom trennt, welcher den unendlichen Raum zwischen den Gestirnen anfüllt. Diese Schwingungen gehen nach den Gesetzen der Wellenbewegung vor sich, die Theorie des Lichtes kommt daher in nächsten Zusammenhang mit der des Schalles, nur mit dem Unterschied, daß sich der Schall durch die Schwingungen der Luft fortpflanzt, während das Licht die Hypothese des Aethers erfordert. Den Beweis der Existenz dieses Aethers zu liefern, ist mit Sicherheit bis jetzt zwar nicht gelungen. Daß die Planeten bei ihrer Bewegung keine durch ein widerstehendes Mittel erklärbare Unregelmäßigkeit erleiden, kann nicht als Beweis gegen die Existenz des Aethers angeführt werden, da jedenfalls die Dichtigkeit des letzteren verschwindend gegen die der Planeten angenommen werden muß. Bekanntlich haben sich dagegen bei dem Ende'schen Kometen Beschleunigungen in den jedesmaligen Wiedererscheinungen gezeigt, und Ende leitete daraus die Existenz des widerstehenden Mittels ab. Neuere Untersuchungen über die Bewegung dieses merkwürdigen Himmelskörpers sind noch nicht zum definitiven Abschluß gebracht, und es ist daher auch bis jetzt nicht entschieden, ob wir in den sich hier zeigenden Unregelmäßigkeiten die Wirkungen des dem Lichte zur Fortpflanzung dienenden Aethers zu erkennen haben. Aber auch diese negativen Resultate sind lange nicht beweisend genug, um die Existenz des Aethers selbst, wodurch sich die gesammte Lichttheorie in einfachster Weise erklären läßt, abzuleugnen. Wenn es uns Schwierigkeit macht, ein solches Mittel, welches den Raum zwischen uns

*) Wir ersuhren kürzlich den Namen des J. R. anonym geliebten Mannes, nämlich Ch. Bourgeois.

und den Sternen ausfüllt, anzunehmen, so mag daran wohl zum Theil die Macht der Gewohnheit die Schuld tragen, mit welcher wir am liebsten Alles leugnen möchten, was nicht handgreiflich in des Wortes vollster Bedeutung vor uns liegt.

Es wurde erwähnt, daß man erst in neuester Zeit von der Newton'schen Theorie abging, obwohl die entgegenstehende gleichzeitig mit jener aufgestellt wurde. Namentlich war es Thomas Young, derselbe, der mit Erfolg die Entzifferung der Hieroglyphen auf den ägyptischen Denkmälern anbahnte, welcher auch die Undulationstheorie aufnahm und durch seine neuen Forschungen dieselbe allgemein zur Annahme brachte.

Es würde natürlich zu weit führen und uns zu sehr in andere Gebiete hinüber treiben, wollten wir hier auf die Erklärungen der optischen Erscheinungen der Interferenz, Polarisation u. dgl. eingehen. Aber zum vollen Verständnis des Späteren müssen wir doch Einiges über die Wellenbewegung hier in Erinnerung bringen. —

Wenn man einen Stein ins Wasser wirft, so bilden sich kreisförmige Wellen, die von einem Mittelpunkt mit gleicher Geschwindigkeit nach allen Richtungen fortschreiten. Der Mittelpunkt fällt mit der Stelle zusammen, an welcher der Stein ins Wasser fiel. Die Wellen bestehen aus abwechselnden Wellenbergen und Wellenthälern. Wir bemerken aber bald eine doppelte Bewegung bei der Welle, wenn wir einen schwimmenden Körper im Bereiche der kreisförmigen Wellen ins Auge fassen. Derselbe wird nicht weiter vom Mittelpunkt fortgetragen, sondern schwingt auf und ab um die Gleichgewichtslage, welche durch das ruhige Wasser dargestellt wird. Dagegen schreitet der Wellenberg selbst nach außen hin stetig fort.

Die Länge der Welle ist die Entfernung von einem Wellenberg zum andern, gemessen auf der die Ruhelage bezeichnenden Horizontalen. Die Zeit, welche ein Theilchen gebraucht, um eine Schwingung zu vollenden, heißt die Dauer einer Schwingung oder Oscillation, und während ein Theilchen eine Oscillation vollendet, schreitet die Welle um eine Wellenlänge fort.

Beim Schall wird bekanntlich die Ton-

höhe durch die Geschwindigkeit der Schwingungen bestimmt, die Intensität dagegen durch die Amplitude, d. i. das räumliche Maß der Schwingungsdauer. Ganz Analoges finden wir beim Licht. Nicht jede Farbe hat gleiche Wellenlängen, im Gegentheil, einer jeden Farbe kommt eine ihr ganz eigene charakteristische Wellenlänge zu. Die kürzesten Wellen entsprechen dem äußersten Violett, die längsten dem äußersten Roth in den bekannten Regenbogenfarben. Da aber die Geschwindigkeit des Lichtes für jede Farbe dieselbe ist, so folgt daraus, daß in gleicher Zeit von den Strahlen im äußersten Roth weit weniger Schwingungen vollendet werden als von den Strahlen im äußersten Violett. In Wirklichkeit ist der Unterschied ein sehr bedeutender. Die Wellenlängen sind ungeheuer klein, und wenn wir sie uns im Maß angeben wollen, so finden wir, daß die Länge der Welle im äußersten Roth 780 Milliontel Millimeter, im äußersten Violett dagegen nur 370 Milliontel Millimeter beträgt. Unter Anwendung der bekannten Lichtgeschwindigkeit von beiläufig 294 000 Kilometer in der Secunde können wir leicht die Zahl der Schwingungen, die der Strahl in einer Secunde vollführt, ausrechnen. Wir finden für die obigen Grenzen die Zahlen 370 Billionen und 795 Billionen.

* * *

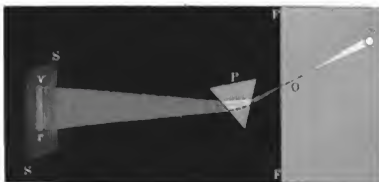
Es wurde bereits oben der bekannten Brechung des Lichtes Erwähnung gethan, welche beim Uebergang von einem Medium ins andere stattfindet. Newton machte nun die wichtige Entdeckung, daß Lichtstrahlen von verschiedener Farbe auch von verschiedener Brechbarkeit sind. Er beschreibt seine Experimente in der im Jahre 1675 der Royal Society in London überreichten Abhandlung über die Optik. In dem Fensterladen F (Fig. 1) eines vollständig dunklen Zimmers, d. h. eines Zimmers, dessen Oeffnungen alle hermetisch geschlossen sind, so daß auch keine Spur Licht von außen ins Innere dringen kann, brachte er ein kleines Loch O an. Daß Sonnenlicht, welches nur durch diese Oeffnung ins Zimmer fiel, mußte auf der gegenüberliegenden Wand sichtbar werden. Bei dem Durchgang des Strahls,

durch das Zimmer wird derselbe die stets in der Luft befindlichen Stäubchen beleuchten, und wir werden ihn daher auf seinem ganzen Wege verfolgen können. Wir werden einen Lichtkegel sehen, dessen Spitze in der Oeffnung des Ladens, dessen Basis auf der gegenüberliegenden Wand sich befindet. Bringen wir nun in den Lichtkegel einen Schirm, so wird man auf demselben ein weißes Sonnenbild erblicken, dessen Größe natürlich von der Entfernung des Schirms von der Oeffnung abhängt; dasselbe wird vollkommen kreisrund sein, wenn der Schirm senkrecht auf der Axe des Lichtkegels steht. Newton brachte nun in den Lichtkegel ein Glasprisma P, so daß das Licht schräg auf eine der Prismenflächen fiel. Beim Durchgang

Richtung des einfallenden oder austretenden Strahles gegen die auf der brechenden Fläche stehende Senkrechte, so muß die Einschaltung eines dreiseitigen Prismas eine Veränderung der Richtung des Lichtkegels zur Folge haben. Bei dem in Rede stehenden Versuch sieht man diese Ablenkung auch in der That, da der Lichtstrahl selbst, Dank den vorhandenen Staubtheilchen, stets dem Auge sichtbar ist.

Newton brachte nun hinter dem Prisma wiederum einen Schirm SS an, so daß er auf demselben das Lichtbündel, nachdem es das Prisma durchlaufen hatte, auffing. Hier bemerkte er eine wesentlich veränderte Erscheinung. Das Sonnenbild, welches ohne Anwesenheit des Prismas vollkommen kreisrund gewesen war, er-

Fig. 1.



durch das Prisma wird das Licht gebrochen und zwar zunächst bei dem Eintritt, alsdann bei dem Austritt aus dem Prisma. Wären beide Seitenflächen des Prismas einander parallel, ginge dasselbe also in eine planparallele Glasscheibe über, so würde die erste Brechung — beim Eintritt —, welche durch den Uebergang von Luft in Glas erfolgt, ebenso groß sein wie die zweite — beim Austritt —, welche durch den Uebergang von Glas in Luft erfolgt, aber die letztere Brechung würde gerade im entgegengesetzten Sinne gegen die erste stattfinden. Der austretende Strahl muß also genau dieselbe Richtung als der eintretende verfolgen, und wir sehen durch gute reine Fenstercheiben die außerhalb befindlichen Gegenstände vollkommen richtig, während bekanntlich bei der leisesten Unebenheit in der Scheibe jene mehr oder minder verzerrt erscheinen. Da die Größe des brechenden Winkels immer im Zusammenhang steht mit der

schieen jetzt in die Länge gezogen, es war nicht mehr weiß, sondern strahlte in verschiedenen lebhaften Farben, den sogenannten Regenbogenfarben; an dem einen Ende war es roth, an dem andern violett, dazwischen lagen die Farben gelb, grün, blau in den verschiedensten Mäncirungen. Diesen farbigen Streifen, welchen das das Prisma passirende Sonnenlicht hervorbrachte, nannte Newton das Spectrum, und er kam durch die Erscheinung zu dem Schluß, daß „weiß und alle grauen Farben zwischen weiß und schwarz aus Farben zusammengesetzt werden können und daß das Weiß des Sonnenlichtes aus allen einfachen Farben zusammengesetzt ist, da diese im richtigen Verhältniß gemischt sind“.

Newton machte auch den umgekehrten Versuch und zeigte, daß die Spectralfarben alle vereinigt wieder weiß geben. Er leitete zuerst in der oben beschriebenen Weise das runde durch die kleine Oeffnung

O (Fig. 2) in das Zimmer geführte Sonnenbildchen durch ein Prisma P, so daß sich das Spectrum sp auf der gegenüberliegenden Wand zeigte, das letztere betrachtete er dann durch ein zweites Prisma P' von denselben Dimensionen und Verhältnissen und sah nunmehr wieder ein getreues Abbild der Oeffnung, ein rundes weißes Sonnenbildchen s. www.libtool.com

Lange Zeit hielt man die Meinung fest, das Spectrum bestände nur aus drei Grundfarben, nämlich Roth, Gelb und Blau; denn es ist eine bekannte Thatsache, daß eine Mischung aus Gelb und Blau Grün aus Roth und Blau aber Violett u. s. w. giebt; es schien daher, namentlich bei den unmerklichen Farbenübergängen des Spectrums, als ob die Farben Orange,

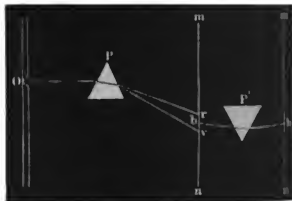
classificiren wir das Spectrum in die sieben sogenannten Regenbogenfarben, aber es ist sofort klar, daß es unendlich viele Grundfarben geben muß, da einer jeden Schwingungsdauer oder Wellenlänge ein bestimmter Farbenton entspricht; sobald Lichtstrahlen von jeder Brechbarkeit, vom äußersten noch wahrnehmbaren Roth bis zum äußersten Violett, zusammentreten, geben sie Weiß.

Man kann noch folgenden Versuch anstellen. Wenn man eine Scheibe, auf welcher die sieben Grundfarben der Reihe nach aufgetragen sind, in rasche Drehung versetzt, so wird man eine weiße Scheibe anstatt der bunt bemalten erblicken. Da nämlich eine gewisse Zeit erforderlich ist, um mit dem Auge eine Erscheinung zu

Fig. 2.



Fig. 3.



Grün, Indigo und Violett Mischfarben wären. Indessen läßt sich leicht der Beweis experimentell führen, daß diese Ansicht irrig ist, und auch diesen Versuch machte Newton. Er ließ von dem vollen Spectrum vr (Fig. 3) nur einen kleinen Theil b, eine bestimmte Farbe, durch eine Oeffnung im Schirm mn auf ein zweites Prisma P' fallen, er erhielt dann keine weitere Zerlegung auf dem Schirm m'n' bei b'. Wenn also das rothe Licht auf das Prisma geworfen wurde, so behielt das zum zweiten Mal gebrochene Licht genau dieselbe rothe Farbe, ebendasselbe trat ein, wenn er Grün oder Blau oder sonst eine Farbe abtrennte, er erhielt wieder ein grünes, blaues, überhaupt der durchgeleiteten Farbe entsprechendes Bild.

Eine jede Farbe, welche durch die durchsichtige Prisma hervorgebrachte Zerlegung des weißen Lichtes entsteht, nennen wir homogen; der Uebersichtlichkeit wegen

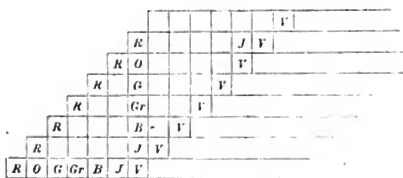
fixiren und dieselbe zum Bewußtsein zu bringen, so wird bei der Drehung der Eindruck, den das Roth auf die Netzhaut hervorbrachte, noch nicht verschwunden sein, wenn schon das Orange, Gelb u. s. folgt. Es ist aber nicht nothwendig, alle Farben gleichzeitig auf das Auge wirken zu lassen, da auch Mischungen von zwei oder drei Farben auf unser Auge den Eindruck von Weiß hervorbringen. Solche Farbenpaare, die sogenannten Complementärfarben, sind Indigo und Gelb, Blau und Orange, Violett und Grün u. a. Wie kommt es aber nun, daß gewisse Farben mischungen wieder eine Grundfarbe geben, wie z. B. Gelb und Blau sich zu Grün verbinden? Die Ursache liegt darin, daß die hier betrachteten Farben, Gelb und Blau, nicht rein sind, sondern auch schon Grün in sich enthalten, daß aber die grünen Strahlen gegenüber den blauen und gelben zurücktreten; bei der Vermischung ver-

binden sich nun die bisher scharf hervorgetretenen Farben zu Weiß und das bisher verdeckte Grün tritt hervor.

Eine andere Erscheinung haben wir hier noch kurz zu erklären. Wir sahen, daß, wenn wir eine sehr kleine Oeffnung durch das Prisma beobachteten, wir ein ovales, in den Spectralfarben glänzendes Bild erblickten. Wenn wir dagegen eine größere Fläche, ein Fenster oder dgl., mit einem Prisma betrachten, so sehen wir dieselbe an beiden Seiten farbig begrenzt, und zwar an der einen Seite tritt am meisten die rothe, an der entgegengesetzten die violette hervor. Dazwischen liegen aber nicht in ununterbrochener Folge die übrigen Farben, sondern eine große weiße Fläche. Die letztere entsteht, weil sich hier wieder alle Spectralfarben treffen.

lich das Violett des siebenten Elementes als rechte Grenze bleibt. Sobald wir also eine größere Fläche durchs Prisma betrachten, werden wir dieselbe nur mit farbigen Rändern versehen erblicken. Erst dann, wenn man die Einrichtung trifft, daß das durch jede Grundfarbe hervorgebrachte Bild äußerst schmal ist, so wird man das Ineinandergreifen der Farben vermeiden und ein sogenanntes reines Spectrum erhalten. Dies erreicht man, wenn man die Oeffnung, durch welche das Licht eindringt und welche bei Newton in einem runden Loch bestand, durch einen sehr schmalen Spalt ersetzt. Wenn man dann diesen engen Spalt aus ziemlich großer Entfernung betrachtet, wird er als feine Lichtlinie erscheinen, und, durch das Prisma beobachtet, die Spectralfarben scharf zeigen.

Fig. 4.



Denken wir uns nämlich jene Fläche in eine sehr große Menge außerordentlich kleiner Flächen zerlegt, so wird jede für sich ein vollkommenes Spectrum geben. Das erste Flächenelement wird beispielsweise in der Fig. 4 unten liegen, das Roth am äußersten Rande links vorstehen. Das Spectrum des zweiten Flächenelementes erscheint soweit eingerückt, daß das Roth desselben mit dem Orange des ersteren zusammenfällt, das dritte ist noch weiter eingerückt, das Roth desselben fällt auf Orange des zweiten, auf Gelb des ersten. So geht es weiter, bis beim siebenten Spectrum das Roth mit dem Orange des sechsten, dem Gelb des fünften, dem Grün des vierten, dem Blau des dritten, dem Indigo des zweiten, dem Violett des ersten zusammenfällt. Diese sieben Farben zusammen geben, wie wir wissen, vollständig weiß. Auf der rechten Seite fehlen wieder die ersten Farben, so daß schließ-

Im Jahre 1802 bediente sich Wollaston in England dieses Verfahrens, um die von jeder Lichtart herrührenden Theile des Spectrums von einander zu trennen und zu untersuchen, aus wie vielen einzelnen Farben das Spectrum bestand. Er machte dabei eine ganz eigenthümliche Entdeckung, die er in folgenden Worten mittheilt:

„Das durch das Prisma zerlegte Licht fand ich nicht, wie man gewöhnlich annimmt, aus sieben Farben, noch auch, wie Einige annehmen, aus drei Farben bestehend, sondern ich sah vier Haupttheilungen in dem prismatischen Spectrum mit einer Schärfe, wie sie, soviel ich weiß, noch nicht beobachtet oder beschrieben worden ist. Wenn ein Strahl des Tageslichtes durch einen Spalt, welcher etwa $\frac{1}{20}$ Zoll breit ist, in ein dunkles Zimmer geleitet und in einer Entfernung von 10—12 Fuß durch ein Flintglas-

prisma betrachtet wird, so sieht man den Strahl in vier Farben, Roth, Grünlichgelb, Blau und Violett, zerlegt. Die Linie, welche das Roth des Spectrums begrenzt, ist etwas vermischt, was möglicherweise daher rührt, daß das Auge für die Beobachtung des rothen Lichtes weniger geeignet ist. Die Linie zwischen dem Roth und Grün ist bei besonderer Stellung des Prismas vollkommen scharf, dasselbe gilt von den zwei Linien, welche das Violett begrenzen. Dagegen ist die Grenze zwischen dem Blau und Grün nicht so präcis; zwei andere schwarze scharfe Linien, welche an jeder Seite der Grenze liegen, können bei einem unvollkommenen Versuch irrthümlich für die Grenzlinien dieser Farben angesehen werden.“

Wollaston war so der erste Entdecker der nachmals unter dem Namen der Fraunhofer'schen Linien bekannt gewordenen dunklen Streifen im Sonnenspectrum geworden. Die Ursache, warum man nicht seinen Namen an die Entdeckung geknüpft hat, liegt daran, daß, allerdings eine Anzahl Jahre später, Fraunhofer, ohne von der Wollaston'schen Entdeckung Kenntniß zu haben, dieselben Streifen im Spectrum auffand, aber sich nicht mit der Beschreibung der Lage von fünf derselben begnügte, sondern die genaue Lage von mehreren Hunderten ähnlicher Streifen ausmaß und fest bestimmte. Fraunhofer versuhr ebenso wie der englische Physiker, indem er durch ein Prisma einen engen Spalt, durch den das Tageslicht eindrang, betrachtete. Aber ein wesentlicher Unterschied bestand darin, daß Wollaston die Beobachtung nur mit dem bloßen Auge aufstellte, während Fraunhofer sich eines Fernrohrs bediente, um dadurch die Einzelheiten besser erkennen zu können. Hierin liegt zugleich der bedeutende Fortschritt, den er gegen Wollaston machte; Letzterer konnte nur die erwähnten 4 oder 5 schwarzen Linien erkennen, wo Fraunhofer deren 600 sah.

Fraunhofer wandte nun mehrere verschiedenartige Prismen an und fand immer dieselben Linien in derselben Lage wieder vor. Er schloß daraus, daß die eigenthümlichen Streifen unabhängig von dem Prisma wären und nothwendig in der Natur des Sonnenlichtes begründet sein mußten. Er konnte noch einen Schritt

weiter gehen; er untersuchte nämlich auch die Spectra einiger hellen Fixsterne und fand hier ebenfalls dunkle Linien, welche aber in ihrer gegenseitigen Lage nicht mit denen des Sonnenspectrums zusammenfielen. Er sprach daher schon 1815 die Ueberzeugung aus, daß die dunklen Linien nicht durch eine Wirkung der Erdatmosphäre zu erklären seien, sondern daß sie eine wirkliche Eigenthümlichkeit der betreffenden lichtgebenden Körper wären. Noch mehr wurde diese Annahme bestätigt, als er bei der Untersuchung des Mondes und der Planeten, welche durch reflectirtes Sonnenlicht leuchten, die Linien des Sonnenspectrums wieder fand.

Fraunhofer fügte seiner von der Münchener Akademie gedruckten wichtigen Abhandlung einen Atlas des Sonnenspectrums bei; auf demselben sind 576 Linien durch genaue Messungen festgelegt, und derselbe hat für alle späteren Untersuchungen die Grundlage gebildet. Denn nur durch die vollständige genaue Messung der Lage der zahllosen Menge der Linien ist es möglich geworden, aus ihnen die Resultate herzuleiten, die der Spectralanalyse ihre Wichtigkeit gaben. Um unter den dunklen Linien gewisse Fixpunkte zu haben, die sich dem Gedächtniß leicht einprägen, benannte Fraunhofer die am schärfsten hervortretenden Linien mit Buchstaben (A im äußersten Roth bis H im Violett). Diese Bezeichnung ist allgemein adoptirt worden. In der beistehenden Fig. 5 sind dieselben ihrer gegenseitigen Lage entsprechend aufgezeichnet.

Wir sahen, daß jeder Farbenstufe oder jedem kleinsten Theil des Spectrums eine bestimmte Wellenlänge entspricht und geben hier die für die einzelnen Linien angenommenen Zahlen. Der Linie A entspricht die Wellenlänge 0,000760 Millimeter, d. h. also, daß ca. 387 Billionen Schwingungen des Aethers in einer Secunde genau das der Lage der Linie A im Spectrum entsprechende Roth geben. Ebenso fand sich für die Linie B im Roth die Wellenlänge 0,000687 Millimeter, entsprechend 428 Billionen Schwingungen in einer Secunde; für die Linie C im Roth die Wellenlänge 0,000657 Millimeter, entsprechend 448 Billionen Schwingungen; für D zwischen Orange und Gelb die Wellenlänge 0,000590 Millimeter, ent-

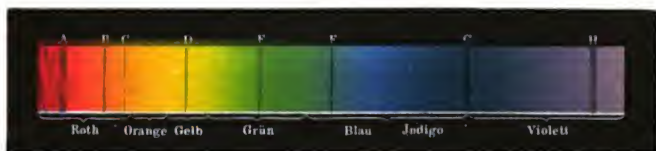
sprechend der Schwingungszahl 498 Billionen; für E im Grün die Wellenlänge 0,000527 Millimeter, entsprechend der Schwingungszahl 558 Billionen; für F im Blaugrün die Wellenlänge 0,000486 Millimeter, entsprechend der Schwingungszahl 605 Billionen; für G im Dunkelblau die Wellenlänge 0,000431 Millimeter, entsprechend der Schwingungszahl 682 Billionen; endlich für H im Violett die Wellenlänge 0,000395 Millimeter, entsprechend der Schwingungszahl 744 Billionen in einer Secunde. Zwischen diesen Linien liegt nun die große Zahl der übrigen feineren Streifen, aber auch noch vor der Linie A und nach der Linie H können eine nicht unbeträchtliche Anzahl beobachtet werden. Vor dem äußersten wahrnehmbaren Roth liegen,

man ihn nach Bedürfnis mehr oder weniger breit machen kann; das eine Prisma wird oft durch mehrere ersetzt, um die Ausdehnung des Spectrums zu vergrößern.

Natürlich bestehen auch große Unterschiede in der Größe und Handlichkeit dieser Instrumente; während dieselben bereits zum Preis von ca. 40 Mark zu erlangen sind, kosten die zu den feinsten Untersuchungen nothwendigen ca. 1000 Mark. Besondere Genauigkeit ist bei der Bearbeitung des Spaltes nöthig, die geringste Unebenheit in den Rändern, ja ein jedes Staubkorn, welches sich an den Rändern festsetzt, verursacht sehr störende und den Ungeübten irre führende Erscheinungen im Spectrum.

* *

Fig. 5.



wie wir wissen, noch die Wärmestrahlen, und nach dem äußersten noch dem Auge sichtbaren Violett folgt die Reihe der chemischen Strahlen, welche sich mit Hülfe der Photographie sichtbar machen lassen.

Es sei an dieser Stelle erwähnt, daß man im Laufe der Zeit zur Beobachtung der Spectren eigene Apparate construirt hat, da, wie leicht begreiflich, bei aller Einfachheit des Princips doch nicht Jedem die Herstellung dünner Röhren, die passende Aufstellung des Prismas und Fernrohrs so leicht möglich ist. Die sogenannten Spectroscop (Fig. 6) erfüllen alle nöthigen Bedingungen. Ein Weisungrohr trägt an dem einen Ende ein kleines Fernrohr, während sich am andern Ende eine Metallplatte befindet, in deren Mitte ein enger Spalt angebracht ist. Im Innern der Röhre ist das Prisma befestigt. Je nach den Anforderungen, welche das Spectroscop erfüllen soll, ist die Zusammenfügung natürlich modificirt. Der Spalt wird meistens so eingerichtet, daß

Bisher haben wir nur von dem Spectrum des Sonnenlichtes gesprochen, ohne auf die Spectren anderer Lichtquellen Rücksicht zu nehmen. Zwar erwähnten wir kurz, daß Fraunhofer auch die Spectren der hellen Fixsterne in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen hätte, und daß die hier bemerkten dunklen Streifen sich in anderen Zwischenräumen gegen einander befanden, als die im Sonnenspectrum. Der Charakter der Spectren der verschiedenen Sterne blieb aber derselbe. Vollständig verändert war dagegen jener bei dem Spectrum des elektrischen Funkens, das Fraunhofer ebenfalls beobachtete. Hier traten nämlich nicht dunkle Linien auf, sondern einzelne helle, und diese eigenthümliche Erscheinung hat bald zahlreiche Untersuchungen nach sich gezogen.

Mit dem bloßen Auge können wir schwer entscheiden, ob ein bestimmtes Licht einfarbig, homogen ist. Die Beobachtung des Spectrums giebt ohne Wei-

teres genauen Aufschluß, indem hier das Licht in die Strahlen der verschiedenen Wellenlängen zerlegt wird. Erblicken wir also ein Spectrum, welches nur aus einer einzigen, einer bestimmten Wellenlänge entsprechenden Linie besteht, so haben wir hier eine homogene Lichtquelle. Brewster bemühte sich im Jahre 1822 sehr, eine solche homogene Lichtquelle herzustellen, um sie bei mikroskopischen Arbeiten zu verwenden. Er ließ dazu das Sonnenlicht durch verschiedene farbige Medien gehen, wodurch ein Theil der Strahlen verschluckt wurde; aber er erlangte auf diesem Wege kein befriedigendes Resultat. Dagegen gab eine Alkoholflamme, in welcher Kochsalz verbrannte, ein auffallend homogenes Licht. Zwar der strengsten Anforderung entspricht auch diese Quelle nicht, indem uns das Spectroskop eine

war man auch früher im Stande, die Gegenwart gewisser Stoffe nachzuweisen, da man die charakteristischen Reactionen kennt; aber die Empfindlichkeit der spectralanalytischen Methode ist ungleich größer. Auf diesem Wege kann ein ganz unglaublich geringer Theil eines Metalles nachgewiesen werden. So braucht man nur ein Buch im Zimmer zusammenzuschlagen, um im Spectroskop die gelbe, dem Natrium eigenthümliche Linie auftreten zu sehen: Kochsalz, Chlornatrium, ist überall in der Atmosphäre enthalten, es setzt sich an jedem Stäubchen fest, und das vermag man durch die Spectralanalyse nachzuweisen. Das Lithiummetall war früher nur in wenigen seltenen Mineralien aufgefunden, und jetzt wissen wir, daß es in geringen Mengen fast allüberall auftritt. Da es meist in Verbindung mit anderen

Fig. 6.



Doppellinie zeigt; aber beide sind nur sehr wenig von einander getrennt, so daß in der That die durch Natrium gefärbte Flamme als monochromatisches — einfarbiges — Licht bezeichnet werden kann. Bald nachher untersuchten auch J. Herschel, Fox Talbot und Andere die auffallend farbigen Flammen und kamen zu folgenden Resultaten: Im Allgemeinen geben Sodasalze ein starkes und rein homogenes Gelb; Pottaschensalze geben blaßes Violet; Kalksalze geben ein Ziegelroth, in dessen Farbenbild eine gelbe und eine glänzende grüne Linie erscheinen; Strontiansalze geben Carmoisinroth; Lithiumsalze Roth; Baryt ein schönes blaßes Apfelgrün; Kupfersalze Grün oder Blaugrün u. c. Es entsprechen einem jeden Stoffe ganz bestimmte helle Linien im Spectrum.

Durch diese den Flammen eigenthümlichen Farben kann man die Gegenwart der Stoffe bestimmen, und hier kommen wir zu den praktischen Resultaten, welche die Spectralanalyse erreicht hat. Zwar

Elementen gefunden wird, so ist begreiflich, daß die sehr geringe Quantität früher von den größeren Mengen der anderen Metalle verdunkelt wurde. Aber die Spectralanalyse weist jedem Licht seine ganz bestimmte Linie an; während Natrium die gelbe zeigt, sehen wir im verdampften Lithium die rothe, und wenn eine Mischung beider Metalle verdampft wird, so treten im Spectrum die gelbe und rothe Linie wieder an denselben Stellen und ganz scharf begrenzt auf. Lithium ist jetzt nachgewiesen worden in Asche, Milch, Thee, Kaffee, Blut, Muskelfleisch, kurz so allgemein, daß man versucht sein kann, anzunehmen, es spiele eine wichtige Rolle bei dem thierischen und pflanzlichen Stoffwechsel.

Um die Empfindlichkeit der spectralanalytischen Methode zu zeigen, mögen hier einige Ziffern aufgeführt werden:

Ein Dreimillionstel Milligramm Natriumsalz ist leicht zu erkennen; ebenso ein Hunderttausendstel Milligramm Li-

thium, sechs Hunderttausendstel Milligramm Strontium, sechs Hunderttausendstel Milligramm Calcium.

Es ist bekannt, daß es auch gelungen ist, mehrere Metalle durch die Spectralanalyse in neuerer Zeit zu entdecken, von deren Existenz man bis dahin nichts ahnte. Der Hauptbegründer dieser neuen Disciplin, Bunsen, entdeckte bei der Untersuchung des Dürkheimer Wassers im Spectrum des Gemisches der Chloride der Alkalimetalle einige Linien, die er bisher nicht gesehen hatte, und schloß daraus, daß in jenem Mineralwasser noch neue, bisher unbekannte Elemente enthalten wären. Er untersuchte darauf eine sehr große Quantität (44000 Kilogramm) Dürkheimer Wasser und konnte die Eigenschaften der Verbindungen genau nachweisen. Diese neuen Metalle sind das Cäsium und Rubidium. Im Spectrum des Cäsium treten besonders scharf zwei glänzende blaue Linien hervor, während rothe nur sehr schwach erscheinen; im Spectrum des Rubidium sind dagegen zwei tiefrothe Linien und namentlich zwei violette Linien deutlich bemerkbar. Zwei Zehntausendstel Milligramm Rubidium sind noch nachweisbar, und man hat gefunden, daß dies Element nicht selten ist, es findet sich in Tabak, Kaffee, Thee, Cacao &c. &c.

Nicht lange nachher entdeckte Crookes in London ein drittes unbekanntes Element, das Thallium, dessen Spectrum aus einer einfachen grünen Linie besteht. Dann folgten Reich und Richter in Freiberg, welche in gewissen Zinzerzen das von ihnen mit dem Namen Indium belegte Metall in sehr kleinen Mengen vorfanden. Dieses Metall zeigt ein aus zwei dunkelblauen Linien bestehendes Spectrum. In jüngster Zeit wurde das Davium entdeckt, und wenn auch von den neuen Metallen eine technische Anwendung noch nicht gemacht wurde, so ist darum die Bedeutung der Methode, die zu ihrer Entdeckung führte, nicht geringer geworden.

Ähnlich wie die in Dampfform übergeführten Metalle, deren Spectren wir hier erwähnten, verhalten sich die einfachen Gase, sobald sie in glühenden Zustand versetzt werden.

Nur, nachdem Fraunhofer die Ent-

deckung der hellen Linien im Spectrum des elektrischen Funkens bekannt gemacht hatte, nahm Wheatstone diese Untersuchungen wieder auf. Aber die damalige Beobachtungsmethode, ohne die Spectralapparate, wie sie erst um Mitte dieses Jahrhunderts aufkamen, erschwerte diese Arbeiten bedeutend. Dagegen konnte Massey 1851–1853 schon ein Spectroskop benutzen, und er untersuchte das Spectrum des elektrischen Funkens unter den verschiedensten Verhältnissen. Er variierte die Pole, er wandte Elektrifizirmaschine mit und ohne Condensator, galvanische Batterien, verschiedene Gasmedien, welche der Funke passiren mußte, an und glaubte als Resultat die Behauptung aufstellen zu können, daß nur die Metallpole einen merkbaren Einfluß auf die Zahl, Lage und Natur der hellen Spectrallinien ausüben. Gegen diese Schlüsse traten aber Angström und Ålter bereits wenige Jahre später auf, indem ihre Untersuchungen die Abhängigkeit sowohl von den Metallpolen, zwischen denen der Funke überspringt, als auch von den Gasen, welche sich zwischen den Polen befinden und welche der elektrische Funke durchschlagen muß, zu beweisen schienen. Fast gleichzeitig unternahmen Plücker und Hittorf in Bonn eine eingehende Untersuchung über den Einfluß der Gase auf das Spectrum und theilten die charakteristischen Spectren verschiedener Gase mit. Dabei entdeckten sie die eigenthümliche Thatsache, daß eine gewisse Anzahl elementarer Körper unter verschiedener Temperatur zwei ganz verschiedenartige Spectren zeigen konnten. Diese Thatsache ist sowohl mit Rücksicht auf theoretische Folgerungen als auch praktische Anwendungen sehr wichtig, um so mehr, als der Uebergang von einem Spectrum zum andern absolut kein stetiger ist, sondern ganz plötzlich stattfindet. Man kann bei genauer Beobachtung der Temperatur die beiden Spectren ganz ad libitum wiederholen, so oft man will. Indessen wenn auch der Charakter des einen Spectrums mit dem des andern nicht die mindeste Ähnlichkeit hatte, so blieb nichtsdestoweniger die Lage einer jeden Linie unter allen Umständen dieselbe, so daß man bei genauer Beobachtung unzweifelhaft das Gas angeben kann, welches das

Spectrum erzeugt. Zuerst führten Plücker und Hittorf den elektrischen Strom durch eine mit Stickstoff gefüllte sogenannte Geißler'sche Röhre. Bei mäßiger Temperatur beobachteten sie ein sehr reiches schönes Spectrum, welches nicht continuirlich war, sondern in Banden getheilt erschien. Wenn nun aber die Temperatur bedeutend ~~erhöht wurde~~ ^{erhöht wurde}, so strahlte das Gas ein glanzend weißes Licht aus, und das Spectrum zeigte seine hellen Linien auf dunklem Hintergrund. Bei noch stärkerer Temperatursteigerung veränderte sich aber die Lage der Linien gegen einander nicht, das Spectrum wurde nur intensiver, und es traten neue Linien hinzu, welche bisher wegen großer Schwäche nicht zu erkennen waren, so daß nach und nach ein continuirliches Spectrum sich zu bilden schien.

Die Spectren, welche aus breiten Streifen bestehen, nennen Plücker und Hittorf Spectren erster Ordnung, diejenigen dagegen, welche feine Linien zeigen, Spectren zweiter Ordnung. Sie fanden beim Sauerstoff nur ein Spectrum zweiter Ordnung, bei starker Erhitzung wurden aber die hellen Linien, wie es schien, breiter, so daß auch hier das Spectrum sich einem continuirlichen näherte. Beide Ordnungen der Spectren fanden jene Physiker auch beim Schwefel vertreten.

Keinlich wie die Temperatur die Spectra gewisser Gase beeinflussen kann, verändert auch der Druck, unter welchem das Gas steht, sein Spectrum, wie von Willner z. B. für den Wasserstoff nachgewiesen wurde.

Aus allen Beobachtungen, welche von den verschiedensten Physikern über die Spectren angestellt wurden, folgt nun als Resultat, daß die Körper, sobald sie sich im Zustande des glühenden Gases befinden, im Allgemeinen ein Spectrum zeigen, welches aus nur einigen wenigen hellen Linien besteht, welche durch dunkle Zwischenräume von einander getrennt sind. Anders verhalten sich aber die Spectra, wenn sie von Körpern herrühren, die sich im glühenden festen oder flüssigen Zustande befinden. Hier haben wir ein vollständig ununterbrochenes Spectrum, welches alle Gattungen von Farben enthält, wie z. B. leicht zu beobachten ist,

wenn man die glühende Kohle, wie sie im Leuchtgas verbrennt, spectroscopisch betrachtet. Die Ausstrahlung aller Farbgattungen eines Körpers in der Weißglühige kann man auch leicht bemerken, wenn man gewöhnlichen Draht mehr und mehr erwärmt. Derselbe wird zuerst rothglühend, man würde ihn in diesem Zustand durch ein andersgefärbtes, z. B. blaues Glas nicht sehen, er giebt keine blauen Strahlen aus, sondern nur rothe; treibt man nun die Erwärmung weiter, so wird man den Draht, der mehr und mehr glüht, alsbald außer durch rothe auch noch durch gelbe Gläser sehen, aber noch nicht durch die blauen und violetten: erst wenn man die Hitze so gesteigert hat, daß er intensiv weiß glüht, wird

Fig. 7.



man ihn durch Gläser von jeder Farbe sehen können, weil er alsdann Strahlen von jeder Farbe ansendet.

* *

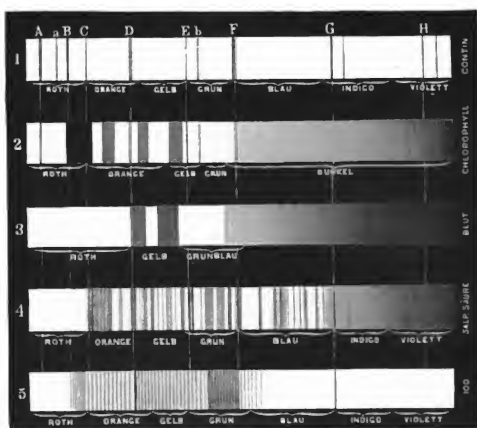
Es wurde bereits oben erwähnt, daß Brewster sich bemüht hatte, eine homogene Lichtquelle zu erhalten, und daß er zu diesem Zwecke gewisse Medien zwischen die eigentliche Lichtquelle und das Auge brachte. Die Lichtquelle — die Sonne — sendet weißes Licht aus, und wir wissen, daß weißes Licht aus allen Farben zusammengesetzt ist; durch Einschaltung farbiger Stoffe wollte er gewisse Theile des Sonnenlichtes auffangen lassen, sie sollten absorbirt werden. Denn die weißen Stoffe lassen gewisse Farben lieber durch als andere; ja manche Stoffe absorbiren alle Arten von Lichtstrahlen, dieselben nennen wir dann schwarz.

Wenn nun in dem continuirlichen Spectrum durch ein Medium gewisse Farben absorbiert werden, so tritt an dieser Stelle des Spectrums Dunkelheit ein. Je nach der Art der angewandten Medien wird auch die Erscheinung der Absorption eine andere sein. Lassen wir z. B. das Licht zunächst durch gefärbte Flüssigkeiten gehen. Man bedient sich hierzu eines kleinen, aus ebenen Glasplatten zusammengesetzten Gefäßes (Fig. 7), in welches man die betreffende Flüssigkeit

die eine ganz bestimmte Wellenlänge haben, ausgelöscht, während in unmittelbarer Nähe der absorbierten Strahlen andere ungeschwächt durchgelassen werden; ein Theil der gelben, grünen Strahlen verschwindet, ein anderer Theil bleibt, und in dieser Lage und Abgrenzung der dunklen Streifen liegt das Merkmal für das Spectrum des Chlorophylls.

Die Wissenschaft fragt zwar nicht nach den „praktischen“ Erfolgen und will veredelnd auf den Geist, den Gegenstand zur

Fig. 8.



gibt. Dieses so gefüllte Glasgefäß setzt man dicht vor den Spalt des Spectroscops und beobachtet alsdann das Spectrum der jene Flüssigkeit passirenden Lichtes. Sehr charakteristisch ist die Wirkung, welche das Chlorophyll auf das Spectrum des weißen Lichtes hervorbringt. Füllen wir das Glas mit einer Lösung des Blattgrüns, so treten in dem sonst ununterbrochenen Spectrum sofort mehrere dunkle, selbst schwarze Absorptionsbanden auf. Wie aus der Figur des Chlorophyllspectrum (Fig. 8) ersichtlich, werden die blauen und violetten Theile des Spectrums des weißen Lichtes fast vollständig absorbiert, von den anderen Farben werden aber nur gewisse Strahlen,

Materie, welche letztere am ausgiebigsten zu benutzen das letzte Ziel des „Praktikers“ ist, wirken — es brauchte daher nirgends auf die Anwendungen der Spectralanalyse im täglichen Leben Rücksicht genommen zu werden, und wir könnten uns begnügen, die Resultate zu erwähnen, zu denen sie durch die Beobachtungen im Weltall führte, und welche die große Einheit in der Schöpfung trotz der ins kleinste gehenden individuellen Verschiedenheit offenbaren. Es würde aber jedenfalls zu weit gegangen sein, wenn man sich nicht der Erfolge freuen wollte und könnte, welche die Wissenschaft auch für die irdischen Bedürfnisse nach sich zieht. So wurde ja auch bereits der Entdeckung

bisher unbekannter Metalle Erwähnung gethan. Wir fügen hier einen weiteren Nutzen hinzu, der freilich noch im ersten Stadium der Entwicklung ist, indem wir als zweites lehrreiches Beispiel eines Absorptionspectrums dasjenige anführen, welches sich zeigt, wenn die eingeschaltete Flüssigkeit Blut in irgend welchem Grade der Verdünnung ist. Es zeigen sich nämlich im Gelb und im Anfang des Grüns zwei dunkle Bänder, auch die blauen und violetten Strahlen läßt das Blut fast gar nicht durch. Die erwähnten beiden dunklen Bänder lassen sich nun schon deutlich wahrnehmen, wenn das arterielle Blut durch Wasser soweit verdünnt ist, daß letzteres kaum merkbar gelblich erscheint.

Wenn nun das Blut nicht rein ist, so verändert sich sein Spectrum sofort, und es ist leicht möglich, eine etwa stattgefundene Vergiftung durch Blausäure durch das eigenthümliche Blutpectrum nachzuweisen. Ebenso wird durch den Hinzutritt einer geringen Menge von Kohlenoxyd das Spectrum derartig modificirt, daß in einem durch dieses giftige Gas erfolgten Erstickungstod die Ursache nachgewiesen werden kann. Man bemerkt leicht, welche Konsequenzen die Spectralanalyse in der gerichtlichen Medicin und Chemie haben kann.

* * *

Schaltet man anstatt der farbigen Flüssigkeiten farbige Gase und Dämpfe ein, so nehmen die Absorptionspectra einen veränderten Charakter an, indem nur schmale dunkle Streifen, die bei stärkerer Vergrößerung meist in einzelne schwarze Linien übergehen, auftreten. Auffallend ist das durch Joddämpfe hervorbrachte Absorptionspectrum; die Joddämpfe haben bekanntlich eine violette Färbung, und leitet man weißes Licht durch dieselbe und wendet nun ein scharfes Spectroscop zur Beobachtung an, so sieht man, wie der ganze Raum des Gelb und Orange mit vielen schwarzen Streifen durchzogen ist, nach dem Grün hin werden diese Streifen immer dichter, so daß sie überhaupt nur mit stark vergrößernden Instrumenten von einander zu trennen sind, während dem bloßen Auge oder in

einem schwächeren Instrument jene so zusammenfließen, daß man ein dunkles Band zu erblicken meint. Im Blau und Violett finden sich dagegen nur wenige sehr scharf ausgeprägte Streifen. Ganz verschieden von dem Absorptionspectrum der Joddämpfe ist dasjenige, welches entsteht, wenn das weiße Licht die rothen Dämpfe, die durch Auflösung des Kupfers in Salpetersäure gebildet werden, passiert hat. Hier liegen die meisten Streifen in dem blauen und violetten Theil, so daß diese Farben fast gänzlich verschwinden, rothe Strahlen treten ungetrübt durch, im Gelb und Grün sind getrennte Streifen sichtbar. Auch die Atmosphäre zeigt uns Absorptionslinien, und wir werden bald näher auf sie eingehen müssen, da sie die Spectralbeobachtungen der Himmelskörper erschweren und daher ganz genau bestimmt werden mußten.

Zu Bisherigen wurde versucht, den Leser mit den Erscheinungen bekannt zu machen, welche sich bei der Zerlegung des Lichtes durch das Prisma, der Durchführung des Lichtes durch verschiedene Medien und der Anwendung der verschiedenen Lichtquellen dem Auge des Beobachters darbieten, welche mehr oder minder schon lange bemerkt waren; jetzt haben wir uns zu bemühen, eine Erklärung für dieselben zu geben und endlich die Erfolge zu erwähnen, welche die Spectralanalyse bei der Erforschung des Weltalls bisher lieferte.

* * *

Die Erklärung der Absorption ist von Baron v. Brede und Stokes gegeben; von beiden wesentlich verschiedenen Theorien geben wir aber nur die des Letzteren. Stokes erinnert an die Analogie bei der Lehre vom Schall; wenn man zwei vollständig gleich abgestimmte Stimmgabeln hat, das heißt zwei Stimmgabeln, deren Schwingungszahlen bei der Tonerregung vollkommen gleich sind, und man streicht mit einem Bogen über die eine der Gabeln, so daß ein Ton den Raum erfüllt, so klingt die zweite Gabel, ohne daß sie berührt wird, mit. Wenn man aber die Finke der einen Gabel mit einem Stückchen Wachs oder dgl. beklebt, so daß ihre Schwingungszahl um eine ge-

ringe Größe verändert wird, so ist eine Mittheilung des Tones von der einen zur andern nicht mehr möglich. Diese Erscheinung zeigt sich ebenfalls, wenn man ein Saiteninstrument, eine Harfe oder ein Clavier auf einen bestimmten Ton ansingt; es werden dann die auf diesen Ton abgestimmten Saiten, aber auch nur diese, mit in Schwingung versetzt. Also eine gespannte Saite, welche einen bestimmten Ton giebt, sobald man sie erschüttert, wird leicht durch Luftschwingungen, welche dieselbe Periode haben als der betreffende Ton, in Schwingung versetzt. Nehmen wir nun an, daß ein Theil des Raumes mit einer großen Zahl solcher Saiten erfüllt sei, so können wir uns darunter ein elastisches Medium vorstellen. Sobald man nun dieses Medium erregt, wird man den Ton vernehmen, welcher den dasselbe zusammensetzenden Saiten entspricht; andererseits werden, wenn man diesen Ton in gewisser Entfernung hervorbringt, die auffallenden Schwingungen die Saiten in Bewegung setzen, aber dabei selbst aufhören, da sie von jenem Medium aufgenommen wurden, denn eine Stärkung des Tons kann nicht eintreten. So ist es, um auf jenes Beispiel mit den Stimmgabeln zurückzugehen, auch nothwendig, daß die gestrichene Gabel gedämpft wird, um den Ton auf der andern zu erregen.

Ganz analog erklärt sich nun die Absorption bei dem Licht, da wir es auch hier mit einer Wellenbewegung zu thun haben. Der Aether pflanzt alle Vibrationen der Körper fort, wie groß auch die Wellenlänge sein mag; wenn aber der Körper nur eine bestimmte Anzahl von Wellen aussendet, so kann auch der Aether nur diese fortpflanzen und keine neuen selbst hinzufügen. Umgekehrt können auch die wägbaren Molecüle die Vibrationen des Aethers in sich aufnehmen; die „lebendige Kraft“ des Aethers geht bei der Uebertragung der Bewegung auf die wägbare Materie über. Indessen werden nicht alle wägbaren Molecüle mit allen Aetherwellen gleichzeitige Schwingungen ausführen können, die Empfänglichkeit für die einzelnen Wellen des Aethers müssen von Masse, Volumen und sonstigen Eigenschaften der Molecüle abhängen. So werden nur gewisse Gruppen von Mole-

cülen sich die lebendige Kraft des Aethers aneignen, die übrigen werden aber seine Bewegungen ungestört lassen.

Betrachten wir nun einen speciellen Fall. Wir wissen, daß das elektrische Kohlenlicht alle Strahlen aussendet, ein continuirliches Spectrum erzeugt. Bringen wir nun zwischen Kohlenlicht und Spectroskop eine Natriumflamme, welche bekanntlich nur gelbe Strahlen aussendet. Wir haben dann eine doppelte Wellenbewegung längs einer bestimmten geraden Linie zu unterscheiden, die eine Welle wird vom Natriumlicht erzeugt — sie hat $0,0006^{mm}$ Länge; eine zweite Welle von gleicher Länge, aber von anderer Intensität oder lebendiger Kraft geht von den Kohlenstippen aus und dringt in die Natriumflamme, welche zwischen Spectroskop und Kohlenlicht ist, ein; die Molecüle des Natriums werden von ihr in Schwingung versetzt und so von der lebendigen Kraft derselben ein Theil auf die Natriummolecüle übergehen, welche nun lebhafter schwingen, so daß die Intensität der Natriumflamme vermehrt wird. Diese größere Intensität wird aber im Spectrum unmerkbar, da die Schwingungen sich nach allen Seiten fortpflanzen, weshalb nur ein kleiner Theil auf den Spalt des Spectroskops fällt. Das Kohlenlicht erleidet also in den gelben Natriumstrahlen einen Verlust, und es ist nun die Frage, ob der Verlust größer sein wird als die Gesamtwirkung der Natriumflamme, oder ob sich beide aufheben werden oder ob er selbst geringer sein wird. Hiernach erhält das Auge die verschiedenen Eindrücke. Einige Zahlen werden dieselben klarer machen.

Es sei die Intensität des Kohlenlichtes 1, die des Natriumlichtes ebenfalls 1; von der Intensität des Kohlenlichtes werde nun in der Natriumflamme absorbiert $\frac{1}{4}$; es bleibt also $\frac{3}{4}$, welches sich mit der Intensität der Natriumflamme zu 1 $\frac{3}{4}$ verbindet. Während nun das gesammte Kohlenspectrum mit der Helligkeit 1 leuchtet, erscheint an der Stelle des gelben Natriumlichtes die Helligkeit 1 $\frac{3}{4}$, diese Stelle ist heller als ihre Umgebung, und wir werden eine helle Linie im continuirlichen Spectrum erblicken. Nehmen wir nun als Zahlen für die Intensität des Kohlenlichtes 4, absorbiert wird davon

wie vorher der vierte Theil, es bleibt also 3, welche sich mit der Intensität 1 der Natriumflamme wieder zu 4 verbindet. Wir erblicken also das continuirliche Kohlen-spectrum mit der Helligkeit 4, das gelbe Natriumlicht giebt ebenfalls 4 — es wird daher kein Unterschied in der Helligkeit an dieser Stelle bemerkbar werden. Setzen wir als dritten Fall für die Intensität der Lichtquelle 100, während wir die übrigen Zahlen — nämlich die Absorption sowie die Intensität der Natriumflamme — ungeändert $\frac{1}{4}$ und 1 lassen. An der Stelle der gelben Natriumlichtstrahlen werden wir als Intensität im Spectrum nur 76 (nämlich $100 - \frac{100}{4} + 1$) haben, während die anderen Theile des Spectrums das Auge mit der Helligkeit 100 treffen, die Natriumlinien werden dunkel erscheinen. Lassen wir noch als vierten Fall die Intensitäten des Kohlen- und Natriumlichtes wie beim zuletzt betrachteten, nämlich 100 und 1, ändern aber die Absorptionsgröße von $\frac{1}{4}$ auf $\frac{1}{2}$, so wird die Natriumlinie noch bedeutend schwärzer erscheinen, weil ihr Licht nur die Intensität 51 hat, während ihre Umgebung mit 100, also fast doppelt so stark leuchtet. Man sieht, wie der Grad der Dunkelheit abhängig ist von der Größe der Absorption sowie von dem Verhältniß der Helligkeiten der beiden Lichtquellen zu einander. Wir können die hellen Linien, welche der glühende Dampf eines Metalles, z. B. der Natriumdampf, im Spectroskop zeigt, ohne Mühe in schwarze Linien verwandeln, wenn wir hinter dem glühenden Natriumdampf eine Lichtquelle von sehr starker Intensität anbringen, welche Strahlen jeder Wellenlänge, besonders auch diejenigen ausstrahlt, welche der in Untersuchung befindliche glühende Dampf ausstrahlt. Diese sogenannte „Umkehrung der Spectra“ beruht einzig und allein auf dem engen Zusammenhang, welcher zwischen der Fähigkeit eines Körpers, dieselben Strahlen auszusenden und zu absorbiren, mit anderen Worten zwischen dem Emissions- und Absorptionsvermögen besteht. Schon Euler sprach im vorigen Jahrhundert die Meinung aus, daß jeder Körper Licht von solcher Wellenlänge absorbire, in welcher seine Molecüle selbst oscilliren. Eine weitere Andeutung machte der fran-

zösische Physiker Foucault, als er im Jahre 1849 das Spectrum des elektrischen Funkens beobachtete. In seiner hierüber gegebenen Abhandlung heißt es: „So sehen wir, daß das elektrische Licht einestheils die der Fraunhofer'schen Linie D entsprechenden Strahlen ausstrahlt, andernteils dieselben Strahlen absorbiert, wenn sie von einer andern Lichtquelle kommen.“ Noch weiter ging Angström, welcher 1855 die Behauptung aussprach, daß die Lichtstrahlen, die von einem Körper absorbiert werden, genau dieselben sind, welche er auch ausstrahlt, wenn er selbst leuchtend gemacht wird. Die vollständige mathematische Begründung dieses außerordentlich wichtigen Satzes wurde aber erst von Kirchhoff im Jahre 1859 gegeben. Derselbe Satz war unvollständig früher für Wärmestrahlen von Prevost in Gené, von Prevostay und Desains in Frankreich aufgestellt worden. Das Kirchhoff'sche Gesetz gilt aber allgemein für alle Lichtstrahlen, mögen sie als Licht auf unser Auge, als Wärme auf unser Gefühl oder als chemische Strahlen auf empfindliche Platten wirken. Es heißt: „Für jede Strahlengattung ist das Verhältniß zwischen dem Emissions- und dem Absorptionsvermögen für alle Körper bei derselben Temperatur das Gleiche.“ In diesem fundamentalen Satz liegt das ganze Wesen der Spectralanalyse, einer Forschungsmethode, welche so jung, wie sie ist, mit einem Schlage bestehende, fest eingebürgerte Meinungen umstürzte, welche Klarheit schaffte an vielen Stellen, wo Dunkelheit herrschte, welche noch weit mehr zu leisten verspricht, wenn sie der fortreizenden Phantasie nicht neue Nahrung giebt, sondern die bei der Erforschung der ungenannten Fernen mehr als auf anderm Gebiete so notwendige Kritik walten läßt.

Die erste Anwendung wurde, wie leicht begreiflich, auf die Beobachtung der Sonne gemacht; hatte doch gerade die Beobachtung unseres Centralkörpers erst nach und nach auf diese Methode geleitet, — ihm mußte dann auch der erste Tribut gezahlt werden, indem man sein Wesen und Sein zu bestimmen suchte. Wir kehren kurz zurück zu der Fraunhofer'schen Entdeckung der dunklen Linien im Sonnen-spectrum. Fraunhofer hatte bereits bemerkt, daß die vom Natriumlichte er-

zeugte helle Doppellinie genau mit den dunklen Linien im Sonnenspectrum zusammenfällt, denen er die Bezeichnung D gegeben hatte. Später dehnte Brewster diese Bemerkung Fraunhofer's auf weitere Linien des Spectrums aus, wie aus folgenden Mittheilungen, welche er der British Association bei ihrer Versammlung in Manchester im Jahre 1842 machte, hervorgeht. „Da ich die schöne Entdeckung Fraunhofer's über die Erscheinung der D-Linie im prismatischen Spectrum kannte, erhielt ich aus der Werkstätte dieses berühmten Mannes zu München für die britische Gesellschaft ein ausgezeichnetes Prisma, vielleicht eines der größten, die jemals gemacht wurden. Als ich darauf mit diesem Prisma das Spectrum des verbrennenden Salpeters untersuchte, überraschte mich die Entdeckung, daß die von Fox Talbot aufgefundenene rothe Linie von vielen anderen Linien begleitet war; ferner sah ich, daß diese rothe Linie genau die Stelle der Linie A im Fraunhofer'schen Spectrum einnimmt; ebenso bemerkte ich mit Erstaunen, daß eine helle Linie genau der Fraunhofer'schen B-Linie entsprach. In der That waren alle dunklen Fraunhofer'schen Linien im Spectrum durch helle rothe Linien ersetzt. Die im Spectrum des brennenden Salpeters umgekehrten Linien A und B waren beide doppelt, und bei der Untersuchung des Sonnenspectrums unter günstigen Umständen fand ich Bauden, welche diesen Doppellinien entsprachen. Ich bin sehr gespannt, ob sich Ähnliches bei anderen Flammen zeigt, ich möchte glauben, daß dies eine fast jeder Flamme zukommende Eigenthümlichkeit ist.“

So war das Factum mehrfach constatirt, daß gewisse Fraunhofer'sche Linien genau dieselbe Stelle des Spectrums einnehmen, wie die hellen Linien einiger glühenden Dämpfe. Aber die Anwendung konnte nicht gemacht werden, die Wilson-Herschel'sche Ansicht, daß die Sonne an sich ein dunkler Körper sei und von einer glühenden Photosphäre umgeben werde, daß Risse in letzterer uns den Blick auf den eigentlichen Sonnenkörper eröffnen und daß so die bekannten Sonnenflecken entstehen — diese Ansicht war so fest eingebürgert, daß Niemand wagen konnte, daran zu rütteln, wenn nicht zwingende

Gründe dazu trieben. Wer aber einen Sonnenfleck gesehen und ihn bei der Rotation der Sonne um ihre Aze verfolgt hat, der wird zu sehr vom Augenschein geleitet werden und sich gern der Herschel'schen Hypothese anschließen. So lange die Beobachtungen des Zusammenfallens der Fraunhofer'schen Linien mit denen der glühenden Dämpfe nur vereinzelt waren und keine Erklärung für diese Erscheinung bestand — so lange konnte man nicht von der allgemeinen Annahme über das Wesen der Sonne abgehen. Kirchhoff erst konnte sie verlassen, und wenige Jahre, nachdem er vorangegangen, hat kaum Jemand noch die frühere Hypothese vertheidigt.

Die wenigen charakteristischen Linien, welche der glühende Natriumdampf und die anderen Körper zeigten, konnten bei der Menge dunkler Linien, die im Sonnenspectrum sichtbar waren und die immer zahlreicher wurden, je feiner die angewandten Apparate waren, nicht Ausschlag gebend sein, sie konnten als ein Spiel des Zufalls betrachtet werden. Anders war es, als Kirchhoff die Linien des Eigenspectrums mit denen des Sonnenspectrums verglich. In ersterem tritt nämlich eine außergewöhnlich große Anzahl von Linien hervor, und Kirchhoff bestimmte bereits von 60 Linien das genaue Zusammenfallen mit dunklen Linien im Sonnenspectrum. Er selbst sagt, daß bei der Feinheit der von ihm in Anwendung gebrachten Beobachtungsmittel die Sicherheit, mit welcher er das Zusammenfallen einer Eisenlinie mit einer dunklen im Sonnenspectrum constatirte, mindestens eben so groß sei als die, mit welcher bisher die Coincidenz der Natriumlinien mit der D-Linie im Sonnenspectrum bewiesen war. Nach den mathematischen Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung leitete Kirchhoff die Größe der Wahrscheinlichkeit ab, nach welcher dieses Zusammentreffen von 60 Eisenlinien mit ebenso vielen im Sonnenspectrum ein Spiel des Zufalls sei, und findet hierfür die Zahl $\frac{1}{1000000000000000}$, d. h. man kann eine Trillion gegen eins wetten, daß hier ein Spiel des Zufalls nicht vorliegt. Seitdem ist aber die Coincidenz von nicht allein 60, sondern von mehreren hundert Linien des glühenden Eigendampfes mit ebenso vielen dunklen Linien im Sonnenspectrum (deren man

überhaupt jetzt mehrere Tausende gemessen hat) nachgewiesen; „der Eindruck, welchen man empfängt, wenn man das Eisen-spectrum zugleich mit dem Sonnenspectrum betrachtet und diese Hunderte von Uebereinstimmungen sieht und für eine jede helle Eisenlinie auch ihren dunklen Stellvertreter erblickt, läßt sich nicht in Worten beschreiben. Man muß selbst ein- und wieder durch das Spectroskop gethan haben, um zu begreifen, wie einem Jeden, der es sieht, der Gedanke kommen muß, es ist Eisen in der Sonne enthalten.“ Durch die constatirte Coincidenz mehrerer hundert Linien würde die Wahrscheinlichkeit, daß kein Spiel des Zufalls vorliegt, durch eine nicht mehr auszusprechende große Zahl angegeben werden. „Uebrigens,“ sagt schon Kirchhoff selbst in seiner Abhandlung über das Sonnenspectrum, „wird diese Wahrscheinlichkeit für ein Wirken des Zufalls noch weiter dadurch herabgedrückt, daß je heller eine Eisenlinie, desto dunkler der Regel nach die ihr entsprechende Linie des Sonnenspectrums ist. Es muß also eine Ursache vorhanden sein, welche diese Coincidenzen bewirkt. Es läßt sich eine Ursache angeben, welche hierzu vollkommen geeignet ist; die beobachtete Thatfache erklärt sich, wenn die Lichtstrahlen, welche das Sonnenspectrum geben, durch Eisendämpfe gegangen sind und hier die Absorption erlitten haben, die Eisendämpfe ausüben müssen. Zugleich ist dieses die einzige angebbare Ursache jener Coincidenzen, ihre Annahme erscheint daher als eine nothwendige. Noch könnten die Eisendämpfe in der Atmosphäre der Sonne oder in der Erde vorhanden sein. Aber in unserer Atmosphäre kann man unmöglich Eisendämpfe in einer Menge annehmen, die zureichend wäre, um so ausgezeichnete Absorptionslinien im Sonnenspectrum hervorzurufen, als die der Eisenlinien entsprechenden sind; um so weniger, als diese Linien nicht eine merkbare Veränderung erleiden, wenn die Sonne sich dem Horizonte nähert. Der Annahme solcher Dämpfe in der Atmosphäre der Sonne steht aber bei der Höhe der Temperatur, die wir dieser zuschreiben müssen, nichts entgegen. Die Beobachtungen des Sonnenspectrums scheinen mir hiernach die Gegenwart von Eisendämpfen in der Sonnenatmosphäre mit einer so

großen Sicherheit zu beweisen, als sie bei den Naturwissenschaften überhaupt erreichbar ist.

„Nachdem so die Gegenwart eines irdischen Stoffes in der Sonnenatmosphäre festgestellt und durch dieselbe eine große Anzahl der Fraunhofer'schen Linien erklärt ist, liegt die Vermuthung nahe, daß auch andere irdische Stoffe dort sich befinden und durch die Absorption, die sie ausüben, andere von den Fraunhofer'schen Linien hervorbringen. Es ist namentlich wahrscheinlich, daß Stoffe, welche hier an der Erdoberfläche in großen Massen vorhanden sind und welche zugleich durch besonders helle Linien in ihren Spectren sich auszeichnen, auf ähnliche Weise, wie das Eisen, sich in der Sonnenatmosphäre bemerklich machen werden. Es ist das in der That der Fall bei Calcium, Magnesium und Natrium. Allerdings ist die Zahl der hellen Linien in dem Spectrum eines jeden dieser Metalle nur eine kleine; aber diese Linien, sowie diejenigen des Sonnenspectrums, mit denen sie zu coincidiren scheinen, sind von so ausgezeichneter Deutlichkeit, daß ihre Coincidenzen sich mit ganz besonderer Schärfe beobachten lassen. Hierzu trägt der Umstand noch wesentlich fördernd bei, daß diese Linien in Gruppen vorkommen, deren Coincidenzen schärfer als die Coincidenzen einzelner Linien wahrgenommen werden können. Die Linien des Chroms bilden auch eine sehr ausgezeichnete Gruppe, die mit einer gleichfalls sehr deutlichen Gruppe Fraunhofer'scher Linien übereinstimmt; auch die Anwesenheit des Chroms in der Sonnenatmosphäre glaube ich hiernach behaupten zu dürfen.

„Es schien von Interesse, zu prüfen, ob in der Sonnenatmosphäre auch Nickel und Kobalt vorhanden sind, diese steten Begleiter des Eisens in den Meteor Massen. Die Spectren dieser beiden Metalle zeichnen sich, wie das des Eisens, durch die außerordentlich große Zahl ihrer Linien aus. Aber die Linien des Nickels und mehr noch die des Kobalts sind sehr viel weniger hell als die des Eisens; ich konnte ihre Lage daher lange nicht mit der Genauigkeit beobachten, wie es bei den Eisenlinien möglich gewesen war. Die helleren Linien des Nickels scheinen alle mit Linien des Sonnenspectrums zu coin-

cidiren; dasselbe findet statt bei einigen Linien des Kobalts, bei anderen von merklich gleicher Helligkeit aber nicht. Ich glaube aus meinen Beobachtungen schließen zu dürfen, daß Nickel in der Sonnenatmosphäre sichtbar ist; ob dasselbe vom Kobalt gilt, darüber halte ich mein Urtheil zurück.“

Weiter sind theils schon von Strachan vermuthet oder in späterer Zeit als in der Sonnenatmosphäre sicher oder doch wahrscheinlich vorhanden entdeckt worden: Aluminium, Mangan, Kupfer, Zink, Barium, Silicium, Kalium, Strontium, Cadmium, Potasche, Natrium, Uranium, Palladium, Molybdän, Indium, Lithium, Rubidium, Calcium, Wisnuth, Zinn, Yttrium, Erbium, Titan und ferner Wasserstoff. Die Gegenwart des Titan entdeckte Thalen, indem er über 150 Coincidenzen der hellen Linien dieses Metalls mit dunklen Sonnenlinien beobachtete. Daß eine große Anzahl der auf unserer Erde selbst häufiger vorkommenden Stoffe bisher in der Sonnenatmosphäre nicht wahrgenommen wurde, darf nicht Wunder nehmen und kann jedenfalls noch nicht gegen die Existenz derselben sprechen. So sind bisher namentlich die edlen Metalle, Gold, Silber, Platin, nicht gefunden worden. Man braucht aber einfach anzunehmen, daß sie wegen der großen Dichtigkeit ihrer Dämpfe nur in den tieferen, von der Spectralanalyse nicht erreichbaren Schichten der Sonne enthalten sind; außerdem kann ihre Menge auch eine im Verhältniß zu den übrigen Metallen geringfügige sein. Endlich ist auch hier der weiteren Entdeckung noch großer Spielraum gelassen. Lange Zeit hatte man die Abwesenheit des Sauerstoffs — jenes auf der Erde allüberall auftretenden Gases — mit Staunen bemerkt. Den meisten Lesern wird noch erinnerlich sein, wie nahezu gleichzeitig die Nachricht zweier der außerordentlichsten Entdeckungen auf astronomischem Gebiete aus Amerika zu uns gelangte, die der Marsjattelliten und die der Gegenwart des Sauerstoffs in der Sonnenatmosphäre. Uns beschäftigt hier natürlich nur die letztere. H. Draper in New-York theilte am 20. Juli 1877 der amerikanischen Philosophical Society die sichere Entdeckung des Sauerstoffs und die wahrscheinliche Entdeckung des Stick-

stoffs in der Sonne mit. Wie kam es aber, daß die Gegenwart des Sauerstoffs, welche sich nach H. Draper ohne große Schwierigkeit dem Beobachter zeigt, bisher noch nicht bemerkt worden war? Draper wandte die Photographie an und fand auf den Platten an einzelnen Stellen deutlich helle Linien oder Bänder, während man bisher nur die dunklen Fraunhofer'schen Linien beachtet hatte. Helle Linien auf einem weniger hellen Hintergrund machen, wie leicht erklärlich, bei den mit dem Auge angestellten Beobachtungen nicht den lebhaften Eindruck wie schwarze Linien auf hellem Hintergrund, wo der Contrast viel mächtiger ist. Erst wenn man besonders auf die Erscheinung aufmerksam gemacht ist, wird man sie schwer übersehen. Bei der photographischen Platte ist dies anders, hier werden die Lichtabstufungen mit großer Genauigkeit hervortreten. Aus der Uebereinstimmung der Lagen einer großen Anzahl heller Linien im Sonnenspectrum mit solchen, welche der durch Luft geleitete elektrische Funken gab und welche als den Sauerstoff charakterisirend bekannt waren, ist in der That die Gegenwart dieses Gases in der Sonne, welche bisher nur aus Analogie hätte geschlossen werden können, nachgewiesen. — Auffallend kann zunächst wohl die Thatfache sein, daß wir hier ein glühendes Gas in der Sonnenatmosphäre beobachten, welches sich nicht durch dunkle Linien zu erkennen giebt und also nicht dem Absorptionsgesetz, nach welchem ein glühendes Gas dieselben Strahlen absorbirt, die es aussendet, zu gehorchen scheint. Man darf aber nicht vergessen, daß die bis dahin der Untersuchung unterzogenen Stoffe Metalle waren, indem der Wasserstoff wahrscheinlich auch zu ihnen gehört. Die Metalloide können sich in der That anders verhalten, und man kann zur Erklärung des Auftretens heller Linien annehmen, daß die Intensität des Lichtes einer dicken Schicht von glühendem Sauerstoff die Wirkung der Photosphäre übertrifft, gerade wie wenn man durch eine meterdicke Schicht glühenden Natriumdampfes nach einer Kerzenflamme blickt, wo man dann helle Natriumlinien anstatt der schwarzen Absorptionslinien sieht. Unter dieser Annahme würden glühende Gase, wie der Sauerstoff,

eine relativ beträchtliche Menge des Sonnenlichtes ausstrahlen. Es kann schon hier erwähnt werden, daß Huggins bei einem plötzlich hell aufleuchtenden Stern (T Coronae) nachwies, daß Wasserstoff helle Linien auf einem dem Sonnenspectrum analogen Hintergrund zeigte.

So hat sich die Kenntniß der chemischen Zusammensetzung der Sonnenatmosphäre mehr und mehr entwickelt. Welcher Art hiernach die physische Beschaffenheit der Sonne sein muß, giebt Kirchhoff in folgender Weise an: „Um die dunklen Linien des Sonnenspectrums zu erklären, muß man annehmen, daß die Sonnenatmosphäre einen leuchtenden Körper umhüllt, der für sich allein ein Spectrum ohne dunkle Linien und von einer Lichtstärke giebt, die eine gewisse Grenze übersteigt. Die wahrscheinlichste Annahme, die man machen kann, ist die, daß die Sonne aus einem festen oder tropfbar flüssigen, in der höchsten Glühhiße befindlichen Kern besteht, der umgeben ist von einer Atmosphäre von etwas niedrigerer Temperatur.

„Diese Vorstellung von der Beschaffenheit der Sonne ist in Uebereinstimmung mit der von Laplace begründeten Hypothese über die Bildung unseres Planetensystems. Wenn die Masse, die jetzt in den einzelnen Körpern desselben concentrirt ist, in früheren Zeiten einen zusammenhängenden Nebel von ungeheurer Ausdehnung bildete, durch dessen Zusammenziehung Sonne, Planeten und Monde entstanden sind, so mußten alle diese Körper bei ihrer Bildung im Wesentlichen von ähnlicher Beschaffenheit sein. Die Geologie hat gelehrt, daß die Erde einst in glühend flüssigem Zustande sich befunden hat; man muß annehmen, daß auch die anderen Körper unseres Systems einmal in einem solchen gewesen sind. Die Abkühlung, die in Folge der Ausstrahlung der Wärme bei allen eingetreten ist, hat aber bei ihnen, vornehmlich je nach der verschiedenen Masse, sehr verschiedene Grade erlangt und, während der Mond kälter als die Erde geworden ist, ist die Temperatur der Oberfläche des Sonnenkörpers noch nicht unter die Weißglühhiße gesunken. Die irdische Atmosphäre, die jetzt nur wenige Elemente enthält, mußte, als die Erde noch glühte, eine viel mannigfaltigere Zusammensetzung haben; alle

in der Glühhiße flüchtigen Stoffe mußten in ihr vorkommen. Eine entsprechende Beschaffenheit muß heute noch die Atmosphäre der Sonne besitzen. Die Vorstellung, daß die Sonne ein glühender Körper sei, ist so alt, daß sie schon von mehreren griechischen Philosophen ausgesprochen ist.“

Belanulich machte diese Ansicht einer anderen Platz, namentlich trieben die Erscheinungen, welche die Sonnenflecken, die noch von Galilei als Wolken in der gasförmigen Atmosphäre der Sonne erklärt wurden, zeigten, zu der Annahme des an sich dunklen Sonnenkörpers. Kirchhoff erklärt die Flecken dagegen unter der Annahme des glühenden Sonnenkörpers in folgender Weise: „In der Atmosphäre der Sonne müssen ähnliche Vorgänge als in der unserigen stattfinden; locale Temperaturerniedrigungen müssen dort wie hier die Veranlassung zur Bildung von Wolken geben; nur werden die Sonnenwolken ihrer chemischen Beschaffenheit nach von den unserigen verschieden sein. Wenn eine Wolke dort sich gebildet hat, so werden alle über derselben liegenden Theile der Atmosphäre abgekühlt werden, weil ihnen ein Theil der Wärmestrahlen, welche der glühende Körper der Sonne ihnen vorher zusendete, durch die Wolke entzogen wird. Diese Abkühlung wird um so bedeutender sein, je dichter und größer die Wolke ist, und dabei erheblicher für diejenigen Punkte, die nahe über der Wolke liegen, als für die höheren. Eine Folge davon muß sein, daß die Wolke mit beschleunigter Geschwindigkeit von oben her anwächst und kälter wird. Ihre Temperatur sinkt unter die Glühhiße, sie wird undurchsichtig und bildet den Kern eines Sonnenflecks. Aber noch in beträchtlicher Höhe über dieser Wolke findet Temperaturerniedrigung statt, und zwar nicht allein vertical über ihr, sondern auch seitlich; sind hier irgendwo durch die Tiefe der schon herrschenden Temperatur oder durch das Zusammentreffen zweier Luftströme die Dämpfe ihrem Condensationspunkte nahe gebracht, so wird diese Temperaturerniedrigung die Bildung einer zweiten Wolke bewirken, die weniger dicht ist als jene, weil in der Höhe, der geringeren Temperatur wegen, die Dichte der vorhandenen Dämpfe kleiner ist als

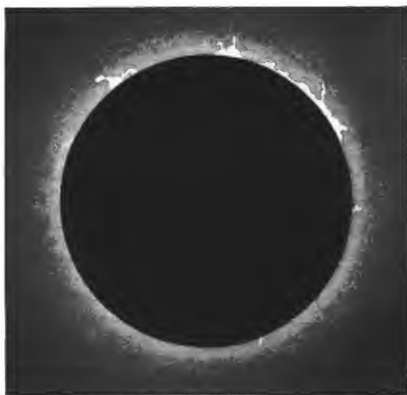
in der Tiefe, und die, theilweise durchsichtig, den Halbschatten bildet, wenn sie eine hinreichende Ausdehnung gewonnen hat. Auch auf der Erde sehen wir bisweilen gleichzeitig in verschiedenen Höhen Wolken entstehen, dichtere in der Tiefe, weniger dichte in der Höhe.“

Es würde zu weit führen, wollten wir hier ausführlich auf die verschiedenen Meinungen eingehen, welche sich über die Beschaffenheit der Sonne gebildet haben. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß die eifrigen Forscher hier einander

gen, die über die Sonnenflecken gemacht sind, zu erklären, namentlich läßt sich die bekannte Periode, mit welcher die Fleckenzahl nach ca. elf Jahren zu- und abnimmt, nach keiner der bisherigen Hypothesen ungezwungen begründen. Hier muß die Zeit noch weiteren Aufschluß geben.

Eine der räthselhaftesten Erscheinungen blieb lange Zeit die der sogenannten Protuberanzen (Fig. 9). Bei totalen Sonnenfinsternissen beobachtete man immer unmittelbar und plötzlich, nachdem der

Fig. 9.



fast diametral gegenüber stehende Ansichten vertheidigen. Faye und Secchi nehmen für den eigentlichen Sonnenkörper einen Gasball an und erklären die Flecken für Vertiefungen in der leuchtenden, den Kern umgebenden Photosphäre, während, wie wir sahen, Kirchhoff die Flecken als Wolken ansieht. Zöllner hält den Sonnenkörper ebenfalls für einen in höchster Glühhitze befindlichen Feuerball, legt aber den Flecken eine größere Constanz bei und betrachtet sie als eine Art Schlacke, die auf dem feurig flüssigen Sonnenkern schwimmt, wegen ihrer größeren Dichte in letzterem mehr und mehr einsinkt, bis sie endlich überfluthet wird und so wieder verschwindet. Keine der Ansichten vermag schon jetzt alle Beobachtun-

gen den letzten Lichtfaden der Sonnenscheibe verdeckt hatte, um den schwarzen Mondrand einen vielfach ausgezackten rosigen Saum, aus demselben schossen häufig die eigenthümlichsten flammenartigen Gebilde empor, die sich selbst in der kurzen Zeit der Dauer der totalen Verfinsternung veränderten; fast gleich nach dem Sichtbarwerden des ersten Lichtscheins der Sonne war die ganze Erscheinung verschwunden. Die Seltenheit der totalen Verfinsternungen, die kurze Dauer derselben (nur wenige Minuten bleibt die Sonne im günstigen Falle verborgen) sind die Ursache, warum so lange keine Klarheit über dieses Phänomen geschafft werden konnte. Man zweifelte selbst lange, ob diese Gebilde dem Mond oder der Sonne

angehörten. Noch vor der Entdeckung der Spectralanalyse gab freilich die totale Sonnenfinsterniß des Jahres 1860 soweit Aufschluß, daß darüber ein Zweifel nicht mehr bestehen konnte, daß die Protuberanzen der Sonne angehörten. Von vielen Staaten waren Expeditionen ausgesandt, um das Phänomen zu beobachten (in Spanien war die *centrale Zone*). Eine nähere Erklärung konnten diese Beobachtungen jedoch noch nicht geben; erst mit Hülfe der Spectroskopie gelang es, einige Jahre später das Räthsel zu lösen, und wir rechnen den hier zu besprechenden Erfolg der Spectralanalyse zu einem ihrer bedeutendsten, weil sichersten — soweit die Anwendung auf die Beobachtung der Himmelskörper in Betracht kommt. Es kann als ein Zeichen der großen Wichtigkeit, welche astronomischerseits der Frage über das Wesen der Protuberanzen beigelegt wurde, angesehen werden, daß auf doppeltem Wege und ganz gleichzeitig die Erklärung von zwei Männern verschiedener Nationalität gelang.

Janssen war von der französischen Regierung zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß am 18. August 1868 nach Gunttoor in Indien gesandt worden. Von dem prächtigsten Wetter begünstigt, richtete er seine Hauptaufmerksamkeit auf die Erscheinungen, welche das Spectroskop im Momente des Eintritts der Totalität zeigen würde. „Bald verringerte sich die Sonnenscheibe auf eine schmale Sichel“ — so schreibt Janssen in seinem Bericht an die Regierung — „die Aufmerksamkeit wurde verdoppelt, der Spalt des Spectralapparats wurde genau auf den Punkt gerichtet, wo der Mondrand den letzten Sonnenstrahl auslöschen mußte. Plötzlich tritt Dunkelheit ein, und die Spectralerscheinungen verändern sich sofort in auffallender Weise. Zwei aus 5—6 sehr glänzenden Linien im Roth, Gelb, Grün, Blau, Violett bestehende Spectren zeigen sich im Felde und treten an die Stelle des verschwindenden prismatischen Sonnenbildes. Diese Spectren entsprechen sich Strahl für Strahl; sie sind durch einen dunklen Raum, in welchem ich keine helle Linie bemerken konnte, getrennt. Der Sucher am Fernrohr (ein mit dem Hauptrohr verbundenes kleines

Fernrohr von schwacher Vergrößerung und großem Gesichtsfeld) zeigt, daß diese zwei Spectren durch zwei prachtvolle Protuberanzen hervorgerufen werden, welche an der rechten und linken Seite des Punktes, wo das letzte Licht verschwand, erglänzen. Namentlich die eine der beiden (die linke) erreicht eine Höhe von mehr als drei Minuten ($\frac{1}{10}$ des Sonnendurchmessers); sie erinnert an die Flamme eines Hammerwerks, welche mit Gewalt aus dem Ofen hervorbricht und vom Sturmwind geschlagen wird. Die Protuberanz zur rechten (nördlicher Rand) zeigt den Anblick einer Alpenkette, deren Basis auf dem Rande des Mondes ruht und deren schneebedeckte Spitzen von den Strahlen der untergehenden Sonne beschienen werden.“ Unmittelbar konnte aus diesen Erscheinungen abgeleitet werden, daß die Protuberanzen aus glühendem Gas (die hellen Linien) bestanden, daß die Protuberanzen in ihrer chemischen Zusammensetzung einander gleich sind (das Zusammenfallen der beiden Spectren) und daß das sie bildende glühende Gas Wasserstoff ist (die beobachteten hellen Linien fallen mit dem Spectrum des Wasserstoffs zusammen). „Während der totalen Verfinsternung,“ so fährt Janssen an anderer Stelle fort, „war ich über den außerordentlichen Glanz der Protuberanzlinien frappirt, und mir kam sofort der Gedanke, daß es möglich sein müsse, dieselben auch ohne Sonnenfinsternisse zu sehen. Leider bezog sich der Himmel unmittelbar nach dem letzten Contact, so daß es mir nicht möglich war, noch an diesem Tage Versuche anzustellen. Während der Nacht bildete sich die Methode und die Mittel zur Ausführung der Versuche klar in meinem Geiste aus; am Morgen des 19. August stand ich um 3 Uhr auf und traf alle Vorbereitungen für die neuen Beobachtungen. Die Sonne ging prachtvoll auf; sobald sie sich aus den untersten Dunstschichten am Horizont erhob, fing ich die Untersuchung an. Dabei verfuhr ich in folgender Weise. Mit Hülfe des Suchers am großen Fernrohr richtete ich den Spalt des Spectroskops auf den Theil des Randes der Sonnenscheibe, wo ich am Tage zuvor die leuchtenden Protuberanzen bemerkt hatte. Da der Spalt zum Theil auf die Sonnen-

scheibe, zum Theil über dieselbe hinaus gestellt war, erhielt ich zwei Spectren, das der Sonne selbst und das der Schicht über der Sonnenscheibe, in welcher die Protuberanzen lagen. Der Glanz des Sonnenpectrums verursachte große Schwierigkeiten; ich verdeckte die hellsten Theile des Sonnenpectrums, das Gelb, Grün und Blau, und lenkte meine ganze Aufmerksamkeit auf die Fraunhofer'sche Linie C (die eine der Tags zuvor beobachteten Wasserstofflinien), welche dunkel für die Sonne, hell für die Protuberanz sein mußte, und am leichtesten zu entdecken war, da sie in einem weniger blendenden Theil des Spectrums lag. Kurze Zeit nur hatte ich die Protuberanzregion am westlichen Rand untersucht, da bemerkte ich plötzlich eine kleine, helle rothe Linie, 1—2 Minuten lang, welche genau die Verlängerung der dunklen C-Linie des Sonnenpectrums bildete."

Mehrfache Wiederholungen unter variirten Umständen hoben jeden Zweifel über Täuschungen; kurz nachher gelang es Janssen und seinem Assistenten Nebier, auch die zweite auffallende Wasserstofflinie, die mit der Fraunhofer'schen F-Linie zusammenfällt, zu erblicken. Man konnte also in der That die Protuberanzen, diese bisher so seltenen Erscheinungen, täglich, wenn es das Wetter nur erlaubte und wenn sie überhaupt vorhanden waren, beobachten.

Schon bei der Sonnenfinsterniß des Jahres 1860, ehe man also die spectralanalytische Methode zur Beobachtung anwenden konnte, war die rasche Veränderung der Protuberanzen aufgefallen. Janssen konnte jene bereits bei seinen ersten Versuchen, die Protuberanzen auch ohne Sonnenfinsternisse zu sehen, constatiren. Oft genug war ein Zeitraum von wenigen Minuten ausreichend, um die fabelhaftesten Umgestaltungen zu zeigen. Janssen sagt am Schlusse seines Berichtes, daß die Protuberanzen Bewegungen offenbarten, von denen kein Phänomen auf der Erde auch nur eine Idee geben könne; Stoffanhäufungen, deren Volumen das der Erde mehrere hundert Male übertrifft, nehmen in dem Zeitraum weniger Minuten eine ganz andere Gestalt an. Wo wäre aber da ein Analogon auf der Erde zu finden, ja wie vermöchten wir

uns überhaupt solche Umwälzungen sinnlich darzustellen?!

Seit 1866 hatte Norman Lockyer vermuthet, daß es möglich sein müsse, mit Hülfe geeigneter Spectralapparate die Protuberanzen sichtbar zu machen. Endlich konnte er unterm 20. October 1868 folgende Mittheilung an die Royal Society machen:

„Bevor ich auf nähere Details eingehen kann, theile ich mit, daß es mir nach vielfachen vergeblichen Versuchen, die meine Bemühungen fast hoffnungslos erscheinen ließen, heute Morgen vollkommen gelungen ist, das Spectrum einer Sonnenprotuberanz zu beobachten. Als erstes Resultat constatirte ich die Existenz von drei hellen Linien, von denen die eine vollkommen mit C, die zweite nahe mit F zusammenfiel und die dritte dicht bei D lag.“

Dieser Mittheilung folgten bald weitere, in denen Lockyer auch angab, wie es ihm gelungen war, das Spectrum sichtbar zu machen. Er gebrauchte ein Spectroskop mit sehr vielen Prismen, so daß die Lichtstrahlen eine sehr bedeutende Ablenkung erfuhren. Auf diese Weise wurde das fast continuirliche Spectrum, welches der Sonnenrand erzeugt, bedeutend in die Länge gezogen, und daher auch lichtschwach. Das nahezu monochromatische Licht des glühenden Gases konnte dagegen nur wenig von seiner Intensität einbüßen und gab ein scharfes deutliches Spectrum.

Vor 20 Jahren hatten sich Franzosen und Engländer über das Recht der Priorität einer großen astronomischen Entdeckung gestritten, Leverrier in Paris und Adams in Cambridge hatten die Existenz des unbekannten Planeten Neptun aus den von ihm bewirkten Störungen in der Bewegung des Uranus bewiesen und seine Auffindung ermöglicht, jetzt kam die Kunde über die spectralanalytische Beobachtung der Protuberanzen aus England und Frankreich fast gleichzeitig in die Oeffentlichkeit; die der Zeit nach etwas später gemachte englische Entdeckung bedurfte kaum so vieler Stunden als die aus Indien kommende Mittheilung des französischen Astrophysikers Zäge, um Gemeingut der civilisirten Welt zu werden. Der 20. October war, wie er-

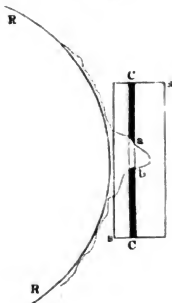
wähnt, der Tag der Mittheilung der Royal Society in London, am 26. October wurde die Nachricht von Ranssen in der Kaiserlichen Akademie in Paris verlesen. Während aber bei der Neptunseutdeckung die englische Arbeit von Adams erst öffentlich bekannt wurde, nachdem Leverrier die Resultate seiner Untersuchungen publicirt hatte und darnach Adams selbst vielfach von seinen eigenen Landsleuten verkannt und verurtheilt wurde, bis die Folgezeit seine Mühen vollständig würdigte, wurde die englische Entdeckung des Spectrums der Protuberanzen ohne jede Kenntniß der kurz zuvor von französischer Seite erfolgten bekannt gemacht. Während Lockyer durch überlegte jahrelange Versuche sein Ziel erreichte, welches er nothwendig früher oder später erreichen mußte, waltete bei Ranssen's Entdeckung in gewisser Weise der Zufall, aber der Zufall, der nur im Besitz eines scharfen Geistes irgend welchen Werth haben kann.

Nachdem es nun gelungen war, die den Protuberanzen eigenthümlichen hellen Linien zu beobachten, war es nicht schwer, hieraus auch die Gestalt und Größe der Protuberanzen abzuleiten. Man hat hierzu verschiedene Methoden angewandt. Es ist klar, daß, wenn man das Spectroskop bei bestimmter Stellung des Spalts successive von der Sonne fortbewegt, man nur so lange die Protuberanzenlinien erblicken wird, als Protuberanzen im Felde sind, d. h. wenn der Spalt den Sonnenrand berührt, wird man die Basis der Protuberanz, die die ganze Sonnenscheibe umgebende Chromosphäre erblicken, die Länge der Protuberanzenlinie wird immer kürzer, je mehr man sich der Spitze der Protuberanzen nähert. Sei in der Figur 10 RR der Sonnenrand; ss die Spaltöffnung, welche tangential zu ersterem gestellt ist; CC die dunkle Fraunhofer'sche Linie, welche als Wasserstofflinie erkannt wurde und die sich im Spectrum der Protuberanz wiederfindet; der mittlere Theil ab der Linie ist die helle Protuberanzenlinie. Wenn ich nun den Spalt weiter nach rechts rücke, so werde ich einen größeren Theil der Linie CC schwarz erblicken, nur eine sehr schmale helle Unterbrechung wird sichtbar, bis bei weiterem Fortrücken

die Linie ununterbrochen schwarz ist; gehe ich dagegen mit dem Spalt nach links, so wird der helle Theil breiter werden. Also durch Hin- und Herbewegen des Spalts kann ich nach und nach die ganze Protuberanz überblicken und ihre Form anzeichnen. Dasselbe wird natürlich erreicht, wenn ich den Spalt senkrecht zu der oben gegebenen Richtung stelle, es muß dann nur die Hin- und Herbewegung auch in anderer Richtung vor sich gehen.

Dieses Verfahren hat aber immerhin seine bedeutenden Schwierigkeiten, oder wenigstens Unbequemlichkeiten, so daß die

Fig. 10.



Astronomen auf neue Mittel bedacht waren, um die Protuberanz sofort in ihrer ganzen Form dem Auge des Beobachters vorzuführen. Huggins in England versuchte durch Einschalten farbiger Gläser die blendenden Lichtstrahlen, welche von der Gegend entfernt waren, wo die Protuberanzenlinie C aufrast, abzuschließen, denn nur die überwiegende Helligkeit der Atmosphäre beschwerte die allgemeine Sichtbarkeit der Protuberanzen, wie man leicht erkannte. Nach vielen vergeblichen Versuchen erreichte Huggins in der That seine Absicht; am 13. Februar 1869 beobachtete er zum ersten Mal durch Einschaltung eines tief rubinrothen Glases eine Protuberanz in ihrer ganzen Gestalt. Eine andere, noch einfachere Methode gaben Zollner und Lockyer unabhängig von einander und gleichzeitig an. Es

wurden von dem Gedanken geleitet, daß durch eine Vermehrung der Prismen die Abschwächung des nicht monochromatischen Atmosphärenlichtes bewirkt werden könne, während hierbei die Intensität der Protuberanzenlinie nicht in gleicher Weise abnahm. Brachte man also zuerst eine der Spectrallinien einer Protuberanz, z. B. die häufig angeführte C-Linie, in das Sehfeld eines sehr stark zerstreuen Spectroscops, so brachte man dann nur den Spalt des letzteren so weit zu öffnen,

in derselben erkannt), müssen Wirbelstürme und Orkane vorkommen, wie wir sie bei uns freilich nicht wahrnehmen; dort finden Temperaturunterschiede von Tausenden von Graden durch sie ihre Ausgleichung, während bei uns die Wärmedifferenzen hiergegen verschwindend sind.

Wir haben uns lange bei der Spectralanalyse der Sonne aufgehalten, und müssen doch hinzufügen, daß die hier gegebenen Mittheilungen nicht annähernd

Fig. 11.



daß man das ganze Gebilde überblicken konnte. Nach dieser letzten Methode hat man nun zu allen Zeiten, wenn die Witterung es erlaubte, Protuberanzen beobachtet, gezeichnet und gemessen. Loether beobachtete eine Protuberanz von der Höhe von 44 000 Kilometer, nach Verlauf von 10 Minuten war dieselbe spurlos verschwunden. Die Figuren 11 und 12 geben einige der beobachteten Protuberanzen und ihre Veränderungen. Die Ursache dieser Erscheinungen kann nur in Ausgleichungen enormer Temperaturunterschiede liegen; in der den Sonnenkörper umgebenden Chromosphäre, deren wesentlicher Bestandtheil der glühende Wasserstoff ist (Magnesium hat man auch noch

erschöpfend sind. Die Untersuchungen über die ebenfalls bei Sonnenfinsternissen sichtbare Corona, die Stärke der Absorption der Atmosphäre der Sonne, welche sich durch eine auffallendere Absorption am Rande als in der Mitte der Sonnenscheibe offenbaren muß, die sogenannten Fackeln — alle diese Fragen konnten nicht besprochen werden; theils sind dieselben erst auf dem Wege zur Lösung, theils würden sie geeigneter in einer Mittheilung, die unsere Sonne selbst zum Thema hat, am Platze sein. Ueber unseren Centralkörper allein hat Secchi ein eigenes, umfangreiches und ausgezeichnetes Werk geschrieben, ein Zeichen, wie viel des Interessanten über denselben mitgetheilt

werden kann. *) Hier haben wir aber noch die Anwendungen der Spectralanalyse auf die Beobachtungen der Planeten, Kometen, Fixsterne und Nebelflecke zu besprechen. Vorher müssen wir den Leser jedoch bitten, nochmals mit uns zur Erde zurückzukehren, um den Einfluß der Atmosphäre derselben auf die Spectra kennen zu lernen.

Es wurde schon von Brewster 1833 erkannt, daß nicht alle dunklen Linien des Sonnenspectrums ihren Grund in der Sonne und ihrer Atmosphäre haben. Er beschreibt, wie er im Laufe der im Winter angestellten Beobachtungen bemerkte, daß sich im Roth und Grün scharfe Streifen und Linien zeigten, welche vollständig in anderen Jahreszeiten verschwanden. Eine schärfere Prüfung dieser Linien führte ihn dann zu dem Resultat, daß die in Rede stehenden Linien und Streifen abhängig sind von der Stellung der Sonne gegen den Horizont, und daß sie durch die absorbirende Kraft der Erdatmosphäre hervorgebracht werden. Diese Linien treten am schärfsten zu Tage beim Sonnenauf oder -Untergang, und aus diesem Grunde war auch für Brewster ihre Untersuchung besonders schwierig, in Englands nebligem Klima verschwand die Sonne meist in der Nähe des Horizonts in Wolken. Auch später hat Brewster diese Meinung aufrecht erhalten, und im Jahre 1850 theilte er weitere Untersuchungen in einer größeren Abhandlung mit; er beschreibt hier auch ausführlicher die Erscheinung selbst, um den auftretenden Zweifeln zu begegnen. Bei der ungeheuren Wichtigkeit, welche die tellurischen Linien auf die ganze Spectralanalyse in der Anwendung auf die Astronomie haben mußten, wurden dieselben in späterer Zeit noch von Janssen zum Gegenstand besonders eingehender Untersuchungen gemacht. Im Jahre 1862 machte er seine ersten Beobachtungen bekannt. Er berichtet an die Pariser Akademie wie folgt: „Wenn es im Sonnenspectrum Linien giebt, welche nur von dem Einfluß der Gase der Erdatmosphäre herrühren, so müssen diese Linien immer vorhanden sein und sich nur

durch die von der Dichtigkeit der durchlaufenden Luftschicht abhängigen und folglich veränderlichen Helligkeit verrathen. Ich habe mir daher einen Apparat construiert, welcher die Frage der Existenz dieser Linien für die größten Höhen der Sonne entscheiden muß. Mit Hilfe dieses Instruments, eines modificirten Spectroscops, welches außerordentlich scharfe Bilder gab, konnte ich vom Sonnenaufgang bis zum Untergang, von Augenblick zu Augenblick, Gruppen von Linien verfolgen, welche stets sichtbar blieben und in der That allein ihre Intensität änderten, wie es die Höhe der Atmosphäre zu erfordern schien.“

Während Brewster vorwiegend von breiten Absorptionsbanden spricht, gelang es Janssen, dieselben in feine Linien aufzulösen, so daß er mit Bestimmtheit ca. 3000 Linien in der ganzen Ausdehnung des Sonnenspectrums wahrnehmen konnte. Auch konnte er bestimmte Abtheilungen angeben; während nämlich die tellurischen Linien die Sonnenlinien im Roth, Orange und Gelb bei weitem an Zahl überwiegen, treten letztere im Grün, Blau und Violett mehr hervor. Janssen begnügte sich aber nicht mit den schon sehr evidenten Resultaten. Daher beobachtete er im Jahre 1864 auf dem Gipfel des Faulhorn's in einer Höhe von 2680 Meter über dem Meerespiegel. Er fand hier eine allgemeine Abnahme in der Deutlichkeit der tellurischen Liniengruppen, während die Sonnenlinien selbst schärfer hervortraten, als dies bei seinen Beobachtungen in der Ebene der Fall war. Die Ursache lag nahe; auf dem hohen Beobachtungsort war die Atmosphäre beträchtlich dünner und reiner, daher für die außerirdischen Erscheinungen weniger hinderlich. Außerdem zeigten übrigens die tellurischen Linien hier noch weit größere Intensitätsschwankungen, so daß er von gewissen Gruppen, über deren Ursprung er früher in Zweifel gewesen war, nun volle Klarheit erhalten konnte. In demselben Jahre nahm Janssen noch einen dritten directen Versuch vor. Zu Nyon, am Ufer des Genfer Sees, entzündete er ein mächtiges Feuer, welches aus der Nähe beobachtet ein continuirliches Spectrum zeigte, aber aus einer Entfernung von 21 Kilometer deutlich

*) Dasselbe ist in deutscher Uebersetzung und Bearbeitung von Dir. Dr. H. Schellen bei George Westermann in Braunschweig erschienen.

die Linien im Spectrum gab, welche Brewster bei der untergehenden Sonne als neu hinzutretend bezeichnet hatte.

Schon anfangs hatte Secchi, welcher auch die tellurischen Linien eingehend beobachtete, die Meinung ausgesprochen, daß der in der Atmosphäre vorhandene Wasserdampf von wesentlichem Einfluß auf jene sei. Es stellte sich bald heraus, daß bei besonders feuchter Luft gewisse Linien stark hervortreten, die sonst schwieriger zu beobachten waren. Auch hier

ungeschwächt durchläßt; daher denn auch die rothe Färbung des Himmels bei Sonnenauf oder -Untergang.

Die atmosphärischen Linien treten bei den Fixsternen nicht oder nur in geringem Maße auf (beim Sirius), weil das Spectrum hier im Allgemeinen nicht lebhaft genug ist; daher konnte die Meinung, welche sich früher geltend gemacht hatte, daß alle Linien ihren Ursprung in der Atmosphäre der Erde hätten, nicht aufrecht gehalten werden; bei den Spectren

Fig 12.



war aber ein directer Versuch sehr wünschenswerth. Zanffen stellte denselben im Jahre 1866 in folgender Weise an. Ein mächtiges Eisenrohr von 37 Meter Länge war mit Dampf von mehreren Atmosphären Druck gefüllt; ein Licht, welches von 16 Gasflammen erzeugt war, wurde durch die Röhre in ihrer Längsrichtung geleitet und nun mit dem Spectroskop untersucht. Die Vermuthung wurde bestätigt, und während das Spectrum im Ganzen im brechbarsten Theil (Violett, Blau) sehr dunkel war, zeigte es sich im Roth und Gelb lebhaft; die absorbirende Kraft des Wasserstoffs äußert sich also am deutlichsten für die blauen und violetten Strahlen, während es die rothen fast

der Sterne hätten immer dieselben Linien sich zeigen müssen, wenn nicht wenigstens ein Theil derselben eine individuelle Eigenthümlichkeit eines jeden Gestirns gewesen wäre.

* * *

Bereits Fraunhofer untersuchte den Mond und die Planeten in Beziehung auf ihr Spectrum, und es ist natürlich, daß man in neuerer Zeit, nachdem die außerordentliche Wichtigkeit der Spectralanalyse bekannt geworden, seine Aufmerksamkeit auf die übrigen Gestirne lenkte. Da nun die Planeten alle ihr Licht — wenigstens den größten Theil desselben — von der Sonne erhalten und nur

mit reflectirtem Licht unseres Centralkörpers leuchten, so ist schon von vornherein zu erwarten, daß ihre Spectra im Wesentlichen mit dem der Sonne selbst übereinstimmen werden. Modificationen werden bemerkbar werden, wenn die eigene Atmosphäre des Planeten absorbirend auf gewisse Theile seines Spectrums wirkt.

Der Mond ist besonders von Huggins, Miller und Janssen beobachtet. Bekanntlich haben Beobachtungen der sogenannten Sternbedeckungen, welche eintreten, wenn der Mond in seiner Bahn zwischen Erde und einen Fixstern tritt, also scheinbar über den letzteren hinweg, ergeben, daß eine Atmosphäre den Mond nicht umgibt, wenigstens keine Atmosphäre, welche dichter als etwa $\frac{1}{1000}$ der Erdatmosphäre ist. Die spectroscopische Beobachtung würde den Einfluß der Atmosphäre aber noch weit deutlicher zeigen müssen, da das Sonnenlicht, durch welches uns der Mond sichtbar wird, im Allgemeinen zweimal die Höhe der Mondatmosphäre passirt haben muß, bevor es in unser Auge dringt. Die englischen Astrophysiker untersuchten das Mondlicht an verschiedenen Tagen und fanden die Sonnenlinien mit außerordentlicher Schärfe wieder. Bei der Prüfung verschiedener Theile der Mondoberfläche ergab sich wohl eine verschiedene Intensität des Gesamtspectrums, aber es traten weder neue, im Sonnenspectrum nicht bemerkte Linien auf, noch verschwanden andere, auch die relative Helligkeit der Linien zu einander war ganz analog der bei den Fraunhofer'schen Linien in der Sonne bemerkten. Es ergab sich also mit vollster Sicherheit auch auf diesem Wege der Beobachtung, daß an der uns zugewandten Seite des Mondes keine Atmosphäre von meßbarer Dichtigkeit vorhanden sein kann.

Die Spectra der Planeten sind von denselben Beobachtern, in neuester Zeit aber namentlich von Vogel untersucht worden.

Schwierigkeiten verursacht die Beobachtung des Mercur, da derselbe sich stets in großer Nähe der Sonne aufhält und also nur tief am Horizont kurz nach Sonnenuntergang oder kurz vor Sonnenanfang gesehen werden kann. Dieser Planet ist bis jetzt auch nur von Vogel beobachtet. Er erkannte die Ueberein-

stimmung der Hauptlinien des Mercurspectrums mit denen des Sonnenspectrums. Außerdem treten einige Streifen auf, welche, wenn sie nicht durch Absorption in unserer Atmosphäre entstanden sind, ihren Ursprung in einer Gaschülle haben müssen, welche den Mercur umgibt und ähnliche absorbirende Wirkung auf die Sonnenstrahlen ausübt als die Atmosphäre unserer Erde. Im Allgemeinen zeigen die weniger brechbaren Theile des Mercurspectrums (roth) einen größeren Glanz als die brechbareren (violett), doch ist auch hier nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob sich eine Wirkung der Erdatmosphäre oder Mercuratmosphäre offenbart.

Das Spectrum der Venus ist außerordentlich glänzend und konnte selbst am hellen Tage beobachtet und die Linien in demselben gemessen werden. Auch hier zeigte sich im Wesentlichen Uebereinstimmung mit dem Spectrum des Sonnenlichtes. Außerdem treten Absorptionsstreifen, welche mit den tellurischen übereinstimmen, auf; da dieselben sich aber auch bei sehr hohem Stande der Venus zeigten, ist kaum anzunehmen, daß sie tellurischen Ursprungs sind, sondern eher, daß die Atmosphäre der Venus in ähnlicher Weise wie die der Erde einen bedeutenden Gehalt an Wasserdampf hat. Die Gegenwart einer Atmosphäre der Venus haben andere astronomische Beobachtungen mit voller Gewißheit ergeben, und der Umstand, daß die atmosphärischen Streifen ziemlich schwach auftreten, führt zu dem Schluß, daß die von der Sonne ausgehenden Lichtstrahlen nur wenig in die atmosphärische Hülle der Venus eindringen können und zum größten Theil an der Wolkenschicht derselben reflectirt, daher auch nur wenig durch den Einfluß der absorbirenden Gaschicht verändert werden können.

Der Mars zeigte bei den Beobachtungen ein lichtschwaches Spectrum, er befand sich nicht in günstigen Sichtbarkeitsverhältnissen, als er von Vogel beobachtet wurde, und die älteren Beobachtungen, namentlich von Rutherford und Secchi verrathen keine sonderliche Sicherheit. Immerhin ist es gelungen, zahlreiche Linien des Sonnenspectrums wiederzuerkennen; in den weniger brechbaren

Theilen des Spectrums treten einige Streifen auf, die mit tellurischen Linien übereinstimmen, welche aber der Marsatmosphäre angehören dürften und beweisen würden, daß die Zusammensetzung der Atmosphäre dieses Planeten von der unserer Erde nicht wesentlich abweichen kann und namentlich auch viel Wasserdampf enthält. Die röthliche Färbung des Mars scheint einer mehr allgemeinen Absorption, welche die blauen und violetten Strahlen in der Marsatmosphäre erleiden, zugeschrieben werden zu müssen, es gelang nämlich nicht, gesonderte Streifen in diesen Theilen des Spectrums zu beobachten.

Von den Asteroiden konnten bisher nur Vesta und Flora untersucht werden. Beide gaben ein sehr schwaches Spectrum, bei der Flora waren gar keine Linien zu erkennen, so daß hier das Spectrum ganz continuirlich erschien; bei der Vesta gelang es mit Sicherheit, eine hervortretende Linie des Sonnenspectrums zu bestimmen. Zwei andere Streifen tauchten auf und würden, wenn anderweitige Bestätigung dieser unsicheren Beobachtungen bekannt wird, auf Gegenwart einer Atmosphäre um diesen Körper schließen lassen.

Die neuesten Untersuchungen Vogel's über das Spectrum des Jupiter haben ergeben, daß unter den zahlreichen Linien, die im Spectrum dieses Planeten zu bemerken sind, die meisten mit Linien im Sonnenspectrum übereinstimmen. Außerdem traten noch einige Streifen, namentlich in den weniger brechbaren Theilen des Spectrums hervor, ganz besonders fällt eine dunkle Bande im Roth auf. Dagegen erleiden die brechbareren Theile Blau und Violett eine mehr gleichförmige Absorption. Man kann hiernach wie bei den bisher betrachteten Planeten auf Wasserdampf in der Jupiteratmosphäre schließen. Die auffallende dunkle rothe Bande ist aber dem Jupiterspectrum eigenthümlich und ist vorläufig noch nicht zu entscheiden, ob sie auf das Vorhandensein eines besonderen, in unserer Atmosphäre nicht bemerkbaren Stoffes deutet, oder ob das Mischungsverhältniß der Gase ein anderes ist als das in unserer Atmosphäre; selbst die anderen Temperatur- und Druckverhältnisse, die auf dem Jupiter herrschen, könnten vielleicht bei

gleichem Mischungsverhältniß eine solche Veränderung des Absorptionsspectrums des Gasgemisches hervorbringen. In dem Spectrum der dunklen Streifen, welche auf dem Jupiter zu sehen sind, treten neue Linien nicht auf, dasselbe ist durch eine gleichmäßige Absorption im Blau und Violett charakterisirt; dagegen ist eine Verbreiterung und Verstärkung der bekannten Streifen zu bemerken, woraus geschlossen werden kann, daß die dunklen Theile auf dem Jupiter tiefer gelegen sind, weil das Sonnenlicht hier einen größeren Weg durch die Atmosphäre zurücklegen und in Folge dessen eine stärkere Veränderung erleiden muß.

In den Monden des Jupiter war mit einiger Sicherheit eine Fraunhofer'sche Linie zu bestimmen, es schien, als ob noch im Roth eine breite Bande auftauchte, aber die Beobachtungen waren viel zu schwierig und unsicher, als daß aus ihnen bereits auf Gegenwart einer Atmosphäre bei den Satelliten geschlossen werden könnte.

In voller Uebereinstimmung mit dem Spectrum des Jupiter befindet sich das des Saturn. Die hervorragendsten Linien des Sonnenspectrums waren in dem übrigen sehr schwach sichtbaren Spectrum zu erkennen. Die auffallende rothe Bande, welche im Jupiterspectrum gesehen wurde, trat auch hier deutlich auf, und ebenso wie dort fand auch hier in dem blauen und violetten Theil eine gleichmäßige Absorption statt. Ganz abweichend war aber das Spectrum des Saturnrings, in welchem die erwähnte charakteristische Bande im Roth fehlt oder doch nur schwach angedeutet ist; man kommt daher zum Schluß, daß den Ring entweder keine Gasdicht oder doch nur eine solche von sehr geringer Höhe oder Dichtigkeit umgibt.

Wir kommen jetzt zu dem Uraus, dessen Spectrum zuerst von Secchi beobachtet und beschrieben worden ist. Er erkannte, daß dasselbe mit dem Sonnenspectrum keine Ähnlichkeit hat, was auch spätere Bestätigung fand, aber seinen Grund in der großen Lichtschwäche des Spectrums findet. Die übrigen Resultate, welche Secchi in seinem ersten Bericht mittheilte, hat er theils selbst in späterer Zeit modificirt, theils sind sie durch die Beobachtungen von Huggins und Vogel

widerlegt worden. Nach Lektorem sind sieben Streifen gemessen, von denen nur einer mit der Fraunhofer'schen F-Linie innerhalb der Grenzen der Genauigkeit der Messungen übereinstimmend gefunden wurde. Die übrigen Banden sind durch Absorption der Sonnenstrahlen in der den Planeten umgebenden Atmosphäre entstanden; welche Stoffe aber eine solche Absorption herbeiführen, kann nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft nicht angegeben werden. Bemerkenswerth ist übrigens, daß eine der Banden des Uranspectrum mit der im Jupiter- und Saturnpectrum beobachteten rothen Bande zusammenfällt.

Was über die Abweichung des Uranspectrum von dem Sonnenspectrum gesagt wurde, gilt ebenfalls in Betreff des Neptunpectrum. Auch dieses ist zu lichtschwach, als daß die Wahrnehmung Fraunhofer'scher Linien möglich gewesen wäre. Dagegen ließen sich einige dunkle Absorptionsbanden auffassen, deren Lage mit den im Uranspectrum wahrgenommenen übereinzustimmen scheint, so daß jetzt die Spectra dieser beiden äußersten Planeten als identisch angesehen werden können.

* * *

Gehen wir im Weltenraum weiter, so haben wir hier am geeignetsten die Resultate der Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Beobachtung der Kometen zu erwähnen. Wir können uns jedoch kurz fassen, da erst vor nicht langer Zeit Näheres über die Resultate in dieser Zeitschrift berichtet worden. Donati war der Erste, welcher eine Spectralbeobachtung über den ersten Kometen des Jahres 1864 publicirte. Während Huggins sich wegen der ungünstigen Witterungsverhältnisse vergeblich bemühte, zu Resultaten zu gelangen, konnte Donati mittheilen, daß die Spectren der Metalle dem Kometenspectrum ähnelten; die dunklen Theile wären breiter als die helleren, und man könne behaupten, daß das Spectrum aus drei hellen Linien bestände. Genauer wurde schon der erste Komet des Jahres 1866 untersucht, aber Secchi und Huggins gelangten zu abweichenden Resultaten, Beide beobachteten ein schwaches continuirliches Spectrum, auf demselben nahmen

Secchi drei helle Linien, Huggins nur eine wahr. Zu der Folge haben sich im Allgemeinen drei helle Banden auf einem continuirlichen Grunde ergeben. Aber bis zum Jahre 1874 konnten fast nur sehr lichtschwache Kometen in den Bereich der Untersuchungen gezogen werden. Eine Uebereinstimmung mit irdischen Stoffen war bei der Unsicherheit der Beobachtungen nur in wenigen Fällen — bestimmt nur bei dem Winnecke'schen Kometen des Jahres 1868 — nachzuweisen (Fig. 13). Das Spectrum dieses Kometen bestand (außer dem continuirlichen Spectrum) aus drei Streifen, die nach dem rothen Ende des Spectrum scharf begrenzt, nach dem violetten Ende verwaschen erschienen. Die Uebereinstimmung mit dem Spectrum des ölbildenden Gases war auffallend, und Huggins sprach die Vermuthung aus, daß die diesen Kometen bildende Materie etwa Kohlenwasserstoff sei. Der helle im Jahre 1874 erschienene Komet (Coggia) wurde begreiflicherweise auch eifrig spectroscopisch untersucht, und das Resultat war eine volle Uebereinstimmung der hellen Streifen mit den in den Spectren der Kohlenwasserstoffe sichtbaren. Die Unterschiede, welche die übrigen beobachteten Kometenspectren gezeigt haben, sind nun nicht der Art, daß sie einer Verallgemeinerung der Hypothese über die Materie der Kometen überhaupt in dem Sinne der erwähnten beiden Kometen schroff entgegenstehen. Mit voller Uebereinstimmung haben aber die Kometen bisher nur das continuirliche Spectrum nebst den hellen Banden ergeben und zu dem Schluß geführt, daß sie theils mit reflectirtem (Sonnen-) Licht, anderentheils mit eigenem Licht leuchten.

* * *

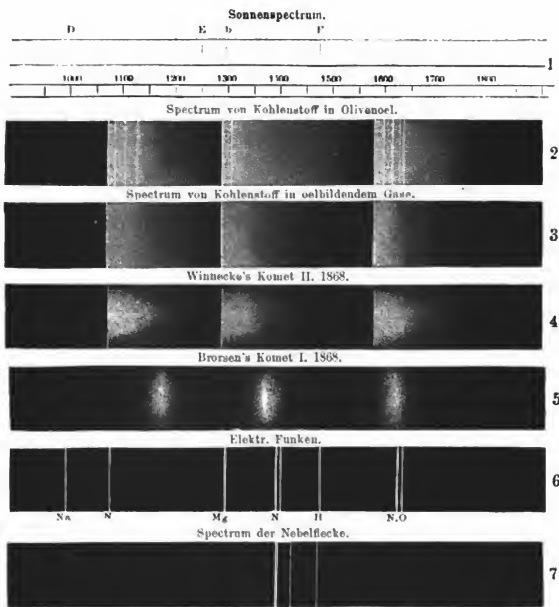
Die Kometen führen uns vom Sonnensystem, in welches sie zu Zeiten eintreten, weiter in den für unsere Sinne unbegrenzten Raum hinaus; fragen wir nach den Resultaten, welche uns die Spectralanalyse der Fixsterne und Nebelflecke geliefert hat, so muß zunächst betont werden, daß es nicht die letzte Frage des Astronomen ist, ob auf diesem oder jenem hellen oder weniger hellen Sterne Eisen, Magnesium oder was sonst für irdische Stoffe

vorkommen. In der ersten Zeit, nachdem die Methode der Spectralanalyse bekannt geworden, übte die Erforschung der chemischen Zusammensetzung den größten Reiz — die Methode war aber in ihrer Kindheit; wenn sie aber der Astronomie dienen soll, so muß sie mehr als das leisten, sie muß Aufschluß über Kräfte und die aus

Es wurde bereits an anderer Stelle erwähnt, daß Fraunhofer das Licht der Sterne prismatisch zerlegte und hier andere Wirkungen als bei der Zerlegung des Sonnenlichtes erhielt. Diese, sowie die im Jahre 1860 von Donati angestellten Beobachtungen hatten aber weitere Konsequenzen nicht, da man den Beob-

www.libtool.com.cn

Fig. 13.



ihnen hervorgehenden Bewegungen zu geben versuchen und so wieder die Bessel'sche Ansicht über die Ziele der Astronomie aufs neue bekräftigen helfen. Damit soll auch hier nicht zurückgewiesen werden, was in jener Hinsicht erreicht worden; wie häufig findet der Wanderer abseits seiner gewählten Reiseroute die herrlichste Natur, die schönsten Erzeugnisse der Kunst, und wird dadurch, mit neuer Kraft gestärkt, seine Straße, auf der er schon verzagen wollte, getrost weiter ziehen, bis er das Ziel erreicht hat.

achtungen noch keine Deutung geben konnte. Nach der Kirchhoff-Bunsen'schen Entdeckung haben Rutherford und Secchi einige Versuche in dieser Richtung bekannt gemacht, besonders aber waren es die schon oft erwähnten Astrophysiker und Chemiker Huggins und Miller, welche in Gemeinschaft die Untersuchung der Fixsterne unternahmen. Die Zahl der Sterne, über welche sie in ihrer ersten Abhandlung berichten, beträgt etwa 50, von diesen sind aber nur 4 sehr helle, und nur die Spectra von α Tauri (Aldebaran) und

a Orionis (Beteigense) sind genau gezeichnet. Es zeigten sich hier die Spectra so reich an Linien, daß, wie bei der Sonne, eine genaue Messung aller Linien nicht gelingen konnte. Etwa 80 dunkle Linien sind in jedem Spectrum ihrer Lage nach genau bestimmt worden. Daraus ergibt sich, daß die für das Natrium charakteristische Doppellinie D auch im Spectrum des Sternes auftritt, Natrium bildet also vermuthlich einen Bestandtheil der Atmosphäre dieses Sternes. Drei Linien im Grün werden durch leuchtenden Magnesiumdampf erzeugt, dieselben fallen ihrer Lage nach vollständig mit dunklen Linien im Sternspectrum zusammen; man schließt daraus, daß als weiteres Element Magnesium auf jenen fernen Sonnen vorkommt. In ähnlicher Weise hat sich die Gegenwart von Wasserstoff, Wismuth, Calcium, Eisen, Tellur, Antimon, Quecksilber auf *a Tauri*, von Calcium, Eisen, Wismuth auf *a Orionis* nachweisen lassen. Dagegen zeigten sich auf ersterem Stern keine Linien, welche auf Stickstoff, Kobalt, Zinn, Blei, Cadmium, Baryum und Lithium schließen ließen, und bei dem zweiten Sterne fehlten Wasserstoff, Stickstoff, Zinn, Kadmium, Silber, Quecksilber, Baryum und Lithium. Man sieht schon an diesen zwei Beispielen die verschiedene Zusammensetzung der Sterne, der Ausblick der Spectren zeigt eine ganz andere Gruppierung der Absorptionsstreifen, auffallend ist z. B. der Mangel an Wasserstoff bei *a Orionis*.

So konnten bereits Huggins und Miller auf verschiedene Typen in den Fixsternspectren aufmerksam machen, wenn auch alle Sterne, die sie untersuchten, im Wesen unserer Sonne ähnlich erschienen, soweit nämlich, daß ihr Licht wie das der Sonne von einer bis zum intensivsten Weiß erhitzten Materie ausstrahlt und eine Atmosphäre absorbirender Dämpfe durchläuft.

Unter weit günstigeren Verhältnissen als Huggins und Miller beobachtete Secchi; während jene dem Himmel die zu solchen Untersuchungen günstigen Momente in dem feuchten englischen Klima abringen mußten, war Letzterer von dem reinen, klaren Himmel Italiens begünstigt. Seine Untersuchungen gewannen denn auch rasch eine weit größere Ausdehnung; anfangs unterschied er ebenfalls nur zwei Typen,

die der weißen und gefärbten Sterne; als er aber die Untersuchungen von 316 Sternen im Jahre 1867 bekannt machte, hatte er die Einführung einer dritten Classe für nothwendig gehalten. Er selbst bestimmt die Typen in seiner Abhandlung wie folgt: der erste Typus ist derjenige der sogenannten weißen Sterne, zu denen *a Canis majoris* (Sirius), *a Lyrae* (Wega), *a Aquilae* (Atair) und viele andere gehören. Ungefähr die Hälfte der Sterne des Firmaments gehört zu ihnen. Sie haben im Allgemeinen zwei dicke Linien, die eine im Blau, an der Grenze zum Grün, fällt mit der Fraunhofer'schen F-Linie zusammen, die andere im Violett liegt sehr dicht bei der Fraunhofer'schen H-Linie. Eine dritte Linie findet sich in dem äußersten Violett, aber sie ist nur bei den hellsten Sternen sichtbar und fehlt bei den schwächeren wegen des mangelnden Lichtes in diesem Theile des Spectrums. Die Breite dieser Linien ist zuweilen so groß, daß sie förmliche Lücken bilden und sich im Gesichtsfelde des Instruments wie dicke Fäden annehmen. Die Ränder der Linien sind nicht immer ganz sauber, zuweilen nebelig und verwaschen. Der zweite Typus ist derjenige der Sterne mit feinen Linien, analog unserer Sonne. Die gelben Sterne *a Bootis* (Arcturus), *a Aurigae* (Capella), *β Geminorum* (Pollux) und die meisten Sterne zweiter Größe gehören diesem Typus an. Man sieht die Linien trotz ihrer Feinheit und häufigen Schwäche sehr scharf und bestimmt. Der dritte Typus bildet einen Gegensatz zu dem ersten, er enthält die Sterne, deren Spectren sechs bis sieben helle breite, durch schwarze Linien und halbdunkle nebelige Zwischenräume getrennte Zonen zeigen. Die Repräsentanten dieser Classe sind: *a Orionis* (Beteigense), *a Scorpionis* (Antares), *a Herculis*, *β Pegasi*, *β Persei* etc. Diese Sterne haben meistens eine orangegelbe oder rothe Farbe, und einige geben trotz ihrer Kleinheit ein sehr lebhaftes Spectrum. Einer der auffallendsten Sterne dieser Gruppe ist *a Herculis*. Derselbe (dritter Größe) zeigt im Spectrum eine Reihe gleichsam von der Seite beleuchteter Säulen. Man kann es nicht besser beschreiben als durch Zuhilfenahme der Zeichnung einer architektonischen Säulen-

reihe. Dieser Typus ist nicht so zahlreich vertreten wie die übrigen beiden und vermengt sich oft mit dem zweiten, dessen äußerste Grenze er zu bilden scheint. Aldebaran befindet sich an dieser Grenze zwischen dem zweiten und dritten Typus.

Als Secchi seine Beobachtungen weiter fortsetzte und namentlich schwächere Sterne untersuchte, fand er, daß die Zahl der Typen um einen vierten vermehrt werden müsse. Dieser vierte Typus hat einige Ähnlichkeit mit dem dritten und unterscheidet sich von ihm durch die Zahl der hellen Zonen, welche nur drei anstatt sechs bis sieben beträgt. Ein weiterer Unterschied liegt darin, daß das Licht der Zonen an der Seite des Violett plötzlich und scharf anfängt, sich aber unmerklich nach der Seite des Roth hin abschwächt, während bei den Spectren des dritten Typus diese Erscheinung gerade im entgegengesetzten Sinne auftritt.

In neuester Zeit hat D'Arrest in Kopenhagen eine spectroscopische Durchmusterung der Sterne am nördlichen Himmel vorgenommen und hiermit über die relative Häufigkeit der Spectren, namentlich des dritten und vierten Typus, am nördlichen Himmel größere Gewißheit verbreitet. Unter etwa 11000 spectralanalytisch geprüften Fixsternen fand D'Arrest 80 Sterne des dritten Typus, dagegen nur fünf neue des vierten Typus. Man kann also auf etwa 140 Sterne schon einen der dritten Classe, aber noch lange nicht auf 1000 einen der vierten zu finden erwarten. Die Durchmusterung betraf alle Sterne bis zur 7. und 8. Größenklasse hinab, und die obigen Verhältniszahlen gelten daher natürlich auch nur für die Sterne, welche innerhalb dieser Grenze liegen. Die Lage und Gruppierung der trennenden dunklen Absorptionsbänder sind in voller Uebereinstimmung, so daß eine auffallende Einförmigkeit durch alle diese prachtvollen Spectren geht.

Im Winter 1874/75 gelang es D'Arrest einige Male, die Absorptionsbanden des dritten Typus in Gruppen von deutlich getrennten Linien aufzulösen; dieselben wachsen in jeder Gruppe der Reihe nach an Tiefe, Schärfe und Dunkelheit nach dem violetten Ende hin und erzeugen unter gewöhnlichen Umständen und bei schwächerer Dispersion in dieser Weise

den Eindruck der einseitig scharf, anderseits verwischenen Bänder. Vom vierten Typus giebt es zwar am nördlichen Himmel keinen Stern, der hell genug wäre (nicht über 6. Größe), um dasselbe Experiment mit Erfolg anstellen zu können, aber der Schluß aus Analogie wird in diesem Falle keinem Bedenken unterliegen. Man darf annehmen, daß die Bänder auch bei dieser Gattung aus einzelnen Linien bestehen, welche der Reihe nach an Intensität nach der entgegengesetzten Seite zunehmen. Interessant ist eine Bemerkung D'Arrest's, aus welcher hervorgeht, daß die Einteilung in die vier Classen der Gesamtheit der geprüften Sterne entspricht; er erwähnt, daß er nur einmal einen Stern 6. Größe mit vorzüglich stark gezeichneten Bändern fand, das System derselben schien zu einer ganz abweichenden Grundform zu gehören: es zeigte sich bald, daß er spectroscopisch den Uranus entdeckt hatte.

Die oben von Secchi gegebene Behauptung, daß der dritte Typus sich an orangefelbe und rothe Sterne knüpfe, ist von D'Arrest modificirt worden, indem er „oft genug bei absolut ungefärbten Sternen“ das Spectrum des dritten Typus antraf. Dagegen fand auch er bestätigt, daß die vielfach am Himmel angetroffenen sogenannten veränderlichen Sterne — diejenigen, welche theils in regelmäßigen kürzeren oder längeren, oder auch in noch nicht erkannten Perioden ihre Helligkeit verändern — besonders frappante Spectren zeigen. In letzterer Hinsicht sind seit der Aufnahme der Spectralbeobachtungen namentlich zwei Sterne zu erwähnen, welche plötzlich hell anluchteten und nach relativ kurzer Zeit des Glanzes an Helligkeit abnahmen und wieder vollständig dem bloßen Auge verschwanden, ja bald nachher kaum noch in guten Fernröhren erkannt werden konnten.

Der erste dieser Sterne wurde bereits früher genannt, *T Coronae*. Im Mai 1866 erschien plötzlich ein Stern zweiter Größe im Sternbilde der nördlichen Krone, welcher bisher nur als ein ganz schwaches, mit starken Fernröhren sichtbares Sternchen bekannt war. Huggins und Miller untersuchten das Spectrum dieses auffallenden Gestirns und waren nicht wenig erstaunt, hier ein von den

Spectren der übrigen Fixsterne ganz abweichendes Spectrum zu erblicken. Es traten nämlich in demselben noch helle Linien neben den dunklen auf; es schienen also zwei über einander liegende Spectren zu sein, das eine ein gewöhnliches Sternspectrum, das andere das eines glühenden Gases. Die Lage der hellen Linien sprach deutlich für die Gegenwart des Wasserstoffs.

Der zweite Stern wurde von Schmidt in Athen am 24. November 1876, Abends gegen 6 Uhr, als Stern dritter Größe entdeckt. An dem Orte des Himmels war in keinem Fixsternverzeichnis ein Stern verzeichnet, er mußte daher vor seiner plötzlich auftretenden Helligkeit mindestens schwächer als 9. Größe gewesen sein. Auch bereits am folgenden Tage nahm sein Glanz ab, und als die erste spectroscopische Beobachtung von Vogel gemacht werden konnte, war er schon nahe einem Sterne 5. Größe gleich. Der Stern ist von mehreren Beobachtern spectralanalytisch untersucht worden, von Vogel allein an 16 Abenden, in der Zeit vom 5. December 1876 bis zum 10. März 1877, wo er schwächer als ein Stern 8. Größe geworden war. Das Spectrum war ein continuirliches mit zahlreichen dunklen Linien und Bänden und einigen hellen Linien. Die Intensität des continuirlichen Spectrums nahm sehr rasch ab und zwar nicht gleichmäßig in seiner ganzen Ausdehnung; die Abnahme im Blau und Violet war wesentlich rascher als die im Grün und Gelb, der rothe Theil war schon im Anfang matt und bald blieb nur eine helle isolirte rothe Linie übrig. Auch bei diesem Stern traten die Wasserstofflinien deutlich hervor, daneben noch besonders eine bisher nicht identificirte.

Lassen sich nun hieraus schon mit Gewißheit Schlüsse über die Ursache und das Wesen der Erscheinung im Einzelnen ziehen? Das nicht, wohl aber können wir im Allgemeinen annehmen, daß großartige, mit der kolossalsten Wärmeentwicklung verbundene Umwälzungen auf jenen entfernten Gestirnen stattgefunden haben; vielleicht haben sich bei solchen Sternen durch die stete Ausstrahlung der Wärme Abkühlungsproducte auf der Oberfläche gebildet, welche sich mit der Zeit so vermehrten, daß die ganze Oberfläche des

Körpers mit einer kühleren Schicht bedeckt ist, so daß wir nun weniger oder gar kein Licht von ihm erhalten. Die kühlere Schicht zieht sich mehr und mehr zusammen und übt auf den flüssigen Kern stärkeren Druck; plötzlich werden die inneren glühenden Stoffe die Rinde durchbrechen und hervorstürzen, dabei eine neue Verbrennung der abgekühlten Theile herbeiführen. Wenn dieser Verbrennungsproceß von kurzer Dauer ist, dann wird, wie es 1876 sichtbar war, das continuirliche Spectrum rasch an Helligkeit abnehmen, während die hellen Linien des Spectrums, welche von den in ungeheurer Menge aus dem Innern hervorbrechenden Gasen herrühren, einige Zeit länger leuchtend erscheinen.

Es ist bekannt, daß es bereits vor ziemlich langer Zeit gelungen ist, eine eigene Bewegung der Fixsterne durch Vergleichung früherer und neuerer Bestimmungen ihrer Orte am Himmel zu constatiren. Diese Bewegung ließ sich aber nur bestimmen, wenn ihre Richtung nicht mit der den Stern und die Erde verbindenden Linie zusammenfiel, eine Annäherung des Sterns an die Erde oder eine zunehmende Entfernung des Sterns von der Erde konnte mit den früheren Hülfsmitteln niemals bestimmt werden. Nach der Undulationstheorie des Lichtes kann nun aber mit Hülfe des Spectroscops mit mehr oder minder großer Wahrscheinlichkeit auch diese Bewegung entdeckt werden. Das Princip ist einfach und bereits von Doppler 1841 aufgestellt worden. Das Licht entsteht, wie wir sahen, durch Wellenschwingungen des Lichtäthers, die verschiedene Farben durch die verschiedene Schnelligkeit dieser Schwingungen, gerade wie die Höhe des Tones bedingt wird durch die Zahl der Schallwellen, welche in bestimmter Zeit das Ohr treffen. Wenn sich nun die Lichtquelle mit einer Geschwindigkeit, die nicht verschwindend gegen die des Lichtes ist, auf uns zu bewegt, müssen in bestimmter Zeit weniger, im entgegengekehrten Fall mehr Lichtwellen unser Auge treffen, es muß also im Spectroscop eine Verschiebung der Linien im ersteren Fall nach der rothen, im letzteren nach der violetten Seite bemerkbar sein. Zuerst wurden Beobachtungen in dieser Richtung von Huggins gemacht, dann folgten Vogel,

Christie und Andere. In Anbetracht der außerordentlichen Schwierigkeiten dieser Messungen stimmten die Resultate der verschiedenen Astronomen gut überein. Es fanden sich als Sterne, welche sich von uns entfernen, *α Canis maj.*, *α Geminorum*, *α Leonis*, durchschnittlich mit einer Geschwindigkeit von fünf bis sechs Meilen in der Secunde, und als Sterne, welche sich uns nähern, *α Bootis*, *α Lyrae*, *α Cygni*, *α Aquilae* mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von elf Meilen in der Secunde.

Zu den wunderbarsten Objecten am Himmel gehören bekanntlich die sogenannten Nebelflecke. In sternklarer, nicht durch das Mondlicht beeinträchtigter Nacht gewahrt man schon mit bloßem Auge hie und da wolkenähnliche Gebilde, die sich, mit mächtigem Fernrohr betrachtet, in eine ungeheure Anhäufung von Fixsternen auflösen oder, auch der stärksten mechanischen Hülfsmittel spottend, ihr nebelhaftes Aussehen, nur mit weit mehr Details, behalten. Man hat noch vor nicht langer Zeit aus der Analogie geschlossen, daß alle Nebelflecke Sternanhäufungen wären und daß bei den „nicht auflösbaren“ entweder unsere optischen Instrumente noch unzureichend oder die Entfernung zu riesengroß wäre. Diese Meinung ist durch die Spectralanalyse widerlegt worden. Schon 1864 unterzog Huggins einige Nebelflecke der spectroscopischen Beobachtung. Als er den ersten Nebelfleck, einen planetarischen im Sternbild des Drachen, eingestellt hatte und nun in das mit dem Fernrohr verbundene Spectroskop blickte, meinte er, daß irgend welche Unordnung am Instrument stattgefunden hatte. Kein Spectrum war zu sehen, sondern nur eine kurze Lichtlinie! Bald fand er jedoch, daß das Licht des Nebel-

fleck nicht aus Strahlen verschiedener Brechbarkeit bestand, sondern daß es abweichend von Allem, was er bisher beobachtet hatte, monochromatisch war und daher kein Spectrum bilden konnte. Bei schärferer Stellung des Apparates kamen noch zwei weitere helle Linien zum Vorschein, auch meinte er, ein ganz schwaches Spectrum noch außer den erwähnten drei Linien wahrzunehmen. Ganz ähnlich verhielten sich auch andere Nebelflecke, die er in der Folge untersuchte. Helle Linien bedeuten aber stets ein Gasspectrum, und es dürfen daher in den Nebelflecken Gasanhäufungen vermuthet werden. Nicht alle Nebelflecke zeigen indessen das helle Linienpectrum, einige geben im Gegentheil ein continuirliches Spectrum; zu diesen gehören aber alle diejenigen, deren Auflösbarkeit in Sterne von Lord Rosse nachgewiesen war; andere, bei denen das Teleskop sicheren Anschluß nicht gab, konnten durch die Art des Spectrums in die Classe der wirklichen Nebelflecke oder die der Sternhaufen eingereiht werden. Welcher Art nun aber das die Nebelflecke bildende Gas ist — ob Wasserstoff (die eine Linie fällt mit einer Linie des Wasserstoffs zusammen) oder Stickstoff, wofür eine andere Linie zu sprechen scheint, ist eine vorzeitige Frage, und wer in der Lösung derselben die Aufgabe der Astronomie sieht, der, wir wiederholen es, verkennt die hohen Ziele derselben. Vorläufig muß dankbar das positive Resultat der neuen Methode, die Verichtigung der Meinung über die Auflöslichkeit der Nebelflecke, angenommen werden.

Die Zerlegung des meistens außerordentlich schwachen Lichtes hat auch hier Aufklärung gegeben, wo es in seiner Zusammensetzung noch bis in die fernsten Zeiten Unsicherheit gelassen haben würde.





www.libtool.com.cn

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Friedrich Spielhagen.

Lehte Schuljahre.

Inter dem Titel „Aus meiner Jugend Stadt“ hatte ich in dem „Skizzenbuche“ Erinnerungen aus meinem Leben mitgetheilt, die mir gekommen waren, als ich nach manchen, manchen Jahren zum ersten Male wieder Stralsund besuchte — die altersgraue Stadt am Strande der blauen Ostsee, in welcher das Schicksal, dem ich dafür nicht dankbar genug sein kann, mich meine Knaben- und frühere Jünglingszeit verleben ließ. Die lieben Freunde in der Nähe und Ferne, an die ich in erster Linie bei der Veröffentlichung jener Reminiscenzen dachte und denen ich das „Skizzenbuch“ widmete, nahmen die kleine Gabe hin, wie sie gemeint war: als einen bescheidenen, authentischen Beitrag zur Entwicklungsgegeschichte eines Menschen, dessen schriftstellerische Thätigkeit sie nun bereits so lange bald mit größerem, bald mit geringerem Wohlgefallen, gewiß auch manchmal mit entschiedener Mißbilligung — wer schriebe nicht jeztweilen invita Minerva? oder wer könnte es Vielen jeder Zeit gleicherweise recht machen? —, immer aber doch mit entschiedener Theilnahme verfolgt hatten. Sie ließen es nicht an Aufforderungen fehlen, ich möchte es doch nicht bei der einen Skizze und dem Aufang des Anfangs bewenden lassen, im Gegentheil diese Mittheilungen gelegentlich fortsetzen, bevor die Erinnerung,

gleich einem zu lange lagernden Wein, den annuthenden Dufst und die erquickende Frische verliere. Die letztere Gefahr nun: von Mnemosyne verlassen zu werden, schreckte mich nicht. Wie capriciös auch sonst mein Gedächtniß ist — in Allem, was wirkliche Erlebnisse betrifft — und um diese allein konnte es sich doch nur handeln —, durfte ich mich von jeher auf die minutiöse Treue und Genauigkeit desselben unbedingt verlassen, und ich darf es noch heute. Wohl aber fehlten mir gerade während der letzten Jahre die Gelegenheit, die Muße, die Disposition zu der Wiederaufnahme einer Arbeit, deren Gegenstand ich selber war. Ich hatte seit dem Jahre 1874, in welchem das „Skizzenbuch“ herauskam, in „Sturmfluth“, „Das Skelet im Hause“ und „Platt Land“ die Lebenswege und Schicksale von ein paar Duzend anderen Menschen, die ich, mochten sie nun gut oder schlecht, klug oder dumm sein, alle mit gleicher Liebe liebte, weil sie alle meine Kinder waren, zu verfolgen und darzustellen; und bei diesem mühseligen Geschäft, soll es sich für den Leser rentiren, muß sich nach meiner leider unmaßgeblichen Ansicht der Vater — ich meine der Autor — bescheiden im tiefsten Hintergrunde halten, aus seinen individuellen Meinungen, Gedanken und Empfindungen möglichst wenig Wesen machen, mithin das genaue Gegentheil von dem thun, wozu

derjenige auf Tritt und Schritt gezwungen ist, der die Geschichte seines Lebens, wenn auch nur fragmentarisch, zu schreiben versucht.

Aber selbst die eifrigsten, mittheilendsten Romanschreiber bedürfen jezuweilen der Ruhe und Erholung. Der Fall trat für mich in dem Spätherbst des verfloßenen Jahres ein, und der Zufall wollte, daß ich auf die eindringlichste Weise an die endliche Erfüllung jenes nun schon so oft gegebenen Versprechens gemahnt wurde. Meine Erholungsreise hatte mich zuletzt nach Bonn geführt. Der Aufenthalt sollte nur drei Tage dauern, es wurde ebenso viel Wochen daraus.

Und während ich in einem Kreise gelehrtester, geistvollster Männer und lebenswürdigster, großherziger Frauen unvergeßliche Stunden verlebte, mußte ich immer eines Jünglings denken, der vor mir fast einem Menschenalter in diesem so gastfreien, so verständnißvollen, theilnehmenden Bonn sich „Studirens halber“ — wie damals die offizielle Phrase lautete — fünf volle Semester hindurch „aufgehalten“ — fast immer einsam und immer unzufrieden, geplagt von Zweifeln an der Würde der Wissenschaft, an dem Werth des Lebens, an dem eigenen Werth, und mehr als einmal der Verzweiflung nahe.

Und mußte weiter denken, welch' unendliche Reihe trübster Tage dem Jüngling erspart geblieben wären, hätte er die Vision einer der vollen, glänzenden Stunden gehabt, welche dem Manne an eben dieser Stelle beschieden waren, und den Glauben an die Erfüllung dieser Vision.

Oder waren diese Tage nicht nur Schicksals Schluß, wie ja sonder Zweifel, sondern auch der Schluß eines weissen, vorausehehenden Geschicks, welches das allzu weiche oder allzu spröde Metall meines Talents so lange auf dem Ambos des Lebens hämmern wollte, bis es brauchbar würde zu soliden poetischen Werken?

Müßige Frage! wer darf sagen: mein Leben würde sich so oder so, würde sich völlig anders entwickeln haben, wenn in dem oder jenem gegebenen Augenblick dies oder jenes Moment auf mich eingewirkt hätte!

Wallenstein meint: es giebt keinen Zufall, und er hat in gewissem Sinne Recht.

Denn wir können freilich niemals, so lange wir leben, aus den von außen auf uns eindringenden Verhältnissen, Umständen, Ereignissen, über die wir keine Macht haben und die mithin zufällig genannt werden dürfen, herans, so wenig wie aus der atmosphärischen Luft; daß aber die Verhältnisse, Umstände, Ereignisse gerade diese Wirkung auf uns üben und keine anderen, erklärt sich schlechterdings nur aus der eigenthümlichen Beschaffenheit unseres Ich mit seinen Kräften, Trieben, Dispositionen. Lassen wir von den beiden genannten Factoren den ersteren unverändert, setzen aber im zweiten an Paul's Stelle den Peter, und das Product wird in dem Maßstabe von dem zuvor herausgerechneten differiren, als Paul von dem Peter verschieden ist. So ist denn das „Wenn“, auf den Gang eines bestimmten Menschenlebens angewandt, im Grunde ein recht harmloses Ding. Man kann getrost sagen, daß dies „Wenn“, wäre es auch gekommen, den allermindesten, vielleicht gar keinen Einfluß auf den Betreffenden ausgeübt hätte, ja daß es in der That gekommen und vorhanden gewesen ist, ohne daß Jener es merkte und, wie er nun einmal beschaffen war, merken konnte.

Das sind sehr triviale Wahrheiten. Dennoch thut der Biograph und nun gar der Autobiograph gut, dieselben sich völlig klar zu machen und in seinem Herzen zu bewahren, will er überall der Versuchung widerstehen, da, wo sein Held nicht über eine Dornenhecke oder einen Schlammgraben kommen konnte, welche sich durch sein Leben zogen, mit dem bequemen Sprungstock eines „Wenn“ gefällig oder selbstgefällig nachzuhelfen.

Ich hatte in jenen Erinnerungen aus meiner Jugend Stadt und meiner Jugendzeit von diesem freundlichen Mittel noch allzu reichlichen Gebrauch gemacht. Dadurch war, wenn auch nicht die Wahrhaftigkeit des Berichterstatters, doch die Wahrheit seines Berichtes ein wenig getrübt und das ganze Bild in eine allzu subjectiv-sentimentale Beleuchtung gerückt.

Ein anderer Umstand kam hinzu.

Es war, als ich jene Skizze schrieb, durchaus nicht meine Absicht gewesen, etwas Vollständiges zu geben; hatte eigentlich nur für mich geschrieben, höchstens

für meine vertrauesten Freunde, die sich wohl in den Andeutungen klug zurecht finden, über die Sprünge und Risse gütig weggehen oder dieselben mit dem Material, das ihnen sonst zur Hand war, ausfüllen würden.

Indem ich nun aber eine pragmatische Darstellung meines Lebens für ein größeres Publikum ernsthafter ins Auge faßte, mußte ich mir sagen, daß ich auf einem so brüchigen Fundament nicht einfach weiter bauen könnte; daß ich wenigstens noch einige Futtermauern ziehen und Ecksteine einfügen müsse, sollte das Ganze einen Halt gewinnen.

Und so kam ich nothgedrungen von dem ersten Gedanken, den mir der Ort, an welchem ich mich befand, eingegeben, zurück: nämlich den Leser gleich mit mir zur Universität zu führen; muß ihn vielmehr bitten, mir noch einmal in die Stadt zu folgen, die ich nicht meine Vaterstadt nennen darf, und an der doch alle Erinnerungen meiner Jugend unauslöschlich haften.

Und da bin ich nun freilich genöthigt, ihn sofort wieder vor eine jener Dornenhecken zu geleiten, von denen ich oben sprach, ja eine der schlimmsten meines Lebens, sicher die schädlichste und unbequemste für mich während der letzten Jahre, welche ich in meinem Elternhause verbrachte.

Diese böse Hecke war die Nothwendigkeit, die jetzt an mich herantrat, mich für einen bestimmten Beruf zu entscheiden.

Man weiß, wie jahrelässig diese wichtige Entscheidung nur zu oft getroffen wird. Ein junger Mensch hat seine Gymnasialbahn fast durchlaufen; das Abiturienten-Examen steht vor der Thür; er ist nicht unfleißig gewesen; er wird ohne Zweifel, wenn nicht ein glänzendes Zeugniß erhalten, so doch ganz gut durchkommen. Und dann? Im Allgemeinen ist man darüber schlüssig, daß der junge Mensch studiren soll. Eine specielle Neigung für dieses oder jenes Fach hat sich vor der Hand nicht herausgestellt; aber die Augenblicke sind kostbar; eine Wahl muß getroffen werden, eine definitive: die Beschränktheit der häuslichen Mittel schließt zwar keineswegs die Möglichkeit aus, daß eine falsche Entscheidung getroffen wird, aber wohl die einer spä-

teren Rectification des begangenen und auch erkannten, zu spät erkannten Irrthums. Wie soll man den letzteren vermeiden? Man erwägt, man wägt — das Jünglein wendet sich bald hierhin, bald dorthin, und steht dann wieder still, bis endlich irgend ein Moment den Ausschlag giebt, das mit dem Kern der Frage: mit der Qualification des Betreffenden für den erwählten Beruf, schlechterdings nichts zu thun hat. Der Vater ist Jurist: er kann mithin wenigstens den Studiengang seines Friß, falls dieser dasselbe Fach ergreift, überwachend, ihn in seiner späteren Carriere fördern, — also — Oder die Chancen für den jungen Juristen würden voraussichtlich in den nächsten sechs, acht Jahren nicht besonders sein; aber der Bruder Medicinalrath (in derselben Stadt) ist kinderlos, kränklich und hat bereits wiederholt davon gesprochen, sich zur Ruhe setzen zu wollen. Er würde es gewiß mit der Ausführung dieses Gedankens noch anstehen lassen, wenn er sicher sein könnte, daß Otto in fünf oder sechs Jahren — folglich — Oder die Mutter hat einen mystisch-frommen Zug, und der Vater (der übrigens sehr aufgeklärt ist) kann sich dem Gedanken nicht verschließen, welchen Vortheil es gewähren würde, wenn Carl möglichst bald nach absolvirtem Triennium als Candidat der Philologie oder Theologie eine wenn auch noch so bescheidene ökonomische Selbstständigkeit erlangte; und weiter: der hochwohlweise Magistrat, in welchem er so viel gute Freunde sitzen hat, ist der Patron von einigen Duzend Prediger- und Gymnasiallehrerstellen — ergo. — Und so gehen Friß, Carl, Otto hin und werden Juristen, Mediciner, Philosophen oder Theologen und, sind sie sonst nur tüchtig, brauchbare Mitglieder ihres Berufes. Denn wenn auch die Koryphäen in jeder geistigen Sphäre geboren werden müssen wie die Dichter — in allen anderen giebt es gewisse Arbeiten und Berichtigungen, die gethan und gut gethan sein wollen, und deshalb den ehren, der sie so thut, mögen dabei auch manchmal an die Hände größere Ansprüche gemacht werden als an den Kopf, während der mittelmäßige Dichter bekanntlich weder den Menschen noch den Göttern wohlgefällig ist.

Schon aus diesem Grunde würde ich es nur in der Ordnung finden, wenn nachdenkliche Eltern selbst heute, wo man denn doch den dichterischen, den schriftstellerischen Beruf so ungefähr gelten läßt, wie andere auch, die scheinbar entschiedenste Begabung eines Sohnes nach dieser Richtung (bei einer Tochter hätte es da mit vielleicht weniger auf sich) zwar recht freudig begrüßten, wie jedes Symptom höheren seelischen Lebens, und ebenso sorgsam überwachten, aber sich wohl hüteten, dieselbe gewissermaßen officiell anzuerkennen und in offensibler Weise zu begünstigen. Ich bin freilich, im Widerspruch mit der gewöhnlichen Annahme, überzeugt, daß der geborene Poet sich ebenso früh ankündigt, wie der geborene Maler oder Musiker; aber die Zeichen sind gar geheimnißvoll, und ich verdente es Niemand, wenn er die Verantwortung, dieselben richtig erkannt und gedeutet zu haben, von sich ablehnt, mit Berufung auf den Erfahrungssatz, daß das poetische Talent im besten Falle die längste Zeit braucht, um sich zu entfalten und völlig auszureifen, und im Uebrigen vertraut, der Gewiss, wenn er nur der rechte ist, müsse und werde, trotz alledem und alledem, sein ferngestecktes Ziel erreichen und seine hohe Mission erfüllen.

Ich sage: ein solches Verhalten würde ich noch heutigen Tages selbst den Eltern empfehlen, die, vom Glück in ein Centrum geistigen Lebens gestellt, mit der Möglichkeit des klarsten Ueberblicks der menschlichen Dinge, frei von allen beschränkenden Vorurtheilen, über das poetische Talent zu urtheilen und zu entscheiden hätten, welches sich in einem ihrer Kinder anzukündigen scheint.

Wie weit Stralsund davon entfernt war, ein Centrum geistigen Lebens zu sein, ja wie weit es von einem solchen Centrum ablag, habe ich in der erwähnten Skizze angedeutet, und es sind hier diesem Uebel, dessen Wichtigkeit im Allgemeinen ich noch heute gegen den Widerspruch der Eingebornen aufrecht erhalte, nur einige wenige Striche hinzuzufügen.

Es war in Stralsund fast ein Ding der Unmöglichkeit, auf den extravaganten Gedanken zu verfallen, die gebahnten Heerstraßen der Universitätsstudien mit den

folgenden praktischen Stationen und obligaten Schlagbäumen ersten, zweiten und dritten Examens zu verlassen, auf welchen sich wohlgerathene Patricieröhne und Söhne höherer Beamten seit Menschengedenken bewegten. Selbst dann fast unmöglich, wäre das fragliche Talent ein musikalisches oder malerisches gewesen. Unter meinen Schulkameraden war vielleicht einer und der andere, dem nach dieser oder jener Seite eine entschiedene Begabung innewohnte, und der in Berlin oder sonst einer großen Stadt in die Bahn, welche ihm die Natur vorgezeichnet zu haben schien, von selbst gerathen oder von ehrgeizigen Eltern und einsichtigen Freunden gelenkt worden wäre — sie alle sind tüchtige Juristen, treffliche Mediciner, praktische Banmeister oder was immer geworden — mußten es werden. Es gab in Stralsund Musiklehrer, die auch wohl gelegentlich ein Lied componirten, oder als Organisten eine Motette; es gab Zeichenlehrer, die sich in spärlich zugemessenen freien Stunden als Landschaftler, als Porträtisten versuchten, aber Künstler, die sich offen zu ihrer Kunst bekannten und von dem Ertrage derselben lebten, gab es meines Wissens nicht. Es hätte ihnen das Lektüre auch unter den obwaltenden Umständen herzlich schwer fallen sollen.

Waren nun aber schon musikalische oder bildnerische Talente in einer Umgehung, die ihnen keine rechte Anregung, keine kräftige Förderung gewährte, übel daran, so stand ein literarisches, dichterisches Talent vollends in dieser Stadt der bürgerlich-praktischen Interessen so verwaist und verlassen da wie der einsame Heine'sche Fichtenbaum auf seiner nordisch-tahlen, eis- und schneemhüllten, einschlaffenden Höhe.

Daraus möchte ich freilich der guten, alten Stadt, der ich so viel Dank schulde, keinen Vorwurf machen, wie ich denn hier und sonst in diesen Aufzeichnungen selbst den Verdacht eines Vorwurfs gegen irgend wen und irgend was ein für alle Mal fern von mir weise. Ich habe mich längst mit den Dingen und Menschen, die auf mich eingewirkt, in meinem Innern aus einander gesetzt und abgefunden und darf aus vollster Ueberzeugung versichern, daß dabei keine leiseste Spur von Groll

oder Feindseligkeit in meiner Seele zurückgeblieben ist.

Und wie könnte man denn auch vernünftiger Weise die Bewohner einer Stadt dafür verantwortlich machen, wenn im Laufe von Decennien kein Poet innerhalb ihrer Mauern oder ihres Weichbildes geboren wird?*) und in Folge dessen das Thun und Treiben, Wirken und Walten eines Poeten weit außerhalb des Kreises ihrer Erfahrung und Beobachtung liegt? ja, würde man es ihnen nur verdenten dürfen, wenn sie, falls ein so exceptionelles Wesen unter ihnen erstünde, die Bahn desselben mit kopfschüttelnder Befremdung, ja Verwunderung verfolgten, wie friedliche Hirten die eines Kometen, welcher plötzlich am Himmelsgewölbe aufflammend, durch die allbekannten, unverrückbaren Sternbilder sinnverwirrend schweift? Existirte aber in Stralsund kein anerkannter Dichter, zu welchem ein werdendes Talent, wenn auch nur ansichener, ehrfurchtsvoller Ferne, als zu seinem Leitstern hätte emporblicken können, so fehlte selbst die Möglichkeit, sich durch eigene Beobachtung die Vorstellung von einem professionellen Publicisten, Journalisten, Kritiker, mit einem Worte einer literarischen Existenz zu verschaffen. Selbstverständlich rühmte sich die Stadt eines Vereins, in welchem von gelehrten oder doch in ihrem praktischen Berufe tüchtigen Leuten wissenschaftliche Vorträge gehalten und commentirt wurden; es fanden sich sicherlich kleinere Cirkel, in welchen Geistliche, Juristen, Aerzte, welche die Alten nicht hinter sich gelassen hatten, um die Schule zu hüten, sich an der gemeinsamen Lectüre eines griechischen oder römischen Dichters ergötzen; es wurde auch von einem oder dem anderen dieser würdigen Männer von Zeit zu Zeit ein und das andere umfassendere Werk oder doch eine kleinere Monographie ebrirt. Aber der Schwerpunkt der Thätigkeit dieser Männer lag uimmermehr in solchen Liebhabereien oder Nebenbeschäftigungen, sondern stets in ihrem speciellen Berufe; keiner nannte sich oder konnte sich auch mit einigem Rechte Schriftsteller nennen; ja ich möchte glau-

ben, daß jeder von ihnen diese Bezeichnung, als mit seiner sonstigen Stellung nicht wohl im Einklang, von sich abgelehnt haben würde, hätte sie ihm Jemand beilegen wollen. Aber es machte sich solcher Despectirlichkeit Niemand schuldig, und es ist gewiß charakteristisch für diese Zustände, daß wiederum der einzige Mann in der ganzen Stadt, der von Alt und Jung als der „Literat“ bezeichnet wurde, kein Schriftsteller war, sondern einfach ein Herr, der ausgesprochene literarische Neigungen hatte und sich in der glücklichen Lage befand, diesen Neigungen leben zu können, ohne einem bestimmten Beruf anzugehören. Wahrscheinlich hatte er es nicht einmal für nöthig erachtet, sich den Doctoritel zu erwerben, was ihm gewiß ein Leichtes gewesen wäre. Einen Titel aber mußte doch schließlich Jeder und noch dazu ein Patriciersohn haben, und so war man denn, saute de mieux, darauf verfallen, diesen merkwürdigen Mann, der als ein Unicum dastand, in obiger Weise zu qualificiren und auszuzeichnen. Das Letztere aber nicht etwa im Sinne einer besonderen Würde, wie es denn auch andererseits den Leuten fern lag, einen spöttlichen Nebengriff mit dem Worte zu verbinden; nur daß allerdings ein gewisser Dufte des Besonderen, Exceptionellen jenen Mann umwitterte, ich glaube für alle übrigen Bewohner der guten Stadt und ganz gewiß für die empfindlichen Organe des Knaben-Jünglings, der in tiefer Stille seine literarischen Allotria trieb.

Aber dieser Dufte hatte, Alles in Allem, nichts Verauscheidendes, und daß es auch an jeder anderen Verlockung, ja selbst an der Möglichkeit fehlte, jene Allotria aus ihrer dunklen Heimlichkeit an das Licht des Tages zu ziehen, dafür war ebenfalls gesorgt. Hier gab es kein Zeitungsfeuilleton, dessen geehrter Redaction man, wenn auch nur mit der selbstverständlichen Bitte um strengste Discretion, seine „lyrischen Versuche“ oder „eine Herzensgeschichte ohne große Spannung, aber vielleicht nicht ohne allen poetischen Werth“ hätte anbieten können; da gab es kein belletristisches Blatt, das in einer acuten Verlegenheit um Stoff — „in der angenehmen Lage gewesen wäre, seine Leser mit einem jungen Talent bekannt zu machen

*) Von Heinrich Kruse, dem trefflichen Dramatiker, ist hier abgesehen, da derselbe erst viel später als Dichter hervortrat.

u. s. w.“ Die einzige Zeitung, die in Stralsund erschien, erlaubte sich nicht den Luxus poetischen oder sonstigen Beiwerks, und die kurze und glanzlose Existenz der „Sundine“, eines belletristischen Wochenblattes, das ein gewisser v. Suckow herausgegeben, fällt, wenn ich mich recht erinnere, in das Ende der dreißiger und den Anfang der vierziger Jahre, das heißt vor die Zeit, in welcher der Secundaner jenes famosie Kränzchen gestiftet, dessen geheime Acten das „Skizzenbuch“ profanirt, oder der Primaner den Indiapfad des Dichters nur noch mit einem Genossen ging, von dem ich weiter unten ausführlicher reden muß.

Gewiß, es war in der guten Stadt dafür gesorgt, daß junge poetische Bäume nicht nur nicht in den Himmel wuchsen, sondern sich das bißchen Erbreich, Licht und Lust mühselig erkämpfen mußten, um doch wenigstens Wurzel fassen und ein und das andere schüchterne Blatt treiben zu können.

Aber, wird man hier fragen, sollte diese illiterarische Atmosphäre nicht in gleicher Weise über einer beliebigen großen Anzahl von Provinzialstädten zweiten und dritten Ranges während der Mitte der vierziger Jahre gelegen haben? ja liegen bis auf den heutigen Tag? Ich möchte den ersten Theil der Frage unbedingt bejahen und ohne Weiteres zugeben, daß mich nach dieser Seite keineswegs ein besonderes Schicksal betroffen hat; den zweiten muß ich unbedingt verneinen. Wäre selbst eine Stadt von 15 bis 20000 Einwohnern heutzutage literarisch noch so bescheiden und so unproductiv, wie es Stralsund damals war — die einzige Zeitung, die sie besitzt, hat doch sicher Platz für ein Feuilleton, in welchem sich die localen Novellisten und Lyriker munter tummeln, dieser und jener interessante Artikel aus einem der großen Blätter mit oder ohne Bewilligung des Verfassers erscheint und im Allgemeinen der Leser über das, was das literarische Feld oder die Gebiete der verschiedenen Künste besonders Interessantes, Bedeutsames hier oder dort hervorbringen, auf dem Laufenden erhalten wird. Und selbst dieses Vortheils könnten die Leser des besagten Blattes zur Noth entzathen. Eine schier zahllose Menge von illustirten und nicht

illustirten Journalen wird monatlich, wöchentlich in Tausenden und Hunderttausenden von Exemplaren über Deutschland verbreitet; und da ist keine Stadtmauer so dick und hoch und keine Haushürspalte so schmal und verwahrt, daß diese Fluth nicht hinüberrauchte, hinburchdränge. Sie kommt wenn auch vielleicht etwas später, dünnel und in dem Maße abgestandener, in jedes Dorf, auf jeden einsamen Hof. Es mag aus ihr schöpfen, wer will, und fast Jeder will es. Das literarische Bedürfniß ist eben überall verbreitet, ist wie ein Contagium, das schließlich auch die widerstandsfähigsten Individuen ergreift und sich oft genug auf die selbstfaulste Weise mittheilt. Mir ist ein Fall bekannt, wo ein Kunstgelehrter von einem befreundeten Geheimrath auf einen gewissen Roman in der Gartenlaube aufmerksam gemacht wurde, den man unbedingt gelesen haben mußte. Der Geheimrath war durch einen befreundeten General zu der Lectüre angeregt worden, der General aber — durch seinen Bedienten, welcher letztere auch nebenbei der war, welcher das Blatt hielt, das nun aus seiner ehrlichen Faust durch so viele gelehrte und aristokratische Hände wanderte. Nein, wahrlich, der arme Bursch vom Lande, dem das Lesen selbst eine mühsam erkungene Kunst ist, deren Ausübung er mit stummen Lippenbewegungen begleitet, hat es jetzt leichter, an der zeitgenössischen Literatur seinen bescheidenen Antheil zu nehmen, als zu meiner Zeit der strebsamste Primaner in der Westabgeschiedenheit seiner Provinzialstadt, der es als ein hohes und seltenes Glück betrachtete, wenn ihm der Zufall einmal das Werk eines lebenden Dichters in die Hände spielte. Aber wie wurde auch ein solcher kostbarer Schatz gekehrt! wie wurde das theure Buch in Stunden, an deren Süßigkeit der Mann noch jetzt mit Behmuth zurückerdenkt, gelesen und wieder gelesen, bis man es auswendig wußte Wort für Wort: Heine's Buch der Lieder, Freisigrath's, Uhland's Gedichte. Und wie fern, wie unermesslich fern standen dem Jüngling die Dichter selbst, ihm, der nie einen Dichter von Angesicht zu Angesicht gesehen, der sich kaum zu dem Gedanken aufzuschwingen vermochte, daß der Dichter kein Fabelwesen, daß er ein Mensch von

Fleisch und Blut sei wie die anderen auch, denen er auf der Straße begegnete! Und sich mit einem solchen Wesen in directe Verbindung setzen zu wollen — ich glaube, es wäre ihm so unwahrscheinlich erschienen, als einen der himmlischen Sterne zu begreifen, an deren Pracht er sich freute, oder den seligen Sophokles oder Horaz um die authentische Interpretation einer dunklen Stelle oder um „ein Zeichen ihrer Gnunst“ für das Album zu bitten. Daß wir, die Lebenden, den Jünglingen und ach! den Jungfrauen unserer Tage keine Fabelwesen mehr sind, daß sie unsere Adressen nur zu genau kennen — um, der Himmel weiß es und die armen Postboten spüren es, und wir — wir spüren es auch.

Man verzeihe diese Digression, die doch im Grunde keine ist, da sie erklären hilft, weshalb der Jüngling, der bereits als zehn- oder zwölfjähriger Knabe begonnen hatte, sich poetisch zu versuchen, und der seitdem nur für die Poesie und (im seelischen Sinne) von der Poesie lebte, in einem ganz besonders ausschweifenden Traum sich wohl einmal zu der glorreichen Vision erheben konnte: er sei zum Dichter berufen und auserwählt; aber niemals sich zu der Annahme aufschwang: er habe mithin das Recht und die Pflicht, sein Leben darauf hin anzulegen und einzurichten.

Begünstigten aber Zeit und Ort vorzeitige Aspirationen eines Talentes, das sich seiner bewußt zu werden beginnt, äußerst wenig, so mußte die geistige Atmosphäre in meinem elterlichen Hause vollends niederdrückend auf dieselben wirken.

Von meinen Eltern erfreute sich weder Vater noch Mutter einer eigentlichen literarischen Bildung. Ich darf das ohne die leiseste Regung von Inquietät aussprechen, da ich mir voll bewußt bin, was ich bin und vermag, zu sein und zu vermögen, weil ich von diesen Eltern stamme; ich darf es aussprechen, weil auf meine Eltern dadurch auch nicht der schwächste Schatten eines Vorwurfs oder Tadelts fällt; und ich muß es aussprechen, weil sonst der Gang meiner Entwicklung für mich so merkwürdig wäre, wie ich im Stande sein würde, ihn meinen Lesern zu erklären.

Mein Vater war in der eigentlichen und besten Bedeutung des Wortes ein *self made man*. Als der älteste Sohn eines obersten Försters der Grafen Sch. in Tuchheim bei Genthin geboren, hatte er in verhältnißmäßig jungen Jahren das Amt des Vaters und auch die Sorge für die verwittwete Mutter und die jüngeren Geschwister übernehmen müssen. Vielleicht war es gerade diese Sorge, deren Erfüllung er mit der selbstlosen Hingebung oblag, welche sein Wesen kennzeichnete, was den trefflich beanlagten, strebsamen Jüngling bestimmte, den Beruf, welchem der Vater und ich weiß nicht eine wie lange Reihe von Vorvätern angehört, mit dem Banfache, das bessere Aussichten eröffnen mochte, zu vertauschen. Unzweifelhaft können zu jener Zeit die Anforderungen schulwissenschaftlicher Vorbildung, welche man an die Baubefähigten stellte, nicht so groß gewesen sein wie heutzutage, wo die jungen Leute das Abiturientenexamen bestanden haben müssen; noch auch selbst wie in den vierziger Jahren, wo man sich mit dem Zeugniß der Reife für Prima begnügte, oder man hat — was mir weniger wahrscheinlich dünkt — bei meinem Vater in Rücksicht seiner ausgesprochenen Begabung, vielleicht auch seiner sonstigen Verhältnisse, eine Ausnahme statuirt — so viel weiß ich bestimmt, daß er von dem Griechischen nie eine Silbe verstanden und das wenige Latein, das er allenfalls in dürftigen Schulen und mangelhaftem Privatunterricht gelernt, mit der Zeit so ziemlich bis auf das letzte Wort vergessen hatte. Seine sonstigen Studien auf der Bauerschule in Berlin, die er rite absolvirt, und im späteren Leben waren ausschließlich Fachstudien gewesen, und unter diesen wiederum wesentlich solche, welche sich praktisch verwerten ließen. Die eminente praktische Brauchbarkeit und Tüchtigkeit, welche er stets bewährte, hatten ihn von Stufe zu Stufe fortrücken lassen bis zu der angegebenen Stellung, welche er jetzt in seinem Fache einnahm. Er hatte das Vollgefühl, dieser Stellung ganz gewachsen zu sein, den Ehrgeiz, den Pflichten derselben mit scrupulöser Sorgfalt zu genügen. Und wenn er sich dann noch auf der Jagd, zu der ihn von den Vätern her die Leidenschaft in Blut und Nerven lag,

tagelang rühtig getummelt, oder in einer ehrbaren Partie Tarot oder L'Hombre von den Mühen des Tages, wie sie nun gewesen, erholen, oder an einer wohlbesetzten Tafel sich mit guten Freunden eines behaglichen Gesprächs erfreuen, schließlich sich über den Lauf der Weltthändel aus der Lectüre der Zeitungen (die nicht immer neu zu sein brauchten) unterrichten durfte — so war damit (von der Familie abgesehen) der Kreis seiner Interessen so ziemlich geschlossen. Was darüber hinaus lag, lehnte er ohne alle Dilettation, aber mit Entschiedenheit ab; ja verhielt sich wohl, wenn es ihm aufgedrängt werden sollte, steptisch und ironisch dagegen, ich glaube weniger aus eingeborener Antipathie gegen die Regungen und Strebungen eines gesteigerten Geisteslebens, als in der Ueberzeugung, daß Jeder sich bescheiden müsse, und, diejen Dingen fern zu bleiben, sein, des Ungerlehrten, beschiedenes Theil sei. Möglicherweise war das nicht immer so gewesen, wenigstens nicht in der ausgesprochenen Weise, so lange er in Magdeburg im Kreise alter Freunde lebte, zu denen hochbegabte und wahrhaft bedeutende Männer zählten, wie der General Ffnel, mit dem zusammen er dort die Winterschwimmanstalt gründete, der Oberbürgermeister Brande, sein Jugendgenosse und entfernter Verwandter und m. A. Jene Einseitigkeiten und Schroffheiten bildeten sich wohl erst heraus oder kamen doch zum Vorschein, als er nach Stralsund (im Jahre 1835) versetzt war, unter ihm fremde Menschen, zu denen er, der bereits ältere Mann, kein richtiges Herz mehr fassen konnte, von denen er zweifeln mochte, ob sie ihm, dem Fremden, Eingewanderten, ihr Vertrauen, ihre Neigung zuwenden würden, vielleicht das eine und das andere Mal in seinen gerechten Erwartungen nach dieser Seite hin getäuscht worden war. So nahm er denn an der Cultur schöngestiger Interessen, wie sie in der stillen, abgeschiedenen Stadt sporadisch getrieben wurden, keinen nennenswerthen Antheil; aber es ist mir auch nicht erinnerlich, daß er sich etwa durch das Studium poetischer Werke für jene halb gewollte, halb erzwungene Enthaltksamkeit entschädigt hätte. Seine Nüchternheit, die in einem Schrauke Platz fand, welcher mit dem

Gewehrshyante so ziemlich dieselben Dimensionen hatte, bestand ausschließlich aus technischen Werken; gegen die Lectüre von Romanen sprach er seinen Widerwillen offen aus; aber er wußte auch Shalepeare, den er in einer gelegentlichen Krankheit zur Hand nahm, keinen Geschmack abzugewinnen, und was außer Shalepeare, den ich einmal zum Geburtstag geschenkt erhalten, und Schiller, der ebenfalls in einer von mir sehr zerlesenen älteren Ausgabe vorhanden war, von poetischen Werken ins Haus kam, war von mir importirt und oft genug einge- schunggelt worden.

Mit dieser Abneigung des trefflichen Mannes gegen die Poesie steht nur in scheinbarem Widerspruch, daß er jenes Etwas besaß, welches nach meiner Ansicht die *conditio sine qua non*, ja die tiefe Basis aller Poesie und aller Kunst ist: den unendlichen Drang zur Natur, das unabweisbare Bedürfniß, mit der Natur in beständigem innigsten Contact zu bleiben; die unerschöpfliche Freude an ihrem Wesen und Walten, die schärfsten Organe für die Beobachtung der millionenfachen Offenbarungen ihrer Macht und Herrlichkeit. Daß er im grünen Waldbrevier im eigentlichsten Sinne des Wortes zu Hause war, daß er jeden Baum und Stranch, jede Pflanze und jedes Krant kannte, jede leiseste Vogelstimme unterschied, die verwischteste Spur jedes Wildes zu deuten wußte — konnte bei dem Sohn des Waldes, dem einstigen Forstmann, kaum Wunder nehmen. Aber so war er, der Binnenländer, als ihn in seinem fünfzigsten Jahre das Schicksal an den Strand der Ostsee versetzte, in kürzester Frist mit dem Meere und den Werken des Meeres, wie Homer sagt, nicht minder vertraut. Die vielgeübte Kunst des Wasserbanes, mit der er seine besten Mannesjahre hindurch den Ueberschwemmungen der Elbe mit Dämmen, Deichen und Wännen entgegengetreten, er hatte sie jetzt an einem mächtigeren Gegner zu erproben. Mit derselben Sicherheit, mit der er früher im Nothfalle das Ruder ergriffen und den Spitzhahn durch die graulichen Wirbel des angeschwollenen Stromes getrieben, wußte er jetzt auf den schaumgekrönten Wogen der Ostsee, wenn's darauf ankam, den Rutter zu steuern, das

prächtige, mit zwei Matrosen bemannte Segelboot, das ihm, als dem obersten Baubeamten des Regierungsbezirkes, für seine Dienststreifen zur Verfügung stand. Niemals war er heiterer, mittheilsamer, als wenn er die Planken des guten Fahrzeuges unter den Füßen hatte; und die kleine Insel Ruden am östlichen Eingange der Wasserstraße zwischen dem Festlande und Rügen, auf der sich eine wichtige Vootsenstation befand und noch befindet, und über deren paar hundert Quadrat-ruthen öden Dünenlandes er mit dem Meere in beständigem erbitterten Kampfe lag, nannte er gelegentlich mit gerechtem Stolge sein Königreich.

Aber ein solches gelegentliches vereinzeltes Wort, das noch dazu leicht einen scherzhaft-ironischen Anflug hatte, war auch die einzige Aeußerung einer Seele, deren tiefstes Leben die Liebe und Bewunderung der Natur, ja mit der Natur eins war. Nach einem beredteren, dichterischen Ausdruck zu suchen, fiel dem Manne der Thatfachen nicht bei, oder doch selten, sehr selten, und dann in der geheimen Stille seiner Tagebücher, die er über geschäftliche und ökonomische Dinge mit peinlicher Sorgfalt führte; und er bricht dann nach wenigen Zeilen ab, als schämte er sich, Unsagbares in Worte bringen zu wollen, wie ein kenscher, bedächtiger Mann über die Gattin, die Geliebte nicht gern und dann immer nur in den bescheidensten Ausdrücken spricht. Er mochte über dergleichen Aeußerungen seiner Empfindungen denken wie über Spazierengehen, dem er völlig abhold und zu dem er kaum jemals zu bewegen war. Lieber saß er Tage lang in seinem Arbeitszimmer (aus dessen Fenstern er freilich den weitesten Blick über Teiche, Wiesen und Felder hatte), oder machte eben die nöthigen Geschäftswege in der Stadt pflichtschuldig ab, bis ihn die Jagd oder seine häufigen Dienststreifen wieder hinaus und dahin riefen, wo er sich doch einzig und allein, physisch und seelisch, wohl fühlte.

Hielt er die Poesie in Vansich und Vogen ebenfalls für Spazierengehen? — für den Versuch müßiger Leute, sich den Contact mit der Natur oder den Menschen, welchen sonst das thätige Leben mühelos gewährt, auf künstliche Weise zu ersetzen?

Oder war der Proceß, der hier in seiner Seele vor sich ging, doch nicht ganz so naiv, wie ich ihn eben geschildert? spielte doch ein mehr oder weniger klares Bewußtsein mit hinein, daß man Werke der Kunst nicht nur nicht produciren, sondern auch nicht völlig genießen kann, wenn man nicht in dem vollen Strome seiner Zeit schwimmt? daß er das nie von sich hatte sagen können? und nun bereits seit Jahren in einen Uferwinkel vom Schicksal gedrängt war oder sich hatte drängen lassen, wo er in kleinen und immer kleineren Kreisen von immer denselben stillen Wassern: Amtsarbeiten, die schließlich zur bloßen Routine geworden, und einsamen, unerfreulichen privaten Gedanken — umgetrieben wurde.

Unerfreulichen fürwahr! Denn nun wollte ein böses Geschick, daß der bereits alternde Mann, nachdem er die Freunde seiner Jugend, die Genossen seiner kräftigsten Jahre in der Heimath und in Magdeburg zurückgelassen, nun in Stralsund und Pommern wohl noch umgängliche Collegen, mit reichverdienter Liebe und Dankbarkeit an ihm hängende Untergebene, eifrige Jagdgefährten — Alles, nur keine Herzensfreunde mehr zu finden —, lernen sollte, die zu entbehren, welche wohl die einzige Leidenschaft seines Herzens gewesen war, deren elastischer Geist seiner allzu weichen Seele bis dahin die Spannkraft gegeben und erhalten, und ihm, dem im Grunde Schüchternen, gegen anders Gesinnte leicht Verschlossenen, ja Abstoßenden, den Verkehr mit der Gesellschaft auf das bequemste vermittelt hatte.

Ich habe in der früheren Skizze das Wesen meiner Mutter flüchtig angedeutet und muß hier dem theuren Bilde noch einen und den anderen Zug hinzufügen.

Ungefähr zehn Jahre jünger als mein Vater, hatte sie sich, gewiß aus leidenschaftlicher Liebe für ihn, von einem ersten Gatten, dem sie bereits mehrere Kinder gebracht, getrennt — in aller Güte, darf man sagen, soweit das bei einem im besten Falle traurigen Schritte möglich ist; wenigstens war und blieb das Verhältniß der Geschiedenen und das des ersten und zweiten Gatten ein durchaus würdiges, hinüber und herüber wohlwollendes, gewissermaßen freundschaftliches. Einer Kauf-

mannsfamilie, deren einst glänzendere Verhältnisse der Krieg zerrüttet, entsprossen, war sie nach dem frühen Tode ihres Vaters (die Mutter hatte zum zweiten, vielmehr zum dritten Male geheirathet, denn meine Mutter war ein Kind zweiter Ehe) bei Verwandten aufgewachsen und erzogen, mochte der Unterricht, den sie empfingen, nur allzu oberflächlich und sporadisch gewesen sein. Immerhin aber hatte sie, wie ich aus gelegentlichen Citaten abnehmen durfte, Goethe und Schiller, Boß und Tiedge und gewiß eine längere Reihe von Lieblingschriftstellern ihrer Zeit gelesen, in jüngeren Jahren durch eine sonore und sympathische Singstimme die Hörer erfreut, spielte noch immer vorzüglich Clavier und sprach ein fließendes Französisch mit dem reinsten Accent, den ihr leises Ohr von den Occupationstruppen Magdeburgs während der Kriegsjahre erlaucht. Das wären schon für eine minder begabte Frau hinreichende „accomplishments“ gewesen, um ihr in jeder Gesellschaft die nöthige Position zu garantiren. Nun aber hatte sie die Natur ausgestattet mit einer solchen Feinheit und Weichsamkeit des Geistes, mit einer so rapiden Fassungskraft, einer so nimmer aussehenden Schlagfertigkeit des Urtheils, einer so spielenden Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, daß sie — der, ich möchte sagen: zum Ueberfluß Aphrodite noch die goldenen Gaben unverwüßlicher Schönheit und unausslöschlicher Anmuth in die Wiege gelegt — glänzen mußte überall, wo sie erschien. Auch war sie sich, ohne Ueberhebung, die ihrem naiven Wesen völlig fern lag, doch so eminenter Vorzüge instinctiv bewußt, und dies Bewußtsein gab ihr einen heiteren Stolz und eine Selbstständigkeit, die sich gleich blieben in jeder Lage des Lebens. Ich habe nie wieder eine Frau gekannt, die, wie sie, bei aller reichen Erfahrung, durch die Welt gegangen wäre mit der vollen Jugenmität eines im Schoße des Glücks gewiegten, geistreichen Kindes, das sich vor nichts und vor Niemand fürchtet.

Von den hundert charakteristischen Beispielen, die ich dafür beibringen könnte, nur eines.

Als im Frühjahr von 1848 die Wellen der Revolution auch bis nach Stralsund

sprihten und die sonst so stille Stadt in Bewegung und Aufregung war, kam eines hellen Mainachmittags ein Freund des Hauses athemlos herbeigestrürzt. Soeben habe der zumeist aus Hafenarbeitern bestehende Pöbel dem Syndicus B. die Fenster eingeworfen, zum nächsten Opfer hätte er sich meinen Vater ausersehen, schon wälze sich der wüthende, trunkene Haufe heran. In der That vernahm man bereits aus der Ferne Schreien und Heulen und Weisen, das mit jedem Augenblicke deutlicher wurde. Ein Attentat gegen meinen mit höchstem Recht allverehrten und beliebten Vater war das abgeschmackteste Ding von der Welt; aber die Abgeschmacktheit war einmal die Ordnung des Tages, und der Freund hatte in unmittelbarer Nähe der Tumultuanten, ja mitten unter ihnen gestanden und den Namen meines Vaters aus hundert heiseren Rehlen brüllen hören. Wir Alle geriethen in die größte Bestürzung, selbst der Vater konnte eine gewisse Unruhe nicht ganz verbergen, nur die Mutter blieb völlig gefaßt; kaum daß sie, am Clavier in der unmittelbaren Nähe des Fensters sitzend (wir bewohnten die Bel-Etage, und von der hohen Rampe des gegenüberliegenden Postgebäudes konnte man das Zimmer fast übersehen), ihre Hände auf den Tasten ruhen ließ, den aufgeregten Bericht des besorgten Freundes zu hören. Das sind ja Narrenspoßen, sagte sie, und spielte ruhig weiter. Man hat sie, doch wenigstens zu verstaten, daß das Fenster geschlossen werde. Im Gegentheil, sagte sie, wenn ihr den Unsinn glaubt, solltet ihr die anderen ebenfals aufmachen, dann haben wir doch wenigstens keine Scheiben zu bezahlen. — Und die Gefahr für sie selbst, wenn sie so sitzen blieb, den wüsten Schwarm durch ihr Spielen verhöhnend und nur noch mehr zur Wuth reizend? — Wie kann ich ihnen besser beweisen, daß der Vater ein ruhiges Gewissen hat, als wenn sie seine Frau in einer so harnlosen Beschäftigung finden? erwiderte sie, ohne auch nur für einen Moment ihr Spielen zu unterbrechen. Es war keine Zeit zu weiteren Erörterungen; im nächsten Moment war die Menge vor dem Hause angelangt, einige hundert Mann verwagener Gefellen, wie sie eine Hafenstadt birgt,

und Hurrah! der Herr Regierungsrath soll leben! und nochmals hurrah! und zum dritten Male hurrah! donnerte es herauf. Die Mutter schloß mit ein paar triumphirenden Accorden, lächelte, erhob sich, trat an das Fenster und dankte den Leuten durch Wink und Verneigung für die seltsame Ovation.

Diese Scene fand statt zu einer Zeit, als die herrliche Frau — wie ich im Skizzenbuche mitgetheilt und hier des Zusammenhangs wegen wiederholen muß — bereits längst in Folge eines Nervenleidens, das der Kunst der Aerzte spottete, angefangen, „ihre Häuslichkeit als ein fremdes Etwas oder gar als ein nothwendiges Uebel zu betrachten und in wochen-, monatelangem Verweilen bei befreundeten Familien auf dem Lande die contemplative Stille und das Behagen zu suchen, welche ihr die Stadt und das Leben in der eigenen Familie nicht mehr gewähren zu können schien“.

Ich habe dort auch bereits angedeutet, wie diese Entfremdung der Mutter von ihrer Familie gerade für mich ein schwerstes Unglück war, der ich jetzt die Entscheidung für mein Leben treffen sollte und, da ich mich für das, was schließlich Ziel und Zweck und der Inhalt meines Lebens wurde, wie die Dinge lagen, nicht entscheiden wollte und konnte, von Ahnungen einer trüben Zukunft, die mir bevorstand, verdüstert, einer mütterlichen Freundin, Mätherin, Trösterin so sehr bedurft hätte.

Zwei jüngere Geschwister, ein Bruder, der, dem Alter nach nicht eben weit von mir abstehend, in seiner geistigen Entwicklung unverhältnißmäßig hinter mir zurückgeblieben, und eine Schwester, die noch ein halbes Kind war, mochten der Mutter wenigstens nach dieser Seite entzathen; zwei ältere Brüder, von denen der eine bereits seit Jahren das elterliche Haus verlassen, der andere es um diese Zeit verließ, hatten beide ohne langes Schwanken und Wählen den Berufsergriffen, zu welchem sie Talent, Neigung und das Beispiel des Vaters gleicherweise trieb. Sie waren in der glücklichen Lage, daß sich für sie zu der Autorität des Vaters gewissermaßen noch die gesellte, welche der alte, erfahrene Meister jungen Gesellen und Gehilfen gegenüber beanspruchen

darf und gern gewährt erhält. Mit mir verhielt es sich wesentlich anders. Nicht als ob ich die väterliche Autorität jemals verkannt hätte — im Gegentheil: ich war stets von tiefster Achtung vor dem Trefflichen erfüllt und gab diesem Gefühl auch in meinem Betragen gegen ihn den vollsten Ausdruck; aber ich hatte bereits damals die Empfindung, von deren Richtigkeit ich jetzt überzeugt bin: daß ihm die Bräusquerien des jüngeren Bruders oder gelegentlicher lebhafter Widerspruch, den er von den älteren zu befehlen hatte, auch von meiner Seite lieber gewesen sein würden, und er in meinem äußerlich tadellosen Verhalten nur einen Entgelt für den Mangel an Autoritätsgefühl sah, dessen ich mich immerlich schuldig fühlen möchte.

Hier war der Keim zu einem Conflict, der für beide Theile unendlich traurig war und den ich wohl einen tragischen nennen darf, da derselbe, wie die Verhältnisse lagen, eintreten mußte, ja in den uns — den Vater und mich — die Natur selbst zu treiben schien.

Ich deutete schon oben an, daß mein Vater zu jenen Menschen gehörte, welche Jean Paul „die Stimmen des Himmels“ nennt, weil sie für die Welt innerer Empfindungen keinen Ausdruck haben. Er liebte mich auf das zärtlichste, mehr noch: er war von jeher stolz auf mich gewesen, hatte an die Entwicklung des zugleich lebhaften und sinnigen, seine Altersgenossen in vielfacher Hinsicht überflügelnden Kindes und Knaben die höchsten Erwartungen geknüpft — ich weiß es von ihm selber, denn er schrieb es mir Jahre später, als die Verzweiflung an meiner Zukunft den keuschen Stolz seines Herzens bis zur Klage erweicht. Nun war ja vorläufig zur Verzweiflung gewiß kein Grund vorhanden; aber ein gewisser Zweifel an der Erfüllung so hoher Hoffnungen hatte sich doch schon in meines Vaters Seele eingeschlichen. Und dabei gerieth er wohl in jenen Widerspruch, zu welchem der Keim tief in der menschlichen Natur liegt und in den unzählige Eltern verfallen. Wir erwarten und hoffen, daß unsere Kinder im Leben erreichen werden, was uns aus äußeren und inneren Gründen unerreichbar blieb, sind uns auch wohl bewußt, daß sie zu diesem Endzweck und Ziel

Gaben haben, Kräfte entfalten müssen, die wir eben nicht hatten und entfalten konnten, und lieben sie doch eigentlich nur in dem, worin sie uns ähnlich, ja gleich sind.

Ich war meinem Vater in Vielem ähnlich; schon in der Körperbildung und physischen Begabung: um einen halben Kopf kleiner als er, aber von derselben Breite der Schultern, gewölbter Brust, schlanken, muskelkräftigen Gliedern, Sprünge und Tänzer, der seines Gleichen suchte, wie er selbst es in seiner Jugend gewesen, flotter Schwimmer und Reiter, wie er es noch war, und, wenn auch ohne sein seltenscharfes Auge und seine absolut sichere Hand, kein schlechter Schütz und jedenfalls innermüßlich auf der Jagd.

Das Alles mußte mich meinem Vater sympathisch machen; aber es war auch eine tief gemüthliche Aehnlichkeit da, die schwer zu definiren ist, nur von den Betreffenden voll empfunden werden kann und ganz gewiß von mir und, ich bin überzeugt, auch von dem Vater durchaus empfunden wurde.

Nun sollte man meinen, daß, wenn ein Sohn mit den physischen Eigenschaften und den gemüthlichen Zügen, die ihn dem Vater so ähnlich machen, gewisse geistige Qualitäten verbindet, die jenem fehlen, aber, da sie auf derselben Naturbasis ruhen, doch nur Steigerungen seiner eigenen seelischen Begabung sein können, dies dem Vater, als eine Erhöhung und als Complement seiner Individualität, hoch willkommen sein müsse; und doch schien das genaue Gegentheil einzutreten.

Der Vater wußte sich in mein Wesen, je weiter ich in meiner Entwicklung vorschritt, wie folgerichtig auch dieselbe sein mochte, immer weniger zu finden. Ich würde das herangefühlt haben, wenn es unausgesprochen geblieben wäre. Oder völlig ausgesprochen wurde es auch eigentlich nicht; aber es fielen doch von seinen Lippen gelegentliche Bemerkungen, die mich darüber nicht in Zweifel lassen konnten, wie fremdlich ihm mein Thun und Treiben war, wie so wenig, so gar nicht ich in Allem, was mir als das Theuerste galt und für das zu leben es sich in meinen Augen überhaupt des Lebens verlohnte, bei ihm auf Verständniß, auf Willigung rechnen durfte.

Daß ich mit ihm über meine Schulstudien nicht sprechen konnte, war das Geringste. Ich selbst betrachtete wohl schon damals dieselben nur als eines der Mittel, „durch die man zu den Quellen steigt“. Ueberdies wird ein Vater, der keine rechte Gymnasial-, geschweige denn eine Universitätsbildung genossen, den Sohn, wenn derselbe sich einem gelehrten Berufe widmet, früher oder später immer seinen Weg allein gehen lassen müssen. Der Fall kommt in tausend Familien vor und hat, ist er auch gewiß nicht der wünschenswerthe, ebenso gewiß nichts Verhängliches, vorausgesetzt, daß der Sohn sich nicht überhebt und der Vater mit den Strebungen des Sohnes einverstanden ist; es kann dann sogar dies Verhältniß eine Quelle reiner Freude für beide Theile werden.

Weshalb war es hier anders? Daß ich nie auch nur die mindeste ungebührliche Eitelkeit auf mein bißchen Lateinisch und Griechisch ihm gegenüber an den Tag legte, dessen bin ich sicher; er seinerseits hätte es ja zweifellos lieber gesehen, wenn ich mich, wie meine beiden älteren Brüder, dem Banfach gewidmet, um so mehr, da ich schon als kleiner Junge aus sogenannten Baufeldern zierliche und phantastische Bauten aufzuführen nicht müde wurde, die zu betrachten auch den Erwachsenen, selbst den Kennern Vergnügen gewährte. Ich erinnere mich, daß eine höchste Autorität und zugleich der Großwüchenträger von meines Vaters Fach ein solches Wunderwerk meiner jugendlichen Schaffenslust gelegentlich lange und nachdenklich betrachtete und, sich dann zu meinem Vater wendend, bedächtig sagte: Das wird einmal ein Meister in unserer Kunst werden. Aber das war nun schon gerannne Zeit her; eine entschiedene technische Begabung, die ich auch sonst in mannigfacher Weise documentirt, schien mit den Knabenjahren versiegen, und meine Lust an den mathematischen Disciplinen mußte meinen Vater vollends davon überzeugen, daß die Prophezeiung jener Autorität eine falsche gewesen.

Nun mochte es ihn ja immerhin schmerzen, auf eine liebe Hoffnung verzichten zu müssen, es mochte sich auch das peinliche Gefühl des Mangels einer gelehrten Bildung, das ihn gewiß im Leben manchmal

schwer genug gedrückt hatte, mit der Zeit zu einer entschiedenen Abneigung gegen das Bücherwesen verhärtet haben; aber er hatte mich doch bis dahin wenigstens gewähren lassen, der Beschluß, daß ich studiren solle, war endgültig gefaßt — was also raubte ihm mir und meinem Treiben gegenüber den Gleichmuth der Seele bis zur persönlichen Befangenheit, ja scheinbaren Lieblosigkeit? Unzweifelhaft dies: er konnte sich der Befürchtung nicht erwehren, daß die gelehrte Bildung, welche ich anstrebte, sich niemals auf ein praktisches Ziel richten werde, daß hinter dem Allen etwas Anderes sich verberge, dem er keinen Namen zu geben wußte, und wovon er, der Mann der scrupulösen Solidität, der pflichttrene Beamte, der seinen Kindern in das Leben, dessen Härten er aus eigenster Erfahrung nur zu gut kannte, nichts Anderes mitzugeben hatte als eine tüchtige Vorbildung zu einem praktischen, die Sicherheit der Existenz gewährleistenden Beruf, ein unüberwindliches Gnanen empfand.

Was trieb ich, wenn ich halbe Nächte in meinem Zimmerchen beim Dämmer-schein des Studirlämpchens durchwachte? Ich konnte und wollte nicht sagen, daß es immer lateinische Aufsätze oder griechische Präparationen waren; ich antwortete, der Wahrheit gemäß, daß ich mich in den Faust, in den Nathan zu tief hineingelesen und darüber des Schlafes vergessen hätte. — Das war denn auch wohl das Del nicht werth, das du verbrannt hast, murrte er. Und dergleichen unerquickliche Auseinandersetzungen waren noch eine Wohlthat im Vergleich zu dem dumpfen Schweigen, in welches wir uns Einer gegen den Anderen hüllten.

Einer gegen den Anderen! Würde er mich verstanden haben, hätte ich den Versuch gemacht, die Scheu, die mich gerade ihm gegenüber gebannt hielt, zu brechen? Ich bin überzeugt, es wäre nicht der Fall gewesen. Er hatte nie das Nebelmeer befahren, auf dem mein armes Schifflein stenerlos trieb; hatte nie einen Fuß gesetzt in das unbekannte Land, das ich jenseits dieses Nebelmeeres träumte, dessen herrliche Ufer, wenn die Wolken sich einmal um ein Weniges lüfteten, ich bereits zu erkennen, zu unterscheiden wädhnte.

Hätte meine Mutter meine Träume zu deuten gewußt? Ich muß auch das verneinen. Ihr heiterer Sinn war, so lange sie sich der Gesundheit erfreute, immer nur auf das actuelle Leben gerichtet gewesen, dessen wechselnde Verhältnisse sie mit dem klarsten Blick durchschaute und beurtheilte. Die eingeborene Heiterkeit ihrer spannkraftigen Seele verleugnete sich auch in ihrer Krankheit nicht, gewann vielmehr nur in dem Maße, als sie selbst sich vom Leben, das ihr nichts mehr bieten zu können schien, abwandte, eine höhere, geistigere Reinheit. Ich würde philosophische Vertiefung sagen, wenn man dabei jeden Gedanken an das Wissen, das man aus Büchern schöpft, fern hält. Sie bedurfte der Bücher nicht; der Weisheit lezten Schluß, zu dem sie gekommen, hatte das Leben sie gelehrt. Es schien die melancholische Lehre von der völligen Eitelkeit der menschlichen Dinge; aber schien es auch nur. Denn wenn sie in ihrer geistreich-anmuthigen Weise von dem Glück des Alters sprach, welches dem der Jugend unendlich vorzuziehen sei, von dem Frieden eines Herzens, das nichts mehr wolle, nichts mehr erstrebe, was nur der Zufall oder der Kampf gewähren könne, sich vielmehr an dem genügen lasse, was aus der eigenen Tiefe unablässig quillt, so man es nur zu schöpfen verstehe — es war darin auch kein leiser Anflug von Herbheit oder Verbitterung, vor Allem keine geringste Präension, Andere zu belehren und zu bekehren, Anderen die Lust am Leben verleiden zu wollen. Sie wußte und sprach es in ihrer Weise aus, daß Eines sich nicht für Alle schide, und „Kommt Zeit, kommt Rath“ war ein Wort, das sie oft im Munde führte.

Und mit dem sie auch mich zu trösten versucht haben würde, hätte ich ihr mein junges Leid geklagt. Ich that es nicht. Wie gütig sich auch die merkwürdige Frau zu mir hinunterneigte, wenn sie mit mir, was sie gern that, dergleichen Themata durchsprach — sich herabzulassen ist leicht, sich heraufzuheben schwer. Der Jüngling konnte wohl die theure Hand dankbar, ehrfurchtsvoll küssen, aber Bekenntniß gegen Bekenntniß setzen, seine innere Verworrenheit, seine leidenschaftlichen Wünsche dieser klaren Seele beichten, hinter der im

wesenlosen Scheine, was uns Alle bündigt, lag — das konnte er nicht.

Und noch viel weniger konnte er sie weder jetzt oder später während der wenigen Jahre, die ihr noch zu leben beschieden, als Vermittlerin ausrufen zwischen sich und dem Vater. Ahnte er doch deutlicher und immer deutlicher, daß es auch hier eines Mittlers bedurft hätte zwischen zwei Seelen, von denen die eine einsam sein wollte, um wie eine verlöschende Flamme in einem letzten schönsten Aufglanz zu verglühen, die andere, irdischere, an die Welt geklammerte, nicht einsam sein konnte, ohne sich verlassen zu fühlen und in dem bitteren Gefühl dieser Verlassenheit gramvoll zu verzehren.

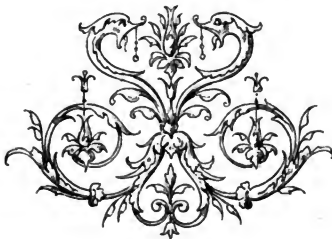
So wäre denn der Jüngling in den Jahren, in welchen der Drang, sich mitzuthellen, allen Menschen kommt und in einer künstlerisch angelegten Seele zum quälenden Verlangen wird, in dem, was ihm das Theuerste war, ja das einzig Lebenswerthe am Leben schien, zum Schweigen oder zu melancholisch-unfruchtbaren Selbstgesprächen verurtheilt gewesen, wenn ihm das gütige Geschick nicht einen Gefährten gegeben hätte, der auf demselben Pfad nach demselben einsamen Stern wanderte, und in welchem er in

mehr als einer Hinsicht seinen Doppelgänger erblicken mußte.

Und wie es nach meiner Vermuthung bei diesen Gebilden einer krankhaft überreizten Phantasie der Fall sein wird, nämlich: daß bei ihnen die natürlichen Farben auf einen tieferen Ton gestimmt und die wirklichen Proportionen über ihr Maß hinausgetrieben sind, so war es auch hier.

Vielleicht sagte ihm sein Dämon — denn es war ein dämonischer Mensch —: es werde ihm das Schicksal nicht gewähren, sich voll auszuleben, es werde für ihn nicht Freud' auf Leid und der wünschewollen Jugend ein erfüllendes Alter folgen; und das raubte ihm, wie alle Lust, so auch den Schmelz der Jugend und damit die Möglichkeit einer harmonischen Entwicklung.

Aber das Bild dieses meines einzigen Jugendfreundes, der mir damals wahrhaft ein Gottgesandter war und auch auf den späteren Gang meines Lebens von so großem Einflusse gewesen ist, daß ich ihn aus der Geschichte desselben nicht wegdenken und also auch nicht weglassen kann, erfordert einen breiteren Raum, als mir für heute diese Blätter gewähren.





www.libtool.com.cn

Arabische Studenten

und die neuere Religionsbewegung im Islam.

Von

Carl von Vincenti.



Zwischen dem allen Touristen wohlbekannten Khanthalil-Bazar und dem nach den Khalisengravern führenden Rabenthore, im nordöstlichen Theile des kairoischen Gassenlabyrinthes, erhebt sich eine gewaltige Moschee. Die beiden Gebetsthürme sind mit herrlich sculptirten Rundbalconen geschmückt und zeigen die anmuthigsten Verhältnisse; über vierhundert aus alten Tempeln verschleppte Säulenschäfte in Porphyr, Marmor und Granit tragen die Arkaden des Hofraumes, und weit über tausend Lampen hängen in der ungeheuren Vethalle voll düsterer Feierlichkeit. Vierzig Thore führen in diesen Moslems-tempel; auf einem derselben sieht man eine „Blume“ eingemeißelt, die Moschee heißt denn auch die „Blühende“, die „Glanzvolle — El Azhar“. Sie bildet die berühmteste Hochschule des Islams. Hier reißt das Wissen unter den Fittichen des Gebetes, denn der Islam will, daß der Glaube das oberste Wissen sei. Von dem Feldhauptmann der westafrikanischen Fatimiden vor mehr denn neun Jahrhunderten gegründet und von Sultan zu Sultan weitergebaut, galt die „Azhar“ bald als der Wissensmagnet der islamitischen Welt. Ihre Schmuckblume wuchs zum Riesenbaume, welcher über drei Welttheile schattete.

Die „Azhar“ ist eine jener beiden Moscheen Kairo's, welche der Moslem besonders gern vor dem entheiligenden Besuche der Andersgläubigen bewahrt sieht: die zweite ist bekanntlich die am Südbende der Stadt gelegene, speciell den Frauen gewidmete Moschee der Dame Zennab. Wer denn fränkischerseits die „Azhar“ betreten will, thut auch heute noch gut, in Begleitung eines Khawass zu erscheinen und seine unreinen Füße in rechtgläubige Strohphantosien zu stecken, wie's der Brauch erheißt. An einem Ramazantage, wenn der Thurmruf zur Nachmittagsandacht ertönt, ist der Augenblick günstig. Der „gesteinigte“ Satan, welchem bekanntlich der Gesang des Muezzin allezeit die Nerven angreift, nimmt auf das Ahrgebet im Fastenmond ganz speciell die schleunigste Flucht.

Im Säulenhaine des Heiligthums ist's bettill, feierlich dämmerhaft; die Mahnung, welche durch die offene Halle hereindringt, erfüllt den Raum mit träumerisch abgedämpfter Melodie. Im arkadenumschlossenen Hofe aber ist blendendes Licht, und spannt sich der afrikanische Himmel über ein Bild voll Leben und Eigenart, das mit dem Verklingen der letzten Note vom Minaret herab in ein lärmendes Treiben übergeht. Palmmatten bedecken den weiten Grund, und in den überraschendsten Gruppen lagert die mos-

lemitische Studentenwelt. In kleinen Zwischenräumen von einander entfernt, lauern die Herren Professoren, ein jeder rücklings gegen eine Arkadensäule gelehnt, und im Kreise, zwischen Krautköpfen, Salatabfällen und anderen Gemüseresten hockt das lernbegierige Häuflein auf den Fersen. Die Studiosi sind sehr verschiedenen Alters; viele von ihnen blühen, denn um „*Azharit*“ zu werden, braucht man schlechterdings nur lesen, schreiben und voranbeten zu können. Ist also ein Junge in jenem Alter angekommen, wo man ihm nach des Propheten Anspruchs die Ritualgebete nöthigenfalls mit dem Tamarinden-Knüttel eingebläut haben muß, so kann er getrost Akademiker werden. Und dies Alter ist das zehnte Lebensjahr. Doch fehlt es auch an bemooßten Häuptern nicht, welche ein halbes Leben den Studien widmen, um schließlich von dem obersten Scheik eine Lizenz zum Professorate zu erlangen. Denn ausdrücklich sei hier bemerkt, mit der Lehrfreiheit an der „*Azhar*“ geht es nicht so leicht, wie man zumeist annimmt; ein Examen wird allerdings nicht verlangt, aber das Doctor-Diplom hat mitunter andere Schwierigkeiten, wie's schon zur Khalifenzeit gewesen, wo mit diesem rechtgläubigen Verkauf so viel Geld verdient wurde.

Da sitzen sie denn, von allerhand göttlichem und anderem Wissen strotzend, die breitbeturbanten Scheiks, und peroriren frisch darauf los, ein jeder unbekümmert um die Nebengruppe, wo wieder etwas Anderes gelehrt wird, so daß es ganz gut vorkommen kann, daß der eine über Koran-Exegese liest, während an der Säule nebenan Logik vorgetragen wird. Ein monotones Wortklappen rauscht über den ganzen Hof hin, indem die Schüler das Vorgetragene mit lauter Stimme wiederholen. Und aus diesem Rauschen fährt jeden Augenblick das Wort „Allah!“ heraus, welches das Grundelement der geistigen Atmosphäre des Ortes bildet. Dann verbindet eine gemeinsame Bewegung all' die zerstreuten Gruppen, nämlich jenes Hin- und Herpendeln der Hörer mit Kopf und Oberkörper, welches in arabischen Schulen, als gedächtnisstützende, von früh an angebrüllt wird. Es läßt sich dieser ewige Pendelschwing des Audito-

riums ganz gut mit dem Wogengange einer dunklen Wassermasse vergleichen, indem die weißen Studenten in braune und schwarze Gewänder oder Decken eingehüllt sind. Indes glaube man beileibe nicht, daß die Anwesenheit im Lehrhofe während der den ganzen Tag andauernden Collegien eine Vetheiligung an einem derselben nothwendig in sich schließe. Während an zwanzig Säulen darauf losdocirt wird, gruppiren sich um die anderen die Streithähne der schafitischen Intoleranz, deren Geschrei und liebliches Allahgehen weder die wirklich Studirenden noch die Mittagschläfer im Herrn im mindesten belästigt. Andere bewerfen einander unter Anrufung Gottes mit Dattelfernen oder üben sich in der Gebetgymnastik oder lassen in stummer Ekstase ihre Betschnüre durch die Finger gleiten. Wäre nicht heute gerade Ramazantag, so würden wir sicher auch ganze Gruppen mit ihrer Naturalverpflegung beschäftigt sehen, denn dort beim Ablutionsbrunnen, wo eben der Taubenschwärm niederrauscht, sind Kohnköpfe, Wassermelonen und Zuckerrohr aufgeschichtet. Letzteres lieben die jungen Leute besonders, „denn süß sind die Gläubigen, sauer die Ungläubigen“, meint der Prophet. Mit Sehnsucht schauen sie zum Himmel auf nach dem schönen Sterne des „Durchgangs“, dem idolisirten Abendgestirne, das zwar von Mohamed oft genug verflucht worden, durch sein Erscheinen jedoch den Augenblick der Fastenbrechung ankündigt. Sobald der Stern heranstand, geht ein Rumoren durch den Hof und die Hallen. Dies Signal ist für die Fanatiker der „Blindencapelle“ dort im Ostwinkel des Hofes ein besonderer Ehrentitel, denn jene Allahgeliebten sind nicht allein durch ihre Rechtgläubigkeit, sondern auch durch ihre gesunde Eßlust von jeher bekannt gewesen.

Um die verschiedenen Typen der „*Azhariten*“ zu studiren, lohnt sich ein Gang durch die „*Riwaks*“ oder Abtheilungen, welche, durch Holzgitter und Verschlüsse von einander getrennt, auf zwei Seiten unter den Säulenhallen hinlaufen. Die ganze Völkermissterfarte des Islams, mit Ausnahme der schiitischen und wahabitischen Ländergebiete, erscheint hier vertreten. Jede „*Riwak*“ ist einer Nationalität ausschließlich zugewiesen, besitzt ihren Scheik, ihren Anseher, eine kleine Bibliothek und

je nach ihrer Dotation ihre Einrichtungsstücke. Wir finden da den geburtsstolzen und geschwähigen Hedschaziten neben dem schweiggamen Moslem aus Aethiopien, welchen man „Gabarti“ nennt, die schwarzfledigen, schönengewachsenen Afghanen neben den schwerfälligen Fellahjöhnen von der Karamanischen Küste, den großen Damascener neben dem höflichen Aepiner, den geschmeidigen Yemeniten neben dem finsternen Scheifföhne aus dem „Ghor“, den dunkelhäutigen Barbarinen vom oberen Nil und den schlanblickenden Tunesen, den zerlumpten Studiojus vom äußersten „Moghreb“ und den wohlgepflegten Kaufmannssohn aus der Mekstadt Tanatah. Alle diese leben hier in gemeinsamer Knappheit, zumeist auf Kosten der Anstalt, die, seit Mohamed Ali ihren Grundbesitz eingezogen, von der Regierung subventionirt und durch milde Stiftungen unterstützt wird. Den Akademikern aus Kairo und der Umgebung ist nur im Fastenmonde eine Naturalverpflegung bewilligt, sonst werden sie auf Kosten ihrer Familien erhalten, während den Unterricht Alle mientgeltlich genießen.

Die Zahl der an der „Azhar“ Studirenden belief sich nach dem officiellen, wohl etwas schön gefärbten Ausweise vom Jahre 1873 (1290 der Flucht) auf etwa 9500 Köpfe, mit deren wissenschaftlicher Drilling sich 314 Professoren besaßen. Selbstverständlich bewohnt nur der geringere Theil der „Mugawirin“ — so nennt man die Studenten — die Moschee, während die meisten in dem ringsum liegenden „Quartier Latin“ haufen. Viele von ihnen bringen sich durch Privatstunden und Koran-Recitationen, als Miethbeter und Büchercopisten mühselig genug über ihre Studienzzeit hinaus. Ihren Professoren geht es übrigens, seit die „Azhar“ ihre fetten Einkünfte schwinden gesehen, nicht viel besser. Sie erhalten keine Bezahlung und sind ebenfalls auf das Brot des frommen Zufalls angewiesen. Früher war das freilich ganz anders. Ein Scheich der „Azhar“, welcher nur zwei Fellah-Jungen von mäßiger Wohlhabenheit zu erziehen hatte, lebte im Ueberfluß. Seine Schüler bedienten ihn, bereiteten seine Mahlzeit und trugen ihm die Schuhe nach, wenn er auf seinem weißen Esel durch die Gassen ritt. Ueberall,

wo sich der breite Turban des „Azhariten“ zeigte, beflissen sich die Gläubigen der größten Ehrfurcht. Mit ein Ungläubiger des Weges daher, so mußte er absteigen, bis der Herr Professor vorüber war, und kam letzterer an eine Fleischerbude, hatte er das Recht, das schönste Stück für seine Küche auszuwählen.

Wo sind diese fetten, rechtgläubigen Zeiten hin! Heute kann man vielleicht denselben Scheich, vor dem sich die Franken gedemüthigt, in einer der ärmlichen Bierstuden am Bab-el-Bahr begegnen, wo er die nubischen Last- und Wasserträger mit einer dichterischen Production entzückt, indem die Barbarinen ihre Buza dazu schlürfen, die wie Milch aussieht und wie Tinte schmeckt.

Als Rector magnificus der Hochschule fungirt allemal ein Scheich aus der in Kairo herrschenden Schafitensecte, welcher letzterer auch die Studenten zur Hälfte angehören. Man zählt übrigens beinahe eben so viele Hanafiten, während die Anhänger der beiden anderen Secten, insbesondere die Hambaliten, viel geringer an Zahl sind und von letzteren gegenwärtig nur 25 an der „Azhar“ studiren. Die Unterschiede der nach den vier berühmten Koran-Gelehrten benannten Doctrinen kommen zwar sehr oft bei juridisch-religiösen Fragen in Betracht, sind jedoch vorwiegend ritneller Natur in Sachen des obligaten Ceremoniells, der facultativen Gebete und der vielbestrittenen Ablutionsfrage. Nächst dem obersten Scheich ist der Scheich der „Blinden“ der angesehenste Professor. Die Blinden-Abtheilung hat etwa 300 ultrasanatistische Köpfe und eine äußerst turbulente Geschichte aufzuweisen. Besonders denkwürdig ist die Blinden-Revolte in den dreißiger Jahren, wo diese fanatische Rotte, von ihrem zum Rector erhobenen Scheich in corpore exemplarisch abgestraft, in helle Empörung ausbrach und den Rector selbst halb zu Tode prügelte. Der Mann hieß El Kuweisini und war ein großer Schriftgelehrter.

Man lehrt an der „Azhar“: Grammatik, Syntax, Rhetorik, Verkömde, Logik, Arithmetik, Algebra, Jurisprudenz und Gottesgelehrtheit, welche letztere bekanntermaßen so ziemlich alle anderen Facultäten, insbesondere die Rechtskunde, durchtränkt und absorbirt. Im engeren Sinne be-

greift sie die Koran-Exegese und die Uebersetzungen des Propheten. Erstere hat Berge von Büchern gethürmt, von den liturgischen Sammelwerken eines Tirnidy bis zu den berühmten Commentaren des Beydawi. Die Traditionen Mohamed's, an deren Zusammentragung drei Wittwen des Propheten so hervorragenden Antheil genommen, dienen als Rechtsquellen für die Arbeiten der Juristenschulen zu Medina und im Irak.

Die erste geschriebene Notiz über islamitisches Strafrecht enthielt jene Pergamentrolle, welche der Khalif Ali mit einem Ring an seinem Schwertknaufe befestigt trug. Hundert Jahre später stellte der Medinense Malik Ibn-en-näs, welcher sich bereits mit siebenzehn Jahren als Professor habilitirte, eine erste Sammlung von 1700 Traditionen zusammen, worauf im nächsten Säculum Bucharj nicht weniger als 7000 Uebersetzungen in einem Codex göttlichen und menschlichen Rechtes vereinigte, welcher neben dem Koran die Basis für die theologischen Studien an der „Azhar“ bildet.

Als Aeopag der Dichtkunst und Sprachwissenschaft hat die Hochschule zu Kairo noch einen guten Theil ihres alten Rufes bewahrt, als theologische Akademie jedoch ist sie entschieden im Niedergange begriffen. Es hängt dies sowohl mit dem Verfall des Islams im Allgemeinen als mit dem meiner Meinung nach allzu wenig beachteten Umstande zusammen, daß seit geraumer Zeit die arabische Glaubenswelt mit erwartungsvoller Scheu ihre Blicke nach Mittel-Arabien richtet, wo in der Koranschule von Riad unserer altberühmten Akademie der Fatimiden eine gefährliche Rivalin erstanden ist. Dort harret seit Decennien ein Volk von Koranabeteren in Waffen auf ein Zeichen, daß seine Stunde gekommen sei. Nach den großen Ersütterungen im Oriente kann Niemand wissen, um wie viel diese Stunde heute näher gerückt. Jene arabischen Studenten kommen nicht nach Kairo, um auf der „Azhar“ zu studiren; für sie ist die „Glanzvolle“ ein Ort des Gräuels und der Abgötterei, denn jene Gläubigen folgen der wahrhaftigen Sagen, welche in Kraft steht vom Hochland bis ans Persermeer, so weit die Nacht König Faissal's reicht. Von diesen streitbaren „Koran-

schülern“ soll der zweite Theil unserer Aufgabe handeln.

Um die Religionsbewegung, welche Mitte des verfloßenen Jahrhunderts vom arabischen Hochlande aus große moslemitische Länderstrecken übersluthet und zweifelsohne neu befruchtet hat, richtig zu beurtheilen, ist es unabweislich nothwendig, das Wesen und die Geschichte jener Weltreligion, welche der Hirtentnabe von Mekka gestiftet, einen Moment ins Auge zu fassen. Der Islam ward bekanntlich auf dem starren Monotheismus begründet. Die 112. Sure verkündet: „Sprich, Er — Allah ist Einer, der Ewige, Er zeugt nicht und ward nicht gezeugt und nicht ist Ihm gleich irgend Einer.“ So das Grunddogma, dem der Glaubensbrand entloderte. Seine Flammenröthe bestrahlte den Karfunkeltempel, wo Gott als einsame Machtvollkommenheit verherrlicht ward. In dem gewaltigen Egoisten des Himmels, dem majestätischen Einsiedler, blickte willen- und vernunftlos das Staubgeschöpf empor, fortgerissen von der göttlichen Centrifugalkraft. Es gab kein gutes Werk außer dem Glauben; nichts, selbst der Glaube nicht, vermochte den Menschen zu erretten; er war vorherbestimmt — vorherverdammte, unter dem Hade einer unerbittlichen Glaubenslogik zermalmt. Fürwahr, es war kein Gott der Liebe und Barmherzigkeit, dieser Gott Mohamed's! Seine Lehre trug das Merkmal der Unbeweglichkeit, der Lieblosigkeit, der Versteinernng. Jedem Fortschritt feindlich aus Selbsterhaltungstrieb, mußte sie naturgemäß stationär bleiben, wollte sie nicht zu Grunde gehen. Wer bei Beurtheilung der Verhältnisse im Orient diese einfache Wahrheit vor Augen behält, wird sich selbst vor manchem Irrthum und die Ohren Anderer vor müßigen Tiraden bewahren. Das koranitische Wort leuchtete wie mit Sternen an die Himmelswölbung geschrieben als einzige Wahrheit, ein ewig Brief für die Glaubenssklaven des Bekennerthums. Und damit dieser Cult des himmelentstiegenen Wortes unantastbar bleibe, schuf der Prophet ihm mit ängstlicher Pedanterie das strengste Ritual, und damit es die Massen entflamme, stattete er die Massenandacht gegenüber dem Einzelgebete mit fünfundzwanzigfacher Gnadenwirkung

anz, drückte die gläubige Menge durch unablässige religiöse Exercitien und gab damit dem Islam jene Festigkeit der dogmatischen und rituellen Gestaltung, welche ihn vielleicht für alle Zeiten widerstandsfähig machen könnte, wenn die Unbeweglichkeit nicht dem Weltgesetze zuwiderläufe.

Wie bald in der That ersieh das innere Feuer, welches Prophetenodem diesem Glauben eingehaucht! Eine Spanne Zeit — und das große Schisma der Sunniten und Schiiten brach aus; ein blutiger Riß ging durch den neuen Glauben, zahllose Axtsejcten schossen empor. Die Irrlehren Abdallah's, des Stifters der „Externen“, machten den Anfang; dann lehrten die „Ghullats“ die Vergöttlichung Ali's, der die Prophetentochter heimgeführt, und vererbten ihre Doctrin auf den Freimaurerorden der „Assassinen“, welche in der Symbolisirung des heiligen Buches das Ungeheuerlichste leisteten. Abu Said el Karmut's rationalistische, gegen den Fatalismus gerichtete Reform, die heute noch in Ostarabien viele Jünger zählt, traf den Ahalisenwahn wie ein Blitz; Mokanaa, der „Gaukler mit der goldenen Maske“, schuf einen Gott mit vielfachen menschlichen Incarnationen, und der fröhliche Babel erfand das Jacobinertum. Ahmed Raverndy stellte die Lehre von der Seelenwanderung auf, welche die Kaderiten an der arabischen Perlenküste bis zum heutigen Tage fortpflanzten; Darim, der Sabäer, setzte die Sternengötter wieder ein, und Ibn Muslim, der Vernichter der Dummajaden, entkleidete den Propheten seiner Göttlichkeit, um diese sich selber anzulegen.

Ja, der Kameelstreiber von Mekka, der schlaue Koreischit, war im Laufe der Zeit selber Gott geworden. Er, „der gezeugt worden und gezeugt hatte“, der die Weiber und Wohlgerüche liebte, der Handel trieb und Krieg führte, er ward dem alleinigen Gotte beigegeben. Der Schlußstein der stolzen Wölbung, die Einheitslehre, war geborsten und herabgestürzt. Die mystischen Schwärmer, die Textverderber, hatten das Werk Mohamed's zerstört, und fröhlich blühte das alte Idolenthum wieder empor. Im Herzen Arabiens, wo die ersten Bekenner geblutet, war die Gottesflamme erloschen, als das verfloßene Jahrhundert im Zenith stand.

Es ist ein geheimnißvolles Land, welches die Beduinen die „Mitte“ nennen. Wer es einmal betreten, kommt nie mehr heraus, sagen sie, und Jedem wäre besser, es niemals zu betreten. Diesen schlimmen Ruf genießt das Nedjehd, das mittel-arabische Tafelland, das Land der schönen Rasse, welches der Teufel als Scheit regiert, wie schon der Prophet behauptet. Und aus diesem Teufelslande erstand der Wiedererweder des Glaubens. Eine Mutter aus dem kleinen Nedjehbi-Stamme gebar den Gewaltigen. Das Weib hatte blaues Blut in den Adern, denn ihr Stamm bildete einen Zweig der Tamim, so stolz als echt gezeugt. Und der Sohn sollte gut sein. Seinem Großvater war ehemals der Traum gekommen, eine Flamme entlodere seiner Brust und fräße die Völker auf. . . diese Flamme hieß wie einst der Prophet: Mohamed. — Abdul Wahab war sein Vater, Dorehmlah sein Geburtsort. Um das Jahr 1750, nach großen Reisen, trat der Reformator auf. Ein Wort gab das Zeichen. Ein Beduine, nach einem verlorenen Kameele suchend, kam am Hause Mohamed's zu Eyanah vorüber. Der Suchende rief nach Saad, dem nedjehjanischen Herkules, als Helfer in der Noth. „Warum rufst du nicht lieber den Herrn des Saad zu Hülf?“ ertönte eine Stimme. Es war die Stimme Mohamed's, und das Wort fiel zündend unter die Menge. Bald genoß der Gottverkündiger die Ehren der Verfolgung. Der Glanhauptling von Eyanah, obwohl dem Sohne Abdul Wahab's gewogen, vermochte ihn nicht zu schützen, als vom karmathischen Oberlehnsherrn aus Katif der Verbannungsbeehl anlangte. Der Prophet hatte nicht weit bis zur Grenze und entfloß nach der kleinen Burgfeste Derajeh, welche das Geschlecht der Saude vor den Beni Maamer als Leben besaß. Man kannte sie als arme Haubritter, aber von gutem Blut, mit den Wail und Taghleb verwandt.

Scheit Mohamed predigte keine neue Lehre, er predigte nur die Rückkehr zum alten Glauben an den alleinigen Gott, zum unverfälschten Korantexte, welchen herrschsüchtige Christgelehrte und selbst-abgötterische Despoten für ihre Bedürfnisse entstellt und zurecht gestugt hatten. Der Prophet von Eyanah riß vor Allem

den vergötterten Koreischiten von seinem Idolenthron herab. Ist's nicht Gräuel, sprach er, zu einem Menschen zu beten? Und wahrlich, Mohamed war ein irdisch Gefäß, in das der Herr seine Offenbarung gegossen. Und als die Zeit erfüllt, zerbrach er dies Gefäß. Warum rief er nicht dem Todesengel zu: Blutäugiger, zieh' vorüber, Mohamed stirbt nicht! Aber Mohamed starb, und der Herr lebt ewig. „Herab denn mit dem Propheten, als Mensch zu den Menschen, fort mit dem Wust von Auslegungen und Uebersieferungen, der, wie schnödes Unkraut den Weizen, das Wort des Herrn zu ersticken droht, in den Staub mit den Tempeldomen, Gebetstürmen und all der gethürmten Menschenpracht, welche den Himmel erklimmen will, der Erde gleich die Grünstapellen und Heiligengräber, die Hülsbedürftige verlocken, zu Menschen götzdienerisch zu beten, Tod den Derwischen, Santons und all den Wundermachern, welche unter frommem Gaukelspiel das Volk umgarnen, hinweg mit den wunderkräftigen Talismanen, die böse Wünsche zeugen!“

So ließ der Sohn Abdul Wahab's seine Stimme ertönen, und sie fand Widerhall. Zwar gab ihm der Herr zum Anfang kein mächtig Heer von Glaubenskriegeren, denn Ibn Saud zog mit nur sieben Dromedarreitern aus, um Arabien dem alleinigen Gotte wieder zurückzuerobern, aber das Häuflein schwoll lawinenschnell, Stamm für Stamm ward aufgerollt, Clan für Clan zu Paaren getrieben, ganz Mittel-Arabien erobert und das armselige Derajah bald der Fürstenthümern der Neislamiten, welche sich nach ihres Stifters Vater Wahabiten hießen.

Das erste Wahabitenreich, welches über zwei Menschenalter gedauert, zählte vier große Herrscher: Ibn Saud, Abdul Aziz, Saud, der eigentliche Held der Wahabiten, und Abdallah. Der Medschejaner ist geborener Soldat; der Prophet hat in seinen Kämpfen gegen Musselmeh mehr als einmal hochländische Stiehe nur zu bitter gefühlt. Tapfer, fanatisch, kaltblütig, ausdauernd, berechnend, mäßig und einfach in seinen Bedürfnissen, bietet der Medschejaner ein vortreffliches Material für den Glaubenskrieg. Die arabischen Dichter

sagen: im Hochlande wohnen Männer mit großer Seele und keusche, stille Frauen. Scheik Mohamed kannte sein Volk. Die einfache Lehre wirkte mächtig auf die einfachen Herzen. Der schlaue Religionsmacher stellte nur Ein Dogma auf, dann lugte er nach einem äußeren Unterscheidungszeichen aus, frappant genug, um sein Volk auf den ersten Blick unter allen Uebrigen zu kennzeichnen. Dies Zeichen war bald gefunden. Vom Moghreb bis tief nach Asien hinein waren alle Islamsvölker dem Tabak ergeben. Er rief also seinem Volke zu: „Du sollst nicht rauchen!“ Das Verbot wirkte wunderbar, mit einem Schlage waren die Neuheiligen von allen anderen Nationen geschieden. Die Beduinen insbesondere bestaunten mit maßloser Scheu solche Enthaltung, und wenn man sie nach den Wahabiten fragt, so antworten sie heute noch: „Es sind Leute, die nicht rauchen.“

Der Sohn Abdul Wahab's fand einen trefflichen Vorwand für sein Rauchverbot in den eminent narkotischen Eigenschaften des in Mittelarabien früher verbreiteten omanitischen Tabaks, welcher dreißigmal stärker sein soll als die amerikanische Pflanze. Bis zu einem gewissen Grade kann ich selber dies bezeugen, denn ich erinnere mich kaum, je ein so intensives Rauchunbehagen empfunden zu haben als nach dem Genuß eines vortrefflichen Tabaks, welchen ich im Hafen zu Koffeir einem wahabitischen Tauschhändler abgekauft hatte. Der Tabak war also ein Rauchkraut, ein Teufelskraut, wie Haschisch und Opium, welche schon der Prophet strenge verboten hatte. Vielgötterei und Rauchen waren und blieben unter den vierhundert großen Sünden, welche die wahabitischen Zeloten im Laufe der Zeit zusammengebracht, im eigentlichen Sinne die zwei Hauptverbrechen des neuen Gesetzes. Man nannte das Rauchen: „Schande trinken“; wer „Schande trant“, verfiel den schwersten Körperstrafen, und manch geheimer Sünder verhauchte sein Leben unter dem Knüttel. Mit dem capitalen Rauchverbote liefen so nebenher die minderen Verbote des Kaffeegenusses, der seidenen Gewänder, der Gebetschnur, des Frauenschmuckes — mit Ausnahme von silbernen Zehnringen — und sonst jedweden eiflen Prunkes.

Aus der reformatorischen Idee des Scheichs Mohamed entsprang für die Fürsten von Derajeh ein großer Staatsgedanke: Gründung eines neuen arabischen Großreiches, Wiederaufrichtung des Kalifates im Sinne Omar's, jenes Großsiegelbewahrers islamitischer Glaubenswuth. Der Sultan am Bosporus war für die Wahabiten ein Kegerkalif, schlecht geboren, unreinen Königsblutes. Seiner Herrschaft auf arabischem Boden mußte ein Ende gemacht werden. Saud, der Wahabi, wollte selber Kalif werden. Es war ein löhn Gelüste, denn reicht auch der Padijschah mit seinem langen Schwerte nicht bis ins Herz Arabiens, so ist er doch gewaltig und überwacht, wie die Beduinen sicher wissen, die sieben Könige Europas als starker Fuchtweser. Durch den Einbruch und die theilweise Unterwerfung der unter iranischer Oberhoheit stehenden ostarabischen Küstenländer hatte der Wahabitenfürst dem Perserkönige Hohn geboten, durch einen siegreichen Einfall im türkischen Irak bot er dem Sultan Trost. Gegen Ende des Jahrhunderts trankten die Hochländer zum ersten Mal ihre Kriegerrosse im Strome der Araber, trieben die Euphratflamme zu Paaren und schlugen die Janitscharen. Bis tief in die Anlammarschen legten ihre wilden Reiterchwärme, die Tartische zwischen den Zähnen, die Reiskammern der Fellahs anzuwand. „Tödtet die Vielgötterer und raubet ihr Gut! Gott ist groß!“ So erscholl der Weuteruf. Den Darbern der Wüste ging ein süßig Träumen auf von unermesslicher Beute, und nach kurzer Frist erschienen sie wieder in den verheißenen Stromniederungen.

Das heilige Kербela, der Schiiten goldhäuptige Stadt, wo der Propheten-Enkel Hussein den Märtyrertod gefunden und unter laurnem Dome schläft, ward von Saud erstürmt. Die Perser nennen die am Wüstenraume des Irak gelegene Stadt „das Wunder“, ob des Tempels, den Asjad, der Bujibe, erbaut, ob der reichen Heiligengruft und ob all der stolzen Mausoleen, die in Orangenhainen ragen. Ungeheure Todten-Karawanen aus allen Schiitenländern bringen die Abgeschiedenen zur Paradiesesruhe in den Schlummergründen von Kербela. Die Wahabiten zertrümmerten das Heilig-

thum und gaben die Pilgerstadt der Plünderung und Verwüstung preis, nur der unterirdische Tempelschatz und das Abhauseviertel blieben verschont; ersterer, weil ihn die Plünderer nicht finden konnten, und letzterer legendarisch in Folge nachstehenden Vorganges. Als der große Emir mit seinem falben Rosse auf dem rauchenden Tempelgetrümmer hielt, fuhr plötzlich ein blutig Haupt unter der Stute Hufen empor und eine Stimme ertönte: „Saud, Saud!“ — „Wer ruft?“ fragte der Wahabit. — „Sprich den Namen Gottes aus!“ rief die Stimme. — „O Ewiger!“ sprach der Fürst, unwillkürlich gehorchend. — „O Ewiger,“ fuhr die Stimme fort, „räche das Ungeheuer am Geschlechte der Saud.“ Und das Haupt tauchte hinunter. Der Wahabi aber, von Gränen erfaßt, gebot, die Brandfackel zu verlöschen. . .

Ein Rachejchrei brauste durch die Secte Schia, als der Fall von Kербela bekannt wurde. „Mord“ war von jeher ein schiitisch Dogma, denn alle Secten ismaelitisches Ursprunges küßten den Glaubensdolch als Himmelschlüssel. Ein Ghilani bot seine Waffe. Als Kaufmann verkleidet, kam er nach Derajeh und stieß den König Abdal Aziz beim Gebete rücklings nieder. Man riß den Mörder in Stücke und fand in seinem Turbanlaken den üblichen Ablasszettel mit dem Ordenssiegel der Eschrafi.

Der König war todt, aber der „Fluch von Kербela“ ging noch nicht in Erfüllung. Der Siegeslauf der Wahabiten blieb nicht allein ungehemmt, er strebte in immer gewaltigerem Anfluge den Zenithe zu. Sieben Jahre später hatte König Saud die Prophetenstädte erstürmt und Ghaltob, der Islamitenpapst, war nach Tschidda entflohen, nachdem er seine verborgene Schatzkammer mit eigenen Händen zugemanert. Bald jedoch schloß der vertriebene Großscherif einen Compromiß mit dem Wahabi und ward wieder eingesetzt, doch blieb er nur ein Schattenherrscher, dessen weltliche Macht gebrochen und dessen geistliche zum größten Theil in die Hände des zur Mekka bestellten wahabitischen Großrichters übergegangen war. In Medina hatten die Sectirer die heiligen Gräber rein ausgefegt und die berühmten Schätze von Ränderwerk nach

Derajeh geschafft, um dort mit ihren Aromen glänzigere Nasen als die der Medineesen zu kugeln. Der Chef der Grabwächter, ein gewisser Hassan, hatte darauf Nachlese gehalten und war mit dem Rest von Kostbarem ins Paradies von Damascus durchgegangen. Die Bewohner der heiligen Städte hatte der Sieger milde behandelt, mit Ausnahme der Türken, welche für immer aus Arabien verbannt wurden. Die Gebete für den „Sultan der zwei Meere und Continente“ wurden abgestellt und die Pilgerkarawanen der strengsten Controle unterworfen. Controle bedeutete selbstverständlich Brandschatzung, wozu die Wahabiten in ihrer den prunkhaften Grabstätten und dem Gräberculte feindseligen Satzung willkommenen Vorwand fanden.

Mit der Eroberung der Prophetenstädte hatte die Wahabitenmacht ihren Höhepunkt erreicht. Der König des Neuheiligenreiches herrschte vom Nyrgebirg bis an den Schat, vom Hedschaz bis ans Perlenmeer. Die meisten Beduinenstämme der großen Wüste bis zu den Stromniederungen des Euphrat waren wahabitisch gesinnt, und im eigentlichen Arabien leisteten die Wüstenritter dem neuen Khalifen Heeresfolge. In den Wanderstämmen habe ich Fabelhaftes über die damalige Wehrkraft der Wahabiten erzählen hören: nun sind die Beduinen bekanntermaßen wunderliche Kriegsberichtersteller, aber es scheint doch außer Zweifel, daß die Könige von Derajeh zur Zeit der Blüthe nahezu 100 000 Reiter ins Feld stellen konnten, welche, nach einem festen Milizsystem organisiert, eine furchtbare Macht bildeten. Wunderbares hörte ich insbesondere über die Beweglichkeit dieser Massen, welche, die größten Wüstenstrecken auf Sturmesfüßchen durchbrausend, bald in den syrischen Grenzmarken, bald in den Deltamarschen des Irak wie aus der Erde emporgestanpft erschienen.

Ihre Elite-truppe waren die Delnreiter, d. h. dromedarberittene Krieger, welche, zu zwei auf einem Thiere hockend, mit den spärlichsten Rationen von Datteln und Durrahmehl ausgestattet, alle Schrecken der Einöde mit unglaublichem Troß zu bewältigen wußten. König Saud, welcher später großes Hoflager hielt, hatte ein

Gardecorps aus gepanzerten Mohrenreitern geschaffen, welches den Beduinen durch den Glanz der Erscheinung, die geiergeschnäbelten Erzhelme und großen Kautenschilde gewaltig imponirte.

Zu Derajeh hauste der König mit dem Kriegsadel in dem hochgelegenen Tarifa-Biertel, während sich die wahabitische Clerisei unter dem strengen Sohne des inzwischen verstorbenen Mohamed, dem blinden Hossain, unten in der „Bedscheira“ angesiedelt hatte. Hier befand sich die große Moschee, die Dschamia, einfach mit einem Gebetruß-Söller ausgestattet, die „Medresseh“, die vom Scheik Mohamed gestiftete Koran-Hochschule und eine Anzahl von orthodoxen Stiftscollegien. Stille herrschte in diesem Heiligenviertel, nur hie und da sah man beschauliche Alademiter durch die grasbewachsenen Gassen wandeln, und bei der Begegnung bedeutungsvoll den rechten Zeigefinger erhebend, murmelten sie: „Er ist Einer“...

König Abdallah, der Sohn des Saud, behauptete sich noch eine Zeit lang auf der Höhe, dann kam ein rascher Niedergang. Der Kriegszug gegen Damascus schlug fehl, im Oman und am Euphrat holte man sich Schlappen, und der Großsultan gab endlich dem Pascha von Aegypten Befehl, die Sectirer aus den heiligen Städten zu verjagen. Der Aegyptier brach ins Land. Tussun Pascha, des Vice-Königs Sohn, schlug die Wahabiten bei Byffel und befreite die Prophetenstädte. Doch Abdallah's Troß hielt an. Ein neuer Krieg entbraunte; — Tussun erlitt eine Schlappe, kehrte heim und ward von der Pest hinweggerafft. Wieder erhob der Wahabi das Haupt; da entschloß man sich in Kairo zu einem großen Schlage. Alle Großwürdenträger versammelten sich bei Mohamed Ali, um zu berathen, wer Obergeneral im neuen Feldzuge sein sollte. Ein schöner persischer Teppich bedeckte den Estrich, und alle Blicke waren auf einen Apfel mitten auf dem Teppich gerichtet. Und der Pascha sprach: „Wer von euch, ohne den Teppich mit dem Fuße zu berühren, den Apfel ergreifen wird, der soll gegen den Wahabi den Oberbefehl führen.“ Die Würdenträger, zumeist mit glücklich entwidelter Körperlichkeit geeignete Leute, bemühten sich umsonst nach dem Apfel.

Keiner erreichte ihn. Da trat Ibrahim, des Paschas Sohn, hervor. Es war ein mittelgroßer, wohlbeleibter junger Mann, mit großem, starrem, grauem Auge, seiner circaissischer Nase, das bleiche, pocken-narbige Antlitz von röthlichem Vollbart umrahmt. „Er sah aus wie ein satter Löwe,“ erzählte der Wahabitenkaiser, welcher dieser merkwürdigen Scene als Heiduck verkleidet beivohnte. Der Prinz begann mit größter Ruhe den Teppich aufzurollen, bis der Apfel vor seinen Füßen lag, den er dem Vater darbot. „O mein Sohn, du Stolz und Hoffnung des Islams, du sollst den Wahabi schlagen!“ — „Wenn der Herr so will,“ lautete des Prinzen schlichte Antwort.

Und Ibrahim schlug den Wahabi. Es war einer der merkwürdigsten Feldzüge, welche die Kriegsgeschichte aufzuweisen hat, wenn auch nicht mit Hunderten von Bataillonen operirt wurde. Der Aegypter fand furchtbaren Widerstand, aber der Sohn Mohamed Ali's hatte am Prophetengrabe zu Medina geschworen, nicht eher sich den Bart scheeren, noch den Kopf rasiren zu lassen, bis König Abdallah lebendig in seine Gewalt gekommen. Bei Konein kam's zur mörderischen Schlacht, wo die Hochländer auf's Haupt geschlagen wurden. An Raß jedoch, dem stärksten Volkwerk der Wahabiten, zerklüfteten sich die Aegypter monatelang die Köpfe, die Entscheidung schwankte, aber die Fenerjchlünde gaben den Ausschlag, und Ibrahim erzwang mit dämonischem Troze den Sieg. Dneizah und Bureidah, die kasimitischen Hauptstädte, fielen; Schakra und Doräma im Wuschim wurden mit Blut, der Abfall der wahabitischen Beduinenstämme mit Gold erkaufte. Endlich stand der Aegypter vor der Hauptstadt, die nach heldenmüthigem Widerstande in seine Hände fiel und der Verwüstung preisgegeben wurde. Ibrahim hatte seinen Schwur eingelöst, und König Abdallah wurde als Gefangener nach Stambul geschickt. Der junge Pascha hatte bei Bewältigung seiner schwierigen Aufgabe jenes Feldherrengeie geoffenbart, welches später den Türken bei Mezib und Konieh so furchtbare Niederlagen beibringen sollte. In Stambul wurde Abdallah vom Großmüfti wegen Ketzerei zum Tode verurtheilt und im Seraihofe, wo die „Platane der Jani-

scharen“ schatteten, fiel das Haupt des Wahabitenkönigs. Dies geschah im Jahre 1818 und brachte das erste Wahabitenreich zu Ende.

Doch es sollte wieder erstehen, kaum zwanzig Jahre später, weniger gewalttham nach außen, aber im Innern gefestigter, mächtiger, als früher. Die ägyptischen Statthalter, insbesondere Kurtschid, machten sich durch grausames Regiment verhasst, und bald gelang es Turki, dem Sohne Abdallah's, welcher dem Sieger entkommen war, mächtigen Anhang zu gewinnen und in Riad einen neuen Fürstenthum zu gründen. Nach einigen Jahren jedoch traf den König der Mordstahl seines Veters Meschari, worauf der edle Schomerfürst Telal den Mörder tödten ließ und Turki's Sohn, Kaisal den Väter, auf den Thron setzte. Dieser Fürst, ein großer Pferdezüchter und Koranbeter, herrschte heute in gewaltiger Königsburg zu Riad, der gartenreichen, thurmstolzen Hauptstadt des zweiten Wahabitenreiches. Er regiert weniger mit dem Schwerte des Gotteskriegers als dem Tamarindenknüttel des Zeloten. Eine starre Bigotterie voll fanatischer Unbuddsamkeit schlägt das Volk in härteste Knechtschaft. Als erstes Regierungsorgan fungirt eine seltsam unheimliche Körperschaft von zweiundzwanzig Finsternännern, welche unter dem Namen „Mebdejeten“ oder „Eiferer“ weit über die Grenzen des Wahabitenreiches hinaus eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Die Gründung dieses geistlichen Büttel-Instituts datirt von den furchtbaren Verheerungen, welche die Cholera Mitte der fünfziger Jahre im Neuheiligenreiche angerichtet. Die Clerike schrieb den Einbruch der hier zum ersten Mal erschienenen Weltseuche natürlich der Glaubenslaueheit zu, welche seit einiger Zeit im Wahabismus eingerissen sein sollte. Damit war der Vorwand zu einer Priesterherrschaft gefunden, wie sie so furchtbar kaum je über ein gläubig Volk gekommen. Es hatte nämlich der fast vierzig Jahre andauernde directe Verlehr mit Aegypten mannigfach an der alten strengen Sitte gerüttelt, Seidengewänder und eitle Prunk waren hie und da zum Vorschein gekommen, und von den Abtrünnigen war sogar das strenge Rauchverbot mißachtet worden.

Da that gründliche, schnelle Reform noth, und die Meddzejiten wurden damit betraut, für die Hauptstadt sowohl als die Provinz, wohin sie auf „Mission“ gingen, die alte Glaubenszucht wiederherzustellen. Allenthalben ward folgendes Recept gegen die Cholera verkündet: Man absolviere täglich fünf Gebete, vierundzwanzig Prostrationen, siebzehn Koransuren, eine Predigt, die partiellen und totalen Abwaschungen; darauf enthalte man sich des Tabaks, trinke kein verbotenes Getränk, trage weder Seide noch Schmuck, singe und musiciere nicht, brenne nach dem Abendgebet kein Licht mehr und verhalte sich in seinen vier Mauern todtstill, schwöre nie anders als beim Namen Gottes und glaube an keine bösen Geister. Wer dies Alles beobachtete, den ließ man ruhig an der Cholera sterben, im Falle der Versündigung jedoch verfiel der Schuldige den geistlichen Bütteln, welche an jedwedem Orte über ihn herfielen und ihm die „Haut reinigten“, d. h. ihn nicht selten zu Tode prügelten.

Es liegt auf der Hand, daß unter diesem Knüttel-Regimente die öffentliche Wohlfahrt nur eine sehr bedingte Förderung erfahren mußte, abgesehen von dem scheußlichen Mißbrauch, welcher mit einer so unbeschränkten Machtvollkommenheit getrieben werden konnte und thatsächlich getrieben ward. Dafür aber blühte die neue Koranschule empor und füllte sich mit Tausenden von Studenten, welche,

wahabitiß gebrillt, heute eine geistliche Armee bilden, mit welcher der niedergehende Islam eines Tages zu rechten haben wird. Mit jedem Tage erstarkt die Reform in Mittelarabien und gewinnt, seit die Zeloten, durch den Unwillen der Bevölkerung gezwungen, zu humaneren Ansichten zurückkehren, wie das nach neueren Berichten thatsächlich der Fall sein soll, an Anhang in den Grenzländern. Die Beduinen verlieren die abergläubische Furcht vor dem Lande der „Mitte“, und der wahabitiß Einfluß breitet sich langsam, aber sicher immer weiter aus. So ist kaum ein Zweifel, daß Mohamed's Weltreligion sich aus der großen Bewegung im Herzen Arabiens verzüngen, reformiren und über den dunklen Welttheil ausbreiten kann. Hat doch schon der Prophet in der Sunna gesagt: „Wahrlich, zu Zeiten wird Allah Einen senden, um euren Glauben zu verzüngen.“ Der Wahabismus ist diese Reform für den alternden Islam, eine gewaltthame, radicale, aber vielleicht gesunde. Zugleich mit dem Islam würde die arabische Race regenerirt und — wer weiß? — zu einer weltgeschichtlichen Action wiedererweckt werden. Die Wahabiten glauben dies und halten sich für den Sauerteig der Völker. „Dem Herrn der Morgenröthe,“ sagen sie, „sind Jahrtausende wie ein Sandkorn, aber Er kennt jeden Herzschlag des Menschen. Wir harren Seines Zeichens.“





www.libtool.com.cn

Hirth's „Formenschatz der Renaissance“.

Ben

Friedrich Reht.

Noch jüngst ward durch die Pariser Weltausstellung unzweifelhaft festgestellt, daß fast alle europäischen Völker ganz im Gegensatz zu dem früheren, fast nur noch in Oesterreich herrschenden Eklekticismus jetzt immer mehr die Tendenz zeigen, auf ihre nationalen Renaissancestile zurückzugreifen. In Deutschland hat sich das schon bei der Münchener Ausstellung von 1876 auffallend und sagen wir nur gleich sehr wohlthätig geltend gemacht. Denn darüber kann doch kein Zweifel existiren, daß in jenen Modificationen der italienischen Renaissanceformen, welche sie bei ihrer Annahme durch die übrigen Nationen erfuhren, sich vor Allem der Charakter derselben wie die localen Bedingungen durch Klima, Sitten und Gewohnheiten, disponibles Material &c. ausprägen, also Dinge, welche sich bis heute gar nicht oder doch nur wenig geändert haben. So wird man die Formen der deutschen Renaissance immer etwas darüber, eigenwilliger und ediger, nach Umständen selbst phantastischer und barocker, aber auch humoristischer, gedanken- und sinnvoller finden als die weicheeren und graziöseren Italiens, die koketteren und zierlicheren, aber auch manierteren der Franzosen. Vergleichen entspricht nun so entschieden dem Nationalcharakter, daß es wohl immer so bleiben dürfte, und daher auch wir am besten thun werden, unsere

Äpfel nicht mit Orangen zu vertauschen. Es hat sich aber gerade in München alsbald auch gezeigt, daß der großen Mehrzahl unserer Handwerker und Ornamentisten unsere Renaissance wohl sehr sympathisch, aber sehr wenig geläufig war, so wenig als das, was die letztere von ihren Zeitgenossen anderer Nationalität oder den römischen und griechischen Originalen unterscheidet. So kam denn, daß sie nur zu oft Alles durch einander mischen oder das Einzelne lahm und charakterlos bilden.

Ward die Umbildung der antiken in die Renaissanceformen unzweifelhaft durch jene Einführung des malerischen Princip's in die Architektur und Decoration bedingt, welches in den orientalischen Stilen sich zuerst geltend machte, in der Gothik dann eine andere Seite zeigte oder wieder zurücktrat, so kommt es bei der Renaissance doch erst voll zum Durchbruch, zugleich mit der Entwicklung des Colorits überhaupt. Denn das, was man Stimmung im Colorit nennt, kennt die alte Kunst nicht, es gehört der Romantik an. Ihrem Charakter entsprechend, trägt in Frankreich und Deutschland dieser Stil aber auch nicht minder als in Italien anfänglich den Charakter eines heiteren Spiels, braucht es doch ein volles Jahrhundert, bis der eigentliche Classicismus dort mit Palladio, Vignola u. A. herrschend wird. Ebenso dürfte man finden, daß wie der spielende Charakter, die Lebenslust der Epoche, so auch die Ver-

schiedenheit des Materials auf die Formenbildung der Renaissance einwirkte. Der ausgedehntere Gebrauch des Eisens,

Fenster, Beleuchtungsapparate; der Geräthe, Waffen, der kolossalen Ausbildung der textilen Technik gar nicht zu gedenken.



Hans Holbein, Nachmilde einer Bleistiftstizze zu einem Spiegel.

des Glases, von Fayence und Porzellan, vielen Holz- und Steinarten, die das Alterthum nicht kannte, bedingen eine größere Mannigfaltigkeit wie das Klima durch seine Kamine, Ofen, Thüren und

Ist der innerste Grund aber unseres heutigen Zurückgreifens auf die Renaissanceformen unstreitig in der großen Verwandtschaft unseres Jahrhunderts mit dem Cinque Cento zu suchen, so zeigte sich

alsbald, wie nothwendig es sei, unseren Handwerkern und Industriellen den Zugang zu den Quellen selber zu eröffnen, da bloße Nachbildungen niemals einen

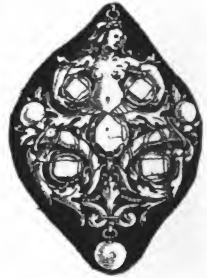
Das ist aber bei allen in der Provinz wohnenden oder der Quellen Unkundigen, wie es die Handwerker und Industriellen meistens sind, der Fall. Deshalb muß



Hans Holbein, Federzeichnung zu einem Armband.



Hans Holbein d. J., Büchertitel (Holzschnitt).



Hans Holbein, Federzeichnung zu einem Schmuck.



Aus Hans Holbein's „Zobientanz“.

vollständigen Begriff vom Geist, dem spezifischen „Tic“ einer Epoche geben. Will man Dürer oder Holbein kennen lernen, so verliert man ihre bessere Hälfte, sobald man sie nicht aus erster Hand bekommt.

man denn auch das Unternehmen des Dr. Hirth, vermittelt der verbesserten Technik unserer Zeit sie unmittelbar Jedem leicht zugänglich zu machen, mit so großer Freude begrüßen. Photographisch auf

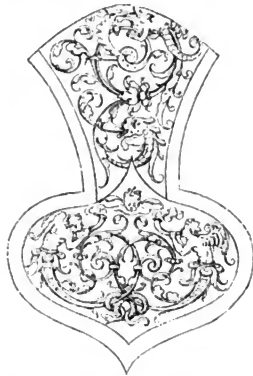
Zinkplatten übertragen und so zum Buchdruck hergerichtet, erhält man die Zeichnungen und Entwürfe unserer alten Meister für alle möglichen Arten von Decoration hier als Facsimiles wieder, was dem Handwerker schon darum außerordentlich nützlich ist, weil sie fast immer für ein bestimmtes Material mit genauerster Rechnung seiner Erfordernisse berechnet sind. — Denn darüber kann doch kein Zweifel bestehen, daß dasselbe Ornament-Motiv sich gar sehr modificirt, je nachdem es getrieben oder gegossen, in Stein gehauen oder in Holz geschnitten, vielleicht gar einem Teppich eingewirkt wird.

Hirth's Blätter nun geben decorative Zeichnungen und Entwürfe von Meistern aller Nationen, wenn auch, wie billig, mit Bevorzugung der deutschen, ebenso sind sie nicht nur für Handwerker und Künstler allein berechnet, sondern auch die Hausindustrie und Kunstübung der gebildeten Classen wird hier Stoff zu Musterzeichnungen aller Art, für Spitzen, Stidereien u. dgl. finden. Zu den weiteren Vorzügen dieser so gemeinnützigen Production gehört dann ihre außerordentliche Wohlfelheit. *)

Sind unter unseren eigenen Künstlern Dürer und Holbein am reichsten vertreten, so lernen wir doch nicht minder ihre Schüler und Nachahmer, endlich die Repräsentanten des Michelangellesken Einflusses in Deutschland und die Vorläufer der Barockzeit, wie den hochbegabten und sehr mit Unrecht verkehrten Baumeister Dietterlin kennen, von dem eine Fensterdecoration gebracht wird, die ganz im Geiste des großen Florentiners und doch wiederum urdeutsch erscheint, wie wir Aehnliches ja oft z. B. beim Heidelberger Schloß gewahren. Jedenfalls könnte man die, welche den kernigen Straßburger über die Achsel ansehen, fragen, wo denn heute etwas Besseres gemacht werde?

Das ist ja aber gerade das Reizende an der Renaissance, daß sie ihren antiken Mustern mit einer in ihrem eigenen ungefinden technischen Vermögen wurzelnden

Souveränität gegenübersteht, die ihren Productionen fast immer die vollste Lebenskraft sichert, sie niemals wie todte Copieen aussehen läßt, bei denen die Gelehrsamkeit größer ist als die schaffende Kraft, wie das den Productionen der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts fast regelmäßig anhaftet, selbst die Bauten eines Schinkel und Klenze wie der Franzosen entstellt. Untersucht man, woran dies todte Aussehen denn eigentlich liege, so findet man seine Quelle regelmäßig in der ungenügenden und leblosen oder un-



Hans Nisch, Bruchstück aus den Handzeichnungen zu Rüstkungen französischer Könige.

verstandenen Ausführung des Details. Gerade aber um diesem Mangel abzuhelfen, der sich durch unsere ganze decorative Kunst, nicht nur die der Vauguerre zieht, ist nichts so sehr geeignet beizutragen als das Studium des Hirth'schen Formenschatzes. Ueberdies macht er uns mit so manchem Künstler näher bekannt, von dem man früher kaum wußte, gewährt so recht einen Einblick in den unermeßlichen Reichtum dieser speciell in ihren deutschen Leistungen noch lange nicht genug gewürdigten Periode, daß er dadurch einem nachgerade allgemeinen Bedürfniß aufs wohlthätigste entgegenkommt. In dieser Beziehung heben wir namentlich die Blätter nach Hans Holbein's kostbarem „Skizzenbuch“ hervor,

*) Die beiden ersten Serien, mit 252 Blättern, sind zusammen für 20 Mk. zu haben; die Fortsetzung erscheint in Jahrgängen von je 12 Monatsheften mit zusammen 160 Blättern. Preis des Heftes Mk. 1,25. Vom Jahrg. 1879 (III. Serie) sind bereits 4 Hefte ausgegeben.

welches die Verwaltung des Baseler Museums Herrn Hirth in anerkannterwerther Liberalität zur Verfügung gestellt hat; ferner die Reproductionen nach Hans Melich's im Münchener Kupferstichcabinet aufbewahrten Handzeichnungen zu den Rüstungen Franz' I. von Frankreich, welche letzteren wegen ihres hohen künstlerischen Werthes früher für Werke Benvenuto Cellini's gehalten wurden. Die Eleganz dieser Compositionen wird in der That von keinem Italiener übertroffen.

Die wenigen Illustrationsproben aus Hirth's „Formenschatz“, welche wir hier mittheilen, gehören den soeben genannten Meistern an. Es liegt auf der Hand, daß Entwürfe wie z. B. derjenige zu einem Spiegelrahmen von Holbein (siehe S. 777) nicht in ungeschickte Hände fallen dürfen, wenn die ausgeführten Gegenstände den Intentionen der Künstler entsprechen sollen. Ja die stilgerechte Ausführung setzt eine gewisse Virtuosität der Technik voraus, welche der Arbeiter nur dadurch erlangen kann, daß er sich durch eifriges Vertiefen in die Schöpfungen der betreffenden Meister mit dem Geiste derselben vertraut macht. Es

ist daher principiell richtig, immer und immer wieder zu betonen, daß unsere Kunsthandwerker auf falschem Wege sind, wenn sie nur nach pedantischen Vorlagen für ihre besonderen Arbeiten verlangen; zu edlen Schöpfungen im Sinne der Renaissance werden sie sich erst dann erheben, wenn sie die ganze Formenwelt derselben in ihr Gemüth aufzunehmen trachten. Der Schreiner und der Schlosser sollen auch die Entwürfe studiren, welche zunächst für den Goldschmied oder den Architekten bestimmt sind u. s. w., keiner soll des andern Metier geringachten, sondern bestrebt sein, zum Verständniß und Ueberblick des Ganzen zu kommen. Im Gegensatz zu den Vorlagewerken für bestimmte Gewerke will daher der „Formenschatz“ gerade zur Universalität des Kunsthandwerks erziehen, und wir können diese Tendenz nur auf das lebhafteste unterstützen.

Seit Beginn seiner dritten Serie hat das Unternehmen zwar auch Darstellungen aus der Gothik, dem Rococo zc. aufgenommen; indessen überwiegen auch jetzt noch so sehr die Entwürfe aus der Früh- und Hochrenaissance, daß das Werk immer noch als Schatzkammer der letzteren gelten darf.





www.libtool.com.cn

Literaturbrief.

Ednard Mörike's Gesammelte Schriften. — Das neue Leben von Dante Alighieri, übersetzt von Jakobson.

Eine interessante und bedeutende Gabe kommt uns zu: **Ednard Mörike's Gesammelte Schriften.** Stuttgart, Göschen, 1878. Sie ist in doppelter Rücksicht bedeutend: sie gestattet, die Wirkksamkeit dieses liebenswürdigen und genialen schwäbischen Dichters zu überblicken, und sie bietet aus dem Nachlaß Mörike's die Umarbeitung seines Jugendromans, des „*Waler Nollen*“. Lange war dieser Roman eine Art von Geheimbeßitz weniger mit der Literatur Vertrauter oder dem Dichter örtlich Nahestehender; viele Jahre vergriffen, nach dem Wunsch des Dichters nicht wiedergebracht, war er nur schwer zu erlangen; nun tritt er in vielfach erneuter Gestalt zum zweiten Male seine Reise durch das deutsche Publikum an, und wir wünschen ihm Glück dazu.

Mörike gehört jener Epoche an, in welcher ein zweites Geschlecht nach Goethe und Schiller hervortrat; das erste, welches ihnen folgte, war das der Romantiker, der Schlegel und Tieck und Novalis, gewesen; ihnen folgten in Norddeutschland die Arnim, Chamisso, Hoffmann u. s. w., in Süddeutschland Uhland, Mörike. Der philosophischen Construction entspricht in der Poesie eine Art von symbolischer und typischer Betrachtung und Darstellung des Lebens und der Wirklichkeit. Damit mischt sich der merkwürdige und lange noch nicht genug gewürdigte Einfluß der damals alle Augen auf sich ziehenden Phänomene des Magnetismus und Somnambulismus.

Kann man die Briefe des Ministers Hardenberg und anderer Männer erster Lebensstellung lesen oder in die Romane jener Tage blicken: nichts entzieht sich der Wirkung dieser Phänomene; ein Kritiker wie Strauß und ein Phantast gleich Justinus Kerner unterlagen diesem Einfluß. Die Wahlverwandschaften Goethe's zeigen ihn so gut als Arnim's Romane und Mörike's Nollen. Und doch erscheint zugleich in dieser Epoche schon ein verstärkter Sinn für das Reale, für die lebendige einzelne Thatfache, für die Beobachtung und das Mannigfache des Volkslebens, der geschichtlichen Sitten, der Lebensweise der einzelnen Stände. Alles jedoch noch eingehüllt in Symbolisches, Bedeutendes, Vorahnung, Schicksal.

In der so erfreulichen Gruppe der schwäbischen Dichter dieser Zeit zeigt Mörike selbständige Art. Nicht als stände er nicht auch unter den Einflüssen der dichterischen Vergangenheit. Wer erkannte nicht den Einfluß Goethe's in den herrlichen Versen:

Besuch in Urach.

Nur fast so wie im Traum ist mir's geschehen,
Daß ich in dies geliebte Thal verirrt.
Kein Wunder ist, was meine Augen sehen,
Doch schwaukt der Boden, Lust und Staube schwirrt,
Aus tausend grünen Spiegeln scheint zu gehen
Vergangene Zeit, die lächelnd mich verwirrt;
Die Wahrheit selber wird hier zum Gedichte,
Rein eigen Bild ein fremd und hold Gesicht!

Da seid ihr alle wieder ausgerichtet,
Besonnte Felsen, alte Dolmenstühle!
Auf Wäldern schwer, wo kaum der Mittag lichtet
Und Schatten mich mit balsamreicher Schwüle.

Kennt ihr mich noch, der sonst hieher geklüchtet,
Im Moose, bei süß schläferndem Gefühle,
Der Wüde Summen hier ein Ohr geliehet,
Ach, kennt ihr mich und wollt nicht vor mir
stehen?

Hier wird ein Strauch, ein jeder Palm zur Schlinge,
Die mich in liebliche Betrachtung fängt;
Kein Mäuerchen, kein Holz ist zu geringe,
Daß nicht mein Blick voll Wehmuth an ihm hängt:
Ein Jedes spricht mir halbverges'ne Dinge,
Ich fühle, wie von Schmerz und Lust gedrängt,
Die Thräne stockt, indeß ich ohne Wille
Unschlüssig, satt und durstig weiter eile.

Der Einfluß Goethe's herrscht auch im „Nolten“ überall, gemischt mit dem von Tied, zumal von dessen „Sternbald“; nicht immer angenehm macht sich in einer gewissen lässigen Breite der Darstellung die Nachwirkung auch der stilistischen Mängel beider Dichter bemerkbar. Daneben steht, wie sich für einen Schüler des Tübinger Stifts ziemt, der Einfluß der alten Dichter, mit denen sich Mörike eingehend beschäftigt, ja aus denen er schöne Uebersetzungen gegeben hat.

Aber in Mörike werden alle diese Einflüsse eine individuelle dichterische Physiognomie der erfreulichsten und sympathischsten Art. Er versteht eben sein eigenes Leben in echtem Goldglanz der Poesie zu sehen. Daher ist er ein lyrisches Genie. Es ist kein weiter Horizont, in dem sich der Tübinger theologische Student, der Vicar, der Landprediger bewegt: aber wie sieht er in diesem anmuthigen Thal seiner Existenz, das weit ab von der breiten politischen und wissenschaftlichen Heerstraße liegt, die Poesie jedes stillsten Winkels! Seine glücklichste dichterische Epoche bilden die Jahre, in denen er an verschiedenen Orten die Stelle eines Vicars bekleidete: damals entstanden auch der „Nolten“ und die in ihn eingestreuten wunderbaren Lieder. Es genügte ihm, im Schwabenlande mit der Post von einer Landschaft zur andern zu fahren und sich der Freiheit seines Poetenlebens zu freuen. Er sah da, was ihn mit tausend seelischen Beziehungen band, dieselbe Gegend, mit welcher er seine geheimsten Gedanken ausgetauscht. Er sah da, was er den Sitten seines heimischen Volkes im innersten Wesen abgelauscht, in heiteren und traurigen Zügen. Dies genügte ihm, er wünschte Fremdes und Größeres nicht kennen zu lernen. Es ist denn auch aus jener Zeit ein großer

Theil seiner Gedichte, und viele derselben gleichen Tagebuchblättern seines poetischen Entfaltens. Damals entstand auch der „Nolten“. Schon seit 1854 war die erste Auflage vergriffen. Dann kamen die Jahre des Pfarrlebens in Cleverfulzbach. In diesen Jahren bewahren seine Verse die volkmäßige schlichte Schönheit und wachsen durch den Klang von Humor und schelmischem Uebermuth, der nun hervortritt, sowie durch eine strengere Prägnanz und Formvollendung. 1843 verließ er das Pfarramt, wir finden ihn 1851 verheirathet in Stuttgart, in glücklichster Lage; aber die Jahre der poetischen Blüthe waren vorüber, und den Novellen, die damals entstanden, selbst dem „Mozart auf Reisen“, können wir nur geringen Geschmack abgewinnen.

Der „Maler Nolten“ bildet neben den lyrischen Dichtungen den Mittelpunkt dieser höchst gesammelten poetischen Laufbahn, deren Ergebnisse nun in vier kleinen Bänden vor uns liegen. Der Roman befißt seit seinem Hervortreten eine kleine Gemeinde begeisterter Verehrer; er ist darin dem „grünen Heinrich“ Gottfried Keller's ähnlich. Beide sind Jugendwerke, vor der äußeren Erfahrung des wirklichen Weltlebens geschrieben, entsprungen aus dem inneren jugendlichen Erlebniß, den Jugendirrungen der Jugendjahre und der Betrachtung derselben. Nur daß in Keller's Werk eine viel unmittelbare Macht des Erlebnisses pulst. Beide gehen von Naturen aus, die in einem innerlichen geistigen Bildungsproceß ihre Erfahrungen machten, nicht in den Abenteuern des äußeren Lebens. Der innere Vorgang in Keller war freilich unvergleichlich freier, realistischer und tiefer als der in dem schwäbischen Vicar, den der Gesichtskreis des Tübinger Stifts, der Freundschaften aus ihm, der Schnurren des Stiftlers und Vicars umgiebt. Der Roman Keller's ist daher schließlich weit bedeutender. Aber Mörike's Werk eignet eine wunderbare Harmonie, welche durch die sorgsame Umarbeitung noch bedeutend erhöht ist. Entsprechend seinem Ursprung, ist das Werk, sind alle seine Personen aus lyrischen Theilstücken zusammengesetzt. Es sind einerseits Stimmungen, aus denen sich Personen und Scenen zwischen Personen musivisch bilden;

es ist andererseits ein beziehender, bedeutsam verknüpfender Geist im Dichter, welcher in Verbindung derselben zu dem Ganzen eines ergreifenden Schicksals thätig ist. Dieser Geist ist mystisch, er lebt in Vorahnungen, Erfüllungen, Wirkungen von Handlungen in weiter Ferne der Zeiten, Verknüpfungen zwischen allen Handlungen und Schicksalen auf eine so zu sagen theologische Weise. Eingewebt in diese Betrachtungsweise ist die naturphilosophische Art, Naturgrundlagen geheimnißvoller Natur besonders für das Handeln der Frauen, Rückwirkungen vom Geistigen auf das Natürliche hervorzulehren, ähnlich wie dies in den Wahlverwandtschaften geschieht, die überhaupt im Ganzen und Großen Vorbild sind; so in den wunderbaren Szenen des ersten Wiedersehens von Nolten und Agnes die Einwirkung ihrer Schicksale auf ihre äußere Erscheinung. „Das Wundersamste aber und worauf ich mir selber etwas einbilden möchte, das will der Herr, scheint's, absichtlich gar nicht entdecken,“ sagte Agnes, indem eine köstliche Röthe sich über ihre Wangen zog. Wohl wußte er, was sie meinte. Ihre Haare, die er bei seiner letzten Anwesenheit noch beinahe blond gesehen hatte, waren durchaus in ein schönes, glänzendes Kastanienbraun übergegangen. Nolten war es beim ersten Blicke aufgefallen, und sogleich hatte ihn auch die Ahnung betroffen, daß Krankheit und dunkler Kummer Theil an diesem holden Wunder hätten. Agnes selber schien nicht im Entferntesten dergleichen zu denken, vielmehr fuhr sie ganz heiter fort: „Und meinst du wohl, es habe sonderlich viel Zeit dazu gebraucht? Nicht doch, fast zusehends, in weniger als zwanzig Wochen war ich so umgefärbt. Die Pastorstöchter und ich, wir haben heute noch unsern Scherz darüber.“

Es ist im Ganzen die Technik der Goethe'schen Romane, ja auch die Personen und Schemata lassen sich in mannigfacher Verkleidung wiedererkennen. Aus dieser Technik entspringt, daß bei höchster Naturwahrheit, Tiefe und Schönheit in Darlegung der einzelnen psychischen Momente die Charaktere als ganze überall die Mächte zeigen, in denen die Theilstücke verbunden werden; sie erscheinen daher incohärent und eines zusammenhängenden Willens entbehrend: daher das Schattenhafte in ihnen.

Die Technik des Stils zeigt besonders deutlich in dem ersten sorgfältig umgearbeiteten Theile überall das Goethe'sche. Man vergleiche mit einer bekannten Stelle der Wahlverwandtschaften die nachfolgende Schilderung Nolten's, wie er einsam nach der ersten Erklärung mit Constanze durch den winterröthlichen Schnee nach Hause reitet. „Ein herrlicher, über das ganze Schneefeld verbreiteter Mondschein umgab den Reiter. Doch war dieser Anblick für ihn eine Zeit lang wie gar nicht vorhanden. — ‚Sie liebt! liebt dich!‘ — scholl es ihm durch Kopf und Herz im lauten tausendstimmigen Tumult der Freude, des Erstauens. Er drang mit weit offenem Aug' in die nächtliche Bläue des Himmels und forderte alle Gestirne heraus, seine Seligkeit zu theilen.“ An die Wahlverwandtschaften erinnert auch die Darstellung der Katastrophe, welche keine Veränderung in dieser Neubearbeitung erfahren hat; sie erinnert daran bis in einzelne stilistische Wendungen wie den berühmten Uebergang in das Präsenz bei Goethe. Agnes ist die in das Kleinbürgerliche umgedichtete Ottilie. Wie ähnlich sind den Goethe'schen Stellen gleich der folgenden, mit welcher wir diese Betrachtung schließen:

„Endlich blieb Alles still. Die Thür ging auf, die kleine Schwester, welche die Bälge gezogen, kam auf den Behen geschlichen heraus, entfernte sich bescheiden und ließ die Thür hinter sich offen. Nun aber hatte man ein wahres Friedensbild vor Augen. Der blinde Knabe nämlich saß, gedankenvoll in sich gebückt, vor der offenen Tastatur, Agnes, leicht eingeschlafen, auf dem Boden neben ihm, den Kopf an seine Kniee gelehnt, ein Notenblatt auf ihrem Schoße. Die Abendsonne brach durch die bestäubten Scheiben und übergoss die ruhende Gruppe mit goldenem Licht. Das große Crucifix an der Wand sah mittheilsvoll auf sie herab. Nachdem die Freunde eine Zeit lang in stiller Betrachtung gestanden, traten sie schweigend zurück und lehnten die Thür sacht an.“

* *

Dante's merkwürdiges kleines Kunstwerk, das gleich den Dialogen Platon's in seiner kunstvollen Zusammensehung immer

noch die Ausleger beschäftigt, die *vita nuova*, bietet sich uns in einer hübsch ausgestatteten guten Uebersetzung dar: Das neue Leben von Dante Alighieri, übersetzt von W. Jakobson. Halle, Pfeffer, 1877.

Den Inhalt des Werkes bildet Dante's Liebe zu Beatrice von der ersten Begegnung an bis zu der wunderbaren Vision, welche mehrere Tage nach ihrem Tode eintrat und von diesen Sonetten zu der Conception der göttlichen Comödie überleitet. Den Kern bilden Sonette und Canzonen, welche durch Erzählung und Auslegung zum Ganzen der Geschichte seiner Liebe verknüpft werden.

Wir theilen die Ansicht des Uebersetters, welcher gegenüber den allegorischen Auslegungen der Realität dieser Liebe und der heftigen Affecte, die in ihrem Gefolge Dante bewegten, zu ihrem Rechte verhilft. Boccaccio erzählt eine Anekdote, die recht deutlich macht, wie wenig in Dante's Persönlichkeit ein Spiel der Gefühle in Allegorien lag. Dante, erzählt er, sei einmal an einigen Frauen vorübergegangen, und da habe eine der andern zugeflüstert: „Das ist der, der in die Hölle geht und wiederkehrt, wenn es ihm beliebt.“ „Gewiß,“ erwiderte eine andere, „man sieht es an seiner braunen Farbe und seinem krausen Bart, wie ihn der Rauch schwärzte und die Hitze verbrannte.“ Sie geben eine wahrhafte Geschichte, diese Sonette, von den ersten schülerhaften an, welche sich noch ängstlich an das Muster der *Trionfador's* anschließen, bis zu den freien, gewaltigen Schöpfungen, welche schon die göttliche Comödie vorbereiten. Wir geben als Probe der schönen Kunst

der Uebersetzung in dem vorliegenden Werkchen das erste Sonett, welches fast schülerhaft ein kindliches, theologisch gestaltetes Gesicht darstellt — dann das letzte, welches den Traum, die verklärte Beatrice, darstellt:

Erstes Sonett.

Den edlen Herzen sei, die Lieb' empfunden,
In Amor, ihrem Herrn, mein Gruß gesandt.
Damit, wird ihnen dies Gedicht bekannt,
Sie ihre Meinung mir darob besunden.
Vorüber war ein Drittel schon der Stunden,
In denen heller jeder Stern entbrannt,
Als Amor unvermuthet vor mir stand. —
Und noch rücksehend hält mich Gram gebunden.
Er trug mein Herz und blickte froh und mild;
In seinen Armen ruhte ich laßbehangen
Madonna, leicht von einem Tuch umhüllt.
Als sie erwacht, ah sie auf sein Verlangen
Mein brennend Herz, von Scham und Furcht erfüllt;
Drauf sah ich, wie er weinend fortgegangen.

Hundertzwanzigstes Sonett.

Jenseit der weiten Sphärenkreise droben
Schwingt sich der Seufzer, den das Herz geendet.
Die neue Einsicht zieht ihn fort nach oben.
Nun sieht er dort, wo all sein Wünschsen endet,
An höchsten Ehren eine Frau erhoben,
Und durch den Strahlenglanz, der sie umwoben,
Schaut sie der Pilgergeist, vom Licht geblendet.
Und was er sagt von ihres Anblicks Schimmer.
Ich faß' es nicht, so tief ist jedes Wort.
Das er dem Herzen lündet voll Vertrauen.
Ich weiß, er nennt die Meine, Edle dort.
Denn jener Beatrice denkt er immer,
Und dieses faß' ich wohl, ihr lieben Frauen.

„Nach diesem Sonett“ — so fährt Dante fort — „hatte ich eine wunderbare Erscheinung, in der ich Dinge sah, die den Vorsatz in mir erweckten, nicht eher wieder von dieser Göttlichen zu reden, bis ich es mehr ihrer würdig zu thun vermöchte.“ Es ist sein unsterbliches Gedicht, auf das er hier hindeutet.



www.libtool.com.cn

www.libtool.com.cn